



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

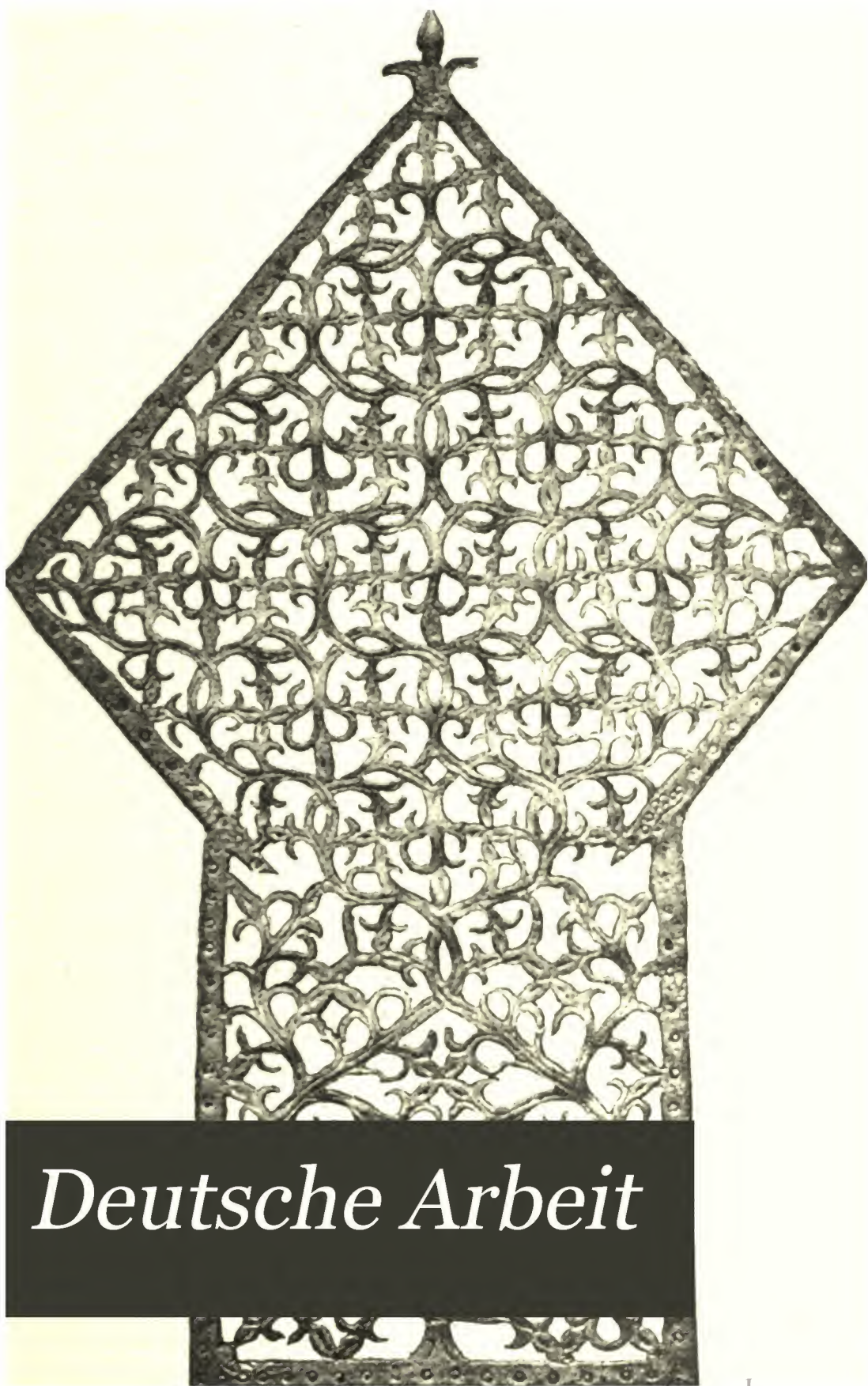
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Deutsche Arbeit

PGerm 147.21

HARVARD COLLEGE
LIBRARY



FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL

CLASS OF 1815



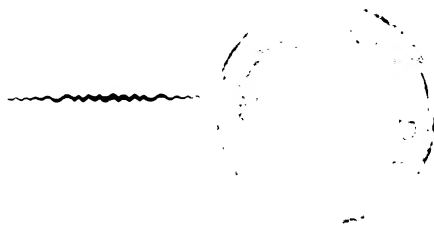
Deutsche Arbeit.

**Monatschrift für das geistige Leben
der Deutschen in Böhmen. — — —**

**Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher
Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.**

I. Jahrgang.

Oktober 1901 bis September 1902.



München. • Prag.

Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

1
P-Germ 147.21
✓



J. A. Lowell fund
(1)

Inhalt.

	Seite
Zum Geleite. Von Dr. Richard Batka	1—4
Auf der Kleinfeste. Gedicht von Rainer Maria Rilke	5
Rationale Einkommensverhältnisse in Böhmen. Von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser	5—19
Gedicht. — Abend. Gedichte von Rainer Maria Rilke	19—21
Gaufunde und Gaufunst. Von Prof. A. Paudler	21—27
De Muttersprache. Gedicht von Julius Bitter	28
Meine Heemt. — A Schiehner Oblid! Gedichte von Wilhelm Dehl	28—29
D' Volkspraak. — D' Inspektion. Gedichte von Lehrer Josef Köferl	29—30
Goethe und der Egerer Magistratsrat Grüner. Von Prof. Dr. Adolf Haußen	31—38
Bierblättriger Klee. — Das Orakel. Gedichte von Dr. Friedrich Adler	38—40
Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Hedenast. Von Prof. Dr. Adalbert Porcida	40—42
Stifter über Landes-Kunstgalerien	43—47
Aphoristisches über Krieg und Frieden. Von Bertha Frein von Suttner	47—49
Der Hussitismus und die Prager Universität. Von Prof. Dr. A. Bachmann	49—59
Das Hohenfurter Liederbuch. Von Dr. Richard Batka	59—63
Der volkswirtschaftliche Wert der künstlichen Schiffsahrtsstraßen. Von Dr. Viktor Kuch	63—77
Pflanzen als Trinkquellen. Von Prof. Dr. Hans Molisch	78—85
Denkworte. Von Philipp Knoll	85—86
Der Saufewind. Gedicht von A. A. Naaff	86
Ueber die Tragweite deutscher Wirtschafts- und Gesellschaftseinflüsse auf Böhmen im Mittelalter. Von Julius Lippert	97—107
Entwicklung. — Verstimmt. Gedichte von Prof. Dr. Franz Herold	108
Das Nordböhmisches Gewerbemuseum. Von Gustav Edmund	109—125
Aus den Memoiren der Frau Elisa von Asztalos	125—135
Herbst. Gedicht von Hedda Sauer	135
Heimatkunst. Von Adolf Bartels	136—139
Wie das Kathele und Hansele Vater und Mutter suchen gingen. Erzählung von Lehrer Josef Stibiz	140—144
Der Martinitag. Von Dr. Michel Urban	144—147
Die Marchfeldschlacht. Von August Sperl. (Aus dem Werke „Die Söhne des Herrn Rudivoj.“)	147—170
Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen. Von Prof. Dr. Adolf Haußen. I. Zur Einführung. — II. Der Böhmerwald und das südliche Böhmen. — III. Das Egerland und sein Umkreis. (Mit ungedruckten Gedichten von M. Urban und J. Köferl.) — IV. Das Erzgebirge und das mittlere Nordböhmen. (Mit ungedruckten Gedichten von Anton Günther, Gustav C. Laube, Josef Stibiz, Wilh. Wendel, S. R. Kreibich und einer dramatischen Szene von Julius Reinwarth.) — V. Das östliche Böhmen. (Mit ungedruckten Dichtungen von Julius Bitter und Wilhelm Dehl.) — VI. Nachwort.	181—192. 368—386, 677—706 und 812—839

	Seite
Der Herrnhäusstein bei Steinschönau in Nordböhmen, seine Ver- müthung und seine Rettung. Von Prof. Dr. J. E. Döbisch . . .	193—195
Peccavi. — Zwei Welten. Gedichte von Dr. Emil Faktor . . .	195—196
Spätherbst. Gedicht von Hedda Sauer . . .	197
Goethe in Elbogen. Von Prof. Dr. H. Richter . . .	197—210
Deutschböhmisches Liederbuch. Frühlingsfeier. Von Hugo Salus. Vollenliedchen. Von Oskar Wiener. — Das Mägdelein und der Dornbusch. Von R. W. Gavalowski . . .	211—212
Ein Scheiden. Skizze aus dem unteren Egerlande. Von Franz Floth . . .	212—221
Die alten volkstümlichen Kirchenlieder aus der Iglauer Sprachinsel. Ein Beitrag zur deutschböhmisches Volkskunde. Von Josef Stibitz . . .	221—229
Das Gericht. Gedicht von Viktor Sadwiger . . .	230—231
Wassertragen und Landwirtschaft. Von Karl Maria Dergel . . .	231—248
Ueber die gesellschaftlichen Gewalten. Rede bei der Einführung in das Rektorat der Universität in Prag von Prof. Dr. Friedrich Freiherrn von Wieser . . .	261—290
Benedek und der Krieg von 1866. Von Prof. Dr. Ottokar Weber . . .	290—309
Volkspoesie und nationale Poesie. Von Dr. Richard Kralik von Mayerswalden . . .	310—319
Professor Friedrich Steiner. Von Prof. F. Stark . . .	315—321
Mein Böhmen. — Brachfeld. Gedichte von R. von Kralik . . .	321—322
Entsagen. — Mein Lebensgarten. Gedichte von Jella von Jedniß . . .	322
Ein Lied aus einem jungen Jahre. Gedicht von Paul Leppin . . .	323
Die Zauberflöte. Erzählung von Christiane Gräfin Thun-Salm . . .	323—328
Die englischen Militärstationen auf dem Seewege nach Indien: Gibraltar, Malta und Aden. Von Prof. Dr. Oskar Lenz . . .	349—368
Die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen. I. und II. Von Dr. Rudolf Wollan . . .	386—401
Reflexe. Eine Erzählung von Rainer Maria Rilke . . .	401—409
Wie der Teufel tanzen lehrt. Ballade von Dr. Oskar Wiener . . .	409—411
Von einem Lehrer verlang ich. — Jugend und Lehrer. Sprüche von Bürgereschullehrer Karl R. Fischer . . .	411
Hugo Salus' Christa von Dr. Alfred Kastil . . .	412—416
Die deutsche Kunst in Böhmen und die neue Prager Kunstgalerie. Von —r. . .	416—420
Die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschug. Von Hofrat Prof. Dr. Eugen Freiherrn von Philippovich . . .	437—450
Ueber Denkmalpflege. Von Prof. Dr. Josef Neuwirth . . .	450—463
Die gegenwärtige und die einstige Vergleichen der Australischen und Neuseeländischen Alpen. Von Prof. Dr. Robert von Rendenfeld . . .	463—469
Das deutsche Volksbildungswesen in Böhmen. Von Prof. Ludwig Fleischner . . .	470—486
Dazu Anhang über die volkstümlichen Hochschulvorträge. Von Prof. Dr. Adolf Hauffen . . .	549—551
Feierabend auf dem Lande. — Idylle. Gedichte von J. J. Horschid . . .	486—487
Die Dürre. Gedicht von Dr. Eugen Lirsch . . .	487—489
Prag. Gedicht von Prof. Dr. Franz Herold . . .	489
Der Göge. (Das Ende eines Glaubens.) Von Fr. W. van Desteren . . .	489—498
Mein Weg. Gedicht von Jella von Jedniß . . .	499
Hic Rhodus, hic salta! Gedicht von Dr. Friedrich Adler . . .	499
Die Entstehung der farbentragenden Verbindungen an den Prager Hochschulen. Von Prof. Dr. Gustav C. Laube . . .	517—534
Die Gefahren des Oitens für die europäische Landwirtschaft. Von Ferdinand Grafen Huquon . . .	534—542
Bericht über eine Reise nach Australien. Von Prof. Hermann Degler Elternhaus und Schule. Vortrag von Gymnasial-Direktor Dr. Gustav Dergel . . .	552—562
Don Gil. Komödie nach Tirso de Molina von Dr. Friedrich Adler. Schlußszenen des ersten Aktes . . .	562—568
Aschenbrödel. Eine Erzählung von Dr. Theodor Kirchner . . .	569—575
	575—577

	Seite
Bauernbegräbnis. Gedicht von J. Stibitz	585
Deim. Gedicht von Dr. Richard von Kralitz	597
Waidwerk. Gedicht von J. J. Horschid	598
Im Mai. Gedicht von Rudolf Haas	599
Erinnerung. — Pestalozzi. Gedichte von Franz Herold	600
Der Weiger. Gedicht von Oskar Wiener	601
Wunsch. Gedicht von Franz Jeffer	601
Frühling. Gedicht von Peter Philipp	602
Die Musikschule in Pelschau. Von Ernst Rychnowsky	602—615
Die Kunstausstellung in Prag und die Deutsch-Böhmen. Von Karl Krattner	615—619
Zur Psychologie des Stils. Von Dr. Eugen Holzner	619—624
Das Repertoire der deutschen Theater in der Spielzeit 1900—1901. Vom Dramaturgen Dr. Max Poensgen-Alberty	624—631
Deutschböhmisches Lieberbuch: Nippes. Gedicht von Oskar Wiener. Du bist mein Traum! — Was ist der Wald? Gedichte von Direktor Jos. L. Haase	631—633
Theodor von Bernhadi und seine Beziehungen zu Böhmen. Von Prof. Dr. Julius Jung	633—644
So sterben Götter. Ein Satyrspiel von Dr. Theodor Kirchner	644—655
Der Birkenwald. Von Hedda Sauer	656—659
Der Heimgang des Blinden. Gedicht von Karl Pröll	659
Adalbert Stifter als Landschaftsmaler. Von Prof. Dr. Adalbert Porcida	706—715
Historische Musik und Böhmens Anteil daran. Von Prof. Dr. Hein- rich Rietsch	715—722
Der Böhmerwald in Literatur und Kunst. Von Alois John	722—736
Böhmisches Glas. Von Direktor Julius Leisching	737—740
Ballade. — Erwartung. Gedichte von Paul Leppin	740—741
Vier Gedichte. Von Dr. Paul Adler	741
Sonntagsmorgen. Erzählung von Gustav Leutelt	742—748
Wallenstein. Eine Studie. Von Prof. Dr. Ottomar Weber	756—793
Volkslied und Urheberrecht. Eine Erwiderung. Von Prof. Dr. Heinrich Schuster	840—847, 999
Gegenantwort von Dr. Richard von Kralitz	847—848
Josef Labitzky. Zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag des Kaiserkönigs von Böhmen. Von Ernst Rychnowsky	848—854
Aus meiner Briefmappe. Briefe von Alfred Meißner und Josef Rant von Karl Pröll	854—857
Mittsommer. Gedicht von Dr. Rudolf Haas	858
Abend. — Herbst. Gedichte von Dr. Ingo Hauschild	858—859
In Träumen leben. Gedicht in Prosa von J. J. Horschid	859—861
Deutschböhmisches Lieberbuch. Wandersehnsucht. — Zwei Herzen voll Treue. — Wie Liebe grüßt. Lieder von Anton August Naaff	861—862
Königsworte. — Goldene Hochzeit. Gedichte von Oberlehrer Franz Kloth	862
Die Lotterie. Eine Erzählung in Briefen von Christiane Gräfin Lhun-Salm	863—868
Ich bin. — Blumenkönigin. Gedichte von Viktor Hadwiger	868—869
Auf die 37. Naturforscherversammlung. Gedicht von Albert Eulenburg	898
Das pathologisch-anatomische Museum der deutschen Universität in Prag. Von Prof. Dr. S. Chiari	899—905
Lebensdauer, Altersschwäche und Tod. Von Prof. Dr. R. von Lendenfeld	906—915
Neuere Auffassungen und Methoden bezüglich der Reizbewegungen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Friedrich Czajek	915—923
Die Lehre vom Gleichgewichtssinn und der Anteil deutscher Arbeit in Böhmen an ihrer Entwicklung. Von Prof. Dr. Johannes Gad	923—932
Gautreizende Primeln. Von Prof. Dr. A. Nestler	933—937
Erhaltung der Naturdenkmäler. Von Prof. Dr. Gustav C. Laube	937—946

	Seite
Inwiefern ist es möglich die Physiologie von der Psychologie sprachlich zu trennen? Von Prof. Dr. D. E. Dering	947—951
Die wissenschaftliche Erforschung des Luftkreises der Erde auf Bergstationen und durch Luftballonsfahrten. Von Prof. Dr. R. Spitaler	951—960
Ueber das Leuchten des Fleisches. Von Prof. Dr. Hans Molisch	960—964
September. Gedicht von Franz Flotz	965
Gedichte von Dr. Karl Wayer	965—966
Der erste Patient. Eine Skizze aus dem Dorfleben von Oberlehrer Joh. Fahn	966—970
Naturgeschichtliche Volksmärchen aus Deutschböhmen	970—976
Ein Gedicht des Professors Mikán 1837. Von Dr. M. Urban	977—979
Album älterer deutscher Dichter aus Böhmen. I Friedrich Bach	980

Mundschau.

Das Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts. Von Ad. Hauffen	170—171
Georg Handšch von Linus. Von A. S.	250
Erdbeben in Deutsch-Böhmen in den Jahren 1900, 1901. Von Laube	329—331
Deutschböhmen in Wien. Von A. S.	331—332
Wilhelm Kessel Von J. M.	333—334
Ein Dichter des Böhmerwaldes. (Zum siebzigsten Geburtstage von Maximilian Schmidt.) Von Dr. Rudolf Fürst	421—423
Die Wirbeltierfauna der böhmischen Braunkohlenformation. Von Laube	500—505
Vorbericht über die von der Gesellschaft ausgerüstete wissenschaftliche Expedition nach Kleinasien. Von Prof. Dr. Heinrich Smoboda	505—507
Die neue Stifterausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Von Prof. Dr. A. Sauer	578—582
Zur neuen Rechtschreibung. Von Dr. Johann Weide	582—584
R. J. von Braunthal. Von A. S.	585—587
Eine Miniaturenschule in Hohenfurt. Von P. Dr. Valentin Schmidt	660—661
Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz. Von Ad. Horcicka	749—750
Zur 40jährigen Jubelfeier des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Von Ad. Hauffen	750—753
Mittelalterliche Historiker Böhmens in neuer Beleuchtung. Von Dr. Oskar Wanka, Edler von Koblów	870—874
Die 37. deutsche Naturforscherversammlung in Karlsbad 1862. Von A. S.	981—983
Die 74. deutsche Naturforscherversammlung in Karlsbad 1902	983—986
Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein Votos von Prof. Dr. Maximilian Singer	986—989
Die vollstümlichen Hochschulkurse der deutschen Universität. Von A. S.	989—992
Bericht über die archäologische Expedition nach Kleinasien von Prof. Dr. Heinrich Smoboda	992—995
Viktor Barvitiús. Nachruf von Karl Krattner	995—997
Deutsch-böhmische Kunst in den Münchener Ausstellungen von Walthar Ziegler	997—999

Beisprechungen:

Bericht über die Festigung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen aus Anlaß ihres 10jährigen Bestandes. Von B.	93—94
Mehner Paul, Drei deutsche Böhmerwalddichter. Von August Sauer	95
Dohl Wilhelm, Orheeme is Orheeme. Schlesische (Grulicher) Mundart. Von A. S.	96
Sperl August: Deutsch-böhmische Dichtungen. (Die Fahrt nach der alten Urkunde. — Die Söhne des Herrn Budivoj. — Hans Georg Portner.) Von Franz Jesser	176—180
Agjahardus W., Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden von W.	252—253
Barthele Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Von — a —	253—254

Fro Karl, Deutschösterreichischer Zeitweiser für das Jahr 1902. — Kralik Richard von, Die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal. — Willmann D., Das Prager pädagogische Universitäts-Seminar im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens. Von a—	254—258
Hilke Rainer Maria. Neue Dichtungen: 1. Die Letzten. (Novellen.) 2. Das tägliche Leben. (Drama.) Von A. S.	334—336
Mörath A., Die Pflege der Tonkunst durch das Fürstenhaus Schwarzenberg im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Von D.	336
Ranger Dr. Eduard, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. Von D.	336—338, 507, 756—757, 1000—1002
Dähnhardt D., Heimatklänge aus deutschen Gauen. 3 Bände. Von A. S.	338
Laufberger Friederike, Schloß Gunzenlech. Erzählung von F. J. Arbeiten der Deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen. Prag 1900 und 1901. Von Karl M. Dergel	338—339
Mahler A., Polyklet und seine Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Plastik. Von Dr. Anton Piccardt	423—424
Freitag Gustav, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848—1894. 1 Band. Von A. S.	424—425
Dejstereň F. W. van, Domitian. Tragische Dichtung in fünf Aufzügen. — Frendt Theresie Disharmonieen, Eva Hartung. Zwei Novellen. — Daudisch-Mercy Emmy, Geträumtes und Erdachtes. Von E. D.	425—426
John Alois, Festschrift anlässlich des Fahnenschwügens der Fleischerzunft in Eger am 3. September 1901. Von A. S.	426—427
Krauß Hans A., Heimat: Eine Romantrilogie (1. Vene, 2. Der Förster von Konradsreut, 3. Die Stadt.) Von Alois John	427—428
Fleischner Ludwig, Oesterreichische Bürgerkunde. Von Dr. Anton Frank	508—509
Schubert Anton, Urkundenregesten aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster Böhmens. Von D. v. Wanka	586—587
Benisch Josef, Der Evangelimann von Wilhelm Kienzl. Von Ernst Rychnowsky	587—588
Stibitz Josef, Lieder und Weisen. Von Karl A. Fischer	588—589
Philipp Peter, Nirvana und Sambara. Ghafelen. Von Georg Brandt	662
Dafka Richard, Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst. Von Ernst Rychnowsky	662—664, 878—879
Schneider Ferdinand Josef, Jean Pauls Altersdichtung Fibel und Komet. Von Dr. Walter Hoppe	664—665
Kralik Richard von, Weiselieder und Festgedichte. Von Georg Brandt	753—754
Urbach Benno, Leibnizens Rechtfertigung des Uebels in der besten Welt. Von Kasil	754
Jaumann G., Leichtfassliche Vorlesungen über Elektrizität und Licht. — Lecher Ernst, Ueber die Entdeckung der elektrischen Wellen durch Heinrich Herz. Von Dr. J. von Geitler	754—756
Neue Gedichtsammlungen. Freihold E., Frühlingsstürme. — Glöth Franz, Gedichte. — Hadwiger Viktor, Ich bin. Von A. S.	874—876
Schwarz Karl Joh., Der Weg zur Ehe. Schauspiel. Von Georg Brandt	876—877
Vollbrecht E., Nach dem Sturme. Der Supplent. Novellen. Von B. v. Sch.	877
Strobl Karl Hans, Die Baclaubude. Ein Prager Studenten-Roman. Von A. S.	877—878
Robitschek Robert, Menuett für Orchester. Von Ernst Rychnowsky	879
Nach Franz, Das Religions- und Weltproblem. Von Sp.	879—882
Wolke Karl, Vinzenz Eduard Milbe als Pädagoge und sein Verhältniß zu den geistigen Strömungen seiner Zeit. Von Dr. Anton Frank	882—884

	Seite
Weigmann O. A., Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Dienzenhofer. Von Hg.	884—885
Bayer Karl, Gedichte. Von E. Fr.	1000
Bibsch und Pelikan, Geologische Neuaufnahme des Mittel- gebirges. Von Prof. Laube	1002—1005
Zehn Jahre landeskultureller Arbeit. Von F. Jeffer	1005—1007
Briefwechsel zwischen Goethe und Sternberg von A. Sauer	1007—1008

Vorträge und Kurse. Seite 174—175, 339—340, 428—429, 509—510, 589—590, 667—669, 757—758, 885, 1008—1015.
Vereine. Seite 175—176, 340—341, 429, 510—511, 590—591, 669, 885—886.
Museen. Seite 88—91, 172, 251, 341, 429—430, 511, 590, 669, 758, 886—887.
Theater und Musik. Seite 91, 172—173, 251—252, 341—342, 430—432, 511, 590—591, 669—670, 758—760, 1016—1019.
Ausstellungen. Seite 91—92, 173.
Ehrungen, Preise. Seite 93, 173.
Zeitschriftenschau. Seite 96, 180, 259—260, 344—348, 434—436, 514—515, 594—596, 672—676, 762—763, 891—895, 1017—1019.
Preisaus schreiben. Seite 92—93, 174, 343.
Bildende Kunst. Seite 342—343, 432, 511—512, 591—592, 670—671, 758, 887—888, 1016—1017.
Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Seite 348, 436, 515—516, 666—667, 764, 895—896, 1020.
Bücherschau. Seite 93, 258, 344, 432—434, 512—513, 593—594, 671—672, 760—762, 889—891, 1015—1016.
Vermischte Nachrichten. Seite 512, 889.
Literatur. Seite 592, 760.

Bildtafeln.

- ✓ Probebild aus Seb. Grüner's: Ueber die ältesten Sitten und Gebräuche der
Egerländer.
- ✓ Der Herrnhausstein in Nordböhmen.
- ✓ Bindagrät, Daidingerspizze und Hochstettergletscher von der Mittelmoräne des
Lasmangletschers.
- ✓ Dugong (Halicore dugong).
- ✓ Abend. Von Wenzel Wirtner. — Am Holzplatz. Von Emanuel Hegenbarth.
- ✓ Faun und Nymphen. Von Alois Nieber.
- ✓ Bild auf Gutwasser bei Oberplan. — Friedberg mit dem Bild auf Witting-
hausen. — Die Strážerau bei Linz. Gem. von Ad. Stifter.
- ✓ Das Denkmal Ad. Stifters in Linz. Nach dem Entwurfe des Bildhauers
D. Rathausky in Wien, enthüllt am 24. Mai 1902.
- ✓ Die Primula obconica Hance. Vergiftung des Unterarmes durch Primeln.



Aus Seb. Gruner's: Über die ältesten Sitten u. Gebräuche der Egetländer.

Dresdenerbibliothek, Carl Neumann, Pögg.

Tanz.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Oktober 1901

Heft 1

Motto:

Goethe über die Deutschböhmen.

Ueberhaupt sind diese Böhmen, wenn ihnen einmal das Licht aufgeht, ganz vortreffliche Menschen und um so braver, als das Licht, was sich über Deutschland verbreitet hat, zu ihnen gedrungen ist, ohne die fratzenhaften Gaukelbilder mitzubringen, die aus unseren philosophischen Laternen so schattenhaft überall herumschwanken.

Teplitz, 27. Juni 1813.

Zum Geleite.

Neue Zeitschriften pflegen in den ersten Worten an die Leser die Beweggründe ihres Entstehens darzulegen und ihr Erscheinen zu rechtfertigen. Vielleicht wird ein Organ für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen erklären müssen, warum es erst so spät geschaffen wird. Lag es an der „Unmitteilung in sich selbst“, die Goethe einst als den literarischen Charakter des Landes erkennen wollte? Während der Tagespresse sonst überall Revuen ergänzend zur Seite traten, welche die Verhältnisse der Heimat in weiterem Abstände betrachten, während Gaue, Kreise und Provinzen in eigenen Blättern die Summe ihres kulturellen Strebens ziehen und die ihnen innewohnenden geistigen Kräfte als geschlossene Einheiten auspielen, hat den Deutschen Böhmens solch ein allgemeiner Sammelplatz bisher gefehlt. Die sehr verdienstlichen, aber engeren Bedürfnissen dienenden landschaftlichen Blätter boten dafür keinen zureichenden Ersatz.

Seit mehr als einem Menschenalter ringt bei uns das Deutschtum mit der wiederum vordrängenden slavischen Macht, nicht nur um politi-

ischen Einfluß, sondern um den Vorrang der Kultur. Mit klugem Sinne haben es die Gegner verstanden, einerseits den Deutschen allgemach die Hauptstadt zu verleiden, so daß viele junge Talente und hervorragende Männer der Wissenschaften und Künste außer Landes zogen und für dessen Entwicklung verloren gingen, andererseits ihre eigenen geistigen Kräfte insgesamt in Prag zu vereinigen, um bei Fernerstehenden den Eindruck großartiger Fülle zu erzielen. Was Wunder, wenn dann selbst an den maßgebenden Stellen des Reiches die geistige Bedeutung der Deutschen Böhmens unterschätzt wird und öffentliche Mittel für unsre Bestrebungen immer schwerer zu gewinnen sind! Die einfachste Erwägung zeigt, wie verhängnisvoll es für die Deutschen werden könnte, wenn sie, statt sich allen Schwierigkeiten zum Trotz, fest aneinanderzuschließen, sich gar in ihre Stammeswinkel zurückschrecken ließen, wo sie in der Vereinzelung um so leichter an die Wand gedrückt werden müßten.

Nun ist vor Jahresfrist ein Buch erschienen, das unter dem Titel „Deutsche Arbeit“* zum ersten Male zusammenfaßt, was die Deutschen Böhmens durch die Jahrhunderte auf den verschiedenen Kulturgebieten geleistet haben. In solcher bündigen Uebersicht hatte sich die Summe dieser deutschen Arbeit bisher wohl Niemand vorgestellt, und was immer man an diesem ersten Gesamtbilde der deutschen Kultur in Böhmen aussetzen möge: sein belehrender und erzieherischer Wert wird dadurch nur wenig berührt. Das war ein Trost und ein Ansporn! Haben wir früher in guten und schlimmen Tagen uns in Ehren behauptet, Tüchtiges geschaffen, der Allgemeinheit genützt, so können wir's wohl auch fürder. Eine rühmliche Vergangenheit wirkt als Triebfeder für die Zukunft..

An dieses Buch knüpft unsre Zeitschrift an. Sie wird sich also zunächst mit der Schilderung unserer thatsächlichen Verhältnisse, unserer mannigfaltigen Bestrebungen auf schöngeistigem, künstlerischem, technischem, geschichts- und naturwissenschaftlichem, landes- und volkskundlichem, national- und staatsökonomischem Gebiete zu befassen haben. Muß sie es naturgemäß vermeiden, in das wirre Getriebe der wechselnden Tagespolitik

* Deutsche Arbeit in Böhmen. Kulturbilder von Dr. Friedr. Adler, Prof. Dr. Adolf Bachmann, Dr. Richard Batka, Prof. Josef Bendel, Dr. Rudolf Fürst, Prof. Dr. Josef Grunzel, Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prof. Dr. E. Heinrich Risch, Prof. Dr. Alfred Maar, Prof. Dr. Philipp Knoll, Karl Kostka, Prof. Dr. Viktor von Kraus, Prof. Dr. Gustav Laube, Prof. Dr. Josef Neuwirth, Dr. G. E. Pazaurek, Dr. L. Schlesinger, Heinr. Teweles und Dr. W. Toischer. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen von Hermann Bachmann (Berlin, Concordia, 1900).

hinabzusteigen, so wird sie um so energischer und freier den großen, bleibenden Volksfragen ins Gesicht schauen und den historischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen des politischen Lebens die regste Beachtung schenken. Originalbeiträge heimischer Schriftsteller, Dichtungen, Romane und Novellen, Proben neuer, künstlerischer Erzeugnisse in Wort, Bild und Notensatz, Lebensbeschreibungen als Vorarbeiten zu einer dringend zu wünschenden „deutschköhmischen Biographie“, Memoiren, Briefwechsel und sonstige aufschlußreiche Urkunden, Essays und belehrende Aufsätze sollen im Verein mit chronistischen und bibliographischen Notizen eine möglichst vollständige Uebersicht über die von den Deutschen Böhmens geleistete Kulturarbeit gewähren. Das Feuer des guten Wortes belebe Nerven und Fäuste und nähre jene unverdrossene Arbeitslust, worin von je die Kraft unsres Volkstums wurzelt, mag es nun die harten Gewalten der Natur bezwingen oder zu den ragenden Idealen der Menschheit sich erheben. Zu dieser forschenden, beschreibenden und ermunternden Thätigkeit gesellt sich zulezt auch die kritische, da ohne freimütige Erörterung vorhandener Mängel, ohne den Mut zur Anregung ruhender Zustände, ja geradewegs zur Bekämpfung dumpfer Unthätigkeit eine Zeitschrift von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt wäre. Parteiliche Denkart liegt den Herausgebern dabei so fern, daß sie vielmehr darauf bedacht sind, schwebende Fragen von den verschiedensten Standpunkten beleuchten zu lassen, und das Blatt grundsätzlich allen großen Richtungen des deutschen Kulturlebens offen halten.

Indem wir den deutschen Gedanken auf unser Panier schreiben, bezwecken wir natürlich keineswegs eine Verwischung der Unterschiede, die aus der Mund- und Stammesart, aus den vielfältigen Landschafts- und Erwerbsverhältnissen innerhalb unseres Volkstums sich ergeben. Gerade die Mannigfaltigkeit der Individualitäten soll Wechsel, Reichthum und Farbe in das Bild unserer Kultur bringen, der bunte Chor unserer Dialekte in seinen treuherzigen Naturlauten sich zaglos neben dem förmlicheren Ton der Schriftsprache vernehmen lassen. Den zuweilen so schroff hervorgekehrten Gegensatz zwischen Stadt und Land wollen wir nicht verschärfen, sondern erblicken in beiden berechnigte Erscheinungen des Lebens, mit besonderen Gesichtskreisen, eigentümlichen Vorzügen, aber auch gemeinsamen Interessen.

Im übrigen beschränkt sich das Programm der Zeitschrift keineswegs auf die inneren Angelegenheiten unseres Landes. Wir gehören einem Staat und einem Volk an, sind an den großen österreichischen

wie an den großen nationalen Angelegenheiten des ganzen Deutschlands immer beteiligt. Damit erweitert sich das Feld der deutschen Arbeit ins Unabsehbare, damit wird der Bann provinzieller Abgeschlossenheit durchbrochen, und wem auch dieser Rahmen noch zu klein erscheint, der bedenke, daß Deutsche aus Böhmen forschend und erwerbend, als Gelehrte, Kaufleute, Musikanten über die ganze Erde kommen. Ihre Berichte von fremden Ländern und Völkern mögen uns stets daran erinnern, daß unsere Welt nicht zwischen Mich und Grulich beschloffen liegt.

Während wir so dem heimischen Schrifttum eine lang entbehrte Stätte eröffnen, wollen wir — wie es schon der weitgezogene Kreis unserer Aufgaben fordert — bei der Wahl unserer Mitarbeiter den Geburts- und Aufenthaltsort nicht engherzig den Ausschlag geben lassen. Muß es doch von hohem Wert sein zu erfahren, wie sich unsere Zustände im Blicke der Draußenstehenden spiegeln, kennen wir doch die Gefahren geistiger Inzucht und den Vorteil frischer Gedankenzufuhr von außen. Wie wir uns bewußt sind, als Glieder eines großen Körpers nicht ohne Bedeutung zu sein, weil Deutsche aus Böhmen auf vielen Gebieten des Geistes führende Stellungen innehaben, und weil die Fragen, die uns bewegen und die wir zu lösen versuchen, anderwärts nicht minder lebhaft aufgeworfen werden: so üben wir andererseits auch gern die bescheidenere Tugend des Lerneifers und der Empfänglichkeit. Daß, um ein berühmtes Beispiel anzuführen, Mozarts Kunst zuerst bei uns gewürdigt wurde, war kein Zufall, und dankbar wollen wir die Beziehungen verfolgen, welche große Männer an unsere Heimat knüpfen. Wenn wir einen geistigen Verkehr nach allen Seiten hin anbahnen, auswärtige Schriftsteller für unsere Sache erwärmen, den vollen Strom der deutschen Kultur befruchtend über unsere Felder führen, wird's unserm Volkstum gewiß zu Heil und Segen gereichen.

Aller Anfang nimmt über gute Vorsätze seinen Weg. Werden wir die Kraft haben, die unsern zu vollbringen? An Ernst und gutem Willen, beteuern wir, fehlt es nicht, und der Charakter einer Zeitschrift, die mehr als ein literarischer Stapelplatz werden möchte, prägt sich auch nicht in ihren ersten Hefen aus, sondern tritt erst plastisch zu Tage, wenn ihre leitenden Gedanken ausgesät sind, Wurzel schlagen, zu keimen und zu treiben beginnen. Mög' unserm Wirken auch Blüte und Frucht bescheert sein! In deutscher Arbeit, welche die Volksgenossen des Landes zu innigster Gemeinschaft verbündet, liegt Hoffnung und Zuversicht:

Laboremus!

Auf der Kleinseite.

Alte Häuser, steilgeiebelt,
Hohe Türme voll Gebimmel,
In die engen Höfe liebelt
Nur ein winzig Stückchen Himmel.

Und auf jedem Treppenflocke
Müde lächelnd — Amoretten,
Hoch am Dache, um barocke
Däsen rieseln Rosenketten.

Spinnverwoben ist die Pforte
Dort. Verstoßen liebt die Sonne
Die geheimnisvollen Worte
Unter einer Steinmadonne.

Rainer Maria Rilke.

Nationale Einkommensverhältnisse in Böhmen.

Von **Friedrich Freiherr von Wieser.**

Seit Oesterreich das starre Gefüge des alten absoluten Staates gesprengt hat und der enge Kreis von privilegierten Herren und ausgesuchten Beamten, die früher an der Beratung der Gesetze teilgenommen hatten, den breiten Massen der Abgeordneten und der Wähler den Platz eingeräumt hat, ist die Monarchie auf eine neue Grundlage gestellt worden, deren Zusammensetzung niemand genau bekannt war und ist, am wenigsten den Wortführern der Menge, die die Verfassung erkämpft haben. In einem tastenden Umherschuchen hat seither die heimische Staatskunst den neuen Boden zu erforschen gestrebt, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, da die Parteien durch die Aenderung der Dinge selber erst in Fluß gekommen sind und neue Verhältnisse angenommen haben und noch fortwährend annehmen. Da keiner der leitenden Staatsmänner den durchdringenden Blick besaß, um sich in all dem Gewirre zurecht zu finden, so mußte der Kurs des Staatsschiffes nicht selten geändert werden, nicht selten ist es mit schweren Erschütterungen auf Untiefen geleitet worden. Es hat lange gewährt, bis man in Wien der wachsenden Kraft der tschechischen Nation inne wurde; der ungeheure Irrtum, mit dem das Ministerium Badeni die Widerstandsfähigkeit der Deutschen in Böhmen unterschätzte, ist durch die Thatfachen rascher aufgedeckt worden.

Das Sprichwort sagt zwar, daß Probieren über Studieren geht, aber für die Staatskunst kann dieser Satz nicht gelten. Man kann sie

gewiß nicht einfach durch Studieren erwerben, aber noch weniger taugt das bloße Probieren. Nicht nur daß derjenige, der auf der politischen Bühne auftritt, immer im vollen Lichte der Oeffentlichkeit steht, und daß er vor dem unbarmherzigen Urtheil des Publikums zumichte wird, wenn er sich erst in Versuchen üben will, wo es das machtvolle Wort des Meisters zu hören erwartet: so ist der Stoff, der ihm anvertraut ist, vor allem viel zu heikel, als daß er in schülerhaften Händen belassen werden dürfte. Experimente, wie sie Graf Badeni machte, können nur unter schweren Erschütterungen durchlebt und dürfen nimmermehr wiederholt werden. Und so wird man doch nicht vermeiden können — so lange der große Staatsmann noch nicht gekommen ist, auf den Oesterreich hofft, und der die Kunst mitbringen wird, die man in keiner Schule lernen kann — die Elemente unserer Politik zu studieren, soweit sie eben zu studieren sind.

Das große Publikum, wie es ja lieber an Wunder als an Gesetzmäßigkeiten glaubt, hat für die Notwendigkeiten des Staatslebens keinen Blick. Es sieht die Politik für ein Gebiet an, in welchem Willkür, Zufall, Launen und Imponderabilien aller Art entscheiden; und nirgends als gerade in Oesterreich, dem Reiche der Unwahrscheinlichkeiten, könnte man leichter zu der Meinung verleitet werden, daß die Politik mit ihren Sprüngen, die hier so oft bis ins Unerwartete gehen, ohne inneres Gesetz von irgend einer unberechenbaren Kraft geleitet würde. Aber auch in der Politik geschehen keine Wunder, selbst der große Staatsmann wirkt keine, er schafft seine Erfolge nicht aus dem Nichts; er ist nach dem Worte Bismarcks, nur der Fährmann, der auf dem Strome steuert, dessen Kraft sein Fahrzeug treibt. Er hat die seltene, und wenn man will, wunderbare Gabe, die fruchtbaren Kräfte des Volkslebens, die Anderen verschleiert sind, zu sehen und ihnen zu gewaltigem Durchbruch zu verhelfen, indem er sie sammelt, ordnet und bildet. Manches von dem, was er mit dem freien Blick des Künstlers auf einmal umfaßt, läßt sich durch wissenschaftliche Aufarbeitung, wenn auch mühsamer und unvollständiger klarstellen, einige von den entscheidenden Thatfachen sind geradezu meßbar und zählbar. Die Volksmenge ist ein solches Element, und nicht mit Unrecht verfolgt man in Oesterreich mit leidenschaftlichem Interesse die Verschiebungen der nationalen Massen, die die Folge der Volkszählungen zeigt. Aber die Menge allein kann nicht entscheiden, ein Volk von Analphabeten gilt wenig im gesitteten Leben der modernen Welt. Man muß die Massen gegen einander auch nach ihren inneren Kräften abwägen. Der Streit unserer

Nationalitäten wird, falls er nicht durch Gewalt und von außen, in Konvulsionen der Weltgeschichte, sondern auf friedlichem Wege im Innern ausgetragen werden wird, ohne Zweifel vor allem nach Maß der Kulturkräfte entschieden werden, über die die einzelnen Nationalitäten gebieten.

Von den Kulturunterlagen, die zur politischen Macht führen, ist die wirtschaftliche Kultur der wissenschaftlichen Messung am zugänglichsten. Der Besitz, den ein Volk errungen hat, ist eine Macht, die im Staatsleben respektiert werden muß, noch höhere Wirkung aber kommt auf die Dauer den Kräften zu, die den Besitz hervorbringen. Sie sind nicht im mindesten fittlich oder geistig die höchsten, die den Menschen auszeichnen, aber wie der Erwerb für die Massen das wichtigste Zeitmotiv der Thätigkeit ist, so sind die Verhältnisse des Erwerbes, wenn man die Massen vergleichen will, der beste Anhalt, um den Entwicklungszustand zu beurteilen, den sie erreicht haben, und die Entwicklung voranzusehen, die sie in nächster und absehbarer Zeit erreichen werden.

Damit soll nicht gesagt sein, daß wirtschaftliche Begabung oder Reichtum ohne weiteres ein brauchbarer Maßstab für politische Begabung und Kraft sein sollen. Es gibt Nationen, deren ganzer Sinn im Erwerbe aufgeht und die sich in jedes fremde Staatswesen einfügen, in dem ihnen Gelegenheit zum Gewinn geboten wird. Auf diese Weise sind die meisten deutschen Kolonien im Osten der Monarchie politisch ihrer Nation verloren gegangen. Andererseits haben wir in der Monarchie das Beispiel der Ungarn, welche, wirtschaftlich wenig entwickelt, durch seltenen politischen Sinn Macht und Herrschaft erworben und auf diesem Wege die Lücken ihrer Volkszahl ausgefüllt und den Zugang zur Ansammlung wirtschaftlicher Macht gefunden haben. Es hat vielleicht nicht an frommen Wünschen gefehlt, die für das Tschechentum ähnliche Wege gehofft haben. Bedarf es aber eines Wortes, um zu beweisen, daß den Deutschen in Böhmen niemals das Schicksal der Deutschen in Ungarn bereitet werden kann? Die Deutschen in Ungarn, vor der Entwicklung des deutschen Nationalbewußtseins vom Stode ihres Volkes abgeschnitten, zerstreut lebend, zumeist bäuerliche Kolonisten, dem ungarischen Staatsgedanken seit Menschenaltern gewonnen; und dagegen die Deutschen Böhmens, die sich längst schon nicht mehr als Unterthanen der böhmischen Krone, sondern als Oesterreicher gefühlt hatten, mit der Ueberlieferung aufgewachsen, die Gesetzgebung und Verwaltung in ihrer Muttersprache zu empfangen, in der Blüte ihrer städtereichen und industriellen Entwicklung, mit voll aufgeschlossenem

nationalen Bewußtsein, auf allen geistigen Gebieten in inniger Fühlung mit der allgemeinen deutschen Kultur, fast durchaus in geschlossenem Sprachgebiete lebend und überdies mit dem Rücken angelehnt an das große deutsche Stammgebiet im Reiche und in Oesterreich — es gehört wenig Scharfblick dazu, um zu erkennen, daß es in Böhmen und in ganz Oesterreich keine Macht gibt, die groß genug wäre, um dieses mächtig pulsierende nationale Leben zu überwältigen. Die wirtschaftlichen Errungenschaften der Deutschen Böhmens zeugen um so stärker für sie, als sie alles aus eigener Kraft geleistet haben. Als Kolonisten sind sie ins Land gerufen worden, namentlich um das rauhe walbige Randgebirge zu bebauen, das die tschechischen Einwanderer mißachtet hatten. Auf diesem armen Boden haben sie ihre Industrien gegründet, durch Leute aus ihrer Mitte, aus ihren Dörfern, ohne Unterstützung der Regierung, fern vom Zentrum des Reiches. Was sie auf diesem Boden geschaffen, ist der Beweis einer persönlichen Tüchtigkeit und einer aufbauenden gesellschaftlichen Kraft, die weit über bloßen Erwerbsinn hinausgehen.

Es wird in dieser Zeitschrift Gelegenheit gegeben sein, in ausführlicher Weise darzustellen, auf welche anderen Kulturunterlagen politischer Macht sich die Deutschen Böhmens noch berufen können; heute möchte ich bei dem Thema der wirtschaftlichen Kultur bleiben.

* * *

Die Veranlagung der neuen Personaleinkommensteuer hat die Möglichkeit geboten, den wirtschaftlichen Kulturzustand insoweit abzuschätzen, als wir dadurch in der Lage sind, das Einkommen aller jener Personen zu messen, welche mehr als 600 fl. jährlich beziehen. Das Einkommen der übrigen — und diese machen allerdings die viel größere Masse aus — bleibt unbekannt, aber der Schluß ist nicht unberechtigt, daß der günstige Stand, den die Deutschen in den Einkommen über 600 fl. zeigen, auch für die geringeren Einkommen gelten werde. Auf alle Fälle ist durch das Niveau von 600 fl. Jahreseinkommen eine überaus wichtige Kulturschicht der Bevölkerung abgegrenzt, und gerade diejenigen, welche auch für die politische Entscheidung die größte Bedeutung haben wird.

Ich habe in einem kürzlich veröffentlichten Buche „Die Ergebnisse und Ausichten der Personaleinkommensteuer in Oesterreich“ die nationale Aufteilung dieser Steuer in Böhmen bereits besprochen und daselbst die wichtigsten Ziffern berechnet. Das große politische Interesse, das sich an diese Ziffern knüpft, wird es rechtfertigen, wenn ich noch einmal und

ausführlicher auf den Gegenstand zurückkomme. Ich möchte nur darauf aufmerksam machen, daß ich alle Relativzahlen auf die Ziffern der Volkszählung von 1900 umgerechnet habe. Auch möchte ich noch bemerken, daß ich damals die überwiegend tschechischen Vororte von Prag, nämlich Bizkow, Nusle-Pankraz und Lieben unter den tschechischen Städten ausgewiesen habe, während ich sie jetzt in Verbindung mit Prag und dessen anderen Vororten unter den gemischten Städten ausweise; ich glaube, daß diese Einteilung übersichtlicher ist und das Zusammengehörige richtiger zusammenfaßt.

Die Grundlagen meiner Berechnung sind jedermann zugänglich; sie finden sich in den amtlichen „Mitteilungen des k. k. Finanzministeriums“ von 1900. Dasselbst sind die Veranlagungsergebnisse für 1899 bezirksweise veröffentlicht, und ich hatte nur die Aufgabe, die amtlichen Bezirksziffer für gewisse größere Gebietsgruppen zusammenzuziehen.

Welche Gruppen zu bilden sind, darüber kann kein Zweifel sein. Vor allem muß die bekannte Einteilung in einsprachige und gemischte Bezirke berücksichtigt werden. In den ersteren kann man die Steuerleistung ohne weiteres der betreffenden Nationalität zurechnen; ebenso muß man dort vorgehen, wo die eine Nationalität ausgesprochen überwiegt. In den überwiegend deutschen Bezirken ist dies um so eher zulässig, als die daselbst lebende tschechische Bevölkerung zumeist aus Lohnarbeitern besteht, deren größter Teil das Einkommen von 600 fl. nicht erreicht. In den überwiegend tschechischen Bezirken hat die eingesprengte deutsche Minderheit allerdings einen anderen Charakter. Sie besteht aus Personen größeren und großen Einkommens sowie Besitzes; es gibt Bezirke, in denen das Einkommen eines einzigen Feudalherrn oder Fabrikbesizers sehr ins Gewicht fällt und seine Steuerleistung alle anderen geradezu aufwiegt. Indem diese Ziffern der tschechischen Mehrheit zugerechnet werden müssen, werden im ganzen nicht unbedeutende Beträge auf deutscher Seite vernachlässigt. Für die politische Würdigung der Verhältnisse kommt dieser Fehler nur darum etwas weniger in Betracht, weil die Feudalen deutscher Nationalität politisch auf Seite der Tschechen stehen.

Solche Bezirke, welche als gemischt in dem Sinne zu bezeichnen sind, daß sie bedeutendere Minderheiten von Einkommensteuer-Genossen der zweiten Nationalität in sich schließen, sind nur in geringer Zahl vorhanden. Um so wichtiger sind einige von ihnen, nämlich Prag mit seinen Vororten, Pilsen und Budweis, durch die Menge ihrer Genossen und die Höhe von Steuerleistung und Einkommen. Bedauerlicherweise liegt

für die nationale Aufteilung in diesen Orten kein amtlicher Behelf vor, man ist auf private Schätzungen angewiesen, die einigermaßen unsicher bleiben.

Neben der Einteilung in deutsche, tschechische und gemischte Bezirke muß noch eine zweite, sich mit ihr kreuzende Einteilung festgehalten werden, nämlich in Stadt und Land, die sich in ihren Einkommensverhältnissen ganz außerordentlich von einander abheben. Leider hat unsere amtliche Statistik nicht alle Städte, sondern nur die mit mehr als 10 000 Einwohnern besonders ausgewiesen, während sie die kleineren mit den Landgemeinden unter den „politischen Bezirken“ zusammenstellt.

Auf diese Weise entstehen die 6 folgenden territorialen Gruppen:

1. Deutsche Städte von mehr als 10 000 Einwohnern, nämlich Auffig, Reichenberg, Teplitz-Schönau mit Turn, Warnsdorf, Asch, B.-Leipa, Brüx, Dux, Eger, Gablonz, Graslitz, Karlsbad, Komotau, Leitmeritz, Rumburg, Saaz und Trautenau, zusammen mit 333 443 Einwohnern.

2. Deutsche „politische Bezirke“, zusammen mit 1 851 393 Einwohnern.

3. Tschechische Städte von mehr als 10 000 Einwohnern, nämlich Chrudim, Jungbunzlau, Kladno, Klattau, Kolín, Kuttenberg, Pardubitz, Pisek, Práibram, zusammen mit 131 892 Einwohnern.

4. Tschechische „politische Bezirke“, zusammen mit 3 046 232 Einwohnern.

5. Die größeren gemischten Städte, Prag samt Vororten, Pilsen und Budweis, zusammen mit 534 630 Einwohnern.

6. Die gemischten „politischen Bezirke“, als welche ich Königinhof, Landskron, Leitomischl, Neuhaus, Prachatz, Schüttenhofen und Senftenberg gerechnet habe, zusammen mit 420 690 Einwohnern.

Im ganzen Lande sind 184 732 Personen durch die Einkommensteuer getroffen. Ihre Verteilung auf die genannten territorialen Gruppen wird durch die folgende Tabelle ausgewiesen. Es befinden sich Censiten

	im deutschen Gebiet		i. tschechischen Gebiet		im gemischten Gebiet		zusammen	
	in absolut.	in %	in abs.	in %	in abs.	in %	abs.	in %
	Zahl	d. Bevölk.	Zahl	d. Bev.	Zahl	d. Bev.		
in den Städten über 10 000 Einw.	25 500	7,65	6 500	4,93	50 329	9,41	82 329	8,23
in den „politischen Bezirken“	48 447	2,62	47 375	1,56	6 581	1,56	102 403	1,93
zuf.	73 947		53 875		56 910		184 732	

Von den 50 329 Censiten der gemischten Städte kommen 24 100 auf Prag, 18 050 auf dessen Vororte, 5534 auf Pilsen und 2645 auf

Budweis. Wenn man von den Censiten der gemischten Territorien rund 12 000 als deutsch rechnet — wie ich glaube, ein vorsichtiger Anschlag, der unter der wahren Ziffer zurückbleiben dürfte — und den Rest von rund 45 000 als tschechisch, so berechnen sich für das ganze Land rund 86 000 oder 46,48% deutsche und rund 99 000 oder 53,51% tschechische Censiten, ein Verhältnis, das für die Deutschen viel günstiger ist als ihr Anteil an der Bevölkerung, der im Jahre 1890 nur 37,2% betrug. Die Deutschen, die etwas über ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, stellen fast die Hälfte der Personen, deren Einkommen über 600 fl. hinausgeht.

Die amtlichen Ausweise gestatten es, außer dem Niveau von 600 fl. Einkommen noch eine Reihe anderer horizontaler Durchschnitte durch den Einkommensaufbau des Landes zu legen. Ich wähle die Horizonte von 1800, 3600, 6000, 50 000 fl., und zwar in der Weise, daß ich jedesmal nicht etwa diejenigen Personen zusammenfasse, die von einer Stufe bis zur nächsten zu zählen sind, sondern daß ich immer alle diejenigen rechne, die über den betreffenden Horizont überhaupt hinausreichen, bis zur höchsten Ziffer hinauf.

Ich lasse die Zahlen zunächst für die größeren Städte und die „politischen Bezirke“ getrennt folgen. Es finden sich Personen mit Einkommen

	im deutschen Gebiet		i. tschechischen Gebiet		i. gemischt. Gebiet		
	in den		in den		in den		
	größeren Städten	politischen Bezirken	größeren Städten	politischen Bezirken	größeren Städten	politischen Bezirken	zus.
über 600 fl.*	25 500	48 447	6 500	47 375	50 329	6 581	184 732
„ 1 800 fl.	5 287	4 686	1 091	4 992	10 589	812	27 457
„ 3 600 fl.	1 686	1 355	230	1 086	3 544	190	8 091
„ 6 000 fl.	752	607	86	429	1 512	75	3 461
„ 50 000 fl.	26	53	—	35	45	3	162

In den „größeren Städten des gemischten Gebietes“ finden sich insbesondere Personen mit Einkommen

	i. d. Stadtgemeinde	in Prag	in Pilsen	in Budweis	zus.
	Prag	f. Vororten			
über 600 fl.*	24 100	42 150	5 534	2 645	50 329
„ 1 800 fl.	6 168	9 150	989	450	10 589
„ 3 600 fl.	2 390	3 121	335	88	3 544
„ 6 000 fl.	1 118	1 362	124	26	1 512
„ 50 000 fl.	40	44	1	—	45

* Die wenigen Censiten, deren Einkommen unter 600 fl. beträgt, sind mitgezählt.

Zusammengefaßt und auf Relativzahlen umgerechnet erhält man folgende entscheidende Ziffern. Es finden sich Personen mit Einkommen

	im deutschen Gebiet		im tschechischen Gebiet		im gemischten Gebiet		
	absf.	in % der Gef.=Zahl	absf.	in % der Gef.=Zahl	absf.	in % der Gef.=Zahl	auf.
über 600 fl.*	73 947	40,03	53 875	29,16	56 910	30,8	184 732
„ 1 800 fl.	9 973	36,32	6 083	22,15	11 401	41,52	27 457
„ 3 600 fl.	3 041	37,6	1 316	16,27	3 734	46,15	8 091
„ 6 000 fl.	1 359	39,27	515	14,85	1 587	45,85	3 461
„ 50 000 fl.	79	48,77	35	21,6	48	29,63	162

Von den 162 Censiten mit mehr als 50 000 fl. Einkommen stellt das deutsche Gebiet fast die Hälfte, nämlich 79; die tschechischen Landstädte stellen keinen einzigen, die 35 der tschechischen „politischen Bezirke“ dürften zumeist Großgrundbesitzer sein, unter denen sich viele von deutscher Nationalität befinden. Von den 48 des gemischten Gebietes entfallen 44 auf Prag und dessen Vororte; ihre Namen sind größtenteils bekannt, sie sind ganz überwiegend Deutsche, zum Teile Feudale, nur zum geringsten Teile Tschechen.

Ueber dem Horizont von 6000 fl. Einkommen stellt das deutsche Gebiet 1359 Censiten, so daß den Deutschen zur Hälfte im Lande nur noch 372 fehlen, eine Zahl, die von ihnen im gemischten Gebiet ohne Zweifel überschritten wird. Außerdem sind unter den 515 hierher gehörigen Censiten des tschechischen Gebietes, außer den Deutschfeudalen, nicht wenige entschiedene Deutsche.

Ueber dem Horizont von 3600 fl. stellt das deutsche Gebiet 3041 von 8091 Censiten des Landes. Die an der Hälfte fehlenden 1005 werden von ihnen im übrigen Teile des Landes ohne Zweifel aufgebracht.

Ueber dem Horizont von 1800 fl. endlich stellt das deutsche Gebiet 9973 Censiten, zur Hälfte im Lande fehlen somit noch 3756. Mit Rücksicht auf die Vertretung, welche die Deutschen unter den 9150 Censiten dieser Schicht in Prag, unter den 989 von Pilsen, den 450 von Budweis und den 812 der gemischten „politischen Bezirke“ haben, und da sie selbst unter denen des tschechischen Gebietes mitvertreten sind, dürften sie auch hier die Hälfte erreichen, wenn sie sie nicht überschreiten; keinesfalls könnte ihnen zur Hälfte ein merklicher Betrag fehlen.

* Die wenigen Censiten, deren Einkommen unter 600 fl. beträgt, sind mitgezählt.

Solche Ziffern machen es erklärlich, daß im Vormärz die wenig zahlreiche herrschende „Gesellschaft“ in Böhmen deutsch gewesen ist. Würde die politische Macht an einen höheren Censur gebunden sein, so würden heute noch die Deutschen das Land beherrschen, da ihnen dann zu ihrer eigenen Zahl noch die vielen Unentschiedenen zufallen würden, die immer wie Ballast nach der Seite strömen, nach der sich das Staatsschiff neigt, und da auch die stark aufsteigende Bewegung, welche die Schichten höheren Wohlstandes und höherer Bildung im tschechischen Volke in den letzten Jahrzehnten genommen haben, ohne die treibende Kraft politischer Macht einen Abbruch erlitten hätte. Hätten sie das Bündnis mit den Feudalen nicht, so würden die Tschechen auf den höchsten Einkommenstufen fast unvertreten sein; es ist für sie von außerordentlicher Bedeutung, daß sie durch dieses Bündnis zu ihrer eigenen politischen Kraft, die infolge der Zusammensetzung der Nation wesentlich eine demokratische ist, den aristokratischen Einfluß jener „kleinen, aber mächtigen Partei“ hinzu gewonnen haben. Die breite Basis, auf welche heute das Wahlrecht gestellt ist — die Zahl der Wähler in den Städte- und Landgemeindenkurien überschreitet die der Censiten der Personaleinkommensteuer sehr beträchtlich — hat die Deutschen zwar politisch in die Minderheit gedrängt, den Vorrang in den höheren gesellschaftlichen Schichten behaupten sie aber heute noch. Indes ist ihre Stellung im Lande keineswegs die einer Plutokratie. Sie haben auch an den Mittelschichten der Bevölkerung einen Anteil, der weit über ihre Volkszahl hinausgeht. Wenn sie zu den Censiten mit mehr als 600 fl. Einkommen fast die Hälfte im Lande stellen, so bedeutet das, daß ihr Bürgertum kräftiger entwickelt, daß ihre Bauernschaft besser gestellt ist, daß sie zu den bestbezahlten industriellen Lohnarbeitern ein größeres Kontingent liefern. Wenn sie zu den Censiten über 1800 fl. die Hälfte stellen, so ist dies der konzentrierte wirtschaftliche Ausdruck einer überaus großen Summe gesellschaftlicher Arbeit, die sie weit über ihre Volkszahl hinaus in zahlreichen hervorragenden Stellungen in Amt und Erwerb leisten. Eine Nation, die an der leitenden Kulturarbeit des Landes einen so bedeutenden Anteil hat, kann auch politisch nicht einfach als Minderheit gezählt werden.

Die Ziffern, die die amtliche Statistik hinsichtlich der Einkommensquellen zur Verfügung stellt, belehren uns, daß sich die deutsche Arbeit auf alle großen Gebiete des Erwerbes erstreckt und überall den Vorrang behauptet. Auf den Kopf der Gesamtbevölkerung des betreffenden Gebietes gerechnet, entfällt in Gulden ö. W. an Einkommen aus

	Grundbesitz	Gebäuden	selbständigen Unternehmungen u. Beschäftigungen	Dienst- be- züge	Kapital- ver- mögen
in den größeren deutschen Städten	2.47	19.16	59.02	43.07	22.62
in den größeren tschechischen Städten	4.03	8.05	22.45	32.77	9.37
in den deutschen politischen Bezirken	5.64	2.90	13.10	12.72	4.98
in den tschechischen politischen Bezirken	6.69	1.55	5.90	8.60	2.72

Ich habe bei dieser Aufstellung das gemischte Gebiet beiseite gelassen, weil es nicht möglich ist, für dasselbe einen Schlüssel zur Aufteilung auf die beiden Nationalitäten zu finden. Die Ziffern sind für die Deutschen durchaus sehr günstig, nur bezüglich des Einkommens aus Grundbesitz stehen sie zurück. Aber dieses Einkommen hat für die größeren Städte keine Bedeutung, und für die „politischen Bezirke“ ist die ungünstigere Ziffer nur dadurch entstanden, daß das deutsche Gebiet einen stärkeren Zusatz städtischer Bevölkerung enthält. In den eigentlich landwirtschaftlichen deutschen Bezirken berechnet sich für Einkommen aus Grundbesitz die Ziffer von 7 fl. 20, welche besser ist als die tschechische Ziffer. Für alle anderen Einkommenszweige zeigen die deutschen Ziffern einen ganz außerordentlichen Vorsprung. Dieser ist am geringsten bei den Dienstbezügen (die im tschechischen Gebiet bezeichnender Weise an höchster Stelle stehen), am größten ist er bei den „selbständigen Unternehmungen und Beschäftigungen“, was darauf hinweist, daß die wichtigste Quelle des deutschen Vorsprungs die regere wirtschaftliche Initiative ist.

Das (reine) steuerpflichtige Gesamteinkommen, auf den Kopf der Bevölkerung des betreffenden Gebietes gerechnet, beträgt in den deutschen größeren Städten 130 fl. 67, in den tschechischen 66 fl. 01, in den deutschen „politischen Bezirken“ 33 fl. 42, in den tschechischen 19 fl. 93.

In absoluten Ziffern beträgt dasselbe

	im deutschen Gebiet	im tschechischen Gebiet	im gemischten Gebiet	zusammen
in den größeren Städten	43 571 222 fl.	8 706 197 fl.	85 833 416 fl.	138 110 835 fl.
in den politischen Bezirken	61 878 540 fl.	60 728 746 fl.	8 232 280 fl.	130 839 566 fl.
zusammen	105 449 762 fl.	69 434 943 fl.	94 065 696 fl.	268 950 401 fl.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß von der Ziffer des gemischten Gebietes so viel auf deutsche Rechnung zu stellen ist, daß die deutsche Gesamtziffer über die Hälfte des steuerpflichtigen Gesamteinkommens im Lande hinauskommt.

Die Vorschreibung an Personaleinkommensteuer beträgt

	im deutschen Gebiet	im tschechischen Gebiet	im gemischten Gebiet	zusammen
in d. größeren Städten	834 035 fl. —	125 475 fl. 20	1 621 883 fl. 80	2 581 394 fl. —
i. d. politischen Bezirken	1 029 328 fl. —	971 779 fl. —	128 230 fl. —	2 129 337 fl. —
zusammen	1 863 363 fl. —	1 097 254 fl. 20	1 750 113 fl. 80	4 710 731 fl. —

Es liegen zwar keine amtlichen Ausweise darüber vor, wie die Steuervorschreibung des gemischten Gebietes auf beide Nationalitäten aufzuteilen ist, wohl aber sind private Schätzungen gemacht worden, die alles Vertrauen verdienen; ich habe mich in meinem früher genannten Buche auf dieselben bezogen. Nimmt man sie zur Grundlage, so berechnet sich der deutsche Anteil an der Gesamtvorschreibung des Landes mit reichlich mehr als der Hälfte; ich habe ihn mit 57,6, den tschechischen mit 42,4 % beziffert.

Diese so günstigen Ergebnisse haben die Deutschen vor allem ihrer glücklicheren städtischen und industriellen Entwicklung zu danken. Wenn man von den gemischten Städten, also namentlich von Prag, vorerst absieht, so findet man gegenüber 17 deutschen Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern nur 9 tschechische dieser Stufe; dieselben erheben sich kaum über den Rang von Landstädten, die volkreichste unter ihnen, Kladno, hat nur 18 000 Einwohner. Dagegen besitzen die Deutschen 7 Städte mit mehr als 20 000 Einwohnern. Scheidet man diese ganz aus und beschränkt man den Vergleich beiderseits auf die Städte von 10—20 000 Einwohnern, so zeigt sich auch hier die ausgesprochene Ueberlegenheit auf deutscher Seite. Die 10 deutschen Städte dieser Stufe — Aich, B.-Leipa, Dux, Graßlitz, Karlsbad, Komotau, Leitmeritz, Rumburg, Saaz, Trautenau — haben zusammen 138 040 Einwohner gegenüber 131 892 der tschechischen Städte, aber sie stellen 9568 Censiten gegenüber 6500 der letzteren, sie versteuern ein Einkommen von 16,4 Mill. fl. gegenüber 8,7 Mill. fl., sie bezahlen von ihrem Einkommen 308 590 fl. 90 Steuer gegenüber 127 211 fl. 80 der tschechischen Städte. Karlsbad allein, dessen Ziffern überhaupt hervorragen und auf ein mustergiltiges Bekenntnis und damit auf hoch entwickelten Bürgerfinn schließen lassen, bringt bei

bloß 14 640 Einwohnern ein steuerpflichtiges Einkommen von 4,58 Mill. fl. auf, mehr als die Hälfte dessen, was alle tschechischen Landstädte zusammen aufbringen, und auch weit mehr als z. B. der tschechische Prager Vorort Žižkov, dessen Bevölkerung von 60 089 Menschen nur ein Einkommen von 3,15 Mill. fl. versteuert.

Allerdings sind die Landstädte nicht die städtischen Knotenpunkte der Tschechen, sondern diese werden durch Prag mit seinen Vororten und durch Pilsen gebildet, deren Einwohner — 426 978 bezw. 68,292 — überwiegend tschechisch sind. Aber in beiden Orten haben sich deutsche Minderheiten behauptet, die trotz ihrer relativ geringen Zahl sehr hohe Ziffern der Genfiten, des steuerpflichtigen Einkommens und der Steuerleistung aufbringen. Sie bezahlen an beiden Orten nach dem Urteil erfahrener Kenner etwa die Hälfte der ganzen Personaleinkommensteuer; das ist der ziffermäßige Ausdruck dafür, daß die Deutschen an beiden Orten zum Großbürgertum, zu den besitzenden und gebildeten Klassen sehr starke Kontingente stellen.

Auch in den „politischen Bezirken“ ist es die lebhaftere städtische und industrielle Entwicklung, der die Deutschen ihren Vorsprung zu danken haben. Unter den 1,85 Mill. Einwohnern derselben im deutschen Gebiete wohnen 724 344 = 39,13 % in Gemeinden mit mehr als 2000 Menschen, unter den 3,05 Mill. im tschechischen Gebiet 734 068 oder nur 24,12 %. Da die Stadt und die Industrie es ist, die die weitaus zahlreicheren Genfiten und die größeren Einkommen hervorbringt — zumal in Oesterreich hat die Veranlagung auf dem Lande sehr schwache Ergebnisse geliefert — so wird der deutsche Vorsprung erklärlich. Indes selbst die vorwiegend landwirtschaftlichen Bezirke haben im deutschen Gebiet viel bessere Ziffern als im tschechischen. Die 9 deutschen „politischen Bezirke“, welche die geringste städtische Bevölkerung haben, weisen (bei einer Bevölkerung von 372 139 Menschen, wovon 48 356 in Gemeinden von über 2000 Einwohnern) 1,72 % Genfiten bezw. 22 fl. 78 steuerpflichtiges Einkommen und 0,37 fl. Steuervorschreibung auf den Kopf der Bevölkerung aus, die entsprechenden 12 tschechischen (mit 633 858 Menschen, wovon 98 075 in Gemeinden über 2000 Einwohner) dagegen nur 1,35 % Genfiten, bezw. 15,77 fl. steuerpflichtiges Einkommen und 0,21 fl. Steuervorschreibung auf den Kopf.

Diese Ziffern führen in ihrer Trodenheit eine beredte Sprache. Aber wie sprechen sie erst zu dem, der sie in die lebensvolle Erscheinung umzudeuten weiß, deren einförmiger Auszug sie sind! In solchem Sinne

verstanden, in Fleisch und Blut umgewandelt, zeichnen sie uns das Bild eines tüchtigen, auf allen Gebieten rüstig schaffenden Volkes. Wenn dieses Volk politische Ansprüche erhebt, so kann es sich für dieselben auf den schönsten Titel berufen, auf die von ihm geleistete Arbeit. Durch diese hat es sich von geringen Anfängen im Lande zu immer steigender Bedeutung hervorgehoben, allem äußeren Ungemach zum Trost. Es hat die Verwüstungen der Hussitenzeit überdauert, es hat die Gegenreformation, die der Schlacht am weißen Berge folgte, und die Gräueltaten des dreißigjährigen Krieges über sich ergehen lassen müssen, nicht minder wie das Lichthenvolk. Immer ist es seine Arbeit gewesen, aus der es die Kraft gewonnen hat, das Verlorne zu ersetzen, sich auszubreiten und in steigender Entfaltung vorwärts zu kommen. Die wirtschaftlichen Werte, die die deutschen Bauern und Bürger geschaffen haben, sind in ihrer Summe ein großer politischer Wert geworden, der es ihnen verbürgt, daß sie bei der endlichen Austeilung der öffentlichen Gewalten im Lande nicht zu kurz kommen werden, falls sie es nur verstehen, als geeinigtes Volk für die allgemeinen Interessen mit derselben Kraft zu wirken, die die einzelnen Volksgenossen jeder für sich bewährt haben.

Der Leser möge mir noch gestatten, an den Ziffern der Steuerstatistik die Bedeutung zu zeigen, die bei der Entscheidung des nationalen Ringens der Hauptstadt des Landes zukommt. Prag, d. h. die Stadtgemeinde Prag mit den Vororten Smichow, Karolinenthal, Biskow, Weinberge, Nusle-Pankraz und Lieben weist 42 150 Censiten, 74 208 220 fl. steuerpflichtiges Einkommen und 1 440 512 fl. 75 Personaleinkommensteuer aus. Es stellt einen überaus großen Teil der Censiten und damit der politisch reifen Bürger der tschechischen Nation, es vereinigt einen überaus großen Teil des Einkommens und der wirtschaftlichen Macht der Nation. Wäre Prag nicht da, so hätten die Deutschen auf allen Einkommensstufen, vom Steuerminimum bis zu den höchsten, die Mehrheit der Censiten, erst die Hauptstadt mit ihren Massenziffern, obwohl dieselben keineswegs ganz den Tschechen zuzurechnen sind, bildet gegenüber den Ziffern der deutschen Städte das ausgleichende Gegengewicht. Beleben wir das Ziffernskelet zur vollen Erscheinung, so verstehen wir die Wichtigkeit, die die hunderttürmige goldene Stadt für die Geschichte Böhmens hat. Indem Prag aus einer Stadt mit deutscher Bildung, die es noch vor einem halben Jahrhundert war, zum Mittelpunkt des tschechischen geistigen Lebens geworden ist, hat es die besten Geister der

Nation, die früher durch das Medium der deutschen Bildung abgezogen wurden, für die Heimat erhalten, hat es sie versammelt und ihnen eine Stätte geschaffen, von der sie zu ihrem Volke sprechen können. Es sichert der tschechischen Nation ihre Einheit, ihre Organisation, es gibt ihr auf allen Gebieten die Führer und den Ausdruck der öffentlichen Meinung. Als Sitz der Landesverwaltung, als großer, altgegründeter und aufwärts strebender Industrie- und Geschäftspfad gibt es dem „Zuge nach der Stadt“ den Hauptanziehungspunkt. In raschem Laufe wachsend, gewinnt es den größten Teil der „Hände“, die es für die zunehmende Arbeit benötigt, aus seinem näheren und weiteren slavischen Bannkreise; sehr bald modelt es die zugewanderten tschechischen dörflichen und kleinstädtischen Arbeiter zu beweglichen Großstädtern um, ihren nationalen Wert erhöhend, wenn nicht anders, so dadurch, daß es durch sie seine Massen verdichtet und die großstädtische Resonanz verstärkt, die so viel dazu beiträgt, daß die Dinge die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und in die Ferne wirken. Von der zuwandernden deutschen Arbeiterbevölkerung werden nicht wenige tschechisiert. Was von der alten Stadtbürgerschaft, national unbestimmt und unbestimmbar, als utraquistisch bezeichnet werden konnte, ist entweder voll slavisch nationalisiert oder doch wenigstens äußerlich ins tschechische Lager herübergezogen worden. Es ist keine zu kühne Behauptung, wenn man sagt, daß die böhmischen Dinge einen ganz anderen Verlauf genommen hätten, falls die Hauptstadt des Landes auf deutschem Boden gegründet worden wäre und dort sich die natürliche Anhäufung der Menschen und des Besitzes vollzogen hätte, die die Hauptstadt hervorruft. Mit sicherem politischen Instinkt hat sich die tschechisch radikale Partei die volle Slavisierung Prags zum Ziele gesetzt; die Ueberwältigung des deutschen Restes der Bürgerschaft wäre der nachhaltigste Erfolg, den die Tschechen überhaupt im Lande zu erreichen vermöchten, der ihnen ein reiches Erbe einbrächte und es ihnen erlaubte, die volle unverminderte Kraft des Zentrums für sich auszuspielen. Darum ist aber auch die Verteidigung dieses Restes die wichtigste politische Aufgabe, die die Deutschen im Lande zu erfüllen haben. Nach Censitenzahl, steuerpflichtigem Einkommen, Steuerleistung gemessen, bilden die Deutschen Prags auch heute noch immer eine Bürgerschaft, die von keiner deutschen Stadt Böhmens auch nur annähernd erreicht wird. Wenn die Deutschen mit besorgtem Eifer die Fortschritte verfolgen, die das Tschechentum in dieser oder jener Dorfgemeinde des deutschen Sprachgebietes erzielt, so haben sie umso mehr Ursache, diejenigen zu verfolgen, die es in der

größten Gemeinde des Landes macht. Prag ist für die politische Strategie in Böhmen der entscheidende Punkt — das ist vielleicht die wichtigste Lehre, die aus den dargelegten Ziffern zu ziehen ist.

Mit einem kurzen Ausblick möchte ich zum Schlusse noch der Verhältnisse in Gesamtösterreich gedenken, für welche die Statistik der Einkommensteuer Zahlen liefert, die womöglich noch interessanter sind als die für Böhmen selbst. Während Deutsche und Tschechen in Böhmen in denjenigen wirtschaftlichen Beziehungen, über die diese Statistik Aufschluß gibt, einander etwa im Gleichgewichte gegenüber stehen, begegnen die Deutschen in Oesterreich, als Ganzes genommen, keiner wirtschaftlich gleichwertigen Macht. Wie ich in dem früher genannten Buche näher begründet habe, stellen sie allein mindestens 66 % aller Consumenten, bringen mindestens 70 % alles steuerpflichtigen Einkommens auf und bezahlen vielleicht 75 % der ganzen Personaleinkommensteuer. Von den anderen Nationalitäten des Reiches sind es die Tschechen, die, wenn auch in starkem Abstände von den Deutschen, die besten Ziffern erreichen. Nimmt man deutsche und tschechische Ziffern zusammen, so wird die wirtschaftliche Ueberlegenheit der so kombinierten Gruppe gegenüber der volkreichen Menge der übrigen Nationalitäten schlechthin überwältigend. Deutsche und Tschechen zusammen stellen mindestens 84 % aller Consumenten des Reiches, bringen mindestens 85 % alles steuerpflichtigen Einkommens auf, bezahlen mindestens 86 % der gesamten Einkommensteuer. Wenn der Gedanke, Deutsche und Tschechen zu vereinigen, sich heute allerdings nur auf dem Papiere als akademisches Rechenexempel durchführen läßt, so hat es doch einen gewissen Reiz, zu berechnen, welch außerordentliches wirtschaftliches Interesse sie zusammen gegenüber den „passiven“ Ländern zu verteidigen hätten und welch entscheidende wirtschaftliche und denn auch politische Macht sie zusammen aufzubieten vermöchten.

Gedicht.

Ich sehe den Bäumen die Stürme an,
Die aus laugewordenen Tagen
An meine ängstlichen Fenster schlagen,
Und höre die fernen Dinge sagen,
Die ich nicht ohne Freund ertragen,
Nicht ohne Schwester lieben kann.

Da geht der Sturm, ein Umgestalter,
Geht durch den Wald und durch die Zeit,
Und Alles ist wie ohne Alter:

Die Landschaft, wie ein Vers im Psalter,
Ist Ernst und Wucht und Ewigkeit.

Wie ist das klein, womit wir ringen,
Was mit uns ringt, wie ist das groß!
Eißen wir, ähnlicher den Dingen,
Uns so vom großen Sturm bezwingen:
Wir würden weit und namenlos.

Was wir besiegen ist das Kleine,
Und der Erfolg selbst macht uns klein;
Das Ewige und Ungemeine
Will nicht von uns gebogen sein.
Das ist der Engel, der den Ringern
Des alten Testaments erschien:
Wenn seiner Widersacher Sehnen
Im Kampfe sich metallen dehnen
Fühlt er sie unter seinen Fingern
Wie Saiten tiefer Melodien.

Wen dieser Engel überwand,
Welcher so oft auf Kampf verzichtet,
Der geht gerecht und aufgerichtet
Und groß aus seiner harten Hand,
Die sich, wie formend, an ihn schmiegte.
Die Siege laden ihn nicht ein;
Sein Wachstum ist: Der Tiefbesiegte
Von immer Größerem zu sein.

Rainer Maria Rilke.

Abend.

Ich las schon lang. Seit dieser Nachmittag,
Mit Regen rauschend, an den Fenstern lag.
Vom Winde draußen hörte ich nichts mehr:

Mein Buch war schwer.

Ich sah ihm in die Blätter wie in Mienen,
Die dunkel werden von Nachdenklichkeit,
Und um mein Lesen staute sich die Zeit. —

Auf einmal sind die Seiten überschienen,
Und statt der bangen Wortverworrenheit
Steht: „Abend, Abend...“ überall auf ihnen.
Ich schau noch nicht hinaus, und schon zerreißen
Die langen Seilen und die Worte rollen
Von ihren Fäden fort, wohin sie wollen...
Da weiß ich es: über den übervollen
Septembegärten sind die Himmel weit:
Die Sonne hat noch einmal kommen sollen.
Und jetzt wird Sommernacht, soweit man sieht;

So wenig Gruppen stellt sich das Verstreute,
Dunkel, auf langen Wegen, gehn die Leute,
Und seltsam weit, als ob es mehr bedeute,
Hört man das Wenige, das noch geschieht.

Und wenn ich jetzt vom Buch die Augen hebe,
Wird nichts befremdlich sein und alles groß;
Dort draußen ist, was ich hier drinnen lebe,
Und hier und dort ist alles grenzenlos.
Nur, daß ich mich noch mehr damit verwebe,
Wenn meine Blicke an die Dinge passen
Und an die ernste Einfachheit der Massen;
Da wächst die Erde über sich hinaus.
Den ganzen Himmel scheint sie zu umfassen:
Der erste Stern ist wie das letzte Haus.

Rainer Maria Rilke.

Gaukunde und Gaukunst.

Von A. Pandler.

Wenn ein neues, jugendlich kräftiges Volk sich geistig zu regen beginnt, dann macht es sich, sobald es lesen kann, zuerst mit fremder Literatur bekannt. Später aber schriftstelt es selbst, indem es übersetzt, bearbeitet, nachahmt. Endlich will es die eigene Geschichte, die eigenen Zustände, Wünsche, Gesinnungen, Stimmungen beschreiben, schildern, darstellen. So wird das Schrifttum des Volkes selbständig.

Was vom ganzen Volke gilt, das gilt auch vom einzelnen Stamme. Wenn er lange in bescheidener Weise geschwiegen hat, endlich regt sich doch der Wunsch, nicht bloß genießend an der Literatur des gesamten Volkes teilzunehmen, sondern auch schaffend. Und schließlich will er nicht bloß in dem all bekannten Geiste der Gesamtheit sich bethätigen, sondern auch im eigenen. Und das ist der Anfang der Gaukunde und der Gaukunst, je nachdem es sich bloß um Erforschung, Beschreibung und Schilderung des Vorhandenen oder auch um künstlerische Verarbeitung desselben handelt. Dem Inhalte der Gaukunst dienen zuerst die heimische Natur und die heimische Geschichte, dann die Bräuche, die Sagen, Volkslieder, Schwänke, auch Witz, Redensarten, Besonderheiten des geistigen Lebens. Das ganze Leben und Treiben der Vergangenheit und Gegenwart, in Arbeit und Erholung, in Spiel und Ernst, drängt sich endlich zur Darstellung, zur literarischen und künstlerischen Offenbarung. Und die tausendfachen Fäden und Beziehungen zwischen den Bewohnern und ihrer Scholle ermöglichen ein dichterisches Gewebe, das nur in diesem Lande und in keinem andern denkbar wäre.

Daß durch den bodenständigen Inhalt auch die Form der Darstellung und Dichtung beeinflusst werden muß, bedarf keines Beweises, weil jedes Kunstwerk mit seinem Gehalte auch seine eigentümliche Form zur Welt bringt. Und so kann es schließlich geschehen, und es geschieht auch, daß mit der Gaufkunst die heimische Mundart in der Achtung steigt und zur Darstellung benützt wird.

Was gesagt wurde, gilt von jeder Gaufkunst und erleidet in Deutsch-Böhmen keine Ausnahme. Auch bei uns ist der Drang nach einer Gaufkunst, nach einem Schrifttum, welches den Heimatgau und seine Bewohner zum Ziele der Darstellung wählt, mächtig aufgetreten und hat sich fast Aller Herzen erobert. Aber nicht etwa seit gestern und ehegestern, sondern die Reime liegen weit zurück. In Nordböhmen kann schon Raimund Klaus als Vorläufer betrachtet werden. In der Folge sind zu nennen: F. J. Böhlm, der Herausgeber des Vaterlandsboten; Johann Hille, der Verfasser der Bauernhölle; Ant. Jariš, der durch seine „Heimatsklänge“ die Mundarten in Ruf brachte; Dr. Jg. Michel, der ähnlich wie einst R. Klaus die Heimatkunde des Raminzthales pflegte; W. Ernst, der durch seine volkstümlichen Erzählungen das heimische Wesen gleichsam adelte.

Alle diese Bestrebungen blieben aber doch mehr vereinzelt. Jeder Strebende schuf für sich, so viel er vermochte. Dessen konnte aber nicht allzuviel sein. Lebhafter wurde die geistige Bewegung durch Vereinigung gleichgesinnter Gaufreunde. So bestand zu Beginn der Sechzigerjahre in Eger ein Blättchen für Iyrische Dichtung. Heinrich Gradl war in diesem Kreise wohl der bedeutendste; wenigstens hat er später die größte Bedeutung für die wissenschaftliche Erforschung des Egerlandes erlangt. Ich erinnere mich noch, wie ich mir kurz vor dem „Examen“ alle Gedichte aus jener Zeitschrift abschrieb. Um dieselbe Zeit wurde in Prag der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen gegründet. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Verein auf die Bestrebungen, Deutschböhmens Geschichte und Kultur zu erforschen, mächtig eingewirkt hat. Gleichwohl darf man nicht übersehen, daß doch nur eine nicht allzu große Zahl von Mitarbeitern sammelnd, schreibend, schaffend thätig war. Das übrige Deutschböhmen befand sich im Stande der Genießenden. Jedoch auch diese wünschten zu schaffen und waren es müde, bloß zu genießen. So hat denn im letzten Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts in Deutschböhmen eine Decentralisation der literarischen Thätigkeit stattgefunden, und die Zahl der auf diesem Gebiete Arbeitenden hat sich gegen früher

verzehnfacht, vielleicht verzwanzigfacht. Es bildeten sich in den meisten Landestheilen Mittelpunkte heimatkundlicher Bestrebungen, für deren Betätigung gewöhnlich ein größerer Verein die Mittel aufbrachte. Auf diese Weise entstanden zahlreiche Zeitschriften, deren Tendenz, Einrichtung und Verbreitung oft sehr von einander abwich. Aber ein gemeinsames Ziel hatten alle: das heimische Land, den heimischen Gau zu verherrlichen, das heimische Wesen zur Geltung zu bringen und dadurch den Beweis zu liefern, daß das deutsche Volk in Böhmen ein würdiges und lebenskräftiges Glied der deutschen Nation ist.

Neben diesen Blättern haben die sogenannten Bezirkskunden sehr viel zur Erkenntnis und Würdigung der heimischen Gaue beigetragen. Die meisten von diesen Arbeiten verdienen die größte Anerkennung. Außerdem fördert die Schule durch den Unterricht in der Heimatkunde den gaufreundlichen Geist, der durch das Land geht.

Hervorgehoben zu werden verdient es überdies, daß die Zeitungen Deutschböhmens, die Tagesblätter wie die Wochenblätter, an allen den erwähnten Bestrebungen den lebhaftesten Anteil genommen haben und noch immer nehmen. Man betrachte einmal ein Zeitungsblatt, welches vor hundert Jahren erschien. Alle Nachrichten, welche es bringt, kommen aus weiter Ferne, aus wildfremden Ländern. Und selbst um die Mitte des Jahrhunderts waren die spärlichen Wochenblätter noch nicht viel besser. Gegenwärtig aber erscheint im ganzen Lande wohl kaum ein deutsches Blättchen, das nicht allwöchentlich einmal oder zweimal eine Fülle heimatlichen Kulturlebens in sich birgt. Nach hundert Jahren mag ein Freund der Kulturgeschichte aus einigen Jahrgängen eines solchen Wochenblattes recht wohl ein schönes und lehrreiches Bild alten Kulturzustandes zusammenstellen können.

Darf nun diese Strömung, welche der Gaufunde und Gaufunft so günstig ist, als eine berechtigte betrachtet werden? Ganz gewiß. Wir wollen sicherlich weder für noch wider ein Schlagwort streiten, aber wir halten es für recht und billig, daß die Angehörigen jedes deutschen Stammes das Leben und die Eigenart ihrer Stammesgenossen und ihres Heimatlandes zu erforschen, literarisch darzustellen und zur Geltung zu bringen suchen. Warum sollen wir in der Jugend nur von Griechen, Römern und Israeliten, im späteren Leben aber immerdar von Fischern und Gensjägern, von Rheinland und Seestrand uns unterhalten lassen? Ungarischer, russischer und welscher Kohl wird uns vorgesetzt! Und wenn es irgend einem transleithanischen Schriftsteller einfällt, so fordert er sogar,

daß wir vor einem Schnapsläufer den Hut ziehen sollen! Aber wir wollen nicht und thun es nicht. Jedoch solchen Zumuthungen gegenüber ist es mehr als begreiflich, wenn wir auch einmal hören und lesen wollen, was innerhalb unserer Grenzen geschieht, wie es auf unseren Feldern sich regt und bewegt, wie es vor unseren Thüren flüstert, wie es in den Herzen der Angehörigen unseres Stammes weben und leben mag. Wer diese Aufgabe zu lösen vermag, der ist unser Mann! Ob man's aber Heimatkunst oder Gaufkunst oder anders heißen will, darüber wollen wir nicht rechten, nicht streiten. Es genügt uns, wenn die Eigenart unseres Stammes neben der Eigenart anderer Stämme sich gebührend zur Geltung bringt.

Und eine solche Eigenart gibt es. Sie äußert sich bei mancherlei Gelegenheit. Was ich hier sagen werde, ist das Ergebnis vieljähriger Beobachtung. Ich könnte wohl die Namen nennen, die Zeugen stellen, doch ich bescheide mich.

Der Deutsche Nordböhmens liebt seit alter Zeit ein heiteres Wesen. Aber dieses ist doch jederzeit mit einem gewissen Ernst verbunden. Er liebt den Witz nicht des Witzes wegen und will ernste Dinge nicht mit niederen und gemeinen Scherzen besprechen hören. Viele verdrießt es sogar, wenn in einer Zeitung oder in einem Buche Annoncen zwischen ernstesten Sachen eingestreut werden. Aprilscherze sind allenfalls unter Kindern noch erträglich. Aber wenn sie in der Zeitung erscheinen, dann erregen sie ziemlich allgemein Unmut und Unwillen. Vor notwendiger und nützlicher Arbeit trägt der deutsche Nordböhme keine Scheu, besonders, wenn er sie für das eigene Haus verrichtet. So habe ich schon manchmal auch einen Gemeindevorsteher neben seinem Düngewagen gehen sehen. Und niemand wird darüber die Nase rümpfen. Aber wenn ein Wiener Schriftsteller, wie es jüngst geschah, eine gebrauchte Kinderwindel aus einander breitet und zum Mittelpunkt eines Feuilletons macht, dann pflegt unser Landsmann die Zeitung mit Spott und Aerger aus der Hand zu legen. Das hab' ich erst diesen Sommer beobachten können. Eine Zeitung ist keine Kirche, aber sie braucht sich auch nicht mit einem Stalle vergleichen zu lassen.

Es gibt aber noch weit wichtigere Gründe, die uns zur Gaufkunst drängen, weil wir sonst im Schrifttum unser eigenes Wesen nicht hervorheben könnten und fremder Weise feige uns fügen müßten. In einem Stücke — von Anzengruber, glaub ich — hat eine Bäuerin einen Bewerber zurückgewiesen, weil er ein Mädchen mit einem Kinde hatte

fügen lassen. Ein Wiener Kritiker versicherte, daß es eine solche Bäuerin nicht gibt. Wie es in Oesterreich und Steiermark sein mag, weiß ich nicht. Daß es aber bei uns solche Bäuerinnen gegeben hat, das weiß ich, und daß eine Bäuerin, welche in ähnlicher Lage ähnlich handeln würde, von unserer Bevölkerung gelobt werden dürfte, das behaupte ich. Darum müssen wir wünschen, daß in unserer Gaufunft solche Gesinnung nicht mehr verleugnet, sondern gerühmt werde.

Doch ein anderes Beispiel. In einem normwegischen Stücke äußert die Heldin, daß man, wie von der Braut eine unversehrte Tugend verlangt werde, ein Gleiches auch vom Bräutigam verlangen solle. Ein Wiener Kritiker war darüber so ärgerlich, daß er die Hoffnung äußerte, ein „so unmoralisches Stück“ möge niemals auf einer Wiener Bühne aufgeführt werden. Von Schriftstellern, welche über die wichtigsten Fragen des Lebens und der Ethik in solcher Weise, mit solcher Frivolität sich äußern, sind wir wie durch eine dicke Mauer geschieden. Unsere Gaufunft muß es zur Geltung bringen, daß wir bei uns anders denken, anders fühlen, anders empfinden, als es von manchen Schriftstellern geschildert wird. Jedem das Seine! Die Großstädter mögen loben und preisen, was ihnen genehm ist. Und bei uns soll gerühmt und gelobt werden, was uns entspricht. So verlangt es die Gerechtigkeit.

Man glaube aber nicht, daß die Gaubestrebungen erfolglos bleiben müßten. Als ich im Jahre 1887 lyrische Gedichte in die von mir geleiteten „Mittheilungen“ aufzunehmen begann, da that ich es nicht ohne Bangen. So groß war damals der Spott, der sich in den öffentlichen Blättern bezüglich der lyrischen Dichtung geltend machte. Aber es war ein unbegründeter Spott. Ich hab es erfahren, wie tausendfach in Deutschböhmen nicht nur die schaffende, sondern auch die genießende Liebe zur Dichtung verbreitet ist, freilich oftmals ganz in der Stille und Verborgenheit, aber wer sein Volk genau beobachtet, der erfährt es. Wir haben unsere Erfahrungen der Oeffentlichkeit zur Kenntniss gebracht, andere sind in ähnlicher Weise vorgegangen, und seither ist jener Spott bei uns zu Lande völlig verstummt. Seitdem die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur, welcher die vorliegende Monatschrift ihr Erscheinen verdankt, die Erzeugnisse der Lyrik als gleichwertig mit anderen Erscheinungen der Literatur zu verzeichnen pflegt, seither hat jener Spott weder Halt noch Rückhalt.

Wenn man die Ergebnisse der Gaufunde und die Erfolge der Gaufunft betrachtet, so muß man gestehen, daß mancherlei erreicht worden ist, was die

Deutschen des Böhmerlandes erfreuen und für die Zukunft mit den besten Hoffnungen erfüllen kann. Zahlreiche Gebiete der Volkskunde sind glücklich bebaut worden, und auf manchen Gebieten wurde Glanzendes erreicht. Hierhin gehören die schon erwähnten Bezirkskunden. Auch das Touristenwesen ist mit ungewöhnlichem Eifer bearbeitet worden, sowohl literarisch als auch praktisch. Für die Kunde einer Vorzeit, aus der keine Schriftdenkmale zu uns gekommen sind, werden die Bausteine zusammengetragen. Sagen, Gebräuche, Volkslieder erstehen gleichsam zu neuem Leben. Denn auch das ist ein Hauptzweck der Gaubestrebungen, daß das Gute, was uns von den Ahnen überliefert wurde, der Zukunft erhalten bleibe. Vielseitig und glücklich wird auch die Mundart in gebundener und ungebundener Rede verwendet und läßt uns tief blicken in den Charakter unserer Landsleute. Das geschieht überall in Deutschböhmen, besonders eifrig aber in den nördlichen Landesteilen, namentlich von Dux bis Tannwald. Aber auch Eger, Plan, Grulich, Kosititz und der Böhmerwald haben viel beige-steuert.

Eine sehr wichtige Rolle ist den Deutschen Prags zugefallen, die sie übernehmen, aber freilich auch ablehnen können. Die Deutschböhmen gehören nämlich keinem einzelnen Stamme an, sondern sind durch Mundart und Eigenart von einander sehr geschieden. Der Deutsche aus dem Egerlande und aus dem Niederlande, der Böhmerwäldler und der Nachbar der Adler sind politisch allerdings vor dieselbe Aufgabe gestellt und erfüllen sie auch in bewunderungswürdiger Weise. Aber literarisch ziehen sie minder gern an denselben Strange. Sie kümmern sich zu wenig um einander. Lieber wollen sie an Nachbarn sich anschließen, die stammesgleich jenseits des Markwaldes wohnen. Und es ist auch ebenso natürlich als erklärlich, daß diejenigen, welche dieselbe Mundart sprechen, einander am besten verstehen, einander am liebsten hören und fördern. Der deutsche Südböhme hat also mehr Hang und Verständnis für seine Vettern an der Donau als für seine deutschen Landesbrüder in Nordböhmen. Und bei Anderen ist es ähnlich. Die Deutschböhmen müßten also literarisch in lose Gruppen zerfallen, und da einige von diesen Gruppen nicht besonders menschenreich sind, so wären sie literarisch zu einer besonderen Entwicklung kaum bestimmt.

Am besten und hoffnungsvollsten gestellt sind die Deutschen Nordböhmens, weil sie verhältnismäßig zahlreich und über ein durch Industrie und Volksbildung hervorragendes Gebiet verbreitet sind, übrigens auch im benachbarten Sachsen an eine mundartlich verwandte Bevölkerung

grenzen, bei der sie mit ihrem Schrifttum Teilnahme und Aufmunterung finden. Gleichwohl sollte jedermann die Folgen bedenken, wenn die Gaue Deutschböhmens mehr nach außen sich anschließen, als nach innen sich vereinigen. Wir mußten es erleben, daß eine vornehme Zeitschrift, welche den Gaubestrebungen ungemein förderlich war, im Osten des Landes eingieng. Wir haben es wahrhaftig sehr bedauert, daß die Zeitschrift des österreichischen Riesengebirgsvereines, welche in verschiedenen Zweigen der Sprachwissenschaft, in Geschichte, Naturkunde, Volkswirtschaft ganz vortreffliches leistete, keinen längeren Bestand gehabt hat. Ihr Untergang sollte eine unvergeßliche Lehre sein. Freilich wurde sie durch ein Nachbarblatt ersetzt, aber die deutschen Gebirgsbewohner Ostböhmens haben ihr literarisches Geschick nicht mehr in eigener Hand.

Jeder, welcher die Zukunft im Auge behält, muß daher wünschen, daß die literarischen Bestrebungen der deutschböhmiſchen Gaue sich nicht von einander abschließen, sondern gegenseitig sich zu fördern trachten. So weit es an uns liegt, haben wir es stets gethan und wollen es auch in Zukunft thun. Je mehr das literarische Leben in allen deutschböhmiſchen Gauen gedeiht, desto mehr wird unser Herzenswunsch erfüllt.

Gleichwohl kann es uns nicht entgehen, daß den Deutschen Prags die große Aufgabe obliegt, gleichwie von einer höheren Warte die literarischen Bestrebungen der Gaue zusammenzufassen, gleichsam ein Centrum für dieselben zu bilden und mit Eifer dahin zu wirken, daß durch Rat und Aufmunterung das Beste überall gefördert und der vorzeitige Abfall verheißungsvoller Blüten nach Möglichkeit verhindert werde, daß endlich eine Vermittlung stattfinde zwischen den Leistungen der einzelnen Gaue und dem Gesamtfortschritte des deutschen Volkes. Sonst wird bei den reichen Geistesströmungen unserer Zeit nur zu leicht übersehen und vergessen, was in diesem oder jenem Winkel Böhmens geschieht.

Wenn ich den Schriftleiter dieser Monatschrift richtig verstanden habe, dann will sein Blatt die von mir geschilderten Aufgaben übernehmen. Was uns selbst betrifft, so fühlen wir uns stark und entschlossen genug, aus eigener Kraft der Zukunft ruhig entgegen zu sehen. Aber es wird uns eine Freude und Genugthuung, zugleich auch eine mächtige Förderung sein, wenn die Deutschen Prags die in den deutschböhmiſchen Gauen vertretene Idee unterstützen und dadurch zu dem erhabenen Ziele beitragen, daß die Deutschen Böhmens nicht nur politisch, sondern auch literarisch zu einer zwar vielgliederigen, aber wohl gefügten und treu verbrüdernten Einheit verschmelzen und verwachsen.

De Muttersprouche.

's ös ne su leicht, a unser Sprouche schreiben;
 A böffel Größe, gleib ich, g'hiert drzu.
 Mr sitt's zwur hoite wie ej Hamprich treiben,
 Mr sitt Gedöchte „schustern“ a en Nu.

Huchdoitsche Wirter, die sej Mensch drhejme,
 Of ei dr Schule, ei dr Predsch gehort,
 Wie under Hejdekroßsch grußmächtische Bejme
 Mengt a san Reim dr Döchter ömmerfort.

Drzune mösch a groube, sofsche Böffen
 Wie of ban Glasel Schnops a Stroumer spröcht;
 Mei Voter hätt' uns aus dr Stube g'schmöffen,
 Bei su en Wurt. Und dos kömmt ei's Gedöcht.

Wenn Oubends uns de Mutter virgesungen
 — Mir ös monchmoul, ich hier dos Singen nou —
 Wie anders hout de Sprouche dou geflungen!
 Dr liebe Harrgout trift die ale frou!

Nej, unse Muttersprouche, grod und bieder,
 Ös su ordnare ne, wie Ihr se macht.
 Craft Ihr's ne schinner, löst 'ch of Oire Lieder,
 Ihr wardt drmitte su of ausgelacht.

Julius Vatter.

Meine Heemt.

Ein östlichst Jappl vom Böhmerlande
 O dr preuß'sche Granze hort 'm Rande,
 Do leit mei Grulich, mei liebe Heemt,
 Jengsremm vo holbnicha Barcha ensem:
 Dr Muttergootsbarg is zu ollrnächst,
 's is fost ols wenn a aus 'm Staadtla wächst.
 A is ne huch obr 's nuffgiehn lohnt,
 Weil uhba die Himmelskönichin trohnt;
 Ei stolze Barch, weit remm ei'm Land,
 Is Grulichr Kluster gut bekannt!
 Dr Krassaborn, dar herrliche Winfl,
 s' kennt a ei Grulich jedr Pinkl.
 Dr Hoslbarg mit 'm Groofasteeg,
 War thät' ann ne kenna da schiehna Weeg!
 Dr Altvotr mit dr Dreifaltichkeit,
 Vom Staadtla kamm vier Stunda weit,
 Dr Breete Steen, wenn hell dr Toog,
 Sitt ma vo dort fost bis off Proog!
 Dr Steenriechl on dr Klopprsteen,
 Die sein wull olle of noch kleen,
 Wenn ma sich da grußa Schniebarg betracht,

Da Riesa dar die Gehnd bewacht!
On metta drenna mei liebes Drheeme:
Dos putziche Grulich, dos Staadtla, dos fleene.
Wie aus amn Schachtla on immer neu,
Eott's goßtfreundlich Jeedrmoon ei!
Dos Staadtla is deutsch — ober noch wie lange?
Wenn ich dro denf', do werdt' mr bange —!
Ihr Barche, die 'r doos Staadtla emseemt,
Bleibt a deutschr Wall für meine Heemt!

Wilhelm Oehl (Grulich).*)

A schiehnr Oblick!

Aus olla Derßan zengs ei' m Kreesse,
Klengt's Obngledla dort on doo,
Die Hertta zengsremm off da Brocha
Die treiba ei mit „Hoorinooh“!

Die Sonne senkt, a weißr Naabl,
Leet sich eis's Thol on 's donkelt schnell,
On plohe glänzt 'm Himmel druba,
Dos erste Sternla goldich hell.

Aus olla Häuslan off da Barcha
Bliht bahl a fleenes Lichtla raus,
Wie lauter fünflnische Sternla
Sahn die belechta fanßr aus.

A schiehnr Oblick — ju fürwohre!
Die Lichtla sein a whore Procht —
On bei dahm Lichtla schendt a Waabr
Emm ärmlich Brud bis ei die Nocht.

Wilhelm Oehl.*)

D' Volkesprauch.**)

Daboam is üb'rall (schöi(n),
Wauhi(n) i mogh nua(r) göih(n);
Jed's Blöimerl lacht mi oa(n),
U ria(d)n foa(n) selbst da Stoa(n).

Di Vüagel im Gezweigh,
Die fischla in an Teich,
Die fröschla in an Bock
Dastänga, wos i fogh.

*) Aus der in der Bäckerschau angezeigten Sammlung „Drheeme is Drheeme“.

**) Aus den „Herbäblumen“. (Tachau 1901, Selbstverlag.)

Es ria(d)n döifelwa Sprauch,
Da Bam u a da Strauch,
's Mailüfterl wöi da Sturm,
Sua gaua d' Blod' am Thurm.

Ma(n) Sprauch, döi is sua gout,
Wöi Moudalöi nua(r) thout;
Ma(n) Sprauch leidt nimma 's Schlecht',
Is wöi da Voda g'recht.

U wos ma(n) Harzerl gspüa(r)t,
Klingt as in meina Riad;
Bal woach, bal wieda starf,
Vull Waurat u vull Marf.

Wuhl ria(d)n fi in da Stodt
Nauß allafeinste Mod';
Doch meistens is holt a
Dös drachfelt Glofa laa.

Drüm: D' Sprauch van Volk laut's mia(r)!
Döi nimmt foa(n) Bladel füa(r)
Das Mal, wann's gilt, a Wu(r)t
San sog'n am reaten Ua(r)t.

Dia(r), Sprauch, sua starf, sua lind,
Döi as mein Harzla künnt,
Wos d' Mouda glarnt mia(r) haut,
Blei(b) treu i bis in Taud!

Josef Köferl (Tachau).

D' Inspektion.

Da neu Inspekta künnt in d' Schöl,
Bleibt vöia Stunden sitzen;
Fräigt d' Kinna holt üm allahand
U läßt an Lehra schwizhen.

U äih ea(r) gäiht, dau sagt ea(r) nu:
„Ich wünsch', daß besser werde
Der Schulbesuch; daß lernen mehr
Die Schüler von der Erde“.

Ins nächste Darf foa(n) namitto
Da Harr an Wegh niat sinna;
Dau gäiht ea(r) af ra Wiesen zou
U fräigt danauch d' Höittinna.

U Böiwerl owa schaut grodoa(n),
Dakennt dean Harrn, dean graußen,
Platz raus: „Heu(n)t fröch haut ea(r) uns gschändt —
Kennt selwa niat die Straußen!“

Josef Köferl (Tachau).

Goethe und der Egerer Magistratsrat Grüner.

Mit einem ungedruckten Briefe Goethes und mit einer Bildtafel.

Von **Adolf Hauffen**.

Zu dem Kreise jener Deutsch-Böhmen, mit denen Goethe in freundschaftlichen Verkehr und regen Briefwechsel trat, gehört auch der Egerer Rat Josef Sebastian Grüner. Unter dem belebenden und anregenden Einfluß Goethes hat er für diesen im Jahre 1825 eine langvorbereitete, umfassende und einbringliche Darstellung der Sitten und Gebräuche der Egerländer fertiggestellt, die bis heute (abgesehen von einzelnen Abschnitten) Handschrift geblieben ist und demnächst zum ersten Male in einem vollständigen Abdrucke veröffentlicht werden wird. Auf diese Ausgabe soll hier mit einigen Worten hingewiesen werden.

* * *

Einem altansässigen Geschlechte entstammend wurde Josef Sebastian Grüner am 16. Februar 1780 zu Eger geboren, beendigte in der Heimat die Gymnasial-, in Prag die juridischen Studien und wurde bereits 1807 zum Magistrats- und Kriminalrat in Eger ernannt. In dieser Stellung sollte er nun über ein halbes Jahrhundert lang alle seine Kräfte dem Dienste der Stadt und des Gebietes Eger widmen. Er versah alle Teile der Rechtspflege und der Verwaltung in Stadt und Land, besorgte das Postwesen und das Polizeiamt, drang mit seinen Streifwachen gegen die Räuber in den benachbarten Waldgebirgen vor, leitete in Kriegszeiten als Regierungskommissar den Transport und die Verpflegung der Truppen, nahm hervorragenden Anteil an der Begründung und Verschönerung von Franzensbad. Neben dieser vielseitigen und ausgebreiteten Thätigkeit im öffentlichen Dienste fand er Muße und Kraft genug zu reicher wissenschaftlicher Arbeit, die, so verschiedenfältig sie sein mochte, durchaus der Erforschung der Heimat gewidmet war.

Abgesehen von dem noch besonders zu würdigenden ethnographischen Werke hat Grüner eine wertvolle Gesteinsammlung angelegt, ein (noch handschriftliches) mineralogisches Lexikon abgefaßt, das wichtig ist für die Fundorte der Mineralien im Egerlande, im Erz- und Fichtelgebirge, auf Grund von Forschungen im Egerer Archive das Werk: „Beiträge zur Geschichte der Stadt Eger und des egerischen Gebietes, aus Urkunden zusammengestellt“ 1843 veröffentlicht. Auch hat er als Konservator der Zentralkommission für Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale sich verdient gemacht um die Erhaltung alter Egerer Bauten, namentlich der

Burg und der Doppelkapelle, sowie um die Restaurierung der Dekankirche. Endlich hat er den Staatskanzler Fürsten von Metternich bestimmt, die bedeutende Münz- und Antiquitätenammlung des (auch von Goethe aufgesuchten) Egerer Scharfrichters Karl Fuß anzuschaffen, welcher Ankauf den Grundstock der heute so reichhaltigen Sammlungen des Metternichschen Schlosses Königswart in Westböhmen bildete. So war Grüner unablässig für die Natur-, Volks- und Altertumskunde seiner engeren Heimat thätig, bis zu seinem in hohem Alter am 16. Januar 1864 erfolgten Tode.

Wie Grüners wissenschaftliche Reigungen und Arbeiten durch den (1820 anhebenden) Verkehr mit Goethe überhaupt mächtig gefördert wurden, so war dies in ganz besonderem Grade der Fall bei der Abfassung seines volkshundlichen Werkes „Ueber die Sitten und Gebräuche der Egerländer“, das förmlich unter Goethes Augen herangewachsen ist, und dessen allmähliche Entstehung wir aus den zwischen Goethe und Grüner gewechselten Briefen verfolgen können.

Ueber den ihn so außerordentlich beglückenden Umgang mit Goethe hat uns Grüner selbst Bericht erstattet in seinem Buche: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und Rat Grüner“ Leipzig 1853. Hier schildert er zwar in der etwas redseligen Art des Alters, aber doch in anziehender Weise sein Zusammentreffen mit Goethe, die gemeinsamen Fahrten, die mineralogischen Exkursionen zum vulkanischen Kammerbühl und zu anderen Merkwürdigkeiten des Egerlandes, berichtet die Gespräche, die sie miteinander geführt haben, gibt die Geschichte seiner eigenen Jugend, die Entstehungsweise des eben genannten ethnographischen Werkes, die Schilderung seiner Anwesenheit in Weimar während des 50 jährigen Regierungsjubiläums des Großherzogs Karl August 1825, streut Berichte ein zur Geschichte Egers, zur Ermordung Wallensteins und zum Lebenslauf des Scharfrichters Fuß. Den Grundstock des Buches aber bilden die 42 Briefe, die Goethe an Grüner gerichtet hatte, und von denen der letzte sieben Tage vor dem Tode des Dichters geschrieben war. Seine eigenen Antworten gibt Grüner hier nur im Auszug aus dem Gedächtnisse und mit mannigfachen Irrthümern. Die entsprechende Ergänzung bietet demgegenüber die Veröffentlichung von Bratranek: Goethes naturwissenschaftliche Korrespondenz I, wo die Briefe Grüners im Wortlaute mitgeteilt sind. Auch die Auszüge aus Goethes Tagebuch, die Erdmann für Grüners Buch besorgt hat, sind unvollständig und nicht ganz genau. Sie können jetzt ergänzt und berichtigt werden durch den in der Weimarer

Goethe-Ausgabe besorgten Abdruck von Goethes Tagebüchern in den Jahren 1820—1826, wo wir zahlreiche bemerkenswerte Aussprüche über Grüner und das Egerland finden. Ich greife nur ein Beispiel heraus, Goethes Bericht über das Vinzenzifest in Eger zum 26. August 1821, über das auch Grüner in seinem Buche spricht.

Tagebücher 8 S. 96—98: „St. Vinzenztag, großes Fest in Eger.

Früh aufgestanden. Den Entschluß, der Einladung nach Hartenberg zu folgen, dem Polizeirat Grüner erklärt; mit demselben . . . in die Hauptkirche gegangen; die Stadt sehr lebhaft, die Prozessionen von neun Pfarreien mit ihren untergeordneten Ortschaften zogen von 7 Uhr an einzeln in die Stadt, in die Hauptkirche, von wo aus um 10 Uhr die große Prozession ausging.

In langen Reihen, erst die Schulmädchen, dann die Schulknaben, ferner die Gymnasiasten, darauf die Handwerker mit ihren Fahnen, die Schützenkompagnie, die Geistlichkeit, auch Mönche, zuletzt der Dechant, welcher den mit Perlen und Edelsteinen eingehüllten Schädel des heiligen Vincenz trug, sodann der Rat und Honorationen. Zuletzt ein Schwall von Männern, alle Dorfschaften waren zusammengeschmolzen, sowie zuletzt auch ein gleicher Strom von Weibern, den Kopf meistens mit einer seltsam geknüpften Serviette ausgeputzt. Dieses allgemeine Volks- und Stadtfest war vom schönsten Sonnenschein begünstigt. . . . Vor allem wäre zu sagen gewesen, daß Eger einen der schönsten Marktplätze hat, der Ring genannt, zwar ansteigend, aber durchaus mit schönen Gebäuden umgeben. An der einen Seite dieses Platzes zog die Prozession herauf, verlor sich in anstoßende Straßen, kam aber unten wieder hervor, um den ganzen Raum zu umgehen, welches sich sehr gut ausnahm.

Nachdem alles auseinandergegangen, blieb die Menge noch truppweis stehen, versammelte sich aber besonders um die Wagen voll Birnen, welche von Bareuth und aus dem Saazer Kreis her zu diesem Feste gekommen waren. . . .“

* * *

Am 26. April 1820 lernte Goethe den Rat Grüner kennen, der ihm eigenhändig den auf das Egerer Polizeiamt gesandten Reisepaß vidi- miert in den Gasthof zur goldenen Sonne zurückbrachte. Goethe stellte in seiner Weise Fragen, die sich auf das Egerland bezogen und zu seiner größten Befriedigung von Grüner sachgemäß beantwortet wurden. Gleich bei dieser ersten Unterredung teilte Grüner Goethen mit, daß er seit seiner Anstellung (1807) sich „mit den ältesten Landeseingeborenen über ihre

Sitten und Gebräuche, ihre Haus- und Landwirtschaft besprochen, auch die Pfarrer und Schullehrer hierüber vernommen und darüber ein eigenes Werkchen verfaßt hätte“. Goethe zeigte großes Interesse hiefür und behielt sich vor, näher auf die Sache einzugehen. In der That hat er sich bei den nächsten persönlichen Begegnungen mit Grüner immer von neuem nach den Fortschritten der Arbeit über die Egerländer erkundigt, auch dem Räte als eine Art Muster für die Darstellung: Kronbigls Schrift „über die Sitten und Gebräuche der Altenburger“ übersendet. In den Sommern 1822 und 1823 während seines Aufenthaltes in Westböhmen hat Goethe verschiedene Teile des Grünerschen Manuskriptes durchgesehen und sich in den Briefen, wie in seinem Tagebuche darüber anerkennend geäußert, Einzelheiten mit Grüner besprochen und schätzbare Winke für die Fortführung gegeben. Nach dem Sommer 1823 kam Goethe nicht mehr nach Böhmen. Die Grünersche Arbeit aber hatte er darum nicht vergessen. Ende dieses Jahres sagte Grüner brieflich die baldige Fertigstellung und Uebersendung „der Egerländer“ zu. Am 28. Februar 1824 mahnt ihn Goethe an das Versprechen: „Und so möchte ich mich noch nachschriftlich um das längst zugesagte Werk und dessen schöne Zeichnungen erkundigen.“ Grüner sandte am 31. März die Zeichnungen und einen kleinen Teil der Darstellung. Das Jahr danach mahnt Goethe wieder (8. März 1825): „Auch die egerischen Sitten und Gewohnheiten ja nicht zu vergessen.“ Von da ab schweigen die Briefe und Tagebücher über die Arbeit. Es ist also wahrscheinlich, daß Grüner bei seinem Besuch in Weimar Anfang September 1825 Goethe selbst dasjenige Exemplar seiner Arbeit überreicht hat, das sich jetzt mit dem übrigen Nachlaß des Dichters im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar befindet.

Gleichzeitig hat Grüner auch dem Großherzog Karl August eine Abschrift dieser Arbeit unterbreitet. Auf dem zweiten Exemplar, das auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar aufbewahrt ist, findet sich der ausdrückliche Vermerk, daß die Schrift dem Großherzog zum Regierungsjubiläum am 3. September 1825 überreicht worden sei. Auf diese Widmung bezieht sich auch ein bisher unbekannter Brief Goethes, der von Prof. August Sauer bei dem kürzlich verstorbenen Sohn Grüners, dem Vize-Präsidenten Jg. von Grüner in Wien gefunden und uns freundlichst zum Abdruck überlassen worden ist. Er lautet:

„Ihro Königl. Hoheit der Großherzog haben Endesunterzeichneten zu beauftragen geruht, dem Herrn Polizey- und Criminalrath Grüner zu Eger für die handschriftliche Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Kleidungen

des Egerischen Sorbenvolkes, mit der Bemerkung gnädigst zu danken, daß diese Beschreibung nach erfolgter Höchster Durchsicht auf die Großherzogl. Bibliothek zu fernerer Benutzung abgegeben worden.

Indem ich mich nun eines so angenehmen Auftrags hiedurch erledige, veräume nicht die Gelegenheit, mich Ew. Wohlgeb. zu geneigtem Andenken bestens zu empfehlen.

Weimar, den 10. Oktober 1825.

Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener

J. W. Goethe."

Die Bezeichnung „Egerisches Sorbenvolk“ ist ein Irrtum Goethes, der, wie wir noch sehen werden, durch Grüners Schrift selbst verursacht worden ist.

Das Jahr danach sandte Grüner noch ein drittes (aber unvollständiges) Exemplar an den Staatskanzler Fürsten Clemens Metternich mit der in dem Briefe vom 7. August 1826 „gehorsamst gewagten Bitte: es nach Durchlesung und Würdigung an S. geheiligte Majestät gnädigst gelangen zu lassen“. Diese Abschrift war also für Kaiser Franz bestimmt. Der Kanzler aber hat diese Bitte übersehen oder vergessen, oder aus guten Gründen nicht ausführen wollen, kurz, dieses Exemplar kam nicht in den Besitz des Kaisers, sondern befindet sich jetzt in der Metternichschen Bibliothek zu Königswart.

* * *

Grüners Arbeit, deren äußere Geschichte eben besprochen wurde, sollte nach einer Äußerung des Verfassers in dem Briefe an Metternich eine „Bezirksmonographie“ darstellen, eine abgerundete Schilderung des Egerländer Volkstums. Thatsächlich aber bietet sie mit ihrem Inhalt nicht eine Gesamtdarstellung, sondern nur einen Ausschnitt des Egerländer Volkslebens. Manches wichtige, so Haus und Hof, die Festbräuche im Kreislauf des Jahres, Rätsel und Spruchweisheit, Sage und Märchen sind nicht berücksichtigt. Allein das Gebotene überrascht durch die Genauigkeit und Sorgfalt der Aufzeichnungen, die nur möglich war bei einem Mann, der durch seine Stellung jahrelang tiefe und vertraute Einblicke in die Lebensverhältnisse der Bevölkerung gewonnen hat.

Die Arbeit wird nach einer kurzen „Vorerinnerung“ mit einem einleitenden Kapitel über die Geschichte und die ältesten Bewohner des Egerlandes eröffnet. Es ist zweifellos der schwächste Abschnitt, nicht nur heute längst überholt, sondern auch von einem tiefer gehenden Irrtume beherrscht. Verleitet durch eine leicht hingeworfene Äußerung Goethes über die Ähnlichkeit der Altenburger mit der Egerländer Tracht, deckt Grüner auch weitere Beziehungen zwischen Egerländern, Altenburgern und

den Wenden der Lausitz auf, die durchaus nicht beweiskräftig sind, weil sie sich allenthalben ganz ähnlich auffinden lassen, leitet auch die deutschen Ortsnamen des Egerlandes vom Wendischen ab und zieht daraus den Schluß, daß die Egerländer wie die Altenburger von den Sorben-Wenden abstammen. Der Schluß ist unrichtig. Denn das Egerland war zwar vorübergehend von Wenden besiedelt, ist aber seit dem 10./11. Jahrhundert deutsch und nicht etwa von germanisierten Wenden bewohnt, sondern von Deutschen, die aus den benachbarten Gebieten Bayerns und aus Mitteldeutschland eingewandert waren.

Diesem (wie gesagt zum Teil veralteten, zum Teil von Haus aus verfehlten) Kapitel folgt eine umfassende Darstellung der Bräuche, abergläubischer Vorehrungen und Meinungen, die sich an die Schwangerschaft, Geburt, Taufe, Nahrung und Erziehung anschließen. Ein wissenschaftlich wertvoller Abschnitt, der uns alle Einzelheiten des Ceremoniells, alle hierbei üblichen Sprüche und Lieder, sowie die langen Reden der Procuratoren auf das Genaueste wiedergibt. Hierauf folgen ein ebenfalls umfangreiches Kapitel über die Landwirtschaft, ein dankenswerter Umriss der Egerländer Wirtschaftsgeichte, ferner ein etwas dürftiges Kapitel *Rechtspflege*, eine Sammlung von 26 Egerländer Volksliedern (ohne Melodien, zum Teil in der Mundart), neben bemerkenswerten Varianten weitverbreiteter Lieder, auch einzelne Unica enthaltend, im Ganzen eine Sammlung, die sich würdig an die Erstlinge dieser Art, so an Meinerts Lieder aus dem Ruhländchen 1811, anschließt, endlich ein Abschnitt über die Egerländer Tracht der Männer und Frauen, wobei die Formen, Maaße, Farben, Schnitte, Stoffe, Preise, auch die Unterschiede der älteren und jüngeren Mode mit peinlicher Sorgfalt angegeben werden.

Die Abschnitte über die Bräuche und über die Trachten werden in ihrem Werte noch bedeutend erhöht durch die dem Manuskripte beigegebenen acht Aquarelle, in denen ein unbekannter Egerer Maler mit ungemein frischen und leuchtenden Farben und mit getreuester Wiedergabe der Wirklichkeit folgende Gegenstände behandelt hat: 1. Hochzeitlicher Kirchgang, 2. Tanz der Egerländer, 3. Wochenstube und Tauffchmaus, 4. Leichenbegängnis, 5. Junggesell und Mädchen, 6. und 7. Alte und neue weibliche Tracht, 8. Alte und neue männliche Tracht. (Eine Probe dieser Bildtafeln ist diesem Hefte beigegeben.)

Gegenüber diesem Inhalt des vollständigsten (für Goethe bestimmten) Exemplars des Grünerschen Werkes hat das dem Großherzog von Weimar

gewidmete Exemplar nur sieben Bildwerke und 13 Volkslieder, hingegen einige neue Bemerkungen zur Baumzucht im Abschnitt: Landwirtschaft. Das Königswarter Exemplar hat nur 4 Bildtafeln und 13 Volkslieder, auch fehlt ihm das Kapitel Landwirtschaft völlig. Die Bilder hat sich Grüner noch ein viertes Mal und zwar auf Pergament malen lassen. Diese Bilder befinden sich jetzt im Egerer Museum. Sie stellen außer den genannten Szenen noch den Plunderwagen und eine aufgebahrte Kindesleiche dar.

Der besondere Wert und die Bedeutung des schlicht und anziehend, wenn auch oft etwas schwerfällig und mit manchen grammatischen Schnitzern geschriebenen Werkes von Grüner besteht hauptsächlich darin, daß zu einer Zeit, wo man die einfachen Kulturäußerungen der breiten Volkschichten noch kaum beachtet hat, die alten, noch in unberührter Frische blühenden Volksüberlieferungen von einem sachkundigen und verständigen Mann gewissenhaft aufgezeichnet worden sind. Wir erfahren hier Verhältnisse, wie sie am Ausgange des 18. Jahrhunderts üblich waren. Grüners Werk gehört zu den ältesten volkskundlichen Schriften. In Deutsch-Böhmen ist es überhaupt die älteste Aufzeichnung, das erste Bild, das vom Egerländer Volksleben entworfen wurde, das dann bahnbrechend und befruchtend eingewirkt und zahlreiche weitere Forschungen und Sammlungen auf dem gleichen Gebiete von A. Wolf, Habermann, Grabl, M. Urban, A. John und vielen anderen hervorgerufen hat. Der rege Anteil, den Goethe dieser Arbeit geschenkt hat, verleiht ihr außerdem eine besondere Weihe. So müssen wir Grüners Werk als ein wissenschaftlich und geschichtlich wertvolles literarisches Denkmal der engeren Heimat auffassen.

* * *

Das im Jahre 1825 fertiggestellte Werk Grüners blieb bis vor wenigen Jahren verschollen. Zwar waren einzelne Abschnitte handschriftlich verbreitet und wurden in Bruchstücken da und dort veröffentlicht; von dem Inhalt der gesamten Darstellung und von ihrem Aufbewahrungsort war nichts näheres bekannt. Da gelang es Alois John, der sich seit Jahren eifrig mit der heimischen Volkskunde beschäftigt und einen Verein für Egerländer Volkskunde begründet hatte, im März 1897 durch Anfragen und Nachforschungen gewissermaßen die Wiederentdeckung des für Goethe bestimmten Exemplars im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar und des Metternichschen Exemplars in Königswart zu veranlassen. Das Exemplar auf der großherzoglichen Bibliothek in Weimar wurde erst im Juni 1901 auf Grund unsrer Anfragen als vorhanden festgestellt. John

hat sich eine Abschrift des Gräner'schen Werkes besorgt, einzelne Abschnitte daraus in seiner Zeitschrift „Unser Egerland“ mitgeteilt und sich entschlossen, das ganze Manuskript in den von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen herausgegebenen „Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ als selbständigen Band zu veröffentlichen. Von John rühren die Abschrift des Textes, die Einleitung und die Anmerkung her, während Dr. W. Heder die Kollationierung der beiden Weimarer Fassungen, ich selbst die Durchsicht des Königswarter Exemplars und Ergänzungen aus der Goethe-Literatur beigezeichnet habe. Fräulein Johanna Hörschelmann in Weimar hat die Bildtafeln kopiert, deren Reproduktion in Dreifarbendruck von der Kunstanstalt C. Bellmann ausgeführt wird. Noch vor Ablauf dieses Jahres soll die Ausgabe erscheinen, die, wie wir hoffen, den Beifall aller Freunde der Volkskunde und der deutsch-böhmischen Heimatkunde im besonderen finden wird.

Vierblättriger Klee.

Als von den Lippen heiß getrunken
Ich deiner Liebe erstes Wort,
Das Auge stumm ins Aug' versunken,
Da liegest du mit einmal fort.

Und eilstest in das kleine Zimmer,
Ich sah dir nach, verwirrt, gebannt:
Du kamst, im Auge seligen Schimmer,
Und legtest dies in meine Hand.

Ein Vierblattklee! — Als Kind gefunden
Hast du das Pflänzchen einst im Feld
Und gläubig es zu allen Stunden
Als Hüter deines Glücks bestellt.

Was dich bewegt im engen Kreise —
Mit war das Kleeblatt überall,
Im Schulhaus, auf der ersten Reise
Und auch bei deinem ersten Ball.

Nun gabst du's mir — mit leisem Beben
Nahm ich's und meine Thräne floß —
Ich fühlte, wie dein tiefstes Leben
Sich innig an das meine schloß. —

Der Himmel blaute und er graute —
Nicht anders geht es auf der Fahrt:
Sag, das mir jener Tag vertraute,
Dein Glück, hab ich es wohl bewahrt?...

Friedrich Adler.

Das Orakel.

Ihr Haar ein Wellensturz von dunkler Pracht,
Die Augen Sterne, leuchtend in der Nacht.

Korallen gleich ihr kleiner, süßer Mund,
Die Stirne grad, das Kinn bestreichend rund.

Ihr Wuchs wie Cedern, Wohlklang ganz und gar,
Ihr Wort von holdem Klang und voll und klar.

Von ihrem Ruhm ward Schiras aufgehehlt,
Und alle priesen sie: die Braut der Welt.

Auch Hafis sah ins Aug ihr tief hinein
Und trank mit Kennerdurst den Sternenschein.

Und in Ghafelen und Kassiden wob
Zu bunten Blumenkränzen er ihr Lob.

Und endlich sprach er: „Krank werd' ich und bleich;
Glück oder Unglück — wissen muß ich's gleich!“

Er kam. Fatima hörte ihn und sprach:
„Nun steh ich keinem Weib der Erde nach.“

Wenn Hafis rühmt, dann hebt er in das Licht,
Das hell aus seinem Dichterauge bricht.

Wenn Hafis wirbt, dann macht er stolz den Tag —
Und dennoch sieh, macht mich die Antwort zag.

Süß ist dein Reim, beseligt, wer ihn hört,
Doch ist er auch ein Zauber, der bethört.

Der Rausch des Lieds ist himmlischer Genuß,
Allein im Rausche reife kein Entschluß.

Von höherm Rat erwart' ich drum den Spruch —
Das Schicksal rede — und aus deinem Buch!“

Die Nadel zieht sie aus dem schwarzen Haar —
Die Flut wallt nieder, die gefesselt war —

Und in das Buch, 'drin Hafis' Seele singt,
Bohrt sie die Spitze ein, so weit sie dringt.

Der Dichter schweigt. Sie reißt das Buch und sagt:
„Nun, Hafis, nimm — die Gottheit ist befragt.“

Was sie uns gab, ob Wonne oder Leid —
In deinen Liedern finde den Bescheid!“

Und Hafis saß sein Buch, er glüht und bebt,
Wie er nun Blatt um Blatt bedachtsam hebt.

Noch eins, noch eins — tief drang die Nadel ein —
Das lehtdurchstochn Wort, was wird es sein?

Nun da er fand das Blatt, jetzt sein Geschick,
Wirrt eine heiße Welle ihm den Blick.

Doch durch den Nebel späht er nach dem Wort
Und sieht und liest — sein Frühling ist verdorrt.

Aus all den Wörtern voll von Lust und Eicht
Hat ihm das Los nur eins gewählt: „Verzicht!“

Fatima lächelt: „Tragen wir's getrost —
Wohl ist gewählt, was Gott uns ausgelost!

Drum keinen Groll! Nicht mir, nicht deinem Lied,
Das stummen Winkes wider dich entschied.“

Und Hafis sieht des Spottes leichten Flug:
„Ich schelte nicht mein Lied. Das Lied ist Flug.

Mein lebend Aug war blind von deinem Glanz,
Mein Lied sah klar und fand den Dorn im Kranz.

Ein Falter flog ich um der Flamme Rot,
Dank meinem Buch, es sparte mir die Not.

Ich sprach zur Seele, dir klang's nur ans Ohr —
Was war ich dir? Nur einer mehr im Chor.

Die Braut der Welt hat Schiras dich benannt —
Ich Chor, der diesen Namen schlecht verstand!

Du träumst die Welt im Staub, dich als Idol —
Wie arm bist du, Fatima — lebe wohl!“

Und Hafis ging und bog zur Schenke ein
Und trank sich jungen Mut aus altem Wein.

Friedrich Adler.

Ein Brief Adalbert Stifters an Gustav Heckenast.

Von Adalbert Storricka.

Johannes Ahrent hat nach dem Tode Stifters drei Bände „Briefe von Adalbert Stifter“ (Pest 1869) herausgegeben. Gustav Heckenast, der sämtliche Werke Stifters verlegte und überdies mit diesem durch innigste Freundschaftsbande verknüpft war, hat die Herausgabe der Briefe Stifters selbst veranlaßt. Man konnte daher mit Zuversicht annehmen, daß von Ahrent der gesamte, ungemein reiche Briefwechsel Stifters mit Heckenast — vielleicht einige Schreiben ganz vertrauter Natur ausgenommen — veröffentlicht wurde. Und doch ist dies leider nicht der Fall, denn ich

hatte Gelegenheit, mehrere bisher ungedruckte Briefe Stifters an Hedenast einzusehen, welche meist Fragen geschäftlicher Beziehungen betreffen, unter denen der vorliegende dto. Linz, 5. Dezember 1859, der sich gegenwärtig in meiner Verwahrung befindet, von größerem allgemeinen Interesse ist. Derselbe lautet:*)

Theurer Freund!

Heute muß ich Sie Namens unsers Kunstvereins mit einer Bitte plagen. Der Pesther-Kunstverein hat hierher das Ansuchen ergehen lassen, daß wir ihm das große Bild von Mevius „Seesturm an der ligurischen Küste“, welches wir für unsere Landesbildersammlung gekauft hatten, und welches in Wien gegen Ansuchen des österr. Vereines ausgestellt war, ebenfalls zu einer Ausstellung überlassen möchten. Der österr. Verein hat den Abgang des Bildes nach Pesth zu Anfang Novembers hieher berichtet. Von Pesth ist aber keine Nachricht über die Ankunft eingetroffen, und auf ein Anfrageschreiben unsers Schriftführers an den Pesther Verein ist keine Antwort erfolgt. Obwohl das Bild um 2000 fl. asskurirt ist, ginge es uns doch sehr nahe, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre. Wir bitten Sie daher freundlich, in Pesth gütig Nachfrage bezüglich des Bildes anzustellen, und in einigen Zeilen das Ergebniß an mich anzeigen zu wollen. Sie nehmen gewiß mir zu Liebe die Ausbürdung dieser Mühewaltung nicht übel, wie ich ja auch recht gerne jede Mühewaltung Ihnen zu Liebe übernehme.

Tausend Grüße an Sie, Ihre liebe Gattin und an das Kleine.

Linz, 5ten Dezember 1859.

Adalbert Stifter.

[Auf der Außenseite] Linz. Seiner Wohlgeboren Herrn Gustav Hedenast, Verlagsbuchhändler in Pesth. Der Poststempel ist: Linz, 6/12 und Pesth, 7/12.

Der Inhalt dieses Briefes verdient unsere vollste Beachtung schon aus dem Grunde, weil in ihm die Thätigkeit Stifters im oberösterreichischen Kunstvereine berührt wird, über welche die Biographien dieses Mannes keinen näheren Aufschluß geben. Ich begnüge mich an diesem Orte, die Ergebnisse kurz anzuführen, für welche ich auf die Belege in dem Bande „Vermischte Schriften“ von Adalbert Stifter, welcher noch heuer im Herbst erscheinen wird, verweise. Es sind gerade fünfzig Jahre verflossen, seitdem der obderennsische Kunstverein in Linz ins Leben gerufen wurde. Stifter wirkte damals bereits als Schulrat in Oberösterreich. Wiemohl ein begeisterter Freund der bildenden Kunst, der in seinen Mußestunden sich viel mit Landschaftsmalerei beschäftigte, gehörte er anfangs zu dessen Gegnern, weil nach seinem Dafürhalten in Linz für die Bestrebungen eines solchen Vereines kein günstiger Boden gegeben sei, da die Stadt für größere Veranstaltungen eines Kunstvereins zu klein und in der Bevölkerung für die Förderung wahrer Kunst zu wenig Sinn vorhanden sei. Und als die erste Kunstausstellung veranstaltet wurde, hat er sie aus den eben genannten Gründen nicht mit Freude begrüßt

*) Die Orthographie des Originals wird vollständig gewahrt.

Doch der günstige Erfolg hat ihn eines anderen belehrt. Seither ist er der waderste Förderer des Kunstvereines geworden, ist in den Ausschuß eingetreten, erlangte die Würde eines Obmannstellvertreters, hat sich mit Wort und Schrift für alle seine Veranstaltungen eingesetzt. Ihm ist es durch seine Bekanntschaft und durch sein Ansehen gelungen, hervorragende Künstler zu bewegen, daß sie die Ausstellungen in Linz beschieden, die in jenen Jahren, als Stifter sich der Sache mit vollster Hingebung annahm, wenn auch nicht gerade viele, so doch sehr schöne Kunstwerke aufwiesen. Im Vereine mit dem Obmann des Kunstvereines, dem kunstfinnigen Prälaten des Prämonstratenser-Stiftes Schlägl Dominik Lebschy, *) ging auch die Anregung hervor, eine Landesgalerie in Linz zu begründen, in welche nur gute Werke alter und moderner Meister aufgenommen werden sollten, um durch deren Studium den Geschmack der Bevölkerung zu bilden und nach dem Muster anderer Städte auch in Linz ein derartiges Kunstinstitut im Laufe der Zeit zu schaffen, daß der Einheimische wie auch der Fremde die oberösterreichische Landeshauptstadt nicht bloß wegen ihrer Naturschönheit aufsuche, sondern auch in ihr eine Pflegestätte der Kunst finde, die in Oberösterreich in früheren Jahrhunderten hervorragende Denkmäler hervorgerufen hat. Den Grundstock für die Landesgalerie, die jetzt im Museum Francisco-Carolinum aufgestellt ist, bildet das in dem Briefe erwähnte Bild von A. Möbius „Seesturm an der ligurischen Küste“, dessen glückliche Erwerbung durch die große Opferwilligkeit des Prälaten Dominik Lebschy um den Betrag von 1500 Gulden ermöglicht wurde.**) Stifter selbst nahm zu wiederholten Malen Veranlassung, dieses Kunstwerk zu würdigen und im Anschluß daran für die Bestrebungen des oberösterreichischen Kunstvereines auch außerhalb des Landes Stimmung zu machen; dazu gehörte wohl auch als geeignetstes Mittel, daß man es in der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien und später in Pest zur Ausstellung brachte. Die Idee einer „Landes-Kunstgalerie“, wie sie Stifter nannte, ist auf fruchtbarem Boden gediehen, und heute gebietet Linz über eine, wenn auch noch kleine Galerie, welche in den Räumlichkeiten des neuen Museums eine Zierde dieses Kunstinstitutes bildet. So hat sich denn der Oberplaner Dichter und Sänger des Böhmerwaldes sein geliebtes Oberösterreich auch nach dieser Seite hin zu besonderem Danke verpflichtet.

*) Leider hat sich in den Akten des Vereines, sowie auch im Archive des Stiftes Schlägl keine Korrespondenz Adalbert Stifters erhalten.

**) Eine Vervielfältigung des Bildes wird in dem Bande „Vermischte Schriften“ von Adalbert Stifter erscheinen.

Stifter über Landes-Kunstgalerien.

Im Anschluß an den vorausgehenden Aufsatz, der Stifters Beziehungen zum Vinger Kunstverein behandelt, teilen wir die Eingabe mit, die der Dichter im Jahre 1862 im Auftrage dieses Vereins an den oberösterreichischen Landesausschuß gerichtet hat und, die im Hinblick auf die bevorstehende Errichtung einer Kunstgalerie in Prag sehr zeitgemäß erscheinen dürfte. Das von Professor Horcicka aufgefunden und dem von ihm bearbeiteten, demnächst erscheinenden Bande der Gesamtausgabe Stifters entnommene Schriftstück lautet:

Hoher Landesausschuß!

Um hierlands dem Mangel an Gelegenheiten und Mitteln abzuhelpen, das Publikum auf dem Felde der Kunst Umschau halten zu lassen, den Sinn für Kunst zu heben und zu beleben, ein gedeihliches Verhältnis mit der schaffenden Kunst anzubahnen und somit dem längst gefühlten Bedürfnisse nach künstlerischen Anregungen Rechnung zu tragen; wurde im Jahre 1851 der oberösterreichische Kunstverein gegründet. Mit hoher Freude begrüßte jeder Patriot und Kunstfreund das längst ersehnte Kunstinstitut, welches trotz der schwierigen Zeitverhältnisse, unter denen der Verein sein Leben empfang und sich zu entwickeln hatte, doch schnell in allen Teilen des Landes die lebhafteste Teilnahme fand, ein Beweis, wie sehr man auch hierzulands die Notwendigkeit, das Gemeinnützige und Ehrenvolle einer Sache zu schätzen wisse, die sich die schöne Aufgabe gestellt, der bildenden Kunst die größtmöglichste Unterstützung angedeihen zu lassen und ihren Einfluß auf Bildung des Geistes und Veredlung des Herzens fruchtbar zu machen. Wie sehr der Kunstverein bestrebt war, seiner Aufgabe Genüge zu leisten, bezeugen seine jährlichen oft sehr reichhaltigen Ausstellungen, die Verbreitung zahlreicher gediegener Kunstwerke im Privatbesitze und die Thatsache, daß er zur Unterstützung der Kunst seit seinem 11 jährigen Bestande bereits die höchst bedeutende Summe von mehr als 30 000 fl. zustande gebracht und verwendet hat. — Der durch dieses Wirken gehobene Sinn für Kunst bekundet sich in dem bereits allgemeiner gewordenen Interesse des Publikums, in der Richtigkeit des Erkennens der Vorzüge und Mängel der Kunstgegenstände, in der Beteiligung durch Ankäufe von Kunstwerken für den Privatbesitz. — Wenn nun auch der Kunstverein auf die Empfänglichkeit des Publikums und seine Bildsamkeit zur Liebe für die Kunst bereits einen sehr wohlthätigen Einfluß geübt und zur Unterstützung der Kunst bereits ein Namhaftes beigetragen hat, so ist doch durch die Verbreitung guter Kunstwerke im Privatbesitze und durch periodische Kunstausstellungen für die Kunst noch keineswegs das fruchtbarste Feld ihres Wirkens erschlossen worden. Abgesehen davon, daß es für keinen Kunstverein und am wenigsten für einen Provinzialverein im Bereiche der Möglichkeit liegt, seine wechselnden Ausstellungen nur mit klassischen, ganz gediegenen Werken zu schmücken und alles minder Vollkommene, auch Mittelmäßige auszuschließen, kann die Ausstellung auch nur auf einige Monate beschränkt sein; die ganze übrige Zeit fehlt es meist an aller künstlerischen Anregung. Aber selbst die so kurz dauernde Ausstellung erlaubt dem Besuchenden nur die Kunstschau; denn jede weitere Benützung der nur zum Kaufe ausgestellten Kunstwerke ist ausgeschlossen, und so kann daher der Künstler und Kunstjünger,

welcher von einem eindringlichen Studium eines tüchtigen Meisterwerkes großen Nutzen schöpfen könnte, sich ihn nicht eigen machen, weil die ausgestellten Kunstwerke diesem Zwecke nicht gewidmet werden dürfen. Und auf dem höchsten Gebiete der Kunst, nämlich der Historienmalerei, sinken vollends die Bestrebungen eines Provinzial-Kunstvereines zum frommen Wunsche herab, wenn er aus sich selbst die Mittel beschaffen soll, um klassische Leistungen auf diesem Fache nach Verdienst zu lohnen; auch der Privatbesitz hat in Oberösterreich keine Sammlungen echt klassischer Werke und insbesondere auf dem Gebiete der Historien-Malerei aufzuweisen; übrigens hat der Privatbesitz den Nachtheil, daß durch die Abgeschlossenheit desselben der belebende Einfluß der bildenden Kunst dem Allgemeinen entzogen bleibt, wenn es dem Eigentümer nicht möglich ist, oder seinem Willen nicht zusagt, seine Schätze zur fruchtbaren Ausbeutung ihrer Vorzüglichkeiten sozusagen zu einem Gemeingute zu machen. Der Kunstverein hat nur zu oft schon wahrgenommen, wie schwer solche Umstände insbesondere Künstler treffen, die auf den Aufenthalt hier in Linz oder auf dem Lande angewiesen sind; Akademiker, die, um schnell einen Verdienst und häuslichen Herd zu erlangen, oft zu früh die Schule verlassen, verfallen in der Provinz bei dem Mangel künstlerischer Anregung oft schnell der Mittelmäßigkeit, das Erlernte wird dann gewerbmäßig betrieben; selbst entschiedenen Talenten, auch wenn sie mit ihrer bürgerlichen Existenz auf gesicherterem Boden stehen, ist es unmöglich, vorwärts zu schreiten, ja sich nur auf der erreichten Stufe zu behaupten; auch solche Talente müssen verkümmern, denn es fehlen ihnen die notwendigen Vorbilder und somit die Möglichkeit eines ernstlichen und fortwährenden Studiums, um sich neben anderen Meistern zu behaupten. — Um dieser längst anerkannten Noth abzuhelpen, wurde daher dem oberösterreichischen Kunstverein im § 2 der allerhöchst genehmigten Statuten die Verbindlichkeit auferlegt, nach Möglichkeit eine Galerie von klassischen Kunstwerken alter und neuer Schule zu gründen. Mit Recht gab man sich der Hoffnung hin, daß durch ein solches Institut, durch eine Landes-Kunst-Galerie dem großen Bedürfnisse gründlich abgeholfen würde. Man erkennt in einer solchen öffentlichen Kunstsammlung, wenn sie aus sorgfältig gewählten, tüchtigen Meistern gebildet wird, keine einseitige Richtung verfolgt, sondern alle Kunstfächer vertritt und so eingerichtet ist, daß die darin aufgestellten Kunstwerke für das künstlerische Studium zugänglich gemacht werden, die ergiebigste Quelle zur Erquickung strebender Talente, die sonst hier einer völligen Verlassenheit anheimfallen müßten. Mit freudigem Herzen wünscht einem solchen Unternehmen das beste Gedeihen der Patriot, in der Anhoffnung, in dem darin vertretenen historischen Fache große Momente aus der Geschichte seines teuren Vaterlandes durch die Kunst verherrlicht zu finden. Er freut sich der Zierde, den eine solche Stätte der Kunst auf Stadt und Land verbreitet, wo man sie pflegt und nährt, er freut sich des Aufschwunges im bildenden geselligen Verkehr, der stets dort zu finden, wo ein reges Kunstleben seinen Sitz aufgeschlagen. Es kann daher alle Freunde der Kunst und alle Patrioten, die es mit der geistigen Kultur aufrichtig meinen, nur ein Wunsch befeelen, mögen sich Mittel und Wege finden, um ein solches Unternehmen, welches anderwärts, wo man Segnungen, welche die Pflege wahrer Kunst begleiten, längst erkannt, solche Kunststätten oft mit dem Aufgebote der größten Opfer ins Leben gerufen hat und noch bestrebt ist, ihnen eine immer größere Ausbreitung zu geben, auch

in unserem Vaterlande zum raschen Aufschwunge zu bringen. Der oberösterreichische Kunstverein hat die Wichtigkeit des im § 2 der Statuten ausgesprochenen Wunsches auch nie aus den Augen verloren, sondern bereits Hand an's Werk gelegt, um eine solche Landes-Kunstgalerie in's Leben zu bringen; er hat es sogar schon ermöglicht, durch Ersparungen an seinen jährlichen Einnahmen, ohne seine übrigen statutenmäßigen Obliegenheiten zu vernachlässigen, ein Kunstwerk zu dem bedeutenden Werte von 1500 fl. käuflich zu erwerben.

Die Ansammlung klassischer Kunstwerke, und nur solche können einen Platz finden in einer Kunststätte, wie sie angestrebt wird, könnte indeß, wenn der Verein bei deren Beschaffung nur auf seine jährlichen Ersparnisse angewiesen bliebe, nur höchst langsam vor sich gehen. Der Wunsch nach möglichster Beschleunigung zur Erzielung der guten Früchte daraus liegt jedoch im Zwecke des Unternehmens und des Vereines, daher derselbe besorgt sein muß, theils Geldbeiträge zu gewinnen zum Ankaufe von Kunstwerken neuer Schule und hiedurch zur Unterstützung der sie schaffenden Künstler, theils Besitzer von Kunstwerken zu dem patriotischen Opfer zu bewegen: theils mittels Schenkung oder unter Vorbehalt des Eigentums sich mancher passender Kunstwerke zu Gunsten der Landes-Galerie zu begeben. Die Bestrebungen des Vereines in dieser Richtung haben auch schon Erfolge aufzuweisen; dem zuerst aus den Vereinsmitteln erworbenen Kunstwerke ist nämlich bereits ein zweites ausgezeichnetes Gemälde im Werte von 500 fl. gefolgt, zu dessen Ankauf von dem bestandenem h. vereinigten Landeskollegium die Mittel aus dem Domezialfond gnädigst beigebracht wurden. — Diesem schließen sich an eine Anzahl von Gemälden, welche dem Kunstvereine mit der Widmung für die Landesgalerie in Folge Allerhöchster Gestattung Seiner k. k. apostolischen Majestät aus den Depots der kais. Gemäldesammlung im Belvedere zugekommen, dann einige bereits von Privaten geschehene Widmungen. — Der Verein hofft zuversichtlich, bei diesem Vorgange aller Opferwilligkeit seitens der Privaten, vorzüglich derer gewiß sein zu können, welche dem Lande Oberösterreich näher befreundet sind. Wir haben aber auch die Ueberzeugung, daß die überraschendsten Erfolge seine Bestrebungen lohnen würden, wenn die hohe Landesvertretung diese gemeinnützige Sache unter ihren mächtigen Schutz nehmen und ihr eine ergiebige Unterstützung zuwenden würde. — Wir verkennen keineswegs, welch großen Erfordernissen das Land mit seinen Mitteln abzuhehlen hat; aber auch die bildende Kunst hat ihre Berechtigung. Es verdient viele Anerkennung, daß z. B. das Theater, die Musik bei uns öffentlich gepflegt werden; dies berechtigt aber auch zu den Hoffnung, daß auch die bildende Kunst, die edelste von allen, deren Wirkungen gleich der monumentalen Kunst Jahrhunderte lang dauern und nicht mit dem Augenblicke, mit dem Klange verhallen, deren nachhaltige Wirkungen von nicht so zweifelhaftem sittlichen Gefolge begleitet sind, wie es bei andern Künsten oft der Fall ist, einen sicheren Halt finden und nicht immer auf Privatkräfte werde angewiesen bleiben; daß daher auch der Meister der bildenden Kunst, der doch für die geistige Kultur seines Volkes schafft und wirkt, Anspruch habe auf Beobachtung, wenn die Gaben verteilt werden zum Nutzen und Frommen des Landes, und daß er dann aber auch nicht der letzte bleibe; zudem kann auch die Verwendung der Geldmittel zum Ankaufe von wahren Kunstwerken für eine Landesgalerie nicht

als ein Opfer betrachtet werden, sondern nur als ein gerade für das Land höchst vorteilhafter Eintausch, da die Kunstwerke dem Lande als Eigentum verbleiben, einen unvergänglichen und immer steigenden Wert haben. — Nur rohe Völker mißachteten die Kunst und zertrümmerten ihre Werke; ein gesittetes Volk sammelt aber mit Emsigkeit diese Trümmer aus dem Schutte einer barbarischen Vergangenheit, baut ihnen Tempel und Hallen und verwahrt sie darin als Heiligtum. — Diese Gesinnung will der oberösterreichische Kunstverein auch durch seine Bemühungen zur Schaffung einer Landes-Kunstgalerie zum lebendigen Ausdruck bringen. — Das Bestehen von solchen Kunstgalerien in den Provinzen bezeugt das Vorhandensein des Verständnisses ihrer Wichtigkeit; der erste Beginn solcher Unternehmungen stößt freilich immer auf mannigfache Vorurteile und Hindernisse, sie werden aber durch Beharrlichkeit in der Verfolgung des gesteckten Zieles endlich alle überwältigt, dies bezeugt den moralischen, unzerstörbaren Werth der Sache. Man hat solche Gallerien nicht bloß in Ländern und ihren Hauptstädten angelegt, worin durch die Kunstvereine bleibende Ausstellungen veranstaltet werden, sondern auch in Städten mit nur wechselnden Ausstellungen; in Städten, in denen der Handel weit mehr als die Kunst blüht, wurden solche Sammlungen angelegt und sogar einige Gebäude für sie errichtet. Es gibt beinahe keine Provinz im österreichischen Staate mehr, und keine größere Stadt in Deutschland, die sich nicht schon solcher, oft mit der freigebigsten Munificenz ausgestatteter Gallerien zu erfreuen haben; Pest, Prag, Graz, Innsbruck haben große Leistungen dieser Art aufzuweisen. Bereits am 19. November 1856 hat der Kunstverein an das bestandene h. vereinigte Landes-Kollegium die Bitte um Bewilligung eines jährlichen Beitrages aus dem Domestikalfonde für den Zweck der Landesgalerie gestellt. Es ist dem Vereine auch nicht unbekannt, daß jene Bitte an das hohe Ministerium und zwar mit dem Antrage auf Bewilligung eines jährlichen Beitrages von 1000 fl. mit aller Wärme beantwortet worden ist. Fand sich das Ministerium auch damals nicht bestimmt, dem mit so vielen Gründen unterstützten Antrage des h. Landes-Kollegiums zu willfahren, so gereiche doch dem Vereine die Thatfache, daß die von ihm vertretene gemeinnützige Sache bei der damaligen Landes-Vertretung eine so günstige Aufnahme gefunden, zur hohen Befriedigung, vor einer späteren Zeit einen günstigeren Erfolg erwartend, welcher denn auch im Jahre 1860 durch die mit Genehmigung des h. Staats-Ministeriums geföhrte Dotierung eines Beitrages von 500 fl. eingetreten ist. — Wir können nicht unterlassen, die Aufmerksamkeit des hohen oberösterreichischen Landes-Ausschusses auf das Urtheil aufmerksam zu machen, welches über die Bestrebungen des oberösterreichischen Kunstvereins in Absicht auf die Gründung einer Landesgalerie an sehr maßgebender Stelle, nämlich von dem Zentrale der deutschen Kunstgenossenschaft ausgesprochen wurde, und erlauben uns, den ganzen Inhalt des diesfälligen Schreibens hier folgen zu lassen: „An den löblichen oberösterreichischen Kunstverein in Linz! Von der deutschen Künstlerchaft mit der Pflicht betraut, den Interessen der vaterländischen Kunst überall da, wo es Not thun sollte, einen moralischen Halt in Wort und That zu leihen, glaubt das unterzeichnete Zentral-Comite in seiner Mission zu handeln, wenn es den Bestrebungen des oberösterreichischen Kunstvereins in Linz ein Zeugnis seiner vollen Anerkennung ausstellt. Wir haben es uns zur Aufgabe

gemacht, den Gang, welchen der junge Verein genommen, mit Aufmerksamkeit zu verfolgen; wir haben die wertvolle Acquisition desselben: „Schiffbruch an der ligurischen Küste von H. Mevius“, eine würdige Stelle unter den ausgezeichneten Leistungen der Düsselborfer Schule in der historischen Ausstellung in München einnehmen sehen; vor allem aber haben wir den uns bekannt gewordenen Entschluß des Vereins mit Freuden begrüßt, eine Sammlung des Besten anzulegen, das sich zu seiner Auswahl böte, um eine Landesgalerie zu gründen. Der oberösterreichische Verein hat hiemit den Gedanken bereits zu realisieren begonnen, den die deutsche Kunstversammlung in der Sitzung am 22. September d. J. als das bezeichnete, was den deutschen Kunstvereinen nothue und denselben dringend zu raten sei, nämlich aus dem Wechsel der Dinge ein Bleibendes zu schaffen und Sammlungen des Besten anzulegen, was die Zeit erzeuge, zum Frommen der Kunst und zur Förderung des wahren Geschmacks, und rufen wir dem Vereine in Linz zu, in seinen edlen Bestrebungen auszuharren, den sich ergebenden Schwierigkeiten mutig wie bisher entgegen zu treten und mit uns der tröstlichen Ueberzeugung zu sein, daß alle Ideen, die den Entwicklungsgang der Nation wirklich zu unterstützen vermögen, eines endlichen Sieges gewiß sind. — München, am 30. Oktober 1858. — Das Zentral-Komitee der deutschen Künstler: M. Wittmann m. p., Fr. Diez m. p., Ed. Schleich m. p., Schön m. p., Ködert m. p.“ — Ein Rückblick auf all die von dem oberösterreichischen Kunstvereine seit seinem 11jährigen Bestande vollbrachten Leistungen und erzielten Erfolge bezeugen, daß er seinem Zwecke, den Sinn für Kunst zu heben, gewiß getreulich nachgestrebt und durch die Beharrlichkeit in seinem Wirken erkennen läßt, daß ihn ein richtiger Zug nach den höchsten Zwecken der Kunst beseelt, ermutigt uns daher, die Bitte zu stellen, ein hoher Landes-Ausschuß wolle die gemeinnützige und ehrenvolle Sache, der wir schon seit einer langen Reihe von Jahren aus Liebe zur Kunst und zum Vaterlande unsere Thätigkeit widmen, in seine mächtige Obforge nehmen und bei dem hohen Landtage durch den Antrag bevormorten, daß alljährlich eine ergiebige Beitragsleistung aus dem Domestikalfonde zur Dotierung der Landes-Kunstgalerie insbesondere behufs der Beschaffung gediegener Werke aus dem Fache der historischen Kunst gnädigst bewilliget werde, damit in nicht ferner Zeit unser Vaterland und seine Hauptstadt um ein schönes Denkmal der Kultur reicher werde.

Aphoristisches über Krieg und Frieden.*)

Goliath Krieg, sieh dich vor! Ueberall und immer zahlreicher wachsen die kleinen Davids aus dem Boden. Und die Steine zu ihren Schleudern liegen in allen Formen auf dem Weg: Dichter- und Gelehrtenwerke, Weltausstellungen, Volksuniversitäten, flüssige Luft (ein paar

*) Indem wir eine Anzahl neuer Aphorismen unserer berühmten Landsmännin veröffentlichen, bemerken wir, daß unsere Mitarbeiter für die Tendenz ihrer Beiträge selber einzustehen pflegen.

Wagenladungen davon zerrissen alle europäischen Flotten in Stücke), der elektrische Funke — das wachsende, wachsende Licht in den Laboratorien und in den Geistern: sieh dich vor, Goliath Krieg!

* * *

Utopie! Utopie! Gegen jedes Neue, auf technischem wie geistigem Gebiet, wurde das Wort gebraucht, und obwohl es durch die Kulturgeschichte sich zieht, wie eine Kette beschämter Kleingläubigkeit, wird es immer noch weiter ausgerufen als Hemmnis heilbringender Entdeckungen und Bestrebungen.

* * *

Das Streben und Drängen der Thoren und Hitzköpfe gibt den Ausschlag in der Kriegsfrage. Das geschieht aber nicht, weil sie überwiegend sind, sondern weil sie drängen und schreien, während die Besonnenen und Ruhigen sich in Schweigen hüllen. Es ist gut, daß der laute Ruf der Vernünftigen den Lärm der Urteilslosen übertöne.

* * *

Die Völker sollen doch den Kriegserklärern sagen: Wenn ihr schon durchaus mit Länderstreifen Würfel spielen wollt, so thut es, aber nicht mit unsern Knochen.

* * *

„Nicht durch diese Bestrebung wird der Friedenszustand erreicht, sondern durch jene: daher soll man diese beseitigen lassen und nur jene ördern.“ Solche hemmende Mahnungen werden immer wieder vor gebracht. Das ist als sagte man: nicht dieser Bach, sondern jener wird das Flößchen schiffbar machen. Beide Bäche aber braucht es und noch andere Zuflüsse mehr, ehe das Flößchen zum Strom wird. Willkommen also jede Quelle, die sich nach derselben Richtung ergießt.

* * *

Wann wird man denn einsehen, daß der Zukunft nicht mehr gedient werden kann mit Blut? Geist verlangen ihre Aufgaben, Herz erfordert deren Lösung.

* * *

Die große, die übermenschliche Macht, die unsere Zeit dem Menschen gegeben und in stets steigendem Maße gibt, diese Kraft und Lichtfülle, die muß auch die Menschheit selber über ihr altes Maß erheben. Es müssen ihr auch größere und lichtere Seelen werden, Seelen, die sich zu der Kraft emporarbeiten, die neuen Ziele zu erkennen, zu erreichen und zu behaupten.

* * *

Gehandelt muß werden im Sinne des Guten. Die negative Weisheit, welche nur das vorhandene Böse konstatiert und dessen Ueberwindung als Idealistentraum belächelt, die bringt die Welt nicht um eines Haares Breite vorwärts.

Bertha von Suttner.

Der Hufitismus und die Prager Universität.

Von Adolf Bachmann.

Die Prager Universität, die herrlichste Errungenschaft der Zeit Kaiser Karls IV., die, vor mehr denn sechshalbshundert Jahren (1348) entstanden, so oft bis heute von Stürmen umtost ward, sah die schwersten Geschichte schon kurz nach ihrer Begründung. Ihrem ganzen Wesen nach ein vorwiegend kirchliches Institut, übernahm sie in den Tagen König Wenzels (1378—1419) die ebenso schwierige, wie bedeutungsvolle Aufgabe, der kirchlichen Reformbewegung in Böhmen Maß und Richtung zu geben. Der Ansturm der Neuerer, ihres Führers, Johannes von Husinetz, voran, gegen die fundamentalen Einrichtungen der Hochschule selbst, war die Folge davon: er beschwor eine Reihe von Heimtuchungen und Gefahren für die geistige Entwicklung des ganzen Landes herauf, deren Tragweite erst in späteren Zeiten erkennbar ward.

Der Machtbau der Kirche, gewiß die großartigste Schöpfung des Mittelalters, ruhte nicht zuletzt auf der Erkenntnis, daß, so innig und unzertrennbar wie im Einzelmenschen Geist und Körper, so auch bei gesellschaftlichem Schaffen geistige und physische Kräfte zusammenwirken und verbunden sind. Auf der einen Seite die Hüterin und Quelle der höchsten Wahrheiten, die allein (nach ihr) zeitliches und ewiges Heil zu vermitteln vermögen, war die römische Kirche mit einer geradezu weltumfassenden Organisation ausgerüstet zur Verförperung und Übung auch irdischer Macht und Herrlichkeit. Neben den göttlichen Geheimnissen behielt sie in wunderbarer Konsequenz das Größte und Kleinste im Wechsel rein menschlicher Dinge im Auge. Sie war die Führerin der Geister wie die Pflegerin und Lehrerin der materiellen Wohlfahrt der Völker. „Die Kirche, nach ihrer ursprünglichen Idee das Reich, das nicht von dieser Welt ist, auf Erden repräsentierend, erscheint im Mittelalter als Trägerin aller Kultur“ (Paulsen). Und mit einer Lebensfrische, einer schöpferischen Thatkraft ohne Gleichen leistete sie der bunten Verschiedenheit in der äußeren Lebensführung der beherrschten Völker den Zoll ab und trug sie dem stets unvertilgbaren Streben nach Freiheit Rechnung: höchste Autorität, durch

Deutsche Arbeit.

4

treueste Beobachtung und längste Erfahrung geschärftes Erkenntnis, unermüdlige Arbeit sicherten ihr den Erfolg. Was sie als göttliche Offenbarung dem sehnuchtsvollen Sinne nahe brachte, das versuchte eindringende Speculation zugleich als natürlich und vernunftgemäß zu erweisen; mit der Verheißung irdischen Lohnes mußte sie die Aussicht auf die paradiesischen Freuden des Jenseits zu verbinden; wo Bitte, Mahnung, Drohung versagten, da trafen die Folgen kirchlicher Strafurtheile schwer, ja zermalmend selbst Könige und Länder.

Und doch hat schon der erleuchtete Gläubige zu jeder Zeit in der allzuweit gehenden Verknüpfung und Vermengung von Geistlich und Weltlich, von Himmlisch und Irdisch, die Ursache des nachfolgenden Verfalles gesehen! Der gewaltigen, übermäßigen Anspannung der kirchlichen Kräfte folgte naturgemäß die Erschlaffung; die errungenen Siege reizten an, sich allseitig ihrer Früchte zu versichern, unbekämpfte Geltung verführte ebenso zu Hochmut wie unbegrenzte Macht zu Mißbrauch. Und wenn nun allmählich von Sct. Petri Thron und den Palästen der Cardinäle angefangen bis zu den Residenzen der Bischöfe und den Sitzen der Kapitel hinab in den christlichen Landen und schließlich oft genug selbst im Pfarrhause und einsamen Feldkloster Reichtum und Leppigkeit sich fanden, wenn vielfach der ideale wie der die Oeffentlichkeit berücksichtigende praktische Sinn in der Geistlichkeit schwand und persönliches Gefallen, hie und da sogar schlimme Leidenschaften an ihre Stelle traten: besaß ein verderbter Klerus noch das Recht, die Laienwelt zu Einfachheit und Sitte, zu Mäßigkeit und Enthaltbarkeit zu verweisen und sie beherrschen zu wollen, da ihm doch der innere Beruf und die äußere Eignung zu einer führenden Rolle abging? Der Weltliche ging jetzt daran, mit verdoppelter Schärfe die Mängel, die in Führung und Gesinnung der Geistlichkeit hervortraten, ans Licht zu ziehen; je unbedingter sein Gehorsam gewesen war, desto schroffer war nun die Auflehnung, je größer einst die Verehrung für die Kirche und all' das, was mit ihr zusammenhing, desto empfindlicher jetzt die Mißachtung. Es war auch nur begreiflich, daß die Gebrachen an der Stelle am meisten bemerkt wurden, die, über alles emporragend, bisher geradezu den Mittelpunkt der abendländischen Entwicklung dargestellt hatte, am Sitze des Papsttums, und daß der Trieb, der Ruf nach Reform aus der Mitte der Laienwelt um so allgemeiner und lauter erscholl, seitdem Bonifaz VIII. begonnen hatte, in Bischöfen und Pfarrern nicht Genossen und Gehilfen bei gemeinsamer Arbeit, sondern Diener und Werkzeuge seines absoluten Willens zu sehen, seitdem Auflehnung und Gleichgiltigkeit in

den Reihen des Klerus sich zeigte. Das Maß ward endlich voll, als Geistliche selbst das unkirchliche Leben ihrer Mitbrüder, sogar über Gebühr, verurtheilten und mit dem Ausbruche der Kirchenspaltung zwei, dann drei Päpste aus wesentlich weltlich-politischen Gründen einander verwarfen, befehdeten, verfluchten. Wie weit mußte doch das geistliche Ansehen gesunken sein, wenn die Salzburger Synode von 1281 auf gewaltsame Handanlegung an einen Geistlichen, auf Blutvergießen in der Kirche und auf dem Friedhofe, auf Kirchenraub schwere Bußen setzte? Der Glaube selbst freilich stand noch felsenfest in den Herzen aufrecht: weil die Kirche Petri unüberwindbar blieb und es über dem sündhaften Oberhaupte der Kirche doch ein höheres, unfehlbares Tribunal geben mußte, entstand das Verlangen nach der Entscheidung durch die große Repräsentation aller christlichen Völker und Reiche, erwuchs die conciliare Idee des 14. und 15. Jahrhunderts. Von der allgemeinen Kirchenversammlung erwartete man die Reformation der christlichen Welt und vor allem der Geistlichkeit an Haupt und Gliedern, die Wiederkehr einer besseren Zeit der Kirche auf Grund ihrer wiederhergestellten Verfassung und Erneuerung ihrer alten Heilslehre.

Doch nicht überall! Nicht bloß die Reform, auch die Revolution erhob kühner als je gegen die Kirche ihr Haupt. Wohl hatte einst die messianische Heilslehre die heidnischen Kulte Griechenlands und Roms, Persiens und Aegyptens, der Kelten und Germanen verdrängt. Aber so wie die alten Gottheiten, aus der ewig neuen und ewig steten Verknüpfung von Naturgewalt und Menschengeschick erwachsen, in den Lehren der Manichäer, Bogumilen, der Patavener und Geißler, der Abigenser und Waldesier, in gewisser Hinsicht durch die Aera des Humanismus, eine Art von Unsterblichkeit erwießen, so trat nun bei dem Sinken der kirchlichen Gewalten der innere Widerspruch zwischen der asketischen Art des Christentums und dem mächtigen Freiheitsdrange der lebensfrischen germanischen, romanischen und slavischen Völker um so schroffer in die Erscheinung. Voll tiefer Gläubigkeit, in Sorge und Not um das künftige Heil, hatten sie vor der strengen Lehre, die einst ein würdiger, opfermutiger Priesterstand in unvergleichlicher Begeisterung verkündet, den trostigen Nacken gebeugt. Jetzt, da die Diener des Herrn selbst das göttliche Wort nach eigenem Frommen deuteten oder ganz in den Wind schlugen, erfaßte die einen Zweifel und Unglauben und versuchten die andern auf eigenen, außerkirchlichen Wegen ihre unsterbliche Seele zu retten: Irrlehren und Seelenwesen wucherten auf dem schlecht behüteten Akerboden der Kirche üppiger empor als je zuvor, wie später, im 16.

Jahrhundert, am meisten dort, wo die Einsicht in die kirchlichen Mißstände am verbreitetsten war und diese eine besondere Höhe erreicht hatten, wo Wohlstand und Unabhängigkeitsgefühl zum Troße gegen staatliche und kirchliche Gewalt ermutigten.

All' dies galt aber in den letzten Zeiten Kaiser Karls IV. von Böhmen und Prag. Hier war in der Universität die geistige Leuchte für das deutsche Reich und ganz Mitteleuropa entstanden. Kaiser Karls unablässige Fürsorge und Herrscherkunst hatte langdauernden Frieden und hohen Wohlstand geschaffen. Hier wetteiferten die Geistlichen und Laien vielfach in Üppigkeit und leichtfertigem Wandel, die Bettelmönche und der Säkularklerus verkehrten sich unablässig, zu alten Resten häretischer Lehrmeinungen (besonders der Waldesier) gesellten sich rasch neue Irrtümer hinzu. Aber auch die Gegenströmung blieb nicht aus. Erzbischof Ernst und seine Nachfolger Otto und Johann, die führenden Männer im Kapitel, wie im übrigen Klerus, Kaiser Karl selbst traten den Uebelständen entgegen. Mit Worten voll herben Spottes und paßender Drafistik, mit Ernst und Klugheit, doch so, daß stets der heilige Eifer, die reinste Absicht deutlich blieb, kennzeichnete, züchtigte, besserte Konrad Waldhauser aus Oesterreich das üppige Leben der deutschen Bürgerschaft Prags. Der Mährer Johannes Milic nahm sich dann nach Konrads Vorgange der tschechischen Bevölkerung der Hauptstadt an, der Masse der Dienenden und kleinen Handwerker, der Armen und Mühseligen, auch sie zu stärken und zu erheben mit der Versicherung, voll berechnigte Kinder desselben Vaters zu sein, denen das gleiche Erbe nicht versagt sei. In gleicher Richtung wirkten der edle Matthias von Janow und der Ritter Thomas Štítiny, jener in gelehrtem lateinischen, dieser in volkstümlichem Stile. Und die Universität? Noch war die Hochschule eine junge Pflanzung und selbst der innere Ausbau vor 1367/68 wie es scheint nicht vollendet. Es fehlte der theologischen Fakultät, so sehr sich der Kaiser um die Gewinnung hervorragender Kräfte für seine Universität Mühe gegeben hatte, an einem führenden Geiste, wie ihn, von den hochgebietenden Gelehrten der Pariser Universität, einem Gerson, Peter d'Ally und andern, von italienischen und spanischen Theologen jener Zeit ganz abgesehen, auch rasch die Wiener Schwesteranstalt in Heinrich von Langenstein gewann. Die Prager Magister, ein Johannes von Münsterberg, später (1410) der erste Rektor der Leipziger Universität, Konrad Soltau, der 1387 nach Heidelberg berufen wurde, Johann von Marienwerder, Matthäus von Krakow (Norddeutscher), Adalbert Rankonis, Albert Engelschalk, später der Jurist Johann von Bor,

sie gewannen keine bedeutende Stellung, wenn es galt, die Gesamtkirche zu reformieren, der konziliaren Idee zum Siege zu verhelfen, aber für die Erneuerung und Besserung des religiösen Lebens in Böhmen selbst traten sie neben den geistigen Leitern des Weltklerus, dem Generalvikar Joh. von (Ne-) Pomuk und dem erzbischöflichen Offizial Nicolaus Buchnik, mit ganzer Thatkraft ein. Übrigens suchten einzelne, wie Matthäus von Krafow in seiner Schrift „De squaloribus curiae Romanae“, auch in den allgemeinen Fragen zu Worte zu kommen. Von demselben Magister hat sich die Rede erhalten, die er am Lukastage (18. Okt.) 1384 vor dem Erzbischof Johann und dem Prager Klerus hielt, ein Denkmal der rücksichtslos freimütigen Art des Magisters, wie der traurigen Zustände im Schoße der böhmischen Geistlichkeit und der sittlichen Gebrechen, die in den breiten Schichten des böhmischen Volkes sich fanden. Das ungemessene Streben nach Geld und Gut und der Mißbrauch des kirchlichen Besitzes, ein unwürdiger, unpriesterlicher Wandel — sie dienten, bei der Unzahl von Klerikern, als Schreiber, Verwalter, Erzieher, Schullehrer. Kapläne in einer Person, während sie doch von der Menge wie Götter verehrt sein wollten; der anstößige Verkehr mit Frauen, Zwietracht und Mißgunst, die verderblich auf die Menge wirkten. wurden den Versammelten vorgeführt. Schon trat, wenn auch verschleiert, hier ebenso wie in Janows Schriften, ein Gedanke hervor, der später für die böhmische Bewegung geradezu charakteristisch ward: die Ansicht von der Bedeutung häufigen Empfanges des Altarssakramentes für Glauben und Wandel des Volkes.

Es war ein Zeichen des Tiefstandes kirchlichen Lebens, beweiskräftig wie kein zweites, wenn selbst solche Reformbestrebungen neben mancher erfreulichen Erscheinung — namentlich Waldhausers Eifer sah sich reichlich gelohnt — neue Uebel zeitigten. Indem sich Milic in bilderreicher Sprache an das Gemüt und die Phantasie seiner Hörer wandte, in dunklen Worten über Geheimnisse handelte, die am wenigsten der Laie begriff, ihm eigene Betrachtung, das Studium der Bibel, die doch zu jedem nach dem Maße seiner Verständigkeit spricht, nahelegte, schuf er in der breiten Masse der tschechischen Bevölkerung der Hauptstadt einen neuen Untergrund für die Behandlung religiöser Fragen. Es traten Elemente in die Bewegung ein, die der Erregung des Momentes weit mehr zugänglich waren als der Stimme der Vernunft. Mißverständnisse, die Milic selbst die Anklage der Keterei zuzogen, hielten ihn so wenig ab, die eingeschlagene Bahn festzuhalten, wie später Stitny ohne Rücksicht auf das Ansehen des Klerus und die Würde des Magistertums seine Meinungen in die Menge

trug. Auch Janow, irriger Anschauungen beschuldigt, beugte sich offenbar weniger vor dem Worte der Synode von 1389, als vor der Mahnung des eigenen Gewissens, persönliche Ueberzeugung nicht zum kirchlichen Aergernisse werden zu lassen.

Immerhin blieb die Universität auch so ihrer Aufgabe gewachsen, bis sie vernichtende Schläge trafen von anderer Seite. Die mächtige Entfaltung der Universität dank des Zuzuges von Tausenden fremder Studirenden, so daß unter den Angehörigen der Hochschule die Mitglieder der böhmischen Nation kaum ein Sechstel betrugen, hatte zur Folge, daß auch die Magister (Professoren) meist den andern Nationen (der bayerischen, sächsischen, polnischen, — letztere waren meist Schlesier, Meißner, Thüringer) angehörten und daher ihrer Zahl und Bedeutung nach auch meist die Aemter an der Universität und die für sie gestifteten Benefizien und Einkünfte, namentlich die Stellen im Karlskollegium und im Kollegium zu Allen Heiligen, inne hatten. So sehr dieses Verhältnis der Sachlage entsprach, so wenig zeigten sich die einheimischen Mitglieder der Universität einsichtig und hochherzig genug, sie gelten zu lassen. Frühzeitig und je länger desto dringender nahmen sie die Präbenden der Hochschule, weil zunächst aus Landesmitteln stammend, für sich in Anspruch. Sie kamen 1384 auch betreffs des wichtigen Karlskollegiums ans Ziel: ein Schiedsspruch des Erzbischofs Johann überwies es nahezu gänzlich der böhmischen Nation. Schwerer noch als die junge Wissenschaft im Lande, als den jungen König, der wohl kaum eine Ahnung davon hatte, wie mit dem universellen Charakter der Reichsuniversität auch einer der Grundpfeiler seines Kaisertums, eines der starken Bollwerke, auf das sein Vater Karl einst die künftige und bleibende Größe des Luxemburgischen Hauses gründen wollte, dahinschwand, trafen den Erzbischof und die böhmische Kirche die Folgen so unbedachter That. Die Gesinnung des Kanzlers fand rasch ein weites Echo, so daß die nachfolgenden Widmungen für die Universität (Collegium nationum, die Betlehems- und Fronleichnamstiftung) ausschließlich für die Angehörigen der böhmischen Nation bestimmt waren. Auch war die Begehrlichkeit der tschechischen Magister nur erhöht, nicht gesättigt: nun wollten sie auch das Uebergewicht bei der Vergebung der Aemter, Würden und Befugnisse an der Universität, und ward von Eiferern den Fremdländischen bald jedes Recht, jede Nutzung bestritten: des Landes Brot gebühre pflichtgemäß den eigenen Kindern. Wie sollte da der Fremde, der Deutsche aus dem Reiche, ferner mit Lust arbeiten, wo man die Bedeutung seiner Thätigkeit so ganz verkannte, ihm den bedungenen Lohn mißgönnte? Voll Un-

mutes, unfähig, so rohen Bruch des verbrieften Rechtes zu ertragen, verließ eine Reihe der hervorragendsten Lehrer den ungastlich gewordenen Boden Prags, um den neu errichteten Universitäten zu Köln, Heidelberg, Erfurt ihre Kraft und Muße zu widmen. Und die Lücken, die der Abgang Dietrichs von Münster, Konrad Soltaus, de Norts, Dietmars von Swerts gerissen, sie blieben unausgefüllt, so schmerzlich sie waren. Sogar die Hörerzahl der Hochschule ging zurück. Sie erkrankte, ward schwächer in dem Momente, als zur lehramtlichen und wissenschaftlichen eine große öffentliche Aufgabe ihrer Obforge anvertraut war, zur Zeit, als die gleichstrebenden Männer außerhalb der Universität ebenfalls nach einander vom Schauplatze abtraten und die beklagenswerten Folgen der Kirchenspaltung in Böhmen täglich mehr sichtbar wurden.

Und dennoch behauptete die Universität ihre Stellung — wir haben hier zunächst nur den äußeren Gang der Dinge darzulegen — mit Erfolg, so lange Meinungsverschiedenheiten über die kirchliche Lehre in ihrem Schoße ausblieben und die Angriffe auf ihre Auktorität in den Kollegien selbst keine Stütze fanden. Noch zur Zeit des Jubeljahres trat dies vor aller Welt hervor und während der Priester Joh. Rohle gegen den Ablass-Mißbrauch donnerte und des Königs Hofnarr die Ablasswerber verhöhnen durfte, gewann neben so vielen kein Anderer als Johannes von Husineß voll gläubigen Sinnes um seine letzten Groschen den Nachlaß der zeitlichen Strafen. Selbst dem Schisma gegenüber gelang es der Universität, eine möglichst unabhängige Stellung zu behaupten. Und als dann die Schriften des englischen Reformators John Wicklif nach und nach in Prag bekannt wurden und vielfach Beachtung und Beifall fanden, da schien die Prager Hochschule so wie einst die Schwesteranstalt in Oxford stark genug, irrige Lehrenmeinungen als solche zu kennzeichnen und von den Hörsälen fernzuhalten und weiteres Unheil, als es ein Professoren- und Mönchsgezänke über theoretische Fragen bringen konnte, zu verhindern (1403). Da schuf der Gang der politischen Verhältnisse und der unbeachtete Eifer und Ehrgeiz einzelner tschechischer Magister eine neue, ungleich schwierigere Sachlage.

Es ist unverkennbar, daß sich auch J. Wicklifs reformatorische Kühnheit, seine Mißachtung der Gegner und sein Selbstvertrauen an seiner politischen Thätigkeit als Sachwalter der englischen Krone im Streite um die Tributpflichtigkeit Englands an den heil. Stuhl, über die Besteuerung des geistl. Gutes u. s. w. entzündet hatte und nicht Rechtgläubigkeit und kirchliche Auktorität, sondern die Hand seines Protektors, des Herzogs-

Regenten Johann von Kent, und weltliche Rücksichten für den Ausgang seiner Prozesse entscheidend wurden. Auch in Böhmen ließ sich ein gleiches beobachten. Zusage der Entsetzung König Wenzels vom deutschen Thron (Aug. 1400), die Wenzel, so unfähig er war, doch als schwerste Beleidigung empfand, war die Stellung des Deutschtums in Böhmen schwieriger geworden. Angriffe auf deren Bedeutung im Lande fanden unter des Königs bunt gewürfelter Umgebung und bei seinen Ratgebern stets bereite Förderung. Natürlich blieb auch damals, wie hier zu Lande stets, ein Faktor nicht außer Berechnung: der große Haufe, der sich so leicht für alle möglichen, namentlich nationale Zwecke, von gewissenlosen Führern fanatisieren läßt.

Noch in der großen Versammlung der Universität vom 28. Mai 1403, auf der nach dem Antrage des Mag. Joh. Hübner (eines Deutschschlesiens) 45 aus den Schriften Wiclifs ausgezogene Sätze verworfen wurden, hatte Hus sich nur gegen die Form der Verhandlung gewendet. Wenn er betreffs der Sache die Meinung vertrat, man müsse die Sätze eben in ihrem kirchlichen und unanstößigen Sinne verstehen, so war das weder logisch noch wissenschaftlich, so daß die Versammelten naturgemäß darüber hinweggingen. Sein Versuch, in einem Traktate über das hl. Altarssakrament seine Auffassung in concreto darzuthun, scheiterte aus denselben Gründen. Auch die Lehre Wiclifs, welche die Wirkungen der heil. Handlung von der Würdigkeit des Geistlichen abhängig machte, wollte er — ohne Erfolg — kirchlich deuten. Das hatte seine bedeutsamen Folgen. Voll Unmutes suchte Hus die Ursachen solchen Mißlingens nicht bei sich selbst, sondern in den Fehlern der Gegner. Ihnen handle es sich nach seinen Darlegungen nicht um die Reform, sondern um andere Dinge. So wie es viele unter den Studierenden gebe, die nicht aus wissenschaftlichem Eifer, sondern der Annehmlichkeiten der Hauptstadt wegen an der Hochschule weilten, so seien auch bei den Professoren eitle Ruhmsucht oder verwerfliche Neugierde oder, wie bei vielen Juristen und Medizinern, Liebe zu Geld und Gut die Hauptsache. Solche Leute sollten, so war er entschlossen, die so notwendige Reform nicht hindern: wollten sie nicht voran, so mußte die Laienwelt handeln. An sie wandte sich nun Hus, namentlich in seiner Eigenschaft als Prediger an der Bethlehemskapelle, und sie versagte dem ernstern Mahner und Warner, dessen reiner Wandel und beste Absicht nicht verborgen blieben, den Beifall nicht. Natürlich schonte Hus dabei die Widersacher, die große Mehrzahl der deutschen Professoren und Studenten nicht mit Angriffen in seiner Weise. Leider ließ er unbeachtet, ob auch die Wirkung der Absicht entsprach und ob er all die Flammen zu

beherrschen vermochte, die er in den Herzen seiner Zuhörer, meist Leuten aus den unteren Klassen der hauptstädtischen Bevölkerung, entzündete. Die Hauptsache blieb Hus immer noch die Reform, namentlich in dem Wandel des Klerus. Da, sowie dessen Besserung sich für jeden Einsichtigen als notwendig darstellte, auch jetzt noch andere gut kirchlich gesinnte Männer, wie ein Stefan von Palec und Georg von Bor, dafür eintraten, so gewann es eine zeitlang den Anschein, als sollte insbesondere der böhmischen Nation der Prager Universität der doppelte Ruhm erblühen, in schwieriger Zeit die Fahne der Kirchenreformation hochgehalten und trotz gefährlicher Gegnerchaft gefördert zu haben (1403—1407).

Auf die Dauer aber konnte solcher Schein nicht bestehen, auch nicht, trotzdem Hus und seine Freunde in jenen Tagen durch eifrige Studien, freilich vornehmlich der Traktate Wiclifs, sich für den geistigen Kampf besser zu rüsten wußten. Daß die deutschen Magister nicht gegen die Reform, wohl aber gegen irrige Lehrmeinungen kämpften, ließ sich eben durch Verdrehungen und Schmähungen nicht verdecken. Die Ausführungen von Eiferern, wie eines M. Jacobell von Mies, des Hieronymus von Prag, zeigten bald, auf welcher gefährlichen Bahn die Bewegung in dogmatischer Hinsicht dahinschritt, und auch Vielen der Magister der böhmischen Nation wurde dies bald genug klar. Wenn auf der Versammlung derselben vom 20. Mai 1408 die Behandlung einiger Traktate des Wiclif den Baccalaren unterlag und betreffs jener 45 Sätze vereinbart wurde, sie nicht zu lehren und für wahr zu halten, soweit sie ketzerisch wären, so hieß das wohl in unwürdiger Form, aus Rücksicht auf Hus und seine Gesinnungsgenossen, eine klare Entscheidung vermeiden. Aber soviel erhellt daraus doch, daß, sowie der Erzbischof und seine Kreise sich damals bereits von Hus abgewendet hatten und die deutschen Magister in Schriften und mit kirchlichen Prozessen die neuen Lehren und ihre Vertreter bekämpften, so auch in der böhmischen Nation Husses Meinungen vielfach nicht geteilt wurden. Und eben jetzt erlag er — darin war 1403 der erste Schritt geschehen, völlig dem Ehrgeize des Volksmannes und dem Anreize, den Tschechen auch in nationalen und materiellen Fragen mit den Gesichtspunkten und der Moral des Eintags-Politikers zu dienen.

Man kennt die äußeren Verhältnisse, welche 1408—1409 den König Wenzel zu dem Wunsche bestimmten, seine Lande möchten von der Obedienz des römischen Papstes ablassen, man weiß, wie sehr dabei, abgesehen von dem Wunsche, die kirchlichen Dinge zu bessern, sein Gegensatz zu König Ruprecht, der an Gregor XII. festhielt, und die Freundschaft mit Frankreich mit-

spielte. Wenzel war nicht der Mann, die Weigerung der Universität, aus weltlich-politischen Gründen eine wichtige kirchliche Entscheidung zu treffen, und ihren Versuch, die bisher beobachtete Richtung dem Schisma gegenüber konsequent festzuhalten, billig zu beurteilen. Voll Unmutes sah er darin nur Hartnäckigkeit und Unbotmäßigkeit. Es sieht ihm ähnlich, wenn er damals die Deutschen verwünschte, die ihm immer neuen Verdruß bereiteten. So fand die häßliche Intrigue Boden, durch welche die tschechischen Magister und die nationale Hofdienerschaft des Königs Wenzel mit dem Hinweis auf die Willfährigkeit der böhmischen Nation, auf die Einrichtungen der Pariser Universität, wo die Dinge doch auch sonst durchaus anders lagen, und natürlich auch wieder auf die Gerechtigkeit der Einheimischen, denen die Universität und ihre Beneficien gehörten und nicht den Auswärtigen (wiederholt ist für die Deutschen in den Streitschriften der schöne Ausdruck „Hunde“ gebraucht, die froh sein mußten, die Brosamen, die vom Tische fielen, zu erhalten) die bisherige Einrichtung der Universität umstürzten. Der böhmischen Nation wurden nun bei allen Akten drei, den andern zusammen trotz ihrer sechs- und mehrfachen Überzahl nur eine Stimme zugewiesen (Königl. Dekr. v. 18. Jan. 1409) und diese Entscheidung trotz aller Gegenbemühungen der Bedrohten und mit Gewalt durchgesetzt.

Die Folge war die massenhafte Auswanderung der deutschen Magister und Studenten, die solches noch während der Verhandlungen sich voll Entrüstung zugeschworen hatten. Mit der Verödung der Hörsäle war die Zerstörung der großen Schöpfung Kaiser Karls vollbracht bis hinab zur geringsten der böhmischen Nation, und ihrem geringfügigen Anhang. Alle die Hoffnungen und Aufgaben sanken nun rasch hin, die bisher mit der Universität verbunden gewesen waren.

Denn auch die böhmische Nation war bereits innerlich gespalten, wenn sie auch noch eben gegen die Deutschen einig gewesen, beherrscht von Elementen und Störungen, die weder ihren wissenschaftlichen, noch ihren sonstigen Zwecken förderlich waren. Noch schien sie auf ihrem Platze, als sie (15. Juni 1410) einmütig sich gegen die Verbrennung der wicklifitischen Bücher, die der Erzbischof angeordnet, aussprach, eine Maßregel, formell nach damaliger Anschauung ebenso berechtigt, wie heutzutage das gerichtliche Verbot der Weiterverbreitung gesetzlich anstößiger Druckfachen, und so sehr ohne Belang, daß hinterher trotzdem die große Mehrheit der Tschechen der Lehre des Hus (=Wiclifs) zugehörte. Aber wenn man für solches Auftreten der Universität verschiedene ideale Gründe geltend machen wollte, so ist es doch unzweifelhaft, daß nicht solche, sondern der

parteiische Einfluß der führenden Männer, Hus voran, bei diesem Beschlusse maßgebend waren. Als dann Hus und die Seinen daran gingen, erst die geistliche Autorität (des Erzbischofs und der strengkirchlichen Partei) mit Hilfe des Königs, der auch für die gefährlichsten Vorfälle oft genug nur die frivolsten Wiße eines Trunkenbolbes hatte, niederzubrechen, so fand die Universität sowenig den Mut, dagegen energisch aufzutreten, wie später, als in natürlicher Konsequenz der Dinge auch für Wenzel die Zeit der Ernte kam und der siegreiche Straßenpöbel auch seine Gebote mißachtete. Der späte Versuch der Universität (1412), doch womöglich noch das Dogma zu retten, endete nun natürlich mit einer Niederlage, der Verbannung der führenden Magister. Sie wurden seitdem zugleich mit andern früheren Freunden des Hus dessen erbitterteste Gegner, — aber fern von der Universität und von Böhmen.

Die Hochschule hatte, wenn man sich auch noch mehrfach ihrer bediente, ihre Rolle ausgespielt. Mit dem Beginn der Kreuzzüge gegen die Hussiten ging sie zeitweilig völlig ein (1420). Auch bei der Wiederherstellung des kirchlichen Friedens (1434) fiel ihr keinerlei führende Rolle zu, so wenig wie zur Zeit der Erneuerung der Kämpfe in König Georgs Tagen (1467—1471). Wieder einmal war in Böhmen Großes umsonst geschehen, reiche Ausfaat geknickt, ehe sie so recht Früchte getragen. Aber nicht ein neidisches Geschick hatte die schwere Hand auf das Land gelegt, sondern wie stets der unbeholfene Ehrgeiz, die Zwietracht und Selbstsucht seiner eigenen Kinder.

Das Hohenfurter Liederbuch.

Von **Richard Batha**.

Das Volk, das seine Vergangenheit nicht ehrt, hat keine Zukunft.

Es ist ein hübscher Zufall, daß das älteste uns erhaltene Denkmal deutscher Musik in Böhmen gerade aus einer Zeit der äußersten Bedrängnis unseres Volkstums, aus dem Jahrhundert der Hussitenstürme stammt. Ich meine die Liedweisen, die eine im Stifte Hohenfurt aufbewahrte, dort wahrscheinlich auch geschriebene Handschrift überliefert und von denen manche verdiente, dem lebendigen Volksgesange wieder zugeführt zu werden, dem sie entsprungen ist. Darauf hinzuweisen und die Möglichkeit einer solchen Neubelebung darzuthun ist der Zweck dieser Zeilen. Das Liederbuch, jetzt durch Bäumlers Ausgabe* bequem zugänglich, enthält in seinem ersten Teile sogenannte „Rufe“, psalmodierende Lieder, wie sie namentlich bei Wallfahrten von einem Vorfänger mit zwischen einfallen:

* Ein deutsches geistliches Liederbuch mit Melodien aus dem XV. Jahrh. nach einer Handschrift des Stiftes Hohenfurt, herausgegeben [von] Wilhelm Bäumler. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.)

dem Refrain des Volkes gesungen wurden. Christi Leben und Sterben bildet ihren poetischen Stoff. Der zweite Teil bringt dann „geistliche Lieder, doch in weltlichen Weisen von einem großen Sünder“. Sein Name und seine Persönlichkeit bleiben leider unbekannt. Die in seinem Dichten zu Tage tretende Weltanschauung deutet auf einen Anhänger der deutschen Mystik, der Tauler und Suso, in deren Kreisen sich unter dem Einfluß der weltlichen Poesie eine merkwürdige fromme Erotik entwickelte. Ueberhaupt gehört die innigere Durchdringung der weltlichen und geistlichen Elemente zu den Eigentümlichkeiten des 15. Jahrhunderts. Die Kirche hatte nach langem, vergeblichen Kampfe gegen den Volksgejang sich schließlich dazu verstanden, die ihren Kindern

Wanderlied.

Kräftig.

Klaviersatz von **Leo Blech.**

Klavier

Wohl-auf, wer bass will wan - dern, wohl-auf zum Va-ter-

land! Der säum' sich hier nicht lan - ge, die - weil er mag von

dan - nen, mach sich dort bass bekannt, mach sich dort bass be - kannt.

lieben, unaussrottbaren weltlichen Weisen in den Dienst des religiösen Lebens zu ziehen, indem sie ihnen geistliche Texte unterlegte. Man nannte solche Umbichtungen Contrafacta, d. i. Gegenstücke, und zu dieser Gattung gehören auch die Lieder des „großen Sünders“. Die Wendungen und Vorstellungen des ursprünglichen Textes sind vielfach beibehalten, aber natürlich im geistlichen Sinne aufgefaßt. Statt an das irdische Vaterland denkt der Sünder ans himmlische; in der Morgenröte besingt er die Jungfrau Maria, ja er versucht das Gewissen seiner Mitmenschen durch erbauliche Tanzlieder (Reihen) mit dem unverkennbaren Rundreim

Ab und ab ab und ab
trum, trum, trum!

zu rühren, ähnlich seinem Zeitgenossen, dem berühmten Contrafactor Heinrich von Laufenberg im Breisgau. Die um Hohenfurt gesprochene bayerisch-österreichische Mundart, worin auch der Text unserer Handschrift abgefaßt ist, heißt uns indes die Lieder des Sünders mit den süddeutschen Bestrebungen auf dem Gebiete des religiösen Volksesanges in nähere Beziehung setzen. Hatte eine in dieser Hinsicht so wichtige Persönlichkeit wie der Mönch von Salzburg seine Verbindungen bis zum Prager Hofe, so berührten die Wellen-

Marienlied.

Langsam.

Satz von Kamillo Horn.

Sopran
Alt

1. Hätt' ich die Gnad', so wollt' ich mich auf-schwingen,

Tenor
Bass

verstärkt

hoch in ein' Stadt, zu ei-ner Kö-ni-gin-ne, hoch in ein'

zögern

Stadt, zu ei-ner Kö-ni-gin-ne.

2. Wer dienet ihr, der dienet dir gleiche, Hilf, Jesu, König über alle Reiche!

3. Ich geb mich dir, Frau Königin, zu eigen. Zu Keiner mehr will ich fortan mich neigen.

freie seines Wirkens gewiß auch Südböhmen, das mit dem benachbarten Oberösterreich im regen Verkehr stand.

Die Melodien, die der „Sünder“ benutzte, waren nach seiner ausdrücklichen Angabe Volksweisen. Einige darunter sind von seltener, auch heute noch zu Herzen sprechender Schönheit, und ich teile hier einige im Tonsatz dreier namhafter heimischer Musiker zur Probe mit. Das „Wanderlied“ will zu dem frommen Sinn der Worte am wenigsten passen. Man glaubt Rückens „Wer will unter die Soldaten“ fünfhundert Jahre vorausklingen zu hören. Das schreitet voll weltlicher Fahrtenlust im geistlichen Gewand einher. Eine seltsame Verquickung

beider Elemente stellt das „Marienlied“ dar, das eine Umbichtung des Volksliedes: „Wär ich ein Falk“, so wollt ich mich aufschwingen“ zu sein scheint.

Morgenlied.

Mässig. Satz von Anton Rückauf.

Sopran *p* Ich seh den Mor-gen-ster-ne mit sei-nem lich-ten

Alt *p* Mein Herz sich da er-freu-et der Vog-lein in dem

Tenor *p* Brich her durch al-le Wol-ken und ü-ber al-le

Bass *p*

cresc. *Echo. rit. p*
Schein, die schö-ne Mor-gen-rö-te, ja Mor- - - gen-

cresc. *p rit.*
Hag, ich weiss wohl, wie ich's mei-ne, ja wie — ich's

cresc. *p rit.*
Erd', und ü-ber al-le Völ-ker, ja al- - - le

cresc. *p rit.*

mf
rö-te, her-drin-gen lus-tig-leich.

mf
mei-ne, ihr Lob, das nimmt nicht ab. —

mf
Völ-ker, und wer dein's Glanz' be-gehrt!

mf

Aber dieses Volkslied selbst dürfte aus Reminiscenzen an das Kyrie der spät mittelalterlichen Messe de Angelis entstanden sein. Die melodische Phrase des Eingangs findet sich im 5. Modus der liturgischen Gesänge sehr häufig und

hat in neuerer Zeit durch Mendelssohn (*Athalie*) und Wagner (*Parfisal*, 3. Akt) eine bedeutame Wiedergeburt erlebt. Den alttümlichsten Eindruck macht das „Morgenlied“. Den Satz haben die Herren Blech, Horn und Rüdauf aus liebenswürdiger Gefälligkeit eigens für diese Zeitschrift besorgt und ihn absichtlich sehr einfach gehalten; weil den melodischen Linien der alten Lieder ein schlichtes Gewand am allerbesten paßt. Es gewährt obendrein den für unsere Absicht ausschlaggebenden Vorteil, die Ausführung auch bescheidenen Gesangskörpern zu ermöglichen, die das älteste Denkmal deutscher Musik aus Böhmen in ihren Programmen gelegentlich vertreten wissen möchten. Wir geben daher die Benützung der Tonstücke zum öffentlichen Gebrauche ausdrücklich frei. So wenig technische Schwierigkeiten zu überwinden sind — der frische, rüstige Zug der Marschweise (die, als zum Massensange geeignet, nur mit einer Klavierbegleitung versehen wurde), die süße Innigkeit des Marienhymnus und die zarte Schwärmerei des Morgenliebes stellen der Vortragskunst doch recht dankbare Aufgaben. Mögen recht viele in ihrer Lösung Vergnügen und Freude finden.*)

Der volkswirtschaftliche Wert der künstlichen Schiffahrtsstrassen.**)

Von **Viktor Ruz.**

Weite Kreise in Oesterreich sind durch das Gesetz über die Wasserstraßen vom 11. Juni l. J. geradezu überrascht worden, weil sie sich bisher mit der Bedeutung dieser Verkehrswege nicht zu beschäftigen Anlaß hatten, obzwar der Außenhandel von den im Auslande gelegenen Wasserstraßen schon lange Zeit nachhaltig beeinflusst ist. Hat doch Oesterreich wenige Strecken, auf denen der Schiffahrtsverkehr von Bedeutung ist, künstliche Wasserstraßen aber so gut wie gar keine. Anlässlich des Kaiserbesuches an der Elbe staunten nicht Wenige über den Umfang des ihnen entweder gar nicht oder nicht in seiner Bedeutung bekannten Schiffverkehrs, während die Donau erst von Wien abwärts einen erheblichen Verkehr aufweisen kann. So mag es gerechtfertigt sein, daß die vorliegende Monatschrift sofort das Ihrige beitragen will, Wesen und Bedeutung der künstlichen Wasserstraßen bekannter zu machen, was im knappen Raume nicht ausführlich, geschweige denn erschöpfend geschehen kann.

Die Schiffahrt im offenen Strome bedarf nur der Hinweisung auf Geschichte und Statistik; die Flüsse sind die allerältesten Verkehrswege; an ihren Ufern lagen die ältesten Ansiedelungen; sie nahmen die fortwährende, freilich

*) Im „Wanderlied“ Takt 9, drittes Viertel, bitte ich g statt f zu lesen.

**) Wir eröffnen hiemit eine Aufsatzreihe, worin die verschiedenen Anschauungen über die für unser Land so bedeutame Wasserstraßenfrage zu Worte kommen sollen, um die Bildung eines die verschiedensten Gesichtspunkte berücksichtigenden öffentlichen Urteils zu befördern.

durch Kriege und Revolutionen unterbrochene Pfllege der Einzelnen und der Gesellschaft in Anspruch, sie waren Gegenstand fortwährender Sorgfalt, um die Ufer zu schützen und den Verkehr zu verbessern; der technische Fortschritt hat sich auch ihrer bemächtigt: so war die Binnenschifffahrt niemals aus dem Verkehrsleben ausgeschaltet, wenn sie auch mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Eisenbahnen und ihre übermächtige Entwicklung in den Hintergrund gedrängt wurde. Bei der Verbesserung von Natur schiffbarer Gerinne blieb es jedoch nicht; große Flußstrecken wurden überhaupt erst schiffbar gemacht, was durch verschiedene Methoden der Regulierung geschehen ist; es wurden aber auch schon von Alters her Wasserwege ganz neu ausgegraben, um die See tief ins Land zu führen, einen schiffbaren Wasserweg zu verlängern oder solche mit einander zu verbinden; diese heißen Kanäle, deren nachweisbar ältesten Darius Hystaspes 520 vor Chr. Geburt zur Verbindung des Nils mit dem Roten Meere herzustellen begann und Ptolemäus II Philadelphus beendet hat, von dem weitverzweigten und viel älteren Wasserwirtschaftssystem Chinas zu schweigen. Solche Kanäle konnten nur in der Ebene gebaut werden. Erst die Erfindung der Kammerchleuse im 15. Jahrhundert gestattete das An- und Absteigen, also die Ueberwindung von Niveau-differenzen, die Uebersteigung von Wasserscheiden. Dieses System eines Schifffahrtskanales konnte auf nicht schiffbare Flüsse oder solche mit geringer Schifffarkeit wegen der großen Gefahren, mit welchen Eis und Hochwasser drohten, erst dann übertragen werden, als Poirée 1838 das bewegliche Wehr erfunden hatte, wodurch die Kanalisierung eines Flusses nutzbringend ermöglicht war.

In den jüngsten parlamentarischen Debatten Oesterreichs wurden Kanäle und kanalisierte Flüsse bald gleichgestellt, bald in Gegensatz gebracht. Die Unklarheit über diese Begriffe ist eben sehr weit verbreitet. Verkehrspolitisch freilich stehen alle Schifffahrtsstraßen einander grundsätzlich gleich; ist Berg- und Thalverkehr auf einem Flusse gleichwertig, wie dies an der Elbe zwischen Hamburg und Magdeburg der Fall ist, so ergeben Berg- und Thalfahrt einen Durchschnitt der Selbstkosten und der Einnahmen, welcher jenem auf dem kanalisierten Flusse oder auf dem Kanale mit Ausschluß der öffentlichen Gebühren recht nahe kommt. Alle Einwendungen daher, welche gegen die Kanäle gemacht wurden, haben das gleiche Maß von Berechtigung gegen die Verbesserung oder Schaffung der Schifffarkeit eines Flusses, also auch gegen die Kanalisierung, welche als die durchgreifendste Regulierung eines Flusses zum

Zwecke seiner ununterbrochenen und vom wechselnden Wasserstande unabhängigen Schiffbarkeit zu betrachten ist. Es ist daher ganz und gar unverständlich, wenn grundsätzlich die Einrichtung von Kanälen bekämpft, die Kanalisierung von Flüssen aber gleichzeitig befürwortet wird, denn agrarische Zwecke können durch die gewöhnliche Regulierung ebenso und bedeutend billiger erreicht werden. Kanäle sind ohne Rücksicht auf den Wasserstand ununterbrochen für volle Ladungen schiffbar; die Verminderung oder Unterbrechung der Schiffbarkeit eines Flusses zu beseitigen, ist der Zweck der Kanalisierung desselben, denn eine Schifffahrt, welche auf eine bestimmte Fahrwassertiefe nur an wenigen Tagen des Jahres rechnen kann, ist nicht entwicklungsfähig, wie dies an der Moldau und Elbe von Prag bis Auisig ersichtlich ist, auf welchen Flüssen seit Jahrhunderten die Schifffahrt betrieben wird.*)

So wäre denn eigentlich darüber nichts zu sagen, ob die künstlichen Schifffahrtswege eine volkswirtschaftliche Bedeutung haben und welche. Es könnte sich die Erörterung auf gegenständliche Strecken beschränken, wobei alle Gesichtspunkte über die Zweckmäßigkeit einer bestimmten Wasserstraße ihre volle Geltung haben. Nichtsdestoweniger scheint es geboten, für die Binnenschifffahrt eine Lanze einzulegen, vorerst deshalb, weil unsere heimischen Schifffahrtsverhältnisse der großen Öffentlichkeit nahezu unbekannt sind und sodann darum, weil das Wesen und die Wirkung der künstlichen Wasserstraßen der allgemeinen Kenntnis noch wenig nahe gerückt ist. Wenn z. B. behauptet wurde, daß „der Versuch einer Kanalisierung der unteren Elbe bis Auisig die Elbestadt Auisig und die nahen Orte zu einem Verkehrsplatze von einer Bedeutung erhoben, dem derzeit keiner der Seehäfen Oesterreichs oder Ungarns gleichkommt“, so widerspricht dies den nackten Thatfachen, daß die Kanalisierung an der Elbe noch gar nicht begonnen hat, und die bisherigen Arbeiten an der Moldau die Schifffahrt eher gehemmt als befördert haben, wie das in der Natur der Sache liegt, oder wenn die lapidare Unwahrheit klagend verkündet wurde, daß Ungarn zur Regulierung des Eisernen Thores an der Donau nur 30 Proz. beigetragen habe, während doch die im Berliner Vertrag mit dieser Arbeit beauftragte öster.-ung. Monarchie diese selbst und damit ihren Einfluß darauf leider Ungarn ganz allein überlassen hat: — so darf wohl angenommen werden, daß die heimischen Schifffahrtsverhältnisse selbst

*) Das erste Schiff verkehrte von Budweis nach Prag im September 1550. (Vgl. Denkschrift über den staatl. Wasserbau und die Schifffahrt im Kgr. Böhmen, Prag 1891.)

an berufenen Stellen noch wenig bekannt sind. Wenn andererseits darüber geklagt werden wollte, daß „die kanalisiertten Flüsse das Wasser aufspeichern, mit welchen das technische Saltomortale der Kanäle über die Berge durchgeführt werden soll“, oder „daß unregulierte Flüsse in jedem Jahre dem betreffenden Kanaltheile eine Gefahr drohen“, als ob die zu kanalisierenden Moldau und Elbe für die Kanäle zur Donau und zum Donau-Oder-Kanale Wasser aufspeichern sollten, oder als ob es jemals einem Hydrotekten schon beigefallen wäre, irgend einen Fluß in einen Kanal münden zu lassen, — oder wenn endlich — last not least — ein schleusenloser Kanal für Seeschiffe von Triest bis Wien, von wo die Hochwässer der Donau in die Adria abgeleitet werden sollen (!), ernst genommen werden will: so sollte man sich doch besinnen, solche Wunderlichkeiten auf die Tribüne zu bringen. Derlei nicht vereinzelte Erscheinungen entschuldigen also die Annahme zu geringer Vertrautheit mit der Sache.

Alle Wege, welche der Güterbewegung dienen, trachten darnach, den Preis hiefür zu erniedrigen, um den Transport an sich zu ziehen. Der Transportpreis ist ein Gegenstand des Wettbewerbes geworden. An den Börsen der Seeplätze wird „Fracht“ gehandelt und in Böhmen hat sich die Ausfüßer Kohlenfrachtenbörse zu einem wichtigen Gliede des Verkehrs in kurzer Zeit herausgebildet. Der Transportpreis ist für alle Fabrikate ein häufig sehr wesentlicher Teil der Produktionskosten, der allein noch der Herabminderung fähig ist. Eine Reihe von Erzeugnissen, namentlich des Bodens und der Landwirtschaft verträgt die Transportpreise der Landstraße oder der Eisenchiene nicht und bleibt ganz oder nahezu unbeweglich, deshalb unverkäuflich und sonach preislos. Auf Grund des Transportpreises hat jedes Gut seine Verwertungszone, die es nur unter ausnahmsweise günstigen Umständen überschreiten kann (die Thünerischen Produktionszonen) und seine örtlich beschränkte Konkurrenzfähigkeit. Die Eisenbahnen schon haben eine ungeheure Ummwälzung zur Folge gehabt, ungekannte Waarenmengen konnten befördert werden, die Verwertungszonen dehnten sich in ungeahntem Maßstabe aus: denn der Transportpreis auf den Eisenbahnen war gegen jenen des Straßenfuhrwerks und der technisch schwach entwickelten Binnenschiffahrt unverhältnismäßig geringer. Dazu waren noch Schnelligkeit und Sicherheit des Transportes getreten. Allein die Eisenbahnen haben gleichfalls eine ökonomische Grenze für ihren Transportpreis, der in den Selbstkosten gegeben ist, die trotz oder in Gemäßheit aller Berechnungen und Bestreitungen mit 1.6 Heller per TKm angenommen werden, was so viel sagen will, als daß, um eine Tonne (10

Meterzentner) ein Kilometer weit zu bewegen, die Eisenbahnverwaltung 1.6 Heller ausgeben muß. Noch immer blieben Güter wenig beweglich, deren Eigenwert gegenüber dem Transportpreis zu gering war, noch immer konnten bestimmte Märkte und Wettbewerbsplätze von gewissen Waren nicht erreicht werden, eine Reihe von Gütern suchte den bisher verwehrten Abjaß oder die Ausdehnung ihrer Verwertungszone. Hier nun setzte die Schifffahrt ein, indem sie bedeutend geringeren Transportpreis anbot. Sie vermag größere Mengen zu bewegen, als die Eisenbahnen, sie gewährt durch Fortschritte der Technik und Ausbildung des Versicherungswesens erhöhte Sicherheit für den Wert der Frachtgüter, sie konkurriert durch Eisdampfer auch mit den Lieferzeiten der Eisenbahnen. *)

Bei dieser wirtschaftlichen Leistung tritt die Binnenschifffahrt in Frachtpreiskonkurrenz mit den Eisenbahnen, woraus die Gegner der Schifffahrt später zu erörternde Angriffe ableiten. Zweifellos drückt also die Schifffahrt für bestimmte Frachten den Transportpreis wie die Eisenbahn jenen der Landstraße. Es fragt sich nun, wer hiervon den Nutzen hat. Vor allem die Produktion. Die Massenartikel der Schiffsfracht sind höchst selten zum unmittelbaren Konsum bestimmt; bei Steinen, Ziegeln, Dungmitteln, Erzen, Kohlen, Getreide usw. findet immer wieder eine Umwertung statt; des Baumaterials in Gebäude, landwirtschaftlicher Gegenstände in Pflanzen- und Viehprodukte, der Kohle und Erze in Fabrikate, des Getreides in Mehl usw. So vermindern sich also schon die Kosten des Erzeugungsprozesses; der Produzent kann billiger, also auch in weiteren Entfernungen, verkaufen. Sonach kommt der Handel an die Reihe. In seinem inneren Wettbewerbe sucht er die billigsten Wege, für ihn ist der Transportpreis ein noch mehr einschneidender Faktor des Handelsgewinnes als für den Produzenten. Bleibt noch der lange und arg vernachlässigte Konsument. Auf den ersten Blick könnte man vermuten, ihm falle der Löwenanteil der Frachtverbilligung zu. Allein die Erfahrung spricht dagegen. Die Preise der schlesischen Kohle und der niederösterreichischen Ziegel verminderten sich in Wien gar nicht, als die Nordbahntarife ermäßigt oder für beide Waren die städtische Verzehrungssteuer aufgehoben waren. Die Differenzen kamen der Kohlenproduktion beinahe voll zu Gute. Zweifellos gibt es entgegengesetzte Fälle; das Gros der Erscheinungen zeigt eine Teilung dieses Differenznutzens zwischen Produktion, Handel und Konsumtion. Vom ungarischen Weizen glaubt

*) So besorgt die österreichische Nordweitschiffahrts-Gesellschaft den Eisdienst Laube-Hamburg (630 km) thalwärts in 50, bergwärts in 105—110 Stunden.

Hieronymi*) vorausjagen zu können, daß er „auf den ungarischen Märkten zumindest um einen Teil der Transportkosten, ja wahrscheinlich um die ganze Differenz teurer wird“, wenn die Kanäle nach Böhmen und Mähren in Betrieb sein würden.

Wenige Ziffern beleuchten die Bedeutung der Binnenwasserstraßen. Der kilometrische Verkehr im Deutschen Reiche stieg von 1875—1898 von 290 000 auf 1 070 000 Tonnen, auf den deutschen Eisenbahnen von 410 000 auf 676 000 Tonnen, während die Länge der Wasserstraßen nahezu gleichgeblieben war, die Eisenbahnen sich von 26 500 auf 48 200 km verlängert hatten. Der prozentuelle Anteil der Wasserstraßen am Gesamtverkehr hatte 1875 noch 21 betragen und war 1898 auf 25 gestiegen. In Frankreich stieg der kilom. Verkehr 1875—1895 von 163 000 auf 307 000 Tonnen. Was diese beiden Staaten zur Vermehrung und Verbesserung der Wasserstraßen projektieren, ist bekannt. Der wasserwirtschaftliche Gesetzentwurf der preussischen Regierung steht schon lange zur Beratung und der französische Minister Baudin hat vor wenig Monaten dem gesetzgebenden Körper neue Projekte für hunderte von Millionen Franken unterbreitet. Das europäische Rußland mit 110 Millionen Bewohnern hat 57 000 km schiffbare Wasserstraßen, wovon 28 000 mit Dampfschiffen befahren werden, deren im Jahre 1897 insgesamt 3040 in Betrieb waren.**)

Österreich hat bisher 2838 km schiffbare Wasserstraßen***) (Böhmen 355), von denen 1479 (193 km in Böhmen, 640 in Galizien, 429 in Ober- und Niederösterreich) von etwa 310 Dampfschiffen befahren werden. In Böhmen verkehren etwa 85 Dampfschiffe einschließlich jener reichsdeutscher Nationalität. Die Binnenschiffahrtsstatistik ist in Österreich wenig ausgebildet. Die zugänglichen Daten zeigen folgendes Bild: für 1899 wird ein Gesamtverkehr der österreichischen Donau von 1 328 000 T. verzeichnet, darunter der Durchzugsverkehr mit 194 000, der Wiener Umschlagsplatz mit 522 000 T. (wovon 384 000 T. der D. D. S. G. aus Ungarn), der

*) Hieronymi, die österr. Kanalprojekte und unsere Wasserstraßen. Vortrag, Budapest 1901, Esopd.

**) Getreide zahlt auf ununterbrochenen Binnenschiffahrtswegen Rußlands 0,6 Pf. per TKm. Wird Mittel-Europa stark genug sein, eine Zollunion auch gegen die 5 400 000 Qkm Rußlands zu bilden?

***) Darunter 71 km Kanäle und zwar in Kärnten 4 (Leudkanal), im Küstenland 55, in Dalmatien 11 km (teilweise Seekanäle). Der noch bestehende Rest des Wiener-Neustädter Kanals ist unbenützt. (Vgl. Schromm, die Binnenschiffahrt in Österreich, Pariser Ausstellungskatalog 1900.)

Wiener Donau-Kanal 349 000 T. (vollständige Umgestaltung desselben zu einem großen Hafen- und Umschlagsplatz im Zusammenhange mit den Anlagen der Wiener Stadtbahn und der Sammelfanäle), Thalschiffahrt, in Oberösterreich geblieben, 100 500 T., oberösterreichische Stationen der D. D. S. G. 108 500 T. *) Neben diesem Donauverkehr hat nur noch der Elbeverkehr in Oesterreich Bedeutung. (Im Jahre 1900 sind von der Moldau auf die Elbe nur 335 000 und umgekehrt 30 000 q übergegangen. Der Moldauverkehr oberhalb Prag betrug thalwärts 1 380 000 q: alle Ziffern ausschließlich Floßholz.) Der Elbeverkehr verdient nun auch eine kurze ziffermäßige Beleuchtung, weil alle für und in Böhmen geplanten Wasserstraßen berufen sind, diesen Verkehr in das Innere des Landes und des Reiches zu verlängern, was durch die Verbesserung der Schiffbarkeit der Moldau von Prag nach Budweis im Wege der Kanalisierung**), durch Verbindung der Moldau von Budweis mit der Donau mittelst eines künstlichen Kanals, ferner durch Schiffbarmachung der Elbe von Melnik bis Jaromer im Wege der Kanalisierung des Flusses und durch spätere Verbindung dieser kanalisierten Elbestrecke mit dem Donau-Ober-Kanal mittelst einer künstlichen Kanalstrecke in Aussicht genommen ist. (Gesetz vom 11. Juni 1901 Z. 66 RGBl.)

Der Auslandsverkehr an der Elbe betrug in den letzten 25 Jahren:

zu Thal				
Meterzentner	1875	1885	1895	1899
Festmeter Floßholz	311 108	340 649	422 751	564 241
Schiffsgüter,	5 568 800	14 771 370	22 121 290	29 014 060
darunter Braunkohle	4 978 410	11 827 810	17 864 970	22 495 750
Getreide und Hülsen-				
früchte,	37 130	600 380	702 240	956 940
darunter Gerste	29 620	299 650	655 720	945 310
Zucker, Melasse,				
Syrup	41 360	775 380	2 084 820	3 154 950
Steine	156 870	549 100	646 690	1 137 070
Eis	70 610	196 880	91 270	123 940
Mehl	1 600	110 540	122 750	43 840
Glas	5 718	30 950	53 750	83 320

*) Herbst, Fortschritte in der Ausbildung der Fahrerinne in der österreichischen Donau. Berlin. Trofchel. 1901.

**) Schon 1724 erbot sich eine Gesellschaft in Ostende ohne Erfolg, die Moldau und Elbe von Budweis bis Aussig mittelst Schleusen schiffbar zu machen (vgl. zit. Denkschrift a. a. O.).

zu Berg				
Meterzentner	1875	1885	1895	1899
Schiffsgüter,	301 880	1 720 560	3 229 980	4 309 270
darunter Baumwolle	15 740	88 420	208 570	185 820
Düngemittel	15 736	88 420	375 930	642 560
Getreide und Hülsen-				
früchte,	90	117 750	110 040	176 550
Mineralöle	2 960	174 340	87 920	80 620
Öle und Fette	13 320	90 110	226 360	209 480
Reis	6 430	115 030	144 960	128 670
Eisen	10 630	221 490	530 780	697 130
Salz	81 890	222 270	104 260	126 470
Theer, Pech, Harz	9 885	45 350	130 440	135 600

zu Thal und zu Berg				
Meterzentner	1875	1885	1895	1899
Floßholz im Gewicht	1 866 084	2 043 894	2 656 506	3 385 446
Schiffsgüter ohne				
Braunkohle	887 870	4 664 520	7 497 080	10 827 580
Braunkohle	4 978 810	11 827 810	17 854 190	22 495 750
zusammen	7 732 764	18 536 224	28 007 776	36 708 776*)

Es stieg demnach seit 25 Jahren der Elbeverkehr in Holz um 75, in Braunkohle um 350, in anderen Schiffsgütern um 1120, der Gesamtelbeverkehr um 375 %o.**)

Die wenigen Ziffern zeigen die Bedeutung der Verlängerung dieses Wasserweges in das Inland. Den Flußverkehr unterstützten in erster Linie die Eisenbahnen durch die von ihnen geschaffenen Umschlagplätze und Häfen (Muffig, Schönpriesen, Laube), die Regierung durch die fortgesetzte Verbesserung der Fahrrinne und der Uferplätze, endlich die bedeutenden Fortschritte des Schiffbaus. Die wenigen Ziffern erläutern gleichzeitig, daß die Landwirtschaft durch den riesig anwachsenden Flußverkehr keine Schädigung erfahren hat. Gerste und Zucker, welche nicht ungariſcher Herkunft sind, wurden exportfähiger, das böhmische Obst***)

*) Man vergleiche die Ziffern für die Jahre 1822, 1833, 1855, 1860, 1870: 19 090, 60 000, 301 000, 437 000, 623 000 Tonnen.

**) Vgl.: „Der Elbeverein nach 25 Jahren“ Muffig, 1901.

*** Vgl. dagegen Abg. Prasch (S. 4451 des sten. Prot. des Abg.-Hauses 1901) „Wir exportieren nicht Produkte der Landwirtschaft sollen wir vielleicht Obst, Grünzeug oder Ähnliches exportieren?“ (!)

beharrte auf seinem alten Ausfuhrwege, Düngemittel wurden in steigenden Mengen der Landwirtschaft zugeführt; noch aber müssen Gerste, Zucker und Düngemittel durch das Innere Böhmens die höheren Eisenbahnfrachten zahlen, um in Ruzsig oder Laube den Fluß zu erreichen oder von dort in das Landesinnere einzubringen. —

Wenn es der durchschlagende, volkswirtschaftliche Nutzen aller Wasserstraßen ist, daß sie die Transportkosten abmindern und neue Werte schaffen, so können diese Vorteile deshalb als steigende betrachtet werden, weil die heutigen durchschnittlich eingehobenen Wassertarife noch um Erhebliches vermindert sein werden, sobald die Organisierung des Schifffahrtbetriebes immer tiefer greift und soweit viele und gute Umschlagplätze, strenge Lade- und Löschordnungen, stärkere Motoren u. s. w. die Verluste an Zeit vermindern werden, welche jeder Schiffer kalkulieren muß. Freilich werden Thaltarife, wie sie mit 3.70 Mark für 1 T. Braunkohle Ruzsig-Hamburg oder 0,563 Pf. = 0.679 Heller pr. Tkm. vorkommen, ohne Verluste nicht zu unterbieten sein. Die in statistischen Veröffentlichungen verzeichneten Mindestfrachtsätze sind nicht selten Verzweiflungstarife im Falle großen Angebotes von Schiffsraum, auch wohl Ergebnisse der Laune eines Einzelschiffers oder einer zufälligen Zwangslage. Auch Höchstfrachtsätze dürfen als Ausnahmen gelten: die so verführerischen Durchschnitte zwischen den zwei Endpunkten einer Tariffkala entbehren der Richtigkeit, wenn nicht auch die Mengen, Entfernungen, Güterklassen und Transportarten berechnet werden, auf welche jeder einzelne Tarif Anwendung gefunden hat. Dermalen könnte nur die organisierte Schifffahrt durch Gesellschaften oder Verbände darüber authentische Auskunft geben, was sie aus Rücksichten des Wettbewerbes unterlassen. Selbst die Schifffskosten wechseln: Der kleine Privatschiffer hat die geringsten, die vergesellschaftete Schifffahrt die höchsten. Es braucht keine rechnerische Beweisführung über den ökonomischen Wert der Schifffahrt, wenn sie, wie ersichtlich, in stetem Aufschwung und dem Nationalwohlstand dienlich ist. Für die Notwendigkeit der Verlängerung der Elbe-Moldaustraße über Prag hinaus spricht die zwingende Vorfrage, welche unsere Braunkohlenproduktion verlangen kann. Ich habe a. a. O. (N. jr. Presse v. 16., 17., 24. Mai 1899) nachzuweisen versucht, daß der deutsche Mittellandkanal die böhmische Braunkohle an der Mittel-Elbe schwer bedrängen wird, während in Berlin Ruhr- und schlesische Kohle jene gänzlich beseitigen werden. Es gilt, ein heimisches, großes Absatzgebiet vorzusehen, das nur durch die billigsten Wassertarife zu gewinnen sein wird.

In einer, wenn auch notwendiger Weise gebrängten Darstellung der Vorteile der Binnenschifffahrt darf eine kurze Abwehr der Angriffe nicht fehlen, welche von vielen Seiten gegen die Kanäle erfolgten. Die Bestimmung dieser Blätter rechtfertigt die Einschränkung auf die böhmischen Wasserstraßen, d. h. auf jene, welche Böhmen mit Mähren und Wien verbinden sollen; an Kanalktrecken würde Böhmen nicht reich werden, denn die Flußstrecken Budweis—Prag und Jaromer—Melnik sollen ja lediglich kanalisiert werden. Nochmals sei es gesagt, daß die Kanalisierung eines Flusses die Herstellung jener Einrichtungen bedeutet, welche in Zeiten so geringen Wasserstandes, daß die Schifffahrt beeinträchtigt wird, den Fluß zum Kanal, d. h. zur vollschiffigen Wasserstraße umwandeln, während in Zeiten genügender Wassertiefe auch im kanalisierten Flusse die freie Schifffahrt herrscht, als ob der Fluß überhaupt nicht kanalisiert wäre. Die Bewohner Böhmens können sich heute schon zwischen Prag und Melnik davon bequem überzeugen.

Nicht jeder Angriff kann hier ernsthaft gewürdigt werden; wenn darüber geklagt werden wollte, daß für die Erbauung der Kanäle „Grundablosungen, Brücken, Durchlässe, Einschnitte, Dämme nötig würden,“ so kommt eine solche Einwendung genau um die Jahrtausende zu spät, als Menschen die erste Straße gebaut, oder um die Jahrzehnte, als die erste Eisenbahn hergestellt worden ist.

Ernsthaft klingt die Einwendung gegen die Höhe der Kosten und die Unwahrscheinlichkeit einer Verzinsung des Baukapitales. Nun ist vor den Eisenbahnen noch Niemandem beigegeben, Straßenbauten privatwirtschaftlich zu beurteilen; es wäre, der eine Verzinsung des für Unter-, Ober- und Hochbauten der Eisenbahnen aufgewendeten Kapitaless erwartet oder verlangt hätte, sicherlich verlacht worden, denn der Betrieb erst kann Ertrag schaffen; an eine Rente von den Umsätzen, welche für Flußregulierungen, namentlich nächst Wien, seit Jahrzehnten verwendet worden sind, wagt Keiner zu denken: von den künstlichen Wasserstraßen verlangt man eine Rente! Die Straßenbauten deckten niemals die Erhaltungskosten, auf offenen Flüssen verbietet das internationale Vertragsrecht Einhebung von Gebühren, Frankreich hat seit 20 Jahren die Kanalgebühren abgeschafft und auch Preußen kann nicht daran denken, von seinen Kanalgebühren mehr zu haben, als einen geringen Beitrag zu den Erhaltungskosten. Im Jahrzehnt 1881—1890 vereinnahmte es auf rund 2700 km rund 2 000 000 M. oder 750 M. pr. km. Die jährl. Aufwendungen beliefen sich jedoch durchschnittlich auf 2150 M. pr. km, so daß der reine Zuschuß pr. km

jährlich 1400 M. betrug, was die preußische Regierung nicht hinderte, die Aufwendung von nach hunderten von Millionen Mark für weitere Kanalbauten zu befürworten. Einzelne Wasserwege und zwar nur 530 km ergaben einen Ueberschuß durch besonders dichten Verkehr. Auch in Oesterreich kann von den Kanalabgaben nichts Namhaftes erwartet werden. Wir haben seit der Verstaatlichung von Eisenbahnen und Pflege des Lokalbahnwesens den staatswirtschaftlichen Gesichtspunkt längst vorangestellt. Selbst bei der Tauern- und Karawankenbahn sind Rentabilitätsberechnungen mehr aus dekorativen Gründen gemacht worden; ich habe an anderen Orten*) unwidersprochen nachgewiesen, daß die nicht um ihrer selbst und den von ihnen durchzogenen Landstreifen, sondern um Triest's willen gebauten Bahnen so viel wie keine Rente tragen, wenn nicht schwere Betriebsabgänge haben werden. Höhenübersteigungen und kilometrische Anlagelkosten dieser Bahnstrecken sind größer als jene der Wasserwege, welche in gewiß mehr bevölkerten Gegenden hinziehen, als Eisenstraßen, die zu einem Viertel ihrer Länge durch Tunneln gehen.

Die rührigsten Gegner sind die Agrarier und zwar ganz auffallender Weise nur in Böhmen. Gegen den Donau-Oder-Kanal haben sich mährische Agrarier nicht erhoben; in Frankreich und Belgien haben die Kanäle die Landwirte nicht zu Feinden, aber auch in Böhmen wurde vor ganz wenig Jahren, als der böhmische Landtag für die Kanalisierung der Flußstrecken von Prag nach Aussig über 8 Mill. K. votierte, keine agrarische Einwendung laut. Die Hauptgefahr wird im örtlichen Preisdruck des Weizens erblickt. Nun bestimmt den Weizenpreis wie bekannt der Weltmarkt. Die Durchschnittspreise betrugen 1900 in Wien 17.47, Berlin 17.94, London 15.24, Paris 18.78, New-York 15.22, Odessa 13.55 K. Die Preise des Weltmarktes hängen wieder in erster Reihe von den Ernteergebnissen ab, deren Unterschiede so grell sind, daß die Weizenwelternte 1898 um 106 Millionen M.-Z. (15,7 %) mehr betrug als 1900 (778 gegen 672 Millionen M.-Z.). Die Ernten Oesterreich-Ungarns wechseln nicht weniger grell. Während das Ergebnis 1899 für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Mais 188,9 Mill. M.-Z. war, belief es sich 1900 nur auf 166,4 Mill. M.-Z., d. h. es war um 12 % geringer, wobei die Ziffer des Roggens von 34,3 auf 24,0, also um 10,3 Mill. M.-Z., d. i. um fast 30 % gesunken war. Böhmen erzeugt nicht den Weizen, den es bedarf, muß also ungarischen Weizen ebenso beziehen, wie es große Mengen von Mais zu Futterzwecken aus dem Banat erhält,

*) „Für den Donau-Moldau-Kanal.“ Wien 1901. Lehmann und Wenzel.

der auf der Wasserstraße Böhmen viel billiger erreichen wird. Von den in Ungarn im letzten Jahrzehnt 1895 bis 1899 exportierten 4591000 M.-3. Weizen blieben 4369000, von 1961000 M.-3. Roggen 1957000, von 3750000 M.-3. Gerste 2171000, von 1836000 M.-3. Hafer 1794000, von 2633000 M.-3. Mais 2479000 durchschnittlich in Oesterreich; wir übernehmen schon derzeit die leichteren Sorten Gerste und Hafer von Ungarn und führen die schwereren aus. Die Wasserstraßen werden also diesen böhmischen Bedarf verbilligen; es wird weiter von berufener Seite*) behauptet, daß der südböhmische Hafer — doch die Hauptgetreidesorte dieser hochgelegenen Landstriche — selbst in Wien mit dem ungarischen erfolgreich wird konkurrieren können. Uebrigens gesteht man in Mähren zu, daß schon jetzt Balkangetreide dort auf den Markt kommt; seit der Eröffnung des Elbe-Trade-Canals führt die Elbe russischen Roggen bis nach Böhmen, während anderseits der böhmische Hafer sogar in der Schweiz den russischen trifft. Bei solchen Erscheinungen des Weltgetriebes und bei der gerechten Forderung, Broterfrucht der Bevölkerung billigst zu vermitteln, sind die Gefahren, welche für die Getreidepreise in Böhmen gefunden werden wollen, nicht hoch in Rechnung zu ziehen. Einzelne Ortspreise werden gewiß Veränderungen erfahren; jede Eisenbahn, in unserer Zeit die beliebten Bahnen „niederer Ordnung“, wird auch von dem Gesichtspunkte aus erwünscht und erbaut, daß eine Reihe von Lebensbedürfnissen und nicht zuletzt Broterfrucht und Mehl zu geringerem Preise, weil mit geringeren Transportkosten in die bisher bahnlose Gegend gelange. Es ist noch Niemandem beigefallen, deshalb einer neuen Eisenbahn entgegenzutreten. Der Bahntransport Wien—Budweis kostet derzeit für den M.-3. Getreide 34,2 h (1,6 h pr. Tkm), während die Schiffsahrtskosten bei 2300000 T Verkehr mit 27 h (1,25 H pr. Tkm) berechnet werden, wonach eine Differenz pr. M.-3. von nur 7,2 h in Budweis erscheinen würde; in gleicher Weise beziffert Kastaun (Spezialbericht an das A. H.) die Differenz für Prag mit 10,4 h, für Aussig mit 29 h pr. M.-3., Unterschiede, welche die Ortspreise kaum beeinflussen könnten. Anders rechnet Hieronymi, indem er Budapest-Prag mit 161 h differenziert, dem aber schon sein Kollege Faragó entgegengetreten ist, welcher diese Differenz mit nur 116 h berechnet. Auch Ehrenstein setzt eine Differenz von 100 h für die Relation Wien-Prag voraus. Die Ursache für die Verschiedenheit der Annahmen liegt in der etwaigen Lagerung des Getreides auf seinem Wege, in der

*) Ehrenstein, die projektierten Wasserstraßen. Wien, Raimann und Gobina 1901.

Unsicherheit über künftige Kanalabgaben und im Einflusse des Handels. Aller Voraussicht nach wird also die die Ortspreise in Böhmen mitbestimmende Differenz eine nicht so große sein, daß eine Beeinträchtigung der Landwirtschaft selbst von Knechtlichen besorgt werden kann. Ganz unbillig wäre es, wollten die Vertreter landwirtschaftlicher Interessen verkennen, wie große Mittel durch die gesetzlich festgelegte Regulierung der nicht schiffbaren Flüsse in Böhmen zu Zwecken der Landwirtschaft zur Verwendung kommen werden. Zu den 75 Millionen Kronen, welche das Gesetz für 12 Jahre in Aussicht nimmt, treten noch die jährl. 4 Mill. Kronen des Meliorationsfonds, außerdem Beträge, welche die Teilvoranschläge des Finanz- und Ackerbauministeriums im Finanzgesetze enthalten, so daß an Staatsleistungen in den nächsten 12 Jahren über 21 Millionen Kronen jährlich vorauszu sehen sind, von denen ohne die gesetzliche Sicherstellung der Schifffahrtsstraßen nur ein geringer Teil zur Verwendung gekommen wäre und welche insgesamt und ohne Ausnahme dem Uferschutz und der landwirtschaftlichen Wasser Verwendung dienen.

Wenn trotz alledem gerade in Böhmen sich agrarische Stimmen gegen die Kanäle aussprechen, und selbst solche, welche gleichzeitig einen Kanal Linz—Budweis*) statt Wien—Budweis und die Kanalisierung der Moldau von Prag nach Budweis, wie der Elbe von Melnik nach Jaromer befürworten, so hatte Kaizl zweifellos sagen dürfen: „es ist gewagt und bedenklich, Schlagworte, die in einem Staate unter gewissen Verhältnissen die Runde machen, nur wegen der Gleichheit der Terminologie auf Staaten mit anderen Verhältnissen zu übertragen.“

Im Hintertreffen der Agrarier steht der Waldbesitz, welcher sich in Böhmen gegen die Kanalisierung der Flüsse wendet. Die Flößerei verurteilt jede Behinderung und Unterbrechung der freien Fahrt und beruft sich auf ihren großen Verkehr, welchen die oben angeführten Ziffern beleuchten. Sie will von Prag nach Deutschland freie Fahrt haben. Anders schon in Galizien, wo der Waldbesitz von über zwei Millionen Hektar, der mit einem jährlichen Nachwuchs von 3,6 Festmeter per ha

*) Sollte der Kanal von Budweis nach Linz statt nach Wien (Korneuburg) geführt werden wollen, so wäre es entsprechender, die Moldau von Prag nach Budweis in ihrem bisherigen Zustande zu belassen, dafür jedoch die kanalisierte Elbe von Jaromer sofort durch einen Kanal mit dem Donau-Oder-Kanal zu verbinden und die von Melnik bis Prag kanalisierte Moldau als einen Stichkanal der Großschifffahrt zu betrachten; für diese Verbindung Prags mit Linz kann Böhmen nicht die großen Opfer der Moldaukanalisierung bringen (vgl. „Prager Tagblatt“ vom 7. April 1901).

jährlich $7\frac{1}{4}$ Mill. Festmeter feil hat, aber nur $4\frac{1}{2}$ Mill. verkaufen kann, die Erbauung der Kanäle (mit ständiger Abperrung) begrüßt. Durch Aufstellung der Wehren im kanalisierten Flusse, aber auch nur dann, wenn es der geringe Wasserstand bedingt, ist die Flößerei gezwungen, die z. B. an der kanalisierten Moldau nach wiederholten Versuchen im Einvernehmen mit den Flößereiinteressenten hergestellten Floßschleusen zu benutzen.*) Der Nachteil dieses Verkehrs besteht in dem Mangel der natürlichen Triebkraft des Wassers, welches in den Einzelstrecken (Staltungen) von Wehre zu Wehre nahezu gestaut ist, also in dem großen Zeitverluste. Die Abhilfe, und zwar eine ausgiebige, liegt in der Remorque der Flöße, welche in den einzelnen Staltungen durch kleine, hoffentlich auch elektrische Motoren so billig erfolgen wird, daß der Zeitgewinn noch die bisherigen Flößereikosten herabmindert, abgesehen davon, daß auch die seit jeher alljährlich viele Wochen hindurch dauernde Sperrung der hölzernen Wehren in Rechnung gezogen werden muß, welche durch die häufigen Reparaturen nötig wird. Am Rhein werden Flöße im freien Strome geschleppt. Zu beklagen bleibt aber hauptsächlich, daß unser Holz in für viele, wenn auch noch nicht für böhmische Waldbestände sehr gefährlichem Umfange exportiert wird und nicht einmal der Schnittgewinn im Lande bleiben kann.

Eine zweite mächtige Gegnerschaft haben die Wasserstraßen in einzelnen Eisenbahnunternehmungen; die österr. Staatsverwaltung baute den Umschlagshafen in der Freudenau bei Wien, den Umschlagplatz in Linz, den Hafen in Holleschowitz und verwaltet doch die österr. Staatsbahnen, während die an Flüssen liegenden Privatbahnen die Schifffahrt mächtig unterstützen: die Ruffig-Teplitzer Eisenbahn hat zahlreiche Kilometer Ufergeleise und um eine Million Kronen einen eigenen Umschlagshafen in Ruffig errichtet, die österr. Nordwestbahn baute den Umschlagplatz Laube, die priv. österr. St.-E.-Gesellschaft jenen in Schnepfriesen, die Dux-Bodenbacher in Rosawitz; diese Aktiengesellschaften haben wohl gewußt, was sie gethan. Auch die preußische Staatsbahnverwaltung, welche über ihre Rente eifersüchtig wacht, befördert die Vermehrung und Verbesserung der Wasserstraßen. Minister Thielen sagte: „wo wir neue Wasserstraßen angelegt haben, ist der Erfolg nicht der, daß die Eisenbahnrente irgend eine wesentliche Ermäßigung erlitten hätte, im Gegenteile, es ist mit dem wachsenden Eisenbahnverkehr auch der Wasserverkehr gewachsen.“ Sympher und Andere haben darüber die beweiskräftigsten

*) Wrazit, Die Moldau- und Elbekanalisation (Vortrag), Berlin 1901.

Ziffern veröffentlicht. Bleiben also in Oesterreich nur sehr vereinzelte Privatbahnen, die nicht in Böhmen liegen, und unberufene Anwälte der Staatsseisenbahnverwaltung. Die Privatbahnen besorgen zum größeren Teile mit Unrecht eine Schädigung; freilich die K. J. Nordbahn wird auf ein Großteil der Kohlentransporte verzichten müssen. Die Rente der Staatsbahnen aber kann durch parallele Wasserwege nur gewinnen. Schon der Satz von 1,6 h per Tkm bringt der Eisenbahn nur noch den minimalen Nutzen der Manipulationsgebühr. Es werden jedoch viele Transporte aus Konkurrenz-, Verbands- und anderen Rücksichten billiger, d. h. unter den Selbstkosten gefahren. Diese Transporte gehören auf größere Entfernungen den Wasserstraßen, deren Leistung noch eine wirtschaftliche bleibt. Gleichzeitig werden die Eisenbahnen von einer Reihe Ausgaben entlastet, wodurch das Verhältnis derselben zu den Einnahmen (Betriebskoeffizient) ein günstigeres wird. Ich habe versucht, den Nachweis ziffernmäßig zu erbringen (N. fr. Presse v. 5. April 1901) und kann hier nur anführen, daß die österr. Staatsbahnen per Tkm 1,7 h ausgeben mußten. Mit jeder Verminderung der niedrigsttariferten Gütermengen vermindert sich eben der Verlust und erhöht sich die Rente.

Die Kanalsperre durch Eisbildung hat nach und nach aufgehört, eine ernstliche Einwendung zu bilden; Flüsse haben eine wenn auch kurze Dauer der Eisbildung, die Nordseehäfen sind alljährlich einige Wochen durch Eis blockiert; die Eisperre hat der Schifffahrt noch wenig Schaden gebracht und Hamburg oder Bremen an ihrem Aufschwung nicht gehindert. In Deutschland rechnet man durchschnittlich 298 Betriebstage im Jahre; Elbe, Moldau und Donau in Oesterreich weisen ganz ähnliche Ziffern auf; in hohen Scheitelhaltungen der Kanäle werden zu Beginn und gegen das Ende der Frostzeit Eisbrecher die Sperre auf ebensolche Fristen einschränken können. Die Binnenschiffer als Frachtnehmer haben sich auf diese jährliche Unterbrechung schon so gut eingerichtet, wie ihre Frachtgeber, welche es auch längst gelernt haben, Güter, deren Reise durch den Winterfrost unterbrochen wird, während der Eisperre affekuriert, sicher und unentgeltlich in den Schiffen lagern zu lassen.



Pflanzen als Trinkquellen.

Von Hans Molisch.

Es war auf Ceylon, auf der Fahrt nach dem berühmtesten Wallfahrtsorte Indiens, nach Kandy. Der Eisenbahnzug schlängelte sich bald durch wasserreiche Dschungeln, bald durch üppige terrassenförmig angelegte Reisfelder und durch dunkelgrüne Theeplantagen, bald an den Hütten der Eingeborenen vorbei durch tropische Obstgärten und herrliche Wälder. Rings umher jesselten die Zacken der hochragenden Gebirgsketten und ganz in der Ferne grüßte das wolkenumsäumte Haupt des Adams-Pik. Man würde nicht müde, all diese Landschaftsbilder, die dem Maler ungezählte dankbare Motive darböten, zu betrachten und zu verfolgen, träte nicht bei der schwülen Treibhaustemperatur nach und nach eine Ermüdung ein, und wenn der Zug in den größeren Eisenbahnstationen hält, verweilt das Auge gerne auf den hier von den Singhalesen dargebotenen Erfrischungen. Besonders eine, die ich hier zum ersten Male auf meiner Weltreise kennen lernte, war mir stets im hohen Grade willkommen: die Cocosmilch. Sowie man eine Cocosnuß zum Trinken verlangt, macht der Singhalese mit einem Hieb seines Hackmessers an dem obersten Teil ein thalergrößes Loch und reicht dem Durstigen die so geöffnete Nuß durch das Waggonfenster zum Trinken hin. Eine große Nuß enthält etwa $\frac{1}{2}$ bis 1 Liter Milch. Diese mundet, besonders wenn die Nuß nicht lange in der Sonne lag und erst kurz zuvor vom Baume geholt wurde, erfrischend und angenehm. Die Cocosnuß enthält Milch nur im unreifen Zustande. Die Frucht besteht dann äußerlich aus einer faserigen Hülle und gegen innen zu aus einer steinartigen Schale, dem weißen hohlen Samentern (Endosperm), in dessen Innern sich dann die Milch befindet. Ueberall an den tropischen Küsten wird die Cocosmilch als beliebtes Getränk benützt.

Im Winter 1897/98 weilte ich auf Java in dem botanischen Paradiese von Buitenzorg, dem „Nekta“ moderner Botaniker. Von hier machte ich in die Umgebung Ausflüge bis nach Mitteljava, unter anderen auch in den Urwald von Tschibodas (Weissenbach) bis zu den Abhängen der beiden in der Nähe befindlichen, sich etwa 3000 m erhebenden Vulkanen Gedeh und Pangerango. Hier in diesen Urwäldern hatte ich Gelegenheit, die wasserspennenden Pianen genauer studieren zu können*, von

* Molisch H., Botanische Beobachtungen auf Java, II. Abhandlung. Ueber das Ausfließen des Saftes aus Stammstücken von Pianen. Sitzungsberichte der kaiserlichen Wiener Akademie 1898.

denen uns zuerst Gandischaud Mitteilung gemacht hat. Der Genannte entdeckte im Jahre 1832 auf einer Wanderung durch den brasilianischen Urwald eine Liane *Cissus hydrophora*, die die merkwürdige Eigenschaft besaß, aus frisch abgeschnittenen und beiderseits mit einer Querschnittsfläche versehenen Zweigstücken klares Wasser aus der unteren Wundfläche abtropfen zu lassen, wenn der Zweig lotrecht gehalten wurde.

Auch Meyen spricht von der Existenz durstlöschender Lianen auf der Insel Luçon, ohne aber darüber nähere Angaben zu machen.

Eine ungemein anschauliche Schilderung von dem Ausfließen des Saftes aus Cissusstämmen fand ich bei Mohnike*. Auf einer Exkursion durch den Wald im Innern des Reiches Pontianak auf Borneo begriffen, sieht sich Mohnike mit seiner Begleitung zu seinem Leidwesen ohne Trinkwasser. „Raum hatten wir unserm Verdruß darüber, daß ein erfrischendes Trinkwasser nicht zur Hand sei, in Worten Raum gegeben, als auch schon einige unserer malayischen Begleiter sich in das Dickicht des Waldes begaben, um einige Augenblicke später mit einem wohl 10 Ellen langen Stücke eines abgehauenen Cissusstranges von Armesstärke, welches auf mich den Eindruck eines Untertaues machte, zu uns zurückzukehren. Gegen die Schnittfläche an jedem der Enden dieses Stranges wurde von ihnen, um das Ausfließen des Wassers aus demselben zu verhüten, ein Blatt angedrückt gehalten. Als sie dieses letztere von dem nach unten gehaltenen Ende entfernten, ergoß sich aus ihm eine solche Menge kühlen und erquickenden Wassers, daß wir wiederholt unsere Feldbecher damit füllen und alle, Europäer wie Malayen, mehr als 30 an der Zahl, aus diesem Strange und einem zweiten, später nachgeholten, vollkommen unseren Durst löschen konnten. Noch oft habe ich später, namentlich in den Wäldern von Sumatra, mit Vergnügen dieses Wasser aus den Cissussträngen getrunken und mich daran erlabt.“

Wie aus den gemachten Andeutungen hervorgeht, wird die auffallende Erscheinung vom Ausfließen des Saftes aus Stammstücken von Cissus in Reisebeschreibungen erwähnt, aber in der pflanzenphysiologischen Literatur war darüber bis vor kurzem wenig bekannt. Bei meinem Aufenthalt auf Java bot sich mir Gelegenheit, unter anderem auch diese Frage einem näheren Studium zu unterwerfen und mich von der Existenz wasserpendender Lianen zu überzeugen.

* Mohnike O., Blicke auf das Pflanzen- und Tierleben in niederländischen Malayenländern. Münster 1883, S. 289.

Während ich in Buitenzorg weilte, war man gerade damit beschäftigt, das ausgedehnte Lianenquartier nach einem anderen Punkte zu verlegen, zahlreiche von den gleich Seilen und Tauen emporklimmenden und herabhängenden Schlinggewächsen fielen der Art anheim und ich konnte daher mit den Pflanzen nach Herzenslust experimentieren.

Wenn man einen nicht allzu dünnen Stamm einer Liane mittelst eines javanischen Hackmessers, wie es gewöhnlich jeder malayische Gartenarbeiter mit sich führt, rasch durchschneidet, so fließt in der Regel weder aus der unteren noch aus der oberen Schnittfläche Wasser heraus. Sobald man aber in einer beträchtlichen Entfernung, am besten $\frac{1}{2}$ m bis 1 m über der oberen Schnittfläche den Stamm neuerdings durchhackt und dann das abgetrennte Stammstück lotrecht hält, so tropft oder strömt Wasser in mehr oder minder großen Mengen, nicht selten in überraschend großen Quantitäten ($\frac{1}{2}$ —1 Liter) aus der unteren Schnittfläche hervor. In der ersten Minute relativ viel, dann weniger und nach 5 Minuten zumeist nichts mehr. An ungefähr 25 Gattungen konnte ich die erwähnte Erscheinung feststellen.

In den Tropen, wo die Pflanze, begünstigt von Temperatur, Feuchtigkeit und reichlicher Nahrung aufs üppigste gedeiht, treten die Lebenserscheinungen oft in viel deutlicherer Form und Intensität auf. Das, was bei uns im europäischen heimischen Klima nur leise angedeutet ist und infolge dessen oft verborgen bleibt, tritt uns in den Tropen in hoher Vollendung entgegen. Daher wird der Reisende, der die Wunder des Tropenlandes mit aufmerksamem Blicke verfolgt, mit seinem geschulten Auge auch in der Heimat an den Pflanzen Dinge wahrnehmen, die er sonst übersehen hätte. So ging es auch mir. Als ich die Wasser liefernden Lianen in den Tropen kennen lernte, kam mir alsbald der Gedanke, daß dieselbe Erscheinung wohl auch in Europa, wenn auch in schwächerem Grade, zu finden sein müsse, und in der That konnte ich mich, nach Europa zurückgekehrt, von der Richtigkeit dieser Vermutung an einheimischen Lianen, an dem Weinstock und der Waldbrebe, überzeugen.

Woher stammt nun das aus den Lianenstämmen ausfließende Wasser und warum fließt es heraus? Um dies klar zu machen, nehme man ein Stück sogenanntes „spanisches Rohr“. Dieses stellt den Stamm einer Kletterpalme (calamus) dar und zeigt auf dem Querschnitt zahlreiche schon mit freiem Auge wahrnehmbare Poren. Es sind die Querschnitte der Gefäße, lange Holzröhren, die bei den Lianen auffallende Länge und Breite erreichen. Sie bilden die Hauptwasserbahnen in der

Pflanze und sind gewöhnlich reichlich mit Wasser gefüllt. Schneidet man nun einen derartigen lebenden Stamm durch, so fließt zunächst kein Wasser aus, da die Gefäße nach oben blind enden und in den oberen Enden beim Ausfluß des ersten Tropfens ein luftverdünnter Raum entsteht. Das Wasser wird daher in den Gefäßröhren durch den äußeren Luftdruck gehalten. Erst wenn der Stamm in einiger Entfernung (1—2 m) oberhalb dem unteren Ende durchschnitten wird, wobei die Holzröhren auch oben geöffnet werden, fließt der Saft heraus. Man kann diesen Versuch mit einem Glasrohr oder mit einem etwa 1 m langen spanischen Rohr jederzeit nachahmen. Saugt man mit dem Munde in das Rohr Wasser ein, bis es in den Mund läuft, und verschließt mit dem Daumen das obere Ende, so tropft kein Wasser aus dem lotrecht gehaltenen Rohre ab, dies geschieht aber sofort, sowie man den Daumen von der oberen Schnittfläche abhebt.

Bei meinen Wanderungen durch den javanischen Urwald habe ich von den Wasser liefernden Lianen oft Gebrauch gemacht, um meinen Durst zu löschen. Das Lianenwasser ist ein überaus reines, von Bakterien vollkommen freies Wasser. Da nun gerade im Urwald nicht leicht gesundes Wasser zu beschaffen ist wegen der großen Menge von faulenden Stoffen, so verdienen die wasserspendenden Lianen die besondere Aufmerksamkeit der Tropenreisenden. Mancher davon könnte sich vor Krankheit behüten, wenn er im lianenreichen Urwald die Lianen zum Trinken benützen würde, anstatt sich mit schlechtem Fluß- oder Tümpelwasser zu begnügen.

Zur Zeit, wenn bei anbrechendem Frühling in den Weingeländen der Weinstock beschnitten wird, kann man regelmäßig ein reichliches Ausfließen von Saft aus den Schnittwunden der noch unbelaubten Zweige beobachten. Die Winzer sagen dann: der Weinstock „weint“ oder „thränt“, die Physiologen nennen diese Erscheinung „Bluten“.

Zu dieser Zeit nimmt die Wurzel mit großer (osmotischer) Kraft Wasser auf und preßt dieses Wasser von Zelle zu Zelle in das Holz, durch dieses hinauf in den Stamm, wo es dann aus den geöffneten Holzröhren Lage lang hervorquillt. Die erwähnte, in der Wurzel auftretende Kraft nennen wir die Wurzelkraft oder den Wurzeldruck, der nicht bloß beim Weinstock und bei hunderten von Kräutern unter günstigen Bedingungen Wasser emportreibt, sondern zu gewissen Zeiten auch bei Bäumen. Lehrreiche Beispiele in dieser Hinsicht sind Birke und Ahorn.

Deutsche Arbeit.

Bohrt man im Monate März vor der Entfaltung der Knospen etwa 1 m über den Boden in einem Birkenstamm ein Loch und steckt in dasselbe ein Glasrohr, so quillt reichlich aus dem Rohr süßlicher Saft hervor. So wurden aus dem Bohrloch einer 12 jährigen Birke in 7 Tagen 36 Liter, also an einem Tag im Durchschnitt etwa 5 Liter Saft gesammelt. Bei manchen Pflanzen unterscheidet sich der Saft in seiner Zusammensetzung nicht sehr vom Quellwasser, bei anderen enthält er aber neben verschiedenen anderen organischen Stoffen nicht unbedeutende Mengen (1—3%) Zucker, so daß dieser daraus gewonnen werden kann oder der Saft nach überstandener Gährung des Kurzgebrauches oder des Wohlgeschmacks wegen als „Birkenwein“ getrunken wird.

Bei der Besprechung des Nutzens und der vielfachen Verwendung der für die Tropenvölker fast unersehblichen Palmen unterläßt man es nicht, auch auf die Gewinnung des Palmweins hinzuweisen, denn seit langer Zeit verstehen es die Eingeborenen, aus zahlreichen Palmen zu gewissen Zeiten Zuckersaft (Toddy) abzapfen, der, falls nicht Zucker daraus gewonnen wird, entweder direkt oder nach durchgemachter Gährung als Wein getrunken oder zur Arrakbereitung verwendet wird. Wie die Eingeborenen dabei vorgehen und welches die Ursachen des Saftaustrittes sind, davon wußte man wenig oder Irrtümliches; ich hielt es daher für eine dankbare Aufgabe, während meines Aufenthaltes auf Java auch darauf meine Aufmerksamkeit zu wenden.*) Hier werden besonders zwei Palmen zur Palmweingewinnung verwendet: die Cocos- und die Arengapalme.

Es sei nun gleich bemerkt, daß es nicht, wie dies in Reisebeschreibungen gewöhnlich angegeben wird, einfach genügt, den Blütenstand abzuschneiden, man würde da vergebens auf den Saftaustritt warten. Ich hatte anfangs, indem ich nach den in der Literatur vorhandenen Angaben verfuhr, nur Mißerfolge zu verzeichnen. Erst als ich in Buitenzorg einen Sundanesen auftrieb, der, im Dienste eines Chinesen stehend, täglich 45 Cocospalmen abzapfen und den Saft zum Süßen des Teiges und zu Heilzwecken zu sammeln hatte, wurde ich über die richtige Methode des Abzapfens belehrt. Ich beobachtete genau, wie der in der Saftgewinnung außerordentlich geübte und praktische Malaye vorging. Er kletterte mit überraschender Gewandtheit, nur mit den Füßen und Händen sich haltend und stützend, die Palme hinauf und suchte in der Krone

* Molisch Hans, Botanische Beobachtungen auf Java. III. Abhandlung. „Die Secretion des Palmweins und ihre Ursachen“. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie zu Wien, 1898.

nach solchen Blütenständen, die in der Scheide noch völlig eingeschlossen und dem Ausbrechen nahe waren. Eine solche Scheide ist etwa 1 m lang. Ist ein passender Blütenstand gefunden, so schneidet er die Spitze der Scheide ab, führt in dieselbe von oben bis unten (zur Basis) mit dem Messer einen Längsschnitt und schneidet die Scheide, nachdem er sie aufgeklappt, ab, so daß nun der junge Blütenstand, dessen einzelne Verzweigungen noch der Hauptspindel anliegen, nackt zu Tage liegt. Nun wird das obere Ende des ganzen Blütenstandes in einer Länge von etwa 6 cm mittelft eines Schnittes entfernt, hierauf der zurückbleibende Blütenstand mittels Cocosblattfiedern an drei Stellen zusammengebunden und unter dem oberen Ende ein Bambusrohr zum Auffangen des Zuckersaftes befestigt. Jeden folgenden Tag wird dann Morgens und Abends neuerdings durch einen Schnitt ein etwa $\frac{1}{2}$ cm langes Stückchen von jeder Spindel abgetragen und dies wird durch 4—5 Tage fortgesetzt. Dann erst beginnt der Saft zu fließen; vor dem vierten bis fünften Tage bleiben die Schnittflächen der Spindeln entweder trocken oder sie schwitzen nur ein wenig. Ich ließ mir eine Bambusleiter anfertigen und stieg auf derselben bis zur Krone hinauf, um die Prozedur des Abzapfens selbst kontrollieren zu können. In einem von mir genau beobachteten Falle wurden innerhalb 14 Tagen von einem Cocosblütenstand gegen 8 Liter Zuckersaft geliefert.

Auf Grund meiner Versuche gewann ich die Ueberzeugung, daß es für den Eintritt der Saftsecretion bei den Cocospalmen notwendig ist, die alten Wundflächen in regelmäßiger Aufeinanderfolge zu erneuern, einerseits um eine Verlegung der Gefäße durch gummiartige Substanzen und Bakterien zu verhindern, andererseits um den Wundreiz zu erneuern und auf einer gewissen Intensität zu erhalten. Auf diesen Wundreiz antwortet der Blütenstand mit einem Erguß von Zuckersaft aus den Wunden.

Daß der aus der Palme hervorträufelnde Saft, den ich sowohl bei der Cocos- als auch bei der Arengapalme so süß gefunden habe wie sehr süßen Traubenmost, so überaus rasch in Gährung übergeht, darf wohl nicht überraschen, wenn man sich die herrschende günstige Temperatur, zumal wenn das Bambusrohr von der Sonne getroffen wird, vor Augen hält. Das Räuchern des Bambusrohres vermag begreiflicherweise die Gährung auch nicht zu hindern und erteilt dem Saft einen Geruch und Geschmack nach Rauch. Der große Zuckergehalt des Saftes lockt zahlreiche Schmetterlinge und Käfer an, die in die Flüssigkeit hineinfallen und hier ihren Tod finden.

Die Gomutipalme oder Arenga trägt auf einem struppigen Stamme eine aus wenigen, ziemlich aufrechten Fiederblättern bestehende unschöne Krone und bringt etwa nach dem zehnten Jahre männliche und weibliche Blütenstände hervor, die in gewaltigen verzweigten Kolben herabhängen. Beide haben ein bedeutendes Gewicht, ein großer Fruchtstand ein so bedeutendes, daß ein starker Mann seine ganze Kraft aufwenden muß, um denselben zu erheben. Auch über die übliche Methode zur Saftgewinnung aus der Arengapalme waren unzureichende und unrichtige Angaben vorhanden, namentlich war auf einen wichtigen Umstand nicht Rücksicht genommen worden.

Es ist nach meinen Beobachtungen auf Java üblich, den Kolbenstiel an seiner Basis, da, wo er noch keine Verzweigungen besitzt, vor der Amputation des Blütenstandes zu klopfen. Der Hauptstiel des männlichen Blütenstandes wird, bevor seine Blüten sich öffnen, 4—5 Wochen, und zwar jede Woche einmal mit einem Holzhammer ringsherum mäßig stark geklopft und gleich darauf hin- und hergebogen, gewissermaßen massiert. Infolge des Klopfens erhält der Kolbenstiel braune Wundflächen. Sowie die Blüten aufzubrechen beginnen und der Kolben infolge dessen duftet, wird er etwa 30 cm über seiner Basis abgeschnitten, so daß nunmehr bloß der blütenlose Stummel am Baume verbleibt. Eine von mir gemietete Arenga lieferte aus dem Stummel eines männlichen Blütenstandes innerhalb 5 Tagen 18 Liter Zuckersaft. Der Saft kommt bei der hohen Temperatur rasch in Gährung, ist voll von Hefezellen und hat einen äußerst angenehmen und wegen des großen Kohlen säuregehaltes prickelnden Geschmack.

Eine große Bedeutung als Trinkquelle hat für die Mexikaner die *Agave americana* und *mexicana*. In Europa hört man diese Pflanze häufig die hundertjährige Aloe nennen, weil sie angeblich nur alle hundert Jahre blühen soll. Dies ist aber durchaus nicht der Fall: in unseren Gewächshäusern blüht sie schon nach 40—60 Jahren, in ihrer Heimat, in Mexiko und Südamerika oft schon nach 4—5 Jahren. Nach dem Verblühen stirbt die Pflanze ab, bildet aber aus dem Wurzelstocke wieder neue Triebe. Wenn nun in der Mitte der riesigen Blattrosette, im „Herzen“ derselben der junge Blütenstand erscheint und mit dem Messer ausgeschnitten wird, so fließt aus der Wunde gleichfalls viel Zuckersaft hervor. Eine kräftige Agave gibt nach A. v. Humboldt täglich 7,5 Liter und dies durch 4—5 Monate, so daß aus einem Exemplar gegen 1000 Liter Saft gewonnen werden können. Täglich erscheinen

dann in den Agavefeldern die Arbeiter, saugen, von Pflanze zu Pflanze schreitend, mittelst einer hohlen flaschenartigen Lagenariafrucht, die sie als Heber benutzen, den Saft empor, um ihn in Ziegensäcke zu füllen und dann zu Hause der Gährung zu überlassen. Das daraus entstehende Getränk stellt die berauschende „Pulque“, das Nationalgetränk der Mexikaner, dar.

Seit langem bekannt als wasserspendernde Pflanze ist auch der „Baum der Reisenden“ oder des „Wanderers Baum“, *Ravenala madagascariensis* Poir. In der Tracht dem Pisang ähnlich, bildet die *Ravenala* lange, zweizeilig zu einem Riesenfächer angeordnete Schaufelblätter und stellt durch ihre Gestalt ein Gewächs dar, dem an dekorativer Wirkung in den Tropen nicht leicht eine Pflanze gleichkommt. In den Blattstielscheiden, die sich gegenseitig umhüllen, sammelt sich ziemlich viel Wasser an, das beim Auseinanderbiegen oder Durchschneiden der Scheiden aus den zwischen diesen befindlichen Hohlräumen ausfließt.

In den Anlagen tropischer Gärten habe ich die wunderbare Gestalt des „Wanderers Baum“ immer wieder von neuem bewundert! Wenn einmal ein Künstler oder ein Botaniker ein Buch über die Schönheit der Pflanze schreiben sollte, so wird die *Ravenala* darin zweifellos eine wichtige Rolle spielen und unter den Kindern Floras als Grazie an erster Stelle stehen. *)

Denkworte.

Lernen, Werden, Leisten! Das ist der Weg, auf dem Sie am sichersten zu einer Wiedererhebung des deutschen Volkstums in Böhmen und Oesterreich gelangen werden.

Unsere, der Deutschen, Aufgabe in Oesterreich ist es, unsere ganze Kraft an unsere eigene geistige Entwicklung zu setzen.

Wenn man sieht, wie auf tschechischer Seite alles gethan wird, um planmäßig das geistige Leben daselbst zu fördern und dessen Ergebnisse in möglichst glänzender Beleuchtung in den Vordergrund zu rücken, so erwächst die Pflicht, sich offen darüber auszusprechen, was bei uns auf diesem Gebiete versäumt wurde und geschehen soll.

Nur das Erwachen einer strengeren öffentlichen Moral und ein Aufschwung der Seelen, wie er in Deutschland wiederholt in Zeiten der Not zu Tage trat, nicht aber eine staatsmännische Kunst, welche der nationalen Begeisterung kühl ablehnend gegenübersteht und vor lauter sogenannten klugen

*) Vielleicht wird mancher Leser den Titel dieses kleinen Artikels mit Befremden gelesen haben, aber ich hoffe, daß er nunmehr überzeugt sein dürfte, daß uns gewisse Pflanzen thatsächlich als Trinkquellen nützlich werden können.

Ermägungen nicht zum Handeln kommt, wird das deutsche Volk in Böhmen vor den ernstesten Gefahren zu schützen vermögen.

Es gibt kein erbliches Vorrecht der Nationen, sondern täglich muß dieses Vorrecht durch Thatkraft und Bildung neu erobert werden.

Philipp Knoll.*

Rundschau.

* Der Verlag Max Felgenauer in Braunau kündigt eine illustrierte Monatschrift „Deutsch-Böhmerland“ an, als deren Begründer und Leiter Herm. A. Kosel (Wien) und als deren Herausgeber Jos. V. Leo bezeichnet wird.

* Hoffmanns von Fallersleben Buch „Unsere vollständigen Lieder“ führt in seiner neuesten (vierten), von Prahl besorgten Ausgabe (1901) auch zwei Lieder deutsch-böhmischen Ursprungs an: „Der Saufewind“ und „Es rauscht ein stolzer Strom zum Meer“. Beide haben Anton August Naaff zum Verfasser; das erstere, dessen Text wir mit Erlaubnis des Dichters hier mitteilen, ist im Egerlande zum Volksliede geworden.

Der Saufewind.

Melodie von Hermann Urbes.

Es hat in stiller Mitternacht
Mein Fensterlein geklirrt;
Wer ist's, wer ist's, den's in der Nacht
Zu meiner Kammer führt?
Du Saufewind, du Brausewind,
Ich hör und kenn dich schon,
Mach mir mein armes Herz nicht schwer,
Geschwind und flieg davon!

Der Saufewind, der Brausewind,
Er hat dazu gelacht,
Und selber sich das Fensterlein
Zur Kammer aufgemacht.
Viel Liebes hat er mir gesagt,
Ich konnt nicht böse sein.
Mir ward glühheiß und bang dabei
In meinem Kämmerlein.

früh morgens, als die Hähne schon
Im ganzen Dorf gekräht,
Da ist er durch das Fensterlein
Weit, weit davon geweht.
Der Saufewind, der Brausewind,
Er war bei mir zur Nacht,
Er hat mich armes, armes Ding
Um alle Ruh gebracht.

* Aus den „Beiträgen zur heimischen Zeitgeschichte“. Herausgegeben von der (Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen Prag 1900).

* Zu Mödling, am Sterbehaufe des Komponisten Max von Weinzierl (geboren 16. September 1841 in Bergstadt), hat der dortige Männergesangsverein unter Mithilfe anderer Verehrer — aus Böhmen werden Gesangsvereine aus Bischofteinitz, Franzensbad, Krummau, Reichenberg

und der Prager Volksgeangsverein angeführt — eine Gedenktafel anbringen lassen und dabei eine zweitägige „Weinzierl-Feier“ veranstaltet. Es erschien auch (im Verlag des Mödlinger Männergesangsvereins) eine Festschrift mit dem Bilde Weinzierls und poetischen Beiträgen von Komv, Böhl, Guido List, Young, Krichbaum, Pfaf, Rollet, Fr. Keim, Hawel, Freimut, Hammer, Polzer, Hofegger, Ferd. v. Saar, Himmelbauer, Blüthgen u. A. A. A. Naaff teilt nebst persönlichen Erinnerungen eine autobiographische Skizze des Komponisten mit.

* Von Teplitz aus ergeht ein Aufruf zur Erbauung einer meteorologischen Höhenstation auf dem Donnersberge (Milleschauer). Er weist darauf hin, daß die österreichische Meteorologie bloß über zwei Höhenobservatorien in den Alpen, in Böhmen aber noch über gar keines verfüge, und erörtert die Vorteile der Prognosen und erdmagnetischen Beobachtungen für Land- und Forstwirtschaft, Bergbau und Gewerbe, Industrie, Handel und Verkehr. Der Gebirgsverein Teplitz hat sich nun zur Errichtung einer Station

auf dem bestgeeigneten Punkte Böhmens, dem 835 m hohen Donnersberg, entschlossen und erbittet zu diesem Zwecke die Unterstützung der interessierten Kreise. Alle Spenden sind an Sparsassakontrolor Karl Langer in Teplitz-Schönau zu richten.



Aus den Museen.

* Das städtische Museum in Aufcha erwuchs 1895 auf Anregung des Stadtarztes Herrn Dr. August Dobisch aus dem Schulmuseum, das vom Bürgerschuldirektor Herrn Franz Werbs angelegt worden war. Die Museumsverwaltung besteht jetzt aus 13 Männern und hat binnen kurzem den Umfang der Sammlung mit Eifer bedeutend vergrößert; Körperschaften und Private haben durch Schenkung oder Ausstellung ihres Eigentums im Museum das Unternehmen gefördert, das sich der Geldunterstützung durch die Gemeindevertretung, die Städtische Sparkasse und zahlreiche Private erfreut, so daß auch vieles hat angekauft werden können. Die Sammlung ist im Schulgebäude untergebracht und der Obhut des Bürgerschuldirektors Herrn Werbs übergeben. Sie zählt jetzt weit mehr als tausend Gegenstände. Heute ist sie durch E. Proschwitzer geordnet worden, so daß ein Ueberblick über die Fülle des Ausgestellten möglich ist.

Die erste Abteilung ist die erdgeschichtliche; sie zeigt Versteinerungen und Abdrücke hauptsächlich der Kreidezeit, sowie diluviale Knochenreste. Bedeutsam ist die zweite, die vorgeschichtliche Funde der hiesigen Gegend enthält. Neben den muldenförmigen Mahlsteinen aus Sandstein liegen Hämmer, Meißel und Beile aus geglättetem Serpentin und Basalt, stehen Graburnen der Lausitzer Periode mit Knochenresten aus dem Webliker und Brschhorer Funde, hängen bronzene Armringe, 3 massive und ein hohler, durch einen Querring geschlossener, und silberne Schlafenringe aus denselben Orten.

Die dritte Abteilung, Van, zeigt vornehmlich Beschlüge, Schlösser und Schlüssel, während der vierten die Einrichtungsgegenstände zugewiesen sind. Der breitspurige Klei-

derschrank aus eingelegtem Eichenholz, die Lade der Grabrer Schneiderzunft von 1677 sind wohl das Bemerkenswerteste, doch zieht die Säger-Uhr zwischen den beiden venezianischen Spiegeln bei vielen die größte Aufmerksamkeit auf sich.

Reichhaltig ist die Abteilung der Geschirre. Aus der Menge der vielen Thon-, Steingut- und Porzellan-gefäße seien zwei große braune, gelb bemalte Schüsseln ihres Alters wegen hervorgehoben; die größere zeigt die unbeholfene Darstellung eines Schwanes, die kleinere, wohl erhaltene, außer zwei Herzen und zwei Tauben die Inschrift: „1533, ewig treu — ohne reu“ und die Umschrift: „Die lieb ist ein Dieb. Sie thut den guten Rahmen Stehlen.“ Von den Glas-gefäßen sind wohl die ältesten zwei fast prismatische Flaschen, vorn mit einer Figur bunt bemalt, hinten die eine mit dem Spruche „Wirt, burge mir, murgun zahl ich dir“, die andere mit den Worten „VIVAT mein Herr Vatter und Mutter“. Ein Teller aus dem Jahre 1694 zeigt das buntgemalte sächsische Wappen.

Als die merkwürdigsten Gegenstände der 6. Abteilung stehen hervor: ein pistolenartiges Küchenfeuerzeug mit Feuerstein, zwei Oniwellsteine, ein hölzerner Rußknacker aus dem 18. Jahrh., eine Glocke aus dem russischen Lager in Aufcha von 1813, eine dicke Taschenuhr, ähnlich einem Nürnberger Eierlein, von J. Jacques Viollier, eine elektrische Zinnsmelzmaschine, und was für unser Handwerkerleben so denkwürdig ist, ein Binderhobel, der aus dem Jahre 1586 stammt und mehr als drei Jahrhunderte gedient hat.

Die 7. Abteilung (Kleidung, Schmuck) enthält eine Reihe von Spenzern, gestickten Wiebern, Häubchen, Silber- und Goldhauben; die 8.: Herbergs-, Handwerks- und Umlauf-

zeichen der Auscher Zünfte. Von den Gegenständen der 9. Gruppe sind erwähnenswert die Kupferstichplatte zu den Aufnahmezetteln der Bruderschaft des allerheil. Fronleichnam's Jesu Christi in Auscha aus dem 18. Jahrh. und die kupferne Sammelbüchse der israelitischen Gemeinde von 1688.

Die 10. Abteilung hat die Waffen aufgenommen und ist reichhaltig. Die Armbrust, der zierliche dreischnaubige Doktoratsdegen, die Bolzen- und Pfeilspitzen von den Burgen der Nachbarschaft, sowie die mächtige 57 cm lange Speerspitze, unter der Grundmauer eines alten Hauses in Raschowitz gefunden, neben dem harmlosen Nachwächterpieß von Auscha sind wohl das Merkwürdigste.

Viele Bilder, die Gegenstände der 11. Abteilung, schmücken die Wände. Es fallen darunter auf: die schönen lebensgroßen Bildnisse des Professors Alois Klar, welcher der Gründer der Prager Blindenversorgung-Anstalt und ein geborener Auscher ist, und seiner Nachfolger: seines Sohnes und seines Enkels. Zahlreiche Heiligenbilder, teils auf Leinwand oder Holz, teils auf Glas gemalt, geben Zeugnis mehr von frommem Sinn als von Kunstfertigkeit. Die Geschichte der Stadt ist natürlich auch berücksichtigt. Hier sei einer Ansicht Auschas vor 1856 gedacht; es ist ein kleiner Stahlstich auf einem Briefbogen, also ein Vorläufer unserer modernen Ansichtskarte.

Auch die 12. Abteilung ist recht reichhaltig. Das Siegel der Auscher Schuhmacherzunft von 1599 weist eine tschechische Umschrift auf, die eiserne Gerichtshand von Gießdorf (1692) und von Auscha zeugen von der alten ortsrichterlichen Gewalt, die zwei Denkmünzen zur Erinnerung an die Gründung der Blindenanstalt von

der Menschenfreundlichkeit eines geborenen Auschers.

Unter den vielen Münzen befinden sich auch drei römische.

Aus stürmischer Zeit stammt der unscheinbare grüne 8 kr. = Schein, datiert aus Komorn vom 6. April 1849.

190 Urkunden umfaßt die 13. Gruppe. Es sind zum größern Teile Handwerksurkunden; die älteste (tschechische) stammt von den Auscher Tuchmachern aus dem Jahre 1564. Für die Stadt wichtig sind außerdem die Privilegien-Abschriften und Bestätigungen von Auscha. Ein kleines Stück Weltgeschichte enthalten die Aufträge zur Lieferung für das preussische Heer von 1744 und 1757 und die 27 Maueranschläge von 1848; in die Zeit der Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt uns der Gewährbrief des Hauses 28 in Gründorf. Der Einblick in die Rechnungen der Hauptquartale der Müllezunft in Auscha von 1793 und 1801 lehrt viel. Hier die Preise! Der erste gilt für 1793, der zweite für 1801: 1 Pfund Rindfleisch kostete 6 kr. — 8 kr.; Schweinefleisch 7½ — 13; Schöpfenfleisch 7 — 8; Kalbfleisch 5½ — 9; ein Hühnel 7 — 12; ein Gansel 45 —; 1 fette Gans — 1 fl. 30 kr.; 1 Taube 3 kr. —.

Dem Museum gehört auch der prachtvolle Adelsbrief des verstorbenen Ritters von Klar.

In die letzte Abteilung sind die Bücher gereiht worden. Durch seine Größe ragt hervor „Das christliche Jahr“ (1733), dessen 6. Teil, in 3 Exemplaren vorhanden, mit dem Bildnisse des Grafen Franz Anton Sporck geziert ist. Hier des Erwähnens wert sind noch eine Erdbeschreibung mit Karten aus dem Ende des 17. Jahrhunderts (Näheres unbekannt), Afrika, 5. Buch der Erdbeschreibung des ganzen Weltkreises von Alain Ma-

nesson mit vielen Stichen, eine französische Erdbeschreibung von N. Sanson, Paris 1683, mit vielen Karten, Promptuarium, Leichter Einfund in die kön. verneuerte böhm. u. mähr. Landesordnung, Prag 1678, Kalender von 1777 und 1784 bei Wenzel Fuhr in Brüz und von 1780 bei Franz Gerzabel in Prag.

Hoch bedeutsam für einen etwaigen zukünftigen Geschichtschreiber von Auscha wird die Sammlung von Zeitungsberichten werden, die über das gesammte öffentliche Leben der Stadt berichten, wie übrigens das spätere Geschlecht von uns mehr wissen wird, als wir von unseren Vorfahren. Wie vieles, was für die Geschichte unserer Heimat und damit auch unseres Volkstums hoch wichtig ist, bleibt uns auf immer in Dunkel gehüllt, und wie farblos müssen vielen oft die Bilder sein, die ihnen aus dem bisher Ueberlieferten entstehen! Das zu verhindern und den kultur-geschichtlichen Sinn des Volkes zu wecken, ist die Aufgabe dieses Museums.

Erhart Proschwitzer.

* Das geplante Stadtmuseum des Gablonzer Gewerbevereins. Der im März erstattete Jahresbericht des Gablonzer Gewerbevereins, der jetzt im Drucke vorliegt, bringt einen Bericht des Museums-Ausschusses aus der Hand seines Obmanns Bürgereschullehrers Karl R. Fischer, aus dem wir die nachfolgenden Thatfachen erfahren. Der Gewerbeverein zu Gablonz besitzt bereits seit Jahrzehnten eine reichhaltige Sammlung altertümlicher Gegenstände und Erzeugnisse der heimischen Kunstindustrie, die namentlich in den letzten Jahren sehr bereichert worden ist. Im vorigen Jahr hat er nun den Beschluß gefaßt, diese Vereinsammlung zu einem großen

planmäßig anzulegenden Museum umzugestalten und hat mit der Durchführung dieser Angelegenheit einen aus seiner Mitte gewählten Museums-Ausschuß beauftragt. Der Ausschuß, der am 26. Juni 1900 zusammengetreten ist, hat es sich zur Aufgabe gestellt, die vorhandenen Sammlungen besonders nach der volkshundlichen und (entsprechend der Bedeutung des Gablonzer Hausgewerbes) nach der heimisch-industriellen Seite hin auszugestalten. Das Sammelgebiet soll sich auf den ganzen politischen Bezirk Gablonz erstrecken. Die volkshundliche Abteilung soll altherwürdige Gegenstände umfassen, die das Leben der Vorfahren charakterisieren. Hausrat, Trachtenstücke, Münzen, Geschmeide, Geräte, Werkzeuge des täglichen Bedarfs und der besonderen alten handwerksmäßigen Betriebe, Zimmerschmuck, Gefäße, Schnitzereien, Bilder, Orts- und Hausansichten, Pläne, Karten, Urkunden und alles, was für die Geschichte von Stadt und Bezirk Gablonz merkwürdig ist. Die industrielle Abteilung soll (abgesehen von anderen gewerblichen Erzeugnissen) hauptsächlich die in Gablonz heimische und weltbekannte Glasindustrie und Bijouterien-Erzeugung umfassen und womöglich die allmähliche Entwicklung der blühenden heimischen Industrie aufzeigen.

Der Ausschuß ist ferner wegen der Abgrenzung seiner Sammlerarbeit mit den Museumsleitungen der übrigen deutschen Städte in Böhmen in Verbindung getreten und hat eine große Werberthätigkeit entwickelt, sodaß ihm in der kurzen Zeit seines Bestandes schon 500 neue Gegenstände zugekommen sind. Die Sammlungen sind vorläufig in einem Raum der Knabenbürgerschule untergebracht und sollen nach vollständiger Sichtung und durchgeführter Aufstellung der Öffentlichkeit übergeben werden. Die zu eröffnende Sammlung wird den Titel

„Stadtmuseum des Gablunger Gewerbevereins“ führen, wodurch der Gewerbeverein „einerseits seine Priorität auf diese Schöpfung ausdrückt, andererseits bekundet, lediglich ein Werk zum Wohle der Vaterstadt ins Leben zu rufen“.

Wir wünschen diesem neuen, der Liebe zur Heimat und Volkstum gewidmeten Unternehmen das beste Gedeihen und freuen uns darüber umso aufrichtigeren Herzens, als wir daran nicht ganz unbeteiligt sind. Ausdrücklich hebt der Bericht hervor, daß die Auffammlung der deutschen volkstümlichen Ueberlieferungen in Böhmen, und die „Denkschrift betreffend die Erziehung von deutsch-böhmischen Mäusen“, die beide von unserer Gesellschaft ausgegangen sind, die erste Anregung zu dem Plane geboten haben. A. K.

Theater und Musik.

* Das Deutsche Theater in Prag hat für die beginnende Saison folgende Neuheiten angesagt: Oper: Ritter „Der faule Hans“, Richard Strauß „Guntram“, Rückauf „Rosenthalerin“, Kienzl „Heilmars“, Pirani „Herenlied“, Michalowie „Tolbi“, Paderewski „Manru“, Repler „Der Brautmarkt von Hira“. — Schauspiel: Anzengruber: „Stahl und Stein“, Ibsen „Klein Eyolf“, Björnson „Ueber unsere Kraft“, „Maria von Schottland“, Bultaupt „Victoria“, „Die Waltejer“, Wilbrand „Der Königsbote“, Schönherr „Die Bildschnitzer“, Vahr „Der Apostel“, Böhlau „Philister über Dir“, Aram „Ananian“, Nischylos „Drestie“.

* Die philharmonischen Konzerte in Tepliz werden unter Franz Reischkas Leitung am 4. und 25. November, 16. Dezember, 17. Januar, 19. Februar, 10. März stattfinden und bringen Sinfonien von Beethoven (VI.), Schubert und Schumann (C-dur), Bruckner (IV.), Tschailowski (E-moll), Borodin (H-

moll); ferner Suts „Märchen“, Sibelius „Schwan von Tuonela“ und „Lemminkainen“, Berlioz Overtüre zu „König Lear“, Scharwenkas „Dramatische Fantasie“ u. A. Unter den Solisten begegnen die Namen Carenno, Arimondi, Heermann, Nisler, Becker, Psage.

* Am 15. September fand die Erstaufführung von Calderon-Adlers „Zwei Eisen im Feuer“ in Hannover statt.

Ausstellungen.

Brüx. Der Gedanke, den im vorigen Jahre der „Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen“ durch die Ausstellung in Eger angeregt hat: die Teilnahme unserer Landstädte für die Bewegung auf dem Gebiete der bildenden Künste zu gewinnen, ist in diesem Sommer von der Stadtgemeinde Brüx herzlich aufgenommen worden. Zwei Fachleute wie Uhl und Beer, beide gebürtige Brüxer, standen ihr dabei mit Rat und That zur Seite. Die Brüxer „Gemälde-Ausstellung“ wurde am 25. Juli eröffnet und dauerte bis gegen Ende September. Der Katalog weist 104 Nummern auf, die Plastik fehlte ganz, die Graphik bis auf wenige Nummern. Unter den Gemälden sei zunächst Karl Krattners „Heilige Nacht“ genannt; von Emil Uhl, dem Orientmaler, „Das Weib des Leviten von Ephraim“, „Die Festung von Buchara“ und „Rilgal im Jordanthal“; von Josef K. Beer die Studientöpfe „Schwarzwälder Bauer“ und „Alter Pfälzer“; von Wilhelm Löwith „In Erwartung“; von Vili Wödl „Laurenzibergmotive“. Ferner Arbeiten von Raphael von Ambros und Hugo Steiner. Außer diesen deutschböhmischn Künstleru waren in Brüx aber auch andere, wie Lenbach, Walter Firl, Victor Schramm, Raufinger, Neubaud, Feliex, Eichenhut, Zwanowisch, Nücht-

ger, Eckhardt, Buchbinder, Jakobides, Knilling u. s. w. vertreten.

Eger. Kunstgewerbliche Ausstellung der österreichischen Fachschulen. August.

— Gartenbauliche und landwirtschaftliche Ausstellung vom 25. bis 27. August.

Karlsbad. Allgemeine Ausstellung für Hygiene, Nahrungsmittel- und Getränke-Industrie, Sport, Hotel- und Reisewesen vom 10. Aug. bis 3. Sept.

Reichenberg. Spitzenausstellung im Gewerbemuseum bis 15. Septbr.

* Kunstgewerbliche Weihnachtsausstellung in Prag. Im Dezember 1901 wird im Gebäude des kunstgewerblichen Museums der Handels- und Gewerbekammer eine Ausstellung neuer, in Böhmen verfertigter kunstgewerblicher Erzeugnisse veranstaltet werden. Zugelassen sind nur solche Arbeiten, welche in den letzten zwei Jahren im Königreiche Böhmen erzeugt worden sind, sich durch Form und technisches Können auszeichnen, und noch auf keiner anderen Ausstellung in Prag ausgestellt waren.

Die Ausstellungsgegenstände umfassen folgende Gruppen der Kunstindustrie: Arbeiten des Gold- und Silber Schmiedes; des Juweliers, Emailleurs, Ziseleurs und des Granatwaaren-Erzeugers; Arbeiten des Kunstschlossers, Klempners und Kupfereschlägers; Keramik und Glasindustrie; Arbeiten des Bildschnitzers, Drechsler-Arbeiten, Kunstschreinerei (in beschränktem Maße unter Berücksichtigung des vorhandenen Raumes); Buchbinder- und Lederarbeiten; graphische Künste (ausgeschlossen sind Werke der hohen Kunst und Photographien; die einzelnen Plätter werden nur eingerahmt zugelassen, Bücher in Kästen (der Verleger kann auch eingebundene Bücher ausstellen); dekorative Künste; Textil-Arbeiten und Strickereien (Konfektions-

Gegenstände und gewöhnliche Gebrauchsware ausgeschlossen).

Die Anmeldung der Ausstellungsgegenstände muß spätestens bis 31. Oktober 1901 erfolgen. Auf Grund der Anmeldungen erfolgt die Aufforderung zur Teilnahme oder die Ablehnung, falls es sich ergibt, daß die angemeldeten Gegenstände dem Zwecke der Ausstellung oder den verfügbaren Räumlichkeiten nicht entsprechen. Auskünfte über nähere Bestimmungen durch das Museum.

Preisaus schreiben.

* Kunstgewerbliches Museum der Handels- und Gewerbekammer in Prag. Um das selbständige Schaffen auf dem Gebiete des Kunstgewerbes zu fördern, werden für das Jahr 1901 vom Kunstgewerblichen Museum folgende Preis-Aufgaben aufgestellt:

1. Tintenzeug auf einer Schale, für einen Damenschreibtisch, in Silber getrieben (der innere Tintenbehälter aus Glas). Durchmesser der Schale ca. 20 cm. Erster Preis: 250 Kr., zweiter: 180 Kr., dritter: 100 Kr.

2. Schmuß-Kassette aus Holz, mit flacher Holzeinlage (Intarsia) verziert. Auch die Innenseite des Deckels ist mit Intarsia zu versehen. Dimensionen ca.: Länge 30, Breite 16, Höhe 16 cm. Erster Preis: 200 Kr., zweiter: 150 Kr., dritter: 80 Kr.

3. Entwurf für eine Papiertapete, dreifarbig. Breite 50 cm. Erster Preis: 120 Kr., zweiter: 80 Kr., dritter: 50 Kr.

An der Konkurrenz können sich nur in Böhmen anässige Kunstgewerbetreibende oder bei solchen in Verwendung stehende Mitarbeiter beteiligen; ferner die nach Böhmen zu ständigen absolvierten Schüler der k. k. Kunstgewerbeschule in Prag und

der gewerblichen Fachschulen Böhmens. Die Arbeiten sind längstens bis 15. Oktober 1901 an das Kunstgewerbliche Museum abzuliefern. Nähere Bestimmungen enthält die Konkurrenz-Ordnung.

Ehrungen, Preise.

* Der Bildhauer Heinrich Kautsch in Paris, ein gebürtiger Prager, erhielt das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion und den bayerischen Michaelsorden für seine Verdienste als Vertreter des deutschen Kunstgewerbes in der Jury der Pariser Weltausstellung.

* Ernst Hegenbarth aus Ulrichsthal hat im Wettbewerb um den plastischen Schmuck des neuen Stadttheaters in Fürth (Bayern) den ersten Preis davongetragen.

* Auf der VIII. Internationalen Kunstausstellung im Münchner Glaspalast erhielt der Deutschböhme Emanuel Hegenbarth die silberne Medaille.

Codesfälle.

* Friedrich Steiner, geboren 3. Septbr. 1849 in Linz, seit 1878 Professor der Ingenieurwissenschaft an der deutschen technischen Hochschule in Prag, Mitglied der Gesellschaft, gest. 9. August 1901. Wir behalten uns eine ausführliche Würdigung des Verbleibenen vor.

Bücherschau.

* Bericht über die Festsetzung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen aus Anlaß ihres 10jährigen Bestandes (Prag, Selbstverlag. 71 S. gr. 8°). Mit Verzicht auf selbstgefällige Ruhmredigkeit reißt diese Schrift an die Ansprache des Vorsitzenden und den Festvortrag bei der 10jährigen Grün-

dungsfeier einfach das Verzeichnis der erfolgten Gelbbewilligungen und der auf Kosten oder mit Unterstützung der Gesellschaft veröffentlichten Druckwerke. Das Gesamturteil muß sich der Leser selbst auf Grund dieser Angaben bilden. Die Ansprache von Prof. Freiherrn von Wieser hält zunächst Rückschau über das Entstehen und die bisherigen Leistungen der Gesellschaft und erörtert sodann deren Stellung im währenden nationalen Kampfe, der mit der Wiedererweckung der tschechischen Sprache in Böhmen begann. „Lexikon und Grammatik sind die ersten Waffen des Tschechentums gewesen, und wie die geistigen Waffen in diesem Kampfe die ersten waren, die gebraucht wurden, so werden, was wir als treue Oesterreicher um des Vaterlandes willen heute wollen, auch sie es sein, die zuletzt den Ausgang entscheiden und jeder Nationalität den Platz im Staate anweisen werden. Darum habe jede Nation die Pflicht, ihre geistigen Waffen auszubilden. Der ungeheure Vorteil; in dem die Deutschen durch ihre Zugehörigkeit zu einem großen Kulturvolke sich befanden, wurde allerdings durch manche Machtverschiebungen, vor allem durch den Verlust der Hauptstadt geschmälert. Gleichwohl sind, wenn das deutsche Volk Böhmens seinen politischen Schwerpunkt auch nicht mehr in Prag sucht, viele verbindende Kräfte zwischen dem Lande und dem Sitze der Hochschulen wirksam geblieben. Auch die Gesellschaft hat sich die Sympathieen immer weiterer Kreise gewonnen. Es freut uns sagen zu dürfen, daß die jungen und aufstrebenden deutschen Talente den Weg zu uns kennen und daß wir in der Lage waren, viele von ihnen zu fördern. Bei allen Fehlern, die in der Auswahl im Einzelnen be-

gangen sein mögen, sind wir darin auf guten Wegen.“ Die Rede schließt mit einem Ausblick auf bedeutsame Zukunftspläne der Gesellschaft. Prag, das die tschechischen Schriftsteller und Künstler an sich zieht, bietet den Deutschen zu wenig Raum. Wenn wir daher die jungen Talente ausstatten, damit sie auf die Wanderung gehen, um draußen ihre Bildung zu empfangen, so ist unsere Aufgabe nur halb gethan. Wir müssen auch noch das Unserige dazu thun, um sie wieder herein zu geleiten, damit die Saat im heimischen Boden aufgehe und hier ihre Früchte trage. In dem städtearmen Oesterreich sind die deutschen Städte Böhmens eines der wertvollsten Elemente bürgerlicher Kultur. Dank einer rastlosen Thätigkeit sind sie in erfreulichem materiellen Aufblühen begriffen. Zusammengefaßt würden sie eine große Stadt geben, deren Bevölkerung sich mit jeder anderen an Tüchtigkeit zu messen vermöchte. Der Künstler, dem die Mauern seines Heimatsortes zu eng geworden sind, würde er nicht befriedigt sein können, wenn er für diese große Gemeinde der deutschen Bürgerschaften Böhmens, für eine Stadt der Städte zu wirken vermöchte? Ich glaube, daß die Arbeiten, die wir gemeinsam mit einigen Städten bereits unternommen haben, uns den Weg weisen, um einen solchen Plan zu verwirklichen.“

In seinem Festvortrage würdigte Prof. A. Sauer den Freund Goethes „Kaspar von Sternberg und seinen Einfluß in Böhmen.“ Graf Sternberg war ein bedeutender Forscher auf dem Gebiete der Naturforschung, insbesondere der Botanik und der Paläophytologie und stand mit allen Naturforschern seiner Zeit in enger Verbindung. Sein Hauptverdienst ist, eine neue Kultur Böhmens

begründet zu haben; beiden Völkern stämmen nahestehend und zwischen beiden vermittelnd, hat er für ihren geistigen Aufschwung die besten Kräfte verwendet. Ein organisatorisches Genie ersten Ranges, vereinigte er die zersplitterten Kräfte zu gemeinsamer Arbeit, als deren glänzendste die Schöpfung des vaterländischen Museums anzusehen ist. Und das Entscheidende ist, daß er alles dies aus freiem Antrieb leistete, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, als ein unabhängiger Mäcen, eine Macht für sich. Auf diesen fesselnden Vortrag, der auch eine Neuauflage der Werke Sternbergs in Aussicht stellt, folgt die Angabe der von der Gesellschaft verausgabten Förderungsbeträge. Die nüchternen Zahlen sprechen eine laute Sprache, besonders wenn man sie innerhalb der einzelnen Gruppen summiert. Da finden wir für

Künstlerische Aufträge, Sammlungen und Publikationen der Ge- sellschaft (29) zus.	146 930 Kr.
Subventionen f. Rechts- und Staatswissen- schaften (4) . . .	4 100 Kr.
Humanistische Wissen- schaften (34) . . .	57 760 Kr.
Naturwissenschaften und Mathematik (47) . .	72 957 Kr.
Medizin (13) . . .	9 340 Kr.
Technische Wissen- schaften (5)	1 440 Kr.
Bildende Kunst (84) .	73 795 Kr.
Tondichtung (16) . .	25 740 Kr.
Literatur (30) . . .	18 640 Kr.

In diesen stattlichen Ziffern drückt sich wohl überzeugend die große Bedeutung aus, die der Gesellschaft für die Pflege der Wissenschaften und Künste von Seiten der Deutschen Böhmens zukommt. B.

Köferl Josef, Herbstblumen. Gedichte und Denkprüche. Tachau, Selbstverlag.

Krauß Nikolaus, Der Förster von Konradkreuth. Roman. (Berlin, F. Fontane, M. 3.—.)

* Paul Meßner, Drei deutsche Böhmerwalddichter. Leipzig, J. G. Hinrichs'sche Buchhandlung, 1901. 1 Kr. 20 H.

Ein treuer Sohn des deutschen Böhmerwaldes, teuren Familientraditionen nachlebend und selbst in der Dichtung nicht unversucht, unternimmt er in diesem flott und anregend geschriebenen Büchlein, die drei bedeutendsten deutschen Böhmerwalddichter, Adalbert Stifter, Josef Rant und Josef Meßner, in ihren Besonderheiten und in den ihnen gemeinsamen Zügen anschaulich zu schildern. In knappen Umrissen erzählt er die Lebensschicksale jedes einzelnen von ihnen, macht uns mit ihren hervorragendsten Werken vertraut und versenkt sich in sie in liebevoller, feinsinniger Charakteristik. So reiht sich diese warmherzige Schrift allen jenen Bestrebungen an, die in der Gegenwart bemüht sind, das Andenken dieser drei Dichter lebendig zu erhalten, die Verbreitung ihrer Werke zu fördern und deren Verständnis zu vertiefen. Ganz natürlich kommen diese Bemühungen Adalbert Stifter als dem größten deutschen Dichter Böhmens in erster Reihe zu Gute. Wie man sich in Linz, der Stätte seiner späteren Wirksamkeit, zur Denkmalweihe rüstet, so geht man soeben auch in seinem Geburtsort Oberplan daran, ihm ein solches zu errichten. In zahlreichen billigen und handlichen Volksausgaben bringen, seitdem die Schutzfrist abgelaufen ist, seine Werke auch in solche Kreise, denen die Anschaffung bisher unmöglich gewesen war. Daneben beginnt in der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ soeben eine, ungefähr auf 20 Bände angelegte, vollständige kritische Ausgabe seiner Schriften und

Briefe zu erscheinen, die auf Grund aller erreichbaren Handschriften und Drucke von dem vielfach entstellten Text der landläufigen Ausgaben zum reinen, echten Wortlaut des Dichters vorzubringen sucht, alle einzelnen Wandlungen darlegt, die die Werke während der Strebezeit des Dichters durchgemacht haben, und zahlreiche bisher ungebrachte oder verschollene Aufsätze Stifters aus seinem Nachlaß, sowie auch mannigfachen bildlichen Schmuck enthalten wird. Hand in Hand damit geht die genauere Erforschung und künstlerische Darstellung von Stifters Leben: aus der Feder seines begeisterten Anhängers und Freundes A. R. Hein veröffentlichen die „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ soeben Bruchstücke einer großangelegten Biographie Stifters, die demnächst auch selbständig in Buchform erscheinen wird. Auch von den beiden anderen Böhmerwalddichtern hat die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ bereits wertvolle Proben ihres Könnens gebracht: von Rant das letzte Werk seiner Feder, eine geist- und gemütsvolle, leider Fragment gebliebene Selbstbiographie, von Josef Meßner eine einbändige Auswahl aus seinen Werken, die zugleich einen Band der größeren, vierbändigen Gesamtausgabe der Schriften Meßners bildet, welche wir der unermüdlichen Hingabe seines Neffen Paul Meßner, eben des Verfassers der vorliegenden Schrift, verdanken. Hat es jemals eine echte deutsche Heimatskunst in Böhmen gegeben, so ist sie in den besten Werken dieser drei Dichter beschlossen, und nur dann wird man wieder zu einer Kunst, die diesen Ehrennamen wirklich verdient, vorzubringen hoffen dürfen, wenn man ihren leuchtenden Spuren zu folgen versucht.

August Sauer.

* **Dehl Wilhelm**, *Drheeme is drheeme. Schlesische (Grulicher) Mundart.* Grulich. Selbstverlag. 1900.

Diese hübsche Sammlung besteht aus drei Teilen. Der Kern des Ganzen, der zweite Teil enthält die mundartlichen Gedichte und Erzählungen Dehls, die unter dem Titel *Bo drheeme* bereits in zwei Auflagen 1897 und 1898 erschienen und von dem Unterzeichneten in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 38. Jahrgang, literarische Beilage, besprochen worden sind. Als erster Teil sind jetzt „*Neue Reimla on Lorka*“ beigegeben, ernste und scherzhafte Gedichte, Sagen und Erzählungen, Schwänke und Skizzen, sowie eine kleine dramatische Szene aus dem Volksleben, alles in der Mundart. Der dritte Teil bringt Kinderreime, ein Weihnachtslied und ein Chrestendla-Spiel, die Dehl im Ablergebirge nach dem Volksmunde aufgezeichnet hat.

Da wir im nächsten Hefte dieser Zeitschrift mit einem Aufsatz über „die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen“ beginnen, worin auch Dehls Gedichte und Erzählungen gewürdigt werden sollen, so können wir uns hier kurz fassen und verweisen nur auf die zwei Proben, die wir oben veröffentlichen: „*Meine Heemt*“ (Heimat) verherrlicht die im Ablergebirge liegende Heimatstadt des Dichters; „*A schiahn'r Oblick*“ (Ein schöner Anblick) schlägt in einem wirklichen Kontrastbilde das Thema vom Weberelend in den schlesischen Bergen an.

A. H.

Thorn Anton, *Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens.* 2. Auflage. Weimar. H. Lüstnöder.

Zeitschriftenchau.

(September.)

* **Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** Redigiert von Dr. A. Horcicka und Dr. C. Weber (Prag, J. G. Calve), XL. Jahrgang. Heft 1. Inhalt: J. Lippert, *Bürgerlicher Landbesitz im 14. Jahrhundert.* Zur Ständefrage jener Zeit. Mit einer Karte. — R. Hein, *Adalbert Stifter.* Sein Leben und seine Werke. II. — M. Urban, *Zur Geschichte der Burg und Stadt Theusing.* — A. Mörath, *Die deutsche Zunftordnung der Krummauer Weber vom Jahre 1568.* — A. Bernt, *Ein Hohenfurter deutscher Privatbrief aus dem 14. Jahrhundert.* — R. Knott, *Glockenrechnungen für Klostergrab und Niklasberg aus den Jahre 1614 und 1650.* — H. Ankert, *Der steinerne Ritter am Leitmeritzer Friedhofe.* — Splitter. — Bericht über die am 22. Juni 1901 abgehaltene Hauptversammlung des Vereins. — Ad. Horcicka, *Wenzel Mayer* †. — Mitteilung der Geschäftsleitung. — Literarische Beilage.

* **Erzgebirgs-Zeitung.** Hrg. vom nordwestböh. Gebirgsvereinsverband. Geleitet von Dr. Michael Urban (Teplitz, Weigand), XXII. Jahrgang. Heft 9. Inhalt: Urban, *Bismarck in Karlsbad.* — Hrdy, *Katharinaberg bei Brüg.* — Poppenberger, *Die geologischen Verhältnisse des Plattner Bezirkes.* — Jentscher, *Kur- und Badeanstalt Maunhütte bei Komotau.* — Endt, *Volksstümliche Ueberlieferungen aus Bärzingen.* — Urban, *Aus dem Volke fürs Volk, G'schichtln.* — Knott, *Ein Streit der Töplitzer Juden mit denen in Soborten 1672.* — Urban, *die Schandflasche.*

Verantwortlich: Dr. Richard Batka in Prag-Weinberge.

Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

November 1901

Heft 2

Motto:

**Deutsch sein heißt, eine Sache
um ihrer selbst willen treiben.**

Richard Wagner.

Ueber die Tragweite deutscher Wirtschafts- und Gesellschaftseinflüsse auf Böhmen im Mittelalter.

Von Julius Lippert.

Die Grenze des Slaventums nach Westen hin reicht an das Quellgebiet der Eger; aber die Grenze slavischer Wirtschafts- und Gesellschaftsverhältnisse beginnt dermalen erst jenseits von Mähren und Schlesien. In jeder anderen Hinsicht mag man es zu leugnen versuchen; im Hinblick auf die Agrarverhältnisse im Großen aber läßt es sich nicht verkennen, daß zwischen diesen beiden Grenzen, der Wirtschafts- und Sprachgrenze, ein Gebiet rein westeuropäischer Gesellschaftsverhältnisse liegt, die von den östlichen, rein slavischen in ganz spezifischer Weise abstecken.

Ueber Not klagt der Agrarier allerdings dies- und jenseits der genannten Wirtschaftsgrenze, aber genauer geprüft, hat diese Klage dies- und jenseits einen wesentlich anderen Inhalt, und wenn man sie nur mit einem Maßstabe messen wollte, einen sehr verschiedenen Grad von Berechtigung. Der Getreideüberschuß, mit dem die russische Landwirtschaft die unsere bedroht, steht in einem schwer verständlichen Widerspruche zu den so oft wiederkehrenden Hungersnöten, die dort in weiten Strecken die Landbevölkerung heimzusuchen pflegen. Er gelangt eben zu uns nur aus den Magazinen der Großgrundbesitzer und jenes Handels, der nicht den Ueberfluß, sondern die Not des Bauers zur Grundlage hat. Die Leistung

an den Staat verschlingt den größeren Teil des Ertrages der Bauernwirtschaften, und die Exekution bringt jene Vorräte zu Hauf, deren Entführung hierlands die Entwertung und dort die Hungersnot erzeugt. Deren nicht seltene Wiederkehr ist wieder die Ursache der tiefen Verarmung und der unendlich niedrigen Lebenshaltung des russischen Bauers. Eine nur geringe Hebung der letzteren aber würde bei dem Mangel an Verwertungsgelegenheit für die erbauten Feldfrüchte, bei der weiten Entfernung der Marktplätze, den mangelnden Straßen und der ungenügenden Geschäftskenntnis des sonst mit allerlei Geschicklichkeiten begabten Bauers ein weit größeres Wirtschaftsgebiet des Einzelnen voraussetzen, als ihm thatsächlich zu Gebote gestellt werden kann: der russische Bauer ist und bleibt in unabsehbarer Weise notleidend infolge des unzulänglichen Ausmaßes seiner Erwerbsmittel.

Wie soll das nun jemals anders werden! Der Bauern werden trotz all der Not doch immer mehr, und ihre willkürliche Verpflanzung auf jungfräulichen Boden hat ihre begreiflichen Schwierigkeiten.

Die „altrussische“ oder spezifisch slavische Partei glaubte nach der Bauernbefreiung des letzten Jahrhunderts in der Wiederherstellung und Erhaltung der Verfassung des „Mir“ in den Dorfgemeinden im Innern — also nur in einem Teile von Rußland — das Heilmittel gegen Pauperismus und Verelendung der Landbevölkerung gefunden zu haben, und setzte auf dieselbe um so größere Erwartungen, als sie in dieser Verfassung ein ur- und echtslavisches Spezifikum entdeckt zu haben glaubte. Es liegt nur wenig daran, daß das spezifisch Slavische an dieser Einrichtung, die auf die gleiche Verteilung der Landlose innerhalb einer Dorfschaft und auf die Wiederholung solcher Teilungen hinausgeht, eine Täuschung ist; weit wesentlicher ist es, daß selbst diese wiederkehrenden Aufteilungen allen Grundes innerhalb der Mirgemeinde sich als Auschluß von Not und Elend, von Pauperismus und sehr ungleichem Besitz in der Dorfgemeinde keineswegs bewährt haben. Man konnte nach diesem System ja, abgesehen davon, daß die Gesamtheit der Einzelnen immer ärmer werden könnte, immer wieder an die einzelne Familie ein gleiches Stück Grund zuteilen; was sich aber erfahrungsgemäß nicht gleich verteilen ließ, das war die Umsicht und Energie des auf diesem nicht gerade unbequemen Wege zum Besitzer gewordenen Landwirtes, sowie jenes Pekulium an lebendem und totem Inventar, das dieser als eine Frucht jener Eigenschaften in den gleichen Besitz mitbrachte. Die Folge davon ist nun, daß auch bereits in denjenigen Gegenden, in welchen die Mir-

verfassung wiedererweckt wurde, sehr darüber geklagt wird, daß die Zahl der Geipanne, namentlich der Pferde, von Jahr zu Jahr abnehme, darunter der landwirtschaftliche Betrieb im allgemeinen leide und eine gemeinsame Wohlfahrt nicht aufkommen könne. Der gespannlose Wirt kann das ihm zugeteilte Feld nicht selbst bestellen, er gibt es dem besser Situierten in Pacht, und verdingt seine eigene Arbeitskraft als Tagelöhner. So ist die Ungleichheit auch in den Mir eingezogen, und Notjahre verbreiten den Pauperismus. Wohin aber soll der Verarmte dann in einem Lande sich wenden, das stolz darauf ist, ein noch unverdorbenes Agrarland zu sein?

Worin erhofft nun der russische Bauer sein Heil? Von Jahr zu Jahr lauter vernehmen wir seinen verzweifelt radikalen Programmruf: Eine Neuaufteilung des Landes! Die zur Zeit der Bauernbefreiung vorgenommene genügt keineswegs! Auch der Grund der Herrschaft müsse an die Bauerngemeinde aufgeteilt werden, der Herr unter die Bauernschaft treten — und so würden Alle leben können! — Welche Stürme und Erschütterungen dem scheinbar unbezwinglichen Reiche bevorständen, wenn einst diese Erlösungstheorie zur Geltung gebracht werden sollte, liegt auf der Hand — würde aber auch sie endlich die Erlösung für alle Zeiten bringen? In solcher Begrenzung gilt sicherlich der Grundgedanke des Malthus'schen Gesetzes,*) und dann müßte einmal die Zeit der alten Not wiederkehren. Ein Agrarstaat, der nichts sein will als ein solcher, ist eben jene Welt, wie sie Malthus in unberechtigter Erweiterung zur Grundlage seiner Theorie machte.

Daß Rußlands Volk auf dieser Stufe stehen blieb und anderweitige Erwerbszweige fast nur der Initiative der Regierung überließ, das ist sicherlich der eine Grund des inneren Elends. Lebhafter freilich wird von der Bauernschaft selbst der andere empfunden, daß das Durchschnittsmaß an Grund, welches auf den Einzelnen entfiel, bei der einzig möglichen Art seiner Verwertung zu klein ist, um die Mehrheit des Landvolles bei nur mäßigem Wohlstande zu erhalten.

Die Verhältnisse der ruthenischen und polnischen Bevölkerung in Rußland und in unserem Galizien sind im Wesentlichen nicht besser; nur daß hier auch nicht der Versuch gemacht wurde, durch die Einrichtung des „Mir“ völlige Besitzlosigkeit für die Dauer auszuschließen. Kann ihrem Eindringen dort nicht ganz gewehrt werden, so ist sie hier nur um

*) Vergl. Julius Wolf, Ein neuer Gegner des Malthus. Zeitschrift für Sozialwissenschaft, 1901, S. 256 ff.

so früher und massenhafter aufgetreten: Ströme von Arbeitern, die jährlich aus den polnischen Ländern nach Berlin ziehen, um dort von anderen gemiedene Arbeiten zu verrichten, zeugen davon, daß im Lande selbst für einen anderweitigen Abzug der besitzlos gewordenen Masse nur unzureichend gesorgt ist.

Es ist nicht mehr die jüngste Statistik, welche berechnete, daß in unserem Galizien auf einen Rustikalisten durchschnittlich 16 Strich (8 Joch) Grund entfalle. Dieses Ausmaß vermag in unserem Böhmen, in dem mannigfache Produkte gezogen und auf einem reichmaschigen Kommunikationsnetze auf viele Marktplätze gefördert und leicht und relativ gut verwertet werden können, seinen Mann immerhin noch zu nähren, insbesondere, wenn er sich nicht darauf versteift, lediglich Bauer zu sein. Wer aber dazu gezwungen ist, dem wird auch bei uns dieses Ausmaß zur Erhaltung einer Familie nicht genügen; für die Produktions- und Verwertungsverhältnisse des Ostens aber war schon dieser vor Jahren berechnete Besitzdurchschnitt ein unendlich kleiner, und dieses klaffende Mißverhältnis zwischen den weiterstreckten Ländereien des Großgrundbesitzes als dem Besitze der ehemaligen Herrschaften einerseits und dem unauskömmlichen Grunde der ehemaligen Rustikalisten andererseits bedeutet Armut und Elend des ganzen Bauernstandes, der doch gerade wieder in diesen Ländern den Hauptstock der Bevölkerung bildet. In diesen Ländern besteht also eines der sozialen Grundübel darin, daß, vom Standpunkte des Ganzen gesprochen, die Lebensausstattung des arbeitenden Bauers eine viel zu kärgliche und unzulängliche ist. Von einer Schulfrage ist dabei natürlich nicht die Rede; jene Ausstattung hätte, auch wenn sie ursprünglich reichlicher gewesen wäre, immer kärglicher werden müssen, weil der Bauer, der nach keiner Seite ausweichen kann, durch seine Vermehrung gleichsam immer wieder in die Not hineinwachsen muß. Aber sie war auch ihrer anfänglichen Anlage nach nur eine kärgliche, nicht, weil es seinerzeit den zuteilenden „Herren“ an gutem Herzen hätte fehlen müssen, sondern weil er seinerzeit nur den Maßstab der niedrigsten Lebenshaltung vor Augen hatte und der Bauer selbst nicht geneigt gewesen wäre, für seine eigene Lebenserhaltung mehr an Arbeit aufzuwenden, als gerade jener Maßstab knapp verlangte. —

Diesen unheilvollen und recht aussichtslosen Verhältnissen würden sich aber unsre böhmischen auf das genaueste anschließen, wenn das als spezifisch slavisch gerühmte Gesellschafts- und Organisationsprinzip, das sie uranfänglich gestaltet hat, von Westen her ungestört fortgewaltet hätte. —

Wie immer man sich den Ursprung der Sachlage vorstellen möge: Thatsache bleibt, daß uns auch hier der erste Einblick, der uns in die Gesellschaftsverhältnisse des slavischen Volkes in Böhmen gestattet wird, die bekannte Teilung allen Grundes in Dominikale und Rustikale zeigt. Das erstere wird von der Bauernschaft für die Herrschaft bearbeitet, von letzterem, dem Rustikale, ziehen dafür die Bauern ihren Lebensunterhalt. Es ist nicht größer, als es nach der seinerzeitigen Lebenshaltung des Bauernstammes zu dessen Ernährung hinreicht; es wird aber auch nicht größer. Denken wir uns die Lage der Bauern auf einem solchen Rustikale für eine bestimmte Zeit als eine recht glückliche — und das ist sie gewiß auch einmal nach dem Stande der Lebenshaltung beurteilt gewesen — so bleibt dieses Glück auf der Bauernseite im besten Falle stabil; das auf der Herrenseite ist unendlich wandelbar. Der reichere Herr nimmt Hof- und Landesdienste und wird damit noch reicher, der ärmere Herr bereichert sich im Dienste dieses reicheren — der Bauer aber bleibt dabei nicht einmal in seiner gleichen Lage. Nicht nur, daß zwischen ihm und dem „groß“ gewordenen Herrn eine Entfremdung sich einschleibt: die erhöhte Lebenshaltung des Herrn erhöht die Ansprüche an die Leistung und Arbeit des Bauers, aber sein Unterhalt wächst nicht in gleichem Maße; im Gegenteil, sein Fortschritt kann oft in umgekehrter Richtung liegen.

Es gab gewiß eine Zeit verhältnismäßigen Glückes unter dieser alten Organisationsform. Spuren geschichtlicher Beurkundung zeigen uns, wie einst das Bauernland ein durch Sitte und Gewohnheit wohlgeschütztes Ganzes, die Bauernschaft darauf eine urverwandtschaftliche Sippe bildete. Das ganze Land wurde zur Nutznießung an die Einzelhaushalte aufgeteilt, die immer noch mehr als eine Sonderfamilie von heute, mindestens wohl den Großvater mit den Enkeln umschlossen. Verminderte sich die Zahl dieser Haushalte, so teilte der Rest derselben das frei gewordene Gut wieder unter sich. Es konnten so große, auskömmliche Bauernwirtschaften — in bunter Gemenglage der Felder — entstehen, die dann freilich auch eine größere Hofeistung auf ihre Schultern nehmen mußten. Das mag gute alte Sitte gewesen sein, und daß sie auch einmal eingehalten wurde, das beweist heute noch manche Gemeindevapen; aber sehr alte Urkunden — des 11. und 12. Jahrhunderts — beweisen auch schon, daß die Herrschaften frühzeitig auch andere Wege einschlugen. Dominikale und Rustikale, beiderlei Land, war nun einmal Eigentum desselben Herrn — daran rüttelte kein Philosoph; höchstens zweifelte ein solcher einmal daran, ob auch der Bauer selbst, seine Person, mit dem Lande

dem Herrn gehörte, wie Ochs und Kuh im Stalle — das Eigen am Grunde sprach dem Herren keiner ab.

Da trat nun, was der russische Bauer von heute im anderen Sinne ersehnt, oft genug der Herr unter seine Bauern, d. h. er setzte sich selbst zum Erben eines durch das Aussterben eines Haushaltes erledigten Anteils am Rustikallande ein. Aber so weit, wie der russische Radikalbauer wünscht, ging er doch nicht. Er nahm nicht selbst den Pflug zur Hand, sondern setzte eine fremde, von einem fremden Gute abkömmliche Familie, einen „hospes“, wie die Urkunden sagen, in das Dorf. Von solchen Gastbauern, die nicht mit fremden Kolonisten zu verwechseln sind, wimmeln die ältesten Urkunden, und sie nennen solche „Gäste“ eine „Zierde“ des Gutes. Es war also schon recht früh einer Vergrößerung des Bauernanteils durch Erbanfall über ein gewisses Maß hinaus ein Niegel vorgeschoben. Umgekehrt aber mehrten sich mit jeder Neugründung eines Haushaltes die Ansprüche auf einen Anteil von jedem bestehenden Bauernlose, indes das Gesamtausmaß des zur Verfügung stehenden Rustikales das gleiche blieb. Mit anderen Worten: nicht auf Kosten der Herrschaft, sondern auf Kosten des Bauers schoben sich neue Haushaltungen ein, deren Mehrung aber der Herrschaft der Hofdienste wegen erwünscht sein mußte.

Hier in diesem beschränkten Kreise galt aber wieder das Grundprinzip des Malthus: in normalen Zeiten mehrten sich die Haushalte und es verminderten sich die Erwerbsmittel des Einzelnen. Wären nicht in endlosen Kriegsläufen immer wieder Bauern erschlagen und von Hunger und Seuchen dahingerafft worden, so müßte die Entwicklung schon frühzeitig einen Punkt erreicht haben, an dem wir sie heute in viel ausgedehnteren Ländern stehen sehen, und es hätte dazu gar nicht erst der Erfindung späterer Jahrhunderte — des „Bauernlegens“ — bedurft. In dem Maße aber, in welchem die Lastenfreiheit des Dominikales den Forderungen des sich entwickelnden Staates gegenüber schwerer in die Wage fiel, war die Herrschaft auch lebhafter verleitet, frei gewordene Bauernlose nicht wieder zu verteilen, sondern in das Dominikalland einzubeziehen und dadurch lastenfrei zu machen, während der Rest der Bauern für die Bestellung mitzusorgen hatte.

So war also nach der einen Seite hin nicht nur keine Vermehrung des Rustikallandes, vielmehr eine immer weitergehende Zersplitterung und Beschränkung desselben zu erwarten, und die ganz natürliche Entwicklung der Dinge hätte von der Grundlage dieses Systems aus zu irgend einer

Zeit notwendig dahin führen müssen, wo wir sie jetzt in den slavischen Ländern ratlos angelangt sehen. Der fatale Punkt dürfte aber aller Wahrscheinlichkeit nach noch früher eingetreten sein als im Osten, indem der Expansion der slavischen Bevölkerung in Böhmen durch Natur und Verhältnisse viel engere Grenzen gezogen waren.

Es bleibt noch die andere Frage, ob nicht auch dasselbe Stück Grund, und vielleicht selbst ein im umgekehrten Verhältnisse zur Volkszunahme sich stetig verringerndes in demselben Maße intensiver ausgenützt werden konnte, so daß sich der Bauer wenigstens auf gleicher Höhe der Lebenshaltung hätte erhalten können, eine Forderung, die in ihrer Bescheidenheit schon recht asiatisch anmuten mußte. Betrachten wir also die maßgebenden Verhältnisse.

Es wurde und wird noch mitunter behauptet, daß erst durch die deutsche Zuwanderung „Handwerk und Gewerbe“ nach Böhmen gekommen sei. Versteht man unter „Gewerbe“ das Handwerk samt den Mitteln und dem Vollauf seiner Verwertung, also ein in den Handel hineingezogenes und vom Handel bestimmtes und getragenes Handwerk, so möchte die Behauptung und ihre Einschränkung auf diese Art Gewerbe nicht ganz unberechtigt sein; Handwerker aber kannte die alte Organisation des slavischen Volkes in Böhmen ganz wohl. Diese Handwerker aber waren eben bäuerliche Herrschaftsunterthanen, die im Auftrage der Herrschaft neben oder an Stelle von Hofbedienten bestimmte Gegenstände des Bedarfes an geeigneten Plätzen anfertigten und dafür ihr Bauernloos zum Unterhalte benützten.

Es wird auch behauptet, daß der „Markt“ als Verkehrseinrichtung im slavischen Gesellschaftssysteme keinen Platz hatte. Urkunden bestätigen diese Ansicht nicht, eher das Gegenteil. Aber die Bedeutung des Marktes für das Wirtschaftsleben kann keine solche gewesen sein, daß sie den Stützpunkt für eine größere Intensität der Ausnützung von Grund und Arbeitskraft hätte abgeben können; es mußte vielmehr in gleicher Weise an Angebot wie an Nachfrage fehlen. Der Bauer, der zu seiner Erhaltung sein Los zu bestellen und durch seine Handfertigkeit in einem bestimmten Artikel erst den Bedarf der Herrschaft und dann den seines Haushaltes zu decken hatte, kann keine großen Ueberschüsse seiner Arbeitskraft auf den Markt gebracht haben; eine Organisation mit außer dem Hause geborenen Gehilfen konnte es bei der Gebundenheit jedes Einzelnen nicht geben. Aber auch die Nachfrage kann nicht lebhaft gewesen sein: die größere Herrschaft besaß für die meisten Bedarfsachen ihre eigenen Hand-

wertsbauern; die Bauern selbst aber dürften weder große Bedürfnisse noch große Ueberschüsse als Deckung des Eintausches besessen haben; der gewöhnliche Bedarf wurde gewiß wie noch in jüngerer Zeit durch minder qualifizierte Arbeit des Hauses gedeckt; ein zwischen beiden Teilen stehender, vermittelnder Stand aber konnte sich aus jener gebundenen Organisation nicht herausbilden, um den Handel zu beleben und die intensivere Ausnützung auch des kleiner werdenden Loses zu ermöglichen. So war auch auf diesem Wege Malthus nicht zu enttrinnen!

Mehr als man bisher anerkannt hat von Grund aus und umfassend umgestaltend wirkte hier die deutsche Kolonisation, und zwar nicht bloß durch sich selbst in Beschränkung auf die von ihr ergriffenen Landesteile, sondern weit mehr noch durch die innere werdende Kraft ihres Prinzips, das sich Nachahmung im ganzen Lande, auch soweit es von Slaven bewohnt war, erkämpfte, wobei natürlich der Erfolg nicht zugleich das bewußt gesteckte Ziel war. Dieses vom 13. Jahrhundert neu einbringende, vom 14. ab siegreich durch das ganze Land fortschreitende Prinzip sah im Gegensatz zu dem älteren, hier noch durch die Slaven vertretenen, seine Einheit nicht im Komplex des Rustikallandes, sondern in der einzelnen Hofstelle, der „Hufe“. Seine sozialen Vorzüge beruhen zuerst in dem verhältnismäßig hoch gegriffenen Ausmaße für diese Einheit und in der gebotenen Möglichkeit, für unabsehbare Zeiten einen relativ freieren Bauernstand auf dieser Höhe des Besitzes zu erhalten. Gewalththaten der Großen und Sünden der Regierungen dürfen wir nicht auf Rechnung des Prinzipes setzen.

Das so neu begründete oder auf dieser Grundlage umgestaltete Dorf ist nun nicht mehr als Ganzes der Bewirtschaftung der gesamten Bauernschaft übergeben, sondern Hof für Hof gehört mit gesichertem Erbgange und unter Bedingungen verkäuflich seinem Bauer, und das ist fortan wörtlich zu nehmen: nur noch in bestimmten Vertragsbeziehungen hat die Herrschaft ein Verfügungsrecht über den Bauernhof; der Grund desselben ist wirkliches, wenn auch mit Erbpacht belastetes Eigentum des Bauers, und daß er das früher unter der slavischen Gesellschaftsordnung nicht war, das sagt die Thatsache, daß sich auch der heimische Bauer in das neue Verhältnis erst „hineinkaufen“ mußte, und das sagt die Uebung, das neue Verhältnis nun im Gegensatz zum alten das „Einkaufsrecht“ — právo zákupné — zu nennen. Nach einer anderen Richtung hin hat das so auch mitten im tschechischen Lande in weitem Umfange eingeführte „deutsche Recht“ die Bedeutung, daß in dem bisher

patriarchalen Gerichte der Urteilspruch dem für die Bußen interessierten Herrn aus der Hand genommen und an die Genossen gewiesen, daß Strafausmaß für den so festgestellten Fall aber in den Grenzen eines vorbestimmten Ausmaßes gehalten wurde.

Mit dem erwähnten Einheitsmaße für den Einzelhof aber kam von Westen her ein Maßstab von einer höheren Lebenshaltung nach Böhmen und an diesem Maßstabe konnte sie sich — unter einer sonst günstigen Herrschafts-sonne — auch tatsächlich erhalten. Wir kennen in Böhmen wohl „Hufen“ — mansus — von verschiedener Größe, aber auch die kleinsten — von Bruchteilen natürlich abgesehen — gehen nicht unter 60 Strich Ausfaat herab, und die größeren steigen bis zu 72 Strich und einzelne noch darüber hinaus. Als zum Teil bis heute festgehaltene Einheit hat dieselbe dem Dominikallande größere Abtretungen an den Rustikalbedarf abgenötigt und das nicht immer auf Neu-land, obgleich die Bewegung des 13. und 14. Jahrhunderts damit begonnen hatte. Und wenn heute in Böhmen das Rustikalland nicht bis zu jener völlig unzureichenden Geringsfügigkeit herabgesunken ist, wie im Osten, so hat dazu wohl das meiste der sich durch jene Bewegung festsetzende Gedanke beigetragen, daß ein Bauerngut in seinem Umfange nicht abhängen könne von der Anzahl der zum Rustikallande Geborenen, sondern eines festzuhaltenden Umfanges von 60 bis 72 Strich Ausfaat bedürfe.

Ähnliche Erwägungen dürften es allerdings nicht gewesen sein, welche die Herren zu dem Vorgange leiteten; ihnen lag, von der Erschließung von Neu-land abgesehen, der Vorteil der Kapitalsanzahlung und des Baarzinses näher. Den slavischen Bauer aber mußte der Gedanke locken, daß er nun mit dem einmaligen Opfer seiner Ersparnisse der Herr seines Grundes wurde, ohne weiterhin mit jemand teilen zu müssen und forthin nicht mehr unter der Zuchttrute herrschaftlicher Willkür zu leben brauche — eine Hoffnung, die freilich im Laufe der Zeiten manche Enttäuschung erlebt hat.

Das Alles aber war doch nur eine Rettung für den Augenblick — wenn wir zwei Jahrhunderte so nennen können. Was aber war es, daß sich nun der Bauer leidlich auf der erreichten Höhe erhalten konnte, daß nicht die Verelendung, die vordem innerhalb des Rustikallandes gedroht, nun neuerdings und vielleicht noch eiliger im Einzelhose einkehrte? Das Augenmerk muß auf eine Gruppe von Erscheinungen hingelenkt werden, die erst in ihrer Gleichzeitigkeit und in ihrem Zusammenhange jene Wirkungen hervorbringen konnten, die heute noch Ost und West scheiden.

Auch ein Hof von 72 Strich Ausmaß kann die Nachkommenschaft des ersten Besitzers nicht für alle Zeiten als Bauern ernähren. Es wird unter normalen Verhältnissen immer wieder ein Teil der Hofbemannung der Ueberfüllung ausweichen und eine Zuflucht haben müssen, in die er entweichen kann, und der Hof wird andererseits für seine Produkte eine steigende Verwertung finden müssen. Alles traf in jener Zeit zusammen.

Beachtenswert bleibt zunächst der der neuzugezogenen deutschen Bauernschaft, welche ja doch den Antrieb zur Umgestaltung gegeben hatte, innewohnende Wandertrieb im Gegensatz zu der eigenartigen Heimfeligkeit des Slaven jener Zeit. Beiderlei steht ja einmal als Ursache und wieder als Wirkung im Zusammenhange mit der betreffenden Organisation. Es ist kein Zweifel, daß das altslavische Zusammenleben im Stammdorfe seine Lichtseiten besaß, die dem Menschen die Fremde noch dunkler und schreckhafter erscheinen ließen. Mancher Zug von schönem Gemeinfinn mag auf dieser Grundlage erwachsen sein, während auf deutscher Seite ein großes Maß von rücksichtsloser Selbstsorge, das unserem Bauer nicht immer zum Ruhme geedeutet wurde, in der anderen Organisation seine Wurzel haben möchte. Was aber bedeutet auf deutscher Seite der ausgesprochene Wandertrieb, der vom 13. Jahrhundert an die Massen immer weiter nach Osten, immer tiefer ins slavische Land hineinschob, ein Wandertrieb, der nicht wie der russische zur Heimat zurückkehrt, vielmehr ein Wandertrieb, der in der Fremde selbst die Heimat sucht? Er bedeutet, daß hier das nächstliegende Mittel der Entlastung des Grundes in seiner wiederkehrenden Anwendung zum vererbten Instinkte wurde. Und es fehlte nicht an Behelfen zur Befriedigung und neuen Anreizung desselben. Ein ganzer Stand von Leuten befaßte sich mit der Organisation dieser Kolonisationszüge in immer weitere Fernen — und was war das für ein „Stand“, waren es „Herren“ oder „Bauern“? Sonderbar, keines von beiden — Menschen von hierzulande damals noch unbekanntem Wesen. Und mit ihnen dringen ganz neue Elemente ähnlicher Art in den sozialen Bau im Lande ein, und solche eben sind es, welche das andere Hauptmittel schufen, der Ueberfüllung der Einzelbauernzelle und der Verelendung in derselben vorzubeugen.

Es war mit anderen Worten das gleichzeitige Eindringen des Bürgertums, welches als notwendige Ergänzung der Bewegung auf dem Gebiete des Bauernstandes hinzukam. Ueberall in Böhmen sehen wir bürgerliche und bäuerliche Kolonisation Hand in Hand vorzschreiten, und die ältesten Städte sind es, welche die bäuerliche Bewegung ins Land

geleitet haben. Vom geschichtlichen Standpunkte aus erscheint es als ein großer Irrtum, die Interessen beider Stände in unverjöhlichem Gegensatz vorzustellen. Was an Ueberschuß aus den einzelnen Bauernhöfen nicht wieder dem lockenden Rufe in ein neubegründetes „Schönau“ oder „Rosenthal“ folgen konnte, das nahm nicht vergeblich seine Zuflucht in den Städten, und durch die freie Werkstatt hindurch gelangte mancher in die Ratsstube und auf den Schöffenstuhl, der sonst mit seinen Hofgenossen nur karge Bissen hätte teilen können. Als sich zu den königlichen Städten noch fast so viele Herrschaftsstädte hinzugesellt, als die Erstreckung der „Bannmeile“ gestattete, da war die Not der Ueberfüllung vom Bauernstande genommen. Aber noch in manch anderer Beziehung boten erst die Städte dem Bauer eine feste Stütze.

Sie schützten als Rechtsvororte mit der Autorität ihrer Rechtspflege den Bauer gegen die alte Willkür der Herrschaften, und nur durch ihren Konsum und Fernhandel gelangte der Bauer zu höherer Verwertung seines Grundes und seiner Arbeit und zur Möglichkeit, seine Lebenshaltung zu heben oder doch festzuhalten. Es ist darum nicht zufällig: da wo heute die große Wirtschaftsgrenze zwischen West und Ost verläuft, da ist auch die Grenze der Entwicklung jenes Bürgertums und Städtewesens, wie es seit dem 13. Jahrhundert die Deutschen nach Böhmen brachten. Wo das freie Bürgertum keinen Platz fand, da hat ihn auch Bauernwohlfahrt nicht gefunden.

So können wir wohl sagen: durch deutsche Arbeit wurde Böhmen mit seiner Bevölkerung in die Wirtschaftssphäre des Westens einbezogen, und so groß und so augenfällig war der Segen dieser Umgestaltung, daß auch diejenigen ihren Nacken vor ihm beugten, die — im 15. Jahrhundert — ausgezogen waren, „alle deutschen und heidnischen Rechte zu vernichten“ und zu heimisch-slavischer Ordnung zurückzukehren. Recht wohl gefühlt haben sie sich in deutschem Bauernrecht und deutscher Städteordnung — und wußten's vielleicht nicht.



Entwicklung.

Wilde graue Nebel hegen
Uebers Bergjoch durch das Thal,
Schleppen ihre Mantelfetzen,
Ungeglüht vom Morgenstrahl.

fern der Hochwald ist versunken,
Nah, ein Riese, ragt der Strauch,
Alles wirbelnd, alles trunken, —
So wie einst mein Morgen auch.

Längst verbraucht sind jene Stunden,
Und die Sonne neigt sich schon;
Hab' zulezt nur mich gefunden,
Mich als meines Kampfes Lohn.

Aber mich für diß Getriebe
Als ein helles, festes Maß;
Allverstehn ist meine Liebe,
Und mein Sehnen ist nur das:

Das Vergang'ne fest zu halten
Treu und ehrlich, wie es war,
Und das Morgen zu gestalten
Aus dem Heute fest und klar;

Und in meines Volkes Nöten
Einen Platz, ihm treu zu sein,
Und in Sieges Morgenröten
Ein Gedenken, recht und rein.

franz Herold.



Verstummt.

Er klingt nicht mehr in Thebens Gräberwüste
Des Memnon steinerne Koloß,
Von dem dereinst, wenn ihn der Morgen küßte,
So süßes Klage tönen floß.

Geborsten, fühlt' er himmlische Gewalten,
Den Riß gefüllt, schweigt er in Ewigkeit.
O Dichterseele du, vom Leid gespalten,
O meine Jugendzeit!

franz Herold.





Arabische Relieffiese mit Signatur; lüftriert.



Das Nordböhmisches Gewerbemuseum.

Von **Gustav Edmund.**

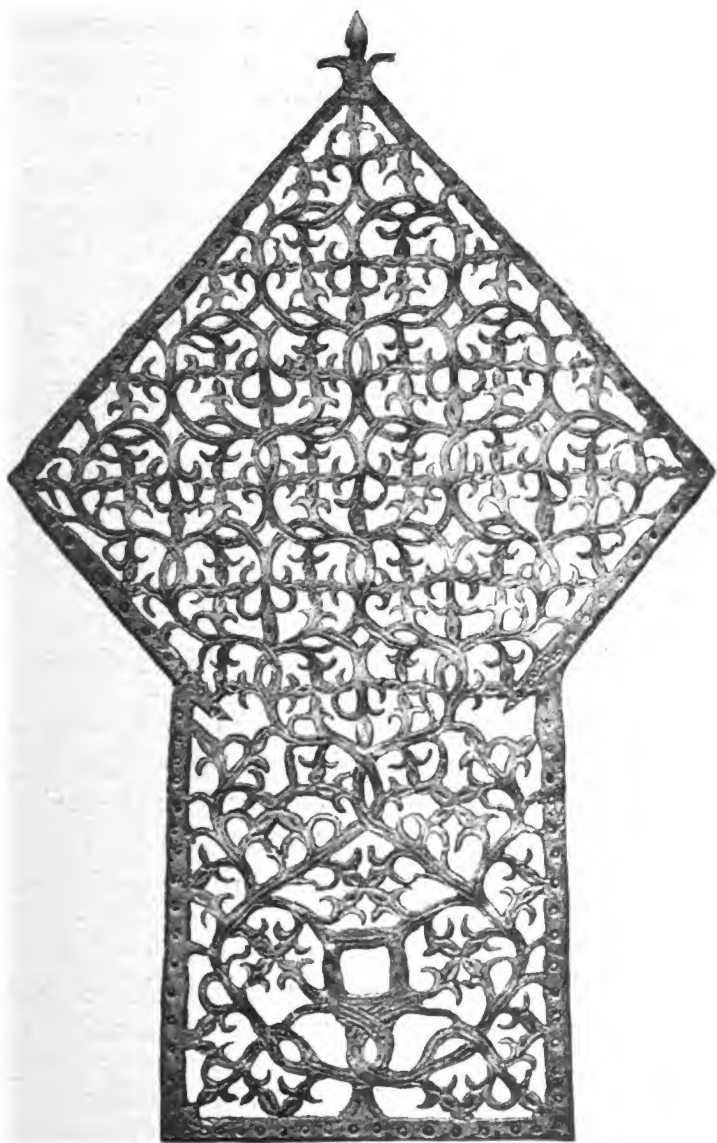
Selbsthilfe ist ein den Deutschen Böhmens sicherlich nicht ganz unbekanntes Wörtlein. So oft sich in wichtigen Kulturfragen die Vertreter der Kommunal-, Landes- oder Staatsgewalt einem noch so schönen Plane gegenüber kühl bis ans Herz hinan verhielten, blieb uns Deutschen nichts anderes übrig, als die betreffende Angelegenheit auf eigene Gefahr und namentlich auf eigene Kosten durchzuführen, und meist erst später, wenn überhaupt, überzeugten sich die maßgebenden Behörden, daß eine lebenskräftige Einrichtung geschaffen wurde, die der öffentlichen Förderung im höchsten Grade würdig war. Wenn wir uns in der Landesmetropole wie in den Provinzstädten umsehen, lernen wir mehr als eine heute blühende Anstalt kennen, die der privaten Initiative ihr Dasein verdankt. Nicht zu den geringsten Gründungen dieser Art zählt das Nordböhmisches Gewerbemuseum in Reichenberg.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war aus dem ehemaligen kleinen Tuchmacherstädtchen Reichenberg, das höchstens gelegentlich des 1757er Treffens im siebenjährigen Kriege genannt worden war, eine hochangesehene Fabrikstadt, ja geradezu der Vorort der mächtigen nordböhmisches Industrie geworden. Gar mancher, ehemals sehr schlichte Haushalt wurde dadurch auf eine höhere soziale Stufe gestellt, und an die Kunstgewerbetreibenden traten immer mehr Aufgaben heran, für die

sie sich ursprünglich nicht vorgesehen hatten. Man wandte sich zunächst nach Prag. Aber die Hauptstadt, die noch in den dreißiger Jahren durch groß angelegte Gewerbeausstellungen die Fühlung mit allen Landesteilen gepflegt hatte, war eine andere geworden; und der ratsuchende deutsche Kunsthandwerker fand nirgends Gehör. Das Landesmuseum, das bereits ganz in tschechische Hände gelangt war, verfolgt bekanntlich seit jeher nur theoretische Ziele und war überdies bereits damals mit dem ausschließlich slavischen Teil der böhmischen Geschichte und Kulturgeschichte so sehr in Anspruch genommen, daß es für die deutschen Gebiete keine Zeit erübrigen konnte. — Die Anfänge des — heute (allerdings nur in quantitativem Sinne) so reichhaltigen — Naprstek'schen Museums reichen zwar bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zurück, aber die ganzen Tendenzen dieser Sammlung, die damals mit ihren vornehmlich technologischen und ethnographischen Erstlingsstücken wie die Lehrmittelsammlung einer kleinen Schule aussah, hätten einem deutschen Gewerbetreibenden so gut wie nichts bieten können und — wollen. Ein Kunstgewerbemuseum bestand aber damals in Prag überhaupt noch nicht.

Die Reichenberger wandten sich — wie dies auch auf allen anderen Gebieten immer mehr zur Regel geworden ist — direkt nach Wien. Da war bereits 1862 das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie ins Leben gerufen worden, welches den hohen Zielen gerecht zu werden suchte, die ein Eitelberger mit weitem Blicke aufgestellt hatte. Tatsächlich veranstaltete das österreichische Museum bereits im Jahre 1868 nicht nur in Prag, sondern auch in Reichenberg, kunstgewerbliche Ausstellungen, die von dem besten Erfolge begleitet waren. Aber dadurch war erst der Appetit angeregt worden, und als man mehr, viel mehr vorbildliche Musterstücke verlangte, da zeigte es sich, daß die Wiener Zentralanstalt in ihren ersten Organisationsjahren noch viel zu viel im Inneren zu thun hatte, um nach außen in größerem Umfange auftreten zu können; es fehlte noch der auf eine breite Grundlage gestellte Ausleihverkehr. Es blieb somit dem Reichenberger Kunstgewerbe und der nordböhmischen Kunstindustrie nur der Weg der Selbsthilfe.

Recht bescheiden waren die Anfänge, als man 1873 zum fünfundzwanzigjährigem Regierungsjubiläum des Kaisers das Museum nebst einer Fachzeichenschule der Öffentlichkeit übergab. Verschiedene Ankäufe von der Wiener Weltausstellung, zu denen das Handelsministerium, das damals mit großer Wärme und besonderem Glücke alle kunstgewerblichen Fragen förderte, einen namhaften Betrag gewidmet hatte, dazu allerhand Geschenke, hauptsächlich zusammengebettelte Reproduktionen und Skizzen



Gotisches Unterlagsblech eines Thürchloßes; Deutschland, 15. Jahrh.

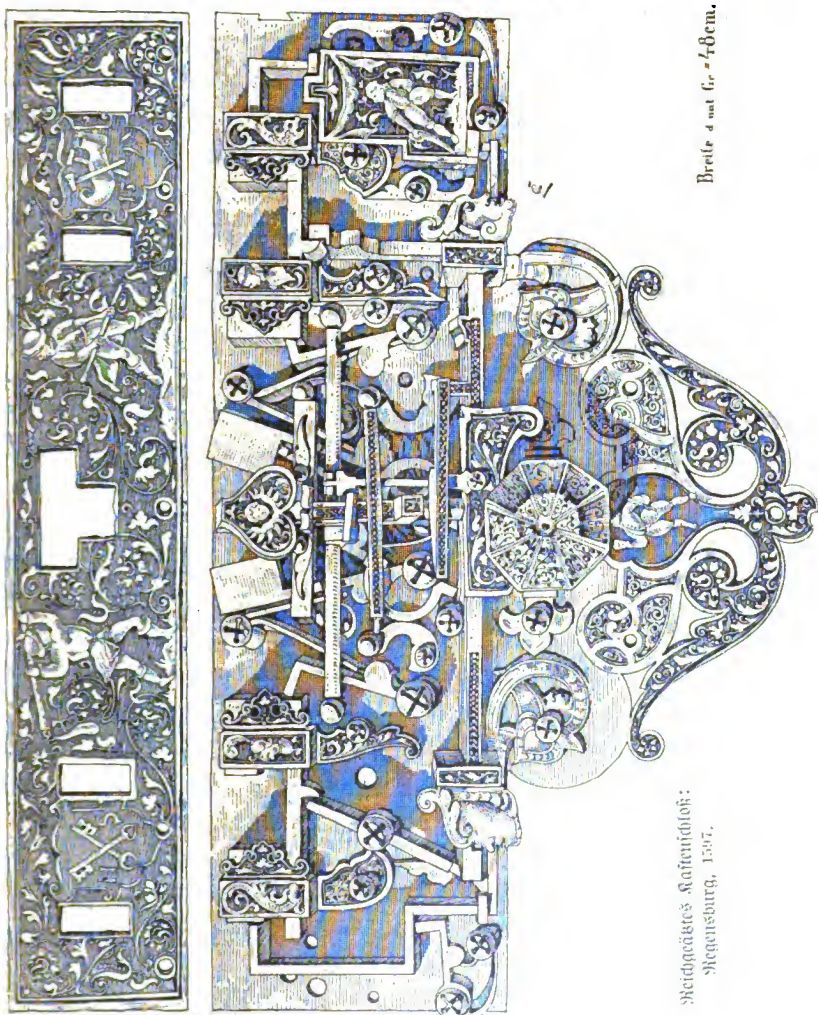
von Kunstwerken heimlicher Akademiker, — dergleichen bildete den Grundstock der Sammlung. Es dauerte eine geraume Zeit, ehe sich die junge Anstalt aus dem Wirrwahl wechselnder Projekte zu der folgerichtigen Durchführung eines einheitlichen, fest umrissenen Arbeitsprogrammes durchgerungen hatte.

Praktische Bedürfnisse waren es in erster Reihe, welche den Weg vorzeichneten, den das Nordböhmische Gewerbemuseum seither mit

stets wachsendem Erfolge zurücklegte. In der Zeit der Stilrefkapitulation war es die nächstliegende Sorge der berufenen Berater, den Kunsthandwerkern, an die dergleichen Anfragen mit jedem Tage herantraten, überhaupt zuerst an möglichst guten Musterstücken oder Vorbildern zu zeigen, wie ein Renaissanceeschrant oder ein Willkommhumpen ausgesehen, welche Merkmale eine gestickte Barockdecke oder ein Kokofoarmleuchter oder eine Empireuhr aufweisen, wie eine arabische Moscheelampe oder ein chinesischer Porzellanteller gestaltet und verziert sind u. dgl. Den Hilfesuchenden mußte erläutert werden, wie irgend eine konkrete Aufgabe in alter Zeit in Italien, wie in Deutschland, Frankreich oder Holland gelöst worden wäre; es mußte aufmerksam gemacht werden, daß es eine ganze Reihe von weniger geübten und doch guten Techniken gibt, deren Wiederbelebung für besondere Zwecke sehr empfehlenswert wäre. Zu alledem gehört eine reiche Sammlung des verschiedenartigsten Anschauungsmateriales, von dem das beste gerade herangezogen werden muß, wenn man nicht das entgegengesetzte pädagogische Resultat erzielen will.

Aus weiter Ferne, durch günstige Ankäufe auf dem internationalen Kunstmarkt mußten kostbare kunstgewerbliche Alt Sachen zusammengetragen werden. Allmählich ergaben sich ganze Gruppen, die die Uebersicht über die Entwicklung größerer Gebiete ermöglichten. Planmäßig suchte man die vielen Lücken, namentlich in den wesentlichsten Gruppen, nach und nach zu ergänzen, so daß man mit der Zeit dahin gelangte, nicht nur Einzelfragen zur Befriedigung erledigen zu können, sondern daß es auch möglich wurde, die nächsthöhere Aufgabe der Kunstgewerbemuseen zu erfüllen, nämlich sowohl dem Kunsthandwerker als auch dem kunstliebenden Publikum ganze Zweige kunstgewerblicher Thätigkeit in ihrer fortschreitenden Ausgestaltung vorzuführen und auf diese Weise das allgemeine Verständnis und damit auch die Vorliebe für die beste Kunstarbeit zu heben und die Kenntnis für feinere Unterscheidungen in die weitesten Kreise zu tragen. Dadurch war man auch schon, ohne das Interesse für die praktischen Alltagsfragen aus dem Auge zu verlieren, auf eine höhere Warte gelangt und fuhr nun folgerichtig fort, die so wichtige theoretische Unterweisung durch Veranstaltung von Sonderausstellungen, die die Sammlungs- und Bibliotheksbestände in erfreulicher Weise ergänzten, von Vorträgen, für welche man die allerbedeutendsten Fachkräfte aus der Fremde zu gewinnen wußte, sowie durch Herausgabe einschlägiger Publikationen entsprechend auszugestalten.

Als dank der steigenden offiziellen Förderung die Musterstücke und Vorlagenwerke des Nordböhmisches Gewerbemuseums schon in solcher Reichhaltigkeit vorhanden waren, daß man ganze Serien zeitweise ent-



Breite 4 und 6, 7-8 cm.

Reichsgräfliches Schloss:
Regensburg, 1897.

behren konnte, entschloß man sich, über den ursprünglich engen Rahmen hinauszugehen und alle Interessenten Nordböhmens an der Ausbeutung der Vorbilderschätze teilnehmen zu lassen. Jetzt erst waren die
Deutsche Arbeit. 8

Vorbedingungen gegeben, die Reichenberger Anstalt in ganz Nordböhmen, ja sogar darüber hinaus, ungemein populär zu machen. Je mehr sich die Kenntnis verbreitete, daß man an dieser Stelle in allen kunstgewerblichen Angelegenheiten bereitwilligst und selbstverständlich kostenlos Auskünfte und Unterweisungen erhalten könne, desto mehr häuften sich die Besuche aus allen Teilen des ausgedehnten nordböhmisches Industriegebietes. Aber diese Institution wurde mit der Zeit sowohl beständig erweitert, als auch zugleich vertieft, indem man nicht nur die in der Praxis stehenden Kunsthandwerker und Industriezeichner immer wieder zu neuer Benützung des Museums einlud und durch verständnisvolles Eingehen auf ihre Individualität häufig dauernd an die Anstalt fesselte, sondern auch einen beträchtlichen Einfluß auf die werdenden Produzenten und Konsumenten gewann, da auch die Schulen immer mehr erfahren hatten, wo Bartel den Most holt. Das hochentwickelte nordböhmisches Schulwesen, namentlich die — in ganz Oesterreich sonst nicht so dicht gesäten — kunstgewerblichen Fachschulen erwiesen sich als die wertvollsten Bundesgenossen in dem Bestreben, die Empfänglichkeit für die künstlerische Veredelung der Arbeit immer allgemeiner werden zu lassen. Heute ist dieses Bündnis bereits so eng und die Vorteile desselben schon so greifbar, daß man im In- und Auslande dem Reichenberger Vorbilde nachzueifert.

Die systematische und konsequente Arbeit des Nordböhmisches Gewerbemuseums hat auch sonst allgemeine Anerkennung gefunden, und es mehren sich die Fälle, daß selbst aus dem weiteren Auslande Fachgenossen nach Reichenberg kommen, um die ganze Anlage und die näheren Einrichtungen zu studieren. Dies gilt sowohl von dem 1898 eröffneten prächtigen Museumsgebäude nach den Plänen von Obmann und Grisebach, das für Magdeburg und andere Städte Deutschlands muster-gültig geworden ist und in der nächsten Zukunft auch in Finnland in einer Variante erstehen soll, als auch von der Anordnung der Sammlungen, der man selbst in den größten Städten Deutschlands ein lebhaftes Interesse zuwendet. — Besonderen Reiz erweckt es namentlich in den Fachkreisen, wenn sie aus den jährlichen Berichten erfahren, in welcher, beinahe einzig dastehenden Weise die verschiedenen Hilfsmittel, die anderwärts vielfach brach liegen, ausgenützt werden.

Es würde den Rahmen dieser Zeitschrift viel zu sehr überschreiten, wollte man eine statistische Zusammenstellung aller Zahlen hinzufügen, welche den Aufschwung des Nordböhmisches Gewerbemuseums, namentlich im letzten Dezennium, veranschaulichen. Wir wollen zur Illustration des

eben Gefagten nur zwei Ziffern herausgreifen, welche die außergewöhnliche Ausdehnung des Ausleiheverkehrs bezeugen: In den letzten Jahren sind alljährlich 1400 bis 1700 Stücke aus den kunstgewerblichen Sammlungen und mehr als 30000 Bücher und Vorlagen aus der Bibliothek außerhalb des Museums benützt worden, beziehungsweise zur Versendung gelangt; die unübersehbare Menge des im Museum, namentlich im Lesesaale benutzten Vorbildermaterials ist in dieser Rechnung natürlich nicht einbegriffen, weil man zu dieser Zählung eine eigene Kraft anstellen müßte. Fast täglich kommen und gehen Kisten ab, ja mitunter auch ganze Wagenladungen, selbst ohne Rücksicht darauf, daß die Spediteurrechnungen auf vierziffrige Summen steigen.

Auch in eine umständliche Wiedergabe aller Einzelheiten aus den verschiedenen Zweigen der Thätigkeit können wir uns natürlich hier nicht einlassen. Nur einige Andeutungen mögen genügen. Wenn man die Namen Brindmann (Hamburg), Graul (Leipzig), Fischbach (Wiesbaden), Gurlitt (Dresden), Jessen (Berlin), Maar (Berlin), E. Leisching (Wien), J. Leisching (Brünn), Leffing (Berlin), Neumirth (Wien), Pabst (Köln), Schulz (Prag), Sitte (Wien), Sponsel (Dresden), Steche (Dresden), Stockbauer (Nürnberg) u. a. auf der Liste der Redner liest, gewinnt man eine Vorstellung, auf welcher Stufe sich das Vortragswesen befindet, an welchem auch die ersten Beamten der Anstalt einen regen Anteil haben; in den letzten vier Jahren wird das Stioptikon in der ausgedehntesten Weise



Pulverhorn aus Leder; Deutschland, 16. Jahrh.

zum besseren Verständnis herangezogen. Auch Wandervorträge in den größeren Städten Nordböhmens sind keine Seltenheit.

Von den Publikationen seien zunächst die verschiedenen Führer und Kataloge erwähnt, die in erster Linie die Benützbarkeit des Museums zu erleichtern haben. Aber auch stattliche Vorbilderwerke sind bereits vom Nordböhmischen Gewerbemuseum herausgegeben worden, von denen namentlich jenes über die reichhaltige Eisensammlung des Museums weite Verbreitung fand; ein noch reicheres Tafelwerk über die Glassammlung befindet sich eben unter der Presse. Besonders beliebt sind die periodischen „Mitteilungen“, die sich über die verschiedenen Zweige kunstgewerblicher Tätigkeit zu verbreiten bestrebt und reichhaltig mit Lichtdrucktafeln und Textillustrationen geschmückt sind. Fast jeder Aufsatz wird von der Fachpresse, zumal in Deutschland, mitunter wiederholt nachgedruckt.

Große Sonderausstellungen im Museum folgen einander in immer kürzeren Zwischenräumen, da das neue Museumsgebäude hierfür endlich die erforderlichen Räume gewährt. Aber schon früher wurde dieses wichtige Moment nach besten Kräften gepflegt, wenn es auch nicht immer leicht war, genügend große Lokalitäten zu erwerben. Keine wichtigere Gruppe des Kunstgewerbes wurde hierbei übergangen oder vernachlässigt: Möbel, Kunstschmiedearbeiten, Keramik, Teppiche, Stickereien, Spitzen, Tapeten, Edelmetallobjekte, Gläser, Büchereinbände, Schmucke, Kostümblätter — all dies war schon in größeren Ausstellungen zusammengefaßt. Da es in Reichenberg noch nicht jene Arbeitsteilung gibt, die in größeren Städten selbstverständlich ist, da somit das Nordböhmische Gewerbemuseum in Ermangelung einer anderen Anstalt auch für die „hohe Kunst“ das Zentrum von Nordböhmen bildet, sind daselbst auch Ausstellungen alter und neuer Gemälde, plastischer Kunstwerke und Architekturskizzen keine Seltenheit; hieran schlossen sich auch die Vorführungen der Originalwerke von Walter Crane, der „Jugend“- und „Simplicissimus“-Zeichnungen, der besten in- und ausländischen Plakate, Ansichtspostkarten zc. Besonderer Teilnahme erfreuen sich übersichtliche Revuen über die hervorragendsten kunstgewerblichen Leistungen der Fachschulen sowohl aus Deutschland und England als auch aus dem engeren Wirkungskreise, dem Reichenberger Handelskammerbezirke. Ja, die Reichenberger Fachschulenausstellungen, welche für die Fachleute in nah und fern geradezu schon eine Wallfahrtsstätte geworden sind, haben in ihrer Anlage Schule gemacht und nicht wenig dazu beigetragen, den Ruf unseres tüchtigen gewerblichen Schulwesens weit über unsere Grenzen hinauszutragen. — Eine damit im Zu-



Flügelgläser und Rännchen aus Venedig; 16. Jahrh.

sammenhänge stehende, zuerst von Reichenberg ins Leben gerufene Institution, nämlich die alljährliche Veranstaltung nordböhmischer Fachschulentage, wird, da sie sich glänzend bewährte, an anderen Orten zum Muster genommen. —

Wenn wir einen Museumsbericht aus dem Jahre 1880 zur Hand nehmen und darin die Sehnsucht ausgesprochen finden, die damals noch junge Anstalt möge „zum Zentralpunkt kunstgewerblicher Bestrebungen in Reichenberg“ werden, und wenn wir uns die Thatsache dagegen halten, daß das Nordböhmisches Gewerbemuseum thatsächlich schon längst als Zentralpunkt für ganz Nordböhmen anerkannt ist, so sehen wir so recht deutlich, wie rasch sich der Aufschwung vollzog. Nach allen Richtungen herrschen die innigsten Beziehungen. In den meisten deutschen Städten Nordböhmens sind bereits, gewöhnlich wiederholt, von den Museumsfunktionären kunstgewerbliche Vorträge gehalten worden; auch Wanderausstellungen wurden schon in großer Zahl von Reichenberg aus veranstaltet, so in Aussig, Bensen, Bilin, Bodenbach, Braunau, Dux, Eger, Friedland, Gablonz, Haiba, Hohenelbe, Iserthal, Königgrätz, Leitmeritz, Rumburg, Tepl, Teplitz, Tetschen, Wamberg oder Warnsdorf. Bei größeren Fachausstellungen namentlich in Wien, Brünn oder Troppau wird das Reichenberger Museum regelmäßig um seine Mitwirkung angegangen; ja selbst nach Lemberg, Frankfurt a. M., Stuttgart u. s. w. sind schon größere Serien von Objekten zu Ausstellungszwecken abgegangen und auch für die internationale Petersburger Trachtenausstellung von 1903 hat sich das russische Generalkonsulat die Mitwirkung bereits gesichert. — Erfreulich ist auch die Bemerkung, daß der offene Zeichensaal des Museums, der in erster Reihe von Reichenberg und der näheren Umgebung besucht wird, immer mehr Aufträge von außen erhält und daß die beiden kunstgewerblichen Zeichner des Museums in lebhafter Weise von den verschiedensten Interessenten in Anspruch genommen werden.

Durch die strenge Konzentrierung auf ein scharf umgrenztes Arbeitsgebiet wurden im Laufe der Zeit so achtbare Erfolge erzielt. Wäre man auf alle Vorschläge und Pläne der ersten Jahre eingegangen, hätte man thatsächlich Ausgrabungen und Versteinerungen, Herbarien und ausgestopfte Tiere, technologische Lehrgänge aller Art, Gipsabgüsse, Kupferstiche, Delgemälde, ethnographische Objekte, Münzen und wer weiß was noch, gesammelt; — so wären die bescheidenen Dotationen noch rascher aufgezehrt worden, und man hätte heute vielerlei, aber doch auf keinem Gebiete etwas ordentliches. Nur dadurch, daß man sich vor übermäßiger Zersplitterung weislich hütete, hat man einen Grundstock kunstgewerblicher Musterstücke der verschiedensten Zeiten und Völker gesammelt, der in manchen Abteilungen schon eine ziemlich geschlossene Einheit bildet. Die beigelegten Abbildungen geben einige interessante Objekte wieder. Erst jetzt wird man allmählich an eine Erweiterung des Sammel-

programmes denken können. Der naturhistorische Teil wird nie in Frage kommen, denn hierfür besteht in Reichenberg eine selbständige, vom Verein der Naturfreunde begründete Anstalt. Und das ist ein großer Vorzug, denn eine Vereinigung so verschiedener Gesichtspunkte hat sich an ein und demselben Institute noch nie bewährt. Auch die technologische Seite kann füglich für alle Zeiten aus dem Spiele bleiben; hierfür ist die bestbekannte Reichenberger Staatsgewerbeschule eine kompetentere Stelle. Was dagegen die Objekte der hohen Kunst einerseits, sowie jene aus der Geschichte und dem Volksleben der Deutschen in Böhmen andererseits anbelangt, sind bereits jetzt hoffnungsvolle Ansätze für spätere, mit reichlicheren Mitteln auszugestaltende Spezialsammlungen vorhanden.

Die Kunstabteilung zählt in der Hauptsache zum ältesten Bestande und dem entspricht auch die Zusammensetzung: Nachflänge der noch in den siebziger Jahren beliebten akademisch-religiösen Richtung, die in Führich den größten heimischen Meister feiert. Wenn diese Gruppe bereinst in erweiterten Räumen — das gegenwärtige Gebäude wird durch die rein kunstgewerblichen Sammlungen bereits vollständig in Anspruch genommen — zur Aufstellung gelangen sollte, wird eine sehr wesentliche Ergänzung vorausgehen müssen; von den größten deutschböhmischem Künstlern früherer Jahrhunderte werden wenigstens einige charakteristische Vertreter, eventuell tabellose Reproduktionen ihrer Hauptwerke nachzuschaffen sein, und andererseits wird man die heimische Kunst, die ja zum Glück nicht mit den Nazarenern aufhört, bis auf die jüngste Gegenwart nachzutragen haben. Bei den beschränkten Geldmitteln ist anderlei vorläufig Zukunftsmusik. Mit dem einzigen, noch dazu der Schulzeit gehörigen Studientopf von Gabriel von Max läßt sich natürlich keine Gemäldegalerie eröffnen.

Anderß verhält es sich dagegen mit der kulturgeschichtlichen und ethnographischen Gruppe. In dieser

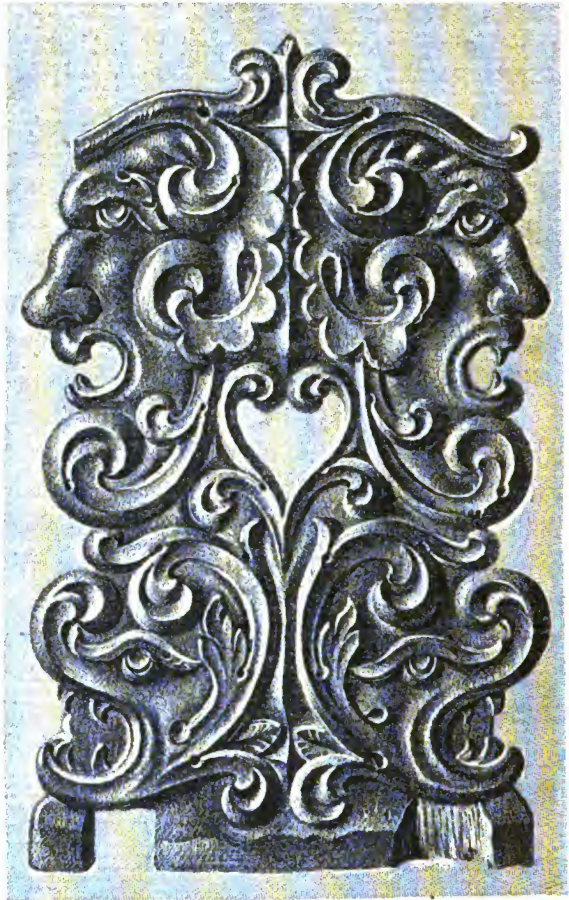


Sammtstoff; Deutschland, 16. Jahrh.

Beziehung ist im neuen Hause ein vielversprechender

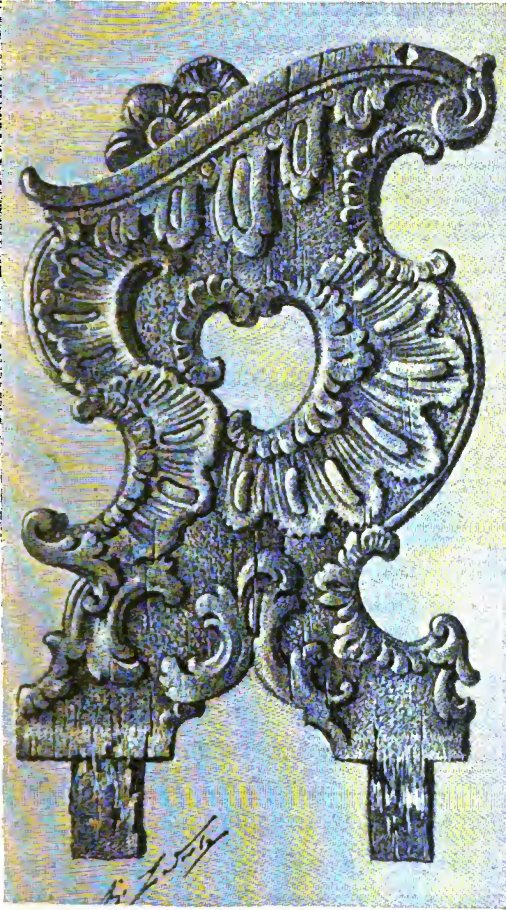
Anfang gemacht worden. Alle hierhergehörigen Gegenstände sind natürlich unter einem ganz anderen Gesichtswinkel zu betrachten, als die der kunstgewerblichen

Vorbilderammlung. Hier handelt es sich selbstverständlich nicht um Musterstücke, die in konstruktiver und dekorativer Beziehung der modernen Produktion besondere Anregungen geben sollen, sondern um schlichte Reliquien aus der Zeit unserer Groß- und Urgroßeltern. Merlei



Barock-Stuhllehne; Deutschland, 17. Jahrh.

Hausrat, dessen derzeitiger Marktwert nicht sonderlich groß wäre, wird hier meist durch liebenswürdige Geschenke pietätvoll zusammengetragen und wird schon in verhältnismäßig kurzer Zeit zu wichtigen und instruktiven Bildern aus dem alten nordböhmischen, zunächst Reichenberger Leben, zusammengefaßt werden können. Namentlich die Geschichte der Textilindustrie wird heute schon nach kaum dreijährigem Bestande dieser Abteilung, durch die vielen ehrwürdigen, aber höchst primitiven Werkzeuge und Einrichtungen aus der vormärzlichen Zeit vorzüglich illustriert. Bei dem sehr regen Interesse, das gerade die ortsgeschichtliche Abteilung des Museums in den Reichenberger Bürgerkreisen findet, läßt sich hier in nicht zu ferner Zukunft das Schönste erhoffen.



Rokoko-Stuhllehne; Deutschland, um 1770.

Noch eine gesonderte Gruppe wurde im neuen Museumsgebäude an die bisherigen Sammlungen angegliedert: das moderne Interieur, kein starres Inventarstück, sondern der Natur der Sache nach ein Raum, der sich im beständigen Flusse befindet. Hier werden immer die allerneuesten kunstgewerblichen Erzeugnisse der letzten internationalen Ausstellungen zur Verbreitung von Anregungen in Produzentkreisen ausgestellt, desgleichen die gelungensten Stücke heimischen Kunstgewerbefleißes, um dieselben den weitesten Kreisen des Publikums bekannt

zu machen. Hier stehen zum Unterschied vom „Altbadenen“ die noch warmen Semmeln, die einen noch heißeren Widerstreit der Meinungen hervorrufen sollen. — Erzeugnisse der Gegenwart wurden zwar seit dem Gründungsjahr in beschränkter Zahl immer angeschafft, der größte Teil wurde jedoch im Laufe der Zeit wieder abgestoßen, weil man einsehen gelernt hat, daß man der Renaissance oder dem Rokoko des 19. Jahrhunderts die Originalrenaissance des 16. Jahrhunderts oder das Originalrokoko des 18. Jahrhunderts ganz bedeutend vorzuziehen habe. Aber heutzutage handelt es sich nicht um eine mehr oder weniger glückliche Wiederholung einer alten Formenwelt, sondern um funkelnagelneue Schöpfungen selbständiger dekorativer Geister, deren oberster Grundsatz darin besteht, wenigstens

bewußte Entlehnungen am historischen Stile unbedingt zu vermeiden. Selbst die Gegner der Sezession werden eingestehen müssen, daß einerseits die Tendenz unserer Neuerer, jede Zeit solle ihre eigene Kunst haben,



Blaugemalte Hamburger Oefenachel;
18. Jahrh. 1. Hälfte.

vernünftig und einleuchtend ist, und andererseits, daß aus vielen selbstgefälligen Albernheiten und marktschreierischen Extravaganzen doch schon gar manche sehr bedeutsamen, ganz selbständigen Schöpfungen hervorrangen, welche nicht nur Duldung, sondern vielmehr Anerkennung, ja mitunter Bewunderung fordern können. Und alle diese Leistungen so bald als möglich den weitesten Kreisen zugänglich zu machen, ist geradezu eine Hauptpflicht eines praktisch wirkenden Kunstgewerbemuseums; ja selbst originelle Absurditäten mögen wenigstens vorübergehend — am besten in Sonderausstellungen — ihren Platz finden, damit auch diejenigen, die weite Reisen nicht unternehmen können, erfahren, was man alles wagt.

Wenn wir die ständigen Sammlungen mit einem anatomischen Institute vergleichen, so wäre diese Abteilung wenigstens zum Teile ein Institut der pathologischen Anatomie. Jeder Zustand der Gährung ist ja nichts anderes als ein allmähliches Ausscheiden fremder, krankhafter Stoffe und ein Uebergang zu späterer Abgeklärtheit. In der durch keine historischen Reminiszenzen getrüben Atmosphäre moderner Formen- und Farbenautonomie möge man über die künstlerischen Absichten unserer Revolutionäre nachdenken, und wenn man selbst mit der Zerlegung und Prüfung zu keinem befriedigenden Ergebnis gelangt, die

Museumsbeamten ganz schonungslos zur weiteren ästhetischen Zerfaserung heranziehen. Wenn man sich die nötige Zeit nimmt, läßt sich ungemein viel lernen.

So wünschenswert, ja geradezu notwendig die Gruppe der jeweilig modernsten Erzeugnisse ist, so darf man denn doch nie, wie einige Modefanatiker glauben machen wollen, die große Wichtigkeit der Gruppe des alten Kunstgewerbes, die in jedem guten Kunstgewerbemuseum immer die überwiegende Majorität bilden wird, aus dem Auge verlieren.

Ja, grade heutzutage, in dem ungefähr dreimaldreißigjährigen Kriege der ästhetischen Weltanschauungen ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht nötiger denn je. Je lärmender und betrübender der Kampf um die Ideale der angewandten Kunst ist, um so wichtiger ist die Möglichkeit, an der Hand einer reichhaltigen Sammlung die ewigen Gesetze des Schönen kennen zu lernen. Mögen immerhin einige geistig weniger Bemittelte den kühnen Neuerern die oder jene Neußerlichkeit abgucken und zur Not verwerten, der intelligentere Teil der Kunsthandwerker, der zum Glück bereits eine große Reise erlangt hat, wird sich von einem lauten Fanfarengeschmetter nicht heirren lassen, sondern nur das als hoffnungsvoll und ausbildungsfähig acceptieren, was sich in Einklang mit den vernünftigen konstruktiven und dekorativen Anforderungen bringen läßt. An der vornehmen Abgeklärtheit der besten alten Kunstobjekte, die man zum Glück heute nicht gedankenlos bestiehlt, sondern liebevoll studiert und analysiert, gewinnt man die zuverlässigste Stütze, wenn die entgegengesetzten Stürme des Tages einen bald nach der, bald nach jener Richtung zu schleudern versuchen. —

Die angehäuften, wertvollen Kunstschätze



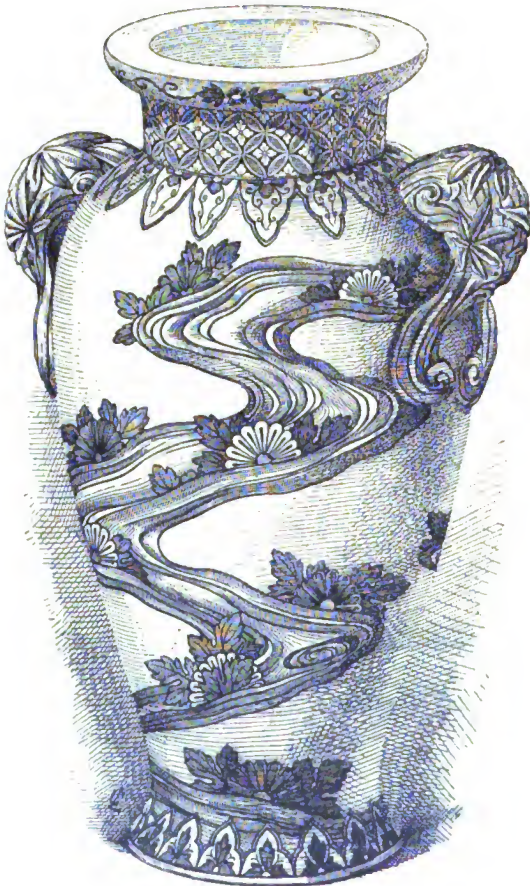
Louis XVI. Suppenterrine aus Stun.
Deutschland, 1790.



Bordure von einer gemalten Wiener Porzellantaſſe.
Empire; um 1800.

sollen aber nicht nur von der Praxis in direkter oder indirekter Beziehung ausgenützt werden; auch die Wissenschaft hat sich mit ihnen eingehend zu beschäftigen, um immer tiefere Einblicke in das Kunst- und Kulturleben vergangener Perioden zu erschließen und neues Beweismaterial zur Begründung ästhetischer Fragen aufzuspeichern. Und damit sind wir zu der, wenn auch keineswegs dringendsten, so doch vornehmsten und erhabendsten Aufgabe unserer Kunstgewerbemuseen gelangt, zur wissenschaftlichen Verarbeitung der gesamten Schätze. Dadurch unterscheiden sich eben die großen Anstalten dieser Art von jungen Anfängerinnen oder bedeutungslosen Mitläuferinnen, daß man, trotzdem man den Forderungen der vielen kleinen Alltagsfragen in jeder Beziehung gerecht wird, doch niemals die höchsten Gesichtspunkte, die das Ansehen einer solchen An-

stalt nach außen bedingen, unberücksichtigt läßt. Der kleine Gewerbetreibende mag ja im ersten Augenblicke nicht verstehen, warum sich die wissenschaftlichen Beamten mit Fragen beschäftigen, die dem Laien interesselos vorkommen, warum so viele Doktoren selbst den größten Teil ihrer freien Zeit mit „entlegenen“ und materiell so undankbaren Untersuchungen verbringen. Nur der Einsichtige wird begreifen, daß es eines emfigen Zusammenarbeitens vieler Spezialforscher bedarf, um eine gebiegene Fachliteratur und in zweiter Folge auch gute populäre Handbücher zu schaffen, die der Allgemeinheit zu statten kommen. Wenn ein Museum bereits



Satsuma-Vase; Japan, 19. Jahrh.

unter den Fachgenossen ein wissenschaftliches Ansehen erlangt hat, dann werden alle Faktoren, denen die Verantwortlichkeit obliegt, es ängstlich zu wahren und zu mehrern bestrebt sein. Liegt doch in der Pflege solcher, auf alles andere eher denn auf Gelderwerb ausgehenden Bestrebungen zugleich die Bürgschaft, daß jener ideale Zug, der nicht nur wissenschaftliche Werke schafft, sondern auch zur Hervorbringung echter und dauernder Kunstobjekte nötig ist, nicht verkümmert.

In Reichenberg trachtet man nach besten Kräften, allen Aufgaben gerecht zu werden. Wenn von den weitausgehenden Plänen erst ein Teil, allerdings ein gut Teil verwirklicht ist, ist nicht das Kuratorium und nicht die Beamtenschaft daran schuld, sondern die Ungunst materieller Verhältnisse. Zwar hat bereits ein Teil der subventionierenden Behörden und Körperschaften, zunächst die Sparkasse, dann auch die Handelskammer und die Stadtgemeinde den größer gewordenen Verhältnissen Rechnung getragen und die Unterstüzungen wesentlich erhöht; aber die Staats- und Landessubvention steht heute noch auf demselben Niveau, wie vor vielen Jahren, als das Nordböhmisches Gewerbemuseum noch nicht die Hälfte, kaum ein Viertel der gegenwärtigen Arbeitsleistung aufzuweisen hatte. Dies ist ungemein bedauerlich, denn auch die vielgerühmte Selbsthilfe hat ihre Grenzen. — Man gebe dem Nordböhmisches Gewerbemuseum die entsprechenden Mittel zur zeitgemäßen Ausgestaltung, und man wird bald die Ueberzeugung gewonnen haben, daß es eine günstige Kapitalsanlage gewesen ist, die in den industriereichen Teilen Oesterreichs reiche Zinsen trägt.



Aus den Memoiren der Frau Elisa von Hsztalos.

Die Sängerin Elisa Berndes aus Hamburg, die später den ungarischen Obersten Alexander von Hsztalos geheiratet hat, veröffentlichte kürzlich ihre Lebenserinnerungen, die zum Teil auch auf dem Boden unseres Landes haften. Der Ruf des Prager Konservatoriums hatte sie, ebenso wie vorher ihre Freundin Minona Blumauer bewogen, ihre künstlerische Ausbildung in der böhmischen Hauptstadt zu suchen, und so trat die kaum Elsjährige 1829 — dieser Zeitpunkt läßt sich aus den verschleierten An-

gaben nur kombinatorisch ermitteln — in Begleitung ihrer Mutter und einer noch jüngeren Schwester von Lübeck aus die große Reise an. Ihre Schilderung der Fahrt durch die „böhmischen Wälder“ wirft so viele Lichter auf die damaligen Kulturzustände, daß eine Mitteilung der betreffenden Abschnitte des interessanten Buches*) gewiß willkommen sein wird.

Gefahr im böhmischen Wald.

. . . Einige Tage hierauf setzten wir unsere Reise nach Prag fort und hatten die sogenannten böhmischen Wälder zu passieren, von deren Unsicherheit wir schon viel gehört hatten.

Noch erinnere ich mich, als wir eines Abends durch einen dichten Wald fuhren, als der Kutscher plötzlich anhielt und sagte, er glaube den rechten Weg verfehlt zu haben. Unsere Angst war nicht gering, denn es wurde immer dunkler, sodaß der Wagen nur langsam vorwärts konnte. Da sahen wir in der Ferne ein Licht schimmern und hielten bald darauf vor einem alten, ganz zwischen Bäumen versteckten Hause, in dessen Stube man hineinschauen konnte. Zwei wild aussehende Männer saßen an einem Tische, worauf ein Licht stand; einer von ihnen trat an den Wagen und fragte, ob wir aussteigen wollten. In dem Augenblick schlug eine Uhr zwölf in dem Hause. Die Mutter, welche sehr erschreckt war, erwiderte, daß wir das nächste Dorf erreichen wollten, aber den Weg verfehlt hätten. Hierauf ging der verdächtig aussehende Mann ins Haus zurück und wir bemerkten, wie er mit den am Tische Sitzenden heimlich zu sprechen schien.

Bald darauf trat er mit einem der Männer heraus, welcher den Hut so tief herabgezogen hatte, daß sein ganzes Gesicht verborgen war. Dieser, hieß es, wolle für ein Trinkgeld eine kleine Stede mitfahren und den Weg zeigen. Ohne ein Wort zu sagen, stieg er dann auf den Bod zum Kutscher, dem er auch nicht antwortete, woraus wir den Schluß zogen, daß er taub sei oder sich verstelle, Gedanken, welche uns in große Angst versetzten.

Langsam ging es auf einem ungebahnten Weg durch den dunklen Wald, als der Wagen plötzlich stehen bleiben mußte. Ein Wassergraben war das Hindernis, das darüber liegende Brett schien zu schmal für das Fuhrwerk mit den schweren Koffern.

Hinter dem Graben sah man Wiesen und Felder, in der Ferne eine Pappelallee. Da sprang der scheinbar Stumme vom Bod, eilte in den Wald zurück, schrie „Hollah!“ und ließ ein gelles Pfeifen hören. Im selben Augenblick riß uns der Kutscher aus dem Wagen, und während wir über das Brett eilten, zog er die Pferde, dicht am Zaume haltend, mit dem schwankenden Wagen hinüber. Mit Blitzesschnelle fuhren wir dann über Feld und Wiese den Bäumen zu, wo die Chaussee lag.

Als wir in unserer Todesangst zurückblickten, sahen wir aus dem Walde drei Kerle hervorstürzen und dem Wagen nachlaufen, jeden Augenblick glaubten wir, daß die Pferde nicht mehr vorwärts könnten. Der Kutscher hielt sogar

*) Memoiren aus meinem Künstlerleben als Primadonna in Deutschland, Oesterreich und Italien von Elisa von Asztalos. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft, vormals J. F. Richter 1901.) Der Abdruck erfolgt mit besonderer Bewilligung des Verlegers.

einen Augenblick an, darauf rasten diese aber in gestrecktem Galopp die Chaussee entlang, während wir sahen, daß einer der Verfolger hinfiel. Dadurch gewann der Wagen einen solchen Vorsprung, daß sie ihn nicht mehr einholen konnten und in den Wald zurückliefen.

Nie vergesse ich diese Nacht des Schreckens und der Angst, in den Gebüsch leuchteten Johanniskäfer, Ruhe und Friede atmete die ganze Natur. Da rief der Kutscher: „Unserm Herrgott Lob und Dank, wir sind gerettet!“, während wir uns vor Freude weinend umarmten. Nach einer halbstündigen Fahrt hörte man schon fernes Hundegebell und sah Lichter schimmern.

Als der Wagen dann am Thore eines kleinen Städtchens hielt, wo uns der Wächter mit einer Laterne entgegentrat, hörten wir von ihm, daß zwei Sträflinge aus dem Gefängnis entflohen seien, deren Spur man noch nicht habe finden können.

Wir mußten einige Augenblicke halten, um das Vorgefallene zu berichten, dann ging es durch die einsamen Straßen, bis zu einem alten Gasthofe, als es eben vom Kirchthum eins schlug. Der Wirt bewies uns die größte Theilnahme und ließ noch einige Erfrischungen bringen, woran auch der mutige Kutscher theilnahm.

Den folgenden Tag mußten wir noch bleiben, weil die Pferde zu erschöpft waren; dann bot uns der Wirt auf der Reise mitzunehmen einen kleinen Pudel an, der sehr wachsam und gemüthlich sei. So ging es dann wieder die Landstraße entlang, nachdem noch dem Kutscher der Rat gegeben war, bei Zeiten des Abends in ein Dorf einzufahren. Der Wagen konnte aber nur langsam vorwärts, weil der Weg sehr sandig war, sodaß es schon sehr dunkel wurde, als wir durch einen Wald kamen, der immer dichter ward. Der Kutscher schien besorgt, denn er sah sich öfters um. Da schlug der Hund an, worauf ein Mann aus dem Gebüsch vortrat. Mit bebender Stimme fragte die Mutter, wie weit es noch bis zum nächsten Dorfe sei. Mehr als zwei Stunden hieß es, doch wäre ganz nahe ein Haus, wo man übernachten könne. Gleich darauf sahen wir auch ein altes Gebäude, aus dem Licht schimmerte und ein anderer unheimlich aussehender Mann kam, der uns fragte, ob wir nicht die Nacht bleiben wollten; die Pferde könnten im Stall untergebracht werden. Ungern willigte die Mutter ein; er führte uns in ein Dachzimmer, worin zwei Betten standen, und fragte uns dann, ob wir etwas zu essen haben wollten. Die Mutter dankte, hörte ihn aber etwas höhnisch zwischen den Zähnen murmeln.

Als er fort war, sagte sie: „Da sind wir am Ende in eine Diebeshöhle geraten, wenn ich nur den Kutscher sprechen könnte!“ Die Thüre hatte auch weder Drücker noch Schlüssel, wir versuchten also den Tisch vorzuschieben und beschloßen aufzubleiben.

Da ließen sich leise Tritte auf der Treppe hören, sowie leises Klopfen an der Thür. „Ich bin es“, sagte mit gedämpfter Stimme der Kutscher, „öffnen Sie.“ — Ganz erregt flüsterte er dann, daß wir fort müßten, er habe verdächtige Worte gehört, der Hund sei auch verschwunden. Er wolle in die Gaststube gehen, wo drei Kerle säßen, deren einer ihm bekannt schien, er wolle von der Reise sprechen und bitten, daß man ihn recht früh wecken möge, während der Zeit sollten wir uns in den Stall schleichen und in den Wagen verstecken, wo die Pferde noch vorgespannt wären. Damit ging er hinunter, worauf wir eine Thür zuschlugen und lautes Sprechen hörten.

Eilig schlichen wir uns hinunter und waren im Moment im Wagen, wo wir zitternd und behebend warteten. Da hörten wir des Kutschers Stimme aus der Gaststube rufen: „Ich komme gleich zurück, will nur erst die Pferde ausspannen!“ Gleich darauf war er bei uns und zog den Wagen leise hinten zum Stall heraus, von wo aus es über den Sand geräuschlos zu einer geebneten Fahrstraße ging.

Wie der Wind war der Wagen dahingebraust, als wir Geräusch hörten und den Hund hinterher rennen sahen; da lichtete sich schon der Wald, und als man keine Verfolger bemerkte, hielt der Kutscher an, nahm den Hund, der einen Strick um hatte, auf den Bod' und sagte: „Man hat gewiß unsere Flucht nicht geahnt, die Kerle lärmten und tranken, als ich hinausging, jetzt können sie uns nicht mehr einholen.“

So fuhrn wir dann wieder die Straße entlang, bis wir ein großes Dorf erreichten, wo alles schon im tiefen Schläfe lag. —

Langsam zogen die erschöpften Pferde den Wagen durch die finsternen Straßen, während einzelne Regentropfen vom bewölkten Himmel fielen, als plötzlich der Mond durchbrach und ein großes altes Gasthaus beleuchtete. Der Kutscher mußte aber lange klopfen, bis der Hausknecht mit einer Laterne kam und brummend aufschloß. Meine Schwester, die ganz erschöpft im Wagen lag, mußte ins Haus getragen werden. Als man sie aufs Sopha gelegt hatte, kam eine alte, gutmütig aussehende Frau und brachte Kaffee mit etwas Imbiß.

Nach solchen Gefahren, die wir in so kurzer Zeit hintereinander erlebt, läßt es sich nicht beschreiben, was wir in dem Augenblick empfanden. Unser mutiger Kutscher, nachdem er sich durch eine Tasse Kaffee gestärkt hatte, erzählte dann, daß er, wie er in die Gaststube gekommen sei, gleich einen der Männer von der letzten Schreckensnacht erkannt habe; um sich aber nichts merken zu lassen, hätte er mit ihnen von dem Ueberfall gesprochen und seine Freude ausgedrückt, daß wir nun geborgen seien. Da habe er bemerkt, wie die Kerle heimlich miteinander gesprochen und sich verständnisvolle Blicke zugeworfen hätten. „Diese Entdeckung,“ sagte er, „erschreckte mich dermaßen, daß ich gleich den Entschluß zur Flucht faßte und eilig zu Ihnen hinauflief.“ Bei diesem Erzählen brach meine Schwester in ein krampfhaftes Weinen aus. Noch sehe ich sie zurückgesunken auf dem altväterischen Kanapee, ihr langes und schwarzes Haar hing aufgelöst über die Schultern und ließ ihr schönes Gesicht so blaß erscheinen, daß sie einer Leiche glich, weinend fiel ich ihr um den Hals; — da erholte sie sich, die Thränen hatten ihre Nerven wieder beruhigt; sie mußte lachen, daß unser kleiner Leidensgefährte, der Pudel, zu ihr aufs Sopha sprang und ganz vergnügt mit dem Schweife wedelte.

Dann kam eine alte Frau und sagte, daß unsere Schlafzimmer bereit seien, worauf sie uns in eine große ländliche Stube führte, wo die mit weißen Linnen bezogenen Betten standen, in welche Mutter und Schwester sich sogleich zur Ruhe legten, während ich in eine kleine Nebenkammer ging, da ich noch zu erregt zum Schlafen war. Noch erinnere ich mich jener Nacht; ich öffnete das Fenster, die Wolken waren verschwunden, ein kleiner Blumen-garten lag vor mir vom Monde beleuchtet, in der Ferne sah man einen Kirchturm. Kein Luftzug regte sich.

Eine solche feierliche Stille nach solchen entsetzlichen Stunden erfüllte mich mit tiefer Nüchternung und Dankbarkeit gegen Gott.

Da sank ich in die Knie und betete inbrünstig, uns ferner zu beschirmen und die Mutter zu erhalten, die ja unsere einzige Stütze auf der weiten Welt war.

Die Komödianten.

Freundlich schien am nächsten Morgen die Sonne ins Gastzimmer; ein weiß gedeckter Frühstückstisch, auf dem ein schöner Blumenstrauch, sorglich für uns von der guten Alten gebunden, prangte, heimelte uns gar gemüthlich an und unser Reisegefährte, der Pudel, sprang lustig auf dem mit Sand bestreuten Fußboden umher.

Nach dem Frühstück trat der Wirt, ein Oesterreicher, herein und sagte: „Heute müssen's halt bleiben und die Geschichte dem Amt melden.“ Als unsere Mutter dann die Anzeige machte, riet man ihr, die Reise noch einen Tag aufzuschieben, es kämen häufig Frachtwagen durch den Ort, denen man sich anschließen könne; die Straßen seien seit einiger Zeit unsicher, es müßte irgendwo eine Diebeshöhle sein.

Da es an einem Sonntag war, so sah man viele gepuzte Bäuerinnen zur Kirche gehen, auch wir schmückten uns, zogen unsere Sonntagskleider an und durchflochten unser langes Haar mit blauem Atlasband. In diesem Staat wandelten wir neben der Mutter über blumige Wiesen, neben rieselnden Quellen dem Gotteshause zu. Dieses lag innerhalb eines verwitterten Kirchhofes, das Innere der Kirche war heiter und schön wie der Frühlingsmorgen da draußen. Heiligenbilder aller Art schmückten die Wände und ein sehr schöner Altar mit Wachskerzen, silbernen Gefäßen von Rosen umschlungen, erhöhten den poetischen Anblick.

Es war dies die erste katholische Kirche, die wir sahen, der herrliche Klang der Orgel, im Verein mit dem melodischen Gesang auf dem Chore, machte einen tiefen Eindruck auf uns.

In unserer Behausung angekommen, fanden wir in einer Laube unser Mittagsmahl serviert; dann setzte die gute Alte eine mächtige Kanne mit Kaffee sowie einen selbstgebackenen Kuchen auf den Tisch, woran unser Kutscher und der treue Pudel teilnehmen mußten. In Erinnerung an den Tag zuvor ward es ein festlicher Augenblick, der uns so fröhlich stimmte, daß wir miteinander „Freut Euch des Lebens“ sangen. Dies Lied mußte aber auf unseren Pudel einen sehr unangenehmen Eindruck machen, denn er begleitete unseren Gesang mit den schmerzlichsten, sich bis in die höchsten Regionen verlierenden Fisteltönen. Da ward das Konzert plötzlich unterbrochen durch den Ruf des Wirtes, daß ein Frachtwagen in Sicht sei. Nicht lange, so hörte man schon das Knarren der Räder im Sande, bald stand er vor dem Hause. Im Innern des Wagens saßen ein Herr, eine Dame und ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen. Letzteres war sehr anmutig, eine Fülle blonder Locken umgaben sein rosiges Gesicht, aus welchem ein paar Weisenaugen so fröhlich schauten, als ob die junge Seele lauter Sonnenschein wäre.

Es waren Schauspieler, die nach Prag reisen wollten. Das Haupt der Familie, der sich uns als Herr von Palm vorstellte, sprach auch von der Unsicherheit der Straßen. Wir waren bald mit einander bekannt und drückten unsere Freude darüber aus, nun gemeinschaftlich diese Reise machen zu können. Als unsere Kaffeestunde und Unterhaltung zu Ende war, wurde der Vorschlag gemacht, einen kleinen Spaziergang zu machen, so gingen wir denn durch

eine schattige Lindenallee die Fahrstraße entlang; in der Ferne sah man ein Muttergottesbild, vor welchem ein alter Mann kniete. Ein rührender Einblick in Mitte der frühlingstduftenden Natur.

Während wir Mädchen dann auf der Wiese Blumen pflückten, setzte sich die Familie Palm mit der Mutter unter eine Linde und erzählten ihr, daß unter jenem Heiligenbilde ihre Tochter geboren sei, als sie sich einst auf dem Wege nach dem nächsten Dorfe befunden hätten. Daher habe man ihr den Namen Maria gegeben. Dann sagte Herr von Palm noch, daß er unter Napoleon dem Ersten gedient und den Feldzug gegen Rußland mitgemacht hätte, nach dessen Beendigung er verwundet und von seiner jetzigen Frau gepflegt worden sei. Bald darauf hätten sie sich geheiratet, und da seine Frau Schauspielerin gewesen, so habe er auch diese Karriere ergriffen.

Als wir uns auf den Rückweg begaben, war die Sonne schon fast unter dem Horizont und aus dem in der Ferne liegenden Dorfe tauchte der Kirchturm von der Abendröte beleuchtet hervor.

Da bellte plötzlich unser Pudel und rannte wie besessen voraus. Er schien etwas gewittert zu haben, was ihm verdächtig war; bald sollten wir denn auch den Grund seiner Erregung zu Gesicht bekommen, es fuhr ein Leiterwagen die Straße hinunter, aus welchem laute Stimmen das Lied aus den Räubern sangen: „Ein freies Leben führen wir.“ Im Wagen, der nur halb verdeckt, saßen mehrere Personen, von denen eine alle an Länge überragte. Hinter dem Wagen ging ein etwas corpulenter Herr mit einem rotbraunen Sammetrock bekleidet und einer roten Mütze auf dem Kopfe. Der Lange im Wagen übertönte alles mit seiner Stimme, die unseren Pudel so zur Verzweiflung brachte, daß er immer zu ihm hinaufspringen wollte, bis schließlich der Mann dem Braunrock zurief: „Herr Direktor! jagen Sie doch den unverschämten Hund fort, er übertönt unseren Gesang mit seinem impertinenten Gebell.“

„Es sind Schauspieler,“ sagte Herr von Palm, „der Lange ist erster Liebhaber der Truppe.“ Als wir zurückgekehrt waren, hielt der Wagen schon vor der Thüre, sodaß wir die Gesellschaft in der Nähe betrachten konnten. Man fragte, ob ein Unterkommen für die Nacht zu finden sei, worauf dem Direktor ein Strohlager in der großen Scheune offeriert wurde. Dann begab sich das ganze Personal in die Gaststube. Dort warf sich der lange Liebhaber auf einen Stuhl, indem er seufzend ausrief: „Kann man hier wohl etwas Gutes zu essen bekommen?“ Eine tiefe Bassstimme antwortete: „Den Gedanken gab Ihnen Schiller ein.“ „Karl Moor hat auch gewiß mit seinen Räubern nicht gehungert.“ Diese Stimme gehörte einer sehr corpulenten Dame, welche mit einem großblumigen Kleide daherrauschte und einen gewaltigen Lockenturm auf dem Kopfe trug; sie war für zärtliche Mutterrollen angestellt.

Dann kam auch die erste Liebhaberin, welche eine ebenso bedeutende Länge wie ihr Kollege hatte. Sie trug blonde Schmachtkloken, man konnte aber nicht von ihr, wie Heine in seinem Gedichte, sagen: „Die goldenen Locken fielen ihr über das süße Gesicht!“, denn das ihrige war ziemlich vermittelt. „Das ist die Amalie in den Räubern“, sagte Herr von Palm, „morgen abend soll das Stück im Städtchen, wo wir übernachteten, gegeben werden.“

Am nächsten Morgen stand eine ganze Karawane vor der Hausthüre, unser Zweispänner voran, dann der große Frachtwagen und zuletzt der Leiterwagen mit den Kulissen und den Mäusenhöhlen.

Der kleine Direktor trat noch zu uns heran mit der Bitte, doch nicht die Vorstellung der Räuber zu versäumen, wir kämen noch zeitig genug im Städtchen an.

Dann wurde aufgebrochen unter freudigem Gebell unseres Pudels, der ganz stolz seinen alten Platz bei dem Kutscher eingenommen hatte. Gegen Mittag hielten die Wagen vor einem großen Gehöfte, wo nach des Direktors Ansicht allgemeine Fütterung stattfinden sollte.

Auf einer prächtigen Wiese, von blühenden Fruchtbäumen umgeben, wurde auf hölzernen Tischen ein ländliches Mahl aufgetragen, das aus Eiern, Schinken und Pellkartoffeln bestand, die fröhlichen Komödianten sogar zu begeisterten Reden und Gesängen inspirierte. Nach Beendigung des Mahles, als die Peitschen zur Abfahrt knallten, rief der Direktor: „Einigkeit macht stark! Wenn nun eine Räuberbande kommt, so wollen wir schon damit fertig werden.“ Dann zog die ganze Gesellschaft unter Singen und Scherzen die Landstraße entlang, bis man gegen sechs Uhr schon die Türme der kleinen Stadt aus der Ferne hervorragen sah. Rechts am Wege unter einer hohen Eiche erblickte man einen Christus am Kreuze von der Abendsonne beschienen. Die blonde Maria verneigte sich, unsere Mutter ließ den Wagen halten, ihrem Beispiele folgten auch die anderen. — Eine feierliche Stille herrschte. Es war ein rührender Anblick, die knieenden Menschen unter dem Kreuze mit dem Heilande, am Saume der grünen Wiese.

Daß die katholische Religion eine große Macht besitzt, den Geist durch die Anschauung des Idealen zum Göttlichen zu erheben, ist gewiß, wie oft sah ich auf unseren Reisen die einfachen Landleute in tiefer Andacht vor den Heiligenbildern am Wege knien, ebenso in den Kirchen, wo jeder, arm oder reich, sich unter einem Altar einen stillen Platz aussuchen kann, seine Seele zu Gott zu erheben.

„Die Räuber“ von Schiller in der Scheune.

Gegen Abend langten wir im Städtchen an, wo Schillers „Räuber“ aufgeführt werden sollten; es war gerade Jahrmart im Orte, als die Wagen über die holperigen Straßen bis zum Marktplatz hinrasselten, wo sich das Hotel befand, vor welchem ein kleiner italienischer Knabe mit einem Affen stand, der unserm Pudel ohne Umstände auf den Rücken sprang, von diesem aber ebenso ohne Umstände wieder abgeschüttelt wurde, worauf sie sich ganz gemächlich auf der Erde herumbalgten, zur Belustigung der umstehenden Landleute.

Nachdem wir im Hotel eilig unsern Thee genommen, gingen wir ins Theater, wo der Direktor schon fünf Sperrsitze, d. h. Holzstühle, für uns reserviert hatte, und zwar ganz nahe am Orchester, welches aus einer Baßgeige, einer Flöte, einer Violine und einer Art von Klavier bestand; da bemerkte ich mit Schrecken, daß unser Pudel sich mit hinein geschlichen hatte.

Das kann ein schönes Konzert geben, dachte ich, wenn der mit seiner Pfifflstimme diese Musik begleitet. Ich irrte mich aber, das Theater, die feierliche Stimmung, mußte ihm imponiert haben, denn er stieß bei der

ohr-zerreißenden Musik nur ganz leise Klagetöne aus, die mit auf Rechnung der Flöte kommen konnten, schloß dann bei den langen Reden der Schauspieler den Schlaf des Gerechten und ließ nur eine Art unterirdisches Brummen hören, wenn die Räuber zu viel Spektakel auf dem Theater machten.

Nachdem die Musik dann unter Brummen der Bassgeige, leisem Geziepe der Violine, Klavier und Flöte, sowie Mitwirkung unseres Pudels beendet war, rauschte der Vorhang in die Höhe.

Maximilian, regierender Graf von Moor, lag nachlässig hingestreckt, in einem großblumigen Schlafrock, auf einem alten Lehnstuhl. Neben ihm stand sein Sohn Franz (der als Vaternörder auf dem Theaterzettel angekündigt worden war).

Dieser Franz war ein kleiner schwächlicher Jüngling, der, um sich ein seinem Charakter angemessenes Aussehen zu geben, immer wie ein Wolf mit den Zähnen fleischte.

Mit einer süßlich lispelnden Stimme fragte er den alten Moor: „Zit Euch nicht wohl, mein Vater? — Ihr seht so blaß aus?“ Worauf dieser mit einer tüchtigen Bassstimme antwortete: „Ganz wohl, mein Sohn! Hast Du Nachricht von Karl?“ Dann erschien im nächsten Akt (sie hatten sechs daraus gemacht) der Held des Abends, Herr Donner als Karl Moor, der fast alle um einen Kopf überragte und eine Löwenstimme hatte.

Als dieser über die Bühne schritt, schwankten die Bretter, und als er seinen Freunden Spiegelberg und Kollegen zurief: „Stellt mich vor ein Heer solcher Kerle hin, wie ich einer bin, so mache ich aus Deutschland eine Republik, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollten!“ Da folgte ein donnernder Applaus.

Karl Moor verneigte sich und ging dann mit den Schritten eines Unbesiegten auf und ab, wobei er es aber nicht unterließ, uns Mädchen einige ausdrucksvolle Blicke zuzuwerfen. Wir hatten ja auch wie rasend mit applaudiert, was ihm wohl schmeicheln konnte, da wir nach Herrn von Palms Urteil die hübschesten Mädchen im Theater waren, welche so recht zur Schau dasaßen. Solche drei Grazien konnten wohl auf einen Helden wie Karl Moor Eindruck machen, ihn inspirieren, sowie die rührende Musik, die nach jedem Aktschlusse die Herzen erschütterte, sowie die schändlichen Intriguen des Vaternörders Franz, der noch obendrein den Schnupfen hatte, so daß er bei seinen raffinierten Plänen und Bearbeitung des alten Moor öfters niesen mußte, wobei einmal Finer aus dem Parterre „Zur Gesundheit!“ rief.

Ein großer Moment aber war es, als die lange Amalie mit den Schmachtkloßen erschien und dem kleinen Franz eine Ohrfeige gab, welche dermaßen knallte, daß ein Schrei des Entzückens durch das ganze Publikum lief, worauf dieser etwas von Unverschämtheit murmelte und ganz wütend schrie: „Geh, gaffe ihn an, Deinen schönen englischen Karl“, was wie Kerl klang und mit einem starken Nieser endete.

Diese Szene erregte großen Jubel und Gelächter; hierauf zog Franz ein Spitzentuch aus dem Busen, hielt es an die Backe und lief ganz wütend hinaus.

Der letzte Akt suchte auch seines Gleichen, die zärtliche Theatermutter spielte den Pastor Moser.

In der Szene mit Franz, wo dieser den aus Angst gerufenen Seelsorger zwingen will, ihm zu gestehen, daß es keine Vergeltung gebe, rief sie ihm mit ihrer Bassstimme zu: „In die Hölle mit Dir, Du Schurke“, was

jedenfalls befriedigender für das Jahrmarktspublikum, auch packender war, als Schillers Worte. Der Schluß war auch umgearbeitet. Der schändliche Franz mußte wieder auf die Bühne gebracht werden, die Räuber hatten ihn ergriffen, als er eben damit beschäftigt war, sich zu erdrosseln. Im Triumph schleppten sie ihn zu seinem Bruder Karl hin, der ihm die Leiche seines Vaters und die entseelte Almalie zeigte und dann ausrief: „Siehe, Glender, das ist Dein Vetter!“ Da aber packten die Räuber den zappelnden Franz und warfen ihn ohne Umstände in den Turm, wo dieser zuvor seinen Vater untergebracht hatte. Darauf brach nun ein wahrer Jubel aus, daß der niederträchtige Franz endlich seinen Lohn bekommen.

Dann stürzte Karl Moor bis vor die Lampen und schrie: „Ich kenne einen Mann, der sechs lebendige Kinder hat! Dem Manne kann geholfen werden!“, worauf er mit emporgestreckten Armen wie ein Storch hinter die Koulissen verschwand, für welchen heldenmütigen Entschluß er mit Beifall überschüttet wurde. Auch hörte man Bauern und Jahrmarktkler ausrufen: „Dieser Franz, der Hallunke, das wird ihm nun schmecken in dem Turm!“

Nach Karl Moors Abgang mußte der Vorhang fallen, aber er fiel nicht, trotz allen Rufens und Schreiens. Da sprang mit einem Male der als Leiche hingestreckte alte Moor wieder auf, stürzte nach der rechten Koulisse und schrie laut: „Der verdammte Kerl, hat er denn keine Ohren?“ riß den Vorhang herunter, der aber nur halb niederfiel, und lief dann scheltend hinter die Koulissen.

Das war ein wahres Gaudium für das Publikum und für die gefühlvollen Herzen ein Trost, daß doch wenigstens Einer von der unglücklichen Familie Moor wieder lebendig geworden war.

Als wir das Theater verließen, war es eine so schöne, sternenhelle Nacht, daß Herr von Palm uns noch zu einem Spaziergang aufforderte, nach dessen Beendigung wir uns dann vor die Hausthür setzten. Das Gespräch kam auf Schiller, wie dieser bei einer derartigen Vorstellung seiner „Räuber“, falls er solche mit erlebt, gewiß tüchtig mitgelacht hätte.

Es mochte wohl eine Stunde vergangen sein, daß wir so mitammen im Mondschein vor der Hausthür gesessen hatten, als Herr von Palm zum Aufbruch mahnte, da am nächsten Morgen die Reise nach Prag fortgesetzt werden sollte.

Als Mutter und Schwester schlafen gegangen, öffnete ich noch das Fenster meines Zimmers, welches nach dem Marktplatz ging. Die frische Nachtlust strömte herein, nur einzelne Lichter schimmerten noch an den Jahrmarktsbuden. In der Mitte des Platzes über einem Brunnen ragte die Statue des heiligen Nepomuk hervor, dessen Schicksal mir bekannt war, wie er auf Befehl des Königs über die Brücke in die Moldau gestürzt worden war, weil er ihm die Beichte der Königin nicht mitteilen wollte.

Mit Rührung blickte ich auf die Statue, welche vom hellen Licht des Mondes beschienen da stand als ein Denkmal und Zeugnis, wie groß und gottähnlich der Mensch auf dieser Welt werden kann. Da sah ich hinauf zu dem mit Sternen besäten Himmel und dachte, wenn Gott die Liebe ist, so müssen so erhabene Wesen ewig sein, wie er, und wie schön ist es, sie sich dann als Schutzgeister zu denken, wie die Katholiken.

Wohl sind die Reisen jetzt praktischer, aber romantischer waren sie damals. Nach einer längeren Fahrt hielten die Wagen vor einem großen

Gehöste an; herrliche im Frühlings Schmuck prangende Wiesen umgaben das Haus, aus welchem ein bildhübsches Landmädchen trat und weißes Linnen über einen hölzernen Tisch breitete, wo unser Mittagessen aufgetragen werden sollte.

Nach dem Mittagessen, während wir beim Kaffee saßen, bezog sich der Himmel allmählich mit dunkeln Wolken, auch hörte man fernes Donnern, von zuckenden Blitzen begleitet, das immer näher kam, so daß wir in die Gaststube eilten, wo alles schon in Aufregung war. Aus der Scheune hörte man das Brüllen der Kühe und im Hause die Angstrufe der Leute: „Jesus, Maria und Joseph!“ Das Landmädchen kniete vor einer Madonna, während ich die Bodentreppe hinauflief, um das großartige Schauspiel ungestört betrachten zu können.

Der Genuß sollte aber nicht von Dauer sein, da die Mutter, meine Passion für Gewitter kennend, mich bald von dort wieder herunterholte. Unten wurden wieder alle Heiligen angerufen, denn es brannte an verschiedenen Stellen, bis bei dem herabströmenden Regen die Feuer allmählich verlöschten. Uns Abreisen war aber nicht zu denken.

Wir saßen ganz traulich bei einer Tasse Thee, während Herr von Palm die Bemerkung machte, wie doch ein Zug zum Geheimnisvollen, Schauerlichen fast allen Menschen inne wohne, selbst die größten Geister seien nicht frei davon gewesen und hätten auch an Ahnungen geglaubt.

Mittlerweile war es spät geworden; die Uhr der Dorfkirche schlug schon die zwölfte Stunde, daher gingen alle ihre Betten aufsuchen, während Herr von Palm noch rief: „Morgen geht es weiter nach Prag. Die Blitze haben uns verschont, also nur mutig hinaus in die Welt.“

Ein herrlicher Morgen war dem Gewitter gefolgt, die eben aufgegangene Sonne beleuchtete die gegenüberliegenden Wiesen und Waldungen, als alles wieder zur Abfahrt bereit war.

Nach einer langsamen Fahrt, da infolge des Gewitters die Wege schlecht geworden, erreichte man gegen Abend die kleine Stadt, wo wir unsere Freunde zurücklassen mußten, weil das blonde Mariechen dort auftreten sollte. Nach einem herzlichen Abschied und Versprechen, sich zu schreiben, rollte unser Wagen wieder dahin, bis wir, als der Mond schon aufgegangen war, in der Ferne die Türme Prags auftauchen sahen.

Den folgenden Morgen, nachdem wir Abschied von Palms genommen, setzten wir unsere Reise nach Prag fort, wo wir nach einigen Tagen spät des Abends anlangten.

Langsam fuhr der Wagen durch die spärlich erleuchteten Straßen bis zum Roßmarkt, wo ein großes Menschengewoge war; man feierte dort das Gedankfest des heiligen Wenzel, Schutzpatron von Böhmen*), dessen Statue von einem Gitter umgeben auf dem Platz stand, unzählige Lichter schimmerten daran, auch war die Statue mit Guirlanden und Kränzen bedeckt. Es hatte etwas Feierliches, die vielen Andächtigen dort auf den Knien liegend, beten zu sehen.

Als wir im Hotel abgestiegen waren, machten wir nach dem Thee noch einen Spaziergang mit unserm Kutscher nach dem Roßmarkt. Dieser meinte

*) Der Verfasserin ist hier ein Irrtum widerfahren. Es handelt sich offenbar um das Fest des andern Landespatrons, St. Nepomuk (16. Mai). Am Wenzelsplatz standen damals die Statuen bei der Heiligen, wodurch sich die Verwechslung leicht erklärt.

es sei doch schön von den katholischen Leuten, daß sie ihre Heiligen so feierten; er hätte auch von dem Nepomuk gehört, der sich von dem bösen König lieber in die Moldau werfen ließ, lieber sterben wollte, als die Beichte verraten.

Da hörten wir plötzlich eine Stimme rufen: „Willkommen in Prag!“ — Es war der biedere Karl Blumauer mit seinen Töchtern. Wir mußten noch mit nach ihrer Wohnung, wo es so freundlich war, so anheimelnd, wie die ganze Familie selbst. Der Vater gab uns eine Empfehlung an eine italienische Sängerin, bei der ich Vorstudien machen könnte.

Beim Zurückgehen über den Roßmarkt flimmerten noch Lichter an der Statue, alles war still und feierlich, nur noch einen alten Mann sah man davor knien. Es lag etwas Rührendes in diesem Anblick.

Zurückgekehrt, standen wir Schwestern noch einige Zeit am Fenster und tauschten unsere kindlichen Ansichten aus über das Poetische und Feierliche in den katholischen Kirchen, wobei wir der alten berühmten Marienkirche in Lúbeck gedachten, mit dem in einer Kapelle an den Wänden gemalten Totenkranz, der uns immer solch ein Grauen eingeflößt hatte.

Da rief der Wächter die zwölfte Stunde, nach welchem Signal wir eilig die Betten aufsuchten, wo noch weiter fort philosophiert wurde, bis meine Schwester sanft dabei einschlief, während ich noch wach blieb, den Wächter nochmals rufen hörte und seine verhallenden Schritte vernahm.



Herbst.

Sonnenschein und blondes Gelock
Ueber Zweigen und Kinderstirnen,
Braune Blumen am Rosenstock
Und ein Duft von Äpfeln und Birnen.

Rote Büsche und Himmelsblau
Und Oktoberschleier versonnen,
Fäden unsrer lieben Frau,
Am Spinnrad der Zeiten gesponnen.

Fern im Nebel die silberne Stadt,
Glitzern des Taubengefieder —
Goldner Regen — Blatt um Blatt —
Herbst, du bist's — schon wieder?

Hedda Sauer.



Heimatkunst.

Von **Adolf Bartels**.

In der letzten Zeit zwangen mich die Vorarbeiten zum zweiten Bande meiner „Geschichte der deutschen Literatur“, wiederum Jeremias Gotthelf und Adalbert Stifter zu lesen, und ich that es mit dem alten Genuße. Es gibt vielleicht keine zwei Talente des neunzehnten Jahrhunderts, die verschiedener sind, als der Schweizer und der Böhme, und doch gehören sie beide der Heimatkunst an, sind vom Boden ihrer Heimat gelöst einfach nicht zu denken. Das sollte doch den Leuten, die immer von der Enge und Beschränktheit der neueren Bewegung der Heimatkunst reden, zu Gemüte führen, wie thöricht ihr Gerede ist: hier der kraftvolle, oft derbe Prediger aus dem Emmenthal, der die Bauernseele wie kein zweiter kennt und in breiten Gemälden mit praktischer Tendenz das gesamte soziale Leben seiner Zeit nieder spiegelt, dort der beschauliche Naturfreund, der aus dem geräuschvollen Leben des Tags in die Waldeinsamkeit, aus der Zeit gern in eine entlegene, ein bißchen romantisch geschaute Vergangenheit flüchtet, und beide doch die wahren Dichter ihrer Heimat, ihr mit gleicher Liebe ergeben und in ihrer Kunst an sie gebunden! Warum sollte nicht auch die neuere Heimatkunst das nämliche weite Gebiet umspannen können, das diese beiden Dichter in ihrem Gesamtchaffen umgrenzen? Ist das Volksleben, ist die Natur etwa ärmer geworden in den letzten fünfzig Jahren? Ich glaube es nicht, ich glaube, daß die Verhältnisse sowohl der Menschen zu einander wie auch der Menschen zur Natur heute eher mannigfaltiger und sicher komplizierter sind. Aber statt des wahren Realismus, dem jene beiden Dichter, auch Stifter dienten, haben wir zuerst den Naturalismus bekommen, der wesentlich die Kunst der Herausarbeitung der groben und grellen Gegensätze sowohl im sozialen Leben wie von Kultur und Natur war, und darauf den Symbolismus, der vor dem wirklichen Leben überhaupt flüchtete und die Kunst in die Darstellung des Nervenlebens seiner oder gar krankhaft organisierter Individuen verlegte. Beide literarischen Richtungen sind heute in der Hauptsache abgethan, und um ihr Erbe kämpfen eine freche, großstädtische, dekadente Kunst, die keine andere Aufgabe mehr kennt, als ein überreiztes Publikum immer aufs neue zu fesseln und zu verblüffen, und eben die Heimatkunst, die die Gesundung der Literatur und weiterhin des deutschen Volkes anstrebt und künstlerisch im allgemeinen auf den Bahnen eines schlichten Realismus geht, an die erfolgreichste dichterische Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, an den Realismus

der Gotthelf und Stifter, der Hebbel und Ludwig, der Keller und Storm, der Anzengruber und Rosegger anknüpft. Wer wird siegen?

Aber der echte Heimatkünstler denkt gar nicht an den Sieg, er thut einfach seine Pflicht, und er thut sie nicht mürrisch und resigniert, sondern frisch und freudig, denn die Liebe zur Heimat ist es, die ihn treibt: Er weiß, daß er ihr sein Bestes verdankt, und so will er mit seinem eigenen auch ihr Leben gestalten — es ist ja viel reicher und schöner als es irgend einer außer ihm weiß, dem Kinde, dem Jüngling, dem Manne hat es immer neuen Lebensstoff gegeben, tausend wechselnde Bilder, tausend eigentümliche Gestalten stehen vor seinem Auge und wollen zum zweiten Leben erweckt sein. Nicht blos in der Gegenwart ist der Heimatdichter zuhause, er kennt auch die Vergangenheit des geliebten Bodens, in den Zügen seiner Zeitgenossen erkennt er die der Ahnen wieder, neben den Lebenden schreiten ihm auch die Toten aus den alten Kirchen und Häusern hervor, und wo jezt wallende Kornfelder sich ausbreiten und friedliche Herden grasen, da sieht er das wilde Getümmel einer Schlacht. Flucht vor der Gegenwart und ihrem Geiste will darum aber der echte Heimatdichter noch nicht: Es hat für ihn auch Reiz, den rollenden Zug mit den feurigen Augen durch die nächtliche Landschaft rasen zu sehen, und selbst mit dem ragenden Fabrik-
schornstein söhnt er sich aus, wenn er an die hunderte fleißiger Hände, die nun nicht mehr zu feiern brauchen, denkt. Bedeutsamer noch ist ihm das Eindringen der Zeitideen in die Heimat, er hat ja selbst in seiner Jugend in die Welt hinausgehört, hat vielleicht die Kulturzentren selber kennen gelernt, wo jene zwar nicht gerade alle hervorgebracht, aber von wo aus sie doch verbreitet werden. Freilich, der Mann des Fortschritts um jeden Preis ist er nicht, der Bauer steht seinem Herzen näher als der heimatlose Fabrikarbeiter, der ehrenfeste Bürger alten Stils als der internationale Großindustrielle. Aber er ist auch kein Pessimist: die Natur der Heimat, so sagt er sich, sollt ihr mir wohl bestehen lassen und den Grund-Charakter der heimischen Bevölkerung auch; denn Blut ist ein ganz besonderer Saft. Es sind schon andere Bewegungen über diesen Boden weggegangen, als jezt die Hochflut des Industrialismus, und doch ist's immer die alte Heimat geblieben. Alles flieht, gewiß, aber auch: Alles bleibt, und der Dichter sieht das Bleibende, denn das ist das Große und Starke. So etwa steht's um den Heimatdichter, und da sollten ihn die Vorbeeren, die man in den dem deutschen Volksgeist längst entfremdeten Theatern an jeden geschickten Macher megwirft, der papierne Zeitungsrühm, der heute gegeben und morgen wieder genommen wird, locken? Nein, wer wirklich ein echter

Dichter ist, der beteiligt sich an der modernen Jagd nach dem Erfolg nicht mehr, der hat Zeit, berühmt zu werden, der vertraut fest darauf, daß aus den wenigen Getreuen, die er immer finden kann und finden wird und die seinem Herzen genügen, doch einmal eine dankbare Gemeinde, und sei es auch nur in der Heimat, wird. Unsere Heimatkunst ist die Verurteilung des Literaturtreibens der letzten Jahrzehnte — wer sich um des Erfolges willen wegwirft, der gehört nicht zu ihr, sie fordert Liebe, Treue, schlichte Stärke, echten Stolz.

Nun kann nicht jeder Dichter Heimatdichter sein, das wissen wir recht wohl. Die Genies und die ganz großen Talente tragen eine Welt in ihrer Brust und ihnen gehört auch die ganze äußere Welt; sie brauchen sich nicht zu beschränken, ihre Heimat ist überall. Aber doch — ist nicht in Goethes „Faust“ der Geist Alt-Frankfurts, sind es nicht die Frankfurter Dorglocken, die die Ostersnacht durchklingen, erkennen wir nicht in den Ostermorgenszenen die Szenerie der Mainufer deutlich wieder? Und hat nicht Hebbels „Maria Magdalene“ im ganzen das Milieu des kleinstädtischen Wesselsbürens, hat nicht dieser Dichter auch von einem Drama „die Dithmarscher“ geträumt? Auch der große Dichter, das Genie, weiß, was die Heimatlust für sein Schaffen bedeutet. Und wurzeln nicht fast alle bedeutenderen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, von Gottfried Keller, der immer Schweizer geblieben ist, bis zu Gerhart Hauptmann, dessen beste Werke auf schlesischem Boden spielen, im Boden der Heimat? Ja, es gibt anerkennenswerte Talente, die keine rechte Heimat haben und deshalb mit der Zeit gehen müssen, aber so dauernd wie das der Heimatdichter ist ihr Schaffen nicht: Jeremias Gotthelf hat seinen Antipoden Gutzkow überlebt, und Anzengruber, das können wir schon jetzt sagen, wird Hamerling überleben. Wo ist heute Matthiassons, des einst Vielgefeierten, Ruhm? Aber Johann Peter Hebbel ist trotz seines Dialekts frisch und lebendig. Darum weg mit dem thörichten Gerede, als ob die Heimatkunst für das Schaffen einer großen Nation wie der deutschen zu eng sei. Wurzelt nur fest und ihr werdet auch hochwachsen! Wir wollen's dem Dichter nicht schenken, etwas aus sich selber zu machen, im Gegenteil, nur auf den soll die Heimat stolz sein, der über das Kleine zum Großen emporbringt und ihr doch treu bleibt. Heimatkunst als Grundlage einer großen nationalen Kunst, in der Vielheit die Einheit, durch die Mannigfaltigkeit Größe und Weite, das ist's, was wir wollen. Wir verachten den Idylliker nicht, der sich seine Heimatwelt mit einem Zaune umhegt und innerhalb desselben froh und glücklich ist, aber höher steht uns der, der vom Heimat-

boden aus den Kampf mit den Mächten der Zeit auf sich nimmt, nicht, um ihnen die Heimat zu verschließen, sondern um ihnen das Beste für die Heimat abzurufen.

Doch wir haben die Heimatkunst bereits, der Programme bedarf es nicht mehr. Heimatkunst ist überhaupt keine Programmkunst, in ihr ist jeder willkommen, der Natur und Volksleben seiner Heimat eigenartig, d. h. als selbst etwas bedeutendes Individuum darzustellen vermag, und wer vom Heimatboden aus glückliche Eroberungen auf fremdem unternimmt, wie es Stifter z. B. in seinem „Abdias“ that, der wird darum um so mehr gepriesen. Wir verpflichten auch auf keine besondere Technik, uns ist jede Technik recht, wenn sie nur Leben hervorbringt. Um einige Beispiele zu nennen: Hauptmanns „Weber“ und Sudermanns „Frau Sorge“ gehen uns gleichermaßen in die Heimatkunst hinein, wir schätzen Villenroths schleswig-holsteinische Balladen und Naturbilder eben so hoch wie die bayerischen Skizzen Leopold Webers, wir können Sohnreys für das ganze Volk berechneten Geschichten aus Südhannover so gut würdigen wie die Waldskizzen des Egerländers Hans N. Krauß. Fast in ganz Deutschland, in jeder deutschen Heimat sind tüchtige Heimattalente erstanden, es liegt eine reiche Entwicklung bereits vor, nur der Mann fehlt noch, der dem ganzen deutschen Volke einmal den vorhandenen Reichtum anschaulich vorführte. Aber wackere Vorkämpfer im Einzelnen haben wir genug, so ist beispielsweise in Böhmen Alois John seit langem thätig gewesen, in Berlin wirken Sohnreys und Lienhard, an der Donau Hugo Greinz u. a. Auch haben wir große Altmeister, an die wir uns anschließen können, die Oesterreicher, nachdem Adolf Pichler leider gestorben, ihren Rosegger, und wir Norddeutsche unsern Wilhelm Raabe. Beide sind Heimatkünstler nicht im engsten, aber in einem höheren Sinne, und wir Jungen haben inzwischen gelernt, sie zu schätzen und zu verehren, und sind zufrieden, wenn wir ihnen keine Schande machen. Die Zeit, wo jeder Naturalist oder Symbolist sich einbildete, mit ihm hebe eine neue Epoche der deutschen Literatur an, ist endgültig vorüber.



Wie das Kathele und Hansele Vater und Mutter suchen gingen.

Eine Geschichte aus dem deutschen Grenzgebirge.

Von Josef Stibitz.

Den Kindern im Birkenhäufel war nun auch noch die Mutter gestorben. Sie hatten nun niemanden mehr.

Und als nun die fremden Leute kamen und ihr Mutterle forttrugen, ward ihnen gar ängstlich zuhause und sie dachten, die bösen Leute könnten auch sie holen und aus dem Birkenhäufel forttragen.

Darüber hatten sie große Angst, und das Schwesterlein fing bitterlich an zu weinen, daß die Tropfen nur so über die roten Backen herabrieselten. Da sprach das Brüderl zu ihm: „Kathele, weine nur nicht. Weißt, wir wollen fortlaufen, ehe die bösen Leute wiederkommen, die unser Mutterle fortgetragen haben; und wollen suchen gehn, bis wir unser Mutterle und auch's Vaterle gefunden haben. Da wirfst du aber lachen, Kathele — gelt?“

Als das Kathele dies hörte, schaute es das Brüderl mit glücklichen, leuchtenden Augen an, wischte sich mit den braunen Händen die Tropfen von den Wangen und nickte zugleich so freudig mit dem Kopfe, daß die gelben Böpichen hin- und herschwenkten. Dann sagte es: „Hansele komm, gehn wir!“ und reichte dem Brüderlein die Hand hin.

Noch einmal schauten sich die Kinder in der kleinen Holzstube um, wo die buntbemalten Glasbilder an der Wand hingen. Da sah Hansele neben der alten Schwarzwälder, die geruhig ihr „Lichtad“ sumnte, seine Holzflinte.

„Sigst Kathele, mit der werd ich die „Bougerln“ und die Haferln schießn — Puff!“ Mit diesen Worten holte er sie herunter und hing sie über die Achsel.

Das Kathele aber nahm ihr kleines Handkörbel von der Ofenbank und hing es an den Arm.

Als die Kinder in die Thüre traten, schien gerade die helle Nachmittagssonne vom blauen Himmel herab. Sie meinte es noch recht gut, obwohl es schon stark in den Herbst hinein ging.

Es war ein heiterer Sonntagsnachmittag und ein kühles Lüftchen eben im Erwachen. Die zwei Kinder spürten nur den Sonnenschein und so schritten sie munter ins Gelände hinauf.

Die Felder lagen meist in Schollen, nur hie und da ein schwaches Grün der Winterfrucht. Im mageren Grase der Raine und Wiesen paar arme Blüten, Enzian und Schafgarbe, ein verspäteter Schmetterling darüber; aus den Sträuchern ein helles pink, pink — zink, zink und vom Walde her das froh—froh des Herbstvaganten; war alles Leben der herblichen Flur.

Weit und breit war kein Mensch zu sehen, sie waren alle im Kirchhof unten, wo sie die Wittwe aus dem Birkenhäufel begruben.

Unterdessen schritten die beiden Kleinen munter fürbaß. Und alleweil hatte das Kathele was zu fragen, und das Hanjele wußte alles und erzählte immer wieder von der Pinkhenne, von den Haserln und Bougerln.

So waren die Kinder auf den glitzerigen Kieswegen ins Gelände hinaufgekommen. Da trafen sie einen alten, armen Mann, der sich mühsam an einem Knotenstocke weiter schlepte.

Als das Hanjele den Mann sah, griff es fester nach seiner Flinte, das Kathele aber schlich ängstlich hinter das Hanjele.

Wie sie nun ganz nahe beieinander waren, nahm sich das Hanjele einen Mut und sprach:

„Grüß euch Gott, Vaterl! Habt ihr nicht die Leute gesehen, die mein Mutterl fortgetragen?“

„Mutterl fortgetragen?“ murmelte der Alte zwischen den dünnen Lippen und schaute die Kinder verwundert an: „Nein, liebe Kinderlein, ich hab auf dem ganzen Wege übers Gelände herein niemanden gesehen, auch euer Mutterl nicht. S' wird halt leicht noch weiter zurück sein“, sagte er und schüttelte mit dem Kopfe hin und her, als ob er's damit befeuern wollte.

„Gelts Gott, guter Mann!“ sprach's Hanjele. Es fürchtete sich nun gar nicht mehr. Auch das Kathele trat nun hinter dem Brüderl hervor, hielt sich aber fest an seine linke Hand an. So trabten die zwei wieder weiter. Der Alte aber schlepte sich müde an seinem Stocke thalein.

Aber schon legte sich die Sonne rot auf die westlichen Hügelskämme und es wurde immer kühler. Der wolkenfreie, klare Himmel versprach eine kalte Nacht.

Das Hanjele und Kathele aber wanderten weiter. Sie waren vom Wege abgekommen und schritten auf Rainen immer tiefer ins Gelände ein. Zwischen Sträuchern und Steinblöcken, die mit grünem Moos überwuchert waren, irrten sie dahin, da kamen sie zu einem kleinen Birkengebüsch.

Das Kathetele war schon ganz müde. Strümpfe und Röcklein hatten die Kinder im Gesträuche zerzaust und zerrissen. Und nun wurde ihnen auch noch kalt. Im Westen war nur noch ein heller Streifen von der Sonne sichtbar.

Mit zitternden Lippen sprach das Kathetele: „Hansele, jetzt sind wir wohl schon durch die ganze Welt gegangen und habens Mutterle noch nicht gefunden. Mir ist so viel kalt und ich bin so müde und schläfrig.“

„Wart nur, Kathetele, wart nur,“ sagte das Brüderl, „jetzt gehn wir nur noch um den Wald herum, und dann werden wir unser Vaterl und Mütterl schon bald finden. Weißt ja, was 's Mütterl immer zu uns gesagt hat. Hinterm Wald, wo die Sonne aufgeht, ist's Vaterl. Dort werden wir alle miteinander hingehn. Erst ich und dann ihr.“ Sigt, Kathetele, jetzt gehn wir nur noch um den Wald herum. Nicht wahr!“

Das Kathetele nickte nur stumm mit dem Köpfcgen und so schritten die Kinder eng aneinandergeschmiegt wieder weiter. Der Birkenbusch aber wollte kein Ende nehmen, und es wurde immer dämmeriger, stiller und kälter.

So waren sie wieder weiter geirrt. Nun aber war das Kathetele totmüde und zitterte wie ein kleines Vöglein vor Kälte, auch dem Hansele war kalt und es hatte all seinen Mut verloren.

Da sprach denn das Hansele: „Komm, Kathetele, wir wollen uns nur eine kleine Weile ausraffen. Dann aber gehn wir weiter, bis wir hintern Wald kommen. Gewiß ist's schon gar nicht mehr weit. Sigt dort drüben wird's schon ein klein bißel licht.“

Es waren blasse Mondstrahlen, die an den Birkenstämmen nieder-kletterten.

Das Kathetele nickte nur leise. Es hatte sich gar fest an das Brüderlein gedrängt. Ihm war gar kalt und die Augen wollten ihm vor Mattigkeit zufallen. Da that es die Hände zusammen und das Hansele auch; und sie beteten, wie es ihnen das Mutterle gelehrt hatte:

Himmelvater, bitt dich schön,
Laß uns nicht verloren gehn;
Führe uns an deiner Hand
In das himmlische Vaterland.

Und sie dachten dabei, dort würden sie schon ihr Vaterl und ihr Mutterl finden.

Der lichte Schein zwischen den Bäumen kam immer näher. Hanjele hatte das Kathete unter sein Köcklein an die Brust gelegt, weil es ihm so viel kalt gewesen. Vor Kälte schauernd und zitternd waren die Kinder aneinander gekrochen und eingeschlafen.

Raumend ging der Windhauch durch die Bäume. Der Mondschein kam näher und näher und schlich bleich über die schlummernden Kinder. Geräuschlos strich eine Eule durch die Bäume im Schatten dahin.

Und jetzt kam es müde und geisterhaft gegangen. Ein gebeugtes Weib und ein arbeits harter, hagerer Mann. Sie kamen Hand in Hand leise schwebend über das mondbeschienene Gelände. Ihre blassen Gesichter waren tiefgefurcht, schlichtes Haar hing ihnen um die Stirnen, aber mit kindlichen Träumeraugen sahen sie vor sich hin. Und nun standen sie bei den schlummernden Kindern.

„Nehmen wir sie mit uns?“ fragte der Mann mit weicher, dumpfer Stimme. Das Weib nickte nur ganz leise. Dann beugten sich beide nieder. Und wie sie sich wieder erhoben, trug der Mann das Hanjele auf seinem Arm und die Frau hielt das Kathete an der wulken Brust gebettet.

Da schlugen die Kinder die Augen auf.

„Mutterle“, sagte das Kathete, dann legte es glücklich lächelnd sein Köpfchen wieder an die wulke Brust. „Vaterle“, kispelte das Hanjele und schlang die Arme um den Hals des schlichten Mannes.

Die aber schritten im Mondscheine weit hinter den Wald hinaus.

*

Am Montag in der Frühe trieb der Hirtenlenz wie gewöhnlich seine Herde auf die Steinweide.

Als er oben im Gelände zum Birkenbüschel kam, setzte sein zottiger Hund die Lehne hinan. Dort blieb er unter einem Birkenbaume stehen und winselte und bellte, als wollte er seinen Herrn hinaufrufen.

„Thras, gehst rein, gehts gleich her!“ rief der Herr. Alles vergessens. Der Hund winselte nur lauter und rührte sich nicht vom Flecke.

Dem Hirtenlenz blieb nichts übrig. Er kletterte daher an seinem Stocke die kleine Lehne hinan bis zum Busche. Alles war mit seinem Reiß bestaubt, das Gras, die Sträucher und die Bäume und die zwei Kinder, die aneinander gefauert unter der Birke lagen.

Der Lenz traute seinen Augen nicht und ging näher. Da sah er, es waren die Kinder aus dem Birkenhäufel, deren Mutter man gestern begraben. Er beugte sich nieder und besühlte sie vorsichtig und sachte, rüttelte sie und rief sie. Die aber schloffen wohl allzu feste.

Da trat er zurück und senkte den Kopf, die Hände um seinen Stod gefaltet. Der Hund aber schaute fragend zu ihm empor.

Und die Sonne, die eben hinter den Hügeln herauskam, beschien das stille Fleckchen Erde. Und silbern glitzerte der Reif im Grase und an dem hängenden Gezweige.

Hansele und Gretele aber schliefen gar still. Sie hatten nun ihr Vaterle und Mutterle gefunden.



Der Martinitag.

Von Michael Urban.

„Da hali Martini
Haut an Mantl vasetzt,
Drüm haut a si dann aa —
In d'Gulastau(b)n g'setzt.“
(Egerländer Volksreim.)

Der 11. November, der dem hl. Martin im Kalender zugewiesen ist, ist der mittlere Thorschließtag des Herbstes. „Allahaling — künnt da Schnäi galing.“ „Martini — schreit da Schnäi: dau bin i“ und „Kathrei(n) — schaut da Schnäi ban Fenza ei(n).“ So singt der Volksmund im nordwestlichen und westlichen Böhmen. Der Martinitag ist ein altgermanischer Loos- und Rauchtag, er ist im Staab- und Rauentalender der Boigtländer mit einer Gans bezeichnet. Er war ein Wodanstag. Und da Wodan der Gott der Herden war, das „liebe Vieh“ aber das wertvollste Vermögen unserer germanischen Väter ausmachte, so war dieser Tag für Herr, Hirt und Herde ein Festtag. Man schmauhte um lohende Feuer fette Gänse, die da zuvor am Spieße gebraten worden waren, trank süßen Meth aus langgebogenen Hörnern und aß dazu ein „hornförmiges“ Gebäck. Dieser altväterliche Gebrauch blieb, als der 11. November dem hl. Martin zugewiesen wurde, und er hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Der hl. Martin übernahm von Wodan alle Pflichten, die dieser dem germanischen Volke gegenüber besaß. Er ist heute neben dem hl. Wendelin der Schutz- und Leitpatron der Herden und ihm zu Ehren werden heute nicht allein im nordwestlichen und westlichen Böhmen, sondern allenthalben, wo noch deutsche Art und Sitte wohnt, am 11. November fette Gänse und mürbe, mohnbestreute „Martinshörnl“ verzehrt. In älterer Zeit zogen „Martins-

jänger“ in unserer Heimat herum und sangen in den Hausfluren oder vor den Wohnfenstern:

„O Martin, o Martin!
Der Korb muß verbrennt sin.*)
Das Geld aus'n Tasch'n,
Der Wein aus'n Glasch'n,
Die Gans ab vom Spieß.
Da lauf fest und friß!
Wer sich voll saufen kann,
Ist ein rechter Martinsmann!

Daß dieses Martinisingen in Eger noch im 16. Jahrhundert gang und gebe war, geht aus den im dortigen Stadtarchive aufbewahrten Ratsprotokollen hervor, worin es zu den Jahren 1587—89 (fol. 167 b) heißt: „1588, Nov. 1. Wann er, Cantor, anheut anbringen lassen, Im zuuerstaden, nach der Merthens-Genß umbzusingen, vnd Aber befunden, Das hiraus bey der Jugent vnd In Andere wege viel vnordnung vnd Anderes entsethet, Ist herrn B(urgermeister) Adamen Kessler, Amtsträgern, beuolhen, mit Ime, Cantorj, solch umbsingen zue verhuttung Kunsttigs vnraths Abzuschaffen. Actum ut supra!“

Der Schmaus der Martinsgänse war in älterer Zeit viel allgemeiner als heute. Es veranstalteten sogar am Vorabende des Martins-tages oder am Martinstage selbst Zünfte und andere Vereinigungen festliche „Gansessen“. Im Egerer Ratsprotokolle (s. 26 und 219 a) heißt es: „1442. Item Geben der stat Schutzen**) tiijer. V gr. zu sendt Merteins Tag, die man In jerlich zu der genße zu Irem mal gibt.“ — „1470. Geben der Stat Bugsen vnd Armbrustschutzen von den Suntag nach Ostern biß auf Michaelis alle wochen 7 gr., macht i i j. Xj gr. zu Irer genß zu Martinj.“ — „1581. Nov. 15. Tuchknappen. Denen Ist vff Ir pitten, die Merthensgans zuchalten, wie von Alters herfohmen, nachgelassen, Auch hierzu die Truml, Pfeiffen vnd einen Trummeter zu bestellen vergönt, doch das sie sich Irem Selbst-erbieten nach Ainich vnd friedlich halten sollen, Damit man zue Andern Einsehenn nicht geursacht. Actum ut supra.“

Der Hauptgründer der Verehrung des hl. Martin und vieler diesem Heiligen geweihten Kirchen und Kapellen ist der hl. Bonifazius, der

*) Auch: „O Merthen, o Merthen,
Der Korb muß verbrennt werden!“

**) Die Stadtschützen waren eine Privatvereinigung, die sich an Sonntagen in Wehr und Waffen übten und zur Stadt- und Landverteidigung neben den Stadtsöldnern verwendet wurden.

so genannte Thüringer Apostel, welcher lange Zeit zu Ziegenhain bei Jena lebte. Er war es auch, der ihn zum Patron des Erzbistums Mainz erhob. Der hl. Bonifacius kannte die germanische Volksseele am besten und er wußte daher genau, daß nur ein wehrhafter Kriegermann, nicht aber ein Weichling, Woban aus dieser Volksseele langsam zu verdrängen vermochte. Wie in alter Zeit zu Ehren Wobans wurden weiterhin zur Herbstwende zu Ehren des hl. Martin festliche Aufzüge allüberall dort gehalten, wo an Stelle der Wobansaltäre in herrlichen Eichenhainen nunmehr Kirchen mit Martinialtären standen. In Jena und Erfurt wurde der Vorabend des Martinitages durch Umzüge gar festlich begangen. Es läuteten von allen Türmen die Glocken. Dieses Läuten nannte man das „Gans-Einläuten“. Von Thüringen aus verbreitete sich die Verehrung des hl. Martin durch alle deutschen Lande.

Die Legende schildert den hl. Martin als die personifizierte Mithätigkeit und erzählt, daß jener siehe Arme, dem er die Hälfte seines Kriegsmantels zur Bedeckung der Blößen geschenkt, Christus selbst gewesen, daß Christus ihm nachher erschienen sei und ihn ob seiner Herzensgüte belobt habe, worauf er das Kriegsleben aufgab, sich taufen ließ und nach einem ereignisreichen Leben als Erzbischof in Tours (Frankreich) starb. Wie aber bringt die Legende die Gänse und ganz besonders die fetten Gänse mit dem hl. Martin in Verbindung? Sie erzählt, Martin habe sich, als man ihn zum Bischof wählen wollte, versteckt gehabt und sei durch das Schnattern der Gänse verraten worden. Auch will man wissen, daß bei Beerdigung des Bischofs Martin (den 11. Nov. 402 n. Ch.), wobei etliche tausend Geistliche zugegen waren, eine ungeheure Menge Gänse beim Leichenschmause verzehrt wurde. Den Gebrauch der „Martinshörnl“ führt man auf den alten Gebrauch zurück, daß am Martinsmorgen die Kinder von den Eltern und die Dienstmädchen von den Vätern mit diesem Gebäck beschenkt wurden. Die Form dieses Gebäcks weise auf die „gehörnte Mütze des Moses“ hin, aus der nachher die Bischofshaube wurde. Die Hörner der Mütze des Moses seien aber die Enden des halben Mondes. Der Untergrund des Ganzen ist also Mithtizismus.

Ich schließe mit einem Martini-Gebichte, das aus dem Jahre 1815 stammt und lautet:

„Wohlauf zu Wein und zu des Martinsbratens
Wohlhergebrachtem Brauch!

Wir thuns mit Lust! mit Lust, ihr Freunde, thatens
Die Ur-Urväter auch.
Laßt hoch sie All' und unsern Martin leben,
Der's Stück vom Mantel schnitt!
Und, die wie er der Armuth willig geben,
Die Alle sei'r ich mit.

Seht hin, seht hin, wie sie den Heil'gen malen,
Nach altem plumpen Brauch;
Die Hörner sind die Zeichen seiner Strahlen;
So wie bei Moses auch.
Drum scheut euch nicht vor diesen Mehlgeweißen —
Sie sind euch nicht zur Schmach:
Laßt sie nur fein mit Zucker überstreuen,
Und dann ein Gläschen nach!



Die Marchfeldschlacht.

Von August Sperrl.*)

(Nachdruck verboten.)

In einem Bogen dehnte sich das Lager des böhmischen Königs von
Jedenipeigen bis an die March.

Der Tag war nahe. Gegen Morgen, über der March und auf der weiten
Puszta, lag grauer Nebel, und über den westlichen Hügeln glänzte noch der
fahle Mond. Aber allgemach kam hinter der Puszta, über den hohen unga-
rischen Waldbergen das Dämmerlicht empor in einem langen, schmalen Streifen.
Ein kühler Windhauch strich über das Land heran zu König Ottokars Zelte,
griff spielend in den seidenen, weißroten Wimpel und hob ihn losend. Der
flatterte träge, fiel kraftlos an der Stange herab, schlug noch einmal wie im
Traume gegen das Holz, hing schlaff da wie zuvor, und der Windhauch des
Morgens wehte westwärts gegen die gelben Hügel.

Wol stand auf der Anhöhe vor dem Königszelte und schaute unver-
wandt gegen Osten. Immer breiter wurde der Streifen. Der Mond ging
unter. Wieder kam der kühle Hauch von Osten her, wieder zaupte er den
Wimpel, strich weiter und verlor sich über den ungeheueren Bogen des Lagers.

Und das Lager wachte auf: die Rosse wieherten ringsumher unter dem
Königszelte, aus der Ferne kam es gleich einer Antwort, von den Hügeln bis
zur March erzitterte die Luft von den wilden Schreien; Posaunen und Hörner
lönten darein, und ihr Schall pflanzte sich fort von einem Ende des Lagers
ans andere; dreißigtausend Männer hoben die Häupter vom Schilde, die
Glieder von der Erde.

Wol stand regungslos und sah, wie sich das Thor des Himmels öffnete,
glutrot und golden, wie die Nebel metallisch erglänzten. Er senkte das
Haupt, schlug das Kreuz und murmelte: „Ave Maria!“

*) Aus den „Söhnen des Herrn Budimov“. Mit Bewilligung der C. G. Bed-
schen Verlagsbuchhandlung in München.

Gleich glühenden Pfeilen fuhren die ersten Sonnenstrahlen über die Nebel, über die Zelte alle hin bis zu den Hügeln — und es war Tag geworden auf dem Schlachtfelde an der March. —

Im Königszelte erhob sich der Gesang einer Männerstimme.

„Wohlauf, wohlan!
Der Tag geht an —“

sang der Mann da drinnen. „Pilgram!“ flüsterte Wot, und seine Gedanken flogen zurück in seine Kindheit und machten Halt bei dem weißhaarigen Greise auf dem Krummenauer Turme.

„Der Tag der thut anschleichen
Den Armen und den Reichen —“

sang der Mann im Zelte.

„Es ist der König!“ sagte Wot und lauschte.

Eine Weile war alles stille. Dann setzte der Sänger wieder ein und vollendete das Lied:

„Der helle Tag,
Der scheinen mag —
Gott gebe uns einen glückseligen Tag!“

„Gott gebe uns einen glückseligen Tag!“ sang Wot in der wohlbekannten Weise zur Antwort und biß sich auf die Lippe, als der letzte Ton verklang.

Die Purpurtücher der Umfriedigung teilen sich. „Kennst du das schwäbische Wächterlied, Knabe?“ fragte der König und trat ins Freie.

Wot stand mit gespreizten Beinen und hielt den Speer zum Gruße und stammelte: „Verzeihet, Herr König! Das Lied habe ich oft von einem alten Manne gehört und habe bei eurem Gesange an die Krummenau gedacht — und habe mitgesungen.“

„Gott gebe uns einen glückseligen Tag!“ wiederholte der König mit starkem Nachdrucke. Dann schaute er über die wallenden, silbernen, blizenden Nebel in den Morgen hinein, wandte sich langsam, sah mit düstern Blicken hinüber zu den gelben Hügeln, senkte das Haupt, schlug die Purpurtücher auseinander und sagte leise: „Und wenn sie heute abend hinter diesen Hügeln untergeht?“

Höher und höher stieg die Sonne. Weithin gegen Morgen und Abend erhob sich zwischen Zelten und Hütten in grauen Wölkchen der Herdrauch und zog sich in einem langen Streifen gegen die gelben Hügel.

Reiter flogen über die Felder, Boten kamen und drängten sich vor König Ottobars Zelte. Die Arbeit des Tages begann.

* * *

Hoch zu Rosse saß der König, und rings um ihn her saßen die Herren und Ritter in den Sätteln.

Am Fuße des Hügels, unter dem abgebrochenen Königszelte, hielt Wot. Ungeduldig scharrte sein Zelter den Boden.

„Wie wird dir, junges Reiterlein?“ sagte der Troppauer, ritt langsam vorüber und musterte den Witigonen mit seinen stehenden Augen.

„Vor der Schlacht fragt man nicht, wer jung sei oder wer älter,“ antwortete Wot finster, „sondern wer gut stoße und wer besser.“ Herzog Nikolaus lachte kurz auf und ritt vorwärts.

Wot aber stellte sich in den Bügeln, sah zur March, wandte sich und sah nach Westen. Ueber dem dunklen Bogen des böhmischen Heeres funkelten die Lanzenspitzen im Morgenscheine. Die Zelte waren abgebrochen, die schwerbepackten Wagen zusammengeschoben. Allenthalben qualmte dicker Rauch zum stahlblauen Himmel empor; die Holzhütten im Rücken des Heeres gingen in Flammen auf. Reiter und Sarjanten waren zum Abmarsche bereit.

Da hob der König die Rechte, und langsam rauschte die meergrüne Sturmflagge mit dem weißen Kreuze am Standartenmaste in die Höhe; die Trommeln wirbelten rasselnd von Rote zu Rote, von Schar zu Schar, die Posaunen ertönten, die Hörner riefen, wie laufendes Feuer flatterten die hundert und hundert buntfarbigen Fähnlein und Wimpel von der March bis zu den Hügeln in der Morgenluft; klirrend und dröhnend setzten sich die Haufen in Bewegung.

„Wie eine Flotte, die mit geblähten Segeln ins Meer sticht!“ sagte ein weißhaariger Reiter neben Wot.

Der Witigone nickte. „Gott gebe uns frohe Fahrt!“

„Vorwärts!“ riefen die Rottmeister über die Schar der Königlichen.

„Vorwärts!“ murmelte Wot, und sein Zelter begann zu tanzen. Krachend und ächzend bewegte sich der Standartenwagen über die Ackerbeete, die hohe Stange schwankte, die Seide rauschte leise, die Sonne lachte hernieder, die Zelter schnaubten, peitschten die Flanken, schäumten in die Gebisse, warfen die Köpfe nach dem Klange der Posaunen und trugen tanzend ihre geschmückten Herren, die Fünfhundert des Königs.

„Wie zum Feste, Herr Wot“, sagte wieder der alte Mann, hielt sich nahe an den Witigonen und wies auf die wallenden roten und weißen und blauen Gewänder der Herren ringsumher.

„Und ist auch ein Fest — oder nicht, Herr Martin?“ antwortete Wot und richtete die großen, blühenden Augen auf den alten Reiter.

„Aber ein blutiges Fest, Herr! Habt ihr euch schon gesegnet? Segen thut not!“

„Ja“, sagte Wot und neigte das Haupt.

„Und eure Waffen? Die nicht? Höret, ich will euch einen guten Spruch lehren, den gebrauchet!“ Nahe neigte sich der Reiter zu Wot und raunte mit singender Stimme:

„Aller meiner Feinde Waffen
Biegen sollen sie und schlafen.
Stahlfest sei mein Schädeldach,
Gebe keinem Giebel nach.
Schneide Schwert und heiße,
Was ich dir nur heiße —
Aber, hörst du, aller Enden
Nur in deines Herren Händen — —
Gilt Maria!“

„Der ist gut“, sagte er, „glaubet mir's, er ist erprobt im Abendlande und im Morgenlande. Ihr müßt ihn leise sprechen, wenn euch hernach die Knechte wappnen, leise, immerfort.“ —

Der Fahnenwagen ächzte, und hinter den Königsreitern stapften die Streithengste unter den blinkenden Rüstungen, Schwertern, Helmen und Schilden und erfüllten die Luft mit ihrem Wiehern. Kommandorufe tönten, reitende Boten stoben über die Fläche, klirrend und bröhnend schob sich das Heer vorwärts.

Auf Gras und Kraut lag der Tau des Morgens, die Tiere des Felbes flohen gehezt von den Rotten der Böhmischen.

„Das wird ein heißer Tag, denket an mich!“ begann der Alte wieder. „Die Sonne steht schon hoch, schauet, auch der König späht nach oben! Und vom Feinde ist noch keine Helmszier zu sehen. Dort, gerade vor uns, wo sich das Land hebt gegen Mittag, auf der langgestreckten Höhe — fasset sie nur ins Auge! — dort wird auf einmal, ehe wir's uns versehen, die römische Sturmflagge emporfahren! — Und eine Klugheit ist's, Herr, wenn ihr hernach an eurem Streittrosse den Satteltgurt selbst noch einmal prüfet.“

„Das thue ich heute wie immer“, antwortete Wot. „Ich verlasse mich niemals auf einen Knecht. Ihr meint es gut mit mir, ich danke euch.“

„Ich habe euern Vetter gekannt, den Grafen Wot“, sagte der Alte. „Gott sei ihm gnädig! Ihr tragt seine Züge. — — Aber da sehet, sehet!“ Sentrecht gegen die Königschar jagte in rasendem Laufe ein Reiter und peitschte sein struppiges Roß.

„Es ist ein Polaner. Der bringt wichtige Botschaft. Jetzt wird's Ernst. Wäre ich der König, jetzt geböte ich Halt.“

Näher und näher kam der Reiter. Sein Roß leuchte unter klatschenden Peitschenhieben. Das Gepolter ringsumher war verstummt. Aller Augen richteten sich auf den Boten. Vor der Sturmflagge brach das abgehezte Tier zusammen, der Hote sprang auf die Erde und rief dem Könige gellende Worte zu.

„Dorthin sehet!“ sagte der Alte. „Sehet, jetzt wird's da drüben lebendig. Sehet wie die ungarischen Kumanen, die Falben, hin und her jagen auf der Landhöhe, das Gefindel, das wilde, unritterliche!“

Ein langgezogener Hornruf fuhr durch die Luft. Der Standartenwagen hielt, und sein Mast zitterte. Wie gebannt hielten die Fünfhundert. Und mit Windeiseile flogen die Hornrufe von Rote zu Rote; die Trommeln schwiegen, und die Haufen standen von der March bis an die gelben Hügel. Ueber der Landhöhe gegen Mittag aber zeigten sich allmählich blinkende Lanzen-spitzen, wehende Fähnlein; Reiter in leuchtenden Gewändern tauchten empor, hier, dort, dann überall, in wogendem Gedränge; Sarjantenroten kamen herzu in festgefügtten Massen; und hoch über all dem Gefunkel und über den buntfarbigen Gewändern wiegte sich am schwankenden Maste im hellen Morgen Sonnenscheine die große, weiße Standarte des römischen Königs.

Regungslos standen die Böhmischen und sahen hinüber auf ihre Feinde, und die Köpfe streckten die Köpfe vor und schnaubten und wieherten.

Wot hatte sich in den Bügeln gestellt, und seine Augen waren weit geöffnet. Der Alte aber neben ihm strich hastig den weißen Schnurrbart, bewegte murmelnd die Lippen, und rastlos fuhrn seine prüfenden Augen über das deutsche Heer.

„Wenn der römische Fuchs sich nicht etwa halbiert und die eine Hälfte in den Hinterhalt gelegt hat, so kommen heute zwei von uns auf einen da drüben“, sagte er.

„Und jetzt geht's los?“ rief Wof hervor und schickte sich an, vom Zelter zu steigen.

„Gernach, Herr, das hat noch Zeit! Ritterliche Heere rumpeln nicht wie Strauchdiebe aufeinander“, warf der Alte hin und fuhr fort zu schäßen und zu rechnen.

Langsam zogen die deutschen Scharen einher, wie fernes Branden und Draußen drang es zu den Böhmen herüber, tiefer und tiefer schoben sich die Massen in die Ebene.

„Seht ihr den Bach vor uns, Herr, das Weidengebüsch meine ich, das von den Hügeln quer über die Wiesen zur March läuft?“

„Ja, Herr!“

„Wenn König Rudolf an diesen Bach rückt, dann wird's Zeit, die Sturmgewänder anzulegen.“

„Und dann geht's los?“ fragte Wof zum zweitenmal.

„Bis alles gehörig in Ordnung steht — um die Mittagszeit, so schäße ich.“

„Ach, so lange!“ sagte Wof.

„Wenn es euch gefällt, so reitet der Seeberger heute Roß an Roß mit euch, Herr. Ihr habt einen starken Arm, und ich kann euch wohl so manchen Ratsschlag geben; denn ich bin ein alter Knabe. Da käme dann keiner von uns beiden zu kurz. Schlaget ein!“

Kräftig schlug Wof in die bargereichte Hand und sagte: „Ich danke euch. Ihr meint es sehr gut mit mir.“

Der alte Mann hielt die Hand des Jünglings fest, beugte sich herüber und raunte: „Gott segne den König! Um seinetwillen graut mir's vor dem heutigen Tage; denn glaubet mir, man kann sie zählen, die es treu meinen mit Herrn Otokar.“

„Gott segne den König!“ antwortete Wof und sah dem Alten traurig in die Augen. — — —

Und es ritt also doch wieder ein königlicher neben einem Rosenreiter am selbigen Tage.

* * *

Hornsignale ertönten.

„Nun wappnet euch, nun wappnet euch!“ riefen die Hauptleute von Rotte zu Rotte, von Schar zu Schar.

„Endlich!“ murmelte Wof und sprang vom Zelter. Knechte liefen herzu und führten die ledigen Pferde zurück. Herrliche Rufe durchkreuzten die Luft. Schwere Schritte stapften die Kriegsgrosse heran und nahmen wiehernd die verlassenen Plätze der Zelter ein.

Eilend lösten die Knappen das Waffenzeug von den Sätteln und schleppten es dahin und dorthin, und die Sonne brannte herab auf die Felder.

„Heiliger Martin, hast uns einen heißen Tag beschieden!“ brummte der Seeberger und fuhr tastend an Leib und Schenkel, die in dem gepolsterten Senstienere staken. „Die Riemen enger“, befahl er, „daß ich's nicht verliere! — Das Hufenier, du Rind von einem Knechte! Glaubst du, ich will mir die Hüften lassen zerstoßen und schinden?“

„Hier!“ schrie der Knecht und umwand die dünnen Lenden seines Herrn mit dem starken Polster.

„Holla, die Hosen! Lummele dich!“ befahl der Seeberger, ließ sich nieder auf den Kufen, legte sich auf den Rücken und streckte die langen Beine in die Luft empor. „Holla! Lummele dich! Meinst du, ich will mit meinen Beinen ein Loch in den Himmel stoßen?“

„Lang genug wären's“, murmelte der Knecht und schleppte die Hosen heran.

„Was?“ schrie der Alte.

„Hier, Herr!“ schrie der Knecht, hob mühsam das schwere Bündel in die Höhe und brachte es in die richtige Lage.

Der Alte äugte aus krebserotem Antlitz scharf empor an seinen Beinen, brummte und hielt die Beine steif wie Speerstangen. „Los!“ kommandierte er, und langsam und schwerfällig rollten die funkelnden Ringe herab und legten sich enge an die Schenkel, und sorgsam glätteten Knappe und Knecht.

Herr Martin stand auf, wiegte sich bedächtig von einem Bein aufs andere, that einen Zug aus der Zinnflasche und sah hinüber auf Wot.

Der stand da, gewappnet vom Halse bis an die spitzen Stahlschuhe, hochaufgerichtet, und weiß wie Schwanengefieder glänzten die Ringe an seinem Leibe. Die Knechte schoben ihm das wallende Haar unter die Lebermütze und hoben die blinkende Ringkapuze aus seinem Nacken empor. Der Jüngling gab kurze Befehle, tastete hierhin und dorthin und schaute dabei wie im Traume aus seinen großen Augen über den Rüßplatz, über die halbge-
wappneten Reiter, über die scharrenden Rosse, zu den gelben Hügeln gegen Abend.

„Der Teufel auch, das geht mir allzu hurtig!“ brummte der Seeberger. „Pakt an!“ gebot er den Knechten. Die griffen an die Hüftriemen, hielten die Eisenhosen und gingen mühsam neben dem Alten, der eilig auf Wot zustrebte.

„Sorget euch um nichts!“ sagte der Witigone und lächelte wie aus einem engen Guckfenster aus der blinkenden Ringhaube hervor.

„Wer wird denn das Finteil schließen, Herr?“ schalt der Seeberger und griff unter das Kinn des Jünglings, und der breite Panzerstreifen löste sich von Mund und Hals und sank klirrend am Arme herab. „Wollt ihr euern Herrn ersticken, ehe der Tanz angeht?“ schalt der Ritter die Knechte.

„Ich habe es nur zur Probe geknüpft“, lachte Wot; „aber ich danke euch.“

„Die Schinneliere fehlen noch“, brummte Herr Martin und wies auf die unbewehrten Kniescheiben, wandte sich und stapfte mit den Knechten zurück an seinen Rüßort.

Langgezogene Hornrufe fuhren durch die Luft und übertönten das Klirren und Schreien und Wiehern.

„Flugs! Flugs!“ trieb der Alte, während sie die Hosen zusammenschürten. „Das erste Horn! Flugs! Wollt ihr, daß ich im Leinenhemde und in der Hose reite?“ — „Die Brünne, die Brünne!“ rief er, und klirrend sank das schwere Eisenhemd über Schultern und Brust herab bis auf die Schenkel. „Hurtig“, trieb er, „die Schuhe, die Platten, den Hut, die Mütze, die Sporen — hurtig, hurtig!“

Im glänzendweißen Waffenkleide stand der alte Mann und entfaltete das seidene, weiße Fähnlein und strich über die schwarzen Kugeln, die darein

gestrikt waren. Dann zog er einen graugrünen, verwitterten Felsen, einen Frauenschleier, aus seinem Kleide, band ihn sorgsam unter die blinkende Spitze der Lanze, strich zärtlich darüber, beugte sich herab und hauchte einen Kuß darauf.

Wol trat hinter ihn, und langsam wandte sich der Seeberger, schaute wieder prüfend an dem Gewappneten hinunter und hinauf an seiner Lanze, wo der weiße Wimpel mit der roten Rose hing, sah dem Jünglinge in die Augen, sah noch einmal hinauf am Lanzenschafte, räusperte sich, verdrehte die Augen, spitzte die schmalen Lippen, daß der borstige, weiße Schnurrbart stachelig nach vorne fuhr, und fragte mit zarter Stimme: „Herr, aber Herr, die Kampfesfüßigkeit an eurer Lanzenspitze? Saget an, auf welches holde Symbolum wollt ihr denn heute reiten?“

„Nun, ich denke, auf die Rosen; die sind mein Erbzeichen, Herr“, lachte Wol.

„Die Kampfesfüßigkeit“, sagte der alte Mann dringlich, „der Wunderholden flatternd Lanzenkleinod?“

Ein zweiter Hornruf lief über die Rotten von der March bis an die Hügel.

„Zeit wird's“, brummte Herr Martin, der Seeberger, bückte sich schwerfällig, griff dreimal in einen Maulwurfshaufen und warf dreimal eine Hand voll Erde hinter sich. „Thut's auch!“ sagte er so dringend zu Wol, daß dieser sich bückte und wie der Alte die Erde im Bogen warf über seinen Scheitel.

Nun hob Herr Martin die Lanze mit dem Wappenwimpel und mit dem verwitterten Schleier auf die Schulter, winkte Wol und schritt voran, zwischen den Reihen der gerüsteten Reiter hindurch, zu den stampfenden Rossen.

* * *

„Tarter, guter Tarter!“ sagte Wol und trat neben den Schlachthengst. „Nicht einmal streicheln kann ich dich heute“, lachte er und schob die Hand unter die Decke an den warmen Kettenpanzer. „Armer Tarter, heiß, fürchtbar heiß!“ Das Roß wandte den Kopf, schnob und scharrte und warf den Kopf heftig in den Nacken, und der Stachel auf der Stirnplatte funkelte. Schweigend prüfte der Witigone den Satteltgurt, glättete die schneeweiße, seidene Decke und strich über die blutroten Rosen. „Dein Festkleid, Tarter“, sagte er leise, nahm dem Knechte die Zügel aus der Hand, griff mit der Linken auf den Sattelknopf und saß mit einem Sprunge auf seinem Rosse.

Im Mittagsonnenscheine dehnte sich das weite Feld, und drüben und herüber, bei den Römischen und bei den Böhmischen war ein Kimmern und Gleißn und Blißn, als ob Schnee und Eis auf allen den tausend und tausend Hüten und Schilden und Gewändern läge. — —

Wie die weißen Engelskinder
Reiten wir in Glanz und Schein
Flügellos auf Bindessflügeln
Hurtig in den Feind hinein!

summte der Seeberger im Tone eines Fahrenden, und Wol sah lächelnd hinüber auf die lange, dürre Gestalt und auf das lederfarbene Angesicht. Dann aber hob auch er leise die Stimme und sang unter dem Rufen und Klirren ringsumher:

Ich reit' im Eisenkleide
Mit Schild und Rose zu Thal:
Da winken Wiesenblümlein
Und prangen und duften zumal.

Verzeiht, ich kann nicht rasten,
Ihr Blümlein blau und rot,
Muß eilig weiterfahren — —
Wohin — das weiß nur Gott.

Doch trau' ich seiner Gnaden,
Dem Schwert und dem blizenden Schild,
Und trau' der Witte-rose
Fünfsblättrig-glühendem Bild.

Gott's Huld und die Rose, die reine,
Die beide regieren mein Herz,
Und sterbend will ich schauen
Zur Jungfrau himmelwärts.

Ein Schauer lief über seinen Leib.

„Herr!“ sagte der Alte, beugte sich herüber und sah in das bleiche Antlitz des Jünglings, „Herr, es ist heißer Mittag; hat euch das Lieb erkältet?“

Mit blizenden Augen schaute Wot auf Herrn Martin, warf das Haupt in den Nacken und stieß hervor: „Das Warten, das lange Warten!“

„Trinket!“ rief der Alte und reichte die Zinnflasche herüber.

„Zuerst ihr, Herr, dann ich!“ sagte Wot.

„Unsere Huldinnen!“ murmelte der Seeberger und trank.

„Die schwarzen Kugeln und die rote Rose!“ rief Wot und that einen Zug. — —

„Das Lieb vorhin hat mir gefallen!“ sagte Herr Martin.

„Das Rosenlied?“ rief Wot. „Wir nennen's das Rosenlied, und es wird überall gesungen, wo Wittekinde wohnen. Sie singen's auf der Reise, sie singen's nach der Jagd, sie lullen die Kleinen in den Schlaf damit. Man sagt, der Liechtensteiner hat's gemacht.“

„Der Liechtensteiner?“ fragte der Alte und leckte sich die Lippen — Wot wußte nicht, ob wegen des Weines oder wegen der Kunst. „Der große Sänger!“ fügte der Seeberger andächtig bei.

„Ob er groß gewesen ist, das weiß ich nicht“, sagte Wot. „Ich kenne nur das eine Lied von ihm, und das gefällt mir, weil's auf die Rose geht. Aber bei uns in der Krummenau erzählen die Leute, daß er ein großer Narr gewesen sei.“

„Das versteht ihr nicht, Herr; ihr seid zu jung dazu“, antwortete Martin der Seeberger in kaltem Tone, und langsam fuhrn seine Augen empor am Schafte der Lanze bis dahin, wo die süße Kampfeszier hing in der Hitze des Mittags.

Ueber den grünen Plan draußen im Angesichte der Fünfhundert des Königs kamen in Eile schwarze Mönche. Am Standartenwagen machten sie Halt, ihr Kreuzträger stieß das Kreuz in den Nasen. Stille ward's weithin,

und mit gefenkten Häuptern saßen die Gewappneten in den Sätteln. Ein kleiner, junger Mönch trat hervor aus der Schar seiner Brüder, riß ein schwarzes Holzkreuz aus seinem Skapuliere, hielt es hoch in die Luft und rief mit heller Stimme in deutscher Sprache:

„Nun höret allzumal, ihr Herren, Ritter und Knechte! Gott Vater, Sohn und heiliger Geist sei mit euch allen, Amen. Ihr sollt mannlich sechten und euch nimmermehr fürchten; denn ihr sechtet für gutes Recht. König Rudolf will sicherlich stecken ganz Böhmenland und Mährenland in seinen Sack. Da sei Gott vor, daß dieses geschehe! Und darum sollt ihr tapfer sechten, und unsere liebe Frau wird euch verhelfen zum frohen Sieg. Und derweilen ihr reitet, heben wir die Hände auf und lassen nit ab mit Beten und Schreien. Wär' aber etwa dem oder jenem zu sterben gesezt, so wird sich seiner erbarmen die heilige Jungfrau und wird ihre Engelein schicken, daß sie seine arme Seel' heben aus dem Feuer und tragen sie zu den himmlischen Freuden. Amen!“

So sprach und predigte der kleine Mönch mit weithinschallender Stimme, die heiße Sonne fiel auf seinen kahlen Scheitel, mit der Linken strich er den Schweiß von der Stirne, dann hob er beide Arme hoch empor und breitete sie segnend aus gegen die Schar. Die Ritter und Herren ringsumher bekreuzigten sich, in Eile schritt der schwarze Zug weiter gegen Abend, singend und betend; ihre schwarzen Kutten schlangen sich an den Leibern der Mönche, das Singen und Beten erstarb im Klirren des Eisens.

* * *

Stahlblau wölbte sich der tiefe Himmel, und es war, als hüpft die heiße, flimmernde Luft. Gleich einer Wetterwolke hing das römische Heer am langgestreckten Abhange, und gleich einer zweiten Wetterwolke stand König Ottokars Streitmacht quer über der weiten Ebene. Und es legte sich die Ruhe über die gewappneten Rotten, sie bändigte das Schnauben und Wiehern der Rosse, starr saßen die gepanzerten Kämpfer, tausend und tausend Augen schauten geradeaus, immer geradeaus auf die Wolke da drüben, auf die Wolke da drunten. — Wohl lag die Ruhe auf den gewaltigen Scharen, unter Eisen und Linnen und Seide aber pochten in Unruhe tausend und tausend Herzen, und hinter den heißen Stirnen jagten sich die Gedanken. Und unsichtbare Gestalten schlichen sich herein in die Eisenreihen, schmiegt sich an das Roß und pflogen Zwiesgespräche mit dem Reiter, leise, leise. — Großer Gott, wie viele, unzählige Gestalten: junge Frauen mit verweinten Augen, alte Mütterlein, gebeugt am Stabe — wie sie nur sich herangetrauten? — alte Mütterlein mit welken Gesichtern. Und die jungen Frauen hoben Kindlein, lassende Kindlein hinauf zum letzten Gruße, Kindlein mit roten Lippen, mit runden, weißen Armchen, mit lachenden Augen. — Zwiesprache pflogen sie, unhörbare Zwiesprache in der Ruhe vor dem Kampfe, in der funkelnden, blühenden, buntwimpeligen, in der fürchterlichen Ruhe vor der mörderischen Schlacht.

Weiße Lämmlein schwammen hoch, unendlich hoch über dem grünen Felde und zogen friedlich auf ungebahnten Wegen. Unten aber standen sie sich gegenüber.

„Wie zwei Stiere!“ sagte Wot, und es war, als erwachte er aus tiefem Träumen. „An der March und an den Hügeln die Hörner —“

„— wir aber in der Mitte und die Königlichen drüben in der Mitte die Stirnplatten!“ vollendete der Seeberger. „Und da gibt's die stärksten Stöße, Herr! Auch werden die Bremsen nicht fehlen, wenn die Stiere aneinander geraten: Nehmet euch in acht — seht ihr die wilden Haufen, die da drüben an den Hügeln auf und nieder wogen? Die reiten herzu, es sind die bösen Falben, und ehe du dich's versiehst, sitzt dir der Pfeil im Fenster.“

„Was thun?“ fragte Wof und schaute die Reihen hinauf und hinunter, und seine Augen glänzten.

„Den Kopf aus dem Nacken, das Kinn auf die Brust, das Helmdach voran, wenn sie schwärmen — dann sollen sie herschießen!“ sagte der Seeberger.

„Will's thun“, meinte Wof; „aber was liegt mir viel an meinem Leben?“

„Je älter ihr werdet, desto wichtiger wird euch das Leben sein“, erwiderte der alte Mann.

— — — — —

Hornrufe erklangen von den Hügeln her. Ein Reiterzug kam an der Front der Schlachtreihen herauf. Die Trommeln rasselten von Schar zu Schar, die Posaunen ertönten, die Fähnlein schwangen sich zum Gruße, und auf seinem milchweißen Rosse ritt der König die Reihen entlang. Mit starren Augen sah Wof hinaus in die Ferne und sah nur noch die lichte Gestalt des Helden. — — —

Langsam setzte sich die Sturmflagge in Bewegung, von der March bis zu den Hügeln riefen die Hörner ihre wilden Weisen, drüben vom Abhange herab wälzten sich immer noch wimmelnde Scharen zu Thale, und auf der goldenen Helmzier des Königs funkelte der Sonnenschein, als schösse Feuer empor aus glühendem Metalle. Wie Meeresbranden scholl vieltausendstimmiger Gesang über das Blachsfeld zu den Böhmen herüber, klagender, bittender, heischender Gesang, dräuend spannte sich die unermessliche Bläue des Himmels über der Wahlstatt, und die Heere stapften gegeneinander.

„Träumt ihr, Herr?“ schrie der Seeberger. „Löset den Helm und sprecht den Segen!“

„Was singen sie?“ fragte Wof, und seine Finger lösten den Helm vom Sattel und lieblosend streichelte er den glänzenden Stahl.

„In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnad' begehren wir —“

antwortete der Seeberger.

„Hospodin, Hospodin, pomiluj ny!“ schrie einer, schrieten zehn aus dem böhmischen Heere, und brausend hob sich aus der Schar der Fünfhundert der Ruf: „Herr, Herr, erbarme dich unser!“ „Hospodin, Hospodin, pomiluj ny!“ pflanzte es sich fort, lief die Reihen entlang und halbt zurück von den böhmischen Haufen am Fuße der Hügel. Und von drüben her, aus den Rotten des römischen Heeres, kam es wie grollender Donner, immer näher und näher, gleichmäßig wie aus einem einzigen, riesengroßen Munde, das uralte Lied der Kreuzfahrer.

In der Mitte aber, im sonnigen Blachsfelde, stießen die Gefänge hart aufeinander — und alle die Tausende wollten den Himmel stürmen mit ihren

betenden Schreien, und am Himmel leuchtete die Sonne und schickte sengende Strahlen auf die Erde. — —

Die Sturmsfahne stand, die Trommeln rasselten, die Rotten hielten hüben und drüben. „Helm auf! Helm auf!“ schrieten die Rottmeister — der Gesang verstummte, die Helmsäffer sanken über die Häupter — — und es gab nicht Alte mehr und nicht Junge, es standen hüben und drüben nur noch eiserne Männer mit unbeweglichen, eisernen Angesichtern, aus wilden Augenlöchern schaute der grauhaarige Alte und schaute der blondlockige Jüngling, und es gab nur noch ein einziges Wort, auf das sie alle warteten hüben und drüben — vorwärts! —

Vom Reichsheere trabte ein roter Reiter heran. In der Mitte des Feldes hielt er, schwang die Lanze mit dem flatternden Fähnlein und schrie mit dumpfer Stimme aus dem Helmsaffe: „Hera her! Hera her!“

Einer von den Fünfhundert ritt aus seiner Rotte, trieb das Schlachtroß an, legte die Lanze ein, trabte, galoppierte, jagte gegen den Anstürmenden — und ihre Lanzen zerplitterten. Jubelrufe tönten hüben und drüben, Tausende und Tausende harrten in drohender Ruhe und schauten einander aus der Ferne in die Helmsenster, tausend und tausend Köpfe schnaubten und scharren und stiegen — und zwei Speere waren in Splitter gegangen, zwei glänzende Reiter wandten ihre Köpfe im Blachfelde und ritten grüßend im Bogen zurück.

Da jagte wieder ein Reiter aus dem Reichsheere über den Plan. Der hatte sich weit zurückgelegt im Sattel, seine Lanze ragte nach oben. Näher und näher kam er. „Harra! harra!“ riefen die böhmischen Rotten. Auf die Sturmsfahne zu jagte der scheue Gaul. Lachend schwangen die Böhmen ihre bewimpelten Lanzen. Der Reiter bekam Gewalt über das Roß, legte die Lanze ein, wandte sich hart vor den Königlichen und rannte mitten auf eine brandenburgische Rotte.

Wof stand in den Bügeln, er hörte das Krachen der brechenden Lanze, er sah den fremden Reiter zu Boden sinken. Wilde Rufe kamen von drüben. Ein starker Keil löste sich aus dem Reichsheere und trabte mit dumpfem Schlachtgeschrei über den Plan. Die Hörner lockten, Befehle flogen. „Budweis und Prag!“ erscholl es aus den brandenburgischen Scharen, und mit Rasseln trabte eine Rotte hinaus ins Feld.

Im Keile ritten die Haufen gegeneinander, die Spitzen stießen aneinander, weithin tönte das Krachen der Speere, die Helme blitzten, die Mäntel flatterten. Köpfe stiegen und überschlugen sich und wälzten sich auf dem Rasen. Die letzten Reiter drückten auf die vorderen Reihen, wogend rangen die Haufen und stauten sich. „Budweis und Prag!“ schrieten die Böhmen, die hinten in der Schlachtreihe hielten, und ihre Köpfe schnaubten dazu, und draußen im Felde fielen die Schwerter auf die eisernen Helmsäffer, und es hob ein Hämmern an und ein Schlagen und Klopfen, hell und scharf, als wären reißige Schmiede aneinander geraten, und zwischenhinein tönten dumpfe Schläge, die Morgensterne sausten nieder auf die dröhnenden Helme, und Todesnacht senkte sich da und dort über brechende Augen.

Der Witigone aber saß wie im Traume, und über alles Hämmern da draußen klopfte sein Herz unter dem Ringhemde, als wollte es zerpringen. „Ich rate euch, Herr, halet das heiße Helmsaß ruhig wieder an den Sattel“, sagte der Seeberger und hob den eigenen Helm vom Schädel. „Es hat noch Zeit, und die Sonne brennt wie im gelobten Lande.“

Wol löste das Helmband und nahm den Helm ab. Seine Wangen glühten um die Wette mit den gestickten Rosen auf seinem Kleide, und wortlos hob er sich wieder in den Hügeln.

Vieltausendstimmiges Geschrei kam durch die heiße Luft herüber von den westlichen Hügeln. Wol wandte das Haupt und sah buntwimmelnde, blitzende Scharen hervordringen aus König Rudolfs Heere, und auch die gewaltige Wetterwolke der Böhmen schob sich dort, wo sie an die Hügel stieß, auseinander, und Rote auf Rote rückte gegen den Feind. Wol sah, wie die Rosse ihre Flanken peitschten, wie die Fähnlein flatterten — alles war so ferne und war so klein und war anzuschauen wie ein lebendiges Bild.

„Jetzt heißt's die Ungarn werfen, sonst drücken sie die Unsern zurück übers Feld, in die March!“ stieß der Seeberger hervor, der unverwandt zu den Hügeln blickte. „Jetzt gilt's, jetzt gilt's!“ rief er heftig. „Jetzt zeigt, ob ihr etwas taugt, ihr Slavenvolk; beißet euch ineinander mit euren Erbfeinden! Schlaget drauf, laßt sie nicht durch! Die Ungarn sind's — ihr oder sie! Werden sie Herren über euch, dann kommt keiner mit dem Leben davon; und wenn ihr tot daliegt, dann schneiden sie euch noch die Köpfe vom Leibe und stecken sie in ihre Säcke.“ — „Schlaget, schlaget!“ rief er, als könnten's die an den Hügeln hören, und nahe draußen im Felde schlugen Brandenburger und Römische den Takt dazu, drängten sich die Haufen hin und her, schiebend und stoßend und schreiend.

Und wieder stoben Königsboten von den Hügeln heran die Reihen entlang bis zur Sturmflagge und stoben zurück zu den Hügeln.

„Ach, heiliger Martin!“ seufzte der Seeberger und deutete auf die Sturmflagge. „Sehet doch, Heer Wol, wie schlaff sie am Mast hängen! Käme nur ein Lusthauch und wollte in diese Hitze fahren!“ —

Die Brandenburger im Felde draußen wankten; neue Rotten lösten sich aus der böhmischen Schlachtreihe und trabten mit Geschrei gegen den Feind. „Budweis und Prag!“ riefen die ermüdeten Kämpfer und schwenkten mit frischen Kräften die Schwerter. Drüben im Reichsheere aber rasselten die Trommeln, Posaunen und Hörner fuhrten lodend herein, Scharen mit wehenden Fähnlein bewegten sich und schoben sich blitzend heran, und die kämpfenden, wogenden, hämmernnden, schreienden Rotten im Felde wuchsen zum Heere.

„Sehet, sehet, sehet, die Unsern siegen! Sehet doch, da draußen! Und hört ihr nicht das laute Geschrei »Budweis und Prag«?“ rief Wol.

„Und an den Hügeln weichen die Böhmen, Gott sei uns gnädig!“ sagte der Seeberger langsam, warf einen Blick auf die Schlacht gegen Mittag und sah dann wieder unverwandt hinüber gegen Abend, wo im blauen Dunste die Scharen wogten.

Boten flogen auf schäumenden Rossen gegen Morgen und Abend, und sichtbar vor aller Augen hielt König Ottokar auf seinem scharrenden Rosse und lenkte die Schlacht.

„Sie fliehen, sie fliehen!“ rief Wol und griff nach dem Arme des Alten und wies geradeaus ins Feld. Und „harra! harra!“ löste es sich von hundert und hundert Lippen, und unaufhaltsam drängten die brandenburgischen Rotten den römischen Feind gegen Mittag. Aber regungslos saß der See-

berger im Sattel; kein Zucken ging über sein scharfes Angesicht, festgeschlossen war sein Mund, unaufhörlich spähten seine Augen in die Weite — —

„Da Herr“, schrie er plötzlich, „jetzt kommt der Tanz an uns!“

Und Wot sah, wie sich fern über dem Grunde ein großes Geschwader vom Reichsheere trennte, er hörte die Posaunen schallen, er sah die Lanzenfähnlein flattern — und es dünkte ihn auf einmal alles rings umher ein Traumbild zu sein, Schauer liefen über seinen Leib, der doch dampfte unter der Rüstung, und im Traume hörte er gellende Befehle, im Traume die wilden langgezogenen Rufe der Hörner ringsumher, im Traume sah er den König winken — —

„Helm auf, ihr Herren!“ schrieten die Rottmeister, und auf den Häuptern allen grinsten die schwarzgelochten, blinkenden Eisenfässer, und mit dumpfem Dröhnen und hartem Klirren ritt die reißige Schar über den Grund, Knie an Knie.

Und schwerfällig trabten die Rösse und schnaubten, und hoch über den schweigenden Reitern flatterten die bunten Wimpel, funkelten die Stahlspitzen der Sonne entgegen, und die Sonne brannte hernieder mit aller Glut.

Wot sah, seine Linke hielt Schild und Zaum, seine Rechte umklammerte den Schaft der Lanze — und der Traum war verflogen.

Gleich den Wellen eines Stromes rollten die Schlachtheile dahin; wie die Wellen rauschen, so schnaubten und keuchten die Rösse und zerstampften die Erde; wie die Wellen sich heben und senken, so gallopierten die Rösse über den Grund; wie die Segel sich blähen im Winde, wie die Wimpel wehen, so blähten sich die hellen Gewänder der Herren, so wehten die Fähnlein — und mitten in dem Haufen blühte der goldene Löwe auf König Ottokars Helme — — — und so fuhren sie hinein in die Schlacht, als schössen sie dahin auf glitzernden Wellen zum Meere —

Im Reile waren sie angeritten, die Vordersten waren aufeinander gestoßen, die Wogen waren in donnerndem Gusse ineinander gestürzt. Die Vordersten sanken von den Rössen, die lebigen Rösse bäumten sich und zerstampften den Rasen und zerstampften die Leiber ihrer Herren, begierig drückten die hinteren Reihen heran an den Feind, die Schwerter blühten, die Helme trachten, die Trompeten schmetterten, dumpf schrieten die Recken aus ihren Fenstern hervor, die Fähnlein flatterten. Und aus den leuchtenden Leibern der Rösse und Reißige stiegen Dämpfe empor und lagerten sich über den Kämpfenden, und die Rösse rochen das Blut, das sie aus den Leibern der todwunden Helden stampften, und sie schnaubten und ängstigten sich. —

Neue Scharen lösten sich aus dem böhmischen Heere und drängten sich in den wühlenden Kampf, langsam schwanke die grüne Heerfahne vorwärts, und langsam drückten die Königschen und die Brandenburger, die Thüringer und die Bager gegen die Eisenreihen der Feinde und drückten sie gegen den Bach, wieder und wieder kamen gellende Hornrufe durch die schwüle Luft, und mit Macht spornten die Böhmischen ihre Rösse, hieben mit Kolben und Lanzenstampfen und Schwertern darein. — So steigt das schäumende, zischende Wasser empor am schützenden Damme und drückt und bohrt, steigt höher und höher, löst Scholle von Scholle und stößt aufs neue und wühlt aufs neue — — — der Damm bricht, und die Wasserflut stürzt durch die Bresche und wälzt sich hinunter aufs Land. — — — Tausendstimmiges Geschrei brandete in:

einander — — — auf jagenden Rossen brachen sich die Böhmen den Weg durch die Feinde.

„Heia, erster Stich!“ leuchte Herr Martin aus dem Helme hervor. „Aber wo ist der König?“

„Da drüben!“ rief Wot, warf den zerbrochenen Länzenschaft zur Erde und riß das Schwert aus der Scheide. „Er hat den Helm abgenommen — aber sehet nur, dort hält er, und neben ihm Herzog Niklas — ich kenne das rote Kleid!“

„Kehret euch!“ schrieten die Rottmeister, und außs neue ordneten sich die Ritter in Reilen.

„Seid ihr unverfehrt, Herr?“ fragte der Seeberger.

„Ganz unverfehrt“, antwortete Wot. „Aber mir ist's, wie wenn ich im Feuer ritte. Der Sonnenbrand; die Glut! Mir ist's, wie wenn man Jackeln schwänge hart vor meinen Fenstern.“

„Mut!“ sagte der Seeberger. „Uns ist in alten Mären wunderviel geseit von Helden lobebären und großer Kühnheit! — Mut! Mut! Schauet doch hinaus vor euch, das nenne ich einen Punct! Und dazu hat jeder von uns geholfen.“

Das Feld zwischen den Siegern und der Sturmflahn, die gegen Mitternacht stand, war besäet mit gefallenem Rossen und Reitern, haufenweise lagen die Leiber aufeinander, wo die eisernen Scharen zusammengestoßen waren, und in den Totenhügeln regten sich die letzten Reste des Lebens, Rösse schlugen im Verenden in die Luft, Verwundete krochen auf Händen und Füßen über den Rasen.

Die Königlichcn setzten sich fest in den Sätteln, und in ihre Mitte ritt langsam König Ottokar. Die versprengten Feinde sammelten sich im Felde draußen, wieder klangen die Hörner. —

Da schrieten auf einmal die Rottmeister mit gellenden Stimmen „kehret euch! kehret euch!“ und schlangen ihre Schwerter und wiesen gegen Mittag. Schnaubend wandten sich die Rösse unter dem Schenkelbruche der Reiter, im böhmischen Heere rasselten die Trommeln, und die Posaunen riefen, im Laufschrillen rückten die Sarjanten auf den Plan — von Mittag aber wälzte sich ein großes Reitergeschwader gegen König Ottokar heran, und der Erdboden bröhnte unter den stampfenden Hufen.

„Hera her! Hera her!“ schrieten die Böhmischn, schlangen die Schwerter und ritten gegen den Feind. „Budweis und Prag!“ — „Rom und römisch Reich!“ — so stießen die Scharen aufeinander, und von neuem begann das furchtbare Hämmern.

Mitten in der Schar, Knie an Knie mit dem Alten ritt Wot. Freunde und Feinde keilten sich ineinander, die Rösse stiegen, die Helmbeden flatterten, die Waffen blitzten, die Getroffenen schrieten, die Sonne brannte, und die heiße, heiße Arbeit rückte vorwärts.

Da tauchte vor den Augen des Jünglings ein riesiger, schwarzer Reiter empor; der schwang den Morgenstern über dem Haupte und trieb sein mächtiges Roß durch den wogenden Haufen; Wot sah sie nacheinander fallen, die dem Schwarzen hindernd im Wege standen, über all das Krachen und Hämmern, ringsumher hörte er den Morgenstern krachen auf den Eisentöpfen, näher und näher kam der Furchtbare — Wot schwang das Schwert — —

da bäumte sich das schwarze Roß hoch auf über dem Haupte Tarters — — ein Schwarm Funken stob aus den Augen des Witigonen, das Schwert entfiel dem schlaffen Arme, die Sinne schwannten dem Getroffenen, lautlos glitt er hinab in die Tiefe, und das Roß des Schwarzen sprang weiter in großen Sätzen, der schwere Morgenstern bahnte ihm den blutigen Weg, und weiter und weiter brandete die Schlacht.

* * *

In einem Haufen gefallener Rösse und Männer lag Wot. Neben ihm stand Tarter und schnob die Fenster seines Helmes. Langsam rührte sich der Witigone unter der Last seiner Rüstung, mühsam zog er die Beine unter den Leichen hervor, hob den Oberkörper und spähte über das schimmernde Feld.

„Wasser! Um der Jungfrau willen, Wasser!“ stöhnte ein Gefallener vor Wot und riß mit seinen letzten Kräften am Härseniere des Helmes. Schwerfällig kroch Wot über den Rasen, löste dem Reiter den Riemen und zog den Helm herab. „Armer Mann“, sagte er, „ich habe nicht einen Tropfen. Die Zunge möchte mir selber verborren“, — und stöhnend schloß der Todwunde die Augen. —

Im weiten Kreise ringsumher trieb die Schlacht ihr tosendes Spiel, mitten in dem ungeheuern Wirbel lag einsam der Haufe stiller Toter und ächzender Verwundeter — ein Haufe dürrer Blätter im Wirbelwinde des Herbstes.

Vorsichtig hob sich Wot auf die Kniee, lockte sein Roß heran, spähte, ob der Gurt noch fest sitze unter der zersehten Decke — und schrak zusammen, warf sich zu Boden und lugte ins Feld hinaus.

Vom Abend her jagte eine Rote schwergepanzelter Böhmen, und mit gellendem Geschrei stürmten hinter und neben ihnen Schwärme kumanischer Schützen auf kleinen Rössen. Näher und näher kamen sie, der Boden bröhnte; dichtgedrängt, gleich einer fliehenden Herde, rasten die Ritter, wie Schwärme stehender Hornissen sausten um sie her die windschnellen Barbaren, schrien und schüttelten ihre Pfeile über sie hin. Wot hörte die trockenen Sehnen prasselnd erklingen, es war, als stögen Schwärme klappernder Störche über das Plachfeld. Und die Falben schossen sicher, als schossen sie daheim vor dem Puštadorfe nach Scheiben. Sie jagten einher, die Bäuche ihrer Rösse schienen den Boden zu streifen, sie ballten sich in zwei große Haufen und ritten ihren Opfern weit voraus, machten Kehrt und ritten schrägher in kurzem Trabe gegen die Gepanzerten. Und die Ritter standen fest im Knäuel, und nach allen Seiten starrten, gleich den Stacheln eines Igels, ihre Lanzen. Wilde Rufe zitterten durch die Luft, hundertstimmiges Geheul antwortete. Die Kumanen stoben auseinander, zogen eine weiten Ring um die Böhmen, und wie die Jäger den Eber umstellen im Dickichte und die Hunde hineinheßen, so schütteten die Puštareiter ihre Pfeilschwärme hinein auf die Todmüden — und in der eisernen Schar schlugen die getroffenen Rösse, stiegen und brachen zusammen, ein Speer nach dem andern sank ungenützt zur Erde, und die Bogensehnen klapperten höhnend darein. Mühsam rortierten sich die letzten Böhmen zum Keile, senkten die behelmten Häupter und stürmten gegen Morgen — wie Spreu stoben die Kumanen auseinander, jagten vor ihnen her, an ihren Flanken, in ihrem Rücken, und wieder da und dort schlug einer von den Eisenreitern mit dem Pfeile im Fenster aus den Sattel, sein Roß aber raste weiter mit dem Haufen der anderen und

riß hinter sich her den stillen gewappneten Mann wie toll in brausender Eile — und nahe vorbei an Wot wälzte sich die dröhnende Jagd über die blutbesprühten Felder zu den stillen, silbergrauen Weiden der March.

Lebige Rösse sprengten kreuz und quer über das Blachfeld, gepanzerte Reiter kamen von Abend her und strebten hin zu der meergrünen böhmischen Sturmflagge, die in der Ferne emporragte aus einem Kranze uralter Weidenstümpfe.

Noch einmal schaute Wot hinaus nach allen Seiten, dann ergriff er ein nacktes Schwert, das zwischen den Leichen glänzte, froh hin zu seinem Rosse, richtete sich auf und sprang in den Sattel.

„Tartar, guter Tartar!“ rief er und setzte die Sporen ein. Und in großen Sprüngen trug ihn das Tier über Stoppeln und Wäsen.

„Er lahmt“, murmelte der Reiter. „Halt aus, Tartar, nur jetzt noch halt aus!“

Starke Reitergeschwader standen gegen Abend. Tartar wieherte auf und drückte links ab. Mit aller Kraft zwang ihn der Reiter in die gerade Bahn, hin zur Sturmflagge, unter die Weiden.

Fernher von der March jagten die kleinen Kumanen zurüd. Wot maß den Weg — dort mußten sie auf ihn stoßen. Zu rasendem Laufe trieb er sein wundes Roß und murmelte: „Halt aus, Tartar, halt aus!“

Immer näher, immer näher kamen die wilden Gestalten.

„Wenn mich der Seeberger sieht, dann ist alles gut!“ fluchte Wot und schwang winkend sein blühendes Schwert, und Tartar rastete dahin. —

Wot hörte die gellenden Schreie zur Rechten, er lag auf dem Halse des Rosses, er spähte unablässig aus den Helmsfenstern, geradeaus, auf jede Furche, auf jeden Graben — und hinter ihm, und über ihm, vor ihm ging pfeifendes Schwirren durch die Luft — — „Tartar, halt aus, halt aus!“

Mit Geschrei trennte sich ein Reiterhaufe von der böhmischen Sturmflagge.

„Tartar, halt aus, halt aus!“

Näher und näher kamen die Freunde, das Schwirren und Pfeifen in den Lüften erstarb, schwächer und schwächer ward das gellende Falbengeschrei. —

Vor den böhmischen Reitern brach der dampfende Tartar sterbend zusammen.

* * *

Von seinem frischen Schlachtrosse schaute Wot hinaus über das Feld. Tiefer über den gelben Hügeln stand die Sonne.

Gegen Abend und Mitternacht wogten die Haufen in wildem Kampfe. Im Süden standen starke Geschwader in Ruhe — über diesen ragte die Sturmflagge des römischen Heeres.

Viel Reiterei, viel Fußvolk hielt noch rings um die alten Weiden her, aber die glänzende Schar der Fünfhundert selbst war zusammengeschmolzen in der Hitze des Tages.

„Wo ist der Seeberger?“ fragte Wot einen der Herren, der nahe bei ihm stand.

„Ich weiß es nicht. Vor einer Stunde habe ich ihn noch beim Könige gesehen.“

„Mir ist, als drehte sich alles im Kreise“, sagte Wot. „Mein Schädel schmerzt mich, als wollte er zerspringen. Und wohin ich schaue, nirgends mehr finde ich mich zurecht.“

„Weil sich die ganze Schlachtordnung gewendet hat seit zwei Stunden“, sagte der andere. „Zuerst waren wir gegen Mittag gerichtet, jetzt sind die Böhmen an den Hügeln geschlagen, und wir schauen gegen Abend. Ein böses Ding, diese stehende Sonne im Angesichte.“

„Noch verstehe ich nicht alles“, stieß Wot hervor. „Seit zwei Stunden jagt ihr? So lange bin ich im Felde gelegen?“

„Wir haben harte Arbeit gethan, seit eurem Sturze, glaubet mir's!“ antwortete der Reiter. „Ich war in eurer Nähe, als euch der Schwarze zu Boden schlug. Sein Roß kam nicht mehr weit; es fiel und begrub den Herrn unter seiner Last. — Den König hättet ihr sehen sollen! Wie ein Kalender hat er gekämpft; möchte sie nicht zählen, die er mit seinem Kolben niedergeworfen hat. Immer tiefer ritt er in den Feind hinein: wir andern überall hinter dem goldenen Löwen her. Mit uns die Polen. Wir werfen die Römischen über den Bach. Ein Geschrei hebt an, der römische König sei gefallen. War auch gefallen, rafft sich aber auf und entkommt. Nahe an die Hügel zwischen Abend und Mittag, dort, sehet, wo des Ungarnkönigs Zelt steht und die Fahne ragt mit dem springenden Rosse, dorthin treiben wir die Feinde. Herr Ottokar läßt zum Halten blasen. Wir stehen und verschmausen uns, wir und die Polen, und pflegen Umschau. Da auf einmal, wir denken an gar keine Gefahr, rufen fremde Hörner über die Hügel herüber, wir packen gerade noch die Schwerter fest, vor unsern Augen blüht es auf und jagt hervor zwischen den Hügeln, fährt in unsere Rotten wie der Sturmwind, schneidet sie auseinander, wie wenn der Wamschneider mit der Scheere durchs Tuch reißt — es ist die römische Nachhut. Hebt ein ungleicher Kampf an. Was zersprengt war vom römischen Heere, wendet sich alles gegen uns mit frischen Kräften. Hart neben dem Könige fällt der Herzog von Troppau — ob er tot ist, wer weiß es? Währet lange, bis wir weichen. Aber weichen müssen wir; kommen ja zwei Römische auf einen von uns. Was nicht in die March gesprengt wird — schauet, gegen Morgen kämpfen noch etliche Haufen! — das strebt mit dem Könige zurück unter die Sturm- fahne.“

„Und ich war nicht bei diesem Tanze!“ rief Wot.

„Habt eure Pflicht gethan, Herr, wacker gethan“, sagte der andere. „Unsere Hoffnung beruht jetzt ganz allein auf der Nachhut. Seht ihr den König, den armen König, wie er Umschau hält nach Gojar hin? Nimmt mich Wunder, daß Herr Milota noch nicht zur Stelle ist mit der Nachhut. Der Weg ist ja noch frei bis nach Gojar — sehet selber! Und die Nachhut wäre eine großmächtige Schar.“ —

Ein Reiter jagte von Gojar her zum Könige. Kurz war die Postschaff. Aller Augen richteten sich auf Herrn Ottokar. Der senkte das Haupt. —

Wot trieb sein Roß näher an die Sturm- fahne. Der Vortreter wandte sein Roß und ritt zurück. Der Witigone sah ihn scharf an und schrat zusammen.

„Der Jungfrau sei Dank!“ sagte der Seeberger mit heiserer Stimme. „Ich hätte keinen Pfennig mehr für euer Leben gegeben. Der Jungfrau sei Dank!“

Wof starrte dem Alten ins Antlitz und brachte keinen Laut hervor: Vorhauptig saß Herr Martin im Sattel; tief in ihren Höhlen glühten seine Augen, sahl, als hätte ihn der Tod gestreift, war sein Angesicht, und in breiten Rinnen floß ihm das Blut über Stirne und Wangen, tropfte hinunter auf das zerfetzte, weißglänzende Gewand, auf die zerrissene Decke des leuchtenden Rosses, auf den zerhauenen Schild und seine schwarzen Kugeln. Hoch aufgerichtet saß Herr Martin, der alte Mann, und war anzuschauen wie ein stolzes, grausig-schönes Standbild.

„Ein heißer Ritt war's“, raunte er stoßweise; „bin knapp hindurchgekommen — schauet hin, gerade noch zur rechten Zeit; jetzt ist auch dieser Weg verlegt. Wir sind — ans Ende — gelangt, Herr Wof — von der Krummenau. Selber — bin ich zurückgeritten; denn ich traute — keinem Boten mehr. Und mit eigenen Augen habe — ich's gesehen: der Hund Milota — zieht mit allen seinen Fähnlein gegen Mitternacht davon. — Wenn die Sonne untergeht — dann liegen wir — auf dem Rasen — dürft mir's glauben. — — Ist ein böß Ding um alte Schulb. Unsichtbar — schleicht die Vergeltung hinter — dir her, lange Jahre, — und auf einmal — sitzt sie dir auf dem Halse. Ich bin -- selber dabei gewesen, wie der König — vor dreizehn Jahren den Beneß hat — unter Martern töten lassen, und — war doch seine Schulb nicht klar erwiesen. Und jetzt — zahlt ihm der Bruder — Milota die alte Rechnung heim. Und solcher Rechnungen — werden heute noch viele — heimgezahlt auf dem Kruterfelde. — Aber Gott — segne den König!“

„Seid ihr schwer wund?“ fragte Wof endlich.

„Nicht der Rede wert“, sagte der Alte, wandte sein Roß und schaute in die Weite. „Sie haben mir den Helm vom Kopf gestochen — einen Schmarren über das Dach gegeben. — — Sehet, Herr, da drüben — sammeln sich die — Römischen zum letzten — Stiche! Hinter uns — rinnt die March, gegen Abend und Mitternacht mürren — und schlachten die Rumanen — in den böhmischen Rotten — und versperren — uns den Weg — also —“

„Vorwärts und sterben!“ antwortete Wof.

„Ja, sterben, und Gott sei — uns armen Sündern — gnädig!“ murmelte Herr Martin, der Seeberger.

„Helm auf!“ schrien die Rottmeister und trabten heran vom Könige. Wof stülpte das Faß über den Schädel und band das Härjenier fest. „Kann ich euch helfen?“ fragte er den Seeberger.

„Muß helmlos reiten“, antwortete der Alte und lachte grimmig.

„Helm auf!“ schrien die Rottmeister zum zweitenmal. „Rottieret euch!“

Wof wandte sich. Es ging eine Bewegung durch die Reiter und griff hinüber auf die Sarjanten. Wof sah, wie sich die Haufen zusammenrotteten, er hörte eine laute Stimme: „Schlaget euch durch, es ist alles verloren!“

Da wandte sich auch der Seeberger, trieb sein Roß gegen den dichtesten Haufen und schrie: „Hierher! Alles heran, was gut böhmisch ist!“ Und Wof schrie: „Rudweis und Prag!“

„Wir haben unsere Pflicht gethan, rette jeder sein Leben!“ kam es von drüben zurück.

„Ratmir, du Hund“, rief der Seeberger und ritt noch näher an den Haufen; „was hast du, das dir nicht der König gegeben hätte? Und jetzt willst du in seiner Not dein Leben sparen?“

„Der Seeberger hat recht. Schützet den König!“ rief einer aus der Schar und trieb sein Roß nach vorne.

„Der König fliehe mit uns, wir wollen ihn bedecken!“ schrie der erste, den der Seeberger Ratmir genannt hatte. „Gegen Mitternacht ist der Weg frei. Auf!“

„Fliehet, fliehet!“ schrieten ein paar Duzend.

„Er ist nicht mehr frei, ich selber bin gerade mit knapper Not zurück gekommen,“ rief der Seeberger. Ein Feigling, wer den Roßhals wendet!“

„Fliehet, fliehet, fliehet!“ pflanzte es sich brausend fort über die Reiter und von den Reitern zu den Sarjanten. „Fliehet, fliehet!“ —

Und die Reiter wandten sich, die Rotten drückten sich zusammen zu einem mächtigen Keil, die Sarjanten machten Kehrt. —

Der Alte schäumte und spie aus: „Verflucht ist, wer da flieht! Hunde, Hunde fliehen! Wer ein Herz hat im Leibe, der bleibe beim König!“ —

Zehn Schwergespanzte blieben und rückten mit Gekirr zusammen.

„Hie König Ottokar allezeit!“ schrie der Seeberger. „Allezeit!“ schrieten die anderen dumpf aus den Helmen hervor. —

Und sie ritten unter die Sturmflagge und rottierten sich nahe dem Könige, der wie im Traume mit düsteren Blicken den Fliehenden nachschaute.

„Herr König“, sagte der Seeberger und senkte die Lanze, „Herr König, wir sind bereit. Dort steht der Feind, und ringsumher sind die Wege versperret. Befehlet!“

Da blickte Herr Ottokar schweigend empor in die stimmernde Luft, seine Lippen bewegten sich wie im Gebete, und die Sonne spielte in seinen goldenen Locken. Stille saßen die Reiter. — — —

„Reißet die Fahne in Fesseln und rettet sie!“ befahl der König mit heller Stimme. „Und euch danke ich für die Treue, euch allen. Ich kann's euch nimmer lohnen — Gott lohn' es euch!“

Rauschend fuhr die Sturmflagge am Mast herunter. Wot fing das große Seidenstück auf, schnitt es mit dem Schwerte von den Stricken und riß es in Fesseln. Schweigend brängten sich die Ritter heran, und jeder band sich ein Stück um den Arm.

Der König stülpte den Helm über's Haupt — der Seeberger band ihm das Härtenier, und dabei rannen ihm die dicken Tropfen aus den Augen über die blutbefleckten Wangen. Der König trieb sein Roß an, und schweigend raffelten die anderen hinter ihm, dicht neben ihm aber der barhäuptige Alte und der Witigone.

Ueber die Felder kam die römische Schar. König Ottokar senkte die Lanz und jagte den Seinigen voran. „Elfe gegen hundert!“ schrie der Seeberger. „Um so geschwinder ist's geschehen!“

Dröhnend schossen die Zehn dem Könige nach — — und wieder schlugen zwei Bogen ineinander.

Die Sonne berührte die Hügelkette und lag als eine große, feurige Kugel darauf. Gleich Flammenblitzen fuhrn ihre Strahlen flackernd über die Felder. Ein rosiges Hauch war über den lichten Dunst des abendlichen Himmels geflogen, graublauwe Wölklein mit goldig-glühenden Rändern schwammen

darinnen — — über ihnen standen hellglänzende Wolkenstreifen in meergrünem Grunde. Hellblau wölbte sich die ungeheure Himmelskugel über der Wahlstatt. — — — Wie weit drang es wohl empor, das Schreien und Toben, das Klirren und Schlagen, das Stampfen und Nechzen? Wie weit drang es wohl empor, als das Schlachtschwert niederprasselte auf den weißen Scheitel des Seebergers? Wie weit drang es wohl empor, als der König kopfüber vom Rosse stürzte und zertreten wurde von den Hufen? Wie weit drang es wohl empor, als abermals ein Morgenstern niederfauste auf den dröhnenden Helm des Witigonen?

Es war geschwinde gethan, Herr Martin! Nur ein ganz kleines, blutrotes Stücklein war noch zu sehen von der Sonne — ein letzter Strahl zitterte herüber von ihr — — dann war's geschehen, und die Kugel sank völlig hinunter. — —

Von Morgen her, von den fernen, dunkelblauen Waldbergen, hob sich ein Lüftlein, ein kühles Lüftlein, das erste an diesem Tage, flog über die weite Pusta, flog über die March und kam aufs Schlachtfeld. Und es spielte um den einsamen Leichenhaufen, strich über einen zerbrochenen goldenen Löwen, über das Wahrzeichen, auf das einst Hunderttausende geblickt hatten, die einen mit Liebe, die andern mit Haß, es hauchte über den Schwergewanzerten, der langsam hervortroch aus dem Knäuel, ruckweise auf der Erde fortrutschte, stöhnend innehielt, weitertroch, langsam, langsam, langsam, hinunter zum trockenen Bachbette, und hinter den Wurzeln der morschen Weide sich barg, wie der angeschossene Hirsch sich birgt vor dem Jäger. — — Und auch mit deinen weißen Haaren, alter Mann, koste der Lusthauch, mit deinen blutigen, weißen Haaren; und wie im Spiele sträubten sie sich und glätteten sich, sträubten sich wieder und legten sich sanft über deinen zerfahnenen Scheitel, Herr Martin!

* * *

Kühle Nacht war's.

Ueber dem weitgedehnten Felde leuchtete der Mond. Aus der March und aus den feuchten Wiesen hob sich wie leichter Rauch der Nebel und lagerte sich hart an der Erde, griff über die Schlachtgründe hin und deckte Freunde und Feinde mit einem einzigen silberweißen Schleier.

Wie ferne Berge standen die gelben Hügel gegen Abend in dem fahlen Lichte und zeichneten sich hinein in den dunkeln Nachthimmel; wie alte Riesen glockten im Felde die braunen Weidenstrünke, und neben ihnen ragte der kahle Baum der böhmischen Sturmflagge gleich dem Mast eines gestrandeten Schiffes in die Luft empor.

Von Dürnkrut bis gegen Jedenspeigen glühten die Wachtfeuer der Sieger: König Rudolf nächtigte auf der Wahlstatt inmitten der Erschlagenen. — —

Im trockenen Bette des Baches schlichen zwei Gestalten von den Hügeln her, ein Mann und ein Weib. Gebückt, spähend ging der Mann mit leerem Zwerchfalle über der Schulter, zaghaft, angstvoll schlich hinter ihm das Mädchen.

„Vater, warte, ich kann nicht mehr! Horch, wie sie schreien — da, dort, dort! Vater, hörst du nichts? Vor uns — — der lange Schrei! — Und da drüben und dort hinten!“

„Laß sie schreien!“ raunte der Alte, blieb stehen, packte das Mädchen am Arme und zerrte es vorwärts.

Da zuckte er zusammen. Langsame, schleichende Schritte kamen vom Fluße her.

„Pst! Pst! Duck' dich!“ zischte der Bauer und warf sich auf die Bachsohle. Zitternd kauerte sich das Mädchen zusammen.

Ein keuchender Mann kam näher, tief gebeugt, schwerbeladen.

Hestig drückte der Alte die Hand des Mädchens, langsam zog der andere vorüber am hohen Ufer mit seiner kirrenden Last. Regungslos lagen die beiden, bis die Schritte in der Ferne verhallten.

„Schau, schau! Hast ihn gesehen, den alten Rasso?“ murmelte der Bauer und erhob sich. „Der Fuchs, wie der Helm gesunkelt hat auf seinem Buckel; der ist ein gut Stück Geld wert. Und das Panzerhemd, wie das noch trieft vom Wasser — — spute dich!“

„Vater, ich fürcht' mich. Schau, die Feuer, die vielen Feuer bis gegen Lebenspeigen! Hörst du das Wiehern? Wenn sie nur nicht kommen!“

„Dummes Weibsbild! Sind hunds müde, die da draußen. Spute dich!“

„Wohin denn, Vater?“ sagte das Mädchen. „Vater, ich kann nicht mehr.“ Und ihre Zähne schlugen aufeinander.

„Ans Wasser! In der Schiffsmühl' müssen sie hängen wie tote Fische, die Böhmischen“, raunte der Mann. „Haben sie meinen Weinberg in die Erde gestampft, meinen Hof verbrannt — — —“

„Vater, horch, da hat einer geröchelt!“

„Wo?“

„Da, da! Bleib', Vater, bleib'!“

Der Alte stieß sie zurück, warf den Zwerchsaß ab und kletterte vorsichtig die Böschung empor.

Auf dem zerstampften Rasen lag ein blutbedeckter, nackter Mann. Weit offen standen seine Augen und glitzerten im Mondlichte.

Gierig schaute der Alte auf den Todwunden. „Alles zu spät“, knurrte er; „ausgezogen, ganz ausgezogen!“

Der Gefallene röchelte wieder, hob langsam den Arm und ließ ihn seufzend sinken.

Da bückte sich der Alte jählings auf den Sterbenden, rückte ihn an der Hüfte beiseite, scharrte und zog eine blitzende Kette hervor aus dem Grase.

„Hieher, sag' ich!“

Zögernd kam das Mädchen, sah den Gefallenen — — — „oh, Vater, der wußte Kerl!“

„Halt's Maul, schau den Sonntagsstaat, wie das blitzt und funkelt — ist gut Gold!“ sagte der Alte, ließ die Kette durch seine Finger gleiten, gab sie dem Mädchen, stieg zurück in den Bach und nahm seinen Saß auf.

Das Weib griff mit zitternden Händen nach dem Kleinode, wandte sich ab, prüfte die Ainglein und wog sie in den Händen. „Schwer Gold“, jagte sie nachdenklich, ließ die Beute in die Tasche gleiten, stieg in das Bachbett und folgte schleichend dem Alten.

Hinter ihnen that seinen letzten Seufzer der unbekannte, verlassene Mensch. — — —

Weiter und weiter gingen sie, stiegen bald hier, bald dort aus dem Bache, krochen hierhin und dorthin im Totenselde, kamen wieder, trugen Eisen und Seide, Linnen und Gold — — schlichen weiter, und der Zwerchsaß wurde haufschig und schwer.

Eine Keule raffte der Alte vom Boden, stützte sich darauf und setzte leuchtend einen Fuß vor den andern; und beladen mit Wamsern und Decken folgte das Mädchen.

„Vater!“

„Was willst?“

„Vater, mir grauset's schon noch, aber —“

„Was aber?“

„Glaubst nicht, wir sollten ganz aus dem Bach steigen und ein bißel tiefer ins Feld gehen? Da schreien so viele!“

Schnaufend stand der Alte und lachte: „Schau, Schau! — Aber ich glaub', im Fluß' hängen gar noch die Meisten. Dahin gehen wir!“

Weiter schritten sie.

„Vater, pft!“

„Was?“

„Vater, Schau! Da, nein da, vor uns, an dem Weidenbaum, Schau, da hebt sich einer!“

Vorsichtig ließ der Alte den Sack zu Boden gleiten und kroch mit seiner Keule ins Feld empor. Das Mädchen kauerte sich hinter hohes Schilf.

Im Schatten der Weide kniete ein Schwerk gepanzerter. Seine Hände tasteten und zogen am Harnsiere. Unverwandt schaute das Mädchen hinüber. In weitem Bogen schlich der Bauer hinaus ins Feld.

Jetzt nahm der Gewappnete den Helm vom Haupte, raffte einen zerbrochenen Speer vom Boden und hob sich schwerfällig auf die Beine.

Zwei Schritte ging er am Speere vorwärts, schwankte und ging wieder vorwärts, aus dem Schatten ins Licht; und durch die Ritze und Löcher des zerfetzten Gewandes funkelten die silbernen Ringe des Panzers.

Unverwandt starrte das Mädchen hinüber, sah, wie der Vater aus dem Felde heranschlich, sah, wie er sich am hohen Ufer hinter den Stamm der Weide brückte, die Keule mit beiden Händen faßte und dastand gleich einem Raubtiere, das sich zum Sprunge anschickt; sah, wie der Fremde das Haupt emporhob, langsam, müde, halb schlafend emporhob, und in den Mond schaute — — —

„Vater, Vater!“ rief sie mit gellender Stimme; „Vater, halt ein, den nicht!“

„Wer ruft?“ sagte Wot, schwankte, faßte den Speer fester, kehrte sich schwerfällig um und rief empor: „Wer da!“

Aus dem Schatten der Weide trat der Alte und sagte demütig: „Ein armer Bauer, der sich umschaut auf dem Totenfelde, ob nicht da und dort einem Todwunden zu helfen wäre.“

„Mit der Keule?“ lachte Wot, schwankte wieder und stürzte bröhnend rückwärts auf den Boden.

Hochauf schwang der Bauer die Keule.

Da warf sich das Mädchen zwischen ihn und den Ohnmächtigen und hing sich an seine Arme, daß er zischte: „Bist du toll? Schau, wie das blinkt! Gib Raum!“

„Den nicht, Vater“, keuchte das Mädchen; „das ist der Ritter von gestern abend!“ Schützend stellte sich die Dirne zwischen den Alten und den Bewußtlosen, und ihre Augen funkelten.

„Alles, was sein ist, könnt ihr haben“, sagte sie und wandte sich mit schnellem Blicke um. „Alles“, keuchte sie, stemmte die Arme in die Hüften

und schaute wieder den Alten an, „aber ich laß' ihn nicht erschlagen wie einen Kater.“ — — „Und sehet ihn doch an!“ setzte sie lauernd hinzu. „Er ist guter Leute Kind, alles gleißt von Silber; das Silber ist unser, und gar wohl auch ein groß' Stück Lösegeld; aber für den toten Balg gibt euch keiner ein Hennenei.“

„Wohin?“ fragte der Alte mürrisch.

„Heim! Zuerst sein Panzerhemd, dann ihn. Helfet!“ sagte die Dirne und beugte sich über den Leblosen.

„Der ist schon hin“, brummte der Alte und stieß mit dem Fuße an den Leib des Gefallenen.

„Nein, er lebt“, grollte das Weib. „Schneidet die Riemen durch, tragt's alles, Stück für Stück, ins Loch, und hernach kommt und helfet mir, ihn selber heimzubringen! Schauet nur die dicke, goldene Kette mit dem schweren Kreuz!“

Der Alte hatte sich auf die Kniee niedergelassen und wog die Kette in den Händen; dann schnitt er hastig in die Riemen und murmelte: „Drei Huben ist sie wert.“ — — — „Ein feiner, hoher Herr“, setzte er hinzu und schielte auf das bleiche Antlitz, aus dem die Dirne mit ihren schmutzigen Händen sorgsam die wirren Locken strich.

Höher und höher stiegen die Nebel. Kein Fünkchen mehr blitzte herüber von den Wachtfeuern des römischen Königs. Aber das Klagen der Hilfslosen, das Wiehern versprengter Rosse drang noch immer durch den Nebel, und hoch in den Lüften tönte es wie Schreien und Kreischen von Raben und Dohlen.

Schweißtriefend zog der Bauer seinen Weg im Bette des Weidenbaches. Er kam und ging und stapfte unter den Lasten. Regungslos saß die Dirne, und in ihrem Schoße ruhte das Haupt des Witigonen.

Zum letztenmal kehrte der Alte zurück, laufte hinaus ins Feld, spuckte in die Hände und packte den Bewußtlosen unter den Achseln. Mit starken Armen umfing die Dirne seine Kniee, und so schleppten sie den Leib Schritt vor Schritt gegen Abend, stiegen ans Ufer, und hinter ihnen schlossen sich die Nebel.

Die Nacht verging, der Morgen graute, wieder kam die Sonne empor hinter den fernen Waldbergen, die glänzenden Möven hoben sich aus den Niederungen der March und flogen schreiend landeinwärts gegen Morgen und Abend. Wieder ertönten Hornrufe und scheuchten müde Schläfer vom Schilde.

Rosse wieherten, Kommandorufe hallten — der Morgenwind blähte die weiße Sturmflagge des Königs.

Auf, Herr Rudolf! Auf gen Mitternacht! Aufwärts steigt euer Weg, gleich der Sonnenbahn da droben. Abwärts hat der andere gehen müssen, der nicht leben konnte neben euch. Da hinten liegt er, den sie den goldenen König nannten, mit zerhauennem Schädel; zerstampft, entehrt liegt er in der dumpfen Kapelle am Wege. Die Kerzen qualmen um ihn her.

Auf, Herr König! Vorwärts gegen Mitternacht! Die Bahn ist frei, hoch steigt die Sonne, vorwärts! Laßt es weit hinter euch, das grauige Blachfeld, schenket es der Sonne, daß sie ihre glühenden Pfeile hineinbohre in die toten Getreuen des goldenen Königs und leise das Werk vollende! —

Ihr aber vorwärts! Vor euch schreite der Friede, Gerechtigkeit und Liebe sollen euer Roß an den Zügeln führen!

Vorwärts! Das Haus des goldenen Königs schwankt, ein schwaches Weib und ein Kind können es nicht stützen; ihr müßt es stützen und schirmen. Vorwärts, ehe die Wölfe hervorkommen, vorwärts, ehe der uralte Thron zusammenbricht und das Volk zermalmt unter seinen Trümmern! Waltet eures heiligen Amtes in Treue! Auf, römischer König, großer römischer König, einziger König!



Rundschau.

* Das Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts nimmt in der Entwicklungsgeschichte unserer neuhochdeutschen Schriftsprache eine wichtige Stellung ein. Allgemein bekannt ist ja heute die von Müllenhoff, Ernst Martin u. a. wissenschaftlich begründete Thatsache, daß sich im Laufe des 14. Jahrhunderts unter den Deutschen in Böhmen im mündlichen Verkehr sowie für die Urkunden, Bibelübersetzungen, für die Rechts- und literarischen Denkmäler eine Sprache ausbildete, die in ihrem Lautstande eine charakteristische Mischung mittel- und oberdeutscher Elemente und so zuerst eine Vermittlung zwischen den Extremen der nord- und der süddeutschen Mundarten aufweist. Namentlich in Prag, wo seit dem 13. Jahrhundert die verschiedensten deutschen Stämme zusammentrafen, konnte die Abschleifung und Mischung der stärksten mundartlichen Besonderheiten früh vor sich gehen. Die Luxemburger wandten im 14. Jahrhundert nun auch als Hof- und Kanzleisprache das hierfür besonders geeignete Prager Deutsch an. Von der Kanzlei des Kaisers verbreitete sich diese Sprache weiter in andere Kanzleien der Fürsten, Herren und Städte des deutschen Reiches und wurde so zu einer Grundlage unserer im 16. Jahrhundert ausgestalteten neuhochdeutschen Schriftsprache.

Aus den besagten Gründen gebührt jeder wissenschaftlichen Untersuchung, die dem Prager Deutsch jener Zeit gewidmet ist, volle Beachtung. Kürzlich haben F. Jelinek („Die Sprache der Wenzelsbibel“. Programm der Oberrealschule Görz 1898 und 1899) die Sprache der zwischen 1387—1400 in Prag und wahrscheinlich von einem Prager niedergeschriebenen deutschen Wenzelsbibel und A. Wernt (in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 39, S. 23—52) die Sprache des sicherlich auch aus Prag stammenden Psalters von 1373 genau dargelegt. Nun veröffentlicht B. G. Mouret „Zum Prager Deutsch des 14. Jahrhunderts“ (Sitzungsberichte der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften 1901, I.) eine wichtige einschlägige Untersuchung. Mouret druckt hier aus dem bekannten, an deutschen Rechtsdenkmälern so reichen ältesten Stadtbuch Prags zwanzig bisher unveröffentlichte Stücke aus den Jahren 1324—1419 ab und zergliedert ihre Lautverhältnisse eingehend in einer systematischen Darstellung. Er kommt hierbei zu dem Ergebnis, daß der sprachliche Zustand dieser rein privaten und heimischen Eintragungen, die ein völlig entsprechendes und unverfälschtes Bild der damaligen deutschen Prager Umgangssprache darbieten, sich in der That völlig deckt mit der Kanzleisprache der Luxemburger, die später einem

so bedeutamen geschichtlichen Verufe zugeführt werden sollte. Die hier abgedruckten Proben, die sich, wie gesagt, über ein ganzes Jahrhundert erstrecken, zeigen auch in sich eine Entwicklung des Lautstandes und zwar in der Art, daß sie die oberdeutschen Elemente mehr und mehr abstreifen und sich so dem zukünftigen Neuhochdeutsch immer deutlicher nähern. Ad. Hauffen.

* * *

* Der polnische Literaturhistoriker Leopold Meyet hat festgestellt, daß Chopin im Jahre 1836 vom 28. Juli bis 24. August sich zur Kur in Marienbad aufhielt und in dem Hause „Weißer Schwan“ in der Kaiserstraße wohnte. Es hat sich nun ein Ausschuß gebildet, um eine Büste und eine Gedenktafel für Chopin an dem seither nicht umgebauten Hause anzubringen.

* * *

* Der Herrenhausfelsen zwischen Steinschönau und Pärchen, dessen tadellose Basalt-Säulenbildung in ganz Europa nicht wiederzufinden ist, soll nun, da dies nicht nur im höchsten Interesse der geologischen Wissenschaft, sondern auch im Interesse aller Naturfreunde gelegen ist, vor seinem weiteren Abbruche — er wird gegenwärtig als Steinbruch benützt — durch einen Pachtvertrag geschützt werden. An eine käufliche Erwerbung des ganzen Felsens kann zunächst wegen den unaufbringlichen Forderungen des Steinbruchbesizers nicht gedacht werden. Der jährliche Pachtzins beträgt 800 Kr.; davon ist ein Betrag von 480 Kr. noch unbedeckt und soll durch eine von den Behörden bereits bewilligte Sammlung zusammengebracht werden.

* * *

* Die von der Wiener Akademie nach Brasilien entsandte Expedition, welche das Gebiet von Serra Paranapiacapa durchforscht hat, ist nach mehr als halbjähriger Abwesenheit glücklich zurückgekehrt. Unter den vier Mitgliefern sind zwei der hervorragendsten Deutsche aus Böhmen, nämlich der Leiter, Professor Dr. Richard Ritter von Wettstein (geb. in Prag) und Prof. Dr. Victor Schiffner (geb. in Leipa). Die wissenschaftliche Ausbeute der Reise ist eine ungemein reichhaltige und übertrifft alle Erwartungen. Bereits während des Aufenthaltes in Brasilien sind eine große Anzahl von Kisten, bepackt mit Pflanzen, nach Europa abgegangen; der größte Teil der Sendungen ist jedoch noch unterwegs und dürfte in den nächsten Wochen hier eintreffen. Einen Korb mit Pflanzen und einen Käftig, in dem sich einige seltene Vögel befinden, hat Prof. v. Wettstein als Reisegepäck mit nach Wien genommen.



Aus den Museen.

John Alois, das städtische Museum in Eger. Mit 8 Illustrationen und 3 Plänen. Eger, Verlag der Stadtgemeinde. 1901.

Für das im Jahre 1873 von dem Archivar Georg Schmid begründete städtische Museum in Eger, bekanntlich einer von Anfang an zielbewußt angelegten Schatzkammer der Egerer Heimatskunde, hat Alois John einen neuen Führer geschrieben, der notwendig geworden ist, weil dem Museum in den letzten Jahren viele neue Gegenstände zugekommen sind, und weil infolge der Zuweisung zweier neuer Zimmer im verflossenen Jahre Umstellungen durchgeführt worden waren. Der neue Katalog gibt ein übersichtliches Verzeichnis der 2311 Gegenstände nach sachlichen Gruppen, während in den Einzelheiten eine chronologische Folge bei möglichst genauer Bezeichnung des Standortes angestrebt ist.

Die einzelnen Räume des Museums sind 1. das Wallensteinzimmer, das Erinnerungen an Wallenstein und seine Zeit birgt, außerdem Siegel, Urkunden und Münzen der Stadt Eger und zahlreiche Waffen, Rüstungen und Geschütze, die aus den zahlreichen über das Egerland hingebrauchten Kriegsstürmen stammen. 2. Die Bürgerliche Kunststube. Sie enthält Kunstläden, Herbergszeichen, Kunsthumpen und Rinnschüsseln, Kunstsiegel, Fahnen und Trophäen in großer Reichhaltigkeit vom 16. Jahrhundert herauf. Ferner Tracht und Hausrat der altererger Bürger, Bildnisse von Bürgermeistern, Gelehrten, Künstlern und verdienten Männern der Stadt. 3. Die Egerländer Bauernstube, die eigenartigste und anziehendste Abteilung des Museums. Sie enthält neben der vollständigen Stuben- und Kucheneinrichtung eines Egerländer Bauernhauses Modelle, Einzelstücke und Bilder zur Volkstracht, Pläne, Nach-

bildungen aus Haus und Hof im Egerlande. 4. und 5. Eine reichhaltige Sammlung von Erzeugnissen des altererger Kunstgewerbes (Fehrbilder, Pergamentmalerei, Stidereien, Schlosser- und Schmiedearbeiten sowie Pläne, Ansichten und Karten von Eger und Umgebung. 6. Kirchliche Kunst. 7. Naturgeschichtliche Sammlungen aus Eger und Umgebung.

Beigegeben sind dem Kataloge eine geschichtliche Einleitung und brauchbare Zusammenstellungen über die Sehenswürdigkeiten der Stadt Eger und der Umgebung.

Als eine Art Ergänzung zu diesem Führer gibt nun John „Mitteilungen aus dem städtischen Museum in Eger“ heraus, die in zwanglosen Hefen als Beilage zu seiner Zeitschrift „Unser Egerland“ erscheinen. Hier sollen geschichtliche Einführungen in die einzelnen Gruppen der Sammlungen, Erklärungen für besonders wertvolle Gegenstände gegeben, neue Erwerbungen angezeigt, die Erfüllung berechtigter Wünsche angebahnt werden. Die erste Nummer ist bereits erschienen und bringt u. a. eine Würdigung des Museumsbegründers Georg Schmid, ein Verzeichnis der älteren Egerer Meister, die im Museum durch eigene Arbeiten vertreten sind, endlich eine sehr dankenswerte, von John besorgte Zusammenstellung jener Schätze zur Egerer Kulturgeschichte, die sich nicht im Museum befinden, sondern in alle Welt verstreut sind.

Theater und Musik.

* Im Konzerte des Reichenberger Männergesangsvereins wurden „Die Palmen“, Männerchor mit Sopran- solo und Orchester von Rudolf Freiherrn Prochazka zum ersten Male aufgeführt und da capo gesungen.

* Br ü x. Am 25. Oktober fand in Br ü x ein Konzert der Teplitzer Stadtkapelle unter Franz Reischka

fiat, das Werke von Liszt (Tasso), Beethoven (Violinkonzert, 1. Satz), Mozart (Thema mit Variationen aus Divertissement Nr. 17), Chabrier (España), Wagner (Walkürenritt) enthielt. An der Spitze des Programms stand eine Ouvertüre C-dur von Florian Gasmann. Der Ertrag des Konzertes fließt dem Grundstock für das Gasmann-Denkmal, der bereits 1731 Kr. beträgt, zu.

* Leipzig. Am 27. Oktober fand hier das Konzert des heimischen Komponisten Franz Mohaupt mit folgendem Programm statt: Ouvertüre zur Oper „Der Graf von Gleichen“. — „Waldbharfen“ (gem. Chor). — Zwei Scherze für Klavier. — „Lied von Laurin“ (gem. Chor). — „Danzlied“ (gem. Chor). — „Lied der Pappenheim'schen Reiter“ (Männerchor). — Suite für großes Orchester op. 17.

* Am 7. September wurde im Dresdener kgl. Opernhaus die Weis'sche Oper „Der polnische Jude“ (Text von B. Leon und Richard Batka), zum erstenmale aufgeführt. — Am 20. September erfolgte die Erstaufführung am Stadttheater in Leipzig. Am 4. Oktober am Stadttheater in Zürich, am 26. im Stadttheater zu Köln.

* Unser Landsmann Rudolf Dellinger (geboren in Grassitz), der Komponist des „Don Cesar“, hat mit seiner neuen Operette „Jadwiga“ bei der Uraufführung im Dresdener Residenztheater (5. Oktober) einen vollen Erfolg gehabt. Freilich, mit der alten, feischen Operettenlustigkeit scheint es endgiltig vorbei zu sein. Auch Dellinger schielt in der „Jadwiga“ unverkennbar oft zur Oper hinüber und gibt neben dem Scherz auch ernsteren Stimmungen Raum. Der Hauptschlager des Wertes, das entzückende Maitäferlied mit Walzerrefrain, dürfte bald nicht minder populär wer-

den, als seinerzeit „Komm herab, o Madonna Teresa“. Die Melodie wird dann im ersten Finale mit entsprechender Verbreiterung als Choral der als Nonnen verkleideten Schmuggler mit zwingender Komik parodiert. Vortreffliche Nummern sind ferner die Auftrittslieder Jadwigas und Michaels, das Regentenballett, der charakteristische Chor „Seht, er wird mit eignen Händen“ u. a. m. Auch in der Instrumentation bewährt sich Dellingers feine Musikersnatur auf das beste.

* Uns geht ein Aufruf zur Subskription auf die Tonwerke Johann Kaspar Ferdinand Fischers (in einem Folioband zum Preise von 10 Mark) zu, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts als badischer Kapellmeister wirkte und einer der bedeutendsten Meister seiner Zeit war. Der Herausgeber ist Musikdirektor Ernst von Werra in Konstanz, *der Fischers vielfache Beziehungen zu Böhmen demnächst in unserer Zeitschrift zu erörtern gedenkt. Den Verlag haben Breitkopf & Härtel in Leipzig. Die Subskriptionsfrist erlischt am 1. Dezember.

Ausstellungen.

* In Letzchen findet 1902 eine „Deutsche Gewerbe-, Industrie- und landwirtschaftliche Ausstellung“ statt. Das Preisgericht für den Wettbewerb um das Ausstellungsplakat entschied sich unter 27 eingereichten Entwürfen für den von Georg Hänel in Dresden. Zwei andere Bewerber, Ernst Rimello (Teplitz) und Ernst Paul (Wielau bei Bodenbach) erhielten die belobende Anerkennung.

Ehrungen, Preise.

* Die Hufelandische Gesellschaft in Berlin, welche als Thema für den heurigen Marenpreis: „Beeinflussung

des Gefäßtonus und der Blutstromgeschwindigkeit durch thermische und mechanische Reize" ausgeschrieben hatte, hat dem Privatdozenten Dr. Friedel Pic in Prag für seine diesbezügliche Arbeit eine besondere Anerkennung und eine Ehrengabe von 500 Mark zuerkannt.

Preisaus schreiben.

* **Heinrich Mattoni-Stiftung.** Ende Oktober gelangte an der Wiener Universität aus der Heinrich Mattoni-Stiftung ein Betrag von 700 Kr. für die beste wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der Heilquellenlehre zur Ausschreibung. Die Bestimmungen, auf Grund welcher dieses Stipendium zuerkannt wird, haben seit verfloßnenem Jahre eine wesentliche Erleichterung dadurch erfahren, daß die Bewerber nicht binnen der kurzen Frist von zwölf Monaten, sondern erst innerhalb drei Jahren nach erfolgter Promotion zum Doktor eine in das Gebiet der Heilquellenlehre fallende Originalarbeit im Drucke veröffentlicht haben müssen.

Vorträge.

Aukan. In der am 28. September hier abgehaltenen Versammlung des Gablonzer Lehrervereins hielt Bürgerschullehrer R. Fischer aus Gablonz einen Vortrag über Gerhart Hauptmann, sein Leben und seine Werke.

Prag. Dr. Alberty über Björns Drama „Ueber unsere Kraft“, zur Vorbereitung auf die Erstausführung im Neuen deutschen Theater (unentgeltlich).

Prof. Dr. S. Winter „Ueber das Anwachsen der Deutschen in der Altstadt Prag zwischen den Jahren 1526—1622“, gehalten in der kgl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften am 21. Oktober.

Curt von Vincenti am 27. Oktober in der Concordia: „Am Hofe des Sultans“.

Prof. Dr. Pfersche am 29. Oktober über „Das Monopol der Plakatafeln in Prag“ im deutschen Verein für städtische Angelegenheiten.

Im deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Verein „Lotos“:

Prof. Dr. Rudolf Spitaler über „Die Erde als Weltkörper“ am 21. Okt.

Prof. Dr. Fr. Wähner über das Thema „Zur physischen Geschichte eines Alpenflusses (Salzach)“, am 28. Oktbr.

Prof. Dr. Ernst Lecher über „Jonen-Geschichten“ am 26. Oktober.

Prof. Dr. Hans Chiari über Virchow. Festrede zur Virchow-Feier der Les- und Redehalle der deutschen Studenten am 27. Oktober.

Urania Projektions-Vorträge, 18. Oktober: „Die Entwicklung der französischen Malerei von David bis Millet“. Text von Dr. Berthold Daut. 26. Oktober: „Das alte Rom“. Text von Dr. Julius Wernick.

Tachau. Fachlehrer Alois Erjini aus Eger über „Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Obstbaues“ in der Versammlung des Landwirtschaftlichen Vereins.

* **Smichow.** Im deutschen Fortbildungsvereine hielt am 5. Oktober Herr Universitäts-Assistent Oswald Richter einen Vortrag über „Allerlei Pflanzenphysiologie auf Weg und Steg“. Er ging dabei von der jetzt überall zu beobachtenden Erscheinung des Laubfalls aus. Dieser ist an die Bildung der sogenannten „Trennungshäute“ geknüpft, die sich am Blattgrunde infolge langsamen Welfens bei gesteigerter Wasserabgabe und zu geringer Wasserzufuhr entwickelt, z. B. beim Abfallen der Blätter der Warmhauspflanzen in der trockenen Zimmerluft, beim Laub-

fall der vom Gärtner aus dem Grunde herausgenommenen Pflanzen, beim Nadelverlust des Christbaumes und bei der „Schutte“ der Nadelhölzer. Anscheinend im Widerspruche hiermit stehen Erscheinungen wie der Laubfall bei jetzt geschnittenen Akazienzweigen, die man unter Glasglocken in dunst-gefülltem Raume hält, oder bei sehr feucht gezogenen Zimmerpflanzen. Doch zeigt sich für den ersten Fall, daß die „Trennungsschichte“ bereits gebildet, für den zweiten Fall, daß die beschädigten Wurzeln nicht die Wassermenge ersetzen können, die durch die Blätter entweicht. Der Vortragende ging dann über auf die Versuche von Molisch über den Einfluß von Licht und Dunkelheit auf den Laubfall und demonstrierte sie an einer mitgebrachten Goleuspflanze. Zuletzt besprach der Vortragende die biologische Bedeutung des Laubfalls für die Entfernung giftiger Stoffe aus dem Pflanzenorganismus, vor allem der Oxalsäure. Anschließend daran wurde das Abschuppen der Bäume besprochen, was wieder auf die Entstehung des Korkes führte. Durch einen lehrreichen Versuch wurde die Undurchlässigkeit des Korkes für Luft gezeigt, und daraus abgeleitet, daß ein derart luftdicht schließender Mantel, der sich im höheren Alter bei den meisten Pflanzen bildet, sie schützen würde, weshalb durch die Lenticeilen für Durchlüftung gesorgt wird. Bei Schülerausflügen ist sehr leicht der Wachsüberzug der Blattunterseite zu zeigen, wenn man einen Zweig des Schöllkrautes in Wasser taucht. Es folgten nun Versuche mit aus Rotkohl gewonnenen Anthokyanlösungen sowie mit Blumensträußen, welche lehrten, daß Säuren den die Farbenpracht der Frühlings- und Sommerflora bedingenden Farbstoff, Anthokyan, rot, Alkalien violett bis grün färben, was im kleinen an den Glockenblumen und Haideröschchen

mit der Zigarrenasche versucht werden kann, die Alkalien enthält. Versuche über die Wasserausscheidung durch den Wurzelbruch bei Moschuskraut, über Quellungsbewegungen bei der Strohblume und der Rose von Jericho, über Gertropismus und Heliotropismus, über Schlafbewegungen der Blätter, gezeigt am Sauerklee, bildeten den Schluß des Vortrages, der in dem Urteile gipfelte, daß der Bau der Pflanze ebenso zweckmäßig erscheine, wie der des Tieres.

Unterrichtskurse.

* Prag. Vorträge über plastische Anatomie; verbunden mit anatomischem Zeichnen, gehalten von Heinrich Jaksch im Damenatelier, Palais Schlik. Anfang 19. Oktober.

Unterrichtskurs des Vereins „Lotos“. I. Dr. Oppenheim: „Ueber die physische Beschaffenheit der Himmelskörper“. Beginn 30. Oktober. Schluß 4. Dezember. Programm: Die physikalischen Grundlagen der Astrophysik (Spektralanalyse, Dopplersches Prinzip und Photometrie). Sonne und Mond. Die inneren Planeten und Mars. Die äußeren Planeten: Jupiter, Saturn, Neptun, Uranus. Die Kometen und die Fixsterne. Skioptikon- Darstellungen.

* Tepliz. Vorträge über Hilfeleistung bei plötzlichen Unglücksfällen, gehalten von Dr. Langstein und Feuerwehrzugführer Popp. Anfang 13. Oktober. Dieser Kurs ist der erste seiner Art in Böhmen.

Aus den Vereinen.

* Der Verband der Bildungsvereine im politischen Bezirk Tepliz hatte für den 6. Oktober eine Anzahl von Honoratioren und Gönnern zur gemeinschaftlichen Beschäftigung der freien öffentlichen Bücherei und Lesehalle in Tepliz eingeladen, und zahlreiche Herren leisteten der Aufforderung Folge. Pro-

fessor Ed. Reichelt begrüßte die Erschienenen und wies in seinem Tätigkeitsberichte darauf hin, daß die Eröffnung der Lesehalle am 1. Juli 1901 erfolgte und daß sie bis nun von 3101 Lesern frequentiert wurde. Die Stadtgemeinde widmete dem Verbands 1400 Kronen für Adaptierung der Räumlichkeiten, außerdem 800 Kronen als Subvention und lieferte überdies noch die freie Beleuchtung für die Lesesäle. Die Tepliczer Sparkasse bewilligte 8000 Kronen, für welchen Betrag der Grundstück für die Freibibliothek angeschafft werden konnte, 1000 Kronen für Einrichtungsgegenstände und überdies einen jährlichen Beitrag von weiteren 1000 Kronen. Der verstorbene Präsident der Ausflugs-Tepliczer Bahn, Dr. Franz Karl Stradal, ist einer der ersten gewesen, welche sich des Verbandes in werthätigster Weise annahmen. Ihm sei dankbarstes Andenken gesichert. Schließlich betonte der Redner, daß der Verband nur den einzigen Zweck habe, die Volksbildung zu heben und dies durch die Freilesehalle, durch die Bücherei, durch die Veranstaltung von Vorträgen und Lehrkursen zu erreichen hoffe. Der Verband sei keiner Partei, sondern allen Parteien gewidmet.

* Zet. Joachimsthal. Dem Berichte über die Hauptversammlung des seit 25 Jahren bestehenden Vereins Fortbildung (früher „pädagogischer Verein Fortbildung“) entnehmen wir folgendes. Der Verein zählt gegenwärtig 78 Mitglieder, die Vereinsbücherei 800 Bände, theils wissenschaftlichen, theils unterhaltenden Inhaltes; im abgelaufenen Vereinsjahre wurden 57 Bände neu angeschafft, ausgeliehen wurden in diesem Jahre 177 Bände an 31 Leser.

Die Einnahmen des Vereins betrugen 671 Kr. 80 H., die Ausgaben 281 Kr. 21 H.; das reine Vermögen stellt sich auf bare 390 Kr.

65 H., wozu die Vereinsbücherei und die sonstigen Fahrnisse kommen.

An den Vereinsabenden wurden durch Vereinsmitglieder nachstehende Vorträge gehalten: „Ueber die Geschichte der Schrift“, erläutert durch Schriftproben (Herr Bürgereschuldirektor Hirschberg), „Die Burenrepublik in Südafrika“ (Schulinspektor Müller), „Eine neue Notenschrift“ (Bürgereschullehrer Thum), mit Schriftproben, „Ueber Diamanten und die Diamantengruben in Afrika“ (Bergverwalter Step), „Rückblick auf die 25 jährige Thätigkeit unseres Vereins“ (Inspektor Müller, gelegentlich der 25 jährigen Jubelfeier), „Gutenberg und die Buchdruckerkunst“ (Bürgereschuldirektor Michla), mit Bildern. Hierauf hielt Herr jur. cand. Michla einen Vortrag, betitelt „Was uns die Lebensschicksale Friedrich Schillers so ergreifend macht“.

Am 31. März 1901 hielt im Vereine Herr Professor Bayer einen allgemein zugänglichen Vortrag über seine Nordlandfahrten.

Bücherschau.

* August Sperl: Deutsch-böhmische Dichtungen (Die Fahrt nach der alten Urkunde, München 1898 — Die Söhne des Herrn Bubiwoj, München 1900 — Hans Georg Portner, Stuttgart und Leipzig 1901).

Die Ueberschrift ist mit einer gewissen Einschränkung zu verstehen. Einen spezifisch deutsch-böhmischen Stoff behandeln eigentlich nur „die Söhne des Herrn Bubiwoj“. Es spinnen sich jedoch auch von den beiden anderen Dichtungen mancherlei Fäden von der Oberpfalz, dem Schauplatz der Erzählung, zu unserer deutsch-böhmischen Heimat, insbesondere zu Deutsch-Südwestböhmen. Die Heimat des Emigrantengeschlechtes der „Fahrt nach der alten Urkunde“ verlegt der

Verfasser dahin. Von Böhmen aus, vom Sturze des Winterkönigs, schlagen die Wellen, die den Helden des jüngsten Romans, den Hansjörg Portner, ins Elend treiben. Sogar persönliche Beziehungen des Dichters zu unserer Heimat möchten wir vermuten, ja es scheint, als sei das Geschlecht der „Rebern“, welches nach der alten Urkunde sucht, kein anderes als das Geschlecht der Sperl. Der Name ist uns in Südwestböhmen hie und da aufgestoßen. Die liebevolle Vertiefung des gebürtigen Oberpfälzers Sperl in die Vergangenheit Deutschböhmens wäre dadurch zwanglos zu erklären.

Deutschböhmens Literatur leidet Mangel an guten historischen Dichtungen. Das mangelnde Volksbewußtsein unserer Dichter zu Anfang des 19. Jahrhunderts wird in der Wahl der Stoffe offenbar. Der nationale Kampf war jenen Männern keine Quelle der Begeisterung, vielmehr erschien er ihnen als eine bedauerliche, einer finsternen Zeit eigene Erscheinung und das höher wogende dramatische Leben bot ihnen die tschechisch-nationale Vergangenheit dar.

Sperl war es vorbehalten, uns den besten deutschböhmischen Geschichtsroman zu schenken, nebstbei bemerkt, einen der Besten der modernen deutschen Literatur überhaupt. Wir haben in Sperl eine starke künstlerische Individualität vor uns, die schroff der modernen Kunststrichtung gegenüber steht. Und dennoch behandeln alle Dichtungen Sperls (auch sein Sang „Fritzhof Ransen“) Probleme, die insbesondere uns Deutschböhmen geradezu hochmodern anmuten: das nationale und das religiöse, ja konfessionell protestantische. Das ist der Segen der Heimatkunst, das sie uns die unlösbare Verbindung von Bodenständigkeit und Idee aufdeckt. Und noch ein anderes Gemeinsames zeigen die drei Dichtungen. Sie sind nicht allein

Darstellungen persönlicher Schicksale, sondern zugleich auch solche von Familiengeschichten. Eine unausgesprochene Bewahrung gegen den modernen schrankenlosen Individualismus durchzieht sie. Die Einzelperson kann sich der Verfasser nur als Glied einer Familie, eines Geschlechtes denken, daher auch im Besitze einer festen Familienüberlieferung. Die persönliche Eigenart ist zugleich ein Teil der Familieneigenart. Jede Person stellt psychologisch einen Teil des Familientypus dar. Dieser ideale Aristokratismus steigert sich bis zur Rassentheorie. „Denn in deinem Antlitz spiegelt sich nicht nur dein eigenes Leben, sondern auch das deiner Väter aus grauer Vergangenheit wieder.“ „Auf Prädikate gebe ich nichts, sie sind leerer Schall — aber auf etwas gebe ich sehr viel: auf unsere Eigenart.“

Solchen Anschauungen entspringt dann das Grundmotiv seiner Werke: das Motiv der Treue gegen die Eigenart. Die Eigenart eines Geschlechtes ist dem Dichter vor allem durch drei Dinge bestimmt: durch die Nationalität, durch die Bodenständigkeit der Sippe, d. h. durch die heimatlische Scholle und durch das religiöse Bekenntnis.

In den Söhnen des Herrn Budinow kämpft die Treue gegen die angestammte Nation mit der Treue gegen den Landesherrn — ein Konflikt, der zum Untergange des Geschlechtes führt; in den beiden anderen Dichtungen die Treue gegen das religiöse Bekenntnis mit der gegen die Scholle — ein Konflikt, der die Emigration des Geschlechtes nach sich zieht.

Die Vorliebe für den Typus zeigt sich auch in der Darstellung und Charakterschilderung. Die Erzählung läuft nicht atemlos fort, sondern jedes Kapitel ist ein inhaltlich und psycho-

logisch in sich abgeschlossenes Ganze. Am wenigsten tritt diese Eigentümlichkeit in dem jüngsten Roman hervor, am stärksten jedoch in der „Fahrt nach der alten Urkunde“, die eigentlich nur eine Reihe aneinander gefügter Stimmungsbilder und Skizzen vorstellt. Eine Mittelstellung nehmen „Die Söhne des Herrn Budimowj“ ein. Die minutiöse mikroskopische Seelenanalyse liebt der Verfasser nicht, vielmehr ist sein Ideal die Plastik der Charakterdarstellung — daher der sehr einfache und übersichtliche Aufbau der Sperlischen Dichtungen.

In diese schlicht und breit entworfenen Umrisse zeichnet er nun mit vollendeter Meisterschaft das Detail in leuchtenden Farben, die sich gleichwohl zu einem wohlthuenden Gesamteindruck zusammenfügen.

Sperl nennt seine „Söhne des Herrn Budimowj“ eine Dichtung. Mit Recht, denn die Lyrik hat ebenso Anteil daran als die Epik. Nicht nur die eingestreuten Lieder, wie das gott-ergebene, innige „Am Kreuzweg an der Scheide . . .“, sondern vor allem die lyrische Prosa, die den Leser sehr oft zum Standieren verleitet, zeugen hievon. Ein so feines Empfinden für den Rhythmus und die Melodie der Sprache ist wenigen Modernen eigen. Er beherrscht alle Töne — von der zarten weiblichen Klage bis zum Grauen des Hentertodes. Hier und da mischt sich ein lehrhafter Ton ein, der jedoch nur selten unangebracht erscheint, da er ganz im Geiste der Zeit und der Personen gelegen ist. Nebenbei bemerkt enthalten diese Stellen eine Fülle der geistvollsten *Ausprüche ethischer und religiöser Art.

Wie erwähnt, stellt jedes Kapitel — hierin an die Form der Rhapsodie, des „Abenteuers“ gemahnend — ein in sich geschlossenes Ganze von einheitlicher Stimmung dar. Auch in diesem Falle wird der Ton, die

Stimmungsfärbung schon in der Einleitung, die oft die Form einer prachtvollen Naturschilderung annimmt, angedeutet.

Ein Musterbeispiel seiner Darstellungsart ist die Schilderung der Marchfeldschlacht, die wir unbedenklich zu den meisterhaftesten unserer Literatur rechnen können. Der Verlauf der Schlacht, die Massen- und Einzelkämpfe, Ottokars Tod, der Untergang der dreihundert Gepanzerten, der Verrat Milotas — all das spielt sich in homerischer Breite gleichsam vor unseren Augen ab und dennoch bleibt in der Fülle der Einzelheiten der einzige Rosenreiter, Wot, der Held, als stände er im Vordergrund eines Schlachtmalbildes.

Nicht minder großartig ist Sperl die Schilderung des Begräbnisses des alten Wot gelungen. König Ottokar, der von Linz heraufgeritten war, um seinem Getreuen das letzte Geleite zu geben, bleibt im Hintergrunde; diese scheinbare Vernachlässigung verstärkt die verschwommene Stimmung. Grau in Grau ist das Bild gemalt, es ist, als ob die Schleier, die der Fackelrauch um den langen Zug schlingt, auch über der Erzählung ruheten.

Es ist selbstverständlich, daß Sperl als Historiker die Treue des Kostüms zu wahren weiß. Zugleich bewundern wir das tiefe Verständnis für den Geist der Zeit, die geschichtlich wahre Auffassung von Welt und Menschen. Der Stoff der Dichtung ist derselben Zeit entnommen, die uns Grillparzers „König Ottokar“ vorführt. Held der Dichtung ist ein Zweig des südböhmischen Herrengeschlechtes der Rosenberger, „die Söhne des Herrn Budimowj“, aus deren Mitte Ramisch von Rosenberg hervorragt. Sperl faßt die Witigonen als ein deutsches Geschlecht auf und stützt sich hierbei auf eine jüngst erschienene Schrift seines

Vaters. Ob diese Ansicht vor dem Forum der Sachkritik bestehen kann — das zu untersuchen, ist nicht unsere Aufgabe. Jedenfalls ergibt sich aus der deutschen Mission der Rosenberger eine von Grillparzer gänzlich verschiedene Auffassung des Helden Zawisch. Zawisch, das Haupt der Rosenbergschen „Einung“ fühlt sich als berechtigter Führer und Vertreter des deutschen Volkes in Böhmen; sein Ideal ist das rein nationale, er will es zu Gunsten landesherrlicher Interessen nicht preisgeben. „Wir leisten den Tschechen keine Gesellschaft im Kampfe gegen den römischen König. Was deutsch ist in Böhmen, fühlt sich gedrückt; denn mit glühendem Haß, gegen alles, was deutsch ist, herrscht jetzt an Ottokars Hofe Peter, der Kanzler.“

So lauten die Worte Zawischs in der Versammlung des Rosenbergschen Geschlechtes, einer der dramatisch bewegtesten Szenen des Romans. Und als dann der unerkannt eingedrungene König den Helm fallen läßt und die erkannten Rosenberger ihren König erblicken, und als dann Ottokar das Andenken des verstorbenen Vaters von Rosenberg beschwört und Heerfolge verlangt, da wiederholt Zawisch die herrlichen Worte des Verstorbenen: „Ich segne meinen König noch auf dem Totenbette, haltet ihm die Treue! Aber es stehe euch die Krone (der Kaiser) allezeit über dem Kopfe (dem König); denn alle Reichen haben ihren Glanz von der Krone. Haltet zu Kaiser und Reich und vergeßt niemals im Sonnenschein der Gunst, daß ihr dennoch Fremdlinge seid in einem fremden Lande.“

Zu dem nationalen Gegensatz treten nun verschärfend und verbitternd persönliche und religiöse Gegensätze. Zawisch von Rosenberg wird der Gemahl der Königinwitwe Kunigunde und damit Vater des unmündigen

Königs Wenzel. Wenzel soll sterben und Zawisch König werden — so will es Kunigunde. Zawisch vereitelt jedoch die beabsichtigte Vergiftung. Dennoch setzt gerade hier die tschechisch-nationale Partei den Hebel an. Und als ob die heutige Zeit nur ein Widerschein jener vergangenen wäre, steht die katholische Hierarchie auf Seite der Tschechen; Zawisch und die Witigonen werden, teilweise mit Recht, als Ketzer — als Lyonier hingestellt, die auszurotten ein frommes Werk sei. Rudolf von Habsburg, der Schwiegervater Wenzels, hilft die Intrigue mitspinnen — Zawisch's Haupt fällt unter dem Beile, das Geschlecht der Söhne des Herrn Rudimowj erlischt.

Im erhellenden Lichte der Geschichte und Poesie treten die ewig gleichen Züge des nationalen Kampfes in Böhmen hervor. Wen muthet es nicht ganz modern an, wenn König Rudolf zu seiner Tochter Gutta sagt: „Was will dich kümmern, Königin von Böhmen? . . . o köstliches Geschenk der Jungfrau, sorgenbrechendes Glück, in diesem reichen Lande wohnt ein Volk, zweistämmig, doppelsprachig, verfeindet unter sich bis in seine Wurzeln — und dieses Reich zu beherrschen sollte dir noch eine Stunde lang Sorgen bereiten?“

Und dennoch ist Sperls Dichtung keineswegs eine Tendenzdichtung. Nie schmäh't oder verspottet er das tschechische Volk, ja er weiß sich so ausgezeichnet auch in die tschechische Volksseele zu versetzen, daß wir den Abschnitt „Verschwörung“ zu den allerbesten rechnen können.

Der Geist unserer Heimat weht uns aus dem Werke entgegen — ein Hausbuch für die deutschböhmisches Familie verdient diese Dichtung zu werden.

Sie zeigt uns die Richtung an, in der sich der historische Roman un-

serer Heimat bewegen muß; mögen ihm auf diesem Wege recht, recht bald andere Poeten folgen.

Franz Jesser.

Zeitungschau.

Bohemia. 74. Jahrgang. Nr. 272. Friedrich Adler, Josef Willomizer (Gedicht). — Willomizer, Adonis (Aus dem Nachlasse). — Nr. 281. Prof. S. Chiari, Zu Rudolf Virchows achtzigstem Geburtstage. — Nr. 282. J. Kollet, Was sich die Blumen erzählen. — Ludwig Singer, Ein neuer Faustkommentar. — Nr. 291. Prof. A. Pick, Ueber die dringend notwendige Fürsorge für Epileptische. — Nr. 298. S. Oppenheim, Tycho de Brahe.

* **Lehrmittel-Sammler**, Zeitschrift für die Gesamt-Interessen des Lehrmittel-Sammelwesens. Organ der Lehrmittel-Sammelstelle Petersdorf bei Trautenau. Herausgeber und Verleger: Gustav Sattmacher. III. Jahrgang. Nr. 9. Inhalt: Die Waffen der Pflanzen. — W. Peiter, Die Fliegenscholera. — A. Urbka, Die kanozoische Formation von Kl. Těšowitz bei Znaim. Nachschrift von G. Kultscher. — J. Konwiczka, Anleitung zur Selbstanfertigung photographischer Apparate. — Naturwissenschaftliche Mitteilungen (Eine Anwendung der X-Strahlen. Ueber die in Pfahlbauten vorkommenden Mohnreste. Schauspieler unter den Insekten. Die letzten Ausbauten an Philippsitz auf dem Eulenberg bei Leitmeritz). — F. Zeuber, das Sjöbdelehrer-Seminar in Nääs. — Ueber das Ausstopfen der Reptilien und Amphibien. — F. Wiedemann, Ein alter Rechenapparat.

* **Die Lyra.** Allgemeine deutsche Kunstzeitschrift für Musik und Dichtung. Hrg. von Anton August Naaff (Wien). XXV. Jahrgang. Heft 1. Aus dem Inhalt: Naaff, Deutsche Lebens- und Kunstentwicklung der Gegenwart. — Ein Augenblick der Umschau (Geschichte der Zeitschrift). — Anton Klima, Männergesangsverein und Volkslied. — Oskar Bach (Sohn deutschböhmischer Eltern aus dem Böhmerwalde), Autobiographie. — Heft 2. Bericht über das südböhmische Sängerbundesfest in Budweis. — Glückwunsch des deutschen Sängerbundes in Böhmen an die „Lyra“.

* **Beilage zur Allgemeinen Zeitung.** Nr. 199. Besprechung der von der Gesellschaft herausgegebenen Gedichte von Friedrich Bach. „Die Neuauflage . . . war für die Deutschen in Böhmen eine Pflicht der Dankbarkeit und Pietät. Aber unabhängig von solchen Empfindungen wird das Urteil über den Wert einer großen Zahl dieser Gedichte nicht anders lauten können, als daß in den Kranz der Erinnerung, den man Fr. Bach widmet, auch Immergrün und Lorbeerreiser zu flechten sind. So reich der Garten unserer Lyrik ist, wir wären dieses Besizes nicht wert, wenn wir an solchen Blüten von unsagbar feinscher Zartheit achtlos vorübergingen.“ — Nr. 238. Besprechung der von der Gesellschaft durch J. J. Ammann herausgegebenen Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. „Man kann heute getrost sagen, daß Deutschböhmen in Rücksicht auf die Erschließung und Erhaltung der Reste alten Volkstums eine der am besten versorgten deutschen Landschaften ist.“ Wilh. Crönert.

Der angekündigte Aufsatz über die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen von Prof. Dr. Adolf Hauffen wurde nebst den zugehörigen mundartlichen Gedichten ins dritte Heft verschoben.

Verantwortlich: Dr. Richard Batka in Prag-Weinberge.
Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mt. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mt. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Dezember 1901

Heft 3

Motto:

Jede Provinz liebt ihren Dialekt,
denn es ist doch eigentlich das Ele-
ment, in welchem die Seele ihren
Atem schöpft. Goethe.

Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.

Von Adolf Hauffen.

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache
der Deutschen
Noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt. —

Kennst du des Gutes Wert? Es ist unendlich, die Mundart,
Traulichem Lampenschein gleicht sie im wohllichen Haus;
Aber die Sprache, sie gleicht der königlichen, der Sonne,
Wie sie ins Offne hinaus — Meere des Lichtes ergießt.

Friedrich Wischer, Lyrische Gänge 1882.

1. Zur Einführung.

Die mundartliche Dichtung hat sich im Verlaufe des 19. Jahr-
hunderts in der deutschen Literatur überhaupt eine bedeutsame Stellung
errungen. Vor der Ausgestaltung unserer neuhochdeutschen Schriftsprache
schrieben unsere Dichter allerdings schon von Haus aus jeder in seiner
Mundart oder doch in einer stark mundartlich gefärbten Literatursprache.
Doch von einer bewußten Anwendung der Mundart in der Dichtung zu
bestimmten künstlerischen Zwecken, also von einer eigentlichen Dialekt-
Dichtung, kann erst die Rede sein seit der Herrschaft einer allgemein
anerkannten, über den Mundarten stehenden, für das ganze deutsche Gebiet
gemeinsamen Schriftsprache. Raum ist aber diese einigermaßen gefestigt,

Deutsche Arbeit.

13

am Ausgang des 16. Jahrhunderts, wird alsbald im Gegenjatz zu der Schriftsprache die Mundart literarisch verwendet. Die Dichter greifen nach ihr, um mit ihrer Hilfe (zunächst im Schauspiel) die niederen Volksschichten, das Kleinleben getreuer wiederzugeben, vielfach auch mit der Absicht, derbkomische, parodistische oder satirische Wirkung zu erzielen. Derartige Versuche häufen sich in der Folgezeit und treten im Norden wie im Süden des deutschen Gebietes, doch (noch im 18. Jahrhunderte) immer nur vereinzelt auf. Im Verlaufe des 19. Jahrhunderts aber nehmen sämtliche deutschen Landschaften und Stämme an der mundartlichen Dichtung teil. In den mannigfaltigsten Dialekten versuchen Dilettanten sowohl, als auch echte Dichter von Gottes Gnaden die verschiedenartigsten Formen und Gattungen von kleinen Liedern und Schwänken bis zu großen Romanen und Dramen und die Bedeutendsten von ihnen wenden sich nicht nur an ihre engeren Landsleute, sondern an das ganze große deutsche Volk.

Freilich sind, streng genommen, nur wenige berufen, in der Mundart zu dichten. Denn dazu ist neben der selbstverständlichen dichterischen Begabung auch die innigste Vertrautheit mit einer bestimmten Mundart erforderlich. Nur jener, der eine Mundart förmlich mit der Muttermilch eingesogen hat, ganz aus ihren Anschauungen heraus zu denken vermag, in seinem Gemütsleben mit der Eigenart des betreffenden Stammes verwoben ist, nur der wird alle Ausdrücke und Wendungen, alle Eigentümlichkeiten und heimlichsten Reize der heimischen Sprechweise beherrschen. Die besten unserer Dialektdichter sind auch aus dem Volke hervorgegangen oder doch auf dem Lande groß geworden. Ein Umding aber ist es und ein Wagnis, das nur selten gelingt, wenn ein Einzelner in mehreren Mundarten gleichzeitig zu Hause sein will und in mehreren Mundarten dichtet. Jenem Dichter, der eine Mundart wirklich beherrscht, gewährt sie auch außerordentliche Vorteile. Auf ihrem Wege kann er tiefer in die Volksseele eindringen, kann deren Leben und Äußerungen anschaulicher darstellen. Sie bietet ihm einen uner schöp flichen Reichtum an lebendigen, natürlichen, überraschenden Bezeichnungen und Redensarten dar. Denn (nach Jakob Grimm's Ausspruch) „steht der Volksdialekt auf seinem Boden sicher und abgeschlossen, ist heimisch, zutraulich, stets natürlich, an einzel nem Wohl laute und tröstlichem Ausdruck reich“. Wie schön er insbesondere dem Dichter dient, das hat der Dithmarscher Lyriker Klaus Groth aus eigenster Erfahrung berichtet: „das Volk, der Volksstamm hat sich in seiner Sprache und Sprachweise selbst gezeichnet, hat in der

Mundart seinen Charakter ausgeprägt, hat dem Künstler also schon vorgearbeitet, hat ihm Umrisse gezeichnet, Farben gemischt, die er nur zu nehmen braucht und ohne die er niemals imstande wäre, Bilder von solcher Lebensfrische zu liefern“. Ein Dichter, der selbst in den breiten Schichten des Volkes aufgewachsen ist, dessen Sprache redet und denkt, dem erscheint die Schriftsprache dauernd als ein mehr fremdartiges Organ. Nur in der Mundart kann er sich in voller Freiheit bewegen, sich mit der Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung ausdrücken. Wir sehen darum auch, daß alle Dichter, die sich realistischer Auffassung und Darstellung zuwenden und das heimische Volkstum getreu zur Anschauung bringen wollen, ihrer Sprache stark heimatliche Färbung geben und auch dann, wenn sie nicht ausgesprochene Dialektdichtungen zu schaffen beabsichtigen, fast mit Noturnotwendigkeit dazu gedrängt werden, wenigstens die unteren Schichten in der Mundart reden zu lassen. So z. B. Raimund und Anzengruber in ihren Volksstücken, Jeremias Gotthelf und Rosegger und die modernsten Vertreter der Heimatkunst (Klara Viebig u. a.) in ihren Romanen. Dann erst entströmt ihren Schöpfungen erquickend und kräftigend der Erdgeruch der Heimat.

Die mundartliche Dichtung bedeutet eine Erweiterung der Poesie überhaupt, ihrer Stoffe, ihrer Darstellungsmittel, ihres Stils. Ganz neue Gebiete treten durch die Mundart ins Bereich der Dichtung, die durch die Mittel der Schriftsprache allein nicht in vollgültiger, der Wirklichkeit bis ins Einzelste folgender Darstellung dichterisch wiedergegeben werden könnten. Für die kleinen und kleinlichen Gefühlsäußerungen des täglichen Lebens, die in Ausdrücken des Mergers und der Freude, in Scheltwörtern, Flüchen und Jauchzern, in zärtlichen Schmeichelworten laut werden, ist die Schriftsprache zu arm an sinnlichen, kräftig abgestuften Bezeichnungen. Auch fehlen ihr allgemein verständliche Ausdrücke für viele Gegenstände des ländlichen Lebenskreises, für Pflanzen und Tiere, Speisen, Trachtenstücke, für die vielen häuerlichen Gerätschaften und alle ihre Teile, für die zahllosen Arbeiten des Landmanns in Feld und Hof, für die klangmalenden Wörter. Während die Mundart auf diesen Gebieten in verschwenderischer Fülle blüht. Die Pflege der Dialektdichtung bildet also ein Gegengewicht gegen die durch die Ausbildung der einheitlichen Schriftsprache veranlaßte Verarmung des literarischen Sprachstoffes. Sie ist darum, wie Behaghel sagt, „nicht ein bloßes poetisches Spiel, sie hat ihre tiefe innere Berechtigung und kann deshalb nicht so leicht wieder untergehen“.

Es liegt in der Natur der Sache, daß in der Regel nicht hohe, fern abliegende Dinge, pathetische und weltgeschichtliche Begebenheiten sich für die Mundart eignen, sondern Gegenstände aus dem engsten Kreise der Heimat, scherzhafte oder ernste Ereignisse des täglichen Lebens auf dem Hintergrunde bäuerlicher oder kleinbürgerlicher Verhältnisse. Goedeke hat die Beobachtung gemacht, daß die ältere Dialekt-Dichtung des 18. Jahrhunderts im Norden, wo die plattdeutsche Mundart von der Schriftsprache durch eine Kluft getrennt in Dürftigkeit zurückblieb, nur im Charakter einer Verkleidung zu komischen Zwecken verwertet wurde, während man im Süden die oberdeutschen Mundarten, die der Umgangssprache der Gebildeten dauernd nahe stehen, gleich auch zu ernsteren Stimmungen und gehobeneren Stoffen heranzog. Naturgemäß erscheinen in der Dialekt-dichtung am häufigsten die kleinen Gattungen: Gedichte, Sprüche, Idyllen, Schwänke, Dorfgeschichten, kürzere dramatische Scherze für ein kleineres Publikum der engeren Heimat berechnet. Doch es wurden auch mit Erfolg Balladen (von F. von Kobell), Lustspiele (z. B. des Straßburgers D. Arnolds „Pfinzmontag“, die Darmstädter Lokalfosse „Der Datterich“ von E. E. Niebergall), epische Dichtungen in Hexametern (vom Alemannen Hebel, von den Niederösterreichern J. Wisson „Da Raz“ und von J. W. Nagl „Roanad“), mehrbändige Romane (z. B. von dem Mecklenburger Fritz Reuter) in der Mundart abgefaßt. Und der Ausspruch, den Goedeke noch 1881 gethan: „kein Dichter hat es gewagt, eine Tragödie im Dialekt von der Bühne herab darzubieten“ ist heute durch Gerhart Hauptmanns „Weber“ und „Fuhrmann Henschel“ widerlegt.

Die deutsche mundartliche Dichtung ist im allgemeinen so groß und strömt namentlich in den letzten Jahrzehnten so mächtig einher, daß es zu weit führen müßte, wollte ich hier nur auf die wichtigsten Richtungen und vornehmsten Namen hinweisen. Ist doch über die Geschichte der allerdings sehr reichhaltigen schwäbischen Dialektdichtung allein von August Holder ein stattliches Buch geschrieben worden. Eine Gesamtdarstellung der deutschen mundartlichen Dichtung fehlt uns. Blütenlesen für das 19. Jahrhundert sind uns jüngst in den Sammlungen von Regenhardt und Dänhardt geboten worden, die doch einigermaßen eine Vorstellung von dem wirklich vorhandenen Reichtum gewähren. Der große Anteil Deutsch-Oesterreichs an der mundartlichen Dichtung ist allgemein bekannt und tritt auch in den genannten Sammlungen zu Tage. Namentlich haben Niederösterreich mit F. H. Castelli, J. G. Seidl, A. von Klesheim, Oberösterreich mit K. A. Kaltenbrunner,

N. Pürschka und dem Besten von allen Franz Stelzhamer Dialekt-dichter aufzuweisen, die weit über die Grenzen ihrer Heimat Leser und Freunde sich erworben haben.

Hinter den Alpenländern steht Deutsch-Böhmen zurück. Es ist in den allgemeinen Sammlungen nur mit wenigen Stücken vertreten und die Namen seiner Dialektdichter sind nur selten über die Randgebirge hinausgedrungen. Wer aber näher zusieht, wer die weit verstreute, schwer erreichbare und wenig bekannte Literatur sammelt und prüft, wird finden, daß die mundartliche Dichtung in Deutsch-Böhmen weder klein an Umfang noch geringwertig in der Mehrzahl ihrer Erzeugnisse ist und daß auch wir mit Stolz auf einzelne heimische Erscheinungen hinweisen dürfen. Neben mundartlichen Volksliedern, Schwänken und Sagen, die noch allenthalben in Deutsch-Böhmen im Munde des Volkes lebendig sind (von denen aber in diesem Aufsatze nicht die Rede sein soll), gibt es auch in allen Gauen hierzulande viele und verschiedenartige mundartliche Kunstdichtungen von bekannten Verfassern. Die Liebe zur engeren Heimat, das völlige Verwachsen auch der Gebildeten mit dem bodenständigen Volkstum, haben ebenso ihren Anteil an dieser erfreulichen Erscheinung, wie die Mannigfaltigkeit der urwüchsigten und eigenartigen Mundarten, die auf dem weit sich hin-streckenden Gebiet von Deutsch-Böhmen ertönen. Freilich sind auch hier, wie anderwärts in der jüngsten Dialektdichtung in der Mehrheit humo-ristische Gedichte und Schwänke vertreten, in denen nach dem Vorbilde des oberbayerischen Dichters Karl Stieler anekdotenhafte Stoffe mit witziger Pointe erzählt werden, aber wir finden auch tief empfundene ernste Lieder und Stimmungsbilder. Auch hier sind viele Dichtungen vom Ver-fasser in der Schriftsprache gedacht und erst dann in die Mundart über-tragen worden, so daß sie in Wörtern, Formen, Wendungen ein Gemenge von Beiden enthalten, doch ist auch manche Perle aus dem meeresstiefen Boden echtster Mundart geschöpft worden. Auf jeden Fall liefert auch bei uns die Dialektdichtung einen wichtigen Beitrag zur Charakterisierung des Volkstums. Denn „in jeder Volksmundart spricht sich ein eigenes inneres Leben aus, welches in seinen Abstufungen eine besondere National-Charakteristik darbietet“, ein Ausspruch, den Goethe in einer seiner zahl-reichen aufmunternden Besprechungen von Dialektdichtungen nach D. Arnold zitiert hat.

Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen ist bisher weder gesammelt, noch zusammenfassend besprochen worden, darum ist sie auch bisher im Ganzen so unbekannt geblieben. Vieles ist verstreut in land-

schaftlichen Zeitschriften und Zeitungen, die zum Teil schon entschlafen sind, manche Einzelbeiträge finden sich in der von E. F. Käftner 1891—1896 herausgegebenen Zeitschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“. Die Sammlungen der einzelnen Verfasser sind vielfach im Selbstverlag erschienen und darum kaum aufzutreiben, andere im Buchhandel vergriffen oder verschollen. Eine gut ausgewählte Blütenlese der deutschböhmisches Dialektgedichte wäre darum eine schöne, dankbare Aufgabe. Sie würde in der mundartlichen Färbung weit bunter ausfallen, als die Sammlungen anderer österreichischer Kronländer wegen der schon angedeuteten Fülle verschiedenartiger deutscher Sprechweisen in Böhmen. Ueber diesen Gegenstand ist schon anderwärts ausführlich gehandelt worden und ich möchte darum hier nicht oft Gesagtes wiederholen, sondern betone nur, weil die nachstehende Besprechung der deutschböhmisches Dialektgedichtung auch nach diesem Gesichtspunkt angeordnet werden muß, daß wir unter den zahlreichen hierzulande üblichen, von Ort zu Ort allmählich sich verändernden Mundarten nach den heutigen Verhältnissen trotz aller Mannigfaltigkeit vier große Hauptgruppen unterscheiden müssen: das Bayersisch-österreichische im Böhmerwald und im südlichen Böhmen, das Nordgauische im Egerland und im westlichen Böhmen, das Obersächsisches im mittleren Nordböhmen, das Schlesisches im östlichen Böhmen. Es gibt keine eigene, nur hier übliche deutschböhmisches Mundart, sondern alle deutschen Sprechweisen Böhmens entsprechen den Mundarten der unmittelbar angrenzenden deutschen Lande. Die deutsche Dialektgedichtung in Böhmen muß darnach auch in vier Gruppen gesondert werden, von denen zwei (der Süden und Westen des Landes) den oberdeutschen, und zwei (der Norden und Osten) den mitteldeutschen Dialektgedichtungen im allgemeinen zugehören. Beginnen wir mit dem Süden des Landes!*)

*) Literatur: Die älteste allgemeine Sammlung ist J. M. Firmsch, Germaniens Völkervstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtungen, Sagen, Märchen, Volksliedern u. s. w. 3 Bände. Berlin 1846—1854. (Hier in II und III Volkslieder und Sagen aus Böhmen, III, 597—614 Lieder und Sagen von Lorenz). — E. Regenhart, Die deutschen Mundarten. Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit. 3 Bände. Berlin (1896). (Im Bande: Mitteldeutsch S. 392 ff. ein Gedicht von Ferd. Schmidt). — O. Dähnhardt, Heimatklänge aus deutschen Gauen. 3 Bände. Leipzig 1901. — W. Kahl, Deutsche mundartliche Dichtungen. Leipzig 1901. (Geschichtlich angeordnet mit ausgezeichnete Einleitung.) — K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. (Erste Auflage, 3. Band, S. 209 ff., 1232 ff.) Dresden 1881. — O. Behagel, Schriftsprache und Mundart, Gießen 1896, und Die deutsche Sprache. 2. Aufl. Leipzig 1902. —

2. Der Böhmerwald und das südliche Böhmen.

Im südlichen Böhmen, soweit es deutsch ist, also in Budweis und Umgebung, in der von Niederösterreich hereinragenden Sprachhalbinsel Neubistritz, sowie im Böhmerwalde bis hinauf zur Linie Schüttenhofen-Eisenstein herrscht die bairisch-österreichische Mundart mit vielen Schattierungen und Unterschieden in den einzelnen Thälern. Im allgemeinen aber kommt die Mundart des unteren Theiles jener der Enns-herzogtümer, die Mundart des nördlicheren Gebietes jener des bairischen Waldes nahezu gleich. In Stammesart und Lebensverhältnissen sind die Deutschen des südlichen Böhmen (im ganzen rund 200 000 Seelen) den Bewohnern der österreichischen Alpenländer nahe verwandt. Sie haben ähnliche Blockhäuser, eine ähnliche Tracht, soweit sie noch von alters her erhalten ist, dieselben Sitten, Bräuche und Anschauungen. Wie in den Alpenländern, so blüht auch im Böhmerwald die mundartliche Volkspoesie in leuchtenden Farben; in Liedern, Märchen, Schwänken, vor allem aber in kecken Bierzeilern, sogenannten „Walbergsangeln“, die sich in Stoffen, Bildern, Reimen mit den Schnaderhüpfeln der Kelpfer aufs engste berühren.

Bezüglich der mundartlichen Kunstdichtung aber bleibt der Böhmerwald weit hinter den Enns- und Alpenländern zurück. Kein einziger Dichter hat im südlichen Böhmen eine eigene Sammlung mundartlicher Dichtungen veröffentlicht, während dies in andern Gebieten Deutsch-Böhmens sehr oft der Fall war. Das Wenige, das bekannt geworden ist, erschien verstreut in Zeitschriften. Auch setzt die mundartliche Dichtung hier weit später ein, als in anderen Theilen des Landes. Die älteren Dichter des Böhmerwaldes, Adalbert Stifter, Josef Rant und Josef Meßner haben niemals in der Mundart gedichtet, so nahe ihnen das eigentlich gelegen wäre. Stifter versenkt sich in seinen Schilderungen der Heimat vor allem in die Natur, enthüllt ihre ganze Schönheit, gibt ihre Stimmung liebevoll wieder, belebt die Landschaft, doch die Menschen darin, die ihn nur als Typen interessieren, können innerhalb seiner stilisierten Berichte nur schriftdeutsch reden. Rant und Meßner, die mehr die Leute als das Land darstellen, müssen schon in den Gesprächen der Mundart zuweilen Raum geben. Einen weit stärkeren Gebrauch von ihr macht Johann

A. M. Meger, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Berlin 1899. (Gingehende Berücksichtigung der Dialektdichtung.) — Ueber die Mundarten in Böhmen: A. Hauffen, Das deutsche Volkstum in Böhmen. (D. Bachmann, Deutsche Arbeit in Böhmen, S. 107–132.) — Die einzelnen Ausgaben der deutschböhmisches Dialektdichtungen werden in den folgenden Abschnitten verzeichnet.

Peter, der in seinen Erzählungen den Spuren Ranks folgt. Ausgesprochene Dialektdichtungen kenne ich erst aus den letzten Jahrzehnten. Der pädagogische Schriftsteller Jordan Rajetan Markus (geboren 1831 zu Friedberg, gestorben als Wiener Bürgereschuldirektor in Mauthausen 1893) hat unter andern Gedichten auch einige mundartlichen Scherz- und Gelegenheitsgedichte versucht. Manches dürfte in schwer zugänglichen örtlichen Zeitungen vergraben sein. In der Zeitschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“ und noch viel mehr in der von Johann Peter seit 1899 herausgegebenen Monatschrift „Der Böhmerwald“ finden wir zahlreiche mundartliche Beiträge aus dem südlichen Böhmen: humoristische Erzählungen von J. Schramek, Demel, A. Schimann, R. Muckenschnabel, J. Zettl, Gedichte von Paul Mefner (dem Nefen Josef Mefners), J. Schmider, G. Scheuba, Anton Schott, J. Brunner, R. Janik, J. Peter, u. a.

Ich gebe nachstehend drei Beispiele, die ich der Monatschrift „Der Böhmerwald“ 2, S. 231, 301 und 75 entnehme. Das erste Gedichte ein guter Scherz, der sich in der Mundart ganz hübsch ausnimmt. Das zweite, „Mei Bua“, flott und sangbar, augenscheinlich nach dem Vorbild von „Heil dir im Siegeskranz!“ in daktylischem Rhythmus abgefaßt. Man muß also betonen „Wia mi hot 's érstemol Beim Mondschein, drünt im Thol u. s. w.“ Die „Wolbseligkeit“ ist schlicht und volkstümlich, im Rhythmus sehr frei behandelt. Strophe 3, V. 3 und 4 würden wir lieber „grab“ und „liabn“ weglassen, es entstehen sonst schwere Senkungen, die allerdings im volkstümlichen Liede üblich sind.

Der rechte Nam.

Von Zephyrin Zettl=Stadler.

Van Wirten geht's gar laut heunt zua,
Gar festli ned zum sogn.
Es wird jo heunt sein érsta Bua
Zur Taf in d' Kircha trog'n.

Do frogt der Gdd so ungefähr:
„Wia soll ma 's Büabl nenna?“
Der Boda sogt: „Die Frog is schwer,
De thuat im selbst no brenna.

Weil d' Jaga 'n Sanct Hubertus ham,
'n halin Lenhard d' Girten,
So möcht' i für mein Buabm a Nam,
Wos recht taugt für an Wirten.“

„De Frog, de is so g'farla ned,
Wenn i's thua recht begreifa,
So nenn ma halt“, so moant der Gdd,
„Dös Büabl Gans der Täuſa.“

Mei' Bua!

Von Ignaz Dopatka.

Bia mi hot 's erstemol
Beim Mondschein drunt im Thol
So volla Freud und Lust
Mei liaba Bua hot bußt,
Do hob'n die Sternöln glockt,
I hob dia Aug'n zug'mocht
Und denkt, mein liaba Bua,
Giaz, küß, daß gnua.

Und doß vagiß i nia,
Wie er zum Obßhied mi
Got bußt und bitt dabei
„Gelt Dirndl, bleibst mir treu!“
I hob die ganze Nocht
Zo goar toa'n Aug' zug'mocht,
Bin bei mein Fensterl gloant,
Hob bitta g'moant.

Und drauf in kurza Zeit
Kimm't er zu mir voll Freud,
Sein Quat voll Sträuchln gsteckt,
Mein Gott! Bin i daschreckt.
Is denn dos wirkli wahr,
Giazt hob'ns mir'n gholtn gor,
I soll mein Buam hergeb'n,
Mei Freud, mei Leb'n?

Wie er auf Urlaub wor
Als Herr Kop'rol sogor,
Gott, die schön Uniform,
I wor gonz stolz am Buam.
Und erst beim Long auf d' Nocht,
Do hot mir's Herzerl glockt
Vor lauter Seligkeit,
Weil mi der Bua so gfreut.

Und is dann aus sei Zeit,
Heirat ma, döß is g'sheit,
Mir leb'n dann, konnst es glaub'n,
Grod wia zwoa Turtlaubn.
Wold is vorbei dos Johr,
Wos 's Herzl hofft, wird wahr!
Dann klingt a Glöckel laut,
Und i bin Braut!

Woldseligkeit.

Von Josef Schramek.

D' Sunn geht af, d' Dmschl schlogt,
Und d' Bleaml'n woch'n olli auf
Und selbst der olti Humml draß
Merkt, doß wold an Honi trogt
Und stad, gonz stad, hebn's af amol
Zum singn on in Berg und Thol:
„O Wold, o Wold, du bist mei Freud',
Du bist mei höchsti Seligkeit!“

D' Reh und Hirsch'n kimm'n für
Und 's Haserl aus d'r Staudn,
's kimm't der Schneß mit sein'r Baudn
Und kruicht gonz schleuni ins Revier,
Und olli hörns mit ein mol,
Bia's klingen thuat über Berg und Thol:
„O Wold, o Wold, du bist mei Freud',
Du bist mei höchsti Seligkeit!“



Do locht dr himmblaui See
Und a die Tännlin lochn mit,
's locht selbst dr olti grab Gremit,
Jo gor die liabn Engl in dr Pöhh
Und stimm'n ein mit einem mol
In den Oßong in Berg und Thol:
„O Wold, o Wold, du bist mei Freud',
Du bist mei höchsti Seligkeit!“

Jo soll denn do i gonz alloa
Trauri bleibn in dem Zauberwold,
Wo alles singt, doß widerholt,
Trauri bleibn, grob ner i alloa?
Na, na, i sing mit, af jedn Foll
Escho, doß mei Kefei hört, drint im Thol:
„O Wold, o Wold, du bist mei Freud',
Und 's Kefei drinn — mei Seligkeit!“

Schramel hat u. a. auch in der gleichen Zeitschrift ein mundartliches Gedicht „Lob des Brasiltuwaks“ (2 S. 424) veröffentlicht. Der Brasilt- oder Brisiltabak ist ein im Böhmerwalde überaus beliebter Schnupftabak, der aus Brasilien stammen soll und in der Regel aus Bayern hereingepaßt wird. Es ist ein dunkler feuchter Rolltabak, der im Böhmerwaldhause fein geschnitten und in einem Brisilhafen (einer der Gugelhupf- form ähnlichen Thonschüssel) mittels einer Holzkeule unter Zusatz von Asche und Schmalz (daher auch der Name „Schmalz!“) sehr fein zerrieben wird. Statt der Schnupftabaksdosen bedient sich der Böhmerwäldler sogenannter „Brisilflascheln“, kleiner Fläschchen, die oft aus geschliffenem oder Rubinglas bestehen, mit Malereien und Vergoldung geziert und mit (zuweilen kunstvoll geschnitten) Propfen aus Bein, Metall, Holz oder Leder verschlossen werden. In sechs Strophen preist Schramel launig die Vorzüge des Brasiltabaks. Zwei davon seien als Proben mitgeteilt:

Den Brisil laßt ma in dr kiniglichen Traff,
Trog't'n hoam und zerschneid'n in kloani Stück;
Im Scher'm z'reibt ma'n oft recht fein,
Und thut an schön Bagn a Schmolz hinein.
Gerno thut man 'n ins Glasl — und schnupft — —
Und schnupft und schnupft und schnupft.

Is wer gestorbn und hot ma a rechts Leid,
Odr is a Kloans Lemma und hot ma a Freud;
Is a Gwittr am Himml und schlogts ei',
Odr vasolzt am d' Suppn und 's Leb'n a Wei(b),
Schnell nimmt ma 's Flaschl her und schnupft —
Und schnupft und schnupft und schnupft!

Der fruchtbare Böhmerwaldschriftsteller Anton Schott (geboren in Hinterhäuser bei Neuern 1866) hat nach Versmaß und Weise der steirischen Hymne „Hoch vom Dachstein“ ein mundartliches Gedicht „Unsa Böhmerwald“ in der genannten Monatschrift (1, 132) veröffentlicht. Es findet sich aber darin, wie bei getragenen Hymnen leicht manche ausgesprochen schriftdeutsche Wendung, z. B. „und des Wilddiabs sichere Büchsn tracht“. Den Genetiv kennt die lebendige Mundart nicht. — Zu den Dichtern des Böhmerwaldes kann in gewissem Sinne auch der Bayer Maximilian Schmidt (geboren in Eschkamm 1832) gezählt werden, der in seiner historischen Erzählung „Die künischen Freibauern“ 1895 und in seinem mundartlichen Gedichte: „Da schöne Wald“ den Böhmerwald geschildert und besungen hat.

Die oft beobachtete Erscheinung, daß mundartliche Kunstgedichte bekannter Verfasser allmählich ins Volk bringen, hier gern und oft gesungen, teilweise dem bäuerlichen Geschmaç gemäß umgeändert und als herrenloses Gut ohne Verfasseramen weiter überliefert werden, diese Erscheinung können wir auch im südlichen Böhmen feststellen. In ihrer reichhaltigen Sammlung „Deutscher Volkslieder aus Böhmen“ haben Grusčka und Toischer S. 118 ein Gedicht mitgeteilt, das der jetzige Landtagsabgeordnete K. Vollgruber in dem deutschen Dorfe Strodwiz bei Budweis nach dem Volksmunde als Volkslied aufgezeichnet hat. Es lautet:

A Madl geht um Holz in Wold
Recht zeitli in da Fruah,
Und hinter ihr do schleicht si noch
A saubrer Jagersbua.

Und wia's in Wold fand, sogt da Bua:
„Liabs Dirndal, wos mochst do?“
Do sogt sie drauf: „Mei liaba Bua,
Dürri Aftln brich ih o.“

„Geh, loß du, liabs Dirndal mei,
Das Aftl=zammalegn;
Ich möcht so gern mit dir diskriern
Und dir in d' Aeugln segn.“

„Geh, loß mi aus“, sogts Dirndal drauf,
„Ich hob jo blaui Aug'n
Und d' Jaga dürfn, wia ih woaß,
Jo nur ins Greani schau'n.“

„Nöt wohr is“, sogt da Jagers Bua,
„Daß du dos a no glaubst!
Denn dort, wo ih dö Vögel schiaß,
Is a da Himmel blau.“

Drum loß mi du, liabs Dirndal mei,
In deini Aug'n segn gern,
So hätt ih 'n Himmel af da Welt
Mit seini schönstn Stern."

„So schau denn zua in Gottes Nam'",
Sogt's Dirndal gar so liab;
„Oba moch, daß ih nôt woana muaf,
Sunst wird dein Himm'l trüab."

Der Kenner der Volkspoesie wird alsbald finden, daß dieses Lied mit seinem pointierten Gespräch und seinem witzigen Abschluß nicht dem altüberlieferten Volksliederschätze angehören kann, sondern aus einem neueren Kunstgedicht geflossen sein muß. In der That ist die ursprüngliche Form dieses Liedes ein von Anton Freiherrn von Klesheim in niederösterreichischer Mundart abgefaßtes Gedicht „Da Himm'l", das zuerst in dessen Sammlung „'s Schwarzblattl aus'n Weanawald", 2. Auflage, Wien 1846 erschienen ist. Dieses hübsche Dialektgedicht, das übrigens eine bei Volksliedern sehr beliebte Eingangsformel zeigt, muß rasch eine weite Verbreitung gefunden haben. Schloßfar hat es in Aufsee vom Volke singen gehört in einer ländlerartigen Melodie mit einem Jodler als musikalischen Rehrhim (vgl. Deutsche Volkslieder aus Steiermark, S. 334 und 462), stark geändert, zu fünf Strophen gekürzt und mit neuer Melodie erscheint es auch im Elsaß (vgl. Erk-Böhme, Deutscher Viederhort, 1, Nr. 73b). Die oben mitgeteilte Fassung zeigt eine Umsezung in die (dem Niederösterreichischen übrigens nächstverwandte) Budweiser Mundart und manche Aenderungen. Klesheims Gedicht beginnt mit dem Vers: „A Deandrl geht um Holz in Wald" und besonders abweichend lauten seine 5. und 6. Strophe:

„Nôt wahr is", sagt da Jaga-Bua;
„Mei herziags Deandrl schau,
Wo i dö Bögerl abaschiaß,
Is a da Himm'l blau.

Drum loß mi du in d' Neugerln segn,
So muaf i glückli wern,
Da hätt i 'n Himm'l auf da Welt
Mit seini schönstn Stern."

Der Bericht über das südliche Böhmen konnte nicht sehr ergebnisreich ausfallen. Weit mehr mundartliche Dichtungen als der Böhmerwald weist das Egerland auf, dem wir uns in dem nächsten Abschnitte zuwenden wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Herrnhausstein bei Steinschönau in Nordböhmen, seine Verwüstung und seine Rettung.

Von J. C. Hibsch.

Im Nordosten des durch Anmut der Thäler und Schönheit der Bergformen ausgezeichneten böhmischen Mittelgebirges ragt über das Plateau, an dessen Nordabhang sich die durch ihre Glasindustrie bekannte Stadt Steinschönau ausbreitet, eine Basaltkuppe, „Herrnhausstein“ genannt, etwa fünfzig Meter hoch empor. Wegen ihres auffallenden Baues hat diese Kuppe die Aufmerksamkeit seit langem auf sich gelenkt. Die Kuppe besteht nämlich aus überaus schlanken, ferkengeraden Basalt-Säulen, die bei einem Querdurchmesser von 12—15 cm eine Länge von 10—30 m erreichen. In der Regel begrenzen sich die Säulen mit 6, seltener mit 4 oder 5 vollkommen ebenen Flächen. Unter einander sind die Säulen nicht besonders fest ver kittet, so daß sie sich verhältnismäßig leicht von einander trennen lassen.

Steigt man auf den Gipfel der Kuppe und blickt um sich, so wird man in hohem Grade durch die Eigenart des Landschaftsbildes überrascht, welches sich vor dem staunenden Blicke aufrollt: Ringsum steile Kegele und Kuppen, die entweder aus schwarzem Basaltgestein oder aus grünlichgrauem Basaltstein bestehen. Die kühn in die Lüfte ragenden Felskegel waren ehemals von weichen Gesteinsmassen vollständig umhüllt, teils war es weicher Sandstein, teils Basalttuff oder ein Thonmergel. Die weichere Hülle verfiel der Zerstörung, sie wurde abgetragen im Laufe der langen Zeiträume, welche verfloßen sind, seitdem Basalt und Klingstein im feurig-flüssigen Zustande dem Erdbinnen entstiegen und die genannten weichen Massen durchdrangen. Die festen Steinerne blieben zurück und stellen die gegenwärtig hoch über die abgetragene Umgebung empor ragenden Kegeleberge und Kuppen dar. Auch unser Herrnhausfelsen bildet eine solche Basaltkuppe, die aus dem umgebenden Basalttuff förmlich herauswächst.*)

Bei näherer Betrachtung des Herrnhausfelsens fällt insbesondere die Anordnung der Säulen, aus denen die Kuppe besteht, auf. Im Zentrum der Kuppe stehen die Säulen lotrecht, vom Mittelpunkt gegen den Rand geht die Stellung allmählich aus der lotrechten in die wagrechte über, am Umfange des ganzen Basaltkörpers liegen sie horizontal. Ferner wird der aufmerksame Beobachter erkennen, daß die Säulen vom Mittelpunkte nach allen Richtungen radienförmig ausstrahlen und am umgebenden Basalttuffe scharf abstoßen. Alle Säulen bilden in ihrer Gesamtheit einen zylindersförmigen Basaltkörper von nahezu kreisrundem Querschnitt, welcher in ungemessene Tiefen hinabreicht.

Man hat in diesem Basaltzylinder nichts anderes als eine basaltische Schlotausfüllung zu erblicken. Der gegenwärtig mit festem Basalt erfüllte zylindrische Kanal war ehemals ein vulkanischer Schlot, durch welchen geschmolzener Basalt in Form einer heißen Flüssigkeit aus der großen Tiefe des Erdbinnen empor gefördert wurde. Das geschah zu jener Zeit, als an vielen Stellen Nordböhmens eruptive Massen dem Erdbinnen entquollen. Nach dem Er-

*) Wir geben als besondere Beilage eine Abbildung des Herrnhausfelsens nach einer Photographie, die wir der Reihe trefflicher geologischer und landschaftlicher Aufnahmen des Hof- und Kammerphotographen Herrn D. Sedert in Prag mit seiner freundlichen Bewilligung entnehmen.

löschten der vulkanischen Thätigkeit blieb unser Herrnhäus-Schlot mit basaltischem Magma erfüllt, welches in kurzer Zeit sich abkühlte und zu festem Basalte erstarrte. Dieser füllt den Schlot vollständig aus. Bei der Erstarrung löste sich die gesamte Basaltmasse in einzelne Säulen auf. Diese Erscheinung, die Absonderung in einzelne Säulen, kehrt bei vielen Körpern wieder, sobald dieselben nach starker Erhitzung sich abkühlen. Bei dem im geschmolzenen Zustande leicht flüssigen Basalte tritt Säulen-Absonderung während des Erkaltes besonders schön auf. Ueberall betrachtet man dabei, daß die Säulen mit ihrer Längserstreckung senkrecht auf der Abkühlungsfläche stehen. In unserem Falle, bei der Erstarrung des Basaltes im Herrnhäus-Schlot, schritt die Erhaltung allseitig vom Rande gegen das Innere vor. Deshalb mußten sich die Säulen von der Wandung des Schlotes ab radial nach der Achse des nahezu kreisförmigen Schlotzylinders richten.

Die radiale Anordnung der schlanken Basaltsäulen gibt dem Herrnhäusfelsen eine besondere Stellung unter den hervorragenden Naturobjekten unserer deutschen Heimat. Es findet sich Säulenbasalt wohl noch an vielen Orten Nordböhmens; Basaltsäulen von dieser Schönheit und in dieser geologisch interessanten Anordnung wie am Herrnhäus wird man andernorts vergebens suchen. Und dieser uns von der Natur gegebene Schatz — in unserer Heimat einzig in seiner Art — wird gegenwärtig verwüßt. Als gemeiner Steinbruch seit langem benutzt, ist derzeit schon ein großer Teil des Felsens abgebaut. Es war darum die allerhöchste Zeit, Maßregeln zu ergreifen, dieses merkwürdige Naturgebilde vor der vollständigen Vernichtung zu schützen. Wir besitzen wohl staatliche Organe zur Erhaltung von Kunst- und historischen Denkmälern, aber keinerlei Schutz genießen die Denkmale der Natur. Diese bilden nicht minder einen Schatz, auf dessen Erhaltung die Gesamtheit der Menschen Anspruch hat. Und nimmermehr dürfen solche Objekte der Gewinnsucht Einzelner zum Opfer fallen.

Von diesen Ideen war ein Aufsatz getragen, welcher mit der Ueberschrift „Berühmte Steine“ am 28. September 1900 in der „Bohemia“ erschien und in einen Hilferuf ausklang für den arg gefährdeten Herrnhäusstein. Der Ruf nach Hilfe fand beim Statthalter von Böhmen Gehör. Schon am 30. September wurde der Bezirkshauptmann in Teitschen ersucht, „über den Sachverhalt und die zur Erhaltung des Herrnhäusfelsens notwendigen Schritte zu berichten“. In Teitschen fand die Angelegenheit sofort die thatkräftigsten Förderer. Um der weiteren Verwüstung des Herrnhäusfelsens vorzubeugen, faßte man den Gedanken, die ganze Basaltkuppe den jetzigen Besitzern mit öffentlichen Mitteln abzukaufen. Leider scheiterte dieser Plan an den ins Ungeheuerliche gesteigerten Forderungen der beiden Besitzer (160 000 Kronen!).

Die Statthaltereie, an welche über das Ergebnis der Verhandlungen berichtet worden war, mußte nun erklären, daß eine staatliche Aktion nicht durchführbar sei und überließ es notgedrungen den örtlichen Kräften, das Rettungswort in Angriff zu nehmen. Der Bezirkshauptmann von Teitschen, Hr. Edmund von Stelmag-Varion, entfaltete hierauf eine rastlose Thätigkeit. Er berief wiederholt alle diejenigen Körperschaften, welche Anteil an der Sache nehmen, zu Beratungen nach Steinschönau. Ihr Ergebnis ist vorläufig ein Pachtvertrag, welcher mit der Besitzerin des größeren Teiles abgeschlossen worden ist. Gegen die jährliche Zahlung von 800 Kronen verpflichtet sich dieselbe, eine genau

bezeichnete Partie der Basaltkuppe ganz unberührt zu lassen und den Zugang, die Besichtigung sowie die Besteigung der Kuppe jedermann zu gestatten. Der außerhalb des bezeichneten Anteils gelegene Fels kann weiter abgebrochen werden. Mit dem Besitzer des kleineren Teils war eine Einigung nicht zu erzielen. Der Pachtbetrag wird aufgebracht durch Beiträge der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, des Gebirgsvereins für die böhmische Schweiz, der Gemeinde Steinschönau, der Bezirksvertretung B. Kamnitz und des Nordböhmisches Erkursionsklubs. Ein Restbetrag soll durch Sammlungen im Bezirke beschafft werden. Dadurch ist vorläufig der wesentliche und bisher noch fast unberührt gebliebene Teil der Basaltkuppe vor weiterer Zerstörung gesichert.

Indessen werden durch weit ausgebreitete Sammlungen größere Mittel gewonnen, um in späterer, günstiger Zeit unter angemessenen Bedingungen die ganze Kuppe antauchen zu können.

Eine günstigere Zeit für den Schutz der heimischen, uns von der Natur geschaffenen Denkmäler scheint sich übrigens vorzubereiten durch den im Abgeordnetenhaus am 17. Oktober 1901 vom Abgeordneten G. Nowak eingebrachten Antrag „auf Erlassung eines Gesetzes zum Schutze und zur Erhaltung von Naturdenkmälern“. Herr Abg. Nowak vertritt den Tetschner Landbezirk und war als solcher berufen, die Hilfe der staatlichen Gesetzgebung anzurufen. Es steht zu erwarten, daß der Antrag einer raschen Erledigung zugeführt werden und die Zustimmung aller Volksvertreter finden wird.*)

So vereinigen sich denn alle Faktoren, um unsern Herrnhausstein vor dem völligen Untergange zu retten. Den Männern, welche in letzter Stunde dieses Rettungswerk für den Naturschatz unseres Landes angebahnt haben, gebührt der Dank aller Freunde der unberührten Natur und der besondere Dank aller Bewohner unserer deutschen Heimat.



Deccavi.

Was that ich nur, daß deine Blicke schweigen
Und daß kein Lächeln mich wie sonst begrüßt?
Der Tanzsaal glüht, ich irre durch den Reigen
Und dürst' nach Freude, die vorüberfließt.

Die Zeit entflieht, ich seh' ihr wildes Hasten,
Rings tollt das Glück — und nur mein Herz ist leer;
Laß gnädig mich in deiner Nähe rasten,
Mich trug ein Sturm, bedenk', ein Sturm mich her.

*) Einen ähnlichen Schritt hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur für die bevorstehende Tagung des böhmischen Landtages in Aussicht genommen.

Und zürne nicht, wenn Lieder dich umdrängen;
Es sind Gefänge meines tiefsten Seins,
Und wehrst du ab, tönts doch aus meinen Klängen:
Kein Auge siehst dich je so schön wie meins.

Die Stunde preis' ich, da ich dir begegnet,
Mit Kränzen überschütt' ich deinen Groll;
Was hätt' Natur mit Wundern dich gesegnet,
Wenn ich, der Dichter, sie verschweigen soll.

Mein kurzes Glück sind nur verirrte Träume,
Wer weiß, wer dich, du Herrliche, gewinnt.
Drum Gnade, Mädchen, wenn ich überschäume,
Ich weiß, ich weiß: ich bin kein Sonntagskind.

Emil faktor.



Zwei Welten.

Zwei große Welten nenn' ich mein!
Sie zogen Spuren in mein Sein,
Und ihren Fluch und ihren Segen
Trug' ich auf allen Lebenswegen.

Die eine sorgt und troht und spinnt
Und schreckt mich auf mit Bliß und Wind,
Und grausam schlägt den schönsten Stunden
Sie brennende Enttäuschungswunden.

Die andre lebt nicht in der Zeit,
Sie singt das Lied der Ewigkeit,
Sie rauscht und tönt und bebt und flüstert,
Wenn meine Seele sich verdüstert.

Sie schuf ich selbst aus Wunsch und Traum
Und bau ihr einen Himmelsraum
Mit Millionen treuen Sternen,
Die nah' wir sind, sich nie entfernen.

Ach, geb' es nur die eine Welt,
In die kein dunkler Schatten fällt:
Ich würde rastlos sie durchwandern —
Und wüßte nichts vom Leid der andern.

Emil faktor.





DER HERRNHAUSSTEIN IN NORDBÖHMEN.

Mit Bewilligung des Herrn Hof- und Kammerphotographen Heinrich Eckert in Prag.



Spätherbst.

Du bist deinen Weg gegangen,	Aber wenn meinen Wegen
Weit, weit ab von mir —	Eine Maienlerche sang,
Die Maienlerchen sangen —	Wenn dunkler Wolken Segen
Ich war nicht bei dir.	Meine felder umschlang —.
Sommerwolken zogen,	Wenn gold'ne Blätter fielen
Ich war nicht bei dir,	Leise zu fügen mir —
Herbstgold'ne Blätter flogen,	Alle die Zeichen, die vielen,
Ich war nicht bei dir	Waren Grüße von dir.

Zum Winter gehn wir Beide
Und ruhen in der Nacht,
Von dem vielen Herzeleide,
Das uns der Weg gebracht.

Hedda Sauef.



Goethe in Elbogen.¹⁾

Ein Vortrag, gehalten anlässlich der Enthüllungsfest der vom Fortbildungs- und Geselligkeitsvereine in Elbogen gestifteten Goethe-Gedenktafel am 9. Novbr. 1901
von **H. Richter.**

Unser altehrwürdiges Deutsch-Böhmen mit seiner wunderjamem Urgeschichte, die mit granitnen Lettern in den Gebirgen des Böhmerwaldes eingeschrieben ist, hat Goethe in seinen älteren Jahren ganz besonders angezogen und zu fesseln gewußt. Hier in Deutsch-Böhmen, an den wunderthätigen Quellen, den heilsamen Bädern von Karlsbad, Teplitz, Marienbad und Franzensbrunn, fand unser Dichterkürst wiederholt Linderung seiner Leiden und Raft von aufreibender Thätigkeit; hier ward ihm Anregung und Stoff geboten zu eingehenden mineralogischen und geologischen Studien; hier wuchs um ihn ein Kreis von Verehrern, lernbegierigen Schülern und gleichgesinnten Freunden, die seine vielseitigen Anregungen weiter ausbauten und zum Nutzen und Ruhm des Landes Bleibendes, Bedeutendes schufen; hier ward es ihm vergönnt, mit der liebreizenden Kaiserin Maria Ludovica, die er so hoch verehrte und bewunderte, zusammenzutreffen; hier endlich entstand manches seiner schönsten lyrischen Gedichte, und manche „kleine Wahlverwandtschaft, die ihm während der wenigen Wochen (seines Badeaufenthaltes) einige Unterhaltung gab“, ²⁾ ward hier gefunden.

¹⁾ Goethe schreibt Ellenbogen oder Ellbogen. Die heutige Schreibung ist Elbogen. ²⁾ Gdermann, Gespräche mit Goethe. Leipzig, Reclam. III. Bd., S. 252.

Deutsche Arbeit.

Schon in den Jahren 1785, 1786 und 1795 war Goethe nach Karlsbad gekommen und hatte an allem, was die Gegend bot, lebhaften Anteil genommen. „Vom Granit durch die ganze Schöpfung durch bis zu den Weibern, alles hat beigetragen, mir den Aufenthalt angenehm und interessant zu machen“, berichtet er selbst in dem Briefe vom 13. August 1785 an den Herzog Karl August; aber so eigentlich lernte er doch erst bei seinen späteren Besuchen in Karlsbad und Marienbad in den Jahren 1806 bis 1823 Land und Volk kennen und lieben, und je öfter Goethe zu uns kam, desto inniger ward seine Anhänglichkeit an die böhmischen Berge, und desto mehr sehnte er sich nach ihnen.

Im Jahre 1823 hat Goethe Böhmen das letzte Mal besucht; aber in jedem folgenden Jahre nahm er sich vor, die lieben Freunde, die er dort gewonnen, besonders den Rat Grüner in Eger und den Grafen Josef Auersperg in Hartenberg, zu besuchen. Sein Vorhaben auszuführen ward ihm aber leider nicht mehr vergönnt. Am 30. Oktober 1824 schreibt er an Grüner¹⁾: „Weit in den August hinein hoffte ich Sie noch zu sehen, denn wenn ich auch keine Badeskur vorzunehmen Ursache hatte, so wäre doch eine kleine Reise zu den Berggegenden, wo ich geprüfte Freunde mehrere Jahre unausgesetzt besucht hatte, mir höchst erwünscht gewesen, aber auch das wollte sich nicht fügen, und so müssen wir auf das nächste Frühjahr das Weitere hoffen“. Doch auch im nächsten Frühlinge, im Jahre 1825, kam Goethe nicht nach Böhmen. Sein Hausarzt Rehbein schreibt darüber an Rat Grüner²⁾ am 5. August d. J.: „Er ist wohl und heiter, und obwohl seine Sehnsucht nach Böhmen hochgestiegen war, so blieb er darum hier, weil die neue Ausgabe seiner sämtlichen Werke ihn gar zu sehr beschäftigt“. Im Frühjahr 1826 fühlte sich unser Dichter zu unwohl, um die Reise unternehmen zu können³⁾, und auch im nächsten Jahre (1827) bedauert er, daß er „das liebe Böhmen diesen Sommer abermals nicht betreten kann“.⁴⁾

Es schwindet ihm die Hoffnung, je wieder in unser Heimatland zu kommen. „Jederzeit, mein Theurer“, schreibt er am 3. September 1828 an Grüner⁵⁾, „wenn die Jahreszeit heranraht, die ich sonst so vergnüglich und nützlich in Böhmen zubachte, fühle ich eine mächtige Sehnsucht

¹⁾ „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Räte Grüner.“ Leipzig 1853, Seite 195. — Ueber den Rat Grüner vgl. „Deutsche Arbeit“, I. Jahrg. 1. Heft, Seite 31 ff.

²⁾ Ebenda, Seite 202.

³⁾ Ebenda, Seite 227, Brief vom 6. Mai 1826.

⁴⁾ Ebenda, Seite 230, Brief vom 2. Juli 1827. ⁵⁾ Ebenda, Seite 236.

dorthin, und vor allem wird der Wunsch lebhaft, Euer Wohlgeboren zuerst beim Eintritte zu begrüßen, manches Neue zu erfahren und mich gesellig des früheren Guten zu erinnern“, und am 11. Juli 1830 an denselben¹⁾: „Es ist gerade die Zeit, wo ich sonst schon das Vergnügen hatte, in Ihrer Nähe zu sein, oder mich wenigstens vorbereitete, dorthin zu gelangen. Nun reisen die Unsrigen zu Ihnen ohne mich, und ich muß zusehen“. Mit Wehmut und in stiller Ergebung fügt sich Goethe darein, nunmehr wenigstens noch brieflich mit den guten Deutsch-Böhmen in Verbindung zu stehen und die Erinnerung an angenehm und nützlich verbrachte Tage in den böhmischen Bergen in Gedanken immer wieder zu erneuern. Alles, was sich auf das Land bezieht, ist seines Theils gewiß. Als im Jahre 1832 Graf Kaspar Sternberg ihm einige Hefte der Zeitschrift des böhmischen Museums in Prag übersandte, antwortet er und schreibt²⁾: „Die neuen Stücke der böhmischen Zeitschrift haben in mir abermals den Wunsch erregt, das werthe Reich zu besuchen, wo ich so viele Jahre Genuß und Unterricht fand, auch nun alle Ursache hätte, mich jenen freundschaftlich anblickenden Gegenden zu nähern“. Und sieben Tage vor seinem Tode noch gedenkt er in einem Briefe an Grüner dankbar der in Böhmen verlebten Tage³⁾: Euer Wohlgeboren Schreiben und Sendungen sind mir höchst angenehm, denn sie bringen mir die schönen Tage wieder lebhafter vor die Seele, wo wir unter heiterm Himmel in vertraulich belehrender Unterhaltung so manche gute Stunde behaglich verlebten, auch davon immer die entschiedensten Vorteile zu gewinnen mußten.“

So hängt denn Goethe mit ganzer Seele an seinen treuen deutsch-böhmischen Freunden und an dem schönen Egergebiete. Hier aber ist es wieder Karlsbad, dem er seine ganze Zuneigung schenkt. In freudigen und traurigen Tagen fühlt er sich mit der Stadt eines Sinnes: Als Kaiser Franz und seine erlauchte Gemahlin im Jahre 1812 den berühmten Kurort besuchten, da war er der Dolmetsch der jubelnden Freude Karlsbads über die hohe Ankunft, und in den Stunden des Unglücks, als in der Nacht vom 9. zum 10. September 1821 ein schwerer Wolkenbruch über die Stadt niederging und die Flut der Tepl im Orte schweren Schaden anrichtete, da fühlte auch Goethe, der damals gerade in Franzensbad weilte, den ganzen Jammer mit. Der Schmerz der Karlsbader war sein Schmerz! „Das Unglück von Karlsbad“, schreibt er an seinen Freund

¹⁾ Ebenda, Seite 238.

²⁾ Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XVIII. Jahrg., Seite 32. ³⁾ Grüner, Seite 243, Brief vom 15. März 1832.

Zelter¹⁾. „gab mir schlechte Nachkur, denn ich bin zu sehr mit diesem Orte ver wachsen, als daß ich ihn mir zerstört denken dürfte“. Und an den Grafen Sternberg²⁾ am 26. September: „Unmöglich ist mir's zu schließen, ohne meinen tiefsten Anteil an dem Karlsbader Unglück auszusprechen; seit 40 Jahren habe ich diesen Ort in seinem glücklich bürgerlichen Zustande gekannt . . . Nun ist es denn höchst lebensstörend, wenn wir das, was wir Vor- und Nachfahren allenfalls bedauerlich überweisen, nun selbst zu unserer Zeit an den Unfrigen, denn ich darf die guten Karlsbader wohl die Meinigen nennen, unerwartet erfahren müssen.“

Von Karlsbad aus unternahm Goethe häufig Ausflüge in die Umgebung, theils um in Gesellschaft lieber Freunde sich an der herrlichen Natur unseres Heimatkreises zu erfreuen, theils um seine mineralogischen Studien zu betreiben. Und so kam er denn am 1. Juli 1807 zum ersten Male auch nach Elbogen, das ihm so wohl gefiel, daß er im Laufe der Jahre im ganzen 9 Mal von Karlsbad aus unsere Vaterstadt besuchte und auch seine Freunde und Angehörigen bestimmte, sich das reizend gelegene Bergstädtchen anzusehen. Galt es, einen Festtag ganz besonders zu feiern, so wurde Elbogen dazu ausersehen, den Glücklichen als Ort der Freude zu dienen; denn hier feierte er mit seiner jungen Freundin, dem Fräulein Sphie von Ziegejar, die 21. Wiederkehr ihres Wiegenfestes, und auch Goethes eigener 74. Geburtstag wurde hier in trantem Kreise zugebracht.

Im Folgenden will ich es nun versuchen, an der Hand der Tagebücher Goethes und seiner Briefe an Freunde, in soweit diese mir zugänglich sind, des Dichters Verhältnis zu Elbogen näher zu beleuchten und zu zeigen, wie angenehm und wert ihm unsere Vaterstadt war. Wir dürfen in den Aufzeichnungen Goethes, die gerade bezüglich Elbogen so schmeichelhaft sind, nicht etwa die optimistische Schönfärberei eines sich wohl fühlenden Badegastes sehen, der in der Fremde mit allem, was ihm geboten wird, zufrieden ist; im Gegenteile glaube ich behaupten zu dürfen, daß wohl selten ein so scharf beobachtender Kurgast unser Städtchen besucht haben mag, wie eben Goethe. Denn er beurteilt auch durchaus nicht alles, was ihm in Böhmen vorkommt, wohlwollend und gutmütig.

¹⁾ Dr. Ed. Slavacek: Goethe in Karlsbad. 2. Aufl. von Dr. v. Aufz. Zeller, Karlsbad, Seite 117, 118.

²⁾ Goethes Werke, IV. Abt. Briefe. Band Nr. 23, Seite 4. Weimar, G. Böhlau Nachfolger.

Nennt er doch sich in dem Briefe an seine Gemahlin Christiane²⁾ vom 2. Mai 1812 „den abscheulichsten Ort in der ganzen Christenheit“, und zeigt uns doch sein Vorgehen gegen den unredlichen Wirt „zum roten Lohen“ in Schlaggenwalde, daß Goethe in der Betrachtung böhmischer Verhältnisse durchaus nicht nachsichtig war. Der Dichter besuchte nämlich am 21. Juni 1811 Schlaggenwald und stieg im Gasthof „zum roten Lohen“ ab. Als es zum Zahlen kam, verlangte der Wirt von der Gesellschaft, bestehend aus 4 Personen, für das bloße Mittagsmahl, ohne Frühstück, ohne Wein oder Kaffee, 66 fl., für das Essen des Kutschers 10 fl. Goethe verweigerte vorläufig die Begleichung der Rechnung mit dem Bemerken, er werde dieses unehrliche Gebahren der Behörde anzeigen. In dem Promemoria, das er denn tags darauf an den Kreishauptmann sandte, heißt es unter anderem¹⁾: „Unterzeichneter bittet um Vergebung, wenn er mit dieser anscheinenden Kleinigkeit beschwerlich fällt. Aber es ist in diesen Tagen schon öfters zur Sprache gekommen, daß Gesellschaften, welche durch die schönen Wege, die herrlichen Naturgegenstände und das gute Wetter auswärts gelockt worden, mit Verdruß über ganz unerwartete Rechen nach Hause gefehrt, und ihre gehoffte und genossene Freude vergällt worden.“ — Die Erledigung dieser Klageschrift erhielt Goethe am 25. Juni: Der unredliche Wirtshauspächter wurde zu einer Geldstrafe von 10 fl. und zur Herabminderung seiner Forderungen auf 41 fl. 20 kr. verurtheilt. Die Zuschrift des Elbogner²⁾ Kreishauptmannes an Goethe schließt mit dem Danke für die Mittheilung dieses Vorfalles, „der mir doppelt unangenehm ist, da er einen mit so vollem Rechte ebenso allgemein verehrten, verdienstvollen Biedermann, als sehr geschätzten Gönner des mir anvertrauten Kurortes betraf“.

Am 1. Juli 1807 also fährt Goethe um $\frac{1}{2}$ 3 Uhr von Karlsbad das erste Mal nach Elbogen und kehrt in dem „Gasthose zum weißen Roß“ ein. Die Gegend erscheint ihm „anmutig und bedeutend“, und er ist von der reizenden Lage des Städtchens entzückt, „das“¹⁾, wie er sich ausdrückt, „über alle Beschreibung schön liegt und sich als ein landschaftliches Kunstwerk von allen Seiten betrachten läßt“. Besonders schöne landschaftliche Ausblicke werden in Skizzen zu Papier gebracht. Im

¹⁾ Goethes Werke, III. Abt. Tagebücher. Band Nr. 4, Seite 397 f. Weimar, G. Böhlau's Nachfolger.

²⁾ Nicht „Karlsbader Kreishauptmannes“, wie es in den Anmerkungen zum III. Teile, Band IV der Weimarer Goetheausgabe heißt. Vgl. dazu: Dr. L. Schlesinger „Geschichte Böhmens“, Prag, 2. Jg. 1896, Seite 570 über Kreiseinteilung und Seite 576 über Kreishauptleute in Böhmen von 1751 bis 1849.

„weißen Rosse“ selbst unterhält sich Goethe mit der Wirtin²⁾, die ihm unter anderem erzählt, „daß seit der Schlacht bei Jena 20 608 Preußen durch Elbogen durchgegangen, wie sie von demjenigen wisse, bei dem sie sich hätten melden müssen. Noch vor kurzem sei ein preußischer Kommissär dagewesen, der sich 15 Tage bei ihr aufgehalten und viel Geld bei sich gehabt, um die Durchziehenden zu verpflegen und ihnen weiter fortzuhelfen. Er sei aber nunmehr vom Kreisamte weggewiesen worden“.



Gegen Abend fährt Goethe bei schönem Wetter nach Karlsbad zurück mit dem „Vorfaße, wieder nach Elbogen zurückzukehren und einige Tage dort zu verweilen“.³⁾

¹⁾ Goethe, Weimarer Ausgabe, IV. Abt., Band 19, Seite 365.

²⁾ Das „Weiße Ross“ gehörte damals dem Elbogener Bürger, Weißbädermeister und Gastwirt Franz Ruschitschka und seiner Gattin Katharina, geb. Bittinger. Jetzt ist es im Besitze des Herrn Hans Matschak, dessen Vater es von Ruschitschka käuflich erworben hat.

³⁾ Weimarer Goetheausgabe, III. Abt., Band 3, Seite 233.

Dazu ist Goethe allerdings nie gekommen. So fest auch sein Vorhaben war, hielt ihn von einem Uebernachten außerhalb seiner Kurstadt und von einem längeren Verweilen in einem so kleinen, an und für sich unbedeutenden Städtchen, wie es Elbogen damals war, wohl vor allem die Bequemlichkeit, die er dort hätte entbehren müssen, und der Kurzwang ab; doch mag er in seinem Freundeskreise nicht wenig die reizende Lage unseres Städtchens gepriesen haben; denn schon am 10. Juli unternimmt Herzog Karl August von Weimar eine Wagenpartie nach Elbogen, und auch des Dichters Sohn Julius August Walter, der seinem Vater Mitte August nach Karlsbad nachgefahren kam, unternimmt am 31. desselben Monats, ausgerüstet mit einem Hammer, wie man ihn bei mineralogisch-geologischen Exkursionen zu haben pflegt, einen Ausflug nach Elbogen. In seinem jugendlichen Eifer, die Gesteine der Umgebung genau kennen zu lernen, mag der achtzehnjährige Jüngling etwas zu stark auf die Felsen losgeschlagen haben, und der Hammer ging in Stücke. Unserem Dichter bereitete dieses kleine Abenteuer seines Sohnes viel Spaß, und er notierte sich in seinem Tagebuche: „Am August mit zerbrochenem Hammer aus Elbogen zurück“. ¹⁾

Als Goethe im folgenden Jahre 1808, von Weimar aus über Schleiz, Hof, Tsch, „das noch so schmutzig ist wie sonst“ ²⁾, Franzensbad und Maria-Ruhm fahrend, von der neuen Chaussee aus, die von Zwota nach Karlsbad führte, des Elbogner Schlosses ansichtig wird, das „über die Landhöhe wegsteht“, da freut er sich abermals der „schönen Lage von Elbogen“ ³⁾, und es wird der Wunsch in ihm rege, das schmutze Städtchen bald wieder aufzusuchen. Gelegenheit dazu bietet der 21. Juni, der Geburtstag Sylvius von Ziegesar. Goethe kannte die Ziegesarsche Familie schon von früher her und war ihr sehr zugethan; in Karlsbad aber trat ihm die Tochter des Hauses, Sylvia, die bei seinem ersten Eintritte in Draasdorf, wo er Ziegesars kennen gelernt, noch nicht geboren war, „stattlich und lebenswürdig herangewachsen“ entgegen, und alsbald faßte er eine zärtliche Zuneigung zu dem lieblichen Mädchen. Die Partie nach Elbogen, die nach Tsch unternommen wurde, verlief bei schönem Wetter äußerst angenehm und animiert. Erst die hereinbrechende Nacht vermochte die Gesellschaft zu bewegen, wieder an die Heimfahrt zu denken und diese „höchst interessante Gegend“ ⁴⁾ zu verlassen. Goethes

¹⁾ Weimarer Goetheausgabe, III. Abt., 3. Band, Seite 267.

²⁾ Ebenda, Seite 335. ³⁾ Ebenda, Seite 335. ⁴⁾ Ebenda, Seite 350.

Freund Niemer berichtet über diese Fahrt nach Elbogen an Frau Frommann folgendermaßen: „Wir haben gestern Ehlviens Geburtsttag in dem wunderschönen Elbogen gefeiert. Frau von Sedendorf und Demoiselle Gotter nahmen Teil daran . . . So hätten wir den längsten Tag in einer der schönsten und friedsamsten Gegenden Deutschlands in Andenken unserer gemeinsamen Freunde und im Genuß der anmutigsten Natur verlebt.“¹⁾

Auch in den folgenden Jahren 1810 und 1811 veräumte es Goethe nicht, von Karlsbad aus unser Städtchen aufzusuchen. Am 30. Juli 1810 kam der Dichter in Gesellschaft seiner Freundin, der Frau von Eyberg, hierher, und am 6. Juni 1811 zeigte er Elbogen seiner Gattin Christiane, die damals auch in Karlsbad weilte.

Der 6. Juni war ein sehr warmer Tag; man fuhr daher erst gegen 4 Uhr nachmittags von Karlsbad ab und kam gegen $\frac{1}{2}$ 6 Uhr in Elbogen an. Die Fahrt war sehr schön, der Aufenthalt angenehm. Erst spät Abends brach man wieder auf und hatte bei prächtigem Mondschein eine reizende Rückkehr.²⁾

Diese herrliche Partie mag Frau von Goethe stets in lebender und bester Erinnerung geblieben sein; denn als sie im nächsten Jahre 1812 abermals nach Karlsbad kam, unterließ sie es nicht, mit einigen Freundinnen in Begleitung des Herrn von Fritsch am 14. August Elbogen aufzusuchen, während ihr Gemahl, der eben von Tepliz zurückgekehrt war und auf Anraten der Aerzte der Ruhe und Nachkur pflegen sollte³⁾, zu Hause blieb und die Zeit mit Briefeschreiben zubrachte.

* * *

Während der sechsjährigen Unterbrechung in Goethes Badereisen nach Karlsbad, die nach dem Jahre 1812 erfolgte, trat in Elbogen ein bedeutendes industrielles Unternehmen ins Leben, dem der Dichter bei seinen späteren Besuchen in unserem Städtchen seinen lebhaftesten Anteil zuwendete. Im Jahre 1814 wurde nämlich von den zwei älteren Söhnen des damals schon verstorbenen Bergrates Carl Haidinger, Rudolf und Eugen, im Einvernehmen mit ihrer Mutter, einer thatkräftigen und weitblickenden Frau, die Porzellanfabrik in Elbogen begründet. Der Betrieb und die Erhaltung des Unternehmens, welches in der Hoffnung, in für-

¹⁾ Slavacef-Ruß, Goethe in Karlsbad. Seite 51.

²⁾ Vergl. Weimarer Goetheausgabe, III. Abt., Band 4, Seite 211.

³⁾ Brief an C. G. von Vogt. Weimarer Goetheausgabe, IV. Abt., Band 28, Seite 63.

zester Zeit mit der kaiserlichen Porzellanfabrik in Wien in Verbindung treten zu können, begonnen wurde und mit schweren finanziellen Opfern verbunden war, fand aber nicht die nötige Stütze in Wien und schien nach kurzem Bestehen scheitern zu wollen. Vom Magistrate der Stadt Elbogen angefeindet, von Wien mit scheelem Auge bewacht, arbeiteten die beiden Brüder, die bedeutende technische Kenntnisse besaßen, trotz der größten Schwierigkeiten unermüdet und ununterbrochen an der Verbesserung ihrer Porzellanerzeugnisse, und schon im Jahre 1816 wird die Güte und Weiße des Elbogener Porzellans von Fachmännern gepriesen. Im Jahre 1818 erhält die Fabrik die förmliche Landesbefugnis, womit ihr Bestand von außen her als gesichert erscheint.

In demselben Jahre trifft auch Goethe wieder in Karlsbad zur Kur ein und fühlt sich dort so wohl, daß er sich einer munteren Gesellschaft hingeben und Ausflüge in die Umgebung machen kann. So kommt er denn am 23. August in Begleitung eines jungen Geologen, namens Reupel¹⁾, eines Schülers von Professor Moß, der bekanntlich als erster auf seiner Studienreise durch Mähren und Böhmen im Jahre 1810 „auf die ungewöhnlich weiße und schöne Porzellanerde an 21 Stellen im Elbogner und Saazer Kreise hinwies“²⁾, wieder nach Elbogen und besucht die Brüder Haidinger. In der Fabrik lernt man den reinen verwitterten Feldspath kennen, der zur Erzeugung des Porzellans verwendet wird, und beim Anblicke des ausgedehnten Brennmaterials der Braunkohlen, die hier aufgeschichtet liegen, ergeht man sich in geologischen Betrachtungen über die große Mulde, die sich längs des uralten Erzgebirges hinzieht und die so ungeheuren Kohlenlager enthält. — Gegen Abend fahren die Gäste im Regen nach Karlsbad zurück.³⁾

Zwei Tage später, am 25. August 1818, bricht Goethe mit seinem neuen Freunde schon früh von Karlsbad auf, um in Schlaggenwald die Mineraliensammlung des Berg-recte Schichtmeisters Beshorner in Augenschein zu nehmen und die Lage der dortigen Bergwerke zu studieren. Am Rückwege besuchen sie abermals die Elbogner Porzellanfabrik, wobei sie in den Felsen nächst derselben einen „Feldspath- oder vielmehr Granitgang“ entdecken, welcher sie wegen „der im Granit enthaltenen und sich

¹⁾ Ueber diesen Namen vgl. Dr. G. C. Laube. Mittheilungen d. B. f. Gesch. d. Deutsch. i. Böhmen. 18. Jahrgang, Seite 25.

²⁾ Prof. Dr. C. Weber: „Die Entstehung der Porzellan- u. Steingutfabriken in Böhmen“. Prag 1894.

³⁾ Vgl. Goethe: Annalen 1818, und Weimarer Ausgabe, III. Abt., 6. Band, Seite 237, 238.

durch Verwitterung daraus ablösenden Teilchen, z. B. Glimmerfugeln“, besonders interessiert. Die Kugeln werden ausgelesen und mit nach Karlsbad genommen.

Goethes Vorliebe für Steinkunde veranlaßt ihn auch im nächsten Jahre 1819, manche lustige Fahrt und manchen sauren Gang nach Mineralien zu machen, und führt ihn zweimal nach Elbogen.¹⁾ Bei seinem ersten Besuche am 9. September lernt er Wilhelm,²⁾ den jüngsten der Brüder Haidinger, kennen, der als Schüler von Professor Moß in Freiberg Geologie und Mineralogie studiert. Der junge Mann macht auf den Altmeister den besten Eindruck, denn Goethe hebt im Tagebuche Wilhelms schöne Einsicht, dessen freien Blick und die einfache Methode seines Studiums hervor. Am nächsten Tage, den 10. September, stattet Wilhelm dem Dichter in Karlsbad einen Gegenbesuch ab.

Am 16. September macht Goethe abermals eine Nachmittagspartie nach Elbogen und besichtigt die Porzellanfabrik, das alte Schloß und den Meteorstein im Rathause. Wilhelm Haidinger, der im Begriffe ist, zur Fortsetzung seiner Studien nach Freiberg abzureisen, verabschiedet sich von dem Dichter und übergibt ihm zum Andenken einige Mineralien.

Der Meteorstein im Rathause erregt Goethes höchstes Interesse, und er bedauert die Unklugheit derer, die den Stein zerteilten und die einzelnen Stücke nach Wien und Prag sandten. Den kleinsten Teil hat man in Elbogen zurückgelassen. „Jammer schade“, schreibt der Dichter an Knebel, „daß man so ein kostbares Naturprodukt in Stücke schnitt, eben als wenn man einen großen Diamanten spalten wollte, um sich darin zu teilen, oder wenn, nach salomonischem Urtheil, ein halbiertes Kind auch eine Art von Sängling wäre.“³⁾

Im Jahre 1820 bleibt Goethe nur einen Monat lang in Karlsbad und bringt die Zeit ziemlich einsam, aber eben deshalb vielfach thätig und fleißig zu. Nach Elbogen kommt er diesmal nicht. In den Sommermonaten der Jahre 1821 bis 1823 geht der Dichter zum Kurgebrauche nach Marienbad, wo er 1822 die Bekanntschaft mit Frau Amalie von Ledebow, der Tochter Herrn von Brösigkes, die er 1806 in Karlsbad

¹⁾ Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 2. Bdg., Brockhaus, II. Teil, Seite 260.

²⁾ Wilhelm Karl Ritter von Haidinger, Mineralog und Geolog, geb. 5. Febr. 1795 zu Wien, gest. 19. März 1871 daselbst. W. H. ist der Begründer der geologischen Reichsanstalt (1849) in Wien. Er wurde 1865 in den Ritterstand erhoben.

³⁾ Briefwechsel zw. Goethe u. Knebel, II. Teil, Seite 260.

fennen gelernt hatte, wieder erneuert. Frau von Leveghow ist Mutter dreier Mädchen, Ulrike, Amalia und Bertha, von denen die älteste, Ulrike, damals 18 Jahre alt, dem Dichter durch ihr sanftes, ruhiges Wesen am meisten zuspricht. In seinem Herzen erwacht eine tiefe Zuneigung zu dem lieben Mädchen und wird durch den innigen Verkehr mit Ulrike im folgenden Sommer 1823 noch mehr erhöht. Zum letzten Male erglüht das Herz des Dichters in mächtiger Liebe¹⁾ und erschüttert den 74 jährigen auf das Tiefste: was Goethe damals gehofft, was er damals gelitten, fand später in der „Trilogie der Leidenschaften“ seinen wehmütigen Ausdruck.

In Marienbad gesponnen, setzt sich der freundschaftliche Verkehr der Liebenden in Karlsbad fort, wohin die Familie Leveghow am 17. August abreiste, und der Goethe am 25. nachfolgte, und er erreicht seinen Höhepunkt in der stillen Geburtstagsfeier Goethes in Elbogen.

Beseligt von einer herzlichen Zuneigung zu Ulrike, mag der Dichter in Karlsbad keine Stunde versäumen, um bei ihr zu sein. Wenn er in der Brunnenallee ihre Stimme hört, so holt er immer rasch seinen Hut und eilt zu ihr.²⁾ Bei diesem leidenschaftlichen Zustande ist es begreiflich, daß der Dichter die dringende Einladung des Grafen Josef Auersperg, den 28. August in Hartenberg zu verbringen, mit der Entschuldigung ablehnt, er sei in Karlsbad dringend notwendig, — daß er aber auch in Karlsbad, wo es an diesem Tage sehr geräuschvoll zugegangen wäre, nicht bleiben will. Es wird daher schon am 26. August im Kreise der Familie beschlossen, das Geburtstagsfest „still und gleichsam anonym“³⁾ in Elbogen zuzuführen. Von diesem Ausfluge soll außer den Beteiligten niemand etwas erfahren, und so wird der Plan von den Fräulein bald „das öffentliche Geheimnis“ genannt.

Donnerstag, am 28. August, steht man frühzeitig auf, um 7 Uhr die Fahrt nach Elbogen antreten zu können. Der Himmel ist zum größten Teil rein, nur wenig Wolken sind zu sehen. Bald jedoch umzieht sich das Firmament, aber nur für eine kurze Zeit; denn es bricht plötzlich die Sonne aus den Wolken hervor und macht für etwa eine halbe Stunde die Fahrt heißer. Gegen 9 Uhr vormittags kommt die Gesellschaft in Elbogen an und kehrt im „Weißen Roß“ ein, wo Goethes Kammerdiener Stadelmann den Tag vorher schon alles bestellt hat. Von

¹⁾ Vgl. Goethe-Grüner, Seite 183: „In Marienbad war Goethe wie ein Jüngling in Jrl. v. L. verliebt.

²⁾ Eckermann, I., Seite 59. ³⁾ Goethe-Grüner, Seite 170.

hier aus geht man über den Steg, der unterhalb der drei Engel die beiden Ufer des Egerflusses verband, an den Hängen des Robitschberges auf den seit dem Jahre 1812 angelegten Felsengängen spazieren. Unter Goethes weiser Anleitung beschäftigt sich Ulrike vorzüglich mit dem alten Gestein, das hier in pittoresken Formen auftritt, und nimmt heiteren Anteil an des Dichters „Bergsteigerei und Steinkloperei“.¹⁾ Auf diesen felsigen Pfaden, die längs des steilen Granitberges, der damals noch nicht wie heute beiläufig im drittel seiner Höhe von der sogenannten „Neuen Straße“ umgürtet war, hinführen, rechts die steile, bewaldete Robitschhöhe, links der tiefe Egerfluß, die mächtigen Ruinen des alten Elbogner Schlosses und die niedrigen Häuschen der Stadt, die wie Schwalbennester an dem Felsen kleben und eng sich übereinander drängen, mag wohl Goethe, mit seiner jungen Freundin Hand in Hand, die seligsten Minuten einer väterlichen und doch liebeblühenden Zuneigung erlebt haben; sicherlich beziehen sich auch auf diesen Spaziergang die Worte, die Goethe später von Weimar aus an Ulrikens Mutter sendet: „Unendlich hat es mich gefreut, von Ulrikens lieber, zarter Hand, an der ich so manchen unvergeßlichen Weg zurückgelegt, wieder einige Zeilen zu sehen“.²⁾

Indessen ist es sehr warm geworden, und man kehrt ins „weiße Roß“ zurück. Hier erwartet die Gesellschaft das Mittagessen, und auch das Dessert, das Stadelmann und John, Goethes Sekretär, von Rarksbad mitbringen sollten, ist bereits angekommen. Nach eingenuommener Mahlzeit wird der Dichter mit kleinen Geschenken überrascht: John überreicht ihm einen „lieben“ Brief von seinem Sohn August, und die drei Schwestern Ledebom bedenken ihn mit einem Glasbecher, der die Anfangsbuchstaben ihrer Namen und das Datum des festlichen Tages trägt.

In dieser glücklichen Stunde gibt man sich seligen Erinnerungen hin, und manche heitere Marienbader Geschichte wird rekapituliert. Sodann beeilen sich die Gäste, die Sehenswürdigkeiten des Städtchens zu betrachten. Zuerst führt Goethe die Damen in das Rathaus, um ihnen den Meteor zu zeigen, und dann in die Porzellanfabrik zu den Herren Haidinger, wo er einige schöne Zwillingsschneidmesser zum Geschenke erhält. Indessen bricht der Abend an, der Horizont bedeckt sich mit Wolken,

¹⁾ Strehlke „Goethes Briefe“, II., Seite 482. Vgl. dazu Goethe-Jahrbuch VIII, Loeper, „Zu Goethes Gedichten >Trilogie der Leidenschaft“.

²⁾ Goethe-Jahrbuch, VIII. Band, Seite 181. — Goethes Briefe an Ulrike und deren Mutter sind jetzt veröffentlicht worden von B. Suphan im Goethe-Jahrbuch 21 S. 7—51.

und ein kühler Wind kommt von Nordost her. Nach 6 Uhr fährt man von Elbogen ab und erreicht bei einbrechender Nacht glücklich Karlsbad wieder.¹⁾

Am 5. September verläßt Goethe die Kurstadt, um nie mehr nach Böhmen zurückzukehren. Auch Ulrike sollte er nicht mehr wiedersehen. Er hatte sich, zwar schweren Herzens, Entsagung auferlegt und all die jugendliche Glut seiner Liebe und den Schmerz um die Trennung in der unsterblichen „Elegie“ niedergelegt, die er „wie eine Art Heiligtum ansah“²⁾ und schon äußerlich durch das prachtvolle Manuskript kennzeichnete, das er vor allen seinen übrigen werthhielt.³⁾

Aber auch Ulriken blieben die schönen Stunden von Marienbad, Karlsbad und vor allem von Elbogen in süßester Erinnerung, was besonders aus dem schönen Glückwunschschreiben erhellt, das sie dem Dichter im folgenden Jahre von Dresden aus zum Namensfeste sendete. Es lautet:

Dresden, 28. August 1824.⁴⁾

Geehrter Herr Geheime Rat. Heute vor einem Jahre hatten wir das Vergnügen, beinahe den ganzen Tag mit Ihnen in Elbogen zuzubringen, damals nahmen wir uns sehr in Acht das öffentliche Geheimnis nicht durch Worte zu entheiligen, da Sie unsere Gefühle in unseren Mienen lesen konnten; heute ist es anders, aber gewiß nicht besser, denn wir entbehren das Glück, in Ihrer Gesellschaft zu sein, und darum dürfen wir auch aussprechen was wir fühlen an dem Tage, der Sie uns und der Welt schenkte. Nehmen Sie daher unsere besten innigsten Wünsche für Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit von uns mit freundlichem Wohlwollen an, und erinnern sich auch entfernt zuweilen an

Ihre ergebene Freundin
Ulrike.

Dieses Schreiben von liebster Hand war für Goethe eine kostbare Reliquie. Er bewahrte sie als Erinnerung an die gemeinsame Partie nach Elbogen in dem Trinkglase, das er dort von den drei Schwestern erhalten hatte, zugleich mit ein Paar Damenhandschuhen, welche die Inschrift von seiner Hand „Karlsbad 1823“ tragen.

* * *

¹⁾ Nach Weimarer Goethe-Ausgabe, III. Abtheilung, Band 9, Seite 102. Dazu Goethe-Jahrbuch VIII: Voepel, „Zu Goethes Gedichten „Trilogie der Leidenschaft“.“

²⁾ Eckermann I, Seite 59, 60.

³⁾ In einem Facsimile herausgegeben von B. Suphan in den „Schriften der Goethe-Gesellschaft“, 15. Band.

⁴⁾ Goethe-Jahrbuch, Bd. VIII, Seite 184.

So hat denn, wie wir aus dem Obigen ersehen, auch unser Heimatstädtchen einen nicht geringen Anteil an Goethes Herzens- und Geistesleben. Sein Künstlerauge bewunderte Elbogens herrliche Lage, hier erfreuten sich seine Gattin, sein Sohn an der anmutigen Natur, hier fand er in den Brüdern Haibinger warme Verehrer und ernste, gebildete Männer, mit denen er über seine Lieblingsstudien, die Mineralogie und Geologie, sprechen konnte, hier verbrachte er schöne Stunden in der Gesellschaft anziehender, geistreicher Damen, und hier endlich bereiteten sich ihm im Verkehre mit Ulrike die schönsten Erinnerungen vor, die dann seinen Lebensabend erhellen und ihm über manche trübe Stunde hinweghelfen. Bis zum letzten Pulschlage, bis zu dem geheiligten Augenblicke, in welchem Goethe nach jenen Regionen stieg, wo seinem Schauen „mehr Licht“ entgegenstrahlte, hat er die Reliquien von Ulrike treu bewahrt und mit ihnen auch die süßen Erinnerungen an Elbogen und das ganze Eggergebiet freudig stets erneuert

Uns aber, den treuen Söhnen des schönen Böhmerlandes, liegt die Pflicht ob, stets in dankbarer Verehrung des edelsten Sohnes der deutschen Nation zu gedenken, uns an seinen unsterblichen Werken heranzubilden und seinem unermüdlischen, rastlosen Streben nach Wahrheit nachzueifern. Stolz dürfen wir rühmend sagen: Das deutschböhmisches Volk hat einen großen Teil an ihm gehabt! Solange Goethe unser Ziel und unser Leitstern bleibt, wird auch unser Volkstum bestehen, und wie in der Vorzeit die Wogen des Urmeeres machtlos gegen die stolzen Höhen des Böhmerwaldes heranstürmten, wie der granitene Gebirgszug unserer Heimat, alles ringsum überragend, das wechselvolle Spiel des werdenden Kontinentes fest und sicher überdauerte, so wird auch unser Volk, wenn es auf dem Boden der Bildung und reinen Menschlichkeit, den Goethe gelegt, feststeht, alle Anstürme seiner Feinde überleben und siegreich aus dem Kampfe der Völker hervorgehen.

Goethe selbst aber gehört nicht nur uns Deutschen, er gehört der ganzen Menschheit an, er hat für alle Völker und alle Zeiten gelebt:

„Es kann die Spur von seinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.“



Deutchböhmifches Liederbuch.*)

Frühlingsfeier.

Ein Blütenzweig, blaßrofa, weiß und grün,
Die Welt hat tauſend folcher Blütenäfte,
Da darf der eine auch für uns erblühn
Und darf verblühn bei unſerm Liebesfeſte.

Befrei das ſchwere Haar von Kamm und Band
Und laß die ſchwarzen Fluten niederwallen
Auf dieſes blumenhelle Lenzgewand,
Und laß die neid'iſchen Achſelſpangen fallen!

Nun nimm den Blütenzweig — wie wunderbar
Die Blüten glüh'n von deines Pulſes Schlägen —
Und rühre mir die Stirne und das Haar
Und ſprich dazu den heiligen Blütenſegen.

„Blick auf, der Lenz iſt kommen über Nacht,
Die Welt iſt voll von Liebe und Erbarmen!“
Ich blicke auf, der Frühling iſt erwacht;
Ich halt den ganzen Frühling in den Armen!

Hugo Salus.**)

* * *

Wolkenliedchen.

Pauſbädig ſind die Engelein,
Ihr Kleid iſt eitel Seide.
Mit einem Lilienſtengel
So treiben ſie die Schäfchen ein,
Huſch auf der Himmelsheide.

Die große Wolke dort am Rand
Trägt ſtolz ihr rotes Bändchen.
Der liebe Gott hat ſie ernannt
Zum Leit-Bähbäh — denn an Verſtand
Hat ſie ein ganzes Endchen.

Die andern Wolken aber ſind
So dumm wie kleine Mädchen,
Ich kenne nur ein einzig Kind
Das ich um vieles klüger find,
Mein Herzensmargarethen.

Oskar Wiener.***)

*) Unter dieſem Titel gedenken wir von Zeit zu Zeit Texte zu veröffentlichen, die in jüngſter Zeit in Muſik geſetzt erſchienen. Die Zweckmäßigkeit dieſes Verfahrens erheilt unter anderem auch daraus, daß die Dichter erſt durch unſere Anfrage um Erlaubnis zur Wiedergabe von der erfolgten Kompoſition ihrer Verſe erfuhren.

**) Komponiert von Otto Ball op. 1. Nr. 1. (Leipzig, D. Seemann Nachf.)

***) Komponiert von Hans Hermann op. 48. Nr. 3. (Berlin, R. Simrod.)
Mit engliſcher Ueberſetzung von Conſtanze Bache.

Das Mägdlein und der Dornbusch.

Ein Mägdlein über die Haide lief,
Ueber die herbstliche Haide.
Mit einem Dornbusch sie hangen blieb
Mit arg zerissenem Kleide.

Da ruht auf dem Antlitz jugendschön
Wohl düsterer Unmutschatten,
Doch kurz nur, so wie ein Wölkchen huscht
Ueber sonnige Matten.

Bald löst sich lachend die Maid und droht
Dornbusch, dem blütenlosen:
Im nächsten Frühling büßest du mir's
Mit deinen herrlichsten Rosen!

K. W. Sawalowski. *)



Ein Scheiden.

Skizze aus dem unteren Egerlande.

Von Franz Floth.

„Michael Maier, Gemeindevorsteher.“

Durch zwei Jahrzehnte schon trugen die mit dem Amtssiegel der Gemeinde versehenen Papiere diese Fertigung. So lange schon war Maier, der Haselhof-Bauer, des Dorfes Oberhaupt. Der Name „Michael Maier“ war immer wieder von neuem aus dem Hute hervorgegangen, der als Wahlurne die Stimmzettel der Gemeindegewähler sammelte. Ein Beweis, daß des Haselhofers Regiment die Leute zufrieden stellte.

Das Dorf war klein, und seine Bedürfnisse gaben nicht sehr viel zu thun. Dazu besorgte der jeweilige Lehrer, alter Gepflogenheit gemäß, die amtlichen Schreibgeschäfte, so daß füglich keine besonderen Eigenschaften vonnöten waren, die Würde des Gemeindeoberhauptes zu bekleiden.

Uebrigens war der Haselhofer weder beschränkt noch ungeschickt, und seine markige Gestalt war ganz am Platze, so es galt, irgendwo im Dorfe Ordnung zu schaffen oder bei gegebenem Anlasse die Gemeinde den Behörden gegenüber zu vertreten.

Dem Haselhofer waren denn auch Aufgabe und Würde des Gemeindevorstehers in Fleisch und Blut übergegangen. „Im kleinen Finger hat er alles.“ So lautete die öffentliche Meinung über ihn.

*) Komponiert von Robert Schwalbe op. 101. Nr. 1. (Berlin, R. Simrock.)
Mit englischer Uebersetzung von Constanze Wache.

Um den klingenden Lohn seiner Mühe brauchte ihn niemand zu beneiden. Achtzig Gulden jährlich gab der Gemeindefädel für die Amtsführung, und in diesen Betrag teilten sich Vorsteher und Schriftführer. So wurde kaum der Zeitverlust, den das Amt ja doch bedingte, ersetzt.

Gleichwohl hätte der Haselhofer einem Nachfolger im Amte ungern Platz gemacht. Der und jener in der Bezirkstadt reichte dem Gemeindevorsteher Maier die Hand, die er dem einfachen Haselhofer wohl nimmer geboten hätte. Und daheim im Dorfe wenig oder nichts mehr zu gelten, hätte dem in Amt und Würde Ergrauten Ingrimm und Weh bereitet.

Daß der Haselhofer, solange er in seiner eigenen Wirtschaft die Zügel führe, auch das Gemeinderegiment inne habe, galt übrigens im Dorfe als ausgemachte Sache.

Da traten Ereignisse ein, die eine Umgestaltung in der Gemeinde verursachten.

In der Gemarkung des Dorfes wurde von einer Bergbauunternehmung ein Kohlenlager erschlossen, und wie mit einem Schlage veränderten sich die Verhältnisse der bisher so kleinen und stillen Gemeinde.

Es begann ein ganz neues Leben und Treiben im Dorfe. War früher der Umbau einer Scheuer schon ein Ereignis, so wuchsen jetzt mit der Werksanlage die Wohnhäuser für die Grubenarbeiter aus der Erde. Es gab nun an einem Tage mehr zu sehen und zu hören, als früher im ganzen Jahr. Ein neuer Erwerbszweig, das Lohnfuhrwerk, ließ die Bauern Geld verdienen und ermöglichte dieser und jener kleineren Wirtschaft, die lange begehrten Pferde anzukaufen und zu unterhalten. Solch ein Pferdegespann lenkte sich doch ganz anders als ein Ochsenfuhrwerk! Mit Stolz fühlte dies mancher der „kleinen“ Bauern.

„Wenn das alles die Alten sähen“, sprachen die Auszügler im Gedanken an die heimgegangenen Vorfahren und schüttelten gar manchmal die grauen Häupter, als könnten sie an den derzeitigen Bestand der Dinge gar nicht glauben. „Man ist gar nimmer recht daheim“, meinten auch die Alten, die, an der Ausgangschwelle des Lebens stehend, schon abgeschlossen hatten mit ihren irdischen Daseins-Sorgen.

„Besser ist's“, behaupteten die Jungen.

„Schlechter wird's“, prophezeiten die Alten.

Mit dieser Verschiedenheit der Urteile war schon eine Spannung zwischen alt und jung geschaffen, wie sie so allgemein, so andauernd nie bestanden hatte.

Gemeindevorsteher Maier, der Haselhof-Bauer, stand an der Grenze zwischen Mannes- und Greisenjahren. Lange schwieg er über die Aenderung der Dinge um ihn. Er wollte abwarten, ob die kommenden Tage sein Mißtrauen, seinen Unmut rechtfertigten. Wurde er um seine Meinung im Streite zwischen den Jungen und Alten gefragt, so sagte er höchstens: „Abwarten! Laßt erst die fremden Leute zu uns kommen, und reden wir dann darüber!“

Die Fremden! Ja sie waren es, deren Einwanderung in die Gemeinde der Haselhofer fast fürchtete. Die Umgebung des Ortes hatte Beispiele geliefert, wie durch die Fremden der Geist der Ordnung und guten Sitte einer Gemeinde zerrüttet werden konnte.

Die Umgebung hatte auch Beispiele geliefert, wie der Bergbau altangestammte Familien vom väterlichen Erbe verdrängen kann, und darum war dem Haselhofer der Bergbau gleich vom Anfang an zumindest nicht willkommen.

Ein Jahr ging ins Land, und die Werksanlage begann ihren Betrieb, die fertig gestellten Arbeiter-Wohnhäuser füllten sich. Manchen Fluch hatte der Haselhofer still verschluckt. Das Gemeindeamt gab doppelt so viel Arbeit denn früher.

Die Arbeiter waren da. Wieder war es der jüngere Teil der Bewohner, der mit dem Zuwachs zufrieden war. Nun gab's im Dorfe selbst für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und Viehzucht ein Absatzgebiet, das früher in der eine Wegstunde entfernten Stadt gesucht werden mußte.

Die Alten aber, und an ihrer Spitze nunmehr ganz offen und entschieden der Haselhofer, sie begegneten dem neuen Element bald mit ungeschminkter Feindseligkeit. Sie fühlten, daß ein neuer Geist in die Gemeinde eindringe, ein Geist, der die althergebrachten Sitten und Bräuche, die überkommene Einfachheit, die schlichte Frömmigkeit, wie sie bisher gepflegt wurden, zerstörend berühre. Dabei hörte man jetzt schon einzelne der Zugewanderten in fremder Zunge reden, hier, wo die deutsche Muttersprache des biedereren Bauernvolkes ihr urheiliges Heimrecht besaß.

Auch wurde der Bergbaubetrieb in einer Richtung begonnen, die deutlich erkennen ließ, daß die Zeit nicht allzuferne sei, die ein Gehöfte uns andere für den Bergbau fordern werde. Möchten die von der Kohlen-Gewerkschaft in Aussicht gestellten Kauf- und Entschädigungssummen noch so bedeutend sein, sie würden es nie vermögen, die Heimat, die ererbte Scholle zu ersetzen.

Der Haselhofer wurde der Sprecher der Unzufriedenen, und in kräftiger Art gab er seiner Meinung über die Dinge, die da gekommen waren und noch kommen sollten, Ausdruck.

Was den biedereren Mann am heftigsten wurmte, war, daß er den Dingen freien Lauf lassen mußte und nichts thun konnte, den fortschreitenden Verfall der früheren Zustände zu hindern. „Zum Dreinschlagen ist's, und da soll man noch's Maul halten“, meinte er oft im Kreise der Seinigen oder, am Stammtisch im Wirtshause. Einigemal schon war er mit der Arbeiterschaft hart aneinander geraten. So erst neulich, als er einige junge Leute eines nächtlichen Unfugtreibens wegen vor seinen Richterstuhl lud. Dertlicher, althergebrachter Sitte gemäß hatte er die 18—20 jährigen „Buben“, wie die ortsübliche Bezeichnung für Jünglinge solchen Alters lautete, mit „Du“ angeredet. Was geschah? Die „Buben“ verboten sich ganz dreist diese vertrauliche Anrede und der Lehrer, wie die Herren der Stadt, denen er von der nicht erhörten „Rechtheit“ dieser „Buben“ erzählte, wollten es ihm begreiflich machen, daß er gegen die Fremden unbedingt höflicher sein müsse, wenn er sich ihnen gegenüber behaupten wolle.

„Das fremde Zeug seiner behandeln als die einheimischen Ortsfinder? Da soll der Teufel die Gemeindevorstehererei holen!“ So dachte der Haselhofer und machte sich mit dem Gedanken an einen Nachfolger im Amte vertraut.

Die jüngeren Mitglieder des Gemeindeausschusses sehten ihres Oberhauptes Unmut auf Rechnung der vermehrten Regierungsgeschäfte, die auch dem Lehrer als dem Minister und Sekretär der Dorfsobrigkeit manche Klage erpreßten.

In feierlicher Ausschuß-Sitzung wurde denn auch im Beisein des Werkleiters die Entlohnung des Gemeindevorstehers und damit jene des Lehrers verdoppelt. Und was noch mehr Aufsehen erregte: der bisherige, halb taube Gemeindebote mußte einem uniformierten Polizeiwachmann weichen, der einen wirklichen Säbel trug und sogar mit Schießwaffen ausgestattet wurde.

Jene, die da geglaubt hatten, nun werde des Haselhofers Unmut gelöscht oder mindestens gedämpft sein, hatten sich aber geirrt. Des Gemeindevorstehers Urteil über die Neugestaltung der Ortsverhältnisse änderte sich nicht. Dies Urteil wurde sogar härter und härter, je mehr der Haselhofer mit dem neuen Elemente der Einwohnerschaft in Berührung kam.

In der ganzen langen Zeit seiner Amtsthätigkeit war dem Gemeindevorsteher niemals solche Widersehlichkeit begegnet, niemals solcher Ärger zuteil geworden, als in der letzten Frist.

Ein Erlebnis aber machte ihn vollends amtsmüde.

Der erste Mai-Sonntag war's, und wie alljährlich prangte auf dem Dorfplatz vor dem Rathhaus „da Meua“,*) geschmückt mit bunten Bändern, wie's eben die Sitte erheischte.

In wirrem Durcheinander durchwogte das junge Volk die Wirtsstube. Eben hatte der von den Bauernsöhnen aus ihrer Mitte gewählte „Plozknecht“**) seine Tänzerin, die „Plozmaad“†) erkoren, und die Paare ordneten sich zum Zuge auf den Dorfplatz.

In der Nebenkammer saßen die Alten und schauten dem Treiben der Jungen zu. Mit Unmut sah es der und jener der Alten, mit Zorn und Ingrimm bemerkte es der Haselhofer, wie im Zuge der Jugend schon das neue, fremde Element sich behauptete.

Hindern konnte er das nicht, aber wenigstens wollte er eine Verstümmelung oder Entweihung der alten, strengen Sitte hintanhaltend. Auf seinen laut geäußerten Wunsch, der wie ein scharfer Befehl klang, erklärte der Plozknecht kurz und bestimmt den angetretenen Paaren die geltende Sitte: wie das Ehrenpaar den Reigen um den Maibaum eröffne, wie nur ledige Leute, die noch nicht „zu Fall gekommen“ seien, an dem Tanz um den Maibaum sich beteiligen dürften u. s. w.

Im Hintergrunde saß auf der Bank ein Paar, das der Haselhofer aufmerksam und mißtrauisch beobachtete. Ein Grubenarbeiter war's mit seiner „Braut“. Die „wilde Ehe“ der beiden, die bereits mit 2 Kindern gesegnet war, hatte dem Gemeindeamte schon viel zu schaffen gegeben und erregte allgemeines Aergernis. Gestern erst hatte der Haselhofer dem Malik — so hieß der Arbeiter — mit der Ausweisung aus der Gemeinde gedroht, falls er binnen kurzer Zeit nicht Anstalten treffe, sich zu verheirathen.

Der Gemeindevorsteher sah es im Auge Malik's aufblitzen wie Herausforderung und Wagenmut, als der „Plozknecht“ die zu befolgenden Weisungen gab.

*) Maibaum.

**) Plozknecht, d. i. der Tänzer, der den Reigen um den Maibaum beginnt. Erst nachdem er sich mit seiner Tänzerin dreimal um den Baum gedreht, dürfen die anderen Paare in den Reigen einsegen. Das Ehrenpaar zahlt den Musikanten oft Beträge bis 20 fl. — †) Plozmaid.

„Der Kerl hat was im Sinn“, dachte sich der Haselhofer, winkte den Polizeimann zu sich und gab ihm leise den Auftrag: „Gib acht auf den Malik! Lass' ihn mit seiner „Durl“*) ja nicht um den „Meua“ tanzen!“ Der Polizist nickte und beobachtete unverwandt das seiner Aufsicht empfohlene Paar.

Die Dorfmajestät konnte sich auf ihre bewaffnete Macht verlassen. Sandauer, der Polizeiwachmann, war ein strammer Hüter der Ordnung, und in seinen Adern rollte einheimisches Bauernblut. Aus einem der Höfe des Dorfes stammte seine Mutter.

Unter Vortritt der Spielleute ging's nun hinaus auf den Dorfplatz zum Maibaum, den die Kinder und Großmütter schon Stunden vorher umlagert hatten. Dem Zug der Paare folgten die anderen Wirtshausgäste, die vom Reigen um den Maibaum ausgeschlossen waren.

Daß dieser und diese, die noch im Vorjahre unter den Maipaaren sich befanden, heuer fehlten, ohne geheiratet zu haben, teilten achtsame Weiblein sich schwärzeifrig mit.

Unter allgemeiner Spannung begann nun der Reigen. Schmetternd setzte die Musik ein, und drei Mal umtanzte das Ehrenpaar allein den Baum. Nun erst begannen die übrigen Paare in jauchzender Lust sich zu drehen.

Nach kurzer Weile schon aber wurde die Freude jählings gestört.

Was der Haselhofer gefürchtet, es geschah. Malik und die Seine mengten sich unter die tanzende Jugend.

Sofort war der Polizeiwachmann zur Stelle, ergriff den Kühnen, der es gewagt, das Unerhörte zu thun, beim Rockfassen und riß ihn mit starker Hand aus den Reihen der Tanzenden.

Malik wehrte sich und erhob die Faust zum Schlage, doch Sandauer warf ihn mit kräftigem Wurfe zur Erde. Einige der Bauernburischen ließen ihre Tänzerinnen los und stürzten sich auf den Verwundenen, ihn für seine Frevelthat zu züchtigen und die verletzte Sitte zu rächen. Die Genossen Maliks kamen diesem zuhülfe.

Eine allgemeine Prügelei entstand. Die Musik verstummte. Der Maitanz hatte ein jähes Ende gefunden. Kreischend zerstoben Weiber und Kinder.

Areideweiß hatte der Haselhofer die Szene beobachtet. Die Empörung über die Frechheit des Missethätters ließ ihm fast den Herzschlag

*) Dirne.

noden. Eine kleine Weile nur hielt die Starre, die ihn ergriffen, an, dann überkam ihn der gerechte Zorn.

Er sprang in den Anäuel der Rausenden und wetterte mit Donnerstimme über die maßlose Frechheit des Eindringlings, über das „fremde, zugelaufene Zeug“ überhaupt, das man „davonjagen“ sollte, dorthin, von woher es gekommen sei.

Des Gemeindevorstehers Donnern jachte den Groll und die Kampflust der Einheimischen natürlich noch mehr an. Wunden und Beulen setzte es auf beiden Seiten. Schließlich behaupteten die in der Ueberzahl befindlichen Einheimischen den Platz. Trohend verließen ihn die Fremden.

Allgemein war nun der Unwille über die Eingewanderten, und im Wirthshaus hielt die Erregung die Dorileute bis in die Morgenstunde beisammen. Einen Ueberfall seitens der in die Flucht Ge schlagenen fürchtete man nicht, nachdem der Polizeiwachmann rasch Gendarmerie zur Hilfe bei etwaigem Neuausbruche des Kampfes beordert hatte.

Für unabiehrbar lange Zeit bestand nun wohl eine tiefe Kluft zwischen Einheimischen und Zugewanderten. Das fühlte jeder der im Wirthshaus Versammelten. „Schlechter wird's, wir haben's geiaht“, seuzten die Alten. Um den Haselhofer sammelte sich alles. Er sollte Rat geben und mußte sich selber nicht Rates. Seinem Zugrimm, seinem Zorn nur machte er in kräftigem Versuchen des ganzen Bergbaues, der alles verurjacht habe und noch mehr Unheil stiften werde, Lust.

Eine Gerichtsverhandlung war das Nachspiel des stürmischen Maistages, und ihr Verlauf gab dem Rechtsgefühl des Haselhofers einen gewaltigen Stoß.

Malik, der Uebelthäter, der die Prügelei verurjacht, wurde freigesprochen, einige der Bauernsöhne aber, die doch nur Rächer der verletzten Sitte gewesen, wurden zur Zahlung eines Schmerzensgeldes an die meist verletzten Gegner verurteilt. Dazu erhielt Sandauer, der Polizeiwachmann, „unbefugten Eingreifens wegen“ einen scharfen Verweis, nicht milder als jener, den Malik hinnahm. Dieser Verweis, den der Polizist über sich ergehen lassen mußte, war an dem Ausgang das niederschmetternde für den Haselhofer. Auf ihn, der dem Polizisten die Verhaltensmaßregeln gegeben, fiel ja diese Rüge zurück!

Aus war's. Gründlich satt hatte der Haselhofer das Gemeindegement. In eigens einberufener Sitzung teilte er dem Ausschusse seinen unwiderruflichen Entschluß mit, sein Amt niederzulegen.

Große Bestürzung rief diese Erklärung hervor. Man war in Verlegenheit um Erfaß. Den Altersgenossen Maiers konnte man nicht zumuten, in ihren alten Tagen noch und dazu in so kritischer Zeit Bürde und Würde des Gemeinderegimentes auf sich zu nehmen, und die jungen Hauswirthe erschienen sämtlich allzu jung. Bezeugte auch keiner Lust, bei solchem Stand der Dinge für den doch altbewährten Haselhofer einzutreten.

Es gab wirklich keinen Erfaß, und man versuchte, den Haselhofer umzustimmen. Er blieb fest. Man suchte ihn zu bewegen, die Amtsgeschäfte wenigstens bis zum Abschluß der ohnehin zur Reige gehenden Wahlperiode weiter zu führen. Alles Zureden war umsonst, und auch die Beratungen über die Person des Nachfolgers führten zu keinem Ergebnisse.

Aus der Gemeindestube wanderte der Ausschuß gedanken- und sorgenschwer ins Wirtshaus, wo regelmäßig eine Nach-Sitzung stattfand, in der stets die gefaßten Beschlüsse erst gründlich erwogen und ins Kleinste zerfasert wurden.

Diesmal fehlte der Haselhofer bei der Nach-Sitzung. Der Schritt, den er gethan, war für ihn so inhaltschwer, bedeutete einen so wichtigen Markstein seines Lebens, daß er des Alleinseins bedurfte. Auch wäre man im Wirtshaus noch länger in ihn gedrungen, seine Verzichtleistung zurückzunehmen, und er war fertig mit sich. Nichts mehr sollte seinen Entschluß ändern. Das weitere fruchtlose Drängen war ihm unangenehm.

Im Wirtshaus beriet indessen der Rumpf-Ausschuß weiter. Nichts anderes wurde erzielt als die einstimmige Meinung: Der Haselhofer muß bleiben. Wie aber zum Bleiben ihn bringen? Dies war die Frage, deren Beantwortung man suchte. Nach langem Hin- und Herreden kam endlich dem Puzenhof-Bauer eine neue Idee.

„Geh'n wir zum Bezirkshauptmann und erzähl'n ihm die ganze G'schicht'. Vielleicht bringt ihn der zum Bleib'n. Auf a schön's Wort vom Bezirkshauptmann hält der Haselhofer große Stüd'." So der Puzenhofer, und „das is wahr" oder „Probier'n mir's", erscholl es von allen Seiten.

Es wurde dann beschlossen, eine Abordnung an den Bezirkshauptmann zu entsenden, diesem die Sachlage vorzutragen und ihn zu ersuchen, seinen Einfluß auf den Haselhofer aufzubieten.

Am nächsten Sonntag machte sich denn auch die gewählte Abordnung, den Lehrer als Sprecher an der Spitze, auf den Weg in die Bezirkstadt, sich ihrer Aufgabe zu entledigen.

Wohltuend empfing der Bezirkshauptmann die Leute, hörte des Lehrers wohlgelesene Darlegungen geduldig an und versprach, zu thun, was er vermöge, „Herrn Maier“ zur Rücknahme der Verzichtleistung zu bewegen.

Der Haselhofer traute seinen Augen nicht, als einige Tage später der Bezirkshauptmann in seine Wohnstube trat.

In eigener Person kam dieser, sein Versprechen, das er der Abordnung des Gemeindeausschusses gegeben, einzulösen. Er nahm übrigens gern eine Gelegenheit wahr, die Ortschaften und Leute seines Amtsbezirks kennen zu lernen.

Leutselig reichte er dem Bauer die Hand zum Gruße und kam nach einigen einleitenden Worten auf den Zweck seines Besuches zu reden.

So erfreut sich aber der Haselhofer über die ihm widerfahrrene Ehre zeigte, so hartnäckig wies er jeden Versuch, ihn zum Bleiben im Amte zu bewegen, zurück, und als der Bezirkshauptmann nun gar in freundlichster Weise betonte, daß auch ihm ein Dienst erwiesen wäre, wenn „Herrn Maiers bewährte Kraft“ der Gemeinde erhalten bliebe, da wurde dem Haselhofer ganz schmil zumute. Schon fühlte er ein Schwanken seines Vorjages. Den Versuchungen schnell ein Ende zu machen, reichte er dem Bezirkshauptmann die schwielige Hand und sagte treuherzig, fast weichen Tones: „Mir für ungut, Herr Bezirkshauptmann! Durchs Feuer will ich geh'n, wenn Sie es wünschen, aber eh' ich länger Vorsteher bleib', lieber werd' ich a Pferd und zieh!“

Solcher Versicherung gegenüber war denn freilich alles fruchtlos. Herzlich lachend über des Bauers drastische Aeußerung gab der Bezirkshauptmann seine Versuche auf.

Nun mußte gewaltsam ein Ersatz bestellt werden. Ein junger Bauer, versöhnlicher gegen die neue Zeit als es der Haselhofer war, wurde gezwungen, das Gemeindefepter aufzuheben.

Das Scheiden vom Amte that dem Haselhofer doch mehr wehe, als er gefürchtet. Jetzt war die Zeit da, vor der er gebangt. Als er das Gemeindefepter zum letztenmal zur Hand nahm, es dem Amtsnachfolger zu übergeben, da wurden seine Augen feucht, und seine Hände zitterten merklich. — — —

Das erste Geschöft, das der Bergbau forderte, war der Haselhof. Fast lieb war dies seinem Besitzer, so teuer ihm auch die ererbte Scholle war. Mit dem neuen Geiste, den der Bergbau heraufbeschworen, konnte und mochte er sich nimmermehr versöhnen.

Wie die Heimat nach und nach aufhörte, das zu sein, was sie gewesen, das sah der gewesene langjährige Herrscher des Dorfes mit nie überwundenem Ingrimme. Nun brauchte er dem Verfall seines einstigen Reiches nicht länger mehr zuzusehen.

Wie jener Vorfall beim Maitanz allmählich in Vergessenheit geriet, wie die alte Sitte mehr und mehr aufhörte, den Jungen heilig zu sein, das that dem biedereren Herzen des von der väterlichen Scholle Scheidenden weh, unendlich weh!

War das Scheiden vom Aunte schon hart gewesen, das Scheiden von der Heimat mit ihren tausend und tausend lieben Dingen und Erinnerungen wurde noch viel, viel härter. Es mußte aber sein, und darum wurde es ertragen.

Einige Wegstunden vom Heimatsdorfe entfernt, dort, wohin ihm der Bergbau nicht folgen konnte, hatte sich der Haselhofer wieder angekauft. Hier, in der neuen Heimat, wurde Michel Maier, der gewesene Haselhofer, der „Falter-Bauer“. Das neue Besitztum gab ihm den neuen Namen.

Rasch abwärts gieng mit den Kräften des alternden Mannes, und gar nicht lange wahrte es, so ging in der alten Heimat des „Falter-Bauers“ von Mund zu Munde die Kunde:

„Der Haselhofer ist tot.“



Die alten volkstümlichen Kirchenlieder aus der Jglauer Sprachinsel,

**die in der Advent- und Weihnachtszeit und am hl. Dreikönigstage von
der Gemeinde gesungen wurden; mit einer kurzen Andeutung hiesiger
volkstümlicher Weihnachtsbräuche.**

Ein Beitrag zur deutschen Volkskunde in Böhmen von
Josef Stibitz.

Wer Gustav Freytags „Brüder vom Deutschen Hause“ gelesen hat, wird sich gewiß der schönen Scene erinnern, wo Friderun als Jungfrau Maria in weißem mit goldenen Sternen gezierten Mantel und hangendem aufgelöstem Blondhaar neben dem Knecht Rupprecht, der einen Sack auf dem Rücken trägt, einem Festzuge voran durch die winterlichen Dorfgassen

dahin schreitet von Hause zu Hause. Es ist dies ein altes deutsches Adventbild, das auch heute noch, wenn auch teilweise in veränderter Gestalt, im Volksbrauche fortlebt.

Verklungen aber sind schon viele der schönen volkstümlichen Adventlieder, wie sie einstens die Gemeinde in der lichterfüllten Dorfkirche gesungen hat. Ich habe mir einige derselben aus den alten, mit schnörkelhaften und bemalten Buchstaben beschriebenen Gesangbüchern der Vorbeter (Vorsänger) aufnotiert. Diese Lieder müssen schon lange verklungen sein, da sich keiner der Vorbeter, die ich darum anging, erinnern konnte, daß sie in der Kirche gesungen worden wären.

Ich hebe daraus besonders den recht volkstümlichen „Adventgesang“ hervor:

Es wollt ein Jäger jagen,	Den Jäger, den ich meine,
Wollt jagen ins (?) Himmelsthron.	Der ist mir wohlbekannt.
Was begegnet ihm auf der Heide?	Er ist der Engel feine,
Maria, die Jungfrau schön.	Gabriel ist er benannt.

Der Jäger blies sein Hörnelein,
Es lautet all so wohl:
„Gegrüßt seist du Maria,
Du bist der Gnaden voll.“

Bekannter ist das Adventlied:

Es ist ein Rosen entsprungen
Aus einer Wurzel zart;
Als (wie) uns die Alten sungen,
Von Jesse kam die Art.
Und hat ein Blümlein bracht
Mitten im kalten Winter
Wohl zu der halben Nacht.

Dies Adventlied hat nach meiner Vorlage 15 „Gesekeln“ (Strophen).

Die Adventzeit findet ihre Auslösung und ihren Gipfelpunkt in dem Feste der Geburt Christi.

Das Weihnachtsfest in seiner jetzigen Gestalt, wie es fast überall in deutschen Landen gefeiert wird, ist weder rein christlichen, noch rein deutschen Charakters. Doch war es deutscher Geist, der es am tiefsten erfaßt und am schönsten ausgestaltet hat, und echte deutsche Volkspoesie hat es durchtränkt. Und so ist das Weihnachtsfest heute in seiner innigsten und herrlichsten Auffassung ein deutsches Fest, wo altdeutscher Volksglaube und sinniges Christentum ihre volkstümliche und poetische Verlebendigung gefunden haben.

Die kirchliche Feier des Festes hatte früher ihren Höhepunkt in dem „Kindleinwiegen“. Daran dürfte noch manches in den alten volkstümlichen Weihnachtsliedern erinnern.

Die schöne häusliche Feier mit dem Tannenbaum und den Geschenkvertheilen, wie sie in den deutschen Landen erst nach dem dreißigjährigen Kriege aufkam, ist in der Iglauer Sprachinsel erst im Entstehen begriffen. Hier läßt der Hausvater am Weihnachtsabend, der hier weiter nicht gefeiert wird, höchstens das „gulbni Wängla“ (goldene Wäglein) kommen. Das „gulbni Wängla“ erinnert an den Wagen der Berchta, der goldene Spähne hinterläßt. Ein Geschenkvertheilen findet außerdem hin und her am Neujahrstage statt. Der Weihnachtsabend aber gilt als „Hexenamt“, als Abend, wo die Hexen große Macht besitzen. Ebenso ist das „Schicksalsfragen“ an diesem Abende gebräuchlich. Ich will hier ein eigentümliches Stückchen erzählen, das ich von einer „Pakterischen“ (das „Pakterische“ ist die nordöstliche Hälfte der Iglauer Sprachinsel in Böhmen) erfahren habe.

Einer „Dirn“ war ihr „Bu“ fortgereist in die Fremde. Sie hatte schon lange nichts von ihm vernommen. Da wollte sie durch Schicksalsfragen erfahren, ob er ihr noch treu sei. Und so that sie, wie ihr ein altes Weib geraten, die hinzufügte: „Dös Mitt'l hilft und wenn dei Bu in der Erd'n isß. Er muß zu dir kumma und dir ollas sog'n.“

Als Vater und Mutter am heiligen Abend zur Metten gegangen waren, zog sie ihr bestes Kleid an, legte den Myrtenkranz, den sie schon zugeschickt hatte, auf ihr Haar. Drauf stellte sie auf den Tisch ein Kreuz und rechts und links daneben eine brennende Kerze. Dann kniete sie davor nieder und betete das „Veronikagebet“. Da schlug es zwölf. Ein jacher Windstoß riß die Thüren auf und ein kalter Schauer kam herein. Erschrocken schaute sich die „Dirn“ um. Da sah sie ihren „Bu“ an der Thüre stehn, bleich im Gesicht, mit geisterhaften todten Augen. Ach stieß sie einen Schrei aus und schlug zusammen.

Schon den andern Tag hat sie im Bett gelegen und, bald nachher ist's gestorben. —

Doch so wie die alten Bräuche immer mehr abkommen und in „Verlur“ gehen, so ist es auch mit den schönen Weihnachtsliedern. Fast rührend anzusehen ist es, wie sich das Volk diese alten Gesänge zu bewahren suchte. Bei den zumeist tschechischen Geistlichen und öfters tschechischen Lehrern, den beiden größten nationalen Uebeln der Sprachinsel, konnte es auf kein Verständnis seiner gemüthlichen Bedürfnisse rechnen, wohl aber bei den Vorbetern (Vorsängern). Diese Leute, die durch Ge-

nerationen die volkspoetischen Ueberlieferungen ihrer Stammesgenossen bewahrt haben und die von zähestem konservativen Charakter sind, suchten zu retten und erhalten, was nur möglich war. Sie haben der verbannten kirchlichen Volkspoese eine letzte Heimstätte geboten. Aber mit dem Aussterben dieser alten Leute, die keinen Nachwuchs mehr haben, werden wohl nur noch vergilbte Blätter von den alten kirchlichen Volksliedern erzählen.

Noch bis in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts konnte man es in Deutsch-Siebhübel sehen, wie sich die Gemeinde zu Weihnachten lange vor der Mette in der Kirche versammelte und ohne Orgel und Pfarrer unter Leitung des Vorbeters eins der alten Weihnachtslieder sang. Und zuhause singt noch heute der Jeschinger Vorbeter, der „Glöckelweber“, vom heiligen Abende an bis zum Dreikönigstage allabendlich abwechselnd je drei verschiedene alte Weihnachtslieder sich und seiner Familie zur Erbauung. Auf diese Art führen die alten volkstümlichen Weihnachtslieder in der Zglauer Sprachinsel noch ein kümmerliches Dasein.

Am Weihnachtsabend singt der Vorbeter mit seiner Familie gewöhnlich folgende drei Weihnachtslieder.

Das erste ist das, das bei dem früheren „Kindleinwiegen“ besonders gern gesungen ward, und das Herzogenberg in sein Weihnachtsoratorium hinübergenommen hat.

|: O Joseph mein :;
Schau mir um ein klein Dertelein.
Es wird nicht lang mehr währen,
Ein Kind werd ich gebären.
 |: O Joseph mein. :|

Nach diesem Liede stimmt der Vorbeter das Folgende an:

„Ein große Freud verkünd ich euch
Und allen Völkern auf Erdenreich,
O Christ wach auf, steh auf und lauf,
Zum Kindlein, zum Kripplein,
Zum Mütterlein lauf.“

Den Beschluß bei der häuslichen Erbauung bildet das Lied:

„So steh ich auf und lauf zur Stripp.“

Unterdessen haben sich verschiedene Gemeindefinder in der Stube des Vorbeters eingefunden. Und so macht man sich dann gemeinsam auf den Weg nach dem Kirchdorfe. In der Kirche stimmen die versammelten Gemeinden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vor der Mette unter Führung des Vorbeters das Lied an:

Was muß es bedeuten, es taget sich schon.
Ich glaub ja, es bricht erst die Mitternacht an.
Schauts nur daher, schauts nur daher,
Wie feuert das Sterndl je länger je mehr.

Die folgenden Abende singt dann der Vorbeter mit seiner Familie noch all die andern alten Weihnachtslieder. Wenn man diese Lieder durchliest, wird man bei manchem an die Bilder der alten deutschen Meister erinnert, darauf sie die Geburt Christi zur Darstellung bringen. Gerade so naiv, so grobrißig, so innig und volkstümlich klingt es uns aus den Liedern entgegen. Da ist alles ins deutsche Bauern- und Dorfleben umgekehrt, und das morgenländische Jesukindlein ist ein deutsches Christkindlein worden.

Man schaue sich daraufhin das Lied an:

Auf, auf, ihr Hirten,
Euch nicht verweilet . . .

Wie hausväterlich, sinnlich und dörflich sind die Vorstellungen, die das Lied wiederpiegelt.

Ihr Mensch' lauset,
Leinwand erkaufet
Und bringt sie daher.
Die Gänse rupset,
Die Betten zupset.

.

Ihr Musikanter,
Auf, ihr Trabanten,
Macht euch bereit.
Nehmet die Pfeifen,
Den Baß thut streichen,
Spieler auf,
Immer drauf,
Dem Kindelein auf.

Weib, ich dir sage,
Mich nicht lang frage,
Brings Wieglein her;
Ein Milch und Eier,
Gries auch dabeier.
Brod auch ein
Süßsch und fein
Fürs Kindelein.

Die Veyer (Fiedel) nehmet,
Thut euch nicht schämen,
Den Dudelsack auch.
Auch nehmt die Pfeifen,
Den Baß thut streichen.

Ja, ja, ja,
Gottsalva —
Beim Kind im Stall.

.

Weiter singt der Vorbeter das Lied:

„Auf, ihr Hirten, von dem Schlaf
Bei so schönen Zeiten.“

Dann das bekannte:

„Still o Erden, still o Himmel.“

und das in Erst-Böhmes „Deutschen Liederhort“ unter Nr. 1949 verzeichnete

„Als ich bei meinen Schafen wacht,
Ein Engel mir gut Zeitung bracht.
Deß bin ich froh, bin ich froh, froh —
O, o, o benedicamus domino.“

Das eigentümlichste von all diesen Weihnachtsliedern aber dürfte das folgende, wunderliche sein, dessen Aufführung in der Kirche zu Deutsch-Giechhübel sich noch die älteren Leute erinnern. „Di Musikanten hobn olle von Fuchsinhaut brate Handschü ghobt und hobn dabei aufghaut, doß derschöllt iß in der ganzen Kirch'n.“

Pog hundred liaba Bua,
Wos sogst denn du dazua!
Ich wüj der wos derzölln,
Wos heint in oller Fruh
Geshegn iß af der Heid,
Gleich wie ich d' Schof hob g'weidt;
Do iß ju gleich a Bot her grennt,
Ich hobm oll mei Tog nit kennt.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß*) ma a wenig zua.

Er hot a Botshoft brocht,
Dös am dös Herz hot glockt,
Doß unsa Herrgott scholl (soll)
Erst heint um Mittanocht
A kleina Bua sein worn
Auf diese Welt geborn.
Do sein ma holt grob hingaluffa,
Und hob ma zu Betlehem ogatroffa.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Ma suchna überoll,
Ma findna in kein Sol,
Wies um und um iß lumma,
So find' marn in am Schtol
Auf einem Schübala Hei,
Es fürcht sich sehr dabei.
Der kleine Bua, der grobe Gott
Liegt dort im Schtol, s iß schier a Gschpott.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Dort knieens auf der Streu
Zwei Tier sind a dabei.
Den Ozen, den kenn i wol,
Weiß nicht, wos los andre sein soll,
S iß schöner ols mein Aoh,
Ober nit gor so groß.
Es steht dort, wo die Mutta gfigt
Und hot zwei longe Ohren gschpißt.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Den oltz Zimmermon,
Den schau mer olle on;
Er hot dem kleinen Kindala
Lieberaus sehr schön gethan.
Er hots a so gepuht,
S iß grob a rechte Lust.
Er schaffit dös Brot, ißt selber nit,
Ist doch kein rechter Vater nicht.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Und wärs nur nicht so weit,
So lief ich hin noch heint,
Und wär i nit hinglauffa,
So hätt's mi wohl gereut.
Und hätt i e dron denkt,
So hätt i na Kindla wos g'schennt —
Schöne Aeppln hätt i mitgebrocht,
Dös Kind, dös hätt aff mich glockt.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Es iß a großes Fest
An heint im Dimmel g'west,
O Bua, es iß la Gschpäß,
Wärd erscht a Sola paßt (?)
Ich thu enk nit verziern,
Hobs gsegn am Himmelsgschtirn
Ein schönen und grausamen Stern,
Der hot geleicht wie zwa Lotern.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

Und willst noch etwas gsegn,
So geh nach Betlehem,
Frage nur um und um
Um unseres Herrgotts Suh'n,
Wannst eini gehst, su gfigt es gleich
Das Kind, und Mutter iß dabei.
Pog hundred liaba Bua,
Ei luß ma a wenig zua.

*) luß, losen = horchen.

In F. M. Böhmes schönem Buche „Deutsches Kinderlied und Kinder-spiel“ finden sich auf S. 322 unter dem Titel „Kinderlied zu Weihnachten“ drei Strophen dieses achtstrophigen Liedes und zwar etwas abweichend und in der Schriftsprache. In Achim von Arnim und Brentanos Sammlung „Des Knaben Wunderhorn“ finden sich dieselben drei Strophen. Es beginnt dort: „Gotts Wunder lieber Bu“. — Böhme fügt als Notiz hinzu: „Als Ingolstädter Weihnachtslied vom Jahre 1758 (?) mit Melodie in dem Liederbuch für Comtesse Reuß . . . Anno 1741« (Bibliothek zu Roßlau) gefunden von Dr. Eschke.“

Das ursprüngliche Lied ist natürlich das mundartliche achtstrophige, wie ich es hier gefunden in dem Buche des Vorbeters in der laufenden Reihe der Weihnachtslieder unter dem Titel „Ein anderer alter Weihnachts-gefang“.

Den Abschluß der alten, volkstümlichen Weihnachtszyklen bildete das Auftreten der heiligen drei Könige. Noch heute findet man in einzelnen deutschen Gauen den Brauch, daß in der Zeit zwischen Weihnachten und dem hl. Dreikönigstage drei als Könige verummante junge Burschen, wovon der eine den König aus Mohrenland vorstellt und einer an einer Stange einen Stern trägt, von Dorf zu Dorf und Haus zu Haus wandern und dabei das Volkslied von den hl. drei Königen singen.

Von diesen Dreikönigsliedern habe ich hier drei gefunden, die ganz volkstümlichen Inhalts sind. Das erste dieser Lieder beginnt:

Drei Könige aus Morgenland
kommen gezogen.

Von besonderem Alter ist das folgende, das ich mir ganz aus dem Buche des Vorbeters abgeschrieben habe. Es ist bereits handschriftlich aus dem 16. Jahrhundert überliefert und über alle deutschen Gaue verbreitet. Doch zeigt es in der Form, wie ich es hier gefunden habe, manche Abweichungen von jener, wie es in anderen Gegenden gesungen wird.

Gott so wollen wir loben und ehren,
Die heiligen Dreikönige mit ihrem Stern.

Sie ritten daher in schneller Eil
In dreizehn Tagen vierhundert Meil.

Sie kommen in Herodes Land.
Herodes war ihnen unbekannt.

Sie zogen vor Herodes Haus.
Herodes sahe zum Fenster hinaus.

„Ihr lieben Herren, wo wollet ihr hin?“
„Nach Betlehem steht unser Sinn.“

Da ist geboren ohn alles Leid
Ein Kindlein von einer reinen Magd (Magd).

Herodes sprach aus großem Trug (Trug):
„Si warum ist der Rechte so schwarz.“

„O Herr, er ist uns wohlbekannt;
Er ist ein König aus Mohrenland.

Und wollt ihr uns gar recht erkennen,
Wir dürfen uns euch gar wohl nennen.

Wir seynd König und reisen gar fern,
Und brächten dem Kindlein das Opfer gar gern.

Mirjam (Myrrhen), Weihrauch und rotes Gold,
Wir seynd dem Kindlein vom Herzen hold.“

Herodes sprach aus Uebermut:
„Bleibt heint bei mir und nehmt für gut.

Ich will euch geben Heu und Streu,
Ich will euch halten zehr und frei.“

Die heiligen Dreikönig thäten sich besinnen:
„Fürwahr, wir wollen jezt von hinnen.“

Herodes sprach aus trugigem Sinn:
„Wollt ihr nicht bleiben, fahret hin.“

Sie zogen über den Berg hinaus,
Sie funden den Stern ober dem Haus.

Sie traten in das Haus hinein,
Sie funden das Kind im Krippelein.

Sie gaben ihm einen reichen Sold,
Myrrhen, Weihrauch und rotes Gold.

Joseph liebeich beim Krippelein saß
Und preiset Gott ohne Unterlaß.

Joseph nahm ein Pfännelein
Und macht dem Kindlein ein Müselein.

Joseph dem Kind aufwarten thut,
Weil er erkennt das höchste Gut.

O Joseph, lieber Joseph mein,
Wie erfreuet dich der Heiland dein.

Es waren da zwei unvernünftige Tier,
Die fielen nieder auf ihrne Knie.

Das Ochselein und das Eslein,
Die erkannten Gott den Herren seyn.

*

Wie viel natürliche Poesie, wie viel kindliches Christentum, wie viel deutsches Volkstum steckt doch in diesen schlichten Volksliedern. Sollen sie dem Dorfkirchlein auf immer verloren sein? Gibt es denn kein Vermittlertum mehr zwischen dem guten Alten und dem Neuen? —

Mein liebes altes Dorfkirchlein liegt im Lindenschatten. Und friedsam lagern darum die stillen Hügel. Die gelben Blätter schüttern leise von den Zweigen nieder. Und auf einem der armen Hügel sitzt ein zusammengekauert Kind. Mit schüchternen, sehnächtigen Augen schaut es zum alten Kirchenthore hin. Ihr kennt das Kind, das zaghafte Volkskind. Will ihm niemand mehr die Thüre des Dorfkirchleins öffnen? . . .

Die welken Blätter fallen Blatt um Blatt. Wird sie ein neuer Frühling wieder grünen lassen?

*

Auf ihr Hir-ten von dem Schlaf bei so schönen Zei-ten. Samm-let eu-re zer-
streu-ten Schaf thut sie fröh-lich wei-den denn die Nacht ist schon vor-bei
und der Tag auf-gan-gen sei macht euch ei-lends aus der Ruh
lau-fet eu-ren Schäf-lein zu.
Potz hun-dert lia-ba Bua, was sogst denn du da-zua. Ich
wüj dir was der-zölln, was heint in ol-ler Fruh geschegn ist af der
Heid gleich wie ich d'Schof hob g'weidt. Do ist ju gleich a
Bot hergrennt, ich ho-bm oll mei Tog nit kennt. Potz hundert lia-ba
Bua. Ei luss ma a we-nig zua.



Das Gericht.

Es fallen die Blätter, das Jahr wird alt,
Es flüstert und rauscht der Ahornwald.

— — — — —

Ich hab mein Püppchen zerbrochen,
Mein Schälchen ich zerschlug,
Weil jenes nicht gesprochen,
Dies faßte nicht genug.
Ich hab die Mutter geschlagen,
Die mich geboren hat;
Dem Vater durst ich sagen:
Du bist kein Mann der That.
Ich weiß von süßen Stunden;
Die wanderten ins Grab. —
Ich hatte die Blumen gefunden,
Die ich zertreten hab. —

Da warf ich mich in die brüllende Schlacht
Und habe die Sünden wett gemacht.
Man hat mir das Herz aus dem Leibe gerissen. —
Nun ruh' ich da unten auf sanften Kissen
Und frage die Maden und Würmer um Rat,
Was nunmehr zu geschehen hat. —
Die Maden und Würmer frohlocken und fressen
Und haben die Frage längst vergessen.
Die Maden und Würmer, die müssen sorgen
So wie die Menschen fürs eigene Morgen;
Die Maden und Würmer, die müssen fressen,
Die müssen frohlocken und vergessen,
Daß sie dem armen Menschenkind
Noch immer die Frage schuldig sind. —
Da scharren die Beinchen, da fnarren die Kiefer
Von all dem zehrenden Ungeziefer.
Wo hast du die beste, die faulste Stelle,
Gastfreier, freundlicher Geselle!?
So wandre ich ins graue Nichts
Da unten jenseits des Gerichts.

Wir konnten uns nimmer und nimmer bezwingen,
Vor Himmelsthüren zu betteln, zu singen,
Wir sind auf die hohen Berge gestiegen
Und lernten fliegen.
Wir haben der That uns angetraut,
Wir haben den Turm zu Babel gebaut!
Wir lachten der Märchen, der Fabeln und Sagen
Und haben die Steine zum Bau getragen.
Weit über dem Gipfel der armen Welt
Da bauten wir uns das Heimatszelt,

Und über den Sippen, über den Horden
Sind wir zu einzelnen Menschen geworden.
Ließen sie drohen, ließen sie fluchen
Und weiter ihre Götter suchen,
Wir fanden die Sterne, wir fanden das Licht!
Und lachten dem Herrgott ins Gesicht! —

Es tröstet uns lustige Todtenlaune
Ueber die Weltgerichtsposaune.
Da weiß man manch' lustigen Schwank zu erzählen
Vom „Ehrlich verhungern“ und vom Stehlen
Von der lieben, guten Bescheidenheit,
Von dem Zuviel und dem Zuweit.
Da läßt sich erwägen und bestreiten,
Wie man's gehalten in früheren Zeiten.
Da käme man zu dem Schlusse gar,
Daß man gar niemals glücklich war.
Man käme so weit und würde sich zanken,
Man käme da unten auf trübe Gedanken,
Wenn man den einen Trost nicht hätt'
Das lustig schmausende Würmerbankett. —

Der Hügel welkt, es dorrt der Rasen,
Laß die Posaunen, laß sie blasen! —
Es welkt der Hügel, es dorrt der Kranz,
Die Blätter tanzen den Totentanz. —

Viktor Hadwiger (Prag).



Wassertrahen und Landwirtschaft.

Von C. M. Gergel.

Item weist der scheffen: wasser vnd weyde haben
wir von dem himlischen vater zu lehen.

Weisthum zu Niedermendig von 1563.

I.

Die Rechtsansprüche der Schifffahrt, des Gewerbes und der
Landwirtschaft auf die Benützung der Gewässer in der
ältesten Zeit.

In den Uranfängen der Agrarverfassung und noch lange darüber
hinaus war sich die Landwirtschaft nicht bewußt, welch hochwichtiges Element
der persönlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der einzelnen Menschen,
sowie der gesamten menschlichen Gesellschaft das Wasser in seinen verheeren-
den, wie in seinen nuzbringenden Wirkungen bildet. Die landwirtschaft-

liche Verwertung des Wassers, welche seine befruchtende Kraft in dem großen, seither hochentwickelten Gebiete der Bewässerung für die Landwirtschaft auszunützen bestrebt ist, und zwar in der doppelten Nutzungsabsicht, der Anfeuchtung und Düngung, war lange Zeit unbekannt. Die Landwirtschaft begnügte sich vielmehr mit jener Verteilung des Wassers auf dem Erdboden, welche die Natur selbst gegeben hat; von einer Leitung des Wassers ist weder für Zwecke der landwirtschaftlichen Benützung noch für Zwecke der Abwehr die Rede. Die Schifffahrt bediente sich der natürlichen Wasserstraßen so gut es ging; das Gewerbe kam überhaupt erst spät zur Erkenntnis der im Wasser ruhenden Kräfte und die extensiv betriebene Landwirtschaft vermied anfänglich den Boden, welcher durch Wassermangel oder durch Wasserüberschuß bedrängt war.*) An künstliche Leitung und Verteilung des Wassers dachte man lange nicht.

Das römische Recht, welches auch in dieser Beziehung für die neuere Rechtsbildung grundlegend war, nahm zuerst das Wasser für die Schifffahrt in Beschlag, indem es den öffentlichen Charakter des Wassers in dem Satze aussprach: *Flumina omnia sunt publica*.

Nach deutschem Recht galt das Wasser in den freien Dorfschaften als ein den Dorfgemeinden „vom himmlischen Vater, nicht von einem irdischen Machthaber verliehenes Lehen“. Nach dem Sachsenpiegel ist das Wasser, das stromweise fließt, Gemeingut zum Befahren und zum Fischen. Die schiffbaren Flüsse und Ströme galten als des Reiches Straßen. Bis dahin war von der Inanspruchnahme des Wassers zu landwirtschaftlichen Zwecken in ausgedehnterem Maße wenig die Rede. Erst auf den Landdingen wurde teils nach alten Satzungen und Gewohnheiten, teils durch neue Beschlüsse auch das landwirtschaftliche Recht und insbesondere das Wasserrecht näher festgestellt. Schon damals kamen Zwistigkeiten zwischen Müllern und anderen Werkbesitzern und Wiesenbauern vor; so regelt das Weistum des Wetterauer Wassergerichtes genau die Rechtsverhältnisse der Müller und der Wiesenbewässerter.

Eine so allgemeine und tiefgreifende Inanspruchnahme des Wassers, wie sie durch die Anlegung künstlicher Wasserstraßen nötig wird, kam damals natürlich nicht in Betracht. Indessen wurden durch die Landdinge vielfach weitergehende Detailbestimmungen über die Wasserbenützung zu landwirtschaftlichen Zwecken geschaffen, welche leider später größtenteils verloren gingen. Erst die Neuzeit begann wieder das Wasserrecht zu

*) Peyrer, Wasserrecht.

kultivieren, und erst die neuesten Wasserrechtsgesetze erhielten einen wahrhaft wirtschaftlichen Charakter.

Die Entwicklungsgeschichte der Wasserrechts-Gesetzgebung kurz zusammengefaßt, zeigt uns also:

Am allerersten war die öffentlich-rechtliche Eigenschaft des Wassers zu Schifffahrts-(Flöß-)Zwecken anerkannt, dann wurde die Ausnützung seiner Triebkraft (namentlich durch die vielen „Mühlenordnungen“) geregelt, während die Benützung für landwirtschaftliche Zwecke, Bewässerung und Entwässerung, am längsten einer Regelung durch die Gesetzgebung entbehrte. Oder anders gesagt: Zuerst trat der Handel an die fließenden Gewässer heran und machte sich dieselben in weitestgehendem Maße dienstbar; dann kam, schon vielfach beschränkt, das Gewerbe hinzu und leider zuletzt, als die Böden mit natürlicher Wasserverteilung besetzt waren, und auch veränderte klimatische Verhältnisse zur Ent- und Bewässerung drängten, als aber auch schon mancherlei Rechte (namentlich jene der Triebwerke) erworben waren, kam die Landwirtschaft und fand, daß für sie nur noch farge Reste von dem »wasser, das sie vom himlischen vater zu lehen hatte«, mehr übrig waren.

II.

Schärferes Hervortreten der Ansprüche der Landwirtschaft auf Berücksichtigung bei der Wassergesetzgebung.

Die immer intensivere Ausnützung des Wassers für Schifffahrts-, also Handels- und Gewerbezwecke mußte bei dem steigenden Interesse der Landwirtschaft an öffentlichen Dingen, namentlich aber nach Maßgabe der weiteren Ausbildung der beruflichen Organisation und der landwirtschaftlichen Interessensvertretung, endlich mit der landwirtschaftlichen Interessenssphäre kollidieren, und es ist eine merkwürdige Reminiszenz aus der Geschichte unserer Wasserrechtsgesetzgebung, daß im Jahre 1835 durch die niederösterreichischen Stände und durch die Landwirtschaftsgesellschaft in Wien zum ersten Male der Gedanke angeregt wurde, ein Wasserrechtsgesetz zu erlassen, indem die damalige vereinigte Hofkanzlei auf die Notwendigkeit „einer gesetzlichen Regelung für die zweckmäßige Benützung der Gewässer“ aufmerksam gemacht wurde. Schon beim ersten landwirtschaftlichen Kongreß in Wien vom Jahre 1849 stieß das von dem Referenten über die Wasserrechtsfrage Sektionsrat Ritter von Schreibers entwickelte Programm, welches unter dem Titel „Wasserordnung“ im Jahre 1850 veröffentlicht wurde und auf die dermalige Gesetzgebung nicht ohne Einfluß

blieb, auf einen bedeutenden Widerspruch seitens der Vertreter des Gewerbevereins, dessen Sprecher Dr. Neumann war. So groß schienen im Anfange die Gegensätze in der Wasserfrage zwischen Industrie und Landwirtschaft, daß die Industriellen erklärten, die Landwirte mögen ihre Beratungen allein zu Ende bringen.*)

Es geht somit aus diesem kurzen historischen Rückblicke hervor, daß die Landwirtschaft von jeher, wenn auch in geringerem Maße, aber lebhafter schon seit dem Anfange ihrer Organisation auf die Benützung der Gewässer Anspruch erhob und diesen auch geltend machte, indem sie auf die rechtliche Feststellung ihrer Nutzungsrechte gedrungen hat. Diese ihre Forderung ist so alt wie die Benützung der Gewässer zu irgend einem Zwecke überhaupt, und es bleibt sohin unverständlich, wenn den Landwirten aus ihrer Stellungnahme zu der Wasserstraßenfrage, durch welche bloß die Rechte der Landwirtschaft sichergestellt werden wollten, irgendwie ein Vorwurf gemacht wird.

III.

Die Stellungnahme der Agrarier zu dem Bau der Wasserstraßen im Jahre 1901.

Vor allem sei klargestellt, daß die österreichische Landwirtschaft, beziehungsweise die österreichischen Agrarier, nicht Gegner der Wasserstraßen überhaupt sind; daß aber andererseits, insoferne sie zu dem Gesetze über den Bau von Wasserstraßen vom 11. Juni l. J. Stellung genommen und nicht nur über das *lucrum cessans*, sondern auch über das *damnum emergens* Klage geführt haben, nicht, wie gesagt wurde,**) bloß die Agrarier in Böhmen sich gegen die Wasserstraßen erhoben haben. Zu letzterem kommt zuvörderst zu bemerken, daß die „Österreichische Zentralstelle zur Wahrung landw. Interessen beim Abschlusse von Handelsverträgen“ in Wien schon am 10. Mai 1901 in Anwesenheit von Vertretern aus fast allen Kronländern und als agrarische Zentral-Körperschaft Oesterreichs durch Ausschlußbeschluß das Mindestmaß der Forderungen festgestellt hat, unter welchen der Verwirklichung der Vorlage des Gesetzes über den Bau von Wasserstraßen seitens der österreichischen Land- und Forstwirtschaft zugestimmt werden könnte. Allein, selbst wenn damit noch nicht anerkannt

*) Verhandlungen des landw. Kongresses. Wien, Hof- und Staatsdruckerei 1849.

**) Vergl. den ersten, in dieser Zeitschrift über den Gegenstand erschienenen Aufsatz.

werden wollte, daß alle österreichischen Agrarier diesen Standpunkt teilen, so kommt weiter hinzu, daß die k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft in Wien schon am 13. Mai 1901 sich vollinhaltlich der Entschliebung der „Oesterreichischen Zentralstelle in Wien“ angeschlossen hat, daß ferner am 11. Mai 1901 die deutsche Sektion des mährischen Landeskulturates auf Antrag des Dr. Gromes diese Entschliebung einstimmig annahm, daß ferner die steierischen Landwirte dieselbe Meinung vertreten,*) und daß auch die Agrarvereinigung des österreichischen Abgeordnetenhauses, in welchen Agrarier aus allen Ländern Oesterreichs vertreten sind, in gleichem Sinne Beschlüsse faßte. Daß die Agrarier, deutscher und tschechischer Nationalität, aus Böhmen mit die Ersten waren, welche die Forderungen der Landwirtschaft gegenüber der Wasserstraßenvorlage formulierten, entspricht nur dem lebhaften Interesse, welches sie in allen volkswirtschaftlichen Fragen allzeit bethätigen. Aus ihrer Mitte gingen auch die diesen Gegenstand zuerst behandelnden Aufsätze „Die Kanalvorlage in agrarischer Beleuchtung“ und „Agrarische Stimmen über die Wasserstraßenvorlage“ (Verlag der „Oesterreichischen Zentralstelle“ in Wien) hervor, welche als Ergänzungen dieser Studie dienen können.

Es haben somit in Wirklichkeit alle Agrarier Oesterreichs ihre Stellung gewahrt, und speziell die mährischen Landwirte haben gegen die Anschauung protestiert, als ob sie der Errichtung der projektierten Kanäle zustimmten.**)

Die Stellungnahme der deutschen Landwirte Böhmens spricht sich in deren der Hauptsache nach auch von der „Oesterreichischen Zentralstelle“ und von anderen agrarischen Körperschaften angenommenen Entschliebung aus. Diese Entschliebung ist weit entfernt davon, sich prinzipiell gegen die Kanäle zu richten oder den allgemeinen volkswirtschaftlichen Wert der Schifffahrtsstraßen zu verkennen. Ja, diese Entschliebung kam sogar gegen einen absolut ablehnenden Minoritätsantrag zustande, und Verfasser dieser Studie war es selbst, welcher unter Betonung der allgemeinen national-ökonomischen Wirkungen der Wasserstraßen bloß für die Formulierung der Bedingungen sich einsetzte, welche der Landwirtschaft zu ihrem gedeihlichen Bestande gewährleistet sein müssen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, müssen die Forderungen der Agrarier gewiß auch eine billige Beurteilung finden zu einer Zeit, in welcher die Landwirtschaft in jahrelangem Kampfe

*) Vergl. „Der Bauernbündler“, Organ der Bauernpartei der deutschen Alpenländer Oesterreichs, Nr. 20 vom 19. Mai 1901.

**) Vergl. Sitzungsprotokoll des mähr. Landeskulturates vom 10. Mai 1901.

um ihren Fortbestand sich befindet, und alle Mittel anwenden muß um sich zu erhalten.

Die Entschließung lautet:

„Der Bau von Wasserstraßen (Kanälen) in Oesterreich erscheint vom Standpunkte der Landwirtschaft nur berechtigt,

1. wenn durch dieselben die Interessen der Landwirtschaft nicht geschädigt werden;

2. wenn die Vorarbeiten für dieselben derart fertiggestellt sein werden, daß eine annähernd genaue Berechnung des Aufwandes für deren Bau und Betrieb möglich ist;

3. wenn Einnahmen gesichert sind, welche zur Aufbringung der Bau- und Unterhaltungskosten und einer zeitgemäßen Verzinsung und Amortisierung der Anlage genügen;

4. wenn ausreichende Erhebungen darüber gepflogen und vorgelegt werden, inwieweit durch die Wasserstraßen unserer Landwirtschaft eine neue Konkurrenz auf dem Gebiete des Getreide-Weltmarktes entsteht;

5. wenn durch vorherige bindende Zusagen der Regierung ausreichende Schutzzölle für die Landwirtschaft gewährleistet werden;

6. wenn der Landwirtschaft eine dauernde und einflußreiche Mitwirkung an der Festsetzung der Tarife und Kanalgebühren gewährleistet wird;

7. wenn der Landwirtschaft ein genügender Einfluß auf die Verfassung der Pläne für die Wasserstraßen behufs einer entsprechenden Regelung der Vorflutverhältnisse und der Ermöglichung eines Anschlusses von Meliorationen gesichert und durch Beschaffung einer für alle Fälle hinreichenden Wassermenge die Abgabe von Wasser zu Zwecken der Bewässerung landwirtschaftlicher Grundstücke ermöglicht wird;

8. wenn Vorsorge getroffen wird, daß durch die unvermeidliche Investition kolossaler Kapitalien für den Wasserstraßenbau die Subventionen für die der Landwirtschaft näher liegenden und dringlichen, zum großen Teil schon in fertigen Projekten vorliegenden Meliorationsarbeiten, sowie andere landeskulturelle Subventionen nicht etwa „aus budgetären Gründen“, sodann zum Versiegen gebracht werden, sondern vielmehr vorher der leider schon seit geraumer Zeit sozusagen gesperrte Meliorationsfond bedeutend erhöht und ländersweise auf Basis der Grundsteuer verwendet wird;

9. wenn durch Schaffung von Hochwasserschutzgesetzen für die Quellgebiete und den Oberlauf der verschiedenen Flüsse und Bäche die Zurückhaltung der Wässer und die Regulierung der Flüsse und Bäche in diesen Gebieten finanziell sichergestellt wird;

10. endlich, wenn die Landwirtschaft, welcher keine wesentlichen Vorteile aus dem Bau der Wasserstraßen erwachsen, die nicht durch ungleich größere Nachteile aufgewogen würden, aus diesem Anlasse keine neuen Steuern oder Steuererhöhungen treffen.

Da durch die Regierungsvorlage keine der vorgedachten Bedingungen, welche sich gleichzeitig als Existenzbedingungen der Landwirtschaft darstellen, erfüllt ist, so muß die deutsche Sektion des Landeskulturates für das Königreich Böhmen bis zur Erfüllung der im Interesse der Erhaltung der Landwirtschaft notwendigen Bedingungen sich gegenüber der gegenwärtigen Regierungsvorlage, betreffend den Bau von Wasserstraßen, ablehnend verhalten.

In dieser Entschliebung sind die Wünsche und Bedenken zusammengefaßt, welche die deutschböhmisches Landwirtschaft gegenüber dem Gesetze über den Bau von Wasserstraßen hegt. Der Hauptsache nach fordert die Landwirtschaft:

1. Schutz für sie gegen die drohende Ueberschwemmung mit ausländischen land- und forstwirtschaftlichen Erzeugnissen durch Zölle und durch entsprechende Maßnahmen beim Bau und der Verwaltung der Kanäle;

2. Flußregulierungen gegen Hochwasser Schäden und Meliorationen, welche im Interesse der Landwirtschaft liegen und sich mit dem Bau der Wasserstraßen verbinden lassen, und

3. keine neue Steuerbelastung für die Landwirtschaft durch den Bau der Wasserstraßen.

Das sind die drei Hauptpunkte, mit welchen alle anderen Wünsche und Bedenken der Landwirtschaft betrefis der Kanäle zusammenhängen. Und sind dies vielleicht unbescheidene, unberechtigte Forderungen? Soll die Landwirtschaft alle großen volkswirtschaftlichen Ereignisse im Staate an sich vorübergehen lassen, ohne auch ihre Rechte geltend zu machen? Im Verhältnis zu Ungarn hat die österreichische Landwirtschaft stets den Kürzeren gezogen, der Ruin unseres Getreidebaues, wie unserer Mühlenindustrie, datiert von daher! Der Blankotermminhandel zehrt am Marke des Bauern und seine Abschaffung ist leider ebenso fraglich, wie die Erreichung entsprechender Agrarschutzzölle, und da sollten die landeskulturellen Centralstellen ihrer Pflicht vergessen und beim Bau der Wasserstraßen die gerechten Forderungen der Landwirtschaft abermals zurückstellen?

IV.

Stellung der Landwirtschaft zu Handel und Industrie.

Export- und Import-Kanäle.

„Bisher haben der Handel und die Industrie“, sagt A. van Gülpen, „die wirtschaftlichen Gesetze allein gebaut, die Landwirtschaft hat sich zu wenig darum gekümmert und deshalb ist sie in Schaden geraten“, und ein anderer agrarischer Schriftsteller Deutschlands kennzeichnet die notwendige Rücksichtnahme der Landwirtschaft auf die allgemeinen volkswirtschaftlichen, namentlich auf die Handelsinteressen, treffend in folgendem: „Man kann große Sympathien für den Handel haben und sich über seine Anstrengungen freuen, die er macht, um unsere Produkte nach allen Teilen der Welt zu transportieren und die ausländischen Produkte, die wir nötig

haben und die wir nicht selbst erzeugen können, bei uns einzuführen; aber man muß sich von ihm trennen, wenn er den Anspruch erhebt, unsere Grenzen weit zu öffnen, um unsere Produzenten, in erster Linie unsere Landwirte, durch die ausländische Konkurrenz vernichten zu lassen!"

Darum sind wir keine Feinde von Exportkanälen oder von lokalen Kanälen, welche im Interesse der Landwirte liegen, aber wir können uns nicht begeistern für Wasserwege, welche uns die ungarischen und galizischen Bodenprodukte massenhaft auf den Markt werfen, welche die Einfuhr von Ungarn und Polen erleichtern, vermehren und begünstigen, und welche sich so sehr als reine Importkanäle für Deutschböhmen herausstellen müssen, daß die deutschböhmische Landwirtschaft dann nicht mehr zu bestehen vermöchte! Trefflich charakterisierte dies Ferdinand Graf Buquoy mit den Worten: „Man sagt immer, daß die agrarischen Behauptungen Uebertreibungen seien, allein Eines ist nicht zu verstehen: Böhmens durch die Natur geschaffene Hauptausfuhrstraße ist der Elbweg. Diesen will man sich durch den Kanalbau und die damit verbundenen Gebühren verteuern. Die Haupteinfuhrgefahr droht der Landwirtschaft jedoch von Osten, und da will man sich durch die Kanäle ein weites Thor öffnen! Das ist verkehrs- und handelspolitisch ein Unikum, und es wäre unnatürlich, daß sich die Agrarier für so etwas erwärmen sollten.“ Zahlreiche um Böhmens Landwirtschaft verdiente und im öffentlichen Leben stehende Männer haben sich in ähnlichem Sinne ausgesprochen, so der Präsident des Landeskulturrates Ferdinand Prinz Lobkowitz, der Sektionspräsident Abg. Dr. Schreiner, ferner die Reichsratsabgeordneten Kittel, Kiemann, Dr. Nitsche, Peschka, die gewesenen Abg. Dr. Bauer und Anton Steiner, welche zugleich als Rübenbauer die oft gehörte und auch von Sr. Excellenz Dr. Koerber rezipierte Behauptung, die Rübenbauer seien gewiß keine Gegner der Wasserstraßen, widerlegten; ferner Graf Kolowrat-Krakowsky und viele andere. Ebenso war es in Mähren und anderen Ländern der Fall, so daß man nicht wohl von einem „agrarischen Bruchteil“ sprechen kann, welcher die agrarischen Forderungen gegenüber dem Wasserstraßengesetz vertreten habe. Und wie sehr berechtigt diese Forderungen waren, zeigt das schon in einem wesentlichen Punkte bewiesene Entgegenkommen der Regierung, nämlich die Ueberweisung von 75 Millionen Kronen für die Regulierung der mit den Kanälen in Verbindung stehenden Flüsse und die zugleich ausgesprochene Erhöhung des Meliorationsfonds, welche die Landwirtschaft als die Erfüllung eines alten, oft aus-

geprochenen Wunsches gewiß freudigst begrüßt. Aber selbst dann noch stimmten bloß 198 Abgeordnete für das Wasserstraßengesetz, während 181 sich absentierten oder der Abstimmung enthielten, und 46 Abgeordnete dagegen stimmten, — fraglos ein Beweis, daß viele Bedenken der Agrarier — Unfertigkeit der Projekte, Unbestimmtheit der Höhe der Kosten, technische und finanzielle Bedenken — auch von manchem Nichtagrarier geteilt wurden. Wäre das Gesetz länger in Diskussion gestanden und wäre nicht von besonders interessierten Seiten so sehr auf dessen Zustandekommen hingewirkt worden, so wäre sein Schicksal wohl sehr fraglich gewesen.

V.

Einfluß der Wasserstraßen auf die deutschböhmisches Landwirtschaft insbesondere.

Was konnten sich insbesondere die deutschböhmisches Landwirte, die in unermüdlicher deutscher Arbeit dies schöne Land urbar und zu einem wahren Garten gemacht, von dem Gesetze im Hinblick der eigenen Verhältnisse und im Vergleiche mit den reichsdeutschen Kanälen und deren Einwirkung auf die dortige Landwirtschaft versprechen?

Auf dem Donau-Moldau-Kanal: den Massenimport von ungarischem, rumänischem und später vielleicht einmal mesopotamischem Getreide und zufolge dessen einen noch weiteren Druck der Getreidepreise auf dem heimischen Marke! Infolge des sich steigenden Transitverkehrs durch Oesterreich in das Ausland (Deutschland, Schweiz) muß aber auch der Verlust unseres fremden Marktes eintreten, da die früher reifen fremden Provenienzen auf dem Auslandsmarkte unserem Getreide zuvorkommen, abgesehen davon, daß sie, weil billiger produziert, auch billiger abgesetzt werden können.

So wird, entgegen dem von der Landwirtschaft vertretenen Grundsatz: „der heimische Markt den heimischen Produktion“, nicht nur der heimische, sondern auch der fremde Markt verloren gegeben.*) Die Erzeugnisse der deutschböhmisches Landwirtschaft kommen für die Verfrachtung auf den neuzuschaffenden Wasserstraßen kaum in Betracht. Eher haben noch die tschechischen Landwirte einigermaßen Vorteile zu hoffen. Was aber Deutsch-Böhmen an landw. Produkten zu exportieren hat, als Gerste, Obst u. i. w., das wird am Strande der im Unterlaufe ohnedem schon schiffbaren Elbe in dem gesegneten deutschböhmisches Mittelgebirge erzeugt. Was hätte das Riesengebirge oder Adlergebirge, und was Südböhmen an landw.

*) Vergl. „Die Kanalvorlage und die Landwirtschaft“, Nr. 9 des „Der deutsche Landwirt“ vom 1. Mai 1901.

Produkten zu exportieren, außer Holz,*) auf das wir noch besonders zu sprechen kommen. Kohle, Steine, Kalk, Düngemittel und dergleichen, welche etwa im Import ins Innere des Landes oder besser gesagt, in unsere deutschen Randgebirge von Belang sein könnten, werden von den armen Gebirgslandwirten in so geringem Maße gebraucht, daß auch hiefür die Kanäle nicht von Belang sind. Wie aber soll sich erst unsere landw. Bevölkerung im nördlichsten, östlichsten und westlichsten Teile Böhmens für die so ungeheuren Kosten verschlingenden Kanalunternehmungen begeistern, da sie ihre Felder und Höfe den fern verlaufenden Kanälen nicht näher-rücken kann, da tausende von diesen Landwirten kaum je einen dieser verheißungsvollen Zukunftskanäle erblicken werden, da sie aber heute schon von den hohen Landesbeiträgen hören und heute schon sehen, wie sich gerade die besten und rüstigsten landw. Arbeiterfamilien vorbereiten, zum Kanalbau, bei dem so viel zu verdienen sein wird, auszuwandern? Dieser Teil der landw. Bevölkerung war es auch, welcher schon vor einigen Jahren, als der böhmische Landtag für die Kanalifizierung der Flußstrecken von Prag und Auffsig 8 Millionen Kronen votierte, sich fragte, cui bono, und welcher schon damals, namentlich im nordwestlichsten Böhmen, in ent-schiedenen Resolutionen zum Ausdruck brachte, daß die Landwirtschaft dieser Landesteile keine Vorteile von diesem Kanalplane zu erwarten habe und sich daher gegen ihn aussprechen müsse.**)

Die Erhöhung der Arbeiternot auf dem Lande wird, wie man als aufmerksamer Beob-achter unter dem Volke heute schon sehen kann, fraglos zunehmen und mit am meisten zur Erbitterung der Landbevölkerung beitragen. Auch diesem höchst gewichtigen Bedenken der Landwirtschaft, welche nahezu durch nichts so sehr leidet als durch den Arbeitermangel, weiß man leicht hin zu begegnen, indem man deduziert:***) „Die Berufsstatistik weist für Oesterreich neben 2,000.000 selbständigen Landwirten 6,400.000 landw. Arbeiter aus. Kann es da etwas bedeuten, wenn 10,000 oder wenn selbst 30,000 Ar-beiter an den Kanalbauten beschäftigt sind?“

Darauf kann nur geantwortet werden, daß bei dem heute noch herrschenden Zuge der Arbeiter vom Lande zur Stadt unsere Landwirt-schaft keinen einzigen Arbeiter mehr entbehren kann, und daß bekannter-maßen die jüngsten und rüstigsten Arbeiter sich der Industrie und den

*) Siehe die Stellung der Holzindustriellen in der Petition der öster-reichischen Holz- und Floßfahrtinteressenten.

**) Vergl. dagegen Dr. Viktor Ruz im I. Hefte „Deutsche Arbeit“, S. 73.

***) Dr. Beurle, in „Der Knyffhäuser“, Linz.

öffentlichen Bauten widmen und dort arbeitsunfähig geworden, erst etwa als Kraftlose oder Krüppel zur Landwirtschaft zurückkehren. Dieselbe Feder berechnet, daß durch die Kanäle die Getreideproduktion Oesterreich-Ungarns (!) wieder auf dem deutschen Markte mit Getreide konkurrenzfähig wird. Gewiß! Aber wir haben schon oben betont, daß dies nur in der Form der Fall sein kann, daß Ungarn uns in Deutschböhmen noch die letzten Reste unseres Absatzgebietes Deutschland in Getreide, Obst u. s. w. rauben wird. Ganz anders schreibt G. Wenke:*) „Nach Herstellung der Wasserstraßen wird die Eisenbahnfracht Wien-Prag durch den billigen Schiffsatz substituiert werden müssen, die Prager Notierung also entsprechend herabgehen und mit dieser der Getreidepreis im größten Teile von Böhmen. Wer sich ruhig überlegt, was eine solche Preisreduktion für die ohnehin schwerbelastete Landwirtschaft bedeutet, wird nicht umhin können, dieserhalb ernstliche Besorgnisse zu hegen. Jede Preisschwankung trifft direkt den Reinertrag. Die zu erwartende Frachtreduktion muß eine bleibende Beeinflussung der Getreidepreise nach unten zur Folge haben und damit auch eine Entwertung des Grundbesitzes. Ein Herabgehen der Getreidepreise um 1 K pro 100 kg, bei einer Durchschnittsernte von nur 15 q Körner pro 1 ha repräsentiert, zu 4 % kapitalisiert, eine Wertverminderung von 275 K für 1 ha Boden!“ —

Also Herabdrückung der Getreidepreise, Entwertung des Bodens, Erhöhung der Arbeiternot — schon diese drei unausbleiblichen Folgen der Wasserstraßen genügen, um bei unseren Landwirten die schwersten Bedenken hervorzurufen.

Was steht dem aber gegenüber? Die geringe Bedeutung der Vorteile durch verbilligte Frachtkosten für der Landwirtschaft zugeführte Güter haben wir schon oben auf das richtige Maß zurückgeführt. Aber auch der einfachste Landwirt fragt sich allzeit: „Was werden diese Riesenunternehmungen kosten, und wer wird die Kosten bezahlen?“ „Der Staat und die Länder!“ Gut! Aber wird hierbei vielleicht auf den Steuergulden des Landwirts verzichtet werden? Mit Nichten! Auch der einfachste Landwirt macht sich ein, wenn auch ungenaues Bild von den technischen Schwierigkeiten der Ueberführung der südböhmischen Grenze mit einem für Schiffe von 600 Tonnen geeigneten Schifffahrtskanal.

*) „Oesterr. landw. Wochenblatt“, Nr. 20 vom 18. Mai 1901, „Schifffahrtsstraßen und Getreidepreise.“

Ueber die ungeheueren Kosten hat uns die „Verkehrs- und Industriezeitung“ der „Neuen freien Presse“ *) allerdings beruhigt! Das Blatt berechnet:

	Kronen
„1. die 4 ^o / _o Verzinsung des Anlagekapitals von 365'000,000 Kronen mit	14'600,000
2. die jährlichen Verwaltungs- und Erhaltungskosten der 630 Kilometer langen Kanäle mit	3'300,000
Somit das Jahreserfordernis mit	17'900,000
hievon ab an Staatsgebühr für den Transport von zusammen 5'000,000 Tonnen mit 1,370'000,000 Tonnen-Kilometer à 0,9 h	12'400,000
Verbleibt ein Fehlbetrag von	5'500,000

Das obige jährliche Erfordernis von 17'900,000 Kronen fällt daher auf 5'500,000 Kronen und wird durch Aufwendung dieses Betrages für die allgemeine Volkswirtschaft gegenüber den Eisenbahnfrachtkosten eine Ersparnis an Transportkosten von 21'000,000 Kronen, d. i. nahezu das Vierfache des vom Staate gebrachten Opfers, erreicht. (!) Eine Steigerung des oben angenommenen Verkehrs von 1,370'000,000 Tonnen-Kilometer um 40 bis 50^o/_o würde auch den Fehlbetrag von 5½ Millionen Kronen verschwinden machen, so daß die Opfer unseres Budgets nahezu ganz verschmerzt wären.“

Das ist nun allerdings eine recht optimistische Rechnung, nur daß der von Natur aus vorsichtige Landwirt an dieselbe — nicht glaubt, und dies umsoweniger, als er sich mit dem Grafen v. Kanitz-Podangen die großen Anforderungen und anderwärts in dieser Art noch nicht gelösten Aufgaben vor Augen hält, welche bei dem geplanten österreichischen Kanalnetz an die Wasserbautechnik gestellt werden.**) Bietet doch die Ueberwindung der Wasserseiden technische Schwierigkeiten, wie sie noch bei keinem der auf der Welt bestehenden Kanäle zu lösen gewesen sind. So ist die Meereshöhe der Scheitelftrecke des

Donau-Ober-Kanals	286,1 m
Donau-Moldau-Kanal (1. Variante)	529,0 m
Donau-Moldau-Kanal (2. Variante)	760,0 m
Verbindung des Donau-Ober-Kanals mit der Elbe	417,5 m
Dagegen z. B. beim Rhein-Elbe-Kanal bloß	56,0 m.

Dazu die kolossalen Abmessungen der Kanäle für Schiffe von 600 Tons Tragfähigkeit, während in Preußen die wichtigsten Kanäle für Schiffe von 400 Tons eingerichtet sind. Betrachtet man noch die Schwierigkeit der Wasserversorgung (beim Donau-Moldau-Kanal jährlicher Wasser-

*) „Was werden unsere Kanäle kosten?“ Von Zivil-Ingenieur Rudolf Ritter von Gunesch.

**) Graf von Kanitz-Podangen: „Kanäle hier und dort“ in „Neue Preussische Kreuz-Zeitung“ 368 ff. vom 8. Aug. 1901.

bedarf 40 Millionen Kubikmeter), die Schwierigkeit des Auf- und Abtriegs der Schiffe durch Kammer Schleusen, mechanische Hebewerke oder schiefe Ebenen oder durch Kombination dieser verschiedenen Systeme, welche Frage noch offen und weiteren technischen Erwägungen überlassen ist, so begreift sich, wie wenig verlässlich bei einem so großartigen Projekte alle heutigen ziffermäßigen Aufstellungen, und wie gerechtfertigt die Befürchtungen jener sind, die viel höhere Ausgaben für die Durchführung der Kanalprojekte erwarten. Werden doch die Schiffe von der Donau bis Prag im Ganzen 87 Schleusen zu passieren haben! Selbst Techniker, wie der Abg. Rastan, betonen bei dem Alternativprojekt für einen Hebewerkskanal mit Hubhöhen von 100—150 m. „daß eine vollkommene Manipulation damit sich erst auf langjährige Erfahrung werde stützen müssen.“ Graf v. Kanitz bespricht daher die österreichischen Kanalprojekte zwar mit einer Art von Bewunderung, aber mit ebenso gerechtem Zweifel. Deutschland freilich begrüßt die Kanäle wegen des zu erhoffenden Industrieimportes nach dem Süden und Osten ebenso warm, wie Ungarn oder Galizien wegen seines erhofften Exportes landw. Artikel in umgekehrter Richtung.

VI.

Erfahrungen über den Einfluß der Wasserstraßen auf die Landwirtschaft in Deutschland und Nutzenwendung für die heimische Landwirtschaft.

Bei der Beurteilung unserer Wasserstraßenpläne durch das Ausland angelangt, wollen wir nur kurz einiger für die österreichische Landwirtschaft wichtiger agrarischer Erfahrungen Erwähnung thun, welche im Auslande mit Schifffahrtskanälen schon gemacht worden sind. Der Hinweis auf das Vorgehen der reichsdeutschen Agrarier, das bloße „Abschreiben“ ihrer Entschlüsse und ihrer Beweggründe wurde den österreichischen Agrariern vielfach verdacht. Doch sehr mit Unrecht! Warum sollte man sich praktische Erfahrungen von andernwärts nicht zunutze nehmen? Dazu liegen die Verhältnisse in Deutschland in jeder Richtung für die Landwirte, wie für die Kanäle günstiger. Dort werden viel mehr Landwirte in die Lage gebracht, von den eventuellen kleineren Vorteilen der Kanäle, die dort wesentlich billiger zu stehen kommen, Nutzen zu ziehen. Bei uns sind die meisten Landwirte, namentlich die der Randgebirge Böhmens von den direkten und indirekten Vorteilen der Kanäle ganz ausgeschlossen, sollen aber die viel höheren, ja horrenden Kosten hierfür mit tragen helfen. Das deutsche Beispiel ist also sehr wohl anwendbar und sehr lehrreich. Es ist bekannt, daß die deutschen

Agrarier Kanalbauten allgemein verwerfen und bekämpfen. Ein großer Teil des öffentlichen Streites der letzten Jahre hat sich in Deutschland um diese Frage gedreht. Die deutschen Agrarier sind sich ihres Zieles wohl bewußt, und die österreichischen Agrarier werden nie einen schlechten Weg gehen, wenn sie den Fährten jener folgen.

In Deutschland hält man dafür, daß die Zeiten der Kanäle vorüber sind und man erblickt ein Großteil der wirtschaftlichen Ueberlegenheit Deutschlands in dem vollkommenen Staatsbahnsystem, das man, wie dort die Agrarier sagen, wie einen Schatz hüten, nicht aber durch Kanalbauten gefährden soll. So erklärte auch die Provinzialversammlung des Bundes der Landwirte in Halberstadt: „Die wichtigste Aufgabe des preußischen Staates auf dem Verkehrsgebiete sei zur Zeit nicht in Kanalbauten, sondern in der Erschließung des Landes durch umfangreiche Neben- und Kleinbahnbauten zu erblicken.*) Eine solche „Erschließung des Landes“ würde auch unsere Landbevölkerung mit Freuden, ja mit Begeisterung aufnehmen. Würde man, ohne gewisse private Eisenbahnprivilegien zu sehr zu schonen, für ebensoviele Staatsbahnen bauen, das Geld wäre wohl auch in Oesterreich besser angewendet. Denn auch die vielfach angepriesene Billigkeit des Wasserweges steht nicht unangezweifelt da, besonders bei so hohen Anlagekosten, wie sie in Oesterreich erforderlich sein werden. Wäre diese Billigkeit so zweifelsohne, so müßten gerade Privatgesellschaften Kanäle bauen, um die Kosten der ihnen zufallenden Transporte zu ermäßigen. „Wo die künstliche Ernährung, wo die Hilfe des Staates fehlt“, jagt Graf von Kanitz, „können auch die schon bestehenden Kanäle nicht mehr ihr Leben fristen, sie werden von den konkurrierenden Eisenbahnen erdrückt und fallen der Versumpfung anheim, wie in England.“ Wir haben in unserer Schrift „Die Kanalvorlage in agrarischer Beleuchtung“ **) die Beschlüsse vieler sehr ernst zu nehmender landw. Körperschaften von Deutschland verzeichnet, so des kgl. preußischen Landes-Oekonomiekollegiums, der „Landw. Woche“ in Berlin, der Landwirtschaftskammern der Provinz Brandenburg, Posen u. s. w., welche insgesamt schwere Bedenken gegen die Kanalbauten vorbrachten. Die stärkste und nachhaltigste Wirkung müssen aber auf unsere Landwirte jene Beispiele aus der Praxis äußern, welche die Landwirtschaft in Deutschland zufolge schon gebauter

*) Paul Dehn, „Eisenbahnen und Kanäle“, „Deutsche Agrarzeitung“, Berlin, 27. Januar 1901, V. Heft.

**) Verlag der „Oesterr. Zentralstelle“, Wien.

Kanäle am eigenen Leibe verspürt. So erklären die deutschen Agrarier als eine Folge der Kanäle das Eintreten einer Verminderung der Wirkung der Schutzollpolitik. Und das wird immer eines der gewichtigsten und unanfechtbarsten Bedenken der Landwirtschaft gegen die Schiffsahrtsstraßen gerade in Oesterreich bilden. Besonders lehrreich ist die Darstellung über die praktischen Vorteile und Nachteile einer Kanalverbindung beim Rittergute Friedenthal am Ruppiner und Finow-Kanal.*) Der Gutshof liegt etwa 150 Schritt vom Kanal entfernt, so daß wohl keine Lage günstiger sein kann, um sich die Vorteile des Wasserweges zu nütze zu machen. Man versuchte, künstlichen Dünger von Stettin, Futtermstoffe von Hamburg auf dem Wasserwege zu beziehen. Allein die Stückgutfracht kam zu teuer, ganze Kahnladungen zu kaufen, ist aber kein Landwirt in der Lage. Es mußte also die Bahn benutzt werden. Es sollte nun animalischer Dünger aus Berlin bezogen werden. Die Bahnfracht machte für den Zentner 5 Pfg., die Kahnfracht 9½ Pfg., also fast das Doppelte der Bahnfracht. Dennoch wurde in diesem Falle die teure Kahnfracht gewählt, weil der Dung aus dem Kahn gleich auf den Grund und Boden des Gutes geliefert werden konnte, während er von der Bahn hätte gefahren werden müssen. Diesen Vorteil genießt aber nur dies eine Gut, welches direkt an dem Kanale liegt. Jedes andere Gut wird die Bahnfracht wählen müssen. Dies also ein Fall des viel empfohlenen Bezuges von landw. Bedarfsartikeln. — Wie verhält es sich nun mit dem Versand der Produkte? Hier kamen als Massenprodukte nur Kartoffeln und Rüben in Frage. Beide Produkte wurden auch auf dem Kanal verschickt, aber nicht etwa weil die Fracht billiger gewesen wäre; sie betrug für den Zentner 10 Pfg., etwa so viel, wie mit der Bahn; sondern nur, weil die Produkte direkt vom Feld transportiert werden konnten. Allerdings ein hoch zu veranschlagender Vorteil, aber wiederum nur für das eine direkt am Kanal liegende Gut! Jedes andere Gut, wenn es auch nur 3 km vom Kanal zurückliegt, muß seine Produkte zur Bahn liefern. Das ist eben der Unterschied zwischen Fabriken, die an die Kanäle gebaut werden können, und zwischen dem Grundbesitz, welcher nicht verlegbar ist! — Auf der Ablage des Gutes sind auch tatsächlich nie Produkte der Landwirtschaft entladen oder geladen worden, sondern nur Mauersteine, Chausseesteine, Kies. Eschlacken von Berlin zum Wegeverbessern und gelegentlich einmal

*) „Kanal und Landwirtschaft“, Deutsche Tageszeitung vom 12. April 1901, Nr. 170.

auch Holz. Also auch selbst diese Binnenkanäle (hier ist also von der Importgefahr gar nicht die Rede), deren Nutzen und Notwendigkeit niemand in Abrede stellt, gewähren der Landwirtschaft keinen besonderen Nutzen, sondern nur Einzelnen. Nun kommen wir aber zu den Nachteilen. Daß die Feldmark in der Länge von ca. 2 km in zwei Teile getrennt wird, und zwischen den beiden Teilen nur am Anfang und Ende eine Verbindung hat, ist noch der geringste Schaden. Ganz bedeutender Schaden wird den Feldern durch das durchdringende Kanalwasser verursacht. Der Wasserstand des Kanals ist oberhalb der Schleuse höher als das Gelände, wodurch dasselbe verjumpt. Bei genügender Entwässerung würde das betreffende Land guten tragbaren Acker geben, der jährlich 7000 Mark brutto bringen könnte, während jetzt die Fläche nur Unland ist und als solches auch länger als 100 Jahre gelegen ist, seit Erbauung des Kanals am Ende des 18. Jahrhunderts. Ist es da dem Landwirt zu verargen, wenn er gegen Kanalbauten, die vorwiegend das Interesse der Großindustrie und des Handels im Auge haben, kühl bleibt?

Ähnliche Erfahrungen hat man bei anderen Kanälen, so daß es kein Wunder ist, daß unsere Landwirte die Herausbeschwörung ähnlicher Verhältnisse befürchten, wie sie an der Oder, Havel und Spree vielfach zum Schaden der Landwirtschaft bestehen. Anderswo klagt man wieder, daß die rund 100 Millionen Mark, welche der Dortmund-Ems-Kanal gekostet hat, aus der Staatskasse verschenkt sind und zwar an denjenigen Industriebezirk Deutschlands, welcher am wenigsten eines Geschenkes bedarf, welcher heute bereits durch die Aufsaugung menschlicher Arbeitskräfte sich bedrohlich geltend macht.

Die Betrachtung des in Deutschland Gewordenen, im Zusammenhange mit dem zweifellos wenig vorbereiteten Gejagtenwurse in Oesterreich und mit Rücksicht auf dessen voraussichtliche Rückwirkung auf unsere Landwirtschaft verursachte die einmütig ablehnende Haltung der deutsch-böhmischen, ja der gesamten österreichischen Landwirtschaft. Bekanntlich blieb die Landwirtschaft in dieser Haltung nicht allein, sondern es trat sofort die Forstwirtschaft, insoweit sie an der Floßschiffahrt beteiligt ist, zur Landwirtschaft hinzu. In der betreffenden Petition der Holzindustriellen sind die Gründe für die Ablehnung der Kanäle von dieser Seite des Näheren ausgeführt. Allein auch der Böhmisches Spiritusindustrieverein nahm in seiner Sitzung vom 19. Mai 1901 zu der Frage Stellung, und zwar wegen der drohenden Invasion des polnischen Spiritus, der schon heute den Absatz des heimischen Pro-

duktes schädigt und der sich nach Herstellung des Oder-Elbe-Kanals um etwa 2 fl. billiger stellen würde als bisher. Es zeigt sich, daß die volkswirtschaftliche Bedeutung der Wasserstraßen keine so ganz uneingeschränkte und allgemeine ist für alle Zweige der Produktion und des Handels, wie man es zumeist darzustellen für gut hält. Wir haben nicht zu unteruchen, welche österreichische und speziell deutschböhmisches Industrien wohl auch nur ein mehr platonisches Interesse an den Schifffahrtsstraßen haben. Die Porzellanindustrie in ihrem alten Sitze von Karlsbad und Umgebung und manche andere alte, echt deutschböhmisches Industrie (Handschuhfabrikation) sehen wohl den großen Kanalprojekten ziemlich gleichgültig entgegen, während allerdings alle jene, die schon vom Bau der großen Wasser- und Hebewerke profitieren, sowie die Kohlenwerke, Banken zc. ein begreiflich größeres Interesse an dieser volkswirtschaftlichen Panacee besitzen. Dies darf aber alle jene, welche die deutsche Arbeit nicht nur einzelner bevorzugter Interessentengruppen, sondern des ganzen Volkes im Auge haben, nicht hindern, dieses wirtschaftliche und politische Allheilmittel seines nicht ganz verdienten Rufes zum Teile zu entkleiden. Dies werden alle Preßzeugnisse nicht verhindern, auch nicht eine kürzlich erschienene ausführliche Schrift*), da die ruhigen vor einer allzu rosignen Auffassung warnenden, allerdings meist totgeschwiegenen Schriften**) bereits in weiten Kreisen Fuß gefaßt haben. Leider scheint man den begründeten Vorstellungen der österreichischen Landwirtschaft kein Gehör schenken zu wollen. Auf Anregung der deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen haben die meisten österreichischen landw. Landescentralstellen angesichts der großen Bedeutung, welche die Durchführungsverordnung zum Wasserstraßengesetz für die gesamte Landwirtschaft hat, dem k. k. Ackerbau-Ministerium die Bitte unterbreitet, daß es den Entwurf dieser Verordnung, bevor es selbst dazu Stellung nimmt, allen landw. Körperschaften zu dem Zwecke übermittle, um ihnen Gelegenheit zu geben, allfällige berechtigten Wünsche zum Ausdruck zu bringen. Dieser Schritt hatte ebensowenig Erfolg, wie der Wunsch nach Beziehung von landw. Vertretern in den Wasserstraßenbeirat. Diese beiden Motionen hatten den Zweck, dahin zu wirken, daß noch in zwölfter Stunde die Bedeutung der mit dem Bau der Wasserstraßen leicht zu verbindenden Meliorationen voll erkannt, gewürdigt und seinerzeit nach Thunlichkeit berücksichtigt werde, wodurch

*) „Vodní dráhy a naše zemědělství“ von Dr. Ottakar Skutský, Pardubitz, 1901.

**) „Zur Wasserstraßenfrage in Oesterreich“. Prag 1901. Verlag Max Bermann.

namhafte Schädigungen der Landwirtschaft zu vermeiden wären.*) Solcher-
gestalt wird die Landwirtschaft kaum mehr in die Lage kommen, viel Ent-
scheidendes zu ihrem eigenen Schutze zu thun. Vielleicht werden in dem
langen Zeitraume, welcher den großen Schiffahrtsstraßenprojekten zu ihrer
Vollendung gegeben ist, andere Verhältnisse, Faktoren und Erkenntnisse
wirksam werden, welche die Landwirtschaft vor allzuschweren Schäden be-
wahren. Andernfalls müßte die Landwirtschaft im gegebenen Zeitpunkte
die Regierung an die von ihr durch den Mund des Ministerpräsidenten
ausgesprochene Versicherung erinnern, daß den Interessen der Landwirt-
schaft durch die Schiffahrtsstraßen kein Abbruch geschehen werde. Dessen
sind wir sicher, daß die schöne und warme Begeisterung für diese bedeutungs-
vollen Projekte und Arbeiten, wie sie in dem Wasserstraßengesetze geplant
werden, in Zukunft noch manch einer Abkühlung durch die zwingende
Gewalt unübersteiglicher Hindernisse unterliegen wird. Möge nie der Tag
erscheinen, wo der deutschen Arbeit erster Anfang in diesem Lande, deren
Symbol das Titelblatt dieser Heftes ziert, erdrückt und vernichtet wird von
der Ueberfluthung durch fremde Produkte, welche Pflug und Sense
zum Stillstand und die erste und vornehmste Quelle menschlichen Erwerbes
zum Versiegen brächte!



Rundschau.

* Das geplante Goethedenkmal in Franzensbad ist nach lang-
jährigen Sammlungen über die schwierige Vorfrage, die Geldbeschaffung,
glücklich hinausgelangt. Der Ausschuß hat mit der Ausführung, ohne erst
einen Wettbewerb auszuschreiben, den Bildhauer Karl Wilfert in Prag
betraut. Die Enthüllung dürfte im künftigen Juni stattfinden.

* Zu Elbogen wurde am 9. November die von dem dortigen Fort-
bildungs- und Geselligkeitsvereine gestiftete Goethe-Gedenktafel im Hôtel
„zum weißen Roß“ feierlich enthüllt. Hr. Notar Theumer hielt eine markige
Ansprache. Den Festvortrag von Prof. Dr. Rudolf Richter, über „Goethe in
Elbogen“, geben wir an einer andern Stelle wieder. Von nah und fern
kamen den Veranstaltern zahlreiche Grüße zu, von der Goethe-Gesellschaft,
namhaften Goetheforschern u. s. w.

* In Asch ist eine Gedenktafel an Robert Schumann vom Gesang-
verein „Fortuna“ angebracht worden. Sie besteht aus einer von rotem Sand-
stein gesägten tiefblauen Granitplatte mit der Goldinschrift:

*) Vergl. „Die Schiffahrtskanäle in ihrer Bedeutung für die Landes-
melioration.“ Eine kulturtechnische Studie von Prof. Dr. Friedrich Wilhelm
Dünkelberg. Bonn, Verlag Eduard Weber 1877. Ferner Sympher,
„Wasserwirtschaftliche Vorarbeiten“, Leipzig 1901. pag. 82.

Zum Gedächtnis an den Aufenthalt Robert Schumanns.

Nich, im November 1835.

Aus kurzem Liebestraum der Jugendtage,
Der seine Schritte einst hierher gelenkt
Ward reiche Harmonie von Glück und Klage,
Ein edles Tongebilde uns geschenkt.

(Gewidmet von dem M. G. B. „Fortuna“. Nich, 1901.

*

* Egerer Arbeiten werden im Kunstgewerbe jene reizvollen Kunsttischlerarbeiten der Barockzeit genannt, welche die Reliefschnitzerei mit der Einlegetechnik kombinieren. Bisher wußte man aber von diesen gewöhnlich sehr schönen Relieftintarsien, die in den meisten größeren Museen in einigen Exemplaren vertreten sind, so gut wie nichts zu sagen, kaum daß man die Namen einiger Egerer Kunsttischler zu nennen vermochte. Da fand Dr. Gustav E. Vazaurek gelegentlich seiner letzten größeren Reise in Frankfurt a. M. (Einelsammlung) zwei besonders schöne Relieftintarsiarbeiten, bei denen auch das seltenere Elfenbein mit herangezogen war; die eine Tafel stellt die Frau des Potiphar, die andere Susanne im Bade dar, und beide Stücke, die offenbar einen Prachtstrein geziert hatten und von besonderer Schönheit und tadelloser Erhaltung sind, tragen die Signatur: Nicolaus Haberstumpf J. (Egra 1714. — Dies veranlaßte Dr. Vazaurek, sich nach Eger zu wenden und durch Alois John in der Erzdechanten die bezüglichen Erhebungen zu pflegen, die auch von gutem Erfolge begleitet waren. Nun ist die Genealogie der Familie Haberstumpf in den drei entscheidenden Generationen festgestellt und wir begegnen einem Tobias dieses Namens, ferner seinem Sohne Johann Karl Maximilian 1654—1724, der als Kunsttischler ein Haus in der Binderstraße besaß, und schließlich dessen Sohne, unserem Johann Nicolas Haberstumpf 1691—1728, der auch als Maler, später als Ingenieur thätig war. — Diese Feststellungen sind umso wichtiger, als auf die Familie Haberstumpf noch andere treffliche Relieftintarsien z. B. im städtischen Museum von Eger zurückgehen. Hoffentlich läßt man sich in Eger durch diesen Erfolg anregen, auch den Lebensschicksalen der anderen Egerer Kunsttischler, deren Namen hier und da auf guten Barockobjekten erhalten sind, weiter nachzugehen.

* Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale. Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht sah sich veranlaßt, sämtliche politische Landesstellen auf die zur Erhaltung des Stammvermögens der Kirchen und kirchlichen Anstalten bestehenden gesetzlichen Vorschriften, namentlich auf die erforderliche landesfürstliche Bewilligung bei Veräußerung von Kirchengut in einem bestimmten Werte aufmerksam zu machen und die Kontrolle der im Eigentume der Kirche befindlichen Gegenstände von kunsthistorischem Werte bei Abgängen oder bei Vernachlässigung der zur Konservierung von Kunstgegenständen dienlichen Maßnahmen, Aufbewahrung an ungeeigneten Orten und dergleichen, besonders ans Herz zu legen.

Der Zentralkommission wurden die bei Oberklee gemachten Feuersteinfunde vorgelegt. Die Feuersteinmesser sind zweifellos inländischen Ursprunges. Ein Feuersteinbeil ließe wohl eine Herkunft aus den Ostseeländern vermuten, doch lehrt eine nähere Untersuchung des Stückes, namentlich

aber seine Form, daß es jedenfalls aus Händen hervorgegangen ist, die in der Bearbeitung des Feuersteines nicht besonders geschickt waren. Eher könnte von dem Materiale behauptet werden, daß es dem nordischen Feuerstein in hohem Maße gleicht. — Konservator Johann Diviš-Eistecy Ritter von Scherliof hat ein interessantes und wertvolles Rechtsdenkmal, ein Buch aus dem Jahre 1488, behandelt das sächsische (Magdeburger) Recht in seiner Anwendung bei der Jurisprudenz der Stadt Pörlautsch, aus Privatbesitz erworben und dem böhmischen Museum übergeben. — Der Auffiger Musealcustos berichtete über die beim Dorfe Schreckenstein gemachten keramischen, Stein- und Bronze funde. Derselbe berichtet über zwei vorgeschichtliche Wallbauten bei dem Dorfe Wolfschlinge nächst Auffig.

*

* Georg Handsch von Limus. Handsch ist ein deutschböhmischer Humanist, Arzt und Naturforscher des 16. Jahrhunderts, der sich auf den Titelblättern seiner Schriften stets als Germanico bohemus bezeichnete und auch in dem ironischen Epigramm:

De lingua vestra vos o gaudete Bohemi.
Nam nos Germani barbara turba sumus.

als Deutschen bekannt hat.

Handsch ist am 20. März 1529 zu Leipa geboren, studierte an der Prager Hochschule, wo ihn der Gelehrte Matthäus Collinus zu lateinischen Dichtungen anregte und mit dem bekannten Mäzen Johannes von Hódějow in nähere Beziehungen brachte. 1550 zog Handsch nach Padua, setzte hier seine medizinischen Studien fort und promovierte 1553. Lange konnte sich der mit poetischen Werken beschäftigte Doktor nicht zur regelrechten Ausübung der ärztlichen Praxis entschließen. 1560 gab er die *Farragines*, eine Sammelarbeit der damaligen böhmischen Humanisten heraus, 1562 wurde er Sekretär des gelehrten Mathiolus, Leibarztes des Erzherzogs Ferdinand in Prag, zog 1567 mit dem Erzherzog nach Innsbruck und wurde hier bald selbst dessen Leibarzt. Im Jahre 1578 zog er sich nach Leipa zurück, wo er wahrscheinlich bald danach gestorben ist.

Ueber das Wirken Handschs als neulateinischen Dichters, hat uns Wolkán in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts“, S. 124—132 unterrichtet. Nun veröffentlichte die „Wiener klinische Rundschau“ 1901, Nr. 28—30 einen aufschlußreichen Aufsatz von Leopold Senefelder, worin das Leben, die ärztliche und gelehrte Tätigkeit dieses Deutsch-Böhmen dargelegt werden. Genauen Bericht erstattet hierbei Senefelder hauptsächlich über den handschriftlichen Nachlaß von Handsch, der auf der Wiener Hofbibliothek aufbewahrt wird und 27 zum Teil sehr umfängliche Bände umfaßt. Darunter befindet sich eine *Historia naturalis* in fünf Bänden, die kaum als ein gelehrtes, sondern mehr als ein praktisches Werk, als ein Handbuch für Jagdliebhaber und Tierfreunde aufzufassen ist. Am interessantesten ist der ganz selbständig behandelte umfängliche Abschnitt über die Fischzucht in Böhmen, der wohl einen Abdruck verdienen würde. Besonderen kulturgeschichtlichen Wert haben auch die Tagebücher von Handsch, worin er das Leben am erzherzoglichen Hofe in Ambras, sowie die Reisen des Erzherzogs und seiner Gemahlin, Philippine Welser, zum Kurgebrauche nach Karlsbad und anderwärts genau beschreibt und sogar alle Wiße Ferdinands sorgfältig verzeichnet. A. H.

Aus den Museen.

* Von der Teplitzer Museums-Gesellschaft geht uns der Thätigkeitsbericht über das Verwaltungsjahr 1900 zu. (Teplitz 1901, Selbstverlag.) Neu erworben wurden für die naturwissenschaftliche Abteilung wohlerhaltene und seltene Wirbelthierreste und Pflanzenabdrücke. Einen bedeutenden Zuwachs erhielt die urgeschichtliche Abteilung, in der jetzt 134 Kulturstätten durch typische Funde vertreten sind. Die keramische Abteilung wurde durch Ankäufe auf der Pariser Weltausstellung vermehrt und die lokalhistorische (Tepliziana) durch Druckschriften aus dem Nachlasse des Palaeologen v. Renz bereichert. Einen glänzenden Abschluß des Jahres bildete die vom Museum ausgehende kunstgewerbliche Ausstellung. Dem Berichte folgt ein Aufsatz von Prof. Rudolf Knott „Ueber Lebensmittelpreise in der Teplitzer Gegend im 16. bis 18. Jahrhundert“, mit dem folgenden interessanten Ergebnis:

„Im 16. Jahrhundert betrug der Taglohn in Teplitz fast durchweg 6 Kr. Im 17. Jahrhundert schwankt er zwischen 7 und 12 Kreuzern und noch im Jahre 1776 hat er diese äußerste Grenze nicht überschritten. Dabei ist zu bemerken, daß der Tagelöhner außer dem Gelde bei der Arbeit nur noch etwas Brantwein, Dünnbier oder Eßst zu bekommen pflegte. Jetzt kann bei uns der Taglohn nicht zu hoch mit 1 fl. angefeßt werden. Nehmen wir also für jene drei Jahrhunderte als durchschnittlichen Lohn 9 Kr. an, so konnte davon gekauft werden: 2 Pfund Fleisch bezw. $\frac{2}{3}$ Pfund Butter, 6 Pfund Schwarzbrot, 2 Pfund Salz, 4 Heringe, 2 Seidel minderen Weines, 9 Seidel Bier, 1 Pfund Reis, $\frac{1}{4}$ Pfund Zucker, während jetzt für einen Taglohn gekauft werden können: 3 Pfund Fleisch, bezw. $1\frac{1}{2}$ Pfund Butter, 15 Pfund Schwarzbrot, 15 Pfund Salz, 12 Heringe, 3 Seidel

sehr guten Weines, 15 Seidel Bier, 7 Pfund Reis, 4 Pfund Zucker.

Schon daraus ersehen wir, welcher großer Unterschied zu Gunsten unserer Zeit besteht. Die Zeiten sind also in Bezug auf die Lebensmittel nicht schlechter geworden, sondern viel besser“.

Den Schluß bildet ein Artikel über die 1583 aus Dresden bezogenen kupfernen Löwenköpfe aus der Urquelle in Teplitz (mit Abbildung).

* Liebenau. Auf Anregung des Bürgerchuldirektors Herrn Josef Fischer wurde zu Beginn dieses Jahres ein Aufruf erlassen, in welchem die Gründung einer Gesellschaft zur Errichtung eines „städtischen Museums“ in der Stadt Liebenau angeregt und um Schenkung alter Gegenstände gebeten wurde. Unter den bis jetzt eingelaufenen Geschenken befindet sich eine Pergamenturkunde mit angehängtem Siegel „Die Kunstordnung der Schmiede, Schlosser, Wagner, Binder in Liebenau vom Jahre 1697“ u. a.

Theater und Musik.

* Ueber die Leistungen der deutschen Theater in Böhmen wird die „D. A.“ in viertel-, halb- oder ganzjährigen Uebersichtsartikeln berichten.

* Bei der Eröffnung des Jungwieners Theaters „Zum lieben Augustin“ war die einzige da capo verlangte Nummer „Der Soldat“ von Hugo Salus (Prag).

* „Der polnische Jude“, Volksoper von B. Leon und Richard Batka (Musik von E. Weis), erfuhr im November Erstaufführungen in Königsberg, Hamburg, Frankfurt, Stuttgart und Nürnberg.

* Herr Ernst Nychnowski, Prag, Leihamtsgasse 9, arbeitet an einer Biographie des einstigen Prager Konservatoriumsdirektors und Komponisten Joh. Friedrich Kittl und ersucht Alle, die sich im Besitze einschlägiger persönlicher Erinnerungen, Briefe,

Notenhandschriften und sonstigen Materials befinden, um gefällige Bekanntgabe ihrer Adresse.

* Hruby C., *Meine Erinnerungen an Anton Bruckner* (Wien, Fr. Schall). Enthält eine scharfe Polemik gegen Hanslick, der irrtümlich als Tischebe hingestellt wird. Die Zusammenkunft Wagners mit Hanslick stellt Wagner selbst in seinen Memoiren (vgl. *Musikal. Wochenbl.* VIII S. 388) ganz anders dar, als man sie im Brucknerkreise berichtet. Auch die S. 23 erwähnte Tannhäuserkritik erschien nicht in der „Bohemia“ sondern in der „Allgemeinen Wiener Musikerzeitung“ (1896). Unter den bevorzugten Schülern Bruckners nennt Hruby auch drei Deutsche aus Böhmen: Marschner, Krzyzanowski und Mahler, von welcher letzterem er ein aus Bruckners Munde stammendes Hörtörchen erzählt (daß Mahler zur Jahresprüfung im Konservatorium einen Sonatensatz über Nacht komponiert habe, der „würdig war, den Namen des größten Meisters an der Spitze zu tragen“.) Auch von Bruckners Lehrer, dem Deutschböhmen Sechter, ist gelegentlich die Rede.

* V. Schiedermaier, *Gustav Mahler*. Eine biographisch-kritische Würdigung. (Leipzig, Seemann Nachf.) Die Einleitung, die das Wesen der „böhmisches“ Musik folgendermaßen erklärt: „Deutsches Wesen vermischte sich mit ungarischen (!) Elementen, zu denen auch die Klänge des fernen Ostens herüberklangen“ ist ein treffendes Beispiel für die trostlose Verwirrung, die in der öffentlichen Meinung des Auslands über unsere Verhältnisse herrscht. Auch sonst entspricht die Schrift sowohl in ihrem biographischen als im kritischen Teile nur bescheidenen Ansprüchen und kann daher bloß allgemein hin als Zeichen der hohen Wertschätzung, deren sich der Deutschböhme Mahler auch als Komponist erfreut, in Betracht kommen.

R. B.

Penzler Rudolf, op. 12. Was ist der Walz. Gedicht von Josef Ludwig Haase, Männerchor. (Kometau, A. Stumpf.) Das Vergnügen an diesem hübschen Liedertafelstück wird durch zahlreiche Verstöße gegen die sprachgerechte Betonung beeinträchtigt. In der zweiten und dritten Zeile der ersten Strophe widerspricht die melodische Führung sogar dem syntaktischen Bau des Satzes. Auf solche Dinge müßte auch in anspruchslosen Kompositionen ein wenig geachtet werden.

B.

Büchertisch.

* Sebastian Grüner, *Ueber die ältesten Sitten und Gebräuche der Egerländer*. 1825 für Goethe niedergeschrieben. Herausgegeben von Alois John. Mit 8 farbigen Bildtafeln. (Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, geleitet von Prof. Dr. A. Hauffen, IV. Band, 1. Heft.) Prag 1901. J. G. Calvesche Hof- und Universitätsbuchhandlung. 3 Kronen.

Die in unserm ersten Hefte in dem Aufsätze von Prof. Hauffen (Deutsche Arbeit 1, S. 31 ff.) angekündigte Veröffentlichung ist nun erschienen. Sie enthält eine Einleitung von Alois John mit der Darlegung der Beziehungen zwischen Goethe und Grüner, den genauen Abdruck von Grüners Aufzeichnungen, Anmerkungen, Varianten der andern zwei Handschriften, einen Auszug der Stellen über Grüner aus Goethes Tagebüchern und acht Farbentafeln, von C. Bellmann in dreifarbigem Lichtdruck sauber wiedergegeben.

Mit dieser Veröffentlichung ist im ganzen das siebente Heft der von Prof. Hauffen seit 1896 geleiteten „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“ erschienen. Das noch aus-

stehende Heft III, 2 mit den Untersuchungen Ammanns zu den Volkschäufpielen des Böhmerwaldes erscheint später.

* Agjahardus W., Deutsche Worte aus zwei Jahrtausenden (Prag, H. Neugebauer, 95 S.). Der Verfasser bietet vier neuere Gedichte, den „König von Thule“, „Das Grab im Busento“, „Gotentreue“, „Ich wollte dir so gerne sagen“ ins — Gotische, Althochdeutsche, Altsächsische, Mittelhochdeutsche überfetzt bzw. umgeschrieben, dann Walters „Unter den Linden“, zwei Strophen des Hilbelungenliedes und das Gleichnis vom verlorenen Sohne in den genannten Sprachen. Solche philologische Spielerei, die allerdings nicht so weit geht wie jene Naßmanns, der mitunter in gotischer Zunge zu dichten liebte, hat, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, einen stillen, fesselnden Reiz für den, der sie ausübt. Hab ich doch selbst als angehende Germanist das Hilbebrandslied und die halbe Edda ins Gotische umgedolmetscht, und dabei blieb es nicht. Ganze Kapitel des Jordanes wurden im Stabvers nacherzählt und hierauf ins gotische Sprachgewand gekleidet. Gott weiß, in welchem Winkel das alte Heft mit der stolzen Aufschrift: „Gotische Literatur“ jetzt verstauben mag! Sonst hat sich solchem Sport, so viel mir bekannt wurde, in Böhmen nur Josef G. Grönes aus Bärzingen ergeben, und ihm gefellt sich nun Agjahardus (Gschart) zu, der noch die drei andern alten deutschen Dialekte einbezieht. Seine Absicht war, nicht nur sich selbst eine „Unmüßigkeit“, wie Gottfried von Straßburg sagen würde, aufzuerlegen, sondern auch jedem Freund unserer Muttersprache „ein anschauliches Einzelbild ihrer Entwicklung“ zu gewähren. Diese vergleicht er dem Dornröschen, das eine dicke Hecke, der üppige Aufschuß der

Laut- und Formenlehre umgibt. „Nur wenige fühlen den Veruf in sich, durch dieses Dickicht zu dringen. Die meisten bleiben am Rande zurück. Für diese biegt unser Büchlein die Reiser und Ranken der Hecke etwas auseinander, um ihnen einen Durchblick auf die verzauberte Schöne zu verschaffen.“ Es gehört viel Idealismus und viel Liebe zu solcher Arbeit, die ich dem Verfasser um so weniger durch kritische Glossen vergällen möchte, als er im Vorwort eine richtige Erkenntnis der seinem Unterfangen innewohnenden Mängel und Bedenklichkeiten bekundet, auch des Umstandes, daß zur Wiedergabe des dichterischen Kroms in einer toten Sprache „unmahteig all gawaurdi ist“.

B.

* Bartels Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. 3. Auflage. (Leipzig, Eduard Avenarius.) Unter allen Darstellungen der modernen deutschen Literatur hat die Bartelsche die größte Verbreitung gefunden. Sie verdankt das vor allem der vortrefflichen Gruppierung des Stoffs und der scharfen Charakteristik der Richtungen und Persönlichkeiten sowie dem starken nationalen Grundzug, der die zum Teil sehr individualistischen Urteile des Verfassers beherrscht. Es ist hier nicht der Ort, über Details zu rechten. Nur das Verhältnis des Buches zur böhmischen Literatur soll in Betracht gezogen werden. Wie alle reichsdeutschen Historiker zeigt sich Bartels über die Erscheinungen der österreichischen Dichtkunst nur unvollständig unterrichtet. Was Böhmen im besondern angeht, so kennt Bartels nur Hartmann, Kompert, Krauß, Meißner, Salus, Schubert, B. von Suttner. Von Hartmann wird „Adam und Eva“ als hübsches Idyll angeführt und seinen Erzählungen „Der Krieg um den Wald“ und die „Er-

zählungen eines Unsteten“ als hervorragend bezeichnet. Meißners Dramen gelten als „bemerkenswerte Talentproben“. Kompert figurirt als „der klassische Schilderer jüdischen Lebens“. Salus nennt Bartels unter den entwicklungsfähigen neueren Poeten, seine Gedichte „feine Eiselerarbeit, an einiges von Keller erinnernd“. Ossip Schubin „ein für den internationalen Gesellschaftsroman berufenes Talent“. Sie „beobachtet gut, hat Geist, aber außerdem auch alle Schwächen, die je eine Schriftstellerin befeßen hat“. Im ganzen sei ihre Welt bekadent, gesunden Naturen nicht eben sympathisch. Die Produktion der Suttner sei „ungleich, von den verschiedensten Einflüssen bestimmt“. Der Roman „Die Waffen nieder“ verdanke den Erfolg nicht seiner poetischen Gewalt. Als namhafter Vertreter der Heimatkunst wird J. N. Krauß erwähnt. Nach Namen wie Friedrich Adler, Hauschner, Herold, Maunthner, Mittel, Peter, Rant, Rilke, Teuber, Willomitzer sucht man bei Bartels vergebens, eine Lücke, auf deren Ausfüllung in der nächsten Auflage wir wohl rechnen dürfen, nachdem einmal auf sie hingedeutet worden ist. Die geringe Kenntnis unseres einheimischen Geisteslebens bei den meisten auswärtigen Schriftstellern erbringt den besten Beweis für die Notwendigkeit eines eigenen Organs für deutschböhmisches Kunst, Kultur und Wissenschaft.

—a—.

* Deutschvölkischer Zeitweiser für das Jahr 1902. Herausgegeben und geleitet von Karl Fro (Wien XII 1 Ruckergasse 20). Dieser Kalender wird außer für die Angehörigen der politischen Partei, für die er bestimmt ist, auch denen gute Dienste leisten, die sich über die gesamte alldeutsche Bewegung in Oesterreich, über die Programme, die Organisation, die Vereine, die Presse, das Schrifttum zc. unterrichten

wollen. „Deutsche Aussprüche“ namhafter Männer sollen die kulturellen Hauptziele der Partei befestigen. Interessant sind auch die eingestreuten kleinen Anregungen, z. B. „Erzählet euren Kindern aus dem reichen Schatze deutscher Märchen und Sagen, welche an die Jugend unseres Volkes erinnern und in ihrer Sinnigkeit und Innigkeit wahrhaft deutschen Geist atmen und Geist und Gemüt veredeln und bilden.“ „Statt in Kaffeehäusern herumzulungern, nehmet in freier Zeit den Wanderstab in die Hand und streift, deutsche Lieder singend, durch des deutschen Vaterlandes Gauen.“ „Zündet alljährlich an einem Abende in der Zeit vom 20. bis 25. Brachmond auf den Höhen der Heimat die Sonnenwendfeuer an.“ In dem Verzeichnis einer deutschvölkischen Bücherei finden wir Werke deutscher Schriftsteller aus Böhmen nur spärlich vertreten. Der Zeitweiser empfiehlt: Lippert, Deutsche Festbräuche; Germanen und Slaven; Kniešek, Sonnenwendfeuer; Thorn, In gerechter Fehde; Aus Tagen deutscher Not; Kaiser Rothbart; Ressel, Flammenzeichen; Fro, Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein; Prade, Die Behandlung der nationalen Minderheiten; Barbachzi, H. Sachs; Hausfen, Th. Körner; Kniešek, Streit um die Königshofer Handschrift; Hertner, Die Arbeiterfrage. Hervorzuheben wäre noch der Aufsatz „Wie in der Mittelschule nationale Erziehung geleitet werden sollte“.

* Kantor Dr. Heinrich. Zu Hilfe! (Warnsdorf, Selbstverlag.) Der Verfasser schildert in sehr lebendiger und ergreifender Weise die Notlage der an unheilbaren Krankheiten leidenden armen Leute, die nach den bestehenden Vorschriften in Krankenhäusern keine Aufnahme finden dürfen, sondern der Heimatsgemeinde zur Last fallen. Die bestehenden Siedenhäuser befinden sich

ausschließlich im tschechischen Teile von Böhmen. An die lezenswerten Ausführungen des Arztes knüpft sich ein Aufruf des Pfarrers Karl Baumgärtl, der in Welchau an der Eger das erste in Deutschböhmen gelegene Siedenhaus errichten will und sich zu diesem Zweck an die öffentliche Wohlthätigkeit wendet. Alle Spenden sind an das Welchauer Pfarramt zu richten. Für Südböhmen wird in der erörterten Frage durch die jüngst erfolgte Fodermayer'sche Stiftung Abhilfe geschaffen werden.

* Kratitz, Richard von, die wunderbaren Abenteuer des Ritters Hugo von Burdigal, Herzogs von Aquila und der schönen Klarmunde sowie des Elfenkönigs Oberon. Nach dem alten Sang und dessen Erneuerung durch Gaston Paris dem deutschen Volke wieder erzählt. (München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft, 7,50 Mk.)

Ein prächtiges Buch für den Weihnachtmarkt! Eine der schönsten Sagen des Mittelalters, die uns durch Wielands Verse und Webers Melodien längst vertraut ist, wird hier von dem bekannten Legendisten, unserem Landsmanne, so trefflich und volkstümlich wieder erzählt, so daß Jung und Alt seine Freude daran haben mag. Den äußeren Reiz des Werkes erhöht die ziervolle Ausstattung und eine Reihe farbiger Tafelbilder. Es wäre gewiß sehr zu begrüßen, wenn solche Bücher, bei denen der ins Auge fallende Schmuck mit innerer Gediegenheit sich vereint, die Kenntnis der herrlichen alten Sagenwelt verbreiten und den Sinn dafür beleben und kräftigen helfen. Möge diesem ersten Versuch ein solcher Erfolg zuteil werden, daß an eine Fortsetzung gedacht werden kann. An Stoff wäre wahrlich kein Mangel.

* Willmann D., Das Prager pädagogische Universitäts-Seminar im ersten Vierteljahrhundert

seines Bestehens (Wien, Herder, 21 S.). Der Verfasser dieser Jubiläumsschrift beginnt mit einer allgemeinen Betrachtung über den pädagogischen Seminarunterricht an Hochschulen, der aus der Einsicht hervorging, daß wissenschaftliche Erkenntnisse erarbeiten etwas anderes sei, als dieselben als Lehrgut verarbeiten. Indes habe es viele Bemühungen gekostet, bevor die Erziehungs- und Unterrichtslehre im Kreise der akademischen Studien ihren festen Platz behauptete. Immerhin waren diese Schwierigkeiten in Oesterreich verhältnismäßig geringer, weil die auf unsern Universitäten hochgehaltene Herbart'sche Philosophie die Pflege der Pädagogik begünstigte. So konnte von Prof. Willmann schon im Oktober 1876 in Prag das pädagogische Seminar eingerichtet werden, das durch die ersten 11 Jahre einen vorwiegend theoretischen Charakter hatte, seit 1887 aber durch Verbindung mit einem Gymnasium in die Lage kam, auf praktische Weise zu wirken. Erst auf Grund privater Vereinbarungen mit einem Mittelschulleiter, 1891 mit offizieller Genehmigung des Ministeriums, hielten die Mitglieder des Seminars den Schülern einer Mittelschule Lektionen über vorher bestimmte Materien in Gegenwart des ganzen Seminars, sogenannte Praktika. Der Studierende sollte den Ernst und die Schwierigkeit des Lehrgeschäftes kosten, indem er in dessen Technik hineingestellt ward. Der Verfasser gibt in ausführlicher Darlegung die Gesichtspunkte für die Auswahl der Themen, der Vorbereitung und Durchführung der Praktika und der Erfolge des Seminars. Von den 323 Mitgliedern wirkten heute gegen 170 im Lehrfache. Verglichen mit der Wirksamkeit verwandter Anstalten steht das Prager Seminar in seinen Erfolgen darin zurück, daß es zur Ausbildung der

Hauptlehrer, d. i. der Lehrkräfte an Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten nur geringe Beiträge gibt und darum auf die Volksschule keine Wirkung ausübt. Mit einem Ausblick auf die Ausgestaltung des Seminars auch nach dieser Richtung schließt die interessante Schrift.

—a—.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge.

Nr. 273 75 (= Deutsche Dichtung und Kunst, Nr. 2) Ebert-Heft. Zum 100. Geburtstage des Dichters. Inhalt: K. G. v. Ebert von Dr. Adolf Hauffen. Blütenlese aus den Dichtungen Eberts. Mit einem Bildnisse des Dichters. (Wrag, Nr. Haryser. 48 S.)

Kralik Richard von, Weihelieder und
Festgedichte. (Münster, Alphonfus-
buchhandlung.)

Urban Dr. Michael, Knospen und
Blätter von alldeutscher Giche. Erzählungen, Geschichten und Aufsätze.
(Mies, A. Hasold. 160 S.)

Urban Dr. Michael, Dorfschwalben
aus dem Egerlande, (Gedichte und
Sprüche. (Mies, A. Harold.)

Kralik Richard von, Das deutsche
Götter- und Heldenbuch. I. Ame-
lungenfrage. Huginbiotrich, Irnid,
Wolfsbiotrich, Amelung. (Stuttgart
und Wien, Jos. Roth.) Kl. 8.
312 S.

Goudenhove B., Gräfin, Ein
Rabenberger. Poetische Erzählung.
Paderborn, F. Schöningh.

Guth Alfred, Vom letzten Tage.
(Berlin, Hugo Steinitz. 120 S.)

Kapf-Essenther (E. von, Ins
Bodenlose. Mitgift. Liane. Lilie.
Erzählungen. Mit Illustrationen
von W. Roegge. (Kürschners Bücher-
schatz. Berlin, D. Hillger. 128 S.)
enthält auch eine Biographie der
Verfasserin.

Mark Karl, Licht und Schatten.
Novellen. (Dresden, Pierson.
196 S.)

Hilke R. M., Die Letzten. Drei No-
vellen. Berlin, A. Zunker.

Schmidt Maximilian. Erzählungen.
Neue Gesamtausgabe. Bd. 5. Die
fünifchen Freibauern. Kultur-
geſchichtlicher Roman. 2. Aufl. 320 S.
(M. 1.50) Bd. 8. Erzählungen.
Bd. 16. Waldgeſchichten. (Neut-
lingen, Enßlin & Laiblin.)

Schott A., Die Geierbuben. Erzählung aus dem Böhmerwald. Freiburg i/B., Herder. 2 Mk.

Schubin D., Marška. Roman.
Stuttgart, J. Engelhorn. 2 Mk.

Stifter Adalbert, Der Koderer.
Allg. Nationalbibliothek. Heft 287/8.
(Wien, Daberkow.)

Victor Leon und Richard Battä.
Der polnische Jude. Volksoper in
2 Akten, nach Erdmann-Chatrian.
(Leipzig, Max Brockhaus.)

Grundmann Franz, Edelwild.
Drama in einem Akte. (Friedland,
Verlag des „Rübezahl“ 1902.)

Destören J. W. van, Domitian.
Tragische Dichtung. (Dresden,
G. Reißner. 250 Mf.)

Sedlac (Ernst, Magna. Schauspiel
in 3 Aufzügen. (Reichenberg,
Deutsches liter. Bureau. 83 S.)

Nach Leo, Trost in der Natur, Varcareole für Orchester. op. 7. Herg. mit Unterstützung der Gesellschaft z. Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. (Leipzig, Max Brodhaus.)

Brecher Gustav, Richard Strauß.
Eine monographische Skizze. (Leipzig,
Seemann Nachf.)

Becher Gustav, op. 3. Zwei Gesänge für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Je 1,50 Mk.

— op. 5. Lieder für eine Sing-
stimme mit Klavierbegleitung. Je
1,50 Mk.

— op. 6. Im Schlosse Mirabel,
Lied. 1,50 Mt. (Sämlich bei
J. H. Zimmermann in Leipzig.)

Haudeck Joh., Trauungslied für 2 Singstimmen mit Orgelbegleitung. op. 74. (Leitmeritz, Selbstverlag.)

Mohaupt F., Werk 9: Lied vom Zwergenkönig Luarin. Aus Julius Wolffs „Tannhäuser“. Gemischter Chor mit Begleitung von Violine, Harfe, Harmonium und Klavier. Dem Deutschen Singverein in Prag und seinem Dirigenten Herrn Friedr. Heßler gewidmet. (V. Leipa in Böhmen, Selbstverlag.) Partitur 4 Kr.

— —, Werk 15: Zwei gemischte Chöre mit Klavierbegleitung: 1. Frühling; 2. Sommerpiel. Beide aus „Singsuf“, Rattenfängerlied von Julius Wolff. (Partitur 2 Kr.)

— —, Werk 19: Zwei gemischte Chöre ohne Begleitung: 1. Was ist es mit dem Leben. Dichtung von Ludwig Anzengruber. 2. Der Lenz geht um. Dichtung von Emil Kuh. (Partitur 1.50 Kr.)

— —, Werk 20: Waldbarfen. Dichtung von Julius Wolff. Für gemischten Chor ohne Begleitung. (Partitur 2 Kr.)

— —, Werk 21: Zwei gemischte Chöre ohne Begleitung: 1. Danzlied. (Plattdeutsch.) Dichtung von J. G. Hehrs. 2. Die Musik kommt. Dichtung von Detlev Freiherrn von Liliencron. (Partitur 2.40 Kr.)

Allica Luigi, Nadeya. Große Oper in einem Vorspiel und drei Aufzügen. Deutsch von Richard Patka. Musik von Cesar Rossini (Trient, Joh. Seiser'sche Druckerei).

Sternberg B., Gustav Brechers op. 2 „Aus unserer Zeit“. Symphonische Phantasie für großes Orchester nach Versen von John Henry Mackay erläutert. (Leipzig, J. H. Zimmermann.)

Kralik Richard von, Altgriechische Musik. Theorie, Geschichte und sämtliche Denkmäler. (Stuttgart und Wien, Jos. Roth.)

Kömetz Wilhelm, Jahresbericht des Gesangs- und Musikvereines Orpheus in Braunau über das 35. Vereinsjahr 1900. (Braunau, Selbstverlag.)

Schmid L., Die böhmische Altmeisterische Gzernohorsky's und ihr Einfluß auf den Wiener Klassizismus. Mit besonderer Berücksichtigung Franz Tomas. (Leipzig, H. Seemann Nachf.)

Vernau Friedrich, Studien und Materialien zur Spezialgeschichte und Heimatkunde des deutschen Sprachgebietes in Böhmen und Mähren. Mit vielen Illustrationen. (Prag, Selbstverlag.) Lieferung 1—4.

Giersch Julius, Führer durch den Leitmeritzer Gau. Mit 2 Karten. (Leitmeritz, K. Pickert. 244 S.)

Langer Eduard, Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. I. Bd. 1. und 2. Heft. (Braunau, Selbstverlag.) 1 Kr. 30

Schacherl Anton, Sagen und Volksgestalten aus dem Böhmerwalde. (Budweis, Selbstverlag. 94.)

Mayer Frz. Mart., Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2. Auflage. 2. Band: Vom Jahre 1526 bis zur Gegenwart. Wien 1901 W. Braumüller. 13 Mt.

Scherer Dr. J. G. Die Rechtsverhältnisse der Juden in den deutschösterreichischen Ländern. Mit einer Einleitung über die Prinzipien der Judengesetzgebung in Europa während des Mittelalters. (Leipzig, Duncker u. Humblot. 672 S.)

Strobl Adf., Wyjokow (Nachod).
Kurze Darstellung des gleichnamigen
Gefechts am 27. Juni 1866 unter
Anschluß von applikatorischen Ueb-
ungen auf Grund der kriegsgeschicht-
lichen Ereignisse. Mit 2 Ordres
de bataille und 11 Skizzen. Wien
1901, E. W. Seidel & Sohn.

Urkunden-Regesten aus den ehe-
maligen Archiven der von Kaiser
Joseph II. aufgehobenen Klöster
Böhmens. Herausgegeben von
A. Schubert. Innsbruck, Wagner.
16,60 Mk.

Fleischner Ludwig, Die Kunst und
das Volk. Vortrag, gehalten im
kaufmännischen Verein in Budweis.
(Prag, Calve.)

Ziegler Walter, Die Techniken des
Tiefdruckes mit besonderer Berück-
sichtigung der manuellen und künst-
lerischen Herstellungsverfahren von
Tiefdruckplatten jeder Art. Mit
Unterstützung der Gesellschaft zur
Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.
Mit 80 Illustrationen und 2 Tief-
druckbeilagen. (Halle, W. Knapp.)

Thiele Adolf, Hinauf zur bildenden
Kunst. Laiengedanken. (Chemnitz,
Selbstverlag.)

* Salten, die Gedenktafel der Prin-
zessin Anna. Umschlagzeichnung von
Emil Orlik (Wien).

Variété. Umschlag und Buchschmuck
von Emil Orlik (ebenda).

Agjahardus W., Deutsche Worte aus
zwei Jahrtausenden. (Prag, G.
Neugebauer 1902.)

Grigoroviča G., Libussa in der
deutschen Literatur. (Berlin, A.
Duncker.)

Grillparzers Dramen in sechs Bänden.
Mit Einleitung und Nachworten

von Heinrich Laube. Heraus-
gegeben von August Sauer. Stutt-
gart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung
Nachfolger G. m. b. H.

Schneider Ferd. Josef, Jean Pauls
Altersdichtung Fabel und Komet.
Ein Beitrag zur literarhistorischen
Würdigung des Dichters. (Berlin,
B. Behr.)

Mohaupt J., Allerlei Nobelpäne
aus meiner Werkstatt. Gesammelte
Aufsätze allgemein-pädagogischen so-
wie didaktischen Inhaltes, geschrieben
für Lehrer und Erzieher. 2. Band.
(Leipa, Joh. Künstner.)

Maß Franz, Das Religions- und
Weltproblem. 2 Bände. (Dresden,
Pierzon. 20 Mk.)

Zwoboda Adalb., Gestalten des
Glaubens. Kulturgeschichtliches und
Philosophisches. 2. Aufl. (2 Bände.
Leipzig, C. G. Naumann.)

Türk H., Der geniale Mensch. 5. Aufl.
(Berlin, F. Dümmler.)

* Gränzer, Dr. Josef, Beiträge
zur Geologie der Umgebung Reichen-
bergs. Der Einschnitt der Ausfig-
tepliger Eisenbahn beim Frachten-
bahnhofe in Reichenberg (Reichenberg,
Selbstverlag).

* Jaumann, Dr. G., Leicht-
faßliche Vorlesungen über Elektrizität
und Licht. Mit 188 Abbildungen
im Text. (Leipzig, A. Barth, 375 S.)

* Lecher, Dr. Ernst, Ueber die
Entwicklung der elektrischen Wellen
durch H. Hertz und die weitere Ent-
deckung dieses Gebietes. Vortrag,
gehalten in der Haupt Sitzung der
Hamburger Versammlung deutscher
Naturforscher und Aerzte. (Leipzig,
Joh. A. Barth.)

*

Zeitschriftenschau.

* **Böhemia.** G. J., Johann Karl Liebig's (des Prager Theaterdirektors) Autobiographie. —

Franz Wilhelm, Ueber die Bedeutung der alten Steinkreuze (Schwedenkreuze). — G., Die Sommerfrischen des Elbethals und Mittelgebirges.

* **Prager Tagblatt.** XXV. Jahrg. (Oktober). L. Fleischner, Mittelschulfragen. — M. v. Jaksch, Rudolf Birchow. — Curt v. Zela, Auf Zeitwegen. — J. E. Senator, Der Eintagsfliegentanz. — L. Weinert, Tschö Brahe. — J. Peter, Auf dem Falkenstein... (November.) H. Z., Die Gesellschaft. — Der Herr Doktor. — Destrén, Der große Mann. — J. Stránský, Alexander Ritter.

* **Friedländer Zeitung.** 19, 21. Oktober.

Kumpert, G., Das schwarze Gerichtsbuch von Krahau (1565—1768).

* **Aus deutschen Bergen.** Blätter für Freunde der deutschen Bergwelt. Illustrierte Monatschrift für Gebirgs-, Verschönerungs-, Kur- und Verkehrsvereine. Verbandsblatt der Gebirgsvereine für das böhm. Mittelgebirge, die böhm. Schweiz und das nördlichste Böhmen. Hrg. von Dr. A. Moschkau und F. W. Krondorf (Aussig, F. W. Krondorf), XVI. Jahrgang. — Nr. 10, 11. Kirnich, Fr., Eine Wanderung durch das Schwoikaer Gebirge (mit dem Bild des Einsiedlersteins nach einer Zeichnung von J. Burok). — Lindner, P., Bei den „höchsten Herren“ des Erzgebirges. — Die Wilhelms Höhe bei Graupen (mit Bild). — Wimmer, Emilie, Mein Gotteshaus. — Hegßler, M., Am Siebenbache.

* **Deutschböhmerland.** I. Heft 1 (Braunau). Enthält folgende Beiträge von Deutschböhmen: Schranka, Papiernes Glück. Mein Credo. — Hugo Salus, Die Bücher. — Gl. Rosel, Was wird das Christkind bringen. — M. A. Naass, Der Lotteriekönig. Erzählung aus dem Volksleben Deutsch-Böhmens. — Franz Herold, Deutsch sein. — W. Braun, General Laudon im Braunauer Ländchen. — Malwine Riedel, Die Spillabrunne. (Sage aus dem Braunauer Ländchen.) Ferner Beiträge von Dirnböck-Schulz, Ferd. v. Saar, Fr. Spielhagen, St. Milow, Max Schmidt, Schönaich-Karolath, Emma Piefers.

* **Euphoriön.** Zeitschrift für Literaturgeschichte. Herg. von August Sauer. VIII. (Wien, Fromme.) Heft 2. Plathhoff, George Eliot (Schluß). — Kopp, Eleonora, die Betrübt. — G. Scherer, Wer hat im Wandsbeker Boten auf die Kästner'sche Rezension des Götz geantwortet. — R. Krauß, Neue Briefe von Schubart. — Dünker, Die neun ersten Jahre von Goethes Ehe. — Morris, Faustquellen. — G. Schulz, Zu Gl. Brentano. — Geiger, Zur Geschichte der Heineschen Schriften. — Komorzynski, Vorkings „Waffenschmied“ und seine Tradition. — Miscellen von Wittowski, Kopp, Morris, R. M. Werner. Rezensionen und Referate von Weidling, Adolf Hauffen, R. Neuschel, R. Schlösser, F. Lauchert, Diestel, Michels, Walzel, Richard M. Meyer, Deetjen, Jodl. — Fünftes Ergänzungsheft: Josef (Wihan) Prag: Matthäus von Collin und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Oesterreich zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts.

* **Der Böhmerwald.** Monatschrift für den Böhmerwald und die

angrenzenden Gebiete. Geleitet von Joh. Peter (Brachatis, R. Pohl), III. Jahrgang, Nr. 10. Günther L., Der Böhmerwald. — Oberparleiter J., Ueberrassungen. — Peter J., Wie der Teufel das Kalb geholt hat. — Lill, Morgendämmerung. — Schacherl A., Der Geisterpuck in der Kirchtagnacht. — Peter, Toter Herbst. — Peter, Allerseelen im Böhmerwald. — Martchini, Allerseelen. — Böhmer Willibald, Das Fremdwort im Böhmerwalddialekt. — Scheuber H., Junggeheile und Verheirateter. — Zettl Zephyrin, D' sparsam Kathl. — Bayerl Marie, „Die vier Jahreszeiten“. — Reitmeier K., Aus den Leidensagen eines österreichischen Offiziers. — Schramek Jos., Großstadt und Hochwald.

* **Unser Egerland.** Blätter für Egerländer Volkskunde. Zeitschrift des Vereins für Egerländer Volkskunde. Herausgeber und Verleger Alois John (Eger), III. Jahrgang, Nr. 5. John, R. Weinhold. — Ein Verband volkskundlicher Vereine. — Das Fahneneschwingen der Fleischerzunft in Eger am 3. Sept. 1901. Mit dem Bild eines Fahneneschwingers. — G. Schmidt, Gedenktafel für Andreas R. v. Wilhelm. — Egerländer Sprichwörter und Redensarten (Schluß, Nr. 412—529). — Kleine Mitteilungen: Der Photograph im Dienste der Volkskunde. Der Driefuß. Egerländer Stube im Germanischen Museum. Weidköpfe. — Bücheranzeigen. — Vereinschronik (Nekrologe). — Aus Egerländer Vereinen.

* **Nord und Süd.** Heft 294. Karl Bienenstein. Hugo Salus (mit einem Porträt in Radierung). „Hugo Salus huldigt dem Guda-monismus... Man wird nicht leicht reinere Verse finden als bei ihm.

Seine Gedanken sind von kristallener Klarheit. Es ist etwas klassisches in seinen Versen, aber nur der Form nach, nicht dem Inhalt, dem es an Größe und Universalität fehlt. Salus Dichtung ist liebenswürdig, geistreich. Er hat eine Menge origineller Einfälle und versteht sie auf eine poetische Pointe zuzuspitzen. Ihm ist es weniger darum zu thun, den Dingen auf den Grund zu kommen, als sich ihr Bild fest einzuprägen und ihnen eine poetische Deutung zu geben. Und dazu ist ihm das Einfachste gut genug... An allen Dingen entdeckt er poetische Werte... Im bunten Reigen zieht es an uns vorüber, was das Leben lieb und lebenswert macht... Salus liebt die Antike. Viele seiner Gedichte machen den Eindruck, als sähe man einen Reigen weißgekleideter Mädchen auf blumigen Matten am blauen Griechenmeer und überstrahlt von der Sonne nicht Homers, sondern Anakreons. Genauer zugehört, ist es aber nicht die echte Antike, sondern ihre Nachahmung aus der Zeit der galanten Schäferei und des Kostüms à la grecque, also ziemlich vornehmeres Franzosentum im hellenischen Gewande... Es ist immer etwas darinnen, was selbst die dunklen Seiten des Lebens mit einem Schimmer von Schönheit überleuchtet. — Hugo Salus Gedichte: „Sommermittag“, „Beim Tanze“, „Dolche und Küsse“, „Die Mutter“, „Altes Ghettoliedchen“.

* **Welshagen & Alafings Monatshefte** (Leipzig). Heft 3. Ferd. Pfohl, „Die Hamburger Oper“.

* **Sunkwart** (München). Heft 1—4. R. Batka, Cornelius als Liederkomponist. — Post festum (Bayreuther Eindrücke). — Die Guntram-legende (mit Bezug auf die Aufführung in Prag). — H. Rietsch, Altd deutsches Lied (Tosfak).

Verantwortl.: Dr. Richard Batka in Prag-Weinberge, für Deutschland: der Verlag. Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Januar 1902

Heft 4

Merkspruch.

**Der wirklich Gebildete hat an
seinem Vaterlande mehr als derjenige,
der sich nie Rechenschaft darüber zu
geben vermag, weshalb sein Vaterland
der Liebe und Opfer wert ist.**

Paul de Lagarde.

Ueber die gesellschaftlichen Gewalten.

Rede bei der Einführung in das Rektorat der deutschen Universität in Prag
gehalten von Professor **Friedrich Freiherrn von Wieser.**

Hochgeehrte Festgäste und Kollegen, liebe Kommilitonen!

Die vielbesprochene Rede über politische Bildung, die Adolf Exner bei seiner Installation als Rektor der Wiener Universität gehalten hat, behandelt einen Gegenstand, an dem alle Rechts- und Staatswissenschaften interessiert sind. Nur über die Schwelle politischer Bildung kann man zum Verständnisse dieser Wissenschaften gelangen, und das Lehrziel unserer Fakultät wird erst erreicht sein, wenn wir unsere Hörer in die wissenschaftlichen Elemente politischer Bildung eingeführt und so weit gebracht haben, daß sie aus den Erfahrungen des Lebens die volle politische Reife gewinnen können. Der Lehrer der Nationalökonomie wird darin mit dem eigentlichen Juristen ganz und gar übereinstimmen, denn die Vorgänge der Volkswirtschaft sind gesellschaftliche Vorgänge, und wer sie nicht als solche und in ihrem Zusammenhange mit dem Staatsleben zu erklären vermag, könnte sie nur als wirtschaftliche, aber niemals als volkswirtschaftliche Vorgänge verstehen.

Erner hat in jener Rede nur eine erste Einleitung in den großen Stoff gegeben, er hat eigentlich mehr über politische Unbildung gesprochen, er hat vor allem die politisch unreife Menge gegeißelt, die, wie er sagt, „im Staate nichts für unmöglich, aber auch nichts für notwendig hält“. Ich ergreife die willkommene Gelegenheit, um den Gedanken Ernerts an dem Punkte aufzunehmen, bis zu dem er ihn selber ausgeführt hat; und möchte heute einiges über die Notwendigkeiten im Staate sagen, auf die er hingewiesen hat; in dieser Absicht will ich über die Gewalten sprechen, die das öffentliche Leben beherrschen.

Ernerts Rede, die mit einer Anklage gegen unsere Zeit begonnen hatte, klang in dem Wunsche, ja in der Erwartung aus, daß es uns allen vergönnt sein möge, das kommende Zeitalter politischer Bildung noch mit rüstigen Augen zu erblicken. Seither sind zehn Jahr verfloßen, der geistvolle Redner hat seine Augen für immer geschlossen, das 20. Jahrhundert ist angebrochen, aber das Zeitalter politischer Bildung ist noch nicht da. Im Gegenteil, wir in Oesterreich befinden uns geradezu in einem Zustand politischer Verwirrung, und gar manchem will es scheinen, daß die politische Unbildung niemals so nackt und so rücksichtslos gezeigt worden sei. Indes, wir wollen nicht vergessen, daß es auch schon ein Bildungsfortschritt ist, wenn die großen, bisher ungeschulten Massen neu in die Politik eintreten und daß überall dort, wo sie es thun, leidenschaftliche Verwirrung unvermeidlich ist. Dieser Zustand leidenschaftlicher Verwirrung ist auf dem europäischen Festlande durch das ganze Zeitalter der Revolution seit der Aufklärungszeit her chronisch, aber aus demselben ist gleichwohl als sein Niederschlag und als dauernder Gewinn der moderne Staat hervorgegangen.

Erst im modernen Staate haben sich Herrengefühl und Unterthanengefühl zum Staatsgefühl verschmolzen. Der alte, durch Eroberung gebildete Feudal- und Fürstenstaat konnte nicht zum Sinne der Bürger sprechen; kein Wunder, daß die neue Gesellschaft, wie sie die Dichter und Denker der Aufklärung ersannen, mit ihm nichts gemein hatte. In Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sollten sich die Menschen in Zukunft zusammenfinden und sich zu gemeinsamem Werke vertragen. Alle Träume schienen verwirklicht, als die Bastille, das Symbol der Zwingherrschaft, gebrochen wurde und in einer Sommernacht unter rauschender Begeisterung die Feudalrechte abgeschafft waren — aber auf die Bastille folgte die Guillotine, die Weltkriege und das Kaisertum. Und doch ist unter Sturm

und Regen endlich der Frühling gekommen, die alten geschichtlichen Gewalten haben sich mit den neuen Parteien versöhnt, wenn auch nur allmählich und wenn auch nicht überall und noch nicht vollends. Die Welle der Bewegung hat sich von dem Orte ihres ersten Angriffs unaufhaltfam ortgepflanzt, wenn man so sagen darf, vertikal herab von dem dritten auf den vierten Stand und horizontal weiter vom Westen nach dem Osten, so weit als wir die Grenze Europas setzen. Wie früher die Franzosen, so wenden sich jetzt die Russen, wie früher die bürgerliche Partei, so jetzt die industrielle Arbeiterschaft gegen die überlieferte Gesellschaftsordnung, die sie für ein Erzeugnis der Gewalt und Ausbeutung erklären.

In dem ununterbrochenen Kampfe des Alten und des Neuen sind es immer die Neuerer gewesen, die ihre Ideen am heftigsten und mit den wirksamsten Mitteln ausgesprochen haben — welche Fülle des Geistes, welche Zauber der Dichtung sind in ihre Werke von Rousseau bis Tolstoi gelegt! Nächst ihnen ist die Stimme der konservativen Verteidiger, die für ihre bedrohten Güter eintreten, am vernehmlichsten. Weit aus am stillsten wird jene mittlere Meinung über die Dinge in Staat und Gesellschaft vorgetragen, welche endlich durchgedrungen ist und durchdringt; sie hat sich im Hin- und Herbogen der Entscheidungen stückweise gebildet, zum Teile bildet sie sich um vieles später, im ruhigen Nachgeföhle, sobald man erst das Gewordene durch Dauer und Erfolg erprobt gefunden hat. Unsere Zeit, durch eine Epoche erfolgreicher Realpolitik gereift, ringt offenbar nach einer auf Erfahrung gegründeten Staatstheorie, die die Schlagworte des Tages vermeidet und den im Tiefsten wirkenden Kräften gerecht wird.

Als Dolmetsch solcher Bestrebungen möchte ich heute sprechen. Es ist keine einfache Lösung, die auf diesem Wege zu finden ist — weder diejenigen können Recht behalten, für die der Staat ohne weiters schlecht ist, weil er über Ruinen und Leichen emporgewachsen ist und heute noch die Furchen seiner Geschichte tief eingegraben in seinem Wesen trägt, noch auch diejenigen, für die er bloß aus dem Grunde gut ist, weil er da ist und weil er mächtig ist. Wer die Wahrheit ernsthaft sucht, muß sich auch des blinden Glaubens an den gesellschaftlichen Fortschritt ent schlagen, den das Publikum aus der Wahrnehmung der wunderbaren technischen Entwicklung unserer Zeit gewonnen hat. Technischer und politischer Fortschritt folgen nicht den gleichen Gesetzen. In der Technik ziehen wir die Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntnis der äußeren Natur, in der jeder Erfolg einen nächsten vorbereitet; in der Politik experimentiert die

Menschheit an sich selbst, die Menschen selber sind die lebendigen Kräfte, und es sind ungeheure Kräfte, die sich im Zusammenströmen der lebendigen Massen entbinden, neue, unbekannte Kräfte und — Schwächen, die für Schüler und Meister ebensowohl verderblich als segensbringend werden können.

Darin, daß die Menschen selber der Stoff für Staat und Gesellschaft sind, liegt die Schwierigkeit des theoretischen Verständnisses von Staat und Gesellschaft. Das delphische „Erkenne dich selbst“ gilt hier in millionenfacher Verstärkung: Erkennen wir uns selbst — das ist die Aufgabe — so wie wir sind, wenn wir als Volk zusammenwirken. Der Mensch ist ein anderer in der Öffentlichkeit und ein anderer in seinen vier Wänden; aber wenn man in seinen vier Wänden sich die Öffentlichkeit ausmalt, so denkt man sich und alle andern so, wie man sich und sie in Haus und Erwerb kennt. Mit welcher behaglicher Sicherheit spricht der Bürger nicht von Krieg und Kriegsgeschrei, mit welcher gewaltigen Worten nicht über Regierungen und Regenten — und wie schwindet dieses Gefühl nicht oft schon vor dem leisen Wehen der Öffentlichkeit, ja vor dem bloßen Gedanken, sich dem allgemeinen Urteil auszusetzen, und vollends vor dem Brausen der Ereignisse! Aber auch welche Eitelkeiten, welche Vermirrungen, welche Leidenschaften, welche Gewalten werden freilich durch die Öffentlichkeit nicht entzündet! Falls jetzt in diesem Saale der Ruf „Feuer“ ausbräche und alles sich erschreckt hinaus flüchten wollte, würde die Masse sich erdrücken und als Masse das nicht vollziehen können, was jeder einzelne für sich vollziehen würde, um sich zu retten. Aber wiederum eingeteilt in Reih und Glied reißt den zaghaften Mutterjohn die Mannszucht in die Schrecken des feindlichen Feuers.

Die Denker, die den Staat durch Vertrag gebildet dachten, haben eben hierin geirrt; sie haben immer den Bürger vor Augen gehabt, wie er im Frieden des Erwerbs und unter dem Schutze des bereits gebildeten Staates seine Geschäfte macht und über Häuser oder Waaren Verträge abschließt. Der Staat ist Herrschaft, und die Herrschaft ist nicht durch Verträge in die Welt gekommen. Wer Herrschaft gewinnen will, erregt Kampf, weil er die Instinkte des Massenlebens in ihren Tiefen aufrührt.

In den Geheimnissen des Massenlebens liegen die Geheimnisse des staatlichen Lebens. Wir brauchen eine Psychologie des Individuums in der Masse und das Verständnis der allgemeinen Massentechnik, bevor wir den Staat verstehen können.

* * *

Derjenige gesellschaftliche Körper, an dem sich gewisse wesentliche Merkmale des Massenlebens am leichtesten erkennen lassen, ist die Armee. Die Armee wird darauf eingerichtet, so viele Kämpfer als möglich zu vereinigen und diesen die ausgiebigsten Wirkungen mit der größten Reichheit und Sicherheit zu entnehmen. Vielen gilt sie überhaupt als Träger der gesellschaftlichen Gewalt, als die gesellschaftliche Gewalt schlechthin. Vassalle, in seiner berühmten Rede über Verfassungsweisen, weist insbesondere auf die Kanonen als wirkliche Kräfte im Staate hin, wirksamer als die Paragraphen der papierenen Verfassungen. Der banale Satz „Wer die Waffen hat, ist der Stärkere“ wird oft als der Inbegriff aller politischen Weisheit ausgegeben. Ich möchte glauben, daß hier Ursache und Wirkung verwechselt sind, richtig muß es wohl umgekehrt heißen: „Wer der Stärkere ist, erhält endlich die Waffen — und erhöht dadurch allerdings seine Stärke“. Darum hat der Staat als die stärkste gesellschaftliche Ordnung die Armee zu seiner Verfügung, und darum hat das stehende Heer die Volksbewaffnung und die Volksaufgebote verdrängt. Das Heer selbst wieder ist die Kraft, die es ist, in erster Linie nicht durch seine Bewaffnung, sondern durch das was die Krieger an Führer und Fahne bindet, was sie verhindert, vor dem Feinde die Waffen wegzumwerfen oder im Bürgerkriege zu ihren Brüdern im Volke überzugehen, durch ihre Mannszucht und Schulung, durch die sie, wie Wallenstein im „Bruderzwist“ sagt, der Feldherr wie Würfel in der Hand hat. Dadurch nur werden ihre Waffen gefährlich, wie die Tige des Löwen durch die Kraft und Kühnheit des Königs der Tiere. Dadurch sind sie, aus Tausenden von Körpern zusammengesetzt, doch ein einziger, übermächtiger Körper, überlegen selbst einer weitaus größeren Zahl bewaffneter Haufen.

Worauf ich Ihre Aufmerksamkeit besonders lenken möchte, ist die eigentümliche Anordnung in diesem Verbande der Armee, daß er nämlich deutlich zerfällt einerseits in die Führer und Unterführer — Hauptleute über Hundert und über Tausend, wie schon die Bibel sagt — und andererseits in die große Menge der Untergebenen, beide durch Befehl verbunden. Dieselbe Anordnung kehrt, wenn auch nicht mit der gleichen Strenge, in allen großen, gesellschaftlichen Körpern wieder; jeder kristallisiert in dieser Form und mit einem solchen Zahlenverhältnisse zwischen Führern und Menge „insofern es“ — um mit Nietzsche zu sprechen — „zu allen Zeiten, solange es Menschen giebt, auch Menschenheerden gegeben hat . . . und immer sehr viel Gehorchende im Verhältnis zu der kleinen Zahl Befehlender“. Es ist dies eine der Notwendigkeiten der Massentechnik,

um die schwerfälligen Massen beweglich und handlungsfähig zu machen. Wenn tausend Menschen beisammen sind, um sich über eine gemeinsame Entscheidung zu verständigen, so würden sie niemals zu ihrem Ziele kommen, wenn sie alle das thun, was man im Einzelverkehre immer thun muß, um sich zu verständigen, wenn sie nämlich alle reden. Nur einige wenige, die „Wortführer“, werden sprechen dürfen, für die große Mehrzahl ist das durch die Natur der Sache gegebene Verständigungsmittel, um es paradox auszudrücken, das Schweigen. Ihre Aufgabe ist es, zu hören und sodann ihren Willen durch Zustimmung oder Ablehnung auszudrücken; und wer die Psychologie des Individuums in der Masse nur etwas kennt, der weiß, wie gerne sich die Meisten in der Oeffentlichkeit mit der bescheidenen Rolle des Schweigens begnügen. Ja, könnte man nicht weiter gehen und sagen, daß in der großen Menge für die Meisten sogar das eigene Denken aufhört und daß sie sich gerne damit bescheiden, den Gedanken anderer zu folgen und sich diese — leider nur zu oft ganz gedankenlos — anzueignen? In immer veränderten Formen findet man dieselbe Erscheinung sich wiederholen: die Führung durch eine Minderzahl — Fürst, Adel, Kirchenoberste, Prophet, Lehrer, Meister, bis zur Parteileitung, bis zu dem immer wiederkehrenden Hilfsmittel jeder Beratung unter vielen, zum Ausschuß, Komitee und Berichterstatter, ja bis zur Clique — durch Befehl, Lehre, Unterweisung, hinreißende Worte, hohe Künstlerkraft, klaren Ausdruck, ermunterndes Beispiel oder durch irgendwelche Autorität. Man findet dies auf den Gebieten freiester geistiger Regung in Wissenschaft, Kunst, Glauben, in Sitte und Mode und findet selbst hier die Autorität oft bis zur härtesten Tyrannei ausgebildet. Man findet dies in den freiesten Staaten — Freiheit und staatliche Zucht schließen sich keineswegs aus; gerade die mächtigsten unter den freien Gemeinwesen haben immer die strengste Selbstzucht geübt. Das alte Rom hat seine Magistrate mit den stärksten Gewalten ausgestattet, die Volksfreiheit hat es sich dadurch bewahrt, daß es die Magistrate durch Wahl und immer nur auf kurze Zeit bestellt hat.

Aber nun muß ich freilich darauf aufmerksam machen, daß auch die Wahl unter vielen nicht mehr dasselbe wie unter wenigen ist. Nach der Verfassung der Vereinigten Staaten — und keine Verfassung wird heiliger gehalten — hat das Volk alle vier Jahre einen Präsidenten zu wählen, aber nun beobachten wir, wie es ihn thatsächlich wählt! Die beiden großen Parteien, die sich immer im Wahlkampfe begegnen, stellen jede einen Präsidentschaftsbewerber auf; sie thun dies in einer Versamm-

lung von Vertrauensmännern, welche unter allen Bewerbern den ihr geeignetst scheinenden herausucht. Diesen schlägt sie den Parteigenossen im Volke vor, die nun den Namen auf den Wahlzettel schreiben oder nicht schreiben. Mit anderen Worten, das Wahlgeschäft ist geteilt; das Wichtigste, die Auswahl — und das ist doch wohl die eigentliche „Wahl“ — besorgt jene Versammlung von einigen Duzend Vertrauensmännern, oder eigentlich jene ganz wenigen Personen, die wieder diese Versammlung beherrschen und führen. Sache der Millionen von Wählern ist es nur, durch den Wahlzettel dem Vorschlag ihre Bestätigung zu geben oder zu verjagen. Auch das ist ohne Zweifel ein höchst wichtiges Recht, es ist dasjenige Recht, durch das allein die Wählermasse der Parteileitung ein Gegengewicht zu bieten vermag und sie zwingt, mit den volkstümlichen Stimmungen zu rechnen; aber es ist doch bei weitem nicht das volle freie Wahlrecht, wie es alle Verfassungen zusichern. Die Wähler können, falls sie mit dem vorgeschlagenen Bewerber nicht zufrieden sind, sich der Wahl enthalten oder dem Bewerber der Gegenpartei ihre Stimmen geben, aber sie können die Hauptsache nicht thun, sie können nicht einen Mann ihres Herzens, ihrer Wahl herausbringen — wozu es nur den einen Weg gibt, daß sie sich als eine neue Partei absondern d. h., mit allem Zugehör einer jeden Partei und also mit neuen Führern und Führerbefugnissen — wiederum als gehorsame Parteimasse kristallisieren. Mächtiger als alle Verfassungen, die die freie Wahl verbürgen, ist die Natur der Dinge, die Technik der Massen, welche es notwendig macht, den durch die Verfassungen verbrieften Wahlordnungen Ergänzungen hinzuzufügen, die außerhalb der Verfassungen stehen und die sich im Parteileben ausbilden. Auch diejenigen Parteien, die die Volksfreiheit gegenüber der Regierung vertreten, sind gesellschaftliche Körper, auf die Elemente gesellschaftlicher Gewalt, auf Führer und Unterordnung eingerichtet; und zerlegen wir die großen Parteien bis in die kleinsten Splitter der Cliques und Fraktionen, so finden wir überall das gleiche Bildungsgeßetz. Wenn sich die Anarchisten als Partei zusammenschließen, um alle Herrschaft zu zerstören, so geraten sie mit sich selbst in Widerspruch, denn was sie in der Gesellschaft bekämpfen, das richten sie unter sich wieder auf.

Somit liegen die ersten Keime der gesellschaftlichen Gewalten schon in den äußeren Verhältnissen der Masse; die Menge braucht irgendwelche Schichtung, Gruppierung, die Gruppen irgendwelche Verbindung, und für die mitunter unbedeutenden Individuen, die gerade an den Knotenpunkten,

im Mittelpunkte stehen und die die Fäden in der Hand haben, ergibt sich schon aus diesem Grunde ein Vorteil oder Vorrang. Es kommen aber noch andere Verhältnisse hinzu, aus der inneren Beschaffenheit der Masse und mit stärkerer Wirkung. Das erste, wichtigste ist die persönliche Ungleichheit. Die Besseren und die Besten sind die geborenen Führer; indem sie voranschreiten und die anderen zur Nachfolge bewegen, wird die Ordnung zum Fortschritt und entsteht aus der Wahrnehmung des Fortschrittes Autorität. Wer dürfte den Anspruch des Genies auf die Führerschaft bestreiten? Die Heroen des Menschentums erlangen unbedingte Gewalt über die ihnen in Bewunderung und Entzücken widerspruchslos hingeebenen Gemüter, freilich oft erst nach hartem Ringen, ja manchmal werden sie erst im Tode siegreich. Denn sie sind zuerst unbequeme Führer, sie schmeicheln sich nicht ein, wie diejenigen, die, um an die Spitze zu kommen, nach dem Munde der Leute reden und begierig suchen, womit sie Beifall finden können, sondern indem sie die innersten Tiefen der menschlichen Natur aufrühren und Umkehr, befremdend Neues, unerhörte Anstrengungen fordern, verstoßen sie wohl zuerst, reizen zu Spott, Widerstand, Verfolgung. Aber ihr Wort bohrt sich in Hirn und Gewissen der Menschen, ringt mit diesen, befehrt zuerst die Besten und mit deren Hilfe endlich die anderen und alle. Sie gewinnen sich, sie erobern sich die Menge, und darum sind sie Herrscher aus eigenem Recht. Die allgemeine Zustimmung, der jubelnde Zuzuf von allen Seiten ist nicht die Quelle ihres Rechtes, sondern ist nur das Zeugnis für die elementare Kraft, mit der sie gewirkt haben. Sie haben Niemand über sich, sie sind souverän. Fast mit wissenschaftlicher Exaktheit sprechen dies die schönen Verse in Grillparzers Gedicht „An Beethoven“ aus:

Wer auch Richter über dir?
Starke Könige der Seelen,
Lassen wir vom Volk uns wählen,
Doch gewählt gebieten wir.

Die Herrschaft des Genies, auf welchem Gebiete immer, ist die Sonnenzeit aller Herrschaft. Das Genie wirkt selbstlos, auch wenn sein Träger nicht ganz selbstlos ist. Die persönlichen Eitelkeiten des Dichters oder Künstlers, sogar der Ehrgeiz des großen Staatenbegründers sind nur leichte Schatten, die das durchdringende Licht ihrer Thaten nicht zu verdunkeln vermögen. Durch das Genie wird das Führeramt geadelt, alles ist Leben, Bewegung, Erfolg. Nicht nur ihr eigenes Werk ist groß, sondern mit ihnen sind alle erhöht, sowohl ihre unmittelbaren Gefährten

und Helfer, als weiterhin die ganze Menge, das ganze Volk, soweit ihr Einfluß reicht. Wenn der große Fürst den Staat aufbaut, so stellt das Volk die Krieger, die seine Schlachten schlagen, und die Bürger, die seine Städte mit Arbeit füllen. Wenn der Prophet die neue Glaubensbotschaft gelehrt hat, so muß sie erst noch in die Herzen aufgenommen und in ihnen lebendig geworden sein. Nichts ist falscher als das übermütige Wort jenes modernen deutschen Philosophen, daß die Masse für den großen Mann nur das Material sei, mit dem er seine Thaten schafft. Nein, sie alle sind seine Mitarbeiter, wenn auch in Reih und Glied, und in ihren Thaten muß sich seine Größe bewähren. Daher ist jeder wirklich große Mensch volkstümlich. Er geht aus dem Volke hervor, indem er für das, was alle gerade brauchen, für die Nahrung und Not der Zeit vor allen empfindlich ist und also auf den Plan tritt, wenn die Zeit ihn ruft; und er wirkt auf das Volk zurück, aus der Berührung mit diesem Mutterboden immer aufs neue Kraft schöpfend.

Während in den durch das Genie begründeten Herrschaftsverhältnissen der Gedanke der Führung, nämlich Erhöhung der Masse durch den Führer, fast rein verwirklicht wird, ist in anderen Fällen der Masse ein minder günstiges Los zugeteilt. Das gilt besonders von denjenigen Herrschaftsverhältnissen, die durch die überlegenen Eigenschaften einer Rasse, eines Stammes, einer Volksklasse begründet werden und die durch Vererbung der Eigenschaften oft außerordentlich lange Dauer erhalten. Die machtvollsten Staatswesen der Geschichte sind durch einen auserlesenen stolzen Adel regiert worden. Neben den Unterschieden der persönlichen Begabung wirken aber freilich hier auch die durch geschichtliche Entwicklung oder Erziehung erworbenen oder gesteigerten Ungleichheiten der angehäuften Machtmittel und Kultureinrichtungen, des Besitzes, der Bildung. Diese erworbene Ueberlegenheit bleibt im Wettkampfe mit der natürlichen nur zu oft siegreich, die Flagge der Klasse deckt ihre Mitglieder, und hiedurch hauptsächlich geschieht es, daß die natürlichen Führer, die Besseren und Besten, so oft den Platz vor anderen, minder Würdigen, ja Unwürdigen räumen müssen, Wunden und Verluste nicht nur für die zurückgesetzten Individuen, sondern auch für die ganze Gesellschaft, obwohl sie immerhin durch die Vorteile der Klassenherrschaft aufgewogen werden können, während sie sich bis zur Unerträglichkeit summieren, sowie die persönliche Ueberlegenheit der herrschenden Klasse schwindet. Dann wird Aenderung geschaffen werden, entweder durch freiere Oeffnung der kastenmäßig geschlossenen Gruppen oder durch Aufsteigen ganz neuer Schichten, aber eine

gesellschaftliche Schichtung muß immer bleiben. Ohne diese wäre der einzelne im Getriebe des Ganzen hilflos, und das Volk wäre kein Volk, sondern ein chaotisches Gewirre, wie die Armee ohne Gefüge und Halt wäre, wenn sie nicht von kleinen Unterabteilungen an zu einem großen Ganzen aufgebaut wäre. Die Klasse ist die Formation, in der man seine politischen Rechte und seinen gesellschaftlichen Rang erwirbt und verteidigt und seine wirtschaftlichen Interessen vornehmlich wahrt, wie sie umgekehrt von ihren Mitgliedern genossenschaftliche Treue fordert und ihnen ihre Lebenshaltung und den Styl des Benehmens gegenüber den anderen Klassen vorschreibt. Freilich, wie die Dinge heute liegen, sind die gesellschaftlichen Gruppen nicht wie die Abteilungen des Heeres in eine planmäßige Ordnung gereiht, sondern sie ringen miteinander um das Maß ihrer Geltung, und Recht und Sitte gestatten ihnen hiebei einen Grad der Rücksichtslosigkeit in der egoistischen Verfolgung ihrer Interessen, der dem Individuum für sich längst verwehrt ist. Zwischen der höflichen Sitte des privaten Verkehrs und dem Kriegerrechte der Staaten liegt die Zone des Ellbogenrechtes im Klassenkampfe.

Jede herrschende Volksschicht sucht die erworbene Machtstellung für ihre Angehörigen zu behaupten und, indem sich ihr Egoismus mit dem Familienegoismus verbindet, auch für Kinder und Kindeskinde zu erhalten. Aus diesem Interesse folgt ein Bestreben, die bestehenden Ungleichheiten bestehen zu lassen, ja immer noch zu steigern, also die Uebermacht der Mächtigen zu erhöhen, den Abstand des Besitzes zu vergrößern und — es wäre vergebens, es leugnen zu wollen — sehr häufig auch ein Bestreben, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu erweitern. Denn nicht nur, daß der Hochmut der Bildung sich im Gefühl der Ueberlegenheit gefällt und den anderen die Wege der Bildung abzusperren sucht, so ist selbst das reinere Streben derer, die für sich und die ihrigen weiter arbeiten, aber dabei der Zurückgebliebenen, der durch die Wechselströmungen der Geschichte Zurückgeworfenen vergessen, eine gesellschaftliche Gefahr, da es die Zersetzung der Gesellschaft in zwei unverbundene Massen befördert; und endlich ist ja doch die Bildung gewöhnlich im geschichtlichen Bündnisse mit äußerer Macht und Besitz und wird mit eine der wirksamsten Waffen, womit diese ihre Herrschaft verteidigen.

So kurz ich mich fassen möchte, muß ich doch noch eine gesellschaftliche Macht nennen, die in der Regel vollendet, was von den anderen eingeleitet ist, ich meine die Macht des Herkommens. Durch das Her-

kommen empfangen Vorstellungen, Gefühle, Gebräuche, die sich einmal im Massenbewußtsein festgesetzt haben, eine Kraft, die auf der Macht beruht, welche die Gewohnheit schon über den einzelnen erlangt, die aber durch den Einfluß der Masse geradezu überwältigend wird; denn ein gesellschaftliches Herkommen muß jeder immer, als fertige Thatsache gelten lassen, weil er immer schon alle anderen auf dessen Wegen findet und immer die ganze Masse der übrigen gegen sich hat. So ist schließlich die Gesamtheit selber dem Herkommen gegenüber ohne Macht: Schöpfung des menschlichen Geistes beherrscht es zuletzt den menschlichen Geist. Die Dinge des Herkommens scheinen der persönlichen Willkür überhaupt entrückt, und nicht selten hat man, unfähig ihr Dasein zu erklären, ihren Ursprung in das geheimnisvolle Dunkel der frühesten Geschichte verlegt oder selbst überirdischen Mächten zugeschrieben. Diejenigen von ihnen, die, wie z. B. der Gebrauch des Geldes, sinnvolle Einrichtungen sind, lernen wir durch das Herkommen so mechanisch ausüben, daß wir Mühe haben, uns ihres Sinnes voll bewußt zu werden, und daß es erst einer Störung oder Aenderung der Verhältnisse bedarf, um die Grenzen ihres zweckmäßigen Gebrauches genauer zu ziehen. Andere, die an sich, wie man sagt, konventionell sind — im strengen Verstande sind sie es allerdings fast niemals — wie z. B., daß gerade dieser oder jener Wortklang diese oder jene Bedeutung empfangen hat, werden uns durch Gewohnheit mit der ihnen einmal beigelegten Bedeutung so verbunden, daß wir sie ohne diese gar nicht mehr denken können. Äußere Übung und innerer Sinn verschmelzen in einem unlösbaren Eindruck. Von hier aus gewinnt die durch das Elternhaus eingepflanzte Sitte ihre Unverbrüchlichkeit, die Sprache, die durch den Mund der Mutter gelehrt wurde, den Zauber ihrer Ursprünglichkeit, das Recht seine allgemein verbindliche Kraft, die Vaterlandsliebe, die Anhänglichkeit an die angestammte Dynastie ihre zwingende Stärke, das religiöse Gefühl der Menge seine Festigkeit über alle Zweifel hinaus; hier allerdings ist auch die Quelle für die Macht der Unduldsamkeit und für die hoffnungslose Ohnmacht ererbten Sklavensinnes. Manche dieser Vorstellungen sind so tief in das Bewußtsein des Volkes eingesenkt, wurzeln mit so unzähligen Fasern im Innersten der Millionen, daß sie unaustilgbar sind und erst mit dem Volke selber erlöschen; sie gehören zum Knochengestütze seines Wesens. Andere, mehr an der Oberfläche sitzend, können zwar entwurzelt werden, aber oft nur durch außerordentliche Kraftanstrengung und in überaus langer Arbeit der Geschichte. Eben weil sie nicht mehr durch ihren Sinn allein gelten,

sondern mit durch das Herkommen, sind sie nicht sofort dadurch beseitigt oder auch nur verändert, daß sie ihren Sinn nicht mehr erfüllen oder nicht mehr voll erfüllen. In immer wiederholter Folge wird die Geschichte, wird die Vergangenheit und ihr Gutes der Feind des Fortschrittes, „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage“, wie jenes große Dichterwort sagt. Was in seinen Anfängen noch so voll und reich war, kann durch leere Uebung entarten, der Glaube zum Aberglauben, Wissenschaft zu toten Formeln, Kunst zur Unnatur. Dann entfremdet sich die absterbende Bildung dem gesund gebliebenen Volksgeiste, den sie gleichwohl noch lange im Bann halten kann. Es bedarf ganz neuer gesellschaftlicher Anstöße und eines starken Auftriebes von unten, um endlich die Spannung zu erzeugen, die die drückende Decke durchbricht, unter der Führung neuer Männer dem allgemeinen Bedürfnisse neuen Ausdruck gibt und neues Leben schafft.

* * *

Eine Masse, welche in zweckentsprechender Weise für ihre Aufgaben gegliedert und insbesondere in Stufen der Ueber- und Unterordnung geschichtet ist und welche die nach den Verhältnissen berufenen Führer an die Spitze gestellt hat, ist organisiert. Auf der Ueberlegenheit der organisierten Masse beruhen ihre Erfolge, auf ihren Erfolgen beruht alle Macht, die ihre Organe erwerben, hier ist die Quelle aller gesellschaftlichen Gewalten. Alle gesellschaftlichen Gewalten können daher nur nach und nach mit den Erfolgen wachsen. Die rechten Männer und Ordnungen müssen sich erst im Kleinen bewährt haben, bis ihr Ansehen gestärkt, ihr Beispiel nachgeahmt, ihre Wirksamkeit immer vergrößert wird, sodaß diese endlich ins Allgemeine sich ausbreitet und ihre Macht zuletzt durch die Ueberlieferung, das Herkommen gefestigt, geheiligt ist. Es ist vergebens, die äußeren Ordnungen einer fremden Gesellschaft zu kopieren; Leben kann nur durch Leben erzeugt werden, im Anfang steht immer die That, die Kraft, der Sinn, niemals das bloße Wort. Die ausgeklügelten Träume der Weltverbesserer, die nach berühmten Mustern geschriebenen Verfassungen, die Programme und Statuten der Parteien und Vereine sind im besten Falle Anfänge des Lebens, oft genug aber nur totes Material, in der Retorte gebraut, ohne zeugende Kraft.

Man kann englische Waaren, Tracht und Moden über den Kanal bringen, aber die englische Verfassung konnte man nicht importieren. Ähnlich der geistigen und leiblichen Verfassung eines Menschen ist die

politische Verfassung eines Volkes der Zustand, in dem sich sein öffentliches Wesen durch Anlage und Entwicklung befindet. Was man gewöhnlich Verfassung nennt, sind nur die Verfassungsurkunden, welche beschreibende Ordnungen dieses Zustandes sind oder doch sein wollen, während sie allerdings nur zu häufig sich zu ihm verhalten, wie die guten Vorsätze eines Menschen, der ein „neues Leben“ beginnen will, sich zu dessen wirklichem Leben verhalten. Sie haben ihre Anregungen meistens in einer Zeit überhäufender Volksmacht empfangen, die die alten morsch gewordenen Gewalten mit ungestümem Anlauf über den Haufen geworfen hatte. Diese Macht schien unwiderstehlich, aber wie stark sie auch im ersten Anlauf war, für die weitere Folge hat sie oft nicht zugereicht. Wie ein Körper, der in der Bewegung erhöhte lebendige Kraft gewonnen hatte, im Zustand der Ruhe doch nur durch seine Schwere wirkt, so kommt nach der bewegten Zeit einer Revolution das wahre Gewicht der einzelnen Volksklassen bei der ruhigen gesellschaftlichen Arbeit zur Geltung, durch die schließlich jede gezählt, gewogen und gerichtet wird. Kein Zweifel, daß nach diesem Urteilsprüche der an so vielen Orten aufgerichtete Typus der freiheitlichen Verfassung nur an wenigen in Wahrheit ganz erfüllt wird.

Der Verlauf der Dinge hat gezeigt, daß die alte, große liberale Partei, die den freiheitlichen Staat erkämpft hat, im Grunde nicht eine einzige Partei, sondern daß sie eine Vereinigung mehrerer Gruppen gewesen ist, die im gemeinsamen Interesse gegen die alten Staatsmächte verbunden, sich ihrer Sonderinteressen zuerst nicht klar bewußt geworden waren. Unter diesen hatte das besitzende und gebildete Bürgertum die führende Stellung; seine Organisation machte den Kern der Gesamtorganisation der Partei aus, diese Gruppe war es, die die geistige Leitung hatte die die Forderungen des Volkes formulierte und sie — wie es nicht anders sein konnte — aus ihrem Gesichtskreise heraus formulierte und denn auf diese Weise den Löwenanteil des Siegesgewinnes davontrug. Dadurch war der Keim eines Zwiespaltes gelegt, der nach und nach aufgegangen ist. Von den übrigen Gruppen hat es das Proletariat zuerst verstanden, sein Interesse wahrzunehmen und sich als selbständige Partei einzurichten. Die andern, wie z. B. das Kleinbürgertum, die bäuerliche Bevölkerung, die Landarbeiter, die großen Grundbesitzer, haben das erst später und daher zum Teile noch nicht vollends oder sie haben es überhaupt noch nicht gethan. Nur halb oder auch noch gar nicht organisiert ziehen sie oft den Kürzeren, und weil sie also die errungene

Freiheit nicht auszunützen vermögen, mißachten sie sie. Mit der alten führenden Gruppe aber, die eine selbständige Macht geworden ist, sind sie zerfallen.

Die kleinen Parteien, in die die altliberale Partei sich zersplittert hat, sind nicht nur nach außen hin ohne genügende Macht, sondern sie sind auch innerlich ohne Festigkeit. In den Anfängen zwar, infolge der ersten Genugthuung, die die geglückte Parteibildung gewährt, erhalten die Führer eine scheinbar diktatorische Macht über ihre Anhänger, aber sobald sie ernstere Arbeit schaffen sollen, zeigt sich ein anderes Bild. Eine Partei kann damit, daß sie, um das Bismarck'sche Wort zu gebrauchen, in den Sattel gesetzt ist, nicht auch schon reiten, im Gegenteil, ihre un gelenkten Bewegungen auf dem ungewohnten Plage bringen sie oft gerade dann zu Fall. Den Führern fehlt es oft an Kenntnissen, Ansehen und Mitarbeitern, der Masse an Ausdauer und Disziplin, kleine Interessen drängen sich vor, es mangelt der weite Blick und das verbreitete Verständnis für die großen politischen Werte, man mißachtet die errungenen Erfolge, ist anspruchsvoll und immer unzufrieden, man vermag die Macht doch wieder nicht auszunützen und gibt sie aus der Hand, man scheut die Arbeit der Politik, das Studium der Gesetze und Geschäfte, ja endlich auch die sich häufenden Mädelereien des Wahlaktes; auch hält die Selbstverwaltung mit den geschulten Beamten der Regierung nicht gleichen Schritt. Solche Fraktionen vermögen dem gefestigten Einflusse einer überkommenen, auf zahllosen Wegen der Verwaltung mit dem Volke verbundenen Regierung, die immer unparteiischer ist als die Parteien, nicht das Gleichgewicht zu halten, vollends wenn diese von einer alteingewurzelten Dynastie getragen wird. Sie können sie kontrollieren, sie können ihre Geschäftsführung anfechten, verbessern, lahmlegen, aber sie können das konstitutionelle Prinzip nicht soweit zur Geltung bringen, daß sie sie ersetzen könnten. Nur große umfassende Parteien können dies, die in die Spitzen gesellschaftlicher Macht reichen und auch wieder auf breiten Massen ruhen, und solche Parteien bilden sich nur als Ergebnis inhaltsvoller gemeinsamer Arbeit der Geschichte. Dort wo bloße Fraktionen bestehen, fällt der Schwerpunkt der politischen Gewalt nicht in die Parteien, sondern in die Regierung, und allen überlieferten Strömungen der öffentlichen Meinung zum Troß, sorgt die Wirklichkeit der Dinge dafür, daß dieses Verhältnis endlich allgemein erkannt wird.

Der Prozeß der Zersetzung der alten liberalen Partei und ihrer Ideale ist von gelegentlichen Aeußerungen einer gewissen „Verfassungs-

müdigkeit“ begleitet, über deren Bedeutung man sich leicht täuschen könnte. Sie sind Symptome einer Uebergangsstimmung, auf die man so wenig ein dauerndes System bauen kann, wie man es auf der Grundlage der leidenschaftlichen Berauschtigkeit der Revolution zu thun vermochte. Am wenigsten dürfte man den Schluß ziehen, daß es jetzt an der Zeit wäre, wieder in das verlassene Familienhaus des patriarchalischen Staates zurückzukehren. Nein, dieses wurde verlassen, weil es zu enge geworden war, und heute könnte kein Raum noch weniger genügen, weil seither alle Verhältnisse des Volkes sich ins Wunderbare ausgedehnt haben. Wenn es bisher nicht gelungen ist, das neue Volkshaus fertig aufzurichten und mit all dem erträumten Glanz auszustatten, so gilt es eben, in Geduld zuzuwarten und durch die vielerlei Widerwärtigkeiten und Wechselfälle, die ein Zustand ohne festes Heim mit sich bringt, möglichst wenig verkehrt hindurchzukommen. Ein Volk kann seine politische Bildung selbst im günstigsten Falle nicht im Laufe einer einzigen Generation empfangen, denn die erworbene Bildung muß von den Vätern auf die Söhne überliefert worden sein, um jene innerliche Festigkeit zu gewinnen, die nur die Ehrwürdigkeit der Geschichte geben kann. Wir aber sind erst daran, die lebendige Verfassung der Parteien zu schaffen, durch die die geschriebene Verfassung des Staates ihre Kraft erhält, und die Probe darauf zu machen, was von den fremden politischen Ideen sich unserem Wesen endgiltig eignet und wo sich aus den Worten, die ausgesäet wurden, Wirklichkeiten formen.

Ich möchte in diesem Zusammenhange noch mit einigen Worten der Presse Erwähnung thun, dieser modernsten der gesellschaftlichen Gewalten. Immer gibt es festeingefahrene Geleise oder Bahnen der gesellschaftlichen Mitteilung, die das Wunder vollbringen, daß durch das verwirrende Getöse der Stimmen eines Volkes gewisse Nachrichten überallhin durchdringen. Die Menge, die oft an den wichtigsten Geschehnissen gleichgiltig vorüberflutet, horcht gespannt auf, wenn sie von hier aus angerufen wird, so daß nicht so sehr die innere Bedeutung einer Thatfache für ihre nächste gesellschaftliche Senstation entscheidet, als vielmehr der Weg, auf dem sie zur allgemeinen Kenntniss gebracht wird. Die Zeitung hat die alten für diese Zwecke gebrauchten Mittel, was Raschheit, Reichthum der Nachrichten und Verbreitung anbelangt, so außerordentlich überflügelt, wie der Telegraph oder die Eisenbahn die alten Beförderungsmittel. Sie ist imstande, dieselbe Vorstellung in Tausenden, ja, wenn

man die Presse der Welt als ein Ganzes nimmt, in vielen Millionen von Hirnen gleichzeitig aufblitzen zu lassen und zu kopieren. Diese Kraft hervorgebracht zu haben, ist wahrlich keine der geringsten Schöpfungen der modernen Entwicklung, sie beeinflusst unser Leben wie die Entdeckung irgend einer der großen Maschinen, die die Technik umgestürzt haben, aber wie jede gesellschaftliche Kraft, ist sie im Gebrauche viel heftiger als das unpersönliche Instrument. Scheinbar im Dienste des Publikums führt sie es durch das, was sie ihm mitteilt, durch das, was sie ihm verschweigt. Die Regierungen haben sie stets mit Mißtrauen verfolgt, heute gibt es auch viele Leser, die dasselbe thun oder vielmehr es zu thun glauben, während sie dabei immer noch die ergebenen Sklaven der Vorstellungen bleiben, die ihre Zeitung ihnen zuführt.

Der geriebene Verleger Aslakfen in Ibsens Volksfeind behauptet, daß die Leser es seien, die die Zeitung regieren, aber er weiß recht gut, daß das nicht ganz so wahr ist. Jede Zeitung muß mit ihrem Publikum rechnen, und die Presse eines Landes wird daher dessen Charakter widerspiegeln, aber indem sie sich nach den Eigenheiten ihrer Leser richtet, vermag sie diese gleichwohl zu beherrschen. Sie hat sich mitunter selbst von den politischen Parteien, deren Hilfswaffe sie früher vornehmlich gewesen war, abgelöst und ist dann eine selbständige, ihr eigenes Interesse verfolgende Macht geworden. Sie hat jene Ueberlegenheit erlangt, die jede organisierte gesellschaftliche Macht gegenüber der losen Masse des Publikums ausübt. Eine „schlechte“ Presse kann mit Aussicht auf Erfolg nur durch eine stärkere organisierte Macht, d. h. durch eine bessere Presse bekämpft werden. Wie die Wähler der Willkürherrschaft einer Partei nur dadurch entgehen können, daß sie sich einer anderen anschließen, so hat das Publikum gegen eine schlecht unterrichtete und entartete Presse nur das eine Hilfsmittel, sich einer genauer unterrichteten und anständigen zuzuwenden. Wenn es nicht einmal hiezu genug Selbständigkeit besitzt, dann freilich wird seine Abhängigkeit vollkommen. Unter den Aufgaben der politischen Bildung, die unsere Zeit zu besorgen hat, ist es keine der geringsten, daß das Publikum die Reife gewinnt, sich seine Presse zu wählen.

* * *

Der Gedanke, den Ibsen den Verleger Aslakfen aussprechen läßt, daß die Leser es sind, die die Zeitung regieren, wird oft verallgemeinert in der Form ausgesprochen, daß im Grunde in allen Dingen die Masse,

das Volk mit seiner Ueberzahl die letzte Entscheidung habe und daß das ganze öffentliche Leben zuletzt immer so werden müsse, wie der Charakter des Volkes es bestimme. Was vermöchte denn der einzelne Tüchtige gegen die Vielen? so fragt man. Aber im reinen Sinne der Führerschaft muß man anders fragen: Was vermag nicht ein tüchtiger Mann, wenn er mit den Vielen zusammen ans Werk geht? Gewiß, ein Einfluß wird von der Masse immer ausgehen, denn sie muß mitgewogen werden, wenn das Ganze des Volkes gewogen wird, aber der Einfluß der tüchtigen Minderheit ist unter den beiden Elementen, die das Ganze zusammensetzen; der stärkere, er ist es, der durchschlägt. „Daß sich das größte Werk vollende, genügt Ein Geist für tausend Hände!“ -- sein Gedanke kann Tausende und Millionen durchdringen, ohne von seiner Kraft zu verlieren. Wenn in politisch bewegter Zeit die Führer ängstlich nach den Stimmungen der Menge fragen, so ist es, weil sie nicht die rechten Führer sind. Der rechte Führer fürchtet die Menge nicht, „er wünscht sich einen großen Kreis, um ihn gewisser zu erschüttern,“ er sorgt für ihre Leiden, während er doch, wie der Arzt, ihre Hausmittel zurückweist, ihre Irrtümer regen seinen Widerspruch auf und öffnen seinen Blick, daß er die Quelle findet, wo die anderen nur den Felsen sahen.

Und doch muß die Frage auch gestellt werden, was der Eine gegen die Vielen vermag, denn Führer und Masse wirken keineswegs immer einträchtig zusammen. Sie stehen oft in einem geheimen Ringen gegeneinander, während sie miteinander verbunden am Werke sind, und in den Sachen materieller Macht wird das Ringen zum Kampfe um die Teilung des gemeinsam Gewonnenen. Die griechischen Geschichtschreiber wissen aus den Zeiten der demokratischen Vollkraft von der Undankbarkeit der Menge viel zu erzählen, die die großen Männer beiseite schiebt, sobald ihr Dienst gethan, um sich anderen Führern zu ergeben und auch deren Kraft zu genießen und auszusaugen. Und so wie damals, wirkt zu allen Zeiten ein Egoismus der Masse, um den Führer auszunützen, wie die Bauern den Götz ausnützen. Die führenden Männer und Klassen ihrerseits, nachdem sie auf den Schultern der anderen die Höhe erklimmen, stoßen diese gar oft zurück, statt ihnen hilfreich die Hand zu bieten; während sie klagen, daß sie allein die Kultur behüten, die vom Pöbel bedroht sei, geht die große Klage wider sie, daß sie nicht führen, sondern herrschen, daß sie nicht herrschen, sondern ausbeuten.

Jede Darstellung über die gesellschaftlichen Gewalten wäre in einem der wesentlichsten Punkte unvollständig, die nicht auf diesen Kampf

zwischen Führern und Masse einging, und ich muß daher die Versammlung bitten, mir ihre geneigte Aufmerksamkeit noch für einige Erörterungen nach dieser Richtung zu schenken. Ich werde zu zeigen haben, wie das Kraftverhältnis zwischen Machthabern und Massen im Laufe der geschichtlichen Entwicklung wechselt. Ich werde zu zeigen haben, daß die Staatsgewalt, welche ihren Ursprung in der inneren Zustimmung der Bürger hat, auf den Wegen der Eroberung von den Siegern den Unterworfenen als äußere Gewalt aufgelegt werden muß, und wie die schmerzende Dissonanz, die damit in den Akkord der Meinungen eintritt, erst ganz allmählich sich wieder zum Einklang aufzulösen strebt.

Die Menschen sind nicht mit dem fertigen Begriffe des Staates in die Geschichte eingetreten. Niemand kennt ihn, niemand ahnt ihn, er mußte erst auf einem langen Wege gefunden werden, den der Egoismus der herrschsüchtigen Männer und Völker ausgespürt hat, welche im Banne ihrer ehrgeizigen Träume die Ueberlegenheit der organisierten Masse erkennen. Die naturwüchsigen kleinen Verbände, die Horden und Stämme, waren bis zu einem gewissen Grade durch gemeinsame Abstammung in größere Gruppen geordnet, die mancherlei freundschaftliche Beziehungen unterhielten, aber diese waren zu schwach, als daß sich an ihnen der gesellschaftliche Trieb einer barbarischen Welt hätte weiter entwickeln können. Nicht freiwilliger Zusammenschluß hat die Menschen vereinigt und konnte sie vereinigen, sondern nur die Gewalt, die der Stärkere wider den Schwächeren ausübte und durch die allein der sonst unbefiegbare Widerstand eines ungebrochenen Freiheitsfinnes, der beharrenden Trägheit und des tiefsten Mißtrauens gegen alles Fremde überwunden werden konnte. Durch nachbarliche Eifersucht und die steigende Not des Lebens werden die kleinen Verbände fort und fort in allerlei Handel um Jagdgebiete, Weideplätze, Weiber verwickelt, und die Sieger lernen die Vorteile des Zusammenlebens in einer größeren Gemeinschaft durch den Gewinn von Beute, Sklaven, Tribut zunächst in den rohesten Formen kennen, Vorteile, die sie in wildem Triumphgefühle genießen, welches darum gesteigert wird, weil sie wissen, daß sie im Falle der Niederlage von den Gegnern alles das selber zu fürchten hatten, was sie nun ihnen an Uebeln zugefügt haben. Die einmal erworbene Uebermacht lockt in einem barbarischen Zeitalter zu weiterer Ausnützung, der höchste Sinn ist auf Eroberung gerichtet, Weltreiche werden begründet. Dieser unendliche Gräuel des Krieges, von dem die Geschichte nur das Geringste berichtet.

weil sie nur von den Siegen der endlich siegreichen großen Völker erzählt, ist doch nicht umsonst gewesen. In blutiger Entscheidung sind einmal diejenigen Völker herausgehoben worden, die ihre Eignung zum Staate durch die Tugenden des Krieges bewiesen haben, eine erste rauhe Auslese, bei der all die Stämme zur Seite geschleudert wurden, deren Eingebung an ihr Volkstum nicht stark genug war, um sich in Kampf und Tod zu bewähren. Aber wie viele von den oft lawinenartig anwachsenden Weltreichen sind nicht wieder und oft sehr bald in Staub zerfallen! Araber und Mongolen, die einst die Welt in Schrecken gesetzt haben, sind längst wieder zu kleinen nomadischen Stämmen herabgesunken, die auf ruinenbedecktem Boden ihre Herden weiden. Auf längere Dauer haben sich immer nur diejenigen Staatsweisen erhalten, die aus den Tugenden des Krieges die des Friedens abzuleiten vermochten und zu Einheit, Unterordnung, Zusammenwirken auch für die Geschäfte der Verwaltung gelangten. Aber keinem von den Staaten des Altertums war es beschieden, bis auf unsere Tage auszudauern, sie alle hatten den Keim des Verfalles von ihrer Begründung her in sich. Durch kriegerische Uebermacht entstanden, sind sie niemals in das volle Gleichgewicht des Friedens gekommen. Mehr oder weniger ist überall ihre Militärverfassung die Unterlage ihrer Staatsverfassung geworden, niemals hat friedliche Arbeit bei ihnen ihre volle Stätte gefunden, immer hat das Schwert gegen die eigenen Bürger gewütet und damit endlich den Staat zerstört. Von ihnen gilt das Wort: Wer das Schwert gebraucht, kommt durch das Schwert um.

In der Form der Despotie, die so oft wiederkehrt, erkennen wir den Ausdruck für die Machtstellung der siegreichen Führer im Felde, der großen Eroberer. In ihnen wirkt die Staatsidee als barbarische Königs-idee, als ein schier maßloses Verlangen nach Macht und Herrschaft, verbunden mit einer ebenso überquellenden Kraft, ihr Gelüste zu befriedigen. Sie sind es vornehmlich, die den Staat, wenn auch erst im Rohen, geschmiedet haben, sie erziehen ihr Volk zu Kampf und Sieg, sie ahnen voraus, was sich aus den vereinigten Kräften der Sieger und Besiegten an neuen, erhöhten Kräften zusammenballen läßt, sie sind Herrschernaturen auch darin, daß sie durch alle Mittel auf die Menschen wirken, Bewunderung wie Schrecken hervorrufen, die Tapferkeit der Tapferen, die Feigheit der Feigen zu nützen wissen. Sie kennen die Psychologie der Massen, und so organisieren sie nach den barbarischen Grundsätzen ihres Zeitalters den Staat als eine tyrannische Militärmacht.

Weitaus den größten Veruß zum Staate, nicht bloß für dessen kriegerische Aufgaben, sondern auch für seine friedlichen Geschäfte, besaßen unter allen Völkern des Altertums die Römer. Ihnen ist es gelungen, ein mehr als tausendjähriges Reich zu errichten, das die ganze Welt des mittelländischen Meeres umspannte; die dauernde Romanisierung des europäischen Westens ist das Zeugnis dafür, daß sie nicht bloß unterwerfen konnten, sondern auch zu verwalten vermochten. Die bewunderungswürdige Größe dieses Volkes kommt wohl am stärksten in der Thatfache zur Geltung, daß sie, das erste Militärvolk der Welt, ihre bürgerliche Freiheit solange bewahrt haben. Die bekannte Erzählung von Cincinnatus, der vom Pfluge zur Diktatur gerufen wurde und von der Diktatur zum Pfluge zurückkehrte, ist für das römische Wesen typisch: als Diktator durch die Monate seines Amtes hindurch Herr über Tod und Leben, dem die Mitbürger sich widerspruchslos unterwarfen, war er, sobald er sein Amt niedergelegt hatte, wieder ihresgleichen, und sie fühlten sich seinesgleichen, mit unverkümmertem Freiheits- und Bürgergefühl. Niemals hat ein Volk wieder eine solche Gewalt über sich selbst, eine solche Größe des Willens besessen, eine solche Kraft zu gehorchen und zu herrschen. Sie bereiteten dem siegenden Feldherrn den stolzen Triumphzug, aber niemals in der Zeit ihrer Volkskraft ließen sie sich von dem persönlichen Zauber des Siegers verblenden, sondern unverrückt hielten sie an den Einrichtungen ihres Staatswesens fest. Diese unbeugsame Klarheit des Willens wäre fast nüchtern zu nennen, wenn sie nicht so großartig jeden Zweck des Staates in Krieg und Frieden zu erfüllen vermocht hätte. Die reifste Frucht dieses ihres Wesens haben sie der Nachwelt im römischen Rechte hinterlassen. Wenn dieses dem, der es heute studiert, als eine höchste Leistung des abstrahierenden Verstandes erscheint, so ist es damals, als es im Widerstreite der Interessen durch Gesetz und Richterpruch geschaffen werden mußte, zugleich eine höchste Leistung des unbeugsam festen Willens gewesen, der es vermochte, alle Trübungen der Leidenschaft fernzuhalten, damit die Logik des Verstandes rein zu Worte komme.

Aber selbst die ungeheure Kraft des Römervolkes ist der Aufgabe unterlegen, mit vornehmlich militärischen Mitteln einen Staat zu schaffen, der erst erobert und dann an seinen weiten Grenzen unaufhörlich verteidigt werden mußte. Die unterworfenen und dem Staate einverleibten Völker waren von schwächerem Gefüge als die Sieger; unter dem eisernen Griffe der römischen Statthalter verarmten sie und wurden sie dezimiert. Als die Legionen mit Barbaren gefüllt waren, da riefen diese sehr bald

ihre Feldherren zu Kaisern aus. Auch Rom ist unter der schweren militärischen Rüstung zusammengebrochen, die ihm seine Geschichte aufgenötigt hat.

Dieser Gedanke, daß die Gewalt den Staat zwar erschaffen muß, daß sie ihn aber nicht erhalten kann, wird uns durch die Geschichte des Mittelalters bestätigt. Die abendländischen Staaten, die auf den Trümmern der römischen Welt aufgerichtet wurden, konnten sich viel von dem Baue der Römer zu Ruhe machen, der Sinn der Zusammengehörigkeit, ja die Idee des Kaisertums lebte lange fort; aber trotzdem waren auch sie alle auf Kampf gestellt, sie waren Militärstaaten. Derjenige unter ihnen, der es am ausgeprägtesten war, das stolze Spanien, ist zuerst in sich zusammengebrochen. Der andere große Militärstaat, Frankreich, war, bevor die Revolution die alten geschichtlichen Feudalmächte wegräumte, nahe daran, die Kraft seiner bäuerlichen Bevölkerung durch Steuern und Elend zu erschöpfen.

Was Virgil von den mythischen Anfängen des römischen Staates sagte, „daß es so großer Mühe bedurfte, ihn zu gründen“, gilt für die geschichtliche Wirklichkeit dieses wie jedes andern Erobererstaates. Sie alle mußten endlich an der Arbeit zu Grunde gehen, die es kostete, sie zu schaffen. Um diese Arbeit zu leisten, müssen die Organe des Staates in Mißbildung ausarten, das Zentrum, die Führung wird zu stark, wird hypertrophisch, die Massen dagegen sind um ihre Widerstandskraft gebracht und werden von der herrschenden Minderheit erdrückt. Jeder Versuch des Aufstandes der verzweifelnden Menge wird niedergeschlagen und führt — die antiken Sklavenkriege, aber auch die Bauernkriege der beginnenden Neuzeit sind Beispiele — zur Verschärfung ihres Joches. Trotzdem endigt der Sieg der Waffen mit der inneren Auflösung des Gemeinwesens, das von seinen Wurzeln aus verdorrt. Jenes Bild, das man auf die Revolution angewendet hat, von Kronos, der seine eigenen Kinder verschlingt, paßt in Wahrheit auf den alten Zwingstaat und die Gewalt Herrschaft, die die Bürger und Völker aufreibt.

Während das innere Asien, die Wiege des Menschengeschlechtes und der Schauplatz seiner ersten geschichtlichen Entwicklung, das gestörte Gleichgewicht nicht wieder herzustellen vermochte, haben die westlichen Völker, sei es, weil sie die kräftigeren waren, sei es, weil sie nicht in der ersten Kampflinie gestanden und erschöpft waren, immer wieder neue Kräfte in sich gefunden, um die gefährdete Freiheit zu retten. Und so sind die

Staatenbildungen des Altertums weltgeschichtlich doch nicht vergebens gewesen, denn sie haben den Boden für die neuen ausgleichenden Kräfte vorbereitet, die auf der von ihnen geschaffenen Grundlage für die Freiheit gewirkt haben.

Dem gewaltigsten Bau menschlicher Herrschaft, der jemals aufgerichtet worden ist, dem römischen Reiche, ist auf seinem eigenen Boden die großartigste Gegenkraft entstanden, die jemals zu Gunsten der bedrohten Freiheit aufgetreten ist, das Christentum. Es ist nicht nur auf seinem Boden entstanden, es ist von ihm selber vorbereitet worden. In seinen weit ausgedehnten Grenzen hat das römische Reich jeden Gegner bezwungen, alle Völker unter seine Herrschaft gebracht, sie entwaffnet, an einander gewöhnt, aus Fremden und Feinden zu Bürgern desselben Staates oder wenigstens zu Sklaven desselben Herrn gemacht. Die Römer haben die Vorstellung der Zusammengehörigkeit aller so weit vorbereitet, als sie durch menschliche Zwangsmittel vorzubereiten war: ein Reich, ein Herr war geschaffen. Das Christentum hat die höhere Botschaft der Liebe gebracht, es hat den Mitbürger als unsern Nächsten zu lieben geboten so wie uns selbst, es hat die Vorstellung des Menschentums gewonnen. Der alte Staat und der neue Glaube haben sich in einem überaus merkwürdigen Kampf gemessen, in dem der unbewaffnete Teil seinen mächtigen Gegner überwältigt und überwachsen hat. Wenn sich die Kraft des Römervolkes durch das Blutopfer auf dem Schlachtfeld bewährt hat, so hat sich die der Christen durch das schwerere in der Verfolgung bewährt. Das Schwert, dem kein Feind zu trotzen vermochte, ist vor den Verfolgten machtlos geworden. Als endlich das römische Reich in sich zerrüttet vor den Stürmen der Völkerwanderung in Trümmer sank, stand das Christentum aufrecht und hat die germanischen Sieger überwunden. Es hat die antike Kultur, die der weltliche Arm nicht zu verteidigen vermochte, aus der alten Welt für die neue gerettet und darunter als kostbarstes und schwersterworbenes Gut die Vorstellung der menschlichen Gemeinsamkeit. So hat es aus der Blutarbeit des Altertums den weltgeschichtlichen Reinertrag gezogen, der für immer in den Schatz der Kulturnationen hinterlegt wurde.

Kampf und Krieg sind freilich seither nicht erloschen, aber sie sind gemildert worden. Die Menschen stehen sich seither nicht mehr als Feinde gegenüber, die einander mit dem Außersten bedrohen, so daß der Sieger den Besiegten vernichten muß, um nicht von ihm vernichtet zu werden.

Aus den Kriegen der Bürger um Leben, Freiheit und Besitz sind Kriege der Staaten geworden, durch ein gefitteteres Völkerrecht geregelt.

Die Germanen, die das große römische Reich in Trümmer schlugen, haben auf Grundlage der Ueberlieferungen der Römerherrschaft kleinere Reiche geschaffen, in denen ihr trotziges Selbstgefühl einerseits den überkommenen Staatsbegriff mehr und mehr zerrieb, andererseits Eroberungslust und Herrschsucht den Ansaß zu neuen größeren Staatsbildungen fanden. Eine Weltmacht im alten Sinne wurde nicht mehr begründet und denn auch kein solches militärisches Uebergewicht mehr geschaffen, dennoch waren alle die Staaten des Mittelalters Militärstaaten und ihre Verfassung war wesentlich eine militärische, das ritterliche Lehenwesen, durchsetzt mit einer Vertretung der neuen geistigen Macht, der Kirche. Ueberall ging unter dieser Verfassung die alte bäuerliche Volkskraft zurück, in Frankreich schien sie eben zur Reige zu gehen, aber inzwischen war auf dem beruhigten Boden der im Krieg zusammengeschmiedeten Staaten eine neue Kraft emporgekommen, die Stadt mit dem besitzenden Bürgertum und der modernen Bildung. Sie hat im Bündnisse mit den Bauern den modernen Staat erkämpft.

Das Zeitalter der Aufklärung hat die ausgleichenden Kräfte, die auf dem Boden des Feudalstaates zu Gunsten der Volksfreiheit emporgekommen sind, in eine neue Vorstellung zusammengefaßt, die Vorstellung der modernen Gesellschaft. Dem Worte Ludwig XIV. „Der Staat bin ich“ antwortete sie mit dem Gedanken, daß der Staat für die Interessen aller bestimmt sei. Mit der Anschauung der Gesellschaft schließt eigentlich erst das Mittelalter ab, wie mit dem christlichen Gedanken das Altertum. Der Gedanke der Gesellschaft ist eine irdische Erneuerung oder Ergänzung des Christentums, er betont die Zusammengehörigkeit der Menschen für die realen Aufgaben des Staates und darum ist er, obwohl er kosmopolitischer Ausdehnung nicht unfähig ist, doch vornehmlich innerhalb der Staatsgrenzen beschränkt.

Der gesellschaftliche Gedanke hat in der kurzen Spanne seines Bestandes außerordentliches geleistet. Es wird immer ein Ruhmestitel unserer Zeit sein, daß sie den Egoismus der Bildungsbestrebungen gebrochen hat und daran gegangen ist, den Strom der Bildung in den Boden des Volkes zurückzuleiten. Jede Kultur, die auf eine kleine, in der Macht befindliche Minderheit beschränkt ist, ist eine Kultur auf wenig Augen und immer der Gefahr des Stillstandes und Erlöschens ausgelegt, weil die schaffende Kraft einer kleinen Zahl von Menschen, auch wenn sie

einem hochbegabten Stamme angehören, nach einer verhältnismäßig kurzen Reihe von Generationen erschöpft sein wird. Die erste Sorge muß es immer sein, wahre Bildung zu gewinnen, aber die nächste ist die, ihren Samen überallhin zu verbreiten, damit er im ganzen Volke aufgehe. Was die Ausbreitung des Christentums für die moralische Bildung gethan hat, das thut unser Zeitalter für die intellektuelle. Eine breite Kultur beginnt sich zu eröffnen, die, wenn sie aufgeblüht sein wird, die ausgleichenden, für die Freiheit wirkenden Kräfte mächtiger als jemals gestalten und mit ihnen dauernde Bürgschaften der Kultur geben wird.

* * *

Im modernen Staate haben sich der alte Militärstaat und die neue bürgerliche Welt versöhnt und wechselseitig durchdrungen. Der tragische Konflikt der Weltgeschichte, daß der Staat, den die Menschen brauchen, nur durch Blut und Eisen gewonnen werden konnte, löst sich in dem Frieden des modernen Kulturstaates, dessen ungeheure Leistungen jeden Gefitteten mit Ehrfurcht erfüllen. Freilich ist die kriegerische Epoche der Geschichte noch lange nicht ganz abgeschlossen. Es sind nur wenige Jahrzehnte her, seit die beiden leztgegründeten Staatswesen des zentralen Europas, Italien und das Deutsche Reich, im Kriege geboren wurden, und noch tönen uns die Bismarckschen Worte, daß es ein aussichtsloses Bemühen war, Deutschland durch Kammerreden zu einigen oder zusammenzuturnen und zusammenzufingen. Niemals auch war die Welt in so schwerer kriegerischer Rüstung als gegenwärtig. Aber trotz alledem und wie groß auch der Einfluß sein wird, den die militärische Organisation auf den Prozeß der Staatenbildung noch weiterhin zu nehmen berufen ist, so muß man doch erkennen, daß unsere militärischen Zustände mehr ein Ergebnis der Vorgeschichte als der genaue Ausdruck der führenden Kräfte sind, die die Gegenwart beherrschen. Sie bezeichnen die angestammte Leistung einer Geschichtsepochen, in der die kriegerischen Entscheidungen die wichtigsten gewesen sind — daher denn die älteren Historiker mit Recht und im treuen Gefühle ihrer Zeit uns die Kriegsgeschichte als das erste der Geschichte erzählen — während später mehr und mehr die Probleme des inneren Ausbaues der Gesellschaft hervortreten.

Während der alte Konflikt fast versöhnt ist, hat die Gegenwart einen neuen Konflikt zwischen Machthabern und Massen, zwischen Fortschritt und Elend erregt, inmitten dessen wir jetzt stehen. Die Erfindungen der Technik, die Zusammenhänge des Weltverkehrs haben die alten Ver-

hältnisse der kleinen Betriebe gesprengt, sie weisen gebieterisch auf große, ja gigantische Betriebe und auf allerlei weit angelegte und enggeknüpfte Verbände hin. Die Masse der kleinen Leute hat kein Verständnis für die Forderungen der Zeit. Nüchtern sucht jeder sein Stück ererbter Selbständigkeit zu bewahren, nur widerstrebend und im geringsten Maßstabe bequemen sie sich zur freiwilligen Assoziation. Unterdessen wird über ihre Köpfe hinweg und auf Kosten ihrer Existenz das Neue von einer Minderzahl kühner, unternehmungslustiger Männer geschaffen, die die großen Betriebe einrichten, die großen Kapitalien konzentrieren und für die Volkswirtschaft das sind, was einst kriegerische Führer und Staatsmänner im Zeitalter der Eroberung für den Staat waren. Wie diese sind sie von ihrem egoistischen Verlangen geleitet, aber wie diese verdanken sie ihre Erfolge ihrer organisatorischen Kraft, die sich nicht im Technischen der Betriebe allein bewährt, wo sie den Fortschritt aus den Laboratorien in die Fabriken übertragen, sondern auch in der Leitung und Schulung der großen Menschenmengen, die sie zur gemeinsamen Arbeit zusammenbringen und durch die sie den Gedanken, daß die vereinigte Kraft der zerstreuten überlegen sei, auf immer neuen Gebieten verwirklichen. Da unser Zeitalter ein Zeitalter der Technik ist und seine höchste Energie sich dahin wendet, so gehören sie mit zu den Trägern des Fortschrittes und sind trotz aller Widerstände, die sie finden, doch die Männer der Zeit, denen die Gunst der Zeit entgegenkommt. Ihr Kampf mit den Elementen der alten Wirtschaft endet mit ihrem Siege, und indem sie die Organisation, durch die sie gesiegt haben, auch weiterhin beibehalten, mit einer Verfassung der Betriebe, die man nur als absolute bezeichnen kann. Der alte tragische Konflikt, daß der Fortschritt ins Große den Menschen aufgezwungen werden muß und daß das was geschehen muß, nicht ohne Kampf und leider auch nicht ohne Schuld geschehen kann, ist wiedergekehrt. Die Szene ist vom Schlachtfelde auf den Markt und in die Werkstätten verlegt, die Waffen sind gewechselt, aber die Opfer an Existenzen, die Verluste an Glück sind nicht minder groß.

Der Jurist ist gewohnt, das Verhältnis zwischen Unternehmern und Arbeitern als ein rein privates zu betrachten und auf gleiche Stufe mit all denjenigen zu stellen, in welchen Leistung und Gegenleistung durch die Uebereinkunft der Parteien vertragsmäßig festgestellt werden — in der That aber ist mit der Stellung des Unternehmers immer auch eine gewisse gesellschaftliche, eine gewisse öffentliche Gewalt verbunden. In jedem Dienstverhältnisse steckt etwas von Ueber- und Unterordnung, und

in der Ueberordnung, die der große Unternehmer über hunderte und tausende von Arbeitern hat, steckt der Ansaß zur Stellung eines modernen Feudalherrn. Wie früher der große Grundbesitzer unter dem Titel des privaten Grundeigentums öffentliche Gewalten ausübte, so findet der große Unternehmer den Zugang zu solchen unter dem Titel des privaten Arbeitsvertrages. Wäre die Staatsgewalt heute noch so ohnmächtig, wie sie es in der Feudalzeit war, so würde dieser Ansaß so üppig ausgeschossen sein, wie einst die Macht der alten Feudalherrn. Der moderne Staat, über ungleich größere Autorität verfügend, hat den Unternehmern jedoch durch seine Gesetzgebung Schranken zu ziehen vermocht und hat sie unter seine Oberaufsicht gebracht. Dank dem freiheitlichen Zuge unserer Zeit ist außerdem die Arbeiterschaft selbst aus der Kraftlosigkeit, in die sie die ersten reißenden Erfolge der Fabrik und des großen Betriebes geworfen hatten, an vielen Orten erwacht und hat sich unter zunehmenden Erfolgen als Gegenpartei und als neues Zentrum zur Wahrung der Massenfreiheit gesammelt. Wie einst die Bürger im Staat, so verlangen heute die Arbeiter im Gebiete des Erwerbes Freiheitsrechte und Anteil an der Herrschaft. Hier wie dort ist die patriarchalische Fürsorge, die der gütige Fürst wie der wohlwollende Unternehmer pflegt und die gleichwohl den Bürgern nicht genügt hat, wie sie den Arbeitern nicht genügen kann, der Uebergang zu der unabweislichen rechtlichen Ordnung der beiderseitigen Ansprüche und Pflichten. Wie einst dort, so gehen heute hier die lautesten Wünsche bis zur Republik — zu der den monarchischen Unternehmer ausschließenden Arbeiterassoziation für den einzelnen Betrieb, ja zum demokratischen Wirtschaftsstaate; vielleicht wird die „konstitutionelle Monarchie der großen Betriebe“ das Endergebnis sein, und die staatliche Arbeitergesetzgebung durch eine fortschreitende Berechtigung der Arbeiter am Unternehmen ergänzt werden.

Hier wie dort ist die Gegnerschaft bis zum Verlangen der Anarchie, der Beseitigung aller gesellschaftlichen Gewalten gesteigert worden. Es gehört nicht in den Zusammenhang meiner Rede, von der Anarchie in ihrer grauenhaften, der terroristischen Erscheinung zu sprechen, aber ich kann nicht an dem Grundgedanken der friedlichen Anarchie schweigend vorübergehen, die die innere Ueberzeugung der Menschen dafür gewinnen will, daß Friede auf Erden erst sein wird, bis alle Herrschaft erloschen, bis kein Mensch mehr des anderen Gebieter wäre. Ich brauche nur den Namen ihres jüngsten Propheten zu nennen, Tolstoi, zuletzt und am

größten in seiner „Auferstehung“, um den Beweis zu führen, daß die friedliche Anarchie von Männern gelehrt wird, deren Herzensreinheit außer Zweifel steht, deren Gerechtigkeitsgefühl nur zu empfindlich ist. Die friedliche Anarchie ist keineswegs völlig im Irrtum, nein, sie erkennt mit Recht das Ueble, das die öffentlichen Gewalten während ihrer Entwicklung über die Menschen bringen und das unser deutsches Wort, welches auf das Gewaltige nicht nur, sondern auch auf das Gewaltfame hindeutet, mit anklingen läßt. Aber wie Hamlet in dem berühmten Monologe, in welchem er auch „des Mächtigen Druck“ und „den Uebermut der Aemter“ anklagt, in die Bilanz von Sein und Nichtsein nur das einstellt, was das Leben belastet, so verfährt die friedliche Anarchie in Beziehung auf die Bilanz der Weltgeschichte. Sie klagt nur an, sie empfindet nur die Leiden des Kampfes, aber sie sieht nicht seine ernste Notwendigkeit und sie rechnet nicht das kraftvoll Errungene.

Die Menschen, diese nach der klassischen und vielbewunderten Erklärung des Aristoteles gesellschaftlichen Wesen, haben sich niemals in die großen gesellschaftlichen Verbände freiwillig eingefügt. Ihre Unabhängigkeit über alles liebend, einander fremd und mißtrauend, ohne jedes äußere Hilfsmittel der Verständigung hätten sie den Weg zum Staate und damit zur menschlichen Gemeinschaft niemals gefunden, wenn sie nicht der Egoismus der Herrschernaturen und der Eroberervölker auf denselben gedrängt hätte. Dieser Egoismus hat Großes geschaffen, indem er den Verus der Menschen zur Gesellschaft erkannte und ausbildete, aber er hat nicht nur schwere Opfer gefordert, sondern an vielen seiner Werke ist etwas von seinem Geiste haftengeblieben. Unsere Aufgabe jedoch kann es nicht sein, um dieses Beifalles willen das ganze Werk zu zerstören, unsere Aufgabe kann es vielmehr nur sein, das Werk zu reinigen. Geseht, es könnte den Anarchisten gelingen, die geschichtlich gewordenen Herrschaftsverhältnisse alle wieder aufzulösen und aus dem Gedächtnisse der Menschen ganz und gar zu tilgen, so wäre das ein ungeheurer Kulturverlust, und der ganze blutige Weg, um den Staat zu erringen, müßte noch einmal durchgekämpft werden. Statt den Krieg für immer aus der Welt zu schaffen, würde man den Kriegsgeist auch dort, wo er schon fast beruhigt ist, nur aufs neue wieder entzündet haben.

Wie aber, durch welche Mittel vermöchte ein Volk aus den gesellschaftlichen Gewalten alle Spuren der „Gewalt“ zu entfernen? Welche begründete Aussicht hätte es, nach Zeiten der Knechtschaft, die es dumpf ertragen hat, plötzlich als ein kraftvolles, freies Volk aufzustehen? Welch

neue Thatsache könnte auf einmal den Massen, die eben noch von der Minderzahl bezwungen waren, das Uebergewicht über ihre Bezwinger verleihen?

Die Frage hat für die modernen Kulturenationen ihre äußerste Dringlichkeit verloren, denn der Uebergang von den Zeiten des Zwanges zu denen der Freiheit ist von ihnen, wenn auch nicht fertig vollzogen, doch siegreich angebahnt worden, seitdem der moderne Verfassungsstaat begründet, seitdem die bürgerliche Unfreiheit getilgt, seitdem in Glaubenssachen Toleranz zugestanden ist, seitdem das wissenschaftliche Denken freie Bahn hat. Aber doch hat noch keine Nation das von Faust vorgesehnte höchste Glück „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn“ ganz erreicht, noch hat sich keine, wie Faust es sagt, ins Freie gekämpft, überall sind noch die Spuren von früher zu bemerken, weniger in der Geltung der alten Gewalten, als vielmehr in der Hilflosigkeit derer, die von altersher an Gehorsam gewöhnt, jetzt sich selber überlassen sind und jenen — zum nicht geringen Teile ganz neugebildeten — Mächten zur Beute zufallen, die gewissenlos genug sind, ihre Schwäche zu mißbrauchen. Wird auch dieser Schwächezustand noch überwunden werden? Welche Aussicht ist eröffnet, zur vollen Genesung zu gelangen?

Ich habe in meinem Vortrag versucht, die Thatsachen der Geschichte auszubreiten, die auf all dies die Antwort geben. Ein gesundes Volk fügt sich auf die Dauer stets in jene gesellschaftliche Ordnung, die der geschichtlichen Aufgabe jedes Zeitalters gemäß ist; es ist wie ein guter Mensch in seinem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt. Das Zeitalter der erobernden Staatenbildung hat militärischen Gehorsam gefordert, Unterordnung unter ein strammes Regiment. Was zuerst innere Notwendigkeit gewesen ist, hat späterhin durch die Kraft der Beherrschung wohl oft seine Zeit überdauert und sich bis zu harter Gewalt verdichtet, aber die europäischen Nationen haben, vor neue geschichtliche Aufgaben gestellt, stets wieder die Kräfte in sich gefunden — die Energie neuer führenden Geister, die Lebendigkeit und Aufnahmefähigkeit der Massen — um sich neue, höher entwickelte Ordnungen zu geben. Nachdem der Staat gebaut war, haben sich bei den Kulturenationen die aus jener früheren Epoche stammenden, erst noch übermächtigen Gewalten nach und nach aufgelöst, und neben ihnen werden mehr und mehr die in den Künsten des Friedens führenden Männer und Klassen mit an die Spitze berufen. Gegenwärtig, da der Erwerb neu im Großen organisiert werden muß, müssen es wieder die Organisatoren des Erwerbes sein, die vor der

Masse der Erwerbsarbeiter zur Geltung kommen, aber endlich nach der Epoche der Heroen, der Entdeckungen und der Erfindungen wird auch die ausführende Arbeit und mit ihr die Masse des Volkes mehr hervortreten, dann wird das natürliche Uebergewicht der Zahl und das Bedürfnis stärker entscheiden, und eine gleichmäßigere Verteilung wird gelten. Wie Zugvögel, die ihren Flug in keilsförmiger Ordnung nehmen, um, am Ziele ihrer Reise angelangt, sich bequem, jeder zu seinem Neste, auszubreiten, so werden die Menschen, nach den Zeitaltern des Eroberungsrechtes und des Erwerbsrechtes der werdenden Volks- und Weltwirtschaft mit ihrer Begünstigung der voranschreitenden Führer, späterhin zu einem gleichmäßigeren Genußrechte übergehen, jemehr die Staatenbildung vollendet und die großen Linien der nationalen und internationalen Betriebsorganisation gezogen sein werden. Dann wird es für die Massen nach dem langen Winter des Mißvergnügens glorreicher Sommer werden.

Solch eine Erwartung ist kein leerer Wahn. Was Lassalle in seinem Siedingen von der Geschichte sagt „Es ist Vernunft ihr Inhalt, doch ihre Form bleibt ewig die Gewalt“, ist in seinem zweiten Satze glücklicherweise nicht ganz wahr. Durch die Geschichte geht, in stufenweiser Erfüllung, nach allen Zeiten der Gewalt immer wieder ein feuriges, inniges Bestreben der versöhnenden Liebe, die das von den Siegern Errungene für die Menschheit gewinnt, die die Wurzeln der Volkskraft wieder erfreicht und neue Blüten bringt.

Noch sind wir freilich von solchem Ziele weit entfernt. Aus dem Sturm und Drang der Staatenbildung sind wir zu einem ruhigeren Gange des politischen Lebens gelangt, aber wir stehen noch inmitten des Sturmes und Dranges der wirtschaftlichen Organisation. Aus jener ersten Epoche her ist uns ein schweres, geschichtliches Erbe hinterlassen, die in die Tiefe der Unbildung und Not versenkten Volksklassen. Viel ist in unserer Zeit gethan worden, um das Uebel zu mindern, viel aber ist auch hinzugekommen, um es zu mehren. Wenn wir ermaßen, was noch alles zu geschehen hat, bis das Werk der Kultur vollendet sein wird, so sehen wir noch Ungeheures vor uns. Solange nicht wenigstens die proletarischen Viertel in den großen Städten und die Arbeiterchaften in den Industriebezirken so nach den Kulturmitteln der Zeit versorgt und befriedet sind, wie das alte bäuerliche Dorf nach den Kulturmitteln der Vergangenheit mit Kirche und Schule ausgestattet war, haben wir das Maß vergangener Jahrhunderte noch nicht erreicht. Und wie viel bleibt

noch darüber hinaus zu thun! Goethe und Schiller leben erst für einen kleinen Bruchteil der deutschen Nation. Die Menschen wieder einander gleichmachen, wie damals, bevor sie von ihren Ursitzen aus die Wanderung zu Sieg und Eroberung antraten und bevor sie der Lauf der Weltgeschichte in Mächtige und Schwache, in Reiche und Dürftige, in Gebildete und Ungebildete, in Lebenshungrige und Uebersättigte, in Arbeitsmenschen und Genußmenschen auseinanderriß; im Besitze der Kultur sie wieder zu der Einheit zusammenführen, in der sie lebten, als sie noch in den Anfängen waren: das ist die große Aufgabe. Dann erst werden die gesellschaftlichen Gewalten ganz rein, dann erst wird die Freiheit und mit ihr die Kultur endgiltig gesichert sein. Sie, die Sie als junge Männer hier in diesem Saale stehen, werden in das Ringen des sozialen Kampfes tief verwickelt sein. Halten Sie sich in aller Verwirrung des Kampfes als das eine, als das letzte Ziel immer dies vor Augen, helfen Sie jeden Fortschritt, der auf den Höhen der Gesellschaft gemacht wird, in den Tiefen des Volkes verankern, um ihn für immer zu sichern.



Benedek und der Krieg von 1866.

Von **Ottokar Weber.**

Fünfunddreißig Jahre sind dahingegangen, seit unser engeres Vaterland Böhmen, und da besonders wieder Deutsch-Böhmen von den Schrecken eines Krieges heimgesucht worden ist, den man damals einen Bruderkrieg genannt hat. Ein Krieg, der, wie Moltke einmal selbst zugestanden hat, „nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen war, sondern ein im Kabinett als notwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf gewesen ist, nicht für Vandalenverwüstung, Gebiets-erweiterung oder materiellen Gewinn, sondern für ein ideales Gut, für „Machtstellung“. Es war ein Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, durch den die alte Rivalität zwischen Preußen und Oesterreich — wer könnte den Jahrhunderten vorgreifend sagen, endgiltig? — ausgetragen worden ist.

Die Zahl derer hat sich gelichtet, die die Schreckenstage des Sommers 1866 mitgemacht haben, eine neue Generation ist herangewachsen, die jenen Ereignissen mit kühler Wißbegierde gegenübersteht und darin nur etwas Geschehenes sieht, über das zu urtheilen, das zu prüfen und zu er-

wägen ein gutes Recht der Wissenschaft geworden ist. Von diesem Rechte ist in letzter Zeit ausgiebiger Gebrauch gemacht worden: eine Reihe vorzüglicher Schriften hat sich mit den Ereignissen des Jahres 1866 beschäftigt.¹⁾ Naturgemäß mußte da besonders die Persönlichkeit in den Vordergrund treten, die bestimmt gewesen ist, jenen Kampf auf österreichischer Seite zu leiten und der dann Schuld und Fehler an dem unglücklichen Ausgange zugeschrieben worden ist. Es möchte sich wohl lohnen, an der Hand dieser neuen Literatur die Ereignisse jenes Jahres wieder vor die Erinnerung zu locken und — durch der Zeiten Lauf von jedem Wundgeföhle frei — in abgeklärter Ruhe zu prüfen, wie Benedek gewesen ist, wie groß seine Schuld oder Nichtschuld war und wie es gekommen, daß damals das Band, das unier Oesterreich an die deutschen Lande jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle geknüpft hatte, so rasch zer schnitten werden konnte.

Ludwig August von Benedek, einer alten ungarischen Adelsfamilie entsprossen, war 1804 als Sohn eines angesehenen Arztes in Oedenburg geboren und frühzeitig für den militärischen Stand bestimmt worden. 1818 trat er in die Wiener-Neustädter Akademie ein, eigentlich entgegen ihren Satzungen, da er Protestant war; 1822 verließ er sie als Fähnrich. Rasch und ruhmreich ist seine Carrière gewesen.

Benedek ist ein Soldat des Glücks. 1846 gelingt es ihm zum ersten Male, sich durch eine verhältnismäßig geringfügige Affaire Ruhm zu erwerben; unter Offizieren, die den Kopf verloren hatten oder zu muthzig waren, ist er der einzige, der das Herz am rechten Fleck hat und die österreichische Waffenehre rettet: bei Gorn wurden die galizischen Insurgenten von ihm auseinandergejagt. Er wird für das Ritterkreuz des Maria Theresia-Ordens vorgeschlagen, erhält es aber aus politischen Gründen nicht. Man weiß jedoch in Wien, daß man etwas bei ihm gut zu machen hat; überdies war er durch seine Verbindung mit der Tochter des Zivil-Abtats von Galizien, Krieg von Hochfelden, mit Kreisen in Berührung gekommen, die ihm, dem protestantischen Offizier, jedenfalls sehr genützt haben. Als 1848 der Krieg in Italien beginnt, finden wir ihn hier an der Seite Radetzky's, der ihn bereits kannte und zu schätzen wußte. Er erhielt einen

¹⁾ Ich nenne nur folgende: Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 5. Aufl.; Friedjung, Benedeks nachgelassene Papiere; Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland; v. Schlichting, Moltke und Benedek. Eine Studie über Truppenführung; Krauß, Moltke, Benedek und Napoleon; F. M. E. Graf Carl Goudenhove (nach hinterlassenen Papieren).

schwierigen Auftrag — Benedek ist die Sicherheit des linken Flügels sagt Radezky — den er vortrefflich ausführt; er gelangt wohlbehalten nach Mantua, das durch die Festigkeit des Kommandanten Gorczkowski für Oesterreich behauptet worden war. Zu einer Zeit, wo der Garnison Mantuas nur die Aufgabe zufiel, stille zu liegen, widerfährt ihm ein schwerer Unfall: er stürzt aus dem Wagen und wird für tot weggetragen. Er geneßt, um in dem Momente, wo er wieder kampffähig wird, neue Lorbeeren pflücken zu können in den Gefechten bei Curtatone und Goito, 29. und 30. Mai 1848. Obwohl er im ersten, wie er selbst bemerkt, nur gethan hat, was man ihm aufgetragen hatte, nämlich Curtatone zu nehmen, löste er doch seine Aufgabe mit solchem Geschick, daß man gerne diese Gelegenheit ergriff, um ihm das vor zwei Jahren verweigerte Maria Theresien-Kreuz zu geben. Während die ganze Garnison von Mantua furchtbar durch Fieberanfälle leidet, bleibt Benedek verschont, um erst in dem Augenblick zu unterliegen, als im August desselben Jahres der Waffenstillstand geschlossen wird und er nichts mehr zu thun hat. Bis Neujahr 1849 hat er sich ziemlich erholt und kann noch die nächsten Wochen seiner vollständigen Wiederherstellung widmen; im März, wie der Kampf von Neuem beginnt, ist er gesund. Er dient jetzt unter Erzherzog Albrecht. Mit Bravour führt er in einem Nachtgefechte die Einnahme Mortaras durch; einen Augenblick ist seine Lage furchtbar gefährdet, er ist in Gefahr, von überlegenen Kräften eingeschlossen zu werden, da rettet ihn seine Kühnheit; sein Gegner, obwohl weitaus in der Ueberzahl, ergibt sich ihm. Er erbeutet den Marstall des Herzogs von Savoyen, späteren Königs Viktor Emanuel. An der Entscheidungsschlacht bei Novara nimmt er thätigen Anteil. Durch den Ungeßüm F. M. L. d'Aspres beginnt da vorzeitig ein Kampf mit ganz ungenügenden Mitteln. Mit Zähigkeit halten aber Erzherzog Albrecht und Benedek im Kampfe aus, bis Verstärkungen kommen, die Schlacht allgemein und der Tag für Oesterreich gewonnen wird. Benedek wird dafür Generalmajor. Ein Mißverständnis mit dem unbefonnenen d'Aspre führt dazu, daß dieser ihn in Arrest setzen läßt und ihm seinen Säbel abfordert; Erzherzog Albrecht macht diese Ungeßicklichkeit wieder gut und verehrt Benedek zur Entschädigung den Degen, den Erzherzog Karl in der Schlacht bei Aspern getragen hat.

Mit Novara ist der Krieg in Italien beendet; sofort wird Benedek auf den ungarischen Kriegsschauplatz berufen. An Stelle des F. M. L. Vogel, mit dessen Vorgehen man in Wien nicht zufrieden ist, bekommt er zunächst das Kommando einer Division. Der Höchst-Kommandierende in

Ungarn, Hahnau, will ihn zu seinem Generalstabschef machen, Benedek lehnt aber in richtiger Erkenntnis seiner Fähigkeiten ab. Zu zweien Malen zeichnet er sich in sonst verlustreichen Kämpfen bei Szöny und bei Komorn durch die unerschütterliche Ruhe und Tapferkeit aus, mit der er die ihm anvertrauten Posten behauptet. Für letztere Waffenthat wird er — bei seiner Jugend etwas ganz Ausnahmeweises — zum Regimentsinhaber des 28. Infanterie-Regiments ernannt, eine Auszeichnung, die in jener Zeit nicht nur Ehrenamt ist, da die Regimentsinhaber die subalternen Offiziere im Regimente zu ernennen und zu befördern haben. Er nimmt Teil an dem weiteren Siegeszuge Hahnaus durch Ungarn. Ganz am Ende des Feldzugs, unmittelbar nachdem derselbe durch die Kapitulation von Vilagos ein Ende findet, wird er schwer verletzt. Drei Jahre danach, als Generalstabschef Radekzky in Italien, sehen wir ihn nach genau dreißigjähriger Dienstzeit, erst 48 Jahre alt, als Feldmarschall-Lieutenant. Wie Radekzky 1857 sein Kommando niederlegt, wird Benedek nach Lemberg versetzt, um aber bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1859 sofort wieder nach Italien berufen zu werden. Hier leidet er zunächst auch unter dem unsicheren Herumtappen Gyalays.

Anfangs Mai muß er den Po übersehen, um eine große Recognoscierung gegen den Feind vorzunehmen. Plötzliche Regengüsse lassen den Po fürchtbar anschwellen; die Brücke wird von den Fluten zerstört, Benedek ist mit seinem Korps abgeschnitten, anscheinend dem Feinde preisgegeben; er denkt daran, sich im Notfalle mit Kühnheit durchzuschlagen. Die Rettung kommt ihm aber wohlfeiler. Er bleibt unbelästigt, der Fluß schwillt ab, die Brücke kann wieder hergestellt werden, am 6. Mai führt er sein Korps wohlbehalten auf das linke Po-Ufer zurück. „Begreife des Feindes Dummheit nicht, der mich so entwischen ließ aus einer fürchterlichen Lage. Habe vor seinen Augen requiriert“ schreibt er. An den unglücklichen Gefechten bei Montebello und Palestro, an der Niederlage von Magenta blieb er unbeteiligt.

Da kam der Tag von Solferino. Der einzige General, der da nicht geschlagen wurde, sondern siegte, war Benedek. Mit militärischem Scharfblick erkannte er die große Wichtigkeit der Position bei S. Martino, mußte sich ihrer zu bemächtigen und sie gegen überlegene Streitkräfte des Feindes zu behaupten. Darin sah er auch den Gipfelpunkt seiner Thätigkeit an diesem Tage. Zwei Aufforderungen, Teile seiner Division zur Unterstützung des im Wanken begriffenen österreichischen Zentrums abzugeben, lehnte er ab, trotzdem die zweite von Kaiser Franz Josef selbst kam.

Er fürchtete, dann seine Stellung nicht mehr behaupten zu können, was ihm jedenfalls gerade in dem Augenblicke noch wichtiger wurde, da die österreichische Armee an den Rückzug denken mußte, denn von S. Martino aus schützte er einen Teil der Rückzugslinie. Als der Rückzug wirklich angetreten wurde und er selbst dazu Auftrag bekam, gehorchte er nicht, denn eben jetzt rüsteten seine piemontesischen Gegner zu neuem Angriffe. Diesen abzulehnen, schien ihm mit seiner Waffenehre nicht vereinbar; überdies hätte der Auftrag verhängnisvoll werden können, da sein Korps dieselbe Straße zu benutzen hatte, wie ein Teil des retirierenden Zentrums und der nachdringende Feind die unvermeidliche Verwirrung in eine Katastrophe hätte verwandeln können. So wurde der Rückzug nur von dem Gros der Armee angetreten, während das 8. Korps im Feuer blieb und den Angriff der Piemontesen siegreich abwies. Ja gegen Abend, als auch dieses Korps im Schutze der Dunkelheit seinen Rückzug begann, führte Benedek mit der Nachhut — den Regimentern Dom Miguel und Sachsen — noch eine brillante Attaque auf den Feind aus, die vollends jede Möglichkeit einer Verfolgung abschchnitt. Als Sieger verließ Benedek — der letzte — das Schlachtfeld. Für diese That erhielt er das Kommandeurekreuz des Maria Theresia-Ordens, und zwar, entgegen den Statuten des Ordens, ohne darum einzukommen. Sein Verhalten ist von dem Standpunkte des Korpsführers allein unbedingt zu billigen; er selbst hat seinen Standpunkt zu Beginn des Krieges mit den Worten charakterisiert: „meine letzte Ambition ist diesmal keine Schande zu erleben und das mir anvertraute Korps gut und glücklich zu führen“. Ob er nicht mit Rücksicht auf den Gesamtstand der Schlacht auch anders hätte handeln können und seinen unglücklicheren Waffengefährten zu Hilfe hätte kommen sollen, mag in Frage gelassen werden. Daß man dem einzig siegreichen General dieses Unglückstages, der sich wiederum so treffend bewährt hatte, diese Kritik nicht hat fühlen lassen, wird man begreiflich finden. Er zeigte sich auch hier, wie in allen früheren Kämpfen, als der tapfere mutige Mann, der die ihm anvertraute Aufgabe mit Zähigkeit und militärischem Geschick auffaßt und mit Glück löst: er ist ein unübertrefflicher Korpskommandant, der ohne allzuviel Rücksichtnahme auf das Ganze seine engumschriebene Rolle mit Bravour durchführt.

Mit Ehren wird er jetzt überschüttet. Abgesehen von der militärischen Dekoration wird er rasch nacheinander Feldzeugmeister ad honores, dann wirklicher Feldzeugmeister, Gouverneur in Ungarn, Oberkommandierender in Italien, zugleich Chef des Generalstabs. Wie Friedjung sagt, „man

hatte aber vor 1859 Höflingsgaben höher geschätzt als militärisches Verdienst, und das sollte jetzt durch die auf Benedek gehäuften Ehren wett gemacht werden“. Man mußte in Oesterreich reformieren, politisch, finanziell, militärisch. Begreiflich, daß der einzige Held der Armee, der noch nie geschlagene Benedek, der sich politisch unbrauchbar erwies, wenigstens militärisch allein in den Vordergrund treten mußte. So erhielt er das Kommando in Italien, das als höchste militärische Stellung galt, da ein neuer Krieg mit Italien nur eine Frage von Monaten schien — noch war ja das junge Italien nicht saturiert — und der dort Kommandierende selbstverständlich zum Feldherrn in diesem Feldzuge ausersehen schien. So wurde er gleichzeitig — etwas für uns heutzutage Unbegreifliches — zum Chef des Generalstabs gemacht. Das bringt uns auf ein anderes Thema. Man muß, um Benedek gerecht zu werden, die ganz andere Gestaltung der österreichischen Armee vor 1866, die ganz andere damals herrschende Auffassung in soldatischen Dingen verstehen lernen.

Die kaiserliche Armee war in ihrer Entwicklung zurückgeblieben, stillgestanden. Mit ihren schmucken aber unpraktischen weißen Waffenröcken, dem alten Konscriptionssysteme, dem alten Vorderladergewehr, dem Dienstreglement aus der Zeit Erzherzogs Karl, den Regimentsinhabern, die unbekümmert um die Einheit der Armee über eine ganze Reihe von Stellen in ihren Regimentern zu verfügen hatten, ihrer alten Gefechtstaktik, die dem mangelhaften Zustande der Feuerwaffen entsprechend zum Nahkampfe drängte, konnte sie bei der unvergleichlichen Tapferkeit ihrer Offiziere und dem vortrefflichen Menschenmaterial an Soldaten mit etwas Glück und schneidiger Führung den Sieg an ihre Fahnen fesseln — wenn sie auf gleich äquilibrirte Gegner stieß. Freilich war der Geist der Truppen in der letzten Zeit vor 1866 etwas erschüttert worden durch die ungarische und italienische Revolution, die das Zusammengehörigkeitsgefühl der ungarischen und italienischen Regimenter zu den übrigen ins Wanken bringen mußte. Indes hat sich das nur stellenweise fühlbar gemacht und konnte durch tüchtige Offiziere leicht paralytisch werden, wie denn gerade Benedeks tapferes Regiment Gyula aus Ungarn bestand; sie fühlten sich vor dem Feinde, wenn auch nicht als Oesterreicher, so doch als Soldaten und das genügte. Auf Theorie wurde in der damaligen österreichischen Armee nicht allzuviel Gewicht gelegt, ja manche sahen einen Vorzug darin, nur mutige Soldaten und nicht auch theoretisch ausgebildete Strategen zu sein. Der Geist Maderguts waltete in der Armee; das war ein Mann gewesen, der selbst persönliche Tapferkeit über alles schätzte, dabei aber durch richtigen

Instinkt und eine besondere Feldherrngabe manche Lücke seines Wissens reichlich ersetzte. In dieser Schule war Benedek groß geworden, er hielt sie für die einzig richtige. Außerhalb der Zeit, die er als Generalstabs-offizier Radetzky's (1833—40) zugebracht hatte, war ihm wohl wenig Gelegenheit geboten gewesen, theoretisches Wissen zu sammeln, er hat daraus auch nie ein Hehl gemacht, ja mit einer gewissen, wenn man so sagen darf, österreichischen Eucht, alles und sich selbst schlechter zu machen als die Wirklichkeit es zeigt, immer wieder erklärt, er sei zu wenig „wissenschaftlich arroganter Stratege“, er sei nicht kompetent zu beurteilen, ob Jemand den strategischen Funken besitze, er kümmere sich nicht um den Grund der vom Hauptquartiere verfügten Operationen. Er hat stets seine Nicht-Eignung für derartige theoretische Stellen betont, die von Haynau 1849 in Ungarn ihm angetragene Stellung eines Generalstabschefs abgelehnt, unter Radetzky sie wohl angenommen, aber nur weil er wußte, was da von ihm gefordert werden würde, dann aber, als er später sogar die Stelle eines Generalstabschefs der gesamten Armee annehmen mußte, da wenig Einfluß genommen und die Geschäfte frühzeitig auf die Schultern eines Stellvertreters abgewälzt.

Er verwöhnte und liebte seine Soldaten, war aber mit den Offizieren manchmal etwas schroff und konnte selbst im ärgsten Feuer den Pedanten, dem das Dienstreglement über alles geht, markieren. Er hatte ja nicht ganz Unrecht damit, denn eine Armee kann nur groß werden, wenn sie von unten auf mit peinlichster Sorgfalt erzogen wird und dann von oben der zündende Funke dazu kommt. Und an Genauigkeit in der militärischen Erziehung ließ die österreichische Armee damals viel fehlen: eine gewisse Sorglosigkeit im Kleinen war eingerissen, die nicht durch die entsprechende Genialität im Großen ersetzt wurde. Benedek hegte eine Schwäche für die Mitglieder des hohen Adels in der Armee, die den ritterlichen Geist daselbst pflegen, die als geborene Reiter und Krieger den anderen mit leuchtendem Beispiel vorangehen sollten. An den hergebrachten österreichischen Traditionen hielt Benedek mit Zähigkeit fest, so auch an einer thatsächlichen Trennung des rein theoretischen Dienstes von dem technischen, wenn er auch einer formellen Vereinigung des Adjutantenkorps und des Generalquartiermeisterstabs zum Generalstabe zustimmte; aber getrennt sollten beide Sektionen geleitet werden, die eine die Operationen der Armee, die andre die nötigen Befehle ausarbeiten z., ja gerade von einer gewissen Rivalität dieser beiden Zweige versprach man sich merkwürdigerweise das Beste.

Als der Feldzug des Jahres 1859 größtenteils durch die Schuld Gyalays, des Oberbefehlshabers im Anfange des Krieges, verloren gegangen war und der Kampf, wie er voreilig begonnen worden, auch voreilig beschlossen wurde, um nicht Preußen Gelegenheit zu geben, als Retter der österreichischen Monarchie am Rhein eine Rolle zu spielen, empfand man in Wien deutlich das Bedürfnis einer Reorganisation der Armee und in den nächsten Jahren wurde emsig daran gearbeitet, nicht immer aber in der richtigen Weise. Persönliche Konflikte, wie der zwischen dem Kriegsminister Degenfeld und Benedek, kamen in störender Weise hinzu, den Kampf zwischen alter und neuer Richtung zu vertiefen. Benedek war aus einem Schüler Radetzky selbst zu einem Lehrmeister geworden, der in unübertrefflicher Weise die altösterreichischen Tugenden: Tapferkeit, Treue dem kaiserlichen Kriegsherrn, Liebe zum Vaterland, zur Fahne, peinliche Beachtung der Dienstvorschriften predigte, ohne sich viel um gelehrten Krimskrams zu kümmern. Es konnte so ein herrliches Material geschaffen werden für einen genialen Heerführer, der den strategischen Funken besaß oder die Männer auszuwählen verstand, die ihn an seiner Seite besitzen sollten. „Ach was Zündnadelgewehr“, meinte Feldzeugmeister Ruhn einmal, mit einer bezeichnenden Geberde auf den Kopf hinweisend, „hier muß die Zündnadel sein.“

Und als es dann 1866 zum Schlagen kam gegen einen Feind, der auf ganz anderer Basis sein Heersystem aufgebaut hatte: auf der Volkswehr, der mit modernen Waffen ausgerüstet war, der in strengster Selbstzucht seine Krieger in den verhassten Krieg schicken konnte ohne ein Murren zu hören, der in sorgsamster Weise seit Jahren durch Kriegsminister von Roon den Kampf vorbereitet hatte, der gute Korpskommandanten besaß und als Seele des ganzen einen der bedeutendsten Strategen aller Zeiten, Moltke, da zeigte es sich eben, daß Oesterreich alle dem nichts Gleichwertiges entgegenzusetzen hatte und da verließ Benedek sein Glück, denn er wurde bestimmt, den ungleichen Kampf zu führen gegen seinen Wunsch und gegen seine bessere Ueberzeugung. Daß er, der gute Korpskommandant, nicht das Zeug dazu besaß, eine große Armee zu leiten, das fühlte er und dieses Gefühl hat ihm dann im entscheidenden Augenblick oft die Thatkraft gelähmt, ihn unsicher und abhängig von seinem Generalstabschef Krismanič gemacht, der ebenfalls in alten Traditionen befangen, kein moderner und vor allem kein genialer Soldat gewesen ist. In Augenblicken, wo seine Aufgabe scharf umgrenzt, man möchte sagen, verkleinert war, hat Benedek auch hier die Klaue des Löwen gezeigt —

aber in der großen Leitung des Ganzen hat er verjagt: er konnte nicht leisten, was man von ihm forderte.

Man hat es als schweren Fehler bezeichnet, gerade diesen Mann hier so exponiert und ihn seinem angestammten vollvertrauten Wirkungskreise in Italien, dem Boden, in dem er wurzelte, entrissen zu haben. Es war damals schwer anders zu handeln. Es war vorauszu sehen, daß Oesterreich mit seiner vortrefflich in Stand gehaltenen italienischen Armee dem Gegner dort zu mindest gewachsen war, daß der eigentliche entscheidende Kampf aber im Norden zu führen sein werde, der Kampf, der die jahrhundertalte Rivalität in Deutschland entscheiden sollte. Hier mußte der beste Mann führen, den Oesterreich damals zu stellen hatte, und der beste Mann war Benedek. Der Wiener Hof, sollte er nicht mit freventlichem Leichtsinne handeln, mußte mit der Möglichkeit einer Niederlage rechnen und wie berechtigt wären dann die Vorwürfe gewesen in dem Falle, als ein anderer als Benedek dort geschlagen worden wäre! Der Ruf, den der erprobte Feldherr in der österreichischen Armee genoß, der Nimbus, der seinen Namen beim Feinde umgab, mußten ebenfalls in Rechnung gesetzt werden. Also nicht etwa persönliche Rücksichten auf Erzherzog Albrecht, wie man anfänglich geneigt gewesen ist, anzunehmen, sondern das wohlverstandene Interesse der österreichischen Monarchie, die politische Notwendigkeit heischten es, daß Benedek, auch gegen seinen Willen, gezwungen wurde, den Oberbefehl in Böhmen zu übernehmen. Sich dem Wunsche des allerhöchsten Kriegsherrn nicht zu entziehen, war seine Pflicht, der er selbstverständlich genügte. Nicht darin, daß ein braver Mann an einen Platz gestellt wurde, für den er nicht taugte, nicht darin, daß ein tüchtiger General an einer Aufgabe Schiffbruch litt, der er nicht gewachsen war, liegt die Tragik Benedeks, die in unsrer Zeit einen so gewaltigen Umschwung zu seinen Gunsten hervorgerufen hat, die unsre Herzen mit ehrlicher Sympathie stärker schlagen läßt für ihn, nein, sondern darin liegt sie, daß man ihn dann, als er Ruhm und Namen geopfert hatte, noch für Unverschuldetes büßen ließ, ihn zu einem ruhmlosen Ende zwang, ihm das Wort zu seiner Entschuldigung abschnitt, ihn lebendig zu den Toten warf und ihm die alleinige Schuld für alle Fehler des Systems der Heeresorganisation, der Politik gegeben hat. Nichts Ergreifenderes kann es geben, als die Bestimmung Benedeks in seinem Testamente, daß er, der mit jeder Faser seines Herzens, mit jedem Blutstropfen, jedem Atemzuge Soldat gewesen war, ohne militärische Ehrenbezeugungen als Zivilist begraben werden wolle!

Freilich, den Vorwurf wird man dem unglücklichen Feldherrn doch nicht ersparen können, daß er nach seiner Ernennung den Dingen mit einem gewissen Fatalismus ihren Lauf ließ, daß er zugab, daß an Stelle seines Generalstabschefs John, Krismanić gesetzt wurde, daß, obwohl man ihm volle Freiheit in der Wahl seiner Korpskommandanten gelassen hatte und obwohl er kurz vorher noch geschrieben hatte: „ich kann nur lebhaft wünschen . . unser allergnädigster Kaiser . . möge . . in den höheren Chargen allerh. seiner Armee gründlich aufräumen. Die besten Armeen brauchen — besonders in Zeiten wie jetzt — eiserne, aber gelenkte Hände in allen höheren Kommanden“, daß er trotzdem sich Männer gefallen ließ, die bereits bewiesen hatten, daß sie weder eiserne noch gelenkte Hände besaßen, daß er mit sich und der Welt uneins, sich damit tröstete, sein altes Soldatenglück werde ihn nicht verlassen!

Es ist Zeit, daß wir diese Abrechnung mit der Persönlichkeit Benedek's abbrechen und uns der großen Zeit zuwenden, in der sie zu verhängnisvoller Wichtigkeit gelangt ist.

Wir wissen, daß kein Geringerer als Moltke zugestanden hat, der Krieg von 1866 sei ein wohl vorbereiteter gewesen. Während er selbst und Roon die militärische Vorbereitung übernommen hatten, besorgte Bismarck die politische.

Es ist interessant zuzusehen, wie dieser geniale Staatsmann Oesterreich zum Kriege gebrängt hat; es war ihm gelungen, am 8. April 1866 einen Bund mit Italien zu schließen, der dieses Reich für drei Monate wenigstens an Preußen band, während dieser Zeit mußte losgeschlagen werden, über diese Zeit hinaus war der Bundesgenosse nicht verläßlich. Es war Bismarck ferner gelungen, den damaligen Schiedsrichter Europas, den Kaiser Napoleon III., zu gewinnen; bei dem italienischen Bündnisse war dieser bereits Gevatter gestanden. Einen Vorteil für Frankreich — so viel Gunst sollte bezahlt werden — in bestimmte Aussicht zu stellen, hatte Bismarck vermieden, die Möglichkeit dessen aber keineswegs abgelehnt. Von anderen Mächten war nichts zu fürchten. So hatte er freies Spiel mit dem Donaufstaate. Die empfindlichen Punkte, bei denen er den letzteren zu packen verstand, waren Schleswig-Holstein und die Reform des Deutschen Bundes. Die unklaren Verhältnisse in den Elbherzogtümern, die Oesterreich und Preußen 1864 den Dänen abgenommen hatten, waren durch die Gasteiner Konvention von 1865 nur vorübergehend geregelt worden. Preußen war nicht gewillt, diese Provinzen aus der Hand zu geben oder zu dulden, daß hier an seiner Nordgrenze ein kleiner, ihm

feindlich gesinnter Duodez-Staat empormachse unter Oesterreichs Leitung. Ebenso wenig konnte letzteres den preussischen Reformversuchen innerhalb des Deutschen Bundes zustimmen, die doch auf nichts anderes hinausliefen, als Preußens Einfluß in Norddeutschland zum allein herrschenden zu machen. So gab es genug Zündstoff für einen Brand. Es hätte im Interesse Oesterreichs gelegen, den Ausbruch des Krieges möglichst hinauszuschieben; bei gleichzeitig begonnenen Rüstungen mußte Preußen um Wochen einen Vorsprung gewinnen, da hier das Territorialsystem eingeführt war, die Regimenter in der Regel aus der Gegend sich ergänzten, wo sie kantonniert waren, während man in Oesterreich der nationalen Gegensätze halber grundsätzlich kein Regiment in seinem Ergänzungsbezirke ließ, sondern deutsche in italienische, polnische in ungarische Bezirke — und umgekehrt — schickte. Da mußte natürlich viel Zeit verloren gehen, bis Urlauber und Material beisammen waren.

Man hat damals in Oesterreich den Wert des Zeitgewinnens nicht zu schätzen verstanden und nur durch den Umstand, daß König Wilhelm von Preußen durchaus friedliebend war, die öffentliche Meinung und der Hof in Preußen in seltener Einmütigkeit gegen den Krieg eiferten, ist der große Vorteil, den sonst Preußen vor Oesterreich gehabt hätte, ziemlich ausgeglichen worden; als Mitte Juni die Kriegserklärung endlich erfolgte, waren beide Staaten ungefähr gleich bereit.

In weitem, mächtigen Bogen umspannten die preussischen Heere die sächsisch-österreichische Grenze, während die österreichische Armee bei Olmütz zusammengedrängt worden war. Man hatte in Berlin dem Temperamente und der Vergangenheit Benedeks entsprechend einen kühnen Vorstoß der Oesterreicher erwartet; König Wilhelm äußerte gesprächsweise die Befürchtung, es werde eine Schlacht in der Nähe seiner Hauptstadt stattfinden; man hatte durch solche Aufstellung Schlesien, Preussisch-Sachsen und Brandenburg decken wollen. Andererseits ermöglichte sie es, falls man die Offensive ergreifen könnte, das Heer in großer Schnelligkeit auf einer Anzahl von Straßen in das Feindesland hineinzuworfen, während die auf einem Punkt zusammengedrängten Oesterreicher nur langsam, ein Armeekorps einen Tagmarsch hinter dem andern entfernt, sich vorwärts bewegen konnten.

Was Moltke nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, geschah: der Gegner überließ ihm die Initiative des Kampfes. Am 15. Juni wurde die sächsische, am 21. Juni die österreichische Grenze überschritten. Die Sachsen, eingedenk ihres Schicksals zu Beginn des siebenjährigen Krieges, wo sie

von den rasch einrückenden Preußen festgehalten und vom Bundesgenossen abgeschnitten wurden, waren rechtzeitig nach Böhmen ausgewichen und hier mit dem 1. österreichischen Armeekorps unter dem Grafen Clam-Gallas zusammengetroffen. Eine von Berlin nach Wien gezogene gerade Linie trifft etwa halbwegs auf die Stadt Jičín und ungefähr in dieser Gegend sollten die konzentrisch auf verschiedenen Straßen vorrückenden Preußen sich vereinigen. Während nun die preussische Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld und die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl auf ihrem Wege nur die Sachsen und Clam-Gallas vorfanden, die numerisch weit schwächer waren, mußte die zweite preussische Armee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die ungefähr in der Gegend bei Trautenau die Gebirgsdefilés, die dort Schlesien von Böhmen trennen, zu durchschreiten hatte, mit der ganzen, großen österreichischen Hauptarmee, die auf dem Marsche von Olmütz nach Böhmen begriffen war, zusammenstoßen.

Mit größter Akkuratesse, gestützt auf das Studium der preussisch-österreichischen Kriege des 18. Jahrhunderts, belehrt durch Napoleon I. Kriegsführung, die er aber nie verstanden, hatte der österreichische Generalstabschef Arismanić sich den Kriegszug zurecht gelegt und Benedek, voll Mißtrauen in seine eigenen strategischen Fähigkeiten, hatte einem Plane zugestimmt, der seiner kriegerischen Eigenart so wenig als nur möglich zusagte.

Zuerst Versammlung der ganzen Armee unter dem Schutze einer großen Festung und zwar so, um dem etwa eindringenden Feinde den Zugang zum Herzen der Monarchie zu sperren — man sieht, jeder Gegner erwartete ursprünglich den Angriff des anderen — also am besten bei Olmütz. Sobald der letzte Hufnagel und der letzte Brodsack beisammen waren, dann ruhiger systematischer Aufmarsch der fest aneinander gehaltenen Armee gegen den Feind, um auf jedem Punkte die Uebermacht zu haben. Für den voraussichtlichen Fall, daß derselbe nach Böhmen eindringen werde (so hatte es ja Friedrich der Große wiederholt gethan), Einmarsch der Armee in eine günstige Stellung, die Arismanić im Vorhinein in der Gegend von Dubenetz bei Königgrätz ermittelt hatte, hier in guter Position auf den Feind warten, mit ihm zusammenstoßen und ihn hoffentlich schlagen. Ursprünglich durfte man hoffen, nicht nur die Sachsen, wie es denn thatsächlich geschah, sondern auch die Bayern heranziehen zu können.

Das war ganz klug ausgedacht, nur mußte man einen Gegner haben, der auf dieses Spiel einging. Als man dann im österreichischen Haupt-

quartiere merkte, daß die Preußen in vielen getrennten Kolonnen herandrückten und sich damit gegen einen der Hauptgrundsätze Napoleonischer Strategie versündigten: sich nie angesichts des Feindes erst vereinigen zu müssen, glaubte man einen weiteren großen Vorteil gewonnen zu haben, nämlich die „innere Linie“: die Möglichkeit, vom Zentrum aus die verstreut anrückenden preußischen Korps einzeln zu fassen und auf dem kürzesten Wege jeweils den schwächsten Punkt des Gegners anzugreifen. Und es ist gar nicht zu leugnen, daß diese letzte Möglichkeit gegeben und die Lage der zweiten preußischen Armee, die wie erwähnt, zunächst den anrückenden Oesterreichern marschieren mußte, eine höchst gefährdete war. Freilich hatte man das im preußischen Hauptquartiere wohl erkannt; dieses befand sich noch in Berlin, von wo aus man mittels telegraphischer Ueberweisung alle Stadien der Unternehmung lenken und übersehen konnte. Prinz Friedrich Karl hatte daher strikten Befehl bekommen, so rasch als möglich an die Hauptmacht des Feindes zu gelangen, um den Kronprinzen zu degagieren. Es war das das Naturgemäße und Benedek rechnete damit. Jetzt, wo die Armee endlich nach Böhmen geführt worden war, beginnt seine energische Soldatennatur über den ausgeklügelten Defensivplan seines Generalstabschefs zur Tagesordnung überzugehen. Die Vorteile eines Offensivstoßes liegen zu klar zu Tage.

So dürfen wir uns ungefähr für den 27. Juni folgenden Plan Benedeks vorstellen. Drei Armeekorps werden detachiert, um die auf drei Straßen heranrückenden Truppen des preußischen Kronprinzen festzuhalten. Bei der ungleich günstigeren Lage der Verteidigung, durch die Bodenbeschaffenheit bedingt, muß das als durchführbar bezeichnet werden; der Erfolg Gablenz' über Bonin bei Trautenau am 27. Juni rechtfertigt die Richtigkeit dieser Annahme. Bonin ist damals ohne weiteres meilenweit ins Preussische zurückmarschirt. Dasselbe mußte Erzherzog Leopold, dasselbe Kamming gelingen können. Die Hauptarmee, dieser Sorge ledig, sollte gleichzeitig energisch vorwärtstreiben, sich mit den Sachsen und Clam-Gallas, die aus ihren Stellungen bei Münchengrätz zurückberufen wurden, vereinigen, so mit entschiedener Uebermacht sich auf den anrückenden Friedrich Karl werfen und diesen nach menschlicher Voraussicht schlagen.

Man hat diesen Plan Benedeks — als er dann mißlungen war — nachträglich bitter getadelt und ihm vorgeworfen, sein größter Fehler sei gewesen, daß er auf den entfernteren preußischen Prinzen sich kapriziert habe, statt den näheren, Friedrich Wilhelm, anzugreifen und zu vernichten.

Einer der hervorragendsten jetzt lebenden preußischen Militärtheoretiker, General von Schlichting, hat im Gegenteile Benedek's Plan für den ausführbareren erklärt und den Tablern entgegengehalten, wie gefährlich es für die Oesterreicher gewesen wäre, dem noch im Gebirge stehenden preußischen Kronprinzen geteilt entgegen zu ziehen, während die Armee Friedrich Karls ihnen jeden Augenblick in den Rücken zu fallen drohte. Er hat auch die Ansicht ausgesprochen, daß selbst dann nichts von Belang erreicht worden wäre, wenn Benedek am 28. Juni mit der Hauptmacht seinem Untergebenen Erzherzog Leopold bei Skalitz zu Hilfe gekommen wäre und General Steinmetz dort besiegt hätte.

Es ist für den Späterlebenden sehr schwer und — sehr leicht, Urteile über Kriegspläne abzugeben. Sehr schwer — weil man sich doch nie ganz in den Gedankenkreis des Kommandierenden hineinversetzen kann, der von dem momentanen Stande der militärischen Berichterstattung bedingt wird; weil man auch nachträglich nie nachweisen kann, daß ein anderer Weg besser zum Ziele geführt hätte — andere Züge hätten gewiß auch andere Gegenzüge bedingt und wären vielleicht eben darum auch wirkungslos geblieben. Sehr leicht — weil man über die ganze Summe von Erscheinungen, die dem Feldherrn von Fall zu Fall gemeldet werden und stets blickartig seine Entschlüsse modifizieren müssen, in aller Ruhe und Ueberlegenheit zu gleicher Zeit Ueberschau halten kann und der Krieg dann retrospectiv doch nur wieder zum Kriegsspiel wird, an dem man in Friedenszeiten lernen soll.

Heil dem Feldherrn, der ahnungsvoll die Züge der Gegner voraussieht, der den ungeheuren Komplex des ganzen Kriegstheaters in einem Augenblicke meistert, der auf das Genaueste über alle Bewegungen und Absichten der feindlichen und der eigenen Truppen unterrichtet ist, der Untergebene besitzt, die blinden Gehorsam mit der vom Augenblicke gebotenen selbstständigen Initiative vereinen, der mit rascher Energie im Handumdrehen weiß, was er soll, und weiß, was er kann! Ein solcher Feldherr darf mit Berechtigung auf den Sieg hoffen. Aber ein solch glücklicher Feldherr war Benedek nicht. Er wurde vom österreichischen Melbedienst sehr schlecht bedient und hatte keinen Alvensleben, keinen Steinmetz, keinen Mutius zu Korpskommandanten.

Freilich kann man manches zur Entschuldigung der österreichischen Unterführer wie Erzherzog Leopold, Clam-Gallas, Thun, Festetics, Mollinary, die man oft beschuldigt hat, nicht pflichtgemäß immer gehorcht zu haben, anführen. Mollke hat in einem lapidaren Satze die Lehre vom

Befehlen im Kriege niedergelegt: „Ein Befehl soll alles das, aber auch nur das enthalten, was der Führer nicht selbständig bestimmen kann.“ Jedenfalls müssen die Korpskommandanten genau von den endgültigen Zielen des Heerführers unterrichtet sein, wenn sie im entscheidenden Momente — eventuell ohne Befehl — wissen sollen, was sie zu thun haben. Das fehlte aber bei Benedek's Armee. Er selbst ist so lange im Unklaren über sein Vorgehen, daß er auch den Untergebenen nichts sagen kann, darum halten dann diese oft nur das nächste Ziel im Auge und gehen anders vor, als man nachträglich von ihnen gewünscht hätte. Dazu kommt, daß die höchste österreichische Auszeichnung im Kriege der Maria Theresien-Orden verliehen wird für selbständige Unternehmungen, dazu kommt, daß Benedek selbst im Kampfe bei Solferino gezeigt hat, daß ein Korpskommandant auch manchmal mit Glück den Gehorsam versagen darf. Allerdings liegt alles in den Worten „mit Glück“. Der Erfolg entscheidet im Kriege.

Vielleicht wäre der Gedanke, den Kronprinzen von Preußen anzugreifen, der bessere gewesen, jedenfalls war auch der Plan Benedek's, den er endlich jetzt gefaßt hatte, durchführbar. Aber der Kern der ganzen Frage liegt nicht in dieser Kontroverse, sondern darin, daß Benedek überhaupt viel zu spät zu einem Entschlusse gelangt ist und daß dieser Entschluß endlich unglücklich ausgeführt wurde. Sehen wir zu, welche Ursachen da den Erfolg verhindert haben.

Vor allem war Prinz Friedrich Karl noch nicht so nahe herangekommen, wie der Oesterreicher anzunehmen berechtigt gewesen war. Er hatte Halt gemacht, war dann sogar wegen Clam-Gallas etwas gegen Süden ausgebrochen, kurz, man war auch in Berlin unzufrieden mit ihm geworden und mußte ihm erst den entschiedensten Befehl erteilen, rasch vorwärts zu gehen: er war kein Mann kühner Initiative. Dann waren die Befehle an Clam-Gallas und den Kronprinzen von Sachsen von Anfang an widerstreitender Natur gewesen — zwei Seelen wohnten im österreichischen Hauptquartiere. Zuerst hatten sich diese Generale auf Benedek zurückziehen sollen, dann erhielten sie die Weisung, standzuhalten, der entscheidende letzte Befehl, keinen Angriff anzunehmen, kam — ein Fall der ärgsten und stärksten Schlamperei — um viele Stunden verspätet in ihre Hände, zu einer Zeit, wo sie bereits in ein verlustreiches Nachtgefecht bei Jicin verwickelt waren, aus dem sie sich jetzt nur mit den allergrößten Verlusten auslösen konnten, so daß sie schwer geschädigt die Hauptarmee erreichten. Das Schlimmste war aber wohl, daß die drei Korps, die dem Kronprinzen das Einrücken zu wehren hatten, ihre Aufgaben nicht er

fällten und sich in Einzelgefechten bei Nachod, Stalitz, Schweinschädel schlagen ließen. Auch Gablenz' konnte am zweiten Tage bei Trautenau seinen Erfolg nicht festhalten, da er unvermutet von der preußischen Garde angegriffen wurde.

So hat Benedek am 30. Juni folgende traurige Sachlage gesehen: die Hälfte seiner Armee nahezu ist mit empfindlichen Verlusten besiegt, der Gegner auf der ganzen Linie siegreich, dessen ganze Armee ist in Böhmen und steht nur auf wenige Stunden auseinander, eine Vereinigung ist jeden Tag möglich. Die Stellung bei Dubenetz, in die Benedek zur Genugthuung Krismaničs eingerückt war, wurde unhaltbar und ein konzentrierter Angriff der Preußen hätte verderblich werden müssen. Durch ihre Unthätigkeit wurde damals Benedek gerettet. Gerade am 30. Juni stockte die ganze Thätigkeit der Preußen, denn an diesem Tage überfiel das preußische Hauptquartier aus Berlin nach Böhmen; überdies ist es ganz begreiflich, wenn die Preußen nach den aufreibenden Kampftagen Ruhe suchten und namentlich ihre Verpflegung regeln mußten. Benedek konnte aus der gefährlichen Stellung bei Dubenetz, die übrigens auch an Mangel von Wasser litt, entweichen und eine neue bessere suchen. In Unordnung, von den bangsten Ahnungen erfüllt, nahm seine Armee Aufstellung vor der Festung Königgrätz in einem von den Flüssen Elbe und Bistritz gebildeten Winkel. Da hat nun auf Stunden den Feldherrn das Vertrauen auf sein Glück vollständig verlassen, der Anblick der geschlagenen, bezimierten Korps, die schwierige Lage, die bestimmte Erwartung eines gefährlichen Angriffs mußte sein Heldenherz erschüttern, das Bewußtsein ungeheurer Verantwortung lähmte seinen Geist; daß sein Generalstabschef dem Posten nicht gewachsen war, hatte er endlich erkannt; wie alle sanguinischen Charaktere verfällt er von einem Extrem ins andere und gibt alles verloren. In dringender Weise telegraphiert er an den Kaiser und steht ihn an, Frieden zu schließen.

Wie ein Donner Schlag mußte diese Nachricht am Wiener Hofe wirken; eine Kapitulation ohne Waffengang, freiwillig erklären, daß man überwunden sei, das war für den Monarchen des österreichischen Staates unmöglich. Man that in Wien das allein Richtige, suchte Zeit zu gewinnen, kam Benedek in Personalfragen (Abberufung Erzherzog Leopolds, Krismaničs, Clam-Gallas') entgegen, schon vorher war Oberstlieutenant von Beck zur persönlichen Berichterstattung und jedenfalls auch zur persönlichen Ermunterung Benedeks auf den Kriegsschauplatz gesandt worden. Daß Benedek lediglich durch den Schlußsatz des kaiserlichen Antworttelegramms:

„Einen Frieden zu schließen unmöglich. Ich befehle — wenn unausweichlich — den Rückzug anzutreten. Hat eine Schlacht stattgefunden?“ zum Standhalten veranlaßt worden ist, darf man entschieden zurückweisen. Aber die Umstände veränderten sich innerhalb 48 Stunden völlig. Der erwartete Angriff blieb aus, die Stellung bei Königgrätz konnte befestigt, ausgestaltet werden, die Truppen erholten sich; Mensch und Tier fand Ruhe zum Schlafen und Essen; die Ueberzeugung, daß er noch immer hoch in der Gnade des Kaisers stehe trotz der erlittenen Schlappen, mußte Benedeks Mut aufs Neue festigen; den aufgeregten Augenblicken tiefer Nervendepression folgten Stunden ruhiger Ueberlegung, die die Ueberzeugung brachten, daß das Spiel noch nicht verloren sei. Dazu kam ferner die Thatfache, daß die Vereinigung der Gegner immer noch nicht vollzogen war, immerhin nur Friedrich Karl unmittelbar gegenüber stand. Nun schnellte das elastische Gemüt Benedeks wieder rasch empor; seine alte Schneidigkeit kehrte zurück, mit seinen Soldaten konnte er wieder scherzen, mit pedantischer Sorgfalt sich in einem Kriegsrathe am 2. Juli auch kleinlichen technischen Details widmen. Es war wohl damals die Meinung Benedeks: er sei es sich und seinem Kaiser schuldig, einmal statt zu marschieren und manövrieren, frisch drauf und dran zu gehen und sein Kriegsglück zu versuchen.

So harrete er vor Königgrätz aus, stellte die Armee in Schlachtordnung auf und heischte den Kampf, statt, wie es vielleicht klüger gewesen wäre, die Armee noch weiter und hinter die Elbe zurückzunehmen. Freilich war dann auch nicht vorauszusehen, wo dieser Rückzug hätte enden können, denn wohlweislich hatten die Preußen ihre beiden Heere nicht vereint, um für jede veränderte Sachlage mobil und gegenwärtig zu sein.

So brach der Morgen des 3. Juli an.

Im preußischen Heerlager war man über das Standhalten des österreichischen Feldherrn überrascht; aber Moltke frohlockte, als er es in der Nacht vom 2.—3. Juli mit Bestimmtheit vernahm. Seine Disposition war gegeben: Prinz Friedrich Karl, der zunächst gefährdete, mußte um jeden Preis dem Angriffe Stand halten, bis die zweite Armee zu Hilfe kommen konnte. Von der Schnelligkeit des Kronprinzen hing es ab, ob das große Exempel, das Moltke sich gestellt hatte und an dem er mit Hartnäckigkeit festhielt: Vereinigung der Heere auf dem Kampfsplatze selbst, ohne Fehler aufgehen werde.

Benedeks Armee war für eine Defensiv gut disloziert, für eine Offensiv aber viel zu sehr zwischen Flußläufe und Bodenerhebungen ein-

geschmürt, um lebendig arbeiten zu können. Vorsichtig hatte er zwei Armeekorps abgezweigt, um einem etwa von der Seite heranrückenden Feinde Widerstand leisten zu können. Aber gerade diese beiden Korps versagten sich der ihnen gestellten Aufgabe, ließen sich von dem wogenden Kampfe hinreißen, ihre Stellung zu verändern und ihre Kraft an dem nutzlosen Kampfe um den Swieper Wald, der von den Preußen mit verzweifelltem Mute verteidigt wurde, zu vergeuden. Immerhin war die Stellung der preußischen Armee um die Mittagsstunde bereits gefährdet; Benedek erwog die Möglichkeit, durch Heranziehen der Reserven den entscheidenden Schlag zu thun. Sein Zögern bewahrte diese Truppen davor, später in den allgemeinen Ruin einbezogen zu werden.

Mittlerweile mühten sich die Kolonnen des Kronprinzen ab, über feuchte Ackererde, ohne Weg und Steg, im nassen Nebelgeriesel des gräßlichen Sommertags die feindliche Stellung, die sie schon von weitem vor sich liegen sahen, zu erreichen. Ueber endlos kuppirtes Terrain ging es zähe vorwärts, stets neue Hügelketten waren zu überwinden; endlich war der Weg verschlungen und Regiment auf Regiment, wie sie eben anlangten, müde, hungrig, schmutzig, warf sich auf den Feind. Unerwartet und unbeobachtet stießen die Preußen auf ihn und besetzten die leergewordenen Höhen von Chlum und Maslověb, mit stürmischem Hurra fielen sie den Oesterreichern in Flanke und Rücken. Einen solchen Anstoß auszuhalten, waren diese nicht imstande, der Tag war unwiederbringlich verloren. Benedek, der in der ersten Aufwallung die Nachricht von dem Anstürmen der Preußen in Chlum für eine „Dummheit“ bezeichnet hatte, verlor im Momente größter Gefahr nicht seine Kaltblütigkeit, er verzehnfachte seine Gegenwart, war überall mit Rat und Hilfe und wirkte jedenfalls durch sein Beispiel außerordentlich. Man hat ihm vorgeworfen, daß er da nicht in den Kampf hinein gehört hat, daß er lieber den Rückzug hätte leiten sollen; es wird aber bei einer solchen Niederlage doch meist das Oberkommando überhaupt keine Möglichkeit finden, einzugreifen und es den einzelnen Regimentern überlassen müssen, sich recht und schlecht aus der Affaire zu ziehen und da kann das überall anfeuernde Beispiel eines hochgemuten Heerführers manch verzagtes Gemüt aufrichten.

Man weiß, daß aufopfernde Vorstöße der österreichischen Kavallerie und die Nicht-Verfolgung von Seiten der Sieger die Katastrophe der Armee Benedeks minder groß gemacht hat, als sie hätte werden können. Immerhin war der Sieg der Preußen ein entscheidender. Mühsam wurden die Reste der Oesterreicher gegen Olmütz geführt, von dort ziemlich parallel

zu den Gegnern gegen Wien zu, wobei noch unglückliche Scharmügel, wie bei Tobitschau vorfielen. Bevor dann die rasch heraufgeholte Südmarmee ins Spiel treten konnte, begannen Friedensunterhandlungen, die dank der Mäßigung der Sieger und der Sorge vor einer Einmischung Napoleons zu raschem Erfolge geführt haben. Mit einer sehr geringen Summe Geldes durfte Oesterreich sich lösen, eine Gebietsabtretung alten Besitzes an Preußen wurde nicht von ihm gefordert, aber ein für die Deutschen Oesterreichs köstliches Gut verlor es, den politischen Zusammenhang mit den deutschen Brüdern; aus dem alten Bunde wurde es ausgeschlossen und mußte zusehen, wie Preußen sich vergrößerte, die Hegemonie in Norddeutschland gleich erreichte, die in Süddeutschland vorbereitete.

Benedek's Rolle war zu Ende. Am 26. Juli legte er sein Kommando in die Hände Erzherzog Albrechts nieder und begab sich vorerst nach Wiener-Neustadt, wo die Untersuchungs-Kommission tagte, die festzustellen hatte, ob er und einige andere Generale vor ein Kriegsgericht zu fordern seien. Vor der Kommission verweigerte er jede Auskunft und nahm unbedingt jede Schuld auf sich, edelmütig es vermeidend, was wohl unausbleiblich gewesen wäre, Untergebene anzuklagen. Er handelte da im höchsten Maße korrekt und hochherzig. Nur vor seinem Herrn und Kaiser hoffte er sich rechtfertigen zu dürfen. Nichts lag ihm ferner, als etwa die Oeffentlichkeit zu Zeugen anzurufen für alles, was vor ihm und unter ihm in der Armee gesündigt worden war, und es war wohl kaum nötig, ihm darüber noch ein mündliches und schriftliches Versprechen abzunehmen, wie es am 19. November durch Erzherzog Albrecht geschah.

Daraufhin wurde dann am 8. Dezember 1866 gegen ihn, Krizmanic und General Henikstein die Untersuchung auf kaiserlichen Befehl niedergeschlagen, dies aber in der amtlichen Wiener Zeitung mit einem Kommentar veröffentlicht, in dessen Sätzen Benedek alle Schuld aufgehaßt und mit dünnen Worten ausgesprochen ward, daß er das Vertrauen seines kaiserlichen Kriegsherrn verloren habe und daß sein militärischer Ruf vor Mitwelt und Nachwelt vernichtet sei. Es war das Härteste, das Benedek getroffen hatte und treffen konnte. Die Versicherung der Ungnade seines Kriegsherrn, dabei die Unmöglichkeit gegen dieses Urteil Revision einlegen zu können, wogen weit schwerer als die Niederlage bei Königgrätz. Als echter Soldat und guter Oesterreicher, als edler Mensch hat Benedek auch das getragen: „bin mit mir, mit meinem Gewissen und mit meinem Herrgott im Reinen; bin ein recht Gott ergebener Soldat.“ Sein Wort hat er gehalten und nie etwas über 1866 gesprochen oder veröffentlicht.

auch dafür Sorge getragen, daß dies nach seinem Tode nicht geschehen könne. Daß er die Bitterkeit, die ihn ob seines Schicksals ergreifen mußte, manchmal geäußert hat, wie in der eingangs erwähnten Testamentsbestimmung, ist menschlich nur zu begreiflich. Auch daß er stolz und unnahbar blieb, als in der Hofburg eine mildere Auffassung gegen ihn aufkam. In tiefster Zurückgezogenheit hat er an der Seite seiner geliebten Frau und im Verkehr mit wenigen Freunden bis zum Jahre 1881 in Graz gelebt. Wie ein Held hat er da noch die schweren Leiden erduldet, die ihm seine Todeskrankheit — Kehlkopfkrebs — auferlegte: am 27. April des genannten Jahres verschied er im 77. Lebensjahre.

In Oesterreichs schwerster Stunde ist sein Geschick mit dem seines Vaterlandes eng verknüpft gewesen, es war ihm nicht gegönnt, seine unleugbaren militärischen Talente, seinen Mut, seine Thatkraft erfolgreich zu verwenden; in alter Kriegskunst grau geworden, war er der neuen, die sein großer Gegner Moltke anwandte, nicht gewachsen. Nicht eigentlich von Schuld oder Unschuld sollte man reden, sondern von alter und neuer Zeit, von dem Fortschritt in Heereserziehung, Bewaffnung und Heeresverwendung, der anderswo eingetreten war, und den Oesterreich nicht mitgemacht hatte: in seinem besten Repräsentanten wurde das alte Oesterreich besiegt. Auch von Benedek gelten die Worte, die einst Papst Hadrian VI. trauernden Gemüths geschrieben: „Wie viel trägt es aus, in welche Zeiten auch der beste Mann fällt!“ Ohne Selbstvertrauen, zögernd, allzulange nur auf die Defensiv bedacht, war aus dem besten Korpskommandanten Oesterreichs im Jahre 1866 ein Oberbefehlshaber geworden, der seinem größeren Gegner unterliegen mußte.

Er war ein gehorsamer treuer Soldat gewesen und mußte für seinen Gehorsam büßen. Vae Victis!



Volkspoesie und nationale Poesie.

Von **Richard Aralik** von Meyerswalden.

Ich möchte versuchen, eine möglichst exakte Antwort auf die Frage zu geben, wie Volkspoesie entsteht. Das Problem ist umfassender, als es auf den ersten Blick erscheinen könnte. Es begreift nämlich nicht nur das im engeren Sinne sogenannte Volkslied, die Volksjage, das Volksmärchen, sondern alle volkliche oder, wie wir zu sagen gewohnt sind, nationale Poesie im höheren Sinne, ja alle klassische Poesie im höchsten Sinne, wozu aber durchaus nicht der Klassizismus gehört; es umfaßt mit einem Wort alle echte Poesie, die für die Kultur eines Volkes dauernd in Betracht kommt. Ich halte dies darum für eines der höchsten Probleme der Ästhetik und der Kulturgeschichte überhaupt und für die wichtigste Aufgabe nationaler Arbeit.

Vor allem sind zwei einander entgegengesetzte Irrtümer abzuweisen. Der eine allzu rationalistische Lösungsversuch stellt die Sache so dar, als ob nur einmal ein einzelner Kunstdichter oder ein namenloser Mann aus dem Volke das Glück zu haben brauche, den Volkston zu treffen, damit sein Opus also ganz vom Volke angenommen werde. Dies trifft aber selbst für unsere Zeit und unsere Kultur nicht zu, so unvolkstümlich sie auch ist. Jeder Kenner ist gar leicht imstande, ein allgemein volkstümlich gewordenes Lied, und wäre es von Uhland oder Eichendorff, unfehlbar zu unterscheiden von einem wirklichen und ursprünglichen Volkslied. Und ganz dasselbe gilt auch vom Unterschied einer wirklichen Volksweise und einer populär gewordenen Komposition eines Tonkünstlers. Wir fühlen ganz genau, daß das Volk gewisse Wendungen und Ausdrucksweisen, gewisse Gefühle und Stimmungen nicht so aus sich selber heraus schöpfen würde, wie es dem beliebtesten Künstler doch unwillkürlich entschlüpft. Wir pflegen diesen charakteristischen Unterschied als Subjektivität des Einzelkünstlers und als Objektivität der Volkskunst zu bezeichnen.

Dies Bewußtsein, daß die Volkskunst keine subjektive, sondern eine objektive Grundlage haben muß, hat nun die entgegengesetzte, allzu mythische Anschauung gezeitigt, als ob der mehr unbewußt waltende Volksgeist es sei, aus dem die Volkspoesie gleichsam von selber entstehe. Nun bin ich gewiß der letzte, der die reale Existenz einer Volksseele leugnen möchte. Ja, die Volksseele lebt und wirkt, wird geboren und geht zu Grunde, blüht und gedeiht oder scheidt dahin, aber sie existiert

nicht unabhängig vom Volkskörper. Sie kann ebenso wie die menschliche Seele nur durch ihre Organe wirken. Denn die Seele an sich ist etwas rein Geistiges, sie hat keine Hände und keine Kehle. So wie der Menschengeist mit dem Gehirn denkt, mit dem Mund redet und mit der Hand schreibt, so muß auch der Volksgeist sich für seine zeitlichen und räumlichen Wirkungen seiner Organe bedienen, und das sind eben die bestimmten Einzelmenschen. Allerdings nicht der einzelne Mensch in seiner Vereinzelung; der kann nur subjektive Kunstpoesie hervorbringen, wie wir gesehen haben.

Die Frage spitzt sich also dahin zu, in welcher Weise die einzelnen Subjekte zum Träger und Ausdruck des objektiven Volksgeistes werden können. Und in dieser richtig empfundenen Fragestellung liegt auch schon, wie immer, die richtige Antwort. Sie heißt: Eben das einzelne Subjekt muß sich ganz zum objektiven Träger des Volksgeistes machen. Dies verlangt aber noch eine nähere Ausführung und Erklärung.

Es ist damit nicht gesagt, daß der Einzelne auf sein subjektives Gefühl, auf seinen Geschmack, auf seine thatkräftige Tendenz, auf sein verständiges Bewußtsein verzichten soll. Im Gegenteil, er wird alle subjektiven Kräfte seiner Seele auf das höchste anspannen dürfen. Aber was, um des Himmels willen, wird ihn dann vor dem Fluch der Subjektivität, der Künstelei bewahren? Es gibt nur ein einziges Mittel, das dies vermöchte. Es ist die einfachste Sache von der Welt. Es ist das Grundprinzip nicht nur aller Kunst, sondern auch aller Sitte und Kultur. Es heißt: Tradition. Es verlangt, daß der Künstler sich nicht an den Anfang und an das Ende einer Entwicklungsreihe stelle, sondern in die Mitte einer unendlichen Kette. Es verlangt von ihm, daß er sich die größtmögliche Menge von Mitarbeitern verschaffe, durch deren Vorarbeit und Mithilfe er eben allein die Schranken der Subjektivität, die Schranken der persönlichen Unzulänglichkeit durchbrechen kann. Es verlangt von ihm, daß er nicht ein Narr auf eigene Faust sei, der sich in thörichten Versuchen selber erschöpft. Er soll vielmehr seinen Geist zum Geist des ganzen Volkes erweitern, sein Gut und das des Volkes dort suchen, wo er es findet, die Vorarbeit vorangegangener Generationen nicht hochmütig verschmähen, sondern dadurch, daß er auf die Schultern seiner Vorgänger sich stellt, sich und seinem Volk einen immer weiteren Ausblick gewinnen. Es ist also eine Art von Redaktionsthätigkeit, wodurch die Volkspoese hervorgebracht wird, zum Teile ein bescheidenes Entsagen, um andererseits die allergrößten und kühnsten Wirkungen hervor-

zubringen. Du mußt eben den großen Volkskampf, den du unmöglich als einzelner Don Quixote allein beenden kannst, durch das Zusammenschließen aller Volkskräfte zu einem mächtigen Ganzen übernehmen!

Bevor ich weiter gehe, will ich wie in einem Experiment das Volkslied in der Retorte entstehen lassen. Also: ein Individuum singt als Ausdruck einer ganz persönlichen Gemütsstimmung eine Liedstrophe. Wort und Weise entspringen natürlich zu gleicher Zeit, oder wenigstens unmittelbar durcheinander bedingt. Ein Gedanke formt sich entweder zuerst zu einem rhythmischen Satz, der dann immer mehr die bestimmte Farbe der Melodie gewinnt, oder umgekehrt wird eine Stimmung zuerst zur Melodie, die sich im wiederholten Weiterträllern zu Worten kristallisiert. Das alles ist noch ganz subjektiv. Die Lebensfähigkeit, die einem unter tausenden von solchen Liedern zukommt, erweist sich schon durch die Möglichkeit, daß man es überhaupt einem anderen vorsingen kann, der es halbwegs behält und wieder zu singen geneigt ist. Schon das ist eine beginnende Objektivierung. Durch die Teilnahme Vieler schreitet aber dieser Prozeß ganz zielstrebig vorwärts. Jedes neue Subjekt, das das Lied übernimmt, trägt durch seine Subjektivität dazu bei, es immer objektiver zu machen. Seine Subjektivität kritisiert und redigiert das, was an dem Liede noch allzu zufällig und subjektiv geblieben war. All das wird stufenweise abgeschliffen und abgeklärt. Eine Schranke der Subjektivität wird so nach der andern weggeräumt. Das ursprüngliche Lied wird dadurch immer mehr geeignet, Eigentum der Gesamtheit zu werden, bis man endlich wirklich mit einem gewissen Recht sagen kann, daß hier nicht ein Einzelner, sondern ein ganzes Volk gedichtet hat. Ein solcher Vorgang ist natürlich nur dann und dort möglich, wo nicht unsere pedantischen Anschauungen über geistiges Eigentum und Urheberrecht, sowie über philologische Quellenkritik bestehen. Nur aus diesem Grunde ist es so schwer, daß ein wirklich volkstümliches Kunstwerk in den Kreisen unserer gelehrten Kunstkritik entstehen kann. Hier herrscht eben das für die Entwicklung der Kultur geradezu tödliche Prinzip, daß man das Kunstprodukt eines Individuums, so wie es diesem eben einmal ausgerutscht ist, mit allen seinen zufälligen Schwächen und beschränkten Unzulänglichkeiten in alle Ewigkeit mumifizieren muß. Von diesem Fluch sind heutzutage fast nur mehr die namenlosen Schnaderhüpfeldichter in Berg und Flur verschont. Sie allein können daher noch etwas Klassisches zustande bringen.

Aber nicht nur in der Abschleifung eines poetischen Gedankens oder einer Melodie äußert sich die segensreiche Mitarbeit der uneigennütigen Vielen, sondern auch in der Fortsetzung und Vergrößerung des ursprünglichen Ansatzes. Nach diesem zweiten Prinzip der Volkspoesie schließt sich allmählich Strophe nach Strophe an den ursprünglichen Reim an, bis nach langer Auslese, die wieder die Sache von vielen Arbeitern ist, endlich ein in sich vollkommen abgerundetes Lied oder eine Ballade feststeht, die nun also in das Bewußtsein auch der Gebildeten und Gelehrten übergeht, ein ästhetisches Wunder, ein literarisches Rätsel. Es sind aber ganz natürliche Menschen, wirkliche Dichter von durchschnittlicher Güte, die dies Wunder zustande gebracht haben, und zwar nur dadurch, daß sie auf eitle Originalität und auf das ausschließliche Privilegium der Selbstansnützung verzichtet haben. Es war ihnen allen zusammen und jedem einzelnen nicht um den Ruhm oder gar um ein Geschäft zu thun, sondern einzig um die Sache selber und um den möglichst vollkommenen Genuß daran.

So also ist das Volkslied entstanden. Aber ganz dasselbe gilt auch vom Volksepos und vom Volkschauspiel. Schon die ersten junstmäßigen Sänger unserer deutschen Heldensage haben nichts Neues angefangen, sondern nur an die Ueberlieferung angeknüpft. Es war ein fortgesetztes Zusammenarbeiten, wo jeder das Eigentum seines Vorgängers oder Genossen als sein eigenes Gut betrachtete, und natürlich auch voraussetzte, daß seine Genossen und Nachfolger ebenso kommunistisch dachten. Die bis zur Erschöpfung totgekehrte Streitfrage, ob das Nibelungenlied einheitlich gedichtet, oder aus Einzelballaden nur zusammengeschrieben ist, hat sich schon durch ihre Unlösbarkeit als falsch gestellt erwiesen. Auch jenes andere, aber verwandte Problem, was im Nibelungenlied von echter Volkstümlichkeit, was von Kunstdichtern interpoliert ist, ist falsch gestellt und daher unlösbar. Es gibt da keinen Unterschied zwischen Kunstdichtern und Volksdichtern, zwischen der Gesamtkomposition und den Einzelliedern. Der wirkliche Vorgang ist unendlich viel komplizierter. Die Gelehrsamkeit, die Kritik kann ihm nur annähernd nachkommen. Denn wie kann man die Arbeiten von hunderten von Dichtern auseinander scheiden, die alle, wenn sie auch noch so ausgeprägte Individualitäten waren, doch im vollkommenen geistigen Kommunismus miteinander standen, die allesamt nur Ueberlieferer des Vorliegenden, Redaktoren des Ueberlieferten waren? Ja, sie waren wohl umso objektiver, je genialer sie waren! Ihre Individualität verschwand umso mehr, je stärker sie war.

Die Leistungen ihrer größten Energie tragen die wenigsten Flecken persönlicher Beschränktheit an sich.

Das ist der Punkt, wo die volkstümliche und nationale Poesie der klassischen die Hand reicht. Dies läßt sich an dem Musterbeispiel der homerischen Gedichte, dem unübertroffenen Denkmal höchster klassischer Kunst erweisen. Das ist auch der Grund, weshalb es aussichtslos ist, darüber zu streiten, ob es einen Homer gegeben hat oder nicht. Ich glaube wohl, daß unter den tausenden Rhapsoden, die in jahrhundertlanger gemeinsamer Arbeit die griechische Heldensage ausgebildet und abgerundet haben, ein hervorragender Genius, mag er nun Homer oder sonst wie geheißsen haben, von ausschlaggebender Bedeutung war. Wenn er aber auch durch sein Genie die alleinige Ursache der klassischen Vollendung der nach ihm benannten Gedichte geworden wäre, so läge sein Verdienst eben in nichts anderem, als darin, daß er mit der vollsten Klarheit und Energie das objektive und traditionelle Prinzip festgehalten und durchgeführt hat. Daraus ergibt sich das Paradoxon, daß unser Nibelungenlied nur deshalb noch zu höfisch, zu wenig volkstümlich und klassisch erscheint, weil unter dessen Mitarbeitern eine gewaltige, homerische Persönlichkeit gemangelt hat. Was hier noch zu machen ist, habe ich, mich bescheiden in den Reigen der treuen Custoden des Volkstums stellend, an meiner Redaktion des „Deutschen Götter- und Heldenbuchs“ gezeigt, von dessen sechs Bänden ich wenigstens den ersten bereits vorlegen konnte.

Dasselbe gilt vom Volksschauspiel. Wir können für manche von diesen Stoffen die Entwicklung durch unzählige Hände wenigstens bruchstückweise verfolgen, von den geistlichen und weltlichen Volksspielen des Mittelalters über Hans Sachs bis auf unsere Zeit, wo man sie aus dem Volksmunde aufzeichnet und zum Teil noch die Fäden der verschiedenen Gewebe erkennt. Leider hat es auch hier trotz Hans Sachs, Jakob Ayrer, Gottsched, Lessing und Goethe an jener treuen Würdigung der Tradition gefehlt, die uns ein klassisches, volkstümliches Dramenrepertoire gesichert hätte, wie wir es als Grundlage einer nationalen Kultur notwendiger als alles andere brauchten. Wie viel hier noch trotz aller Verwahrlosung zu machen ist, davon habe ich mich selber überzeugen können, als ich einige der Hauptstoffe sammelnd und redigierend erneuerte. Ich verweise auf mein „Volksschauspiel vom Doktor Faust“, auf mein Weihnachtsspiel und Osterfestspiel und auf die noch ungedruckten Bearbeitungen des Reidhart mit dem Veilchen und des Don Juan. Und ich gedenke diese Reihe noch fortzusetzen. Aber selbst bei dem freieren und subjektiveren

Schaffen der größten dramatischen Klassiker der Weltliteratur, der Griechen, Shakespeares, Calderons, Raimunds, sollten wir nicht vergessen, daß fast ihre ganze Kunstthätigkeit in einer genialen Redaktion des ihnen überlieferten Schazes besteht, sowohl was das ganze Stoffgebiet, den geistigen Gehalt, die Spruchweisheit, als auch die Form betrifft. Gerade darin beruht ihre nationale Bedeutung, ihre Klassizität, ihr dauernder Wert.

Ich fasse das Ergebnis dieser Betrachtung in die praktische Kunstlehre zusammen, daß jeder Künstler so viel als möglich sich die Entfaltung des echten Volkskunstwerks zum Vorbild seines eigenen Schaffens nehmen soll, wenn er anders mit seiner Kunst sich selber und seinem Volke dauernde Befriedigung verschaffen will. Die gute Kunstregel „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ kann noch mit gutem Nutzen verallgemeinert werden, wenn man sie nicht nur auf die strenge äußere Form, sondern auch auf Stoff und Gehalt anwendet. Nur diese Hingabe an das Allgemeine, an das Objektive, an das „Gefegte“ vermag auch dem subjektiven Künstlergeist die volle und wahre Freiheit zu geben. Nur auf diese Weise beherrscht er die Kunst und deren Gebiete, während ihn die Schrankenlosigkeit zum unglückseligen Spielball seiner bodenlosen Phantasie macht. Nur hier im Objektiven kann er sich selber finden. Nur die volkstümlich gewordene Kunst ist wahre Klassizität.



Professor Friedrich Steiner.

Von Prof. F. Stark (Prag).

Das Wirken und Schaffen, welches die Deutschen in Böhmen auf allen Gebieten des geistigen Lebens entfalten, zusammenfassend zu beleuchten und in weiterer Folge auch Jener zu gedenken, die einen hervorragenden Anteil an dieser Geistesarbeit haben, — ist die Bestimmung dieser Monatschrift, der „Deutschen Arbeit“. In diesem Sinne mögen die folgenden Zeilen dem Andenken eines Mannes gewidmet sein, der als einer der bedeutendsten Vertreter der Ingenieurwissenschaften in Böhmen galt, dessen Ruf aber weit über die Grenzen des Landes und Oesterreichs reichte; — es ist dies Dipl. Ingenieur Friedrich Ignaz Josef Steiner, ord. öff. Professor des Straßen-Eisenbahn- und Brückenbaues an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Prag, welcher hier, an der Stätte seines Berufes, nach verhältnismäßig kurzer, nicht bedenklich scheinender Krankheit am 9. August 1901 vom Tode ereilt wurde.

Geboren am 3. September 1849 zu Linz a. d. Donau als Sohn des hochgeachteten Salinenbeamten, k. k. Bergrates Ignaz Steiner, erhielt Friedrich Steiner die Mittelschulbildung an der Realschule seiner Vaterstadt; — mit ausgeprochener Begabung für mathematische Disziplinen wandte er sich

den technischen Studien zu und bezog 1867 die technische Hochschule in Wien, wo er nach einer Unterbrechung durch das Militärljahr, in welchem er zum Reserve-Lieutenant des k. u. k. Genie-Korps ernannt wurde, — die Ingenieurschule 1872 absolvierte und einer der ersten war, der sich in dieser Fachabteilung das Diplom erwarb (1875).

Seine weitere wissenschaftliche Ausbildung in den Ingenieurfächern fand er in der Thätigkeit als Assistent (1872—1874) und später (bis 1878) als Konstrukteur der Lehrkanzel für Eisenbahn- und Brückenbau unter der Leitung des verdienstvollen Meisters auf diesen Gebieten, des Professors Dr. Emil Winkler in Wien; inzwischen veräumte Steiner aber nicht, sich auch, — soweit es seine Arbeiten an der Hochschule gestatteten, — durch Verwendung in der Pragis einen Einblick in die ausübende Ingenieurthätigkeit zu verschaffen, — so 1872 im Baubureau der anglo-österreichischen Bank bei den Projekten eines Donau-Ober-Kanales und 1873 bei der österreichischen Nordwestbahn (Bau des Quaderberg-Tunnels).

Schon im Jahre 1875 wurde er an der Wiener technischen Hochschule zum Privatdozenten für graphische Statik und graphisches Rechnen habilitiert, welche damals noch neue Disziplin er dort einführt und zu deren Ausbau er durch seine 1876 bei Gerold und Sohn in Wien verlegte Schrift: „Ueber die graphische Zusammenfassung der Kräfte“ wesentliche Beiträge lieferte; — im Jahre 1877 finden wir Steiner zugleich als Privatdozenten für Ingenieurwissenschaften an der Hochschule für Bodenkultur, nachdem er 1876 auf Grund seiner Preisarbeit über „kontinuierliche Träger mit balanzierten Stützen“ das Haber-Linzberg'sche Stipendium erhalten hatte und zum offiziellen Berichterstatter für die Weltausstellung in Philadelphia ernannt worden war; sein damaliger Bericht über die amerikanischen Brücken- und Dachkonstruktionen fand im In- und Auslande eine bemerkenswerte Beachtung.

Seinen eigentlichen Wirkungskreis erreichte Steiner an der deutschen technischen Hochschule in Prag, wohin er schon im Jahre 1878 als außerordentlicher Professor der Ingenieurwissenschaften berufen wurde, und wo er dann seit 1881 als ordentlicher Professor des Straßen-, Eisenbahn- und Brückenbaues diese wichtigen Ausgangsfächer der technischen Studien durch mehr als zwei Dezennien erfolgreich vertreten hat. Mit vorzüglicher Rednergabe ausgestattet, wußte er seine Vorträge durch geniale Behandlung oft schwieriger Probleme anregend und durch mögliche Einbeziehung der neuesten Fortschritte der Wissenschaft auch stets auf der Höhe der Zeit zu erhalten. Auf den alljährlich mit seinen Hörern veranstalteten oft weiten Studienreisen zu hervorragenden, meist erst in Ausführung begriffenen Ingenieurbauten war er bemüht, den praktischen Blick seiner Hörer zu bilden, sowie ihren technischen Gesichtskreis zu erweitern, — und um ihnen auch einen Einblick in den Materialverbrauch und, soweit es die Schule zu bieten vermag, auch in die Aufstellung der Brücken zu verschaffen, ließ er seine Hörer neben den Konstruktionen im Brückenbau noch Modelle und kompliziertere Verbindungen im verjüngten Maßstabe aus Preßpan (Karton) herstellen, — eine originelle Methode, für welche sich Fachkreise, insbesondere mehrere technische Hochschulen im In- und Auslande lebhaft interessierten.

Die Vorteile photographischer Aufnahmen für Tracierungen im Gebirge würdigend, eröffnete er 1891 Vorträge und Uebungen über Photogrammetrie,

deren Grundlagen er schon 1890 in der Abhandlung: „Die Anwendung der Photographie auf dem Gebiete des Ingenieur- und Bauwesens“ (Prag, „Technische Blätter“) und später auch in seinem bei Lechner in Wien 1893 erschienenen Lehrbuche: „Die Photographie im Dienste des Ingenieurs“ noch eingehender behandelt hat. Weitere Seiten seiner Lehrfächer beleuchtete Professor Steiner in seinen Vorlesungen über Eisenbahngesetzkunde, sowie in jenen über „Die historische Entwicklung der Ingenieurwissenschaften“, welches letztere Thema er übrigens schon 1879 in seinen „Bildern aus der Geschichte des Verkehrs“ (Prag, bei Dominicus) in anziehender Weise bearbeitet hatte.



Friedrich Steiner

Neben diesem ausgebreiteten lehramtlichen Wirken an der Prager deutschen technischen Hochschule, — deren Rektor er im Studienjahre 1886/1887 war, — und neben seinen wertvollen literarischen Arbeiten, auf die wir noch einen Blick zu werfen haben, entwickelte Professor Steiner wohl im Bestreben, in steter Fühlung mit der Ingenieurpraxis zu bleiben, in dieser Richtung eine sehr vielseitige, geradezu aufreibende Thätigkeit. In oft schwierigen Fällen als technischer Experte geschätzt, nahm er in vielen wichtigen Kommissionen eine maßgebende Stellung ein. So gehörte er in den Jahren 1891 und 1892 der von Wien aus eingesetzten sogenannten Flußeisen-Kommission an, als deren Mitglied er in den Kladno'er Werken an einer großen Zahl, meist von Prof. Gollner ausgeführten Festigkeitsversuchen teilnahm, um die damals auf der Tagesordnung stehende Frage in Betreff der Verwendbarkeit des Thomas-

Flußeisens für Brückenbauten zu studieren. Im letzteren Jahre übernahm er auch die wissenschaftliche Leitung der Mannesmann'schen Konstruktionsbureau in Prag, das sich mit der Verwertung der Mannesmann-Röhre bei Ingenieurbauten befaßte. (Siehe Steiners Vortrag „Ueber Mannesmann-Konstruktionen“ Prag, „Techn. Blätter“ 1892.) — Eine besondere Aufmerksamkeit erregten die Versuche Steiners mit Eisen und Stahl bei abnorm niedrigen Temperaturen, so daß er für diese Art von Untersuchungen vom internationalen Verbands für die Materialprüfungen der Technik am Kongresse zu Stockholm (1898) in die engere Kommission gewählt wurde.

Neben den Gutachten über die Brücken der böhm. Westbahn (1888, 1889), der böhm. Nordbahn (1890), der Tetschner Kettenbrücke, dann über die Franzens-Kettenbrücke und über die Franz-Josefsbrücke in Prag, über die Dachkonstruktion des neuen deutschen Theaters in Prag und andere Eisenkonstruktionen entwarf Prof. Steiner auch mehrere Projekte für neue Brücken, so für Salzburg, St. Egid u. a. m.

Inzwischen besuchte er fast alle großen Ausstellungen der letzten 25 Jahre, von denen er wertvolle Referate über Gegenstände seines Faches erstattete; außer dem schon erwähnten Berichte von der Weltausstellung in Philadelphia (1876) liegt von ihm ein offizieller Ausstellungsbericht von der Pariser Ausstellung 1878 vor, wo er für das von ihm erfundene Taseometer, welches Spannungsmessungen mit Hilfe schwingender Stahlbändchen ermöglicht, in der Abteilung für wissenschaftliche Instrumente die silberne Medaille erhielt. Von der Weltausstellung in Chicago 1893 brachte er einen reichen Schatz von Werkzeichnungen und wertvollen Studien heim, die er bei der Bereisung der bedeutendsten Eisenwerke und Brückenbauanstalten der Vereinigten Staaten gesammelt und später zum Teil unter dem Titel: „Reisebericht, betreffend eine Studienfahrt in den Vereinigten Staaten (Technische Blätter, Prag, 1893, 1894, 1895) publiziert hat. Bei einer universellen Bildung, wie man sie selten findet, interessierte sich Steiner auch lebhaft für die Errungenschaften auf anderen ihm ferner liegenden Gebieten; so brachte er von Chicago Proben des dort zuerst ausgestellten Carborundums (Calcium-Carbid) mit und gab dadurch den Anstoß zur Entstehung einer Carborundumfabrik in Böhmen (Benatek). — Sein Bericht über die Brückenbauten von der Weltausstellung in Paris 1900, — für welche er schon im Wiener Komite eifrig mitwirkte, — fand an Allerhöchster Stelle die wohlverdiente Anerkennung.

Daß Professor Steiner das lebhafteste Interesse für die Ausgestaltung des Eisenbahn- und des Wasserstraßennetzes Oesterreichs bekundete, ist bei einem so weit blickenden Ingenieur, wie er es war, wohl selbstredend; schon im März 1894 hielt er im großen Saale der Mathematik an der deutschen technischen Hochschule einen, von hervorragenden Fachmännern zahlreich besuchten Vortrag über „die großen technischen Aufgaben Oesterreichs mit spezieller Berücksichtigung Böhmens und Prags“, in welchem er bereits auf die Wichtigkeit der Tauernbahn einerseits, sowie andererseits zugleich auf die großen Vorteile einer Wasserstraßenverbindung der Elbe mit der Donau hinwies und für letztere ein eigenes Projekt mit einem Schiffahrtskanale zwischen Prag und Prerau vorlegte. (Siehe: Technische Blätter, Prag, 1894.) Professor Steiner war auch später als Mitglied des Donau-Elbe-Kanal-Komités, ferner seit 1894 als Mitglied des Landes-Eisenbahn-

rates für das Königreich Böhmen thätig und nahm noch wenige Wochen vor seinem Tode an wichtigen Verhandlungen dieser Körperschaften teil.

Namentlich in den letzten Jahren befaßte sich Prof. Steiner auch eingehender mit dem Studium der Grundwasserbewegung; er arbeitete Projekte aus für Flußregulierungen und für Wasserversorgungen (z. B. Böhm. Leipa, Reichenberg [1893], Hatvan-Szerencz in Ungarn [1891, 1892]) und wandte sich weiter wohl im Zusammenhange mit diesen Arbeiten noch der Tiefbohrtechnik, sowie der Sanierung von Mineralquellen (z. B. Bilin, Homburg, Wildungen etc.) zu, auf welchem Felde er bemerkenswerte Erfolge erzielte.

Die Früchte seiner wissenschaftlichen Forschungen, die Ergebnisse seiner praktischen Thätigkeit hat Professor Steiner durch viele Vorträge in den technischen Vereinen zu Prag, Wien und Berlin, im naturwissenschaftlichen Vereine „Lotos“ in Prag, sowie in Fachzeitschriften und einzelnen größeren Werken weiteren Kreisen zugänglich gemacht; seine zahlreichen Publikationen, von denen einige schon im Vorhergehenden Erwähnung gefunden haben, behandeln zumeist Themen seiner Lehrfächer, insbesondere Probleme aus der Theorie und Berechnung der Brücken, sowie verwandter Eisenkonstruktionen, ferner Kapitel aus dem Eisenbahnbau und anderen Zweigen der Ingenieurwissenschaften. Ohne das Verzeichnis seiner Schriften erschöpfen zu können, mögen hier nur noch die nachstehenden angeführt werden:

- „Kontinuierliche Träger auf balanzierten Stützen“ (Wien 1876, *Ö. Z.-B.**),
- „Studie über den Einfluß der Temperatur bei kontinuierlichen Trägern“ (Wien 1877, *Ö. Z.-B.*),
- „Das Taseometer“ (Spannungsmesser) (Wien 1877),
- „Die Parabelkathelone als Hilfsmittel graphostatischer Konstruktionen“ (*Z. B.***, Prag 1879),
- „Studien über Fachwerke“ (*Z. B.*, Prag 1880),
- „Allgemeine Theorie der Kurvenweichen“ etc. (*Z. B.*, Prag 1882),
- „Die Steifigkeit der Träger“ (Berlin 1883, Zentralblatt der Bauverwaltung),
- „Die Deformationsarbeit elast. Körper“ (1884, Dingers Journal),
- „Theorie verstärkter Balken“ (*Z. B.*, Prag 1885),
- „Theorie statisch unbestimmter Systeme unter Berücksichtigung der Anfangsspannungen“ (Wien 1886, *Ö. Z.-B.*),
- „Zur Bogenträgertheorie“ (Wien, 1887 *Ö. Z.-B.*),
- „Die Wassereinträge im Tepliker Thernengebiete und die Maßregeln gegen ihre Wiederholung“ (Prag 1888, *Z. B.*),
- „Grundgesetze der Formveränderung elastischer Körper“ (Wien 1889, *Ö. Z.-B.*),
- „Die günstigste Geschwindigkeit des Wassers in einer Hochquellenleitung“ (*Z. B.*, Prag 1892),
- „Verhalten verschiedener Eisensorten bei abnorm niedrigen Temperaturen“ (Wien 1891, *Ö. Z.-B.*) und bezüglich des Stahles (Prag 1894, *Z. B.*),
- „Ueber Metallkonstruktionen der Zukunft“ (Wien 1892, *Ö. Z.-B.*)
- „Gelezhliche Vorschriften, betreffend die Berechnung eiserner Brücken in Oesterreich und Preußen“ (Prag 1896, *Z. B.*),

*) *Ö. Z.-B.* = Zeitschrift des österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereines.

**) *Z. B.* = „Technische Blätter“, Vierteljahrsschrift des deutschen polytechnischen Vereines in Böhmen.

„Ein Beitrag zur Berechnung der Straßenbrücken“ (Wien 1896, Österreichische Monatshefte für öffentlichen Baubienst),
 „Konstruktion der Winkeländerungen eines Dreiecks“ (Prag 1898, T. B.),
 „Die graphische Ermittlung der Stabspannungen im Halbparallelträger“ (Prag 1898, T. B.),
 „Direkte Konstruktion der Einflußlinie für die Momente und Querkräfte eines durchlaufenden kontinuierlichen Trägers“ (Prag 1899, T. B.),
 „Berechnung gewölbter Brücken“ (Prag 1899, T. B.),
 „Konstruktion der Fachwerkbrücken“ (II. Aufl., Leipzig 1890).
 „Theorie des Oberbaues“, ferner eine wesentliche Umarbeitung des von Professor Dr. G. Winkler herausgegebenen Lehrbuches über „Weichen und Kreuzungen“ (Prag 1883); ständige Referate über Tunnelbau in der Zeitschrift des Ingenieur- und Architektenvereins in Hannover, — eine Reihe von Artikeln in Brockhaus Konversationslexikon, 11. Aufl., und noch mehrere andere fachliche, sowie den technischen Unterricht betreffende Abhandlungen.

Das Hauptwerk Steiners bilden die von ihm sorgfältig bearbeiteten Kapitel VIII: „Die Brückenbahn der eisernen Brücken“, IX: „Theorie der eisernen Balkenbrücken“ und X: „Konstruktion der eisernen Balkenbrücken“ des großartig angelegten „Handbuches der Ingenieurwissenschaften“ (II. Band, zweite Auflage, Leipzig 1890. Bei Engelmann), von welchem die dritte Auflage eben im Erscheinen begriffen ist; für diese konnte Steiner nur die „Theorie der eisernen Balkenbrücken“, die erst vor wenigen Tagen als Sonderabdruck (1901 bei Engelmann in Leipzig) zur Ausgabe gelangte, — dem neuesten Standpunkte der Wissenschaft entsprechend umarbeiten, während er an der Vollenbung der anderen früher bezeichneten Kapitel durch seine Krankheit und den Tod gehindert worden ist.

Ungeachtet dieser ungemein vielseitigen Thätigkeit auf den Gebieten des Ingenieurwesens versäumte Professor Steiner keine Gelegenheit, um mit aller Energie auch für die Hebung des technischen Standes einzutreten; mit glänzender Verehrsamkeit seine Ideen verfechtend nahm er an den meisten Verhandlungen der österreichischen Technikertage hervorragenden Anteil und war bis in die letzte Zeit Mitglied der ständigen Delegation des Technikertages in Wien als Vertreter des deutschen polytechnischen Vereines in Böhmen, welcher an ihm eines seiner thätigsten Mitglieder verloren hat. Noch, als er zum letzten Male einer Vorstandssitzung dieses Vereines beizuwohnen konnte, regte er einen Verband aller deutschen technischen Vereine Böhmens an, für welchen er die Satzungen bereits entworfen hatte.

Hier einen Sammelpunkt der deutschen Techniker des Landes anstrebbend, wirkte er auch in anderen deutschen Vereinen, — so z. B. durch Abhaltung mehrerer der vom naturwissenschaftlichen Verein „Lotos“ veranstalteten populären Vorträge, ferner durch seine Thätigkeit als Obmann des deutschen Schulpfennigvereines, — und in anderen Stellungen, wie als Mitglied der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, welcher er seit ihrer Gründung angehörte, — nach besten Kräften im Interesse des Deutschtums Prags und Böhmens.

Obwohl Kiepler, wie er sich gerne nannte, da er seine Jugend im Salzkammergute verlebte hatte und auch noch in späteren Zeiten nach anstrengender Geistes-thätigkeit Erholung in den Alpen suchte, — fühlte eben

Steiner doch mit den Deutschen Böhmens, für deren Stellung er — wo es galt — stets mit aller Entschiedenheit eintrat, wenn er auch in dieser Richtung nicht unmittelbar in das politische Getriebe eingreifen konnte.

Er unterhielt die lebhaftesten Beziehungen mit den verschiedensten Kreisen der Intelligenz, hieraus immer neue Anregungen schöpfend, während er selbst mit seinem einnehmenden Wesen, mit seinem umfassenden Wissen und mit den reichen Erfahrungen, die er auf seinen vielen Reisen in aller Herren Ländern zu sammeln Gelegenheit hatte, ein beliebter, geistvoller, dem gesunden Humor nicht abgeneigter Gesellschafter war; gelegentlich hat er sich auch in wirksamen gemütsvollen Dichtungen versucht. Niemand konnte ahnen, daß dieser lebensfrohe Mann, von hünenhafter Erscheinung, ein Urbild von Gesundheit und Kraft, so nahe seinem Ende stand! Um so erschütternder wirkte die Kunde von dem Verlöschen dieses genialen Geistes, der sein rastloses Arbeiten jäh abbrechen mußte, bevor er noch den Gipfel seines Schaffens erreichen konnte!

Sinnige Widmungen auf den vielen Kränzen, die seine Bahre deckten, und das zahlreiche Geleite zu seiner letzten Ruhestätte, zu welchem die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft, der Industrie, des Verkehrswesens, der Behörden und der deutschen Gesellschaft Prags erschienen, — zu welchem seine Freunde und Fachgenossen, seine Kollegen und Hörer trotz der Ferienzeit zum Teil aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, geben wohl das glänzendste Zeugnis von der hohen Wertschätzung, deren sich der Verblichene in den weitesten Kreisen zu erfreuen hatte, der viel zu früh der Wissenschaft und seinem Berufe — und auch viel zu früh seiner Familie entzogen worden ist.

Die ergreifende Trauerfeier, zu welcher sich ihm zu Ehren Lehrer und Hörer der deutschen technischen Hochschule am 17. November v. J. versammelt hatten, — die tiefempfundnen Reden, welche zu seinem Gedächtnisse in den technischen Vereinen gehalten worden sind, — die eingehende Würdigung seiner Leistungen in den Fachzeitschriften, sowie der ehrenvolle Nachruf, den ihm der Vorsteher unserer Gesellschaft, der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur der Böhmen gewidmet hat, — bürgen aber dafür, daß sich Professor Friedrich Steiner durch die weitestgehende Erfüllung seiner Berufsaufgaben ein bleibendes Andenken in der technischen Welt und in der Wissenschaft erworben hat.



Mein Böhmeim.

Rubinenstrahlend Herzschild du am goldnen Brustgeschmeid
Der lieblichen Europa, jener königlichen Maid,
Mein liebes Böhmeim, Vaterland,
In dessen Wäldern ich einst ward geboren!

Du teures Kleinod, deß Besiß zwei Völker ohne Raß
Sich stets bestreiten! Heil dir, da du reiche Würde haßt!
Das zeigt ihr Eifer. Nicht um Tand
Wird so viel Mühe, so viel Schweiß verloren.

Nur darum hat dich einst mein Geist
Erwählt, als er den Leib sich hat erkoren.
Nicht dem, was sonst wo prangend gleißt,
Dir, Heim der Heime, hat er sich herzinnig zugeschworen!
Du bist der vielgesuchten Zauberblume gleich im Wald:
Des Blöden Auge sieht sie nicht,
Dem Seher nur strahlt ihre Feengestalt.

Richard v. Kralitz.

Brachfeld.

O wunderschöne Liebenszeit!
Wie liegt mir alles Sorgen weit,
Wenn ich an sie nur denke,
In sie mich nur versenke.

Brach ruhet meines Geistes Feld,
Von keines Pfluges Erz zerquält,
Darauf statt goldner Aehren
Blaublümlein sich vermehren.

Richard v. Kralitz.

Entsagen.

Schmerzlich süße Freude am Entsagen,
Du auch birgst in deinem Schoße Heil,
Leichter scheinst du, als Verlust zu tragen,
Des Besizes selber mir ein Teil.

Zwischen mir und dem, was ich entbehre,
Bleibt ein heimlicher Zusammenhang,
Losgelöst von des Erreichens Schwere,
Heg' ich meine Träume lebenslang.

Und wie aus dem Widerstreit der Pflichten
Mich im Sieg ein stiller Stolz beseelt,
Liegt im streng verschwiegenen Verzichten
Eine Größe, die dem Glücke fehlt.

Jella von Hedniz.

Mein Lebensgarten.

Dicht an meines Lebens stillem Garten
Strömt das Menschenelend ungehemmt,
Täglich muß in Schrecken ich erwarten,
Daß es mein Gelände überschwemmt.

Aus den Körnern meines Glückes baute
Ich dagegen sorgsam einen Wall,
Nur daß noch mein Auge drüberschaute,
Noch mein Ohr erfängt der Wogen Schwall.

Und so rauscht zu meinen schönsten Träumen
Die Begleitung jener wilde Fluß,
Daß ich, mitten unter Blütenbäumen,
Alles Menschenleids gedenken muß.

Jella von Jednif.

Ein Lied aus einem jungen Jahre.

Ich bin ein verliebter Pilger
Nach deiner seligen Stadt,
Ein Büsser und ein Tilger
Mit meinen tiefsten Gebeten,
Was jemals mein Herz in Nöten
Gethan und gesündigt hat.

Seit mich mit seinen Küffen
Dein Mund zur Qual verdammt,
Da werd' ich wandern müssen,
Bis über goldenen Dächern
Der Glanz von den singenden Beckern
Unsrer Liebe flammt.

Dann trink ich bei jubelnden Messen
Dein schmerzgeweihtes Blut,
Dann will ich vergehn und vergessen,
Wie oft ich auf Marterwegen
Auf meinen Knien gelegen,
Wie weh deine Liebe thut.

Und wenn auch die Menschen sagen,
Daß Gott dieser Stadt gedroht, —
O, ihre Kirchen ragen
Aus leuchtenden Gemäuern
Mit tausend heißen Feuern
Das heiligste Abendrot.

Paul Leppin.



Die Zauberflöte.

Erzählung von Christiane Gräfin Thun-Salm.

„Sie sind ein Unmensch, und der Rufus soll Sie holen, wenn Ihnen heute abend wieder zwei Saiten reißen!“

„Aber bitte, Herr Kapellmeister —“

„Ja bitte! Und gehen Sie lieber nach, als vor der Vorstellung in den weißen Löwen, das rate ich Ihnen!“ rief der junge Kapellmeister wütend, als er das Orchester nach der Probe verließ.

Er schlug die Thüre laut zu und eilte in seine Wohnung. Er war müde und hungrig.

„Sind das Violinen!“ dachte er außer sich, als er die Treppe emporstieg.

Er läutete, fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirne und blickte auf die Uhr.

„Schon drei Uhr! Frau Strobl, schnell das Essen!“ rief er, als die Hausmeisterin die Thüre geöffnet hatte.

Er warf den Hut auf das Sopha und setzte sich ans Klavier.



„Diese Leute haben ja keine Ahnung von dem, was sie spielen!“

„D' Supp'n is' da, Herr Kapellmaster.“

„Wer ist da?“

„D' Supp'n is' da.“

„Brüllen Sie nicht so, Frau Strobl! Sie brauchen kein Orchester zu überschreien.“

Er schloß das Klavier und setzte sich zum Tisch. Die alte Frau blieb neben ihm stehen und sah ihm zu, während er aß.

„Heint is' wieder amal all's schief 'gang'n“, sagte sie.

„Woher wissen Sie das?“

„J' brauch' nur z' seg'n, wie S' ess'n, und nach'r waß i' schon, wie vül's g'schlag'n hat.“

„Also machen Sie mich nicht noch zorniger“, sprach er und aß die Suppe auf.

„Der Schuasta hat d' repariert'n Stiefeln 'bracht, Herr Kapellmaster“, sagte sie, während sie die Speise auf den Tisch stellte und den Teller wechselte.

„Welche Stiefel?“

„No die z'rissenen.“

„Gut.“

„Und um vieri kumt der Flickschneider in Frack hol'n.“

„Welchen Frack?“

„Der Herr Kapellmaster hat ja nur den an'.“

„Meinen Frack?“

„Der rechte Ärmel is' z'riss'n, und muaß g'flückt werd'n.“

„Aber ich brauche den Frack.“

„Er bringt 'n morgen z'ruck.“

„Ja, weiß denn dieser Mensch nicht, daß heute die Zauberflöte ist.“

„Heint is' d' Zauberflöt'n?“

„Na und ob!“

„Möcht'n der Herr Kapellmaster nöt so gut sein und m'r an Sitz verschaff'n?“

„Ahnen?“

„D' Zauberflöt'n hab i' sehr gern.“

„Was wissen Sie denn davon?“

„Wie i' no' bei meiner Schwester in Linz war, jan mir in d' Zaubersflöt'n 'gang'n.“

„In Linz! Auch das noch!“

„s' war wunderschen! A' Schlucht mit an' Wasserfall, und so rührend, wiar er's Bild von d'r Geliebt'n anschaut.“

„Also stellen Sie sich hin, und singen Sie mir das vor!“

„Der Herr Kapellmaster will mi' auslach'n —“

„Sie werden 's auch nicht schlechter singen, als der drüben.“

„Und weg'n 'n Sitz, Herr Kapellmaster?“

„Kommen Sie nach sechs Uhr ins Theater! Ich werde fragen.“

„Und was soll i' in Sachs ausricht'n, wann er um viere um 'n Frack kumt?“

„Dem Sachs?“ fragte er aufblickend.

„Dös is' der Schneider, Herr Kapellmaster.“

„Der Sachs ist doch kein Schneider!“

„Da Sachs is' der Flickschneider, Herr Kapellmaster.“

„Seit wann?“

„No, von jeher!“

„So! Und der Mann heißt wirklich Hans Sachs?“

„Ignaz Sachs haßt er. 'San zwa Brüeder Sachs in d' Stadt. Der ane is' Friseur und der andre is' Schneider.“

„Ist das eine Stadt!“ rief der Kapellmeister unwillig, und schob den Teller von sich.

Er war erst vor einem halben Jahr als Kapellmeister in die kleine Stadt gekommen; es war sein erster Posten, und mit Feuereifer war er an die Arbeit gegangen.

Heute sollte er die Zaubersflöte zum ersten Mal dirigieren. Aber die Sänger waren ungenügend, das Orchester war schlecht, die Ausstattung mangelhaft, und die Proben waren Folterqualen gewesen.

Vormittags hatte er die Ouvertüre wieder durchgenommen und war nun niedergeschlagen und traurig nach Hause gekommen.

„Also, was soll i' 'n Schneider sag'n, Herr Kapellmaster?“

„Um sechs Uhr muß ich den Frack haben. Entweder soll er den Frack gleich flicken, oder ich ziehe ihn zerrissen an. Tragen Sie das Essen hinaus und lassen Sie mich allein!“ sagte er ungeduldig, während die Alte in schlürfenden Pantoffeln umherging, um die Teller fortzuschaffen.

Aus triftigen Gründen hatte der Kapellmeister nur eine bescheidene Wohnung im dritten Stock eines kleinen Hauses gemietet. Aus triftigen

Gründen war auch das Mobiliar nicht kostbar. In der Wohnstube waren ein Tisch und zwei Stühle, ein Sopha, welches bessere Tage gesehen hatte, ein alter Lehnstuhl und ein Schreibtisch. In der Ecke des Zimmers stand das Klavier, und darüber hing Mozarts Bild.

Der große Mann mit der langen Nase und dem kleinen Zopf blickte mit leuchtenden Augen in die Stube hinab und ein feines Lächeln umspielte sein sonniges Antlitz.

Der Kapellmeister nahm eine Zigarre, setzte sich müde in den Lehnstuhl und blickte zum Bild empor.

„Göttlicher Mozart!“ sagte er mit einem Seufzer, versank in tiefes Nachdenken, und endlich schloß er die Augen.

Zwei matte Herbstfliegen summten am Fenster, von draußen drang ab und zu das träge, dumpfe Geräffel einer langsamen Droschke empor, und sachte tauchte die Dämmerung hernieder und hüllte die kleine Stube in graue Schleier ein.



Klang es plötzlich aus dem Ofen heraus.

„Nicht schlecht“ — meinte der Kapellmeister. „Noch einmal!“



Klang es wieder.

„Gut, sehr gut“ — jagte er.

„Himmelfreuzschuß und Donnerwetter!“ rief er auf einmal, als das Orchester zu früh einfiel. „Können Sie denn nicht zählen? Ist das ein Orchester oder eine betrunkene Schützenbande? Achtung, meine Herren! Noch einmal!“

Und es begann wieder.

Der Kapellmeister klopfte ab, legte den Taktierstock lautlos auf das Pult und faltete die Hände.

Er saß da, wie von himmlischer Geduld umflossen, und blickte eine Weile schweigend, in tiefem Gram, auf das Orchester hinab.

„Aber meine liebsten Herren, sind denn die Violinen Rubelbretter?“ fragte er mild. „Fühlen Sie denn nicht, was Sie spielen? Haben Sie denn kein Herz im Leib? — Aufgepaßt! Noch einmal!“

Die Partitur flog vom Pult hinunter, der Taktierstock zum Souffleurkasten, und der Kapellmeister stand wütend auf.

„Jetzt, hab' ich's satt!“ rief er. „Machen Sie, was Sie wollen! Spielen Sie so schlecht, als Sie wollen! Nehmen Sie sich wen Sie wollen! Ich dirigiere nicht. Nein, ich dirigiere nicht. Ich erkläre Ihnen einfach, daß ich nicht dirigiere. Suchen Sie sich Jemanden, der die Geduld hat, sich in diesen heiligen Hallen mit Ihnen zu schinden! Mich werden Sie nicht mehr ärgern.“

Und er schlug die Thüre des Orchesters wieder zu, stand in seinem eigenen Zimmer und starrte verwundert auf das Klavier; denn es nahm plötzlich eine andere Gestalt an.

Das Pedal dröhnte. Was war das? Das waren vier Pedale. Die dicken Füße des Instrumentes schmolzen zusammen, sie wurden dünn und spitzig; das plumpe Klavier dehnte und streckte sich zu einem niedlichen Spinett; es öffnete sich von selbst, das Pult stellte sich auf, und von der Wand stieg der fröhliche Mozart mit dem sonnigen Antlitz herab, setzte sich an den Flügel und griff in die Tasten. Dem Kapellmeister stand das Herz still; seine Hände zitterten, kalt und heiß ließ's ihm über den Rücken, und er horchte atemlos.

So mußte es gespielt werden! Freilich! Wie wundervoll! Wie herrlich!

Der Kapellmeister sank zu Boden, umklammerte die Kniee des großen Mannes und rief:

„Ich danke dir, göttlicher Mozart, daß du zu mir kommst! Das ist zu viel, zu viel, oh viel zu viel! Verzeih' mir, daß ich dich so schlecht gespielt habe!“

„Was machst denn da für G'schicht'n?“ fragte der große Mozart. „Steh auf und setz' di' nieder!“

„Ich steh' schon auf, ich setz' mich schon“ — stammelte der Kapellmeister.

„Und sei nöt so dumm! Mußt a' bißl Geduld hab'n mit die Leut'! San ja armi Schlucker, die nix können. Woher soll'n's es denn treff'n? Brauchst d' Overture a' nöt so z' heg'n, sonst hudeln sie's nur runter. Und wirf nöt immer all's glei' z'amm! Glaubst denn, daß i' mi' nöt a' oft in mein' Leben g'ärgert hab?“

„Ja — großer Mozart — ich weiß, ich weiß.“ — —

„Nd also! Wann i's ertragen hab', und i' bin do' der Komponist, io wirft's a' no' ertrag'n können.“

„Ja — großer Mozart — ich werde alles ertragen“ —.

„s' werd'n scho' no' bessere Zeiten kommen. Wirft a' nöt ewi' in den Nest da hoch'n. Laß nöt immer in Kopf glei' häng'n! Glaubst denn, daß dös was nützt?“

„Nein — nein — es nützt nichts.“ —

„No also! Und jetzt' gib acht! I' wer' d'r's no' amal vorispiel'n.“

Und wieder griff er in die Tasten, und der Kapellmeister lauschte bebed. Er sah bald auf den Fuß in dem zierlichen Schnallenschuh, der sich ab und zu aufs Pedal senkte; bald auf die leichten Finger, denen Baubertöne entquollen; und bald auf die Augen, die auf den Händen ruhten, und wie Funken blitzten, so oft sie sich erhoben.

Es war eine Musik, so gewaltig, so lieblich, so frisch, so heiter, so wunderbar, es waren Laute, wie aus einer anderen, sonnigeren, schöneren Welt. „Mozart! Du herrlicher Mozart! Ich danke dir!“ rief der Kapellmeister außer sich.

Er sank nieder auf die Kniee und blickte schluchzend empor. Sein Herz war zum Ueberströmen voll von Glück, er weinte wie ein Kind.

„Großer Mozart! Hilf mir! Geh nicht fort von hier! Gib mir deinen Segen!“

Da blickte der große Mann mitteilidig hinab, in seinen Augen schimmerte etwas, vielleicht war's eine Thräne, vielleicht war's ein Lächeln, das über sein Antlitz flog.

„Mach's nur so furt und sei fleißi!“ sagte er, „s' wird scho' geh'n. B'halt in Kopf in da Hüh', bleib a' guater Musikus, und schneid kan' jauer's G'sicht. Da hast mein' Segen!“

* * *

„Aber Herr Kapellmaster! Da lieg'n's am Bod'n! Was is' Ihna denn g'jheg'n?“

„Mir?“ rief der Kapellmeister erwachend.

„Der Frack für d' Bauberslöt'n is' g'fickt. s' is ja schon jechsi vorüber! Und g'want haben's a'? Was is' Ihna denn g'jheg'n?“

„Nichts!“ rief der Kapellmeister jubelnd und sprang auf. „Aber das sag' ich Ihnen, Frau Strobl, heute wird die Bauberslôte großartig werden. Schnell, den Frack! Die Stiefel! Großartig, sag' ich Ihnen! Wo ist denn der Hut? Heute wird gespielt werden, daß die Leute noch in hundert Jahren von dieser Aufführung reden sollen!“

„Was der heint wieder im Kopf hat!“ brummte die Hausmeisterin nachdenklich, als sie die Thüre hinter ihm zuschloß. „Aber 's is' immer so mit diese Künstlerleut'! Entweder san's ausg'lass'n oder flennens, und s' waß ka Mensch warum.“



Rundschau.

Erdbeben in Deutsch-Böhmen in den Jahren 1900, 1901.

Dr. B. Uhlig. Bericht über die seismischen Ereignisse des Jahres 1900 in den deutschen Gebieten Böhmens. Mitteilungen der Erdbeben-Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Neue Folge III, Wien 1901.

Dr. Joseph Gränzer, k. k. Professor an der Lehrbildungsanstalt in Reichenberg: Ueber das Erdbeben am 10. Jänner 1901 in den Sudeten, Mitteilungen des Vereines der Naturfreunde in Reichenberg. 32. Jahrgang, 1901.

Prof. Dr. Uhlig, welcher während seiner Lehrthätigkeit an der deutschen technischen Hochschule in Prag als Referent der Erdbeben-Kommission der kais. Akademie der Wissenschaften für das deutsche Gebiet Böhmens bestellt war, berichtet in der angeführten Schrift zunächst über die Erschütterungen im egerländisch-voigtländischen Gebiet am 9. u. 16. Jänner, 17. April bis 20. Mai, sodann über das Schwarmbeben vom 1. Juli bis 21. August 1901. Mit letzteren Namen belegt man Erderschütterungen, welche gewöhnlich von unterirdischem Geräusche begleitet, periodenweise in größerer Anzahl und rascher Folge auftreten und sich an oder um einen stärkeren Stoß reihen. Die ersten vier Erdbeben haben weniger auffälliges an sich, sie werden als selbständige Lokalbeben bezeichnet. Weit mehr Interesse erregen die später genannten.

In den beiden ausgemittelten Erdbebenherden, dem von Grassitz und jenem von Brambach-Fleißn machte sich der erste Schwarm in der Zeit vom 1.—11. Juli, der zweite vom 18. Juli bis 21. August 1900 bemerkbar; die ganze Erschütterungsperiode umfaßt 52 Tage. Die beiden Schwärme von ungleicher Dauer wurden durch eine Ruhepause von ungefähr 6 Tagen getrennt. In jedem Schwarm tritt ein Hauptstoß hervor, welcher nicht wie es meistens der Fall ist in den Beginn, sondern in die Mitte der Erschütterungsdauer fällt. Unterirdisches Rollen und Donnern leitet die Bebenschwärme ein; der folgen anfangs wenige, später zahlreichere, schwache oder stärkere Stöße, bis diese in ein oder zwei Hauptstößen kulminieren; nach diesen tritt eine Abnahme der Stöße, und nach einem letzten mit schwacher Erschütterung verbundenen unterirdischen Donnerrollen wieder der Ruhezustand ein. Zur näheren Erläuterung sind dem im Auszuge mitgetheilten Bericht vier Rärtchen im Maßstab 1 : 500,000 und eine Tafel beigegeben.

Mit dem letzteren derartigen Beben konnte das 1897 im Grassitzer Gebiet eingetretene Schwarmbeben, sowie das sogenannte Hartenberger Beben, welches sich 1824 ereignet hatte, in Vergleich gezogen werden. Es ergibt sich hieraus für alle drei eine größere Uebereinstimmung in Ansehung des Auftretens in zwei ungleichen Theilen, des Eintrittes des Hauptstoßes, der Art der Bewegung und Verlauf der Stöße. Dagegen war das Beben von 1900 mit mehr Geräusch verbunden als jenes von 1897.

Aus der Summe der Erscheinungen läßt sich mit Bestimmtheit der Schluß ableiten, daß die Stöße des Erdbebens vom Juli und August 1900 von zwei

Herden ihren Ausgang nahmen. In diesen beiden Gebieten traten die Erdstöße 3. T. gleichzeitig, 3. T. abwechselnd ein. Man kann unter ihnen Herdstöße d. i. solche, welche nur im Bereiche des Herdes selbst, namentlich im Epizentrum wahrgenommen werden, und Videalstöße, solche, welche von einem ferner liegenden Erregungsorte ausgehen, unterscheiden. Das Epizentrum*) des östlichen Herdes befindet sich in der Gegend von Graslitz-Eibenberg, das der westlichen bei Brambach-Fleiß. Die beiden Epizentra sind dem Süd- und Westrande der erschütternden Flächen sehr genähert und zeigen eine auffallend exzentrische Lage. Während sich die Hauptstöße weit nach Norden und Osten fortpflanzen, ist die Ausbreitung nach Süden und Westen sehr beschränkt. Schon bei dem ähnlich verlaufenen Beben vom Jahre 1899 nahm Prof. Becke an, daß die Tertiärbildungen des Egerthales auf die Erschütterungen dämpfend einwirken, eine derartige Annahme scheint auch für jenes vom Jahre 1900 zulässig. Ueber die Tiefe des Bebenherdes läßt sich aus den vorhandenen Beobachtungen noch nichts Bestimmtes ableiten.

Eine weitere Erder Erschütterung machte sich im Böhmerwaldgebiete bemerkbar. In der Nacht vom 11. zum 12. Februar 1900 war die Umgebung von Kalsching der Schauplatz eines ziemlich umfassenden Erdbebens. Es ward als ein starker Stoß, der wie ein gewaltiger Sprengschuß erschien, und von einem nachfolgenden längeren Beben begleitet war, beschrieben. Nach den eingegangenen Berichten bildet das erschütterte Gebiet eine dreiseitige oder fast kreisförmige Fläche von 18,5 km Durchmesser. Es sind im ganzen genommen nur geringfügige Thatsachen, die über dieses Beben mitgeteilt worden sind. Das erschütterte Gebiet deckt sich nicht mit dem vom Erdbeben am 1. Jänner 1897 getroffenen, sondern schließt sich östlich an jenes an.

Endlich wurde am 23. Juli 1900 um 3 Uhr nachmittag an der Straße zwischen Dualisch und Petersdorf bei Trautenau ein äußerst schwaches zweimaliges Erzittern des Bodens wahrgenommen.

Ueber das Erdbeben vom 10. Jänner 1901, welches die Sudeten, d. i. das Randgebirge an der Nordostseite Böhmens, heimsuchte und den betreffenden Teil Böhmens, sowie das angrenzende Gebiet von Preußisch-Schlesien und Sachsen erschütterte, liegen bisher nur Berichte über das Auftreten der Erscheinung in Böhmen und in Sachsen vor.

Professor Dr. Gränzer an der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Reichenberg hat mit anerkennenswerter Umsicht alle ihm erreichbaren, auf das Ereignis bezughabenden Angaben gesammelt, und in einem umfangreichen mit einer Karte des erschütterten Gebietes im Maßstabe 1:500,000 versehenen Bericht vereinigt. Das Erdbeben vom 10. Jänner 1901 trat am frühen Morgen — 3 Uhr — ein, es übertraf an räumlicher Ausdehnung alle bisherigen gleichen Erscheinungen, deren Ursprung in den Sudeten lag. Das erschütterte Gebiet umfaßt einen Flächenraum von 45 000 qkm. Der am heftigsten betroffene Teil wird von einer Ellipse umschrieben, deren große Axe Groß-Aupa und Reinerz zu Endpunkten hat, während die kurze von Deutsch-Frausnitz über Weckelsdorf verläuft. Es erscheint bemerkenswert, daß Ausgangspunkt und Stoßlinie (die sog. Aupa-Linie) die gleiche Lage hat, wie bei dem

*) D. i. der Ort auf der Erdoberfläche, welcher bei einem Erdbebenstoß am stärksten betroffen wird.

Beben, welches am 31. Jänner 1883 eingetreten war. Als Ursprungsgebiet des Bebens wird der österreichische Flügel der Waldburger Kohlenmulde angegeben, ein Einsturzgebiet, welches bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen, auf dessen NW. und SO. streifenden Brüchen sich Spannungen und Pressungen auf sammeln, welche sich durch plötzliche Verschiebungen der Bruchränder auflösen, und das Erdbeben erzeugen.

Im Anschluß hieran sei noch des Berichtes gedacht, welchen Professor Herm. Credner über das sächsische Schüttergebiet des Sudetischen Erdbebens vom 10. Jänner 1901*) veröffentlicht hat. Es ergibt sich hieraus, daß das sächsische Gebiet hochgradiger wie geringerer Erschütterung augenscheinlich mit dem geologischen Aufbau des östlichen Sachsens und der angrenzenden böhmischen Landesteile in ursächlichem Zusammenhange steht. Ein der Abhandlung beigegebenes Rärtchen macht es ersichtlich, daß sich das durch das sudetische Beben betroffene Gebiet Sachsens zu beiden Seiten der großen sog. „Lausitzer Dislokation“ ausbreitet, einer seit langer Zeit bereits bekannten Bruchlinie, welche in Sachsen anfangs parallel zur Elberinne, dann längs dem sächsisch-böhmischen Quadderrand des Lausitzer Gebirgs, am südwestlichen Rande des Jeschken und weiter bis in die Grafschaft Glatz zu verfolgen ist, und die durch zahlreiche, oft sehr auffällige und merkwürdige in ihrem Verlaufe auftretende Verschiebungen bemerkenswert ist, welche die anliegenden Gebirgsglieder gegen einander erfahren haben.

Laube.

Deutschböhmen in Wien.

Familie Stiebitz. Wie bedeutend die Einwanderung aus Deutschböhmen nach Wien seit Jahrhunderten gewesen ist, wird sich mit voller Sicherheit kaum jemals ermitteln lassen; doch könnte hier die Familiengeschichte vieles Wertvolle leisten. Für eine der angesehensten Wiener Kaufmannsfamilien ist diese deutschböhmische Abstammung nachgewiesen. Angeregt durch den Neubau ihres Geschäftshauses veröffentlicht der Chef der Firma Alois Stiebitz & Cie. in Wien eine „Gedenkschrift anlässlich der Demolierung des alten Kameelhauses in der Vognergasse“ (Wien 1901), die nicht bloß die Geschichte des Hauses, sondern auch die des alten berühmten Spezereiwarengeschäftes enthält. Daraus entnehmen wir über den Begründer der gegenwärtigen Firma, Joseph Stiebitz, die folgenden Daten: Er wurde am 6. Juni 1779 im Dorfe Weblitz bei Strassnitz im Leitmeritzer Kreise als Sohn eines Schneidermeisters (nach anderen Aufzeichnungen: als Sohn eines Häuslers) geboren und besuchte im nächsten Städtchen Strassnitz die Schule. Zu seiner weiteren kaufmännischen Ausbildung wurde er nach Prag gesandt und laut Dokument vom 16. April 1799 vom Oberamt der k. k. Staatsherrschaft Liebeschitz entlassen. In Prag diente er in verschiedenen Handlungshäusern bis 1803, in welchem Jahre er durch Empfehlung seiner dortigen Chefs einen Buchhalter-Posten bei Jacob Partl in Wien erhielt. Am Peter- und Paulstag dieses Jahres stellte er sich seinem neuen Herrn in der Vognergasse (damals 340) vor und mußte zu seinem Erstaunen, trotz des Feiertages, sofort an die Bücher gehen. Da er sich in der Folge die Zufriedenheit seines Chefs in hohem Maße erworben hatte,

*) Berichte der mathem.-physik. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig. 1901. S. 33 ff.

gab dieser die Einwilligung zu seiner Verehelichung mit Anna Stocklaja, welche am 13. April 1813 stattfand. Bewilligung oder Verbot der Ehe-
lichung lag damals noch in der Machtsphäre der Handelsherren über ihre Ge-
hilfen. Schon im Jahre 1812 hatte Bartl seinem Buchhalter Stiebitz und
seinen „ersten Handlungs-Kommis“ Ignaz Arlet und Joseph Söhnel einen
Gewinnanteil am Geschäft gewährt, im Jahre 1818 trat er diesen dreien
sein Geschäft käuflich ab. Stiebitz muß die Seele des Konfortiums gewesen
sein, denn obwohl er an der Kaufsumme mit einem geringeren Betrag als
seine beiden Kompagnons beteiligt war, gab er der Gesellschaftsfirmen den
Namen, die er am 23. Juli 1823 im besten Einvernehmen mit seinen Kom-
pagnons in die Einzelfirma Joseph Stiebitz verwandelte. Bei dieser Ge-
legenheit erteilte er die Procura seiner Gattin und seinem, ihm von Kindheit
an nah befreundeten Landsmann und Schwager Franz Josef Sauer
(geb. in Straßnitz 1786), der ihm als Buchhalter zur Seite stand und zur
Blüte des Geschäfts nicht wenig beitrug, dessen vorzeitiger Verlust im Jahre
1840 Stiebitz auch aufs Schmerzlichste berührte.

Im Jahre 1828 konnte Stiebitz sein Geschäftslokal durch Ankauf des
Nachbarhauses „Zu den drei Tirolern“ bedeutend vergrößern. Sein geist-
volles tüchtiges Wesen wie sein Wohlthätigkeitsinn werden gerühmt. Be-
deutende Unterstützungen ließ er seinem Heimatsort angedeihen; die Schule
in Straßnitz verdankt ihm ihre Erweiterung und Ausgestaltung. Besondere
Sorgfalt widmete er dem Handlungsfrankeninstitut „Confraternität“ in Wien,
dessen Hallen ihre Ausschmückung zum größten Teile seinen Spenden verdankt;
er beteiligte sich an der Gründung mehrerer Humanitätsanstalten und Kirchen-
musikvereine, errichtete Stiftungen in mehreren Versorgungshäusern und verfaß
das Ant eines Armenwaisens. Aber auch die Kunst kam nicht zu kurz. Er
gehörte zu den ersten Mitgliedern der Gesellschaft der Musikfreunde. Er er-
hielt von der Stadt den Titel eines „äußeren Rates“ und wurde 1830
zum „Gremialvorsitzer des bürgerlichen Handelsstandes“ ernannt. Seine letzte
Lebenszeit war durch schwere Krankheit getrübt; er starb am 4. April 1852
im 73. Lebensjahre. Sein Sohn Alois (1819—1880) und sein Enkel
Franz Josef Stiebitz (geb. 1857), von nahen Verwandten wie Anton
Stiebitz (1853—1866) und Carl Josef Sauer (1866—1887)
unterstützt, haben das Geschäft nicht bloß auf der alten Höhe erhalten, sondern
zu noch höherem Glanz gebracht. Die prachtvoll gedruckte, mit zahlreichen
Illustrationen versehene Gedächtnisschrift wurde von A. Haase in Prag hergestellt.
A. S.

* Der Verein für Egerländer Volkskunde. Der zu Beginn des
Jahres 1897 von Alois John begründete Verein für Egerländer Volks-
kunde hat nun zum Abschluß seines ersten Jahrfünfts in seiner Zeitschrift
„Unser Egerland“ über seine bisherige Thätigkeit einen kurzen Bericht erstattet,
aus dem wir leicht ersehen können, wie eindringlich, vielseitig und auch frucht-
bar er in der kurzen Spanne seines Bestandes gewirkt hat. Der Verein ist
in der That ein Mittelpunkt geworden nicht nur für die wissenschaftliche Er-
forschung der Egerländer Volkskunde, sondern auch für die lebendige Pflege
der altheimischen Volksüberlieferungen.

Der Verein hat im Verlaufe der fünf Jahre zahlreiche Vortragsabende
veranstaltet, wobei verschiedenartige mit seinen Bestrebungen zusammenhängende
Gegenstände behandelt wurden, ferner mehrere Volksliederabende zur Pflege

und Verbreitung des Egerländer Liebes. Er hat eine große Reihe photographischer Aufnahmen von Haus und Hof, ländlicher Arbeit, Landschaftsbildern und Trachten des Egerlandes, sowie die Anfertigung von volkstümlichen Ansichtskarten, veranlaßt, Trachten und kunstgewerbliche Gegenstände gesammelt, das alte Volkspiel vom Sommer und Winter zur Aufführung gebracht. Er hat sich an der Bodenbacher Ausstellung (1900) und an der Errichtung der Egerländer Stube im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg beteiligt und ist mit allen möglichen Mitteln für die Wiederbelebung der alten Volksüberlieferungen eingetreten.

Einen wichtigen Teil seiner Aufgaben bildet die literarische Wirksamkeit. Sein von John geleitetes Vereinsorgan „Unser Egerland“ liegt in fünf Jahrgängen mit je sechs Nummern vor und bringt auf diesem knapp bemessenen Raum eine erstaunliche Fülle des Neuen und Wertvollen. Mitteilungen, geschichtliche Aufsätze, Sammlungen zu Besiedlung und Tracht, Erwerbs- und Lebensverhältnissen, Sitte und Brauch, Volksglaube und Volksdichtung des Egerlandes. In diesen Blättern hat auch John zuerst auf die wiederaufgefundenen Handschriften der für Goethe durchgeführten Arbeit von Grüner hingewiesen, die jetzt von ihm im Auftrage unserer „Gesellschaft“ herausgegeben worden ist.

Eine selbständige Veröffentlichung des Vereins bildet die Ausgabe der „Egerländer Volkslieder“,*) von der bisher zwei Hefte erschienen sind mit über 70 Liedern und 80 von Czerny nach dem Volksmund gesetzten Melodien. Heft 1 bringt vier volkstümlich gewordene Lieder von Dümmler und 22 alte, bekannte mundartliche Volkslieder, darunter das lustige Chorlied „Bin i niat a schäna Roußbuttnbou“, das derbe „3' Eghalond wenn Kirwa is“ und das sentimentale Liebeslied vom „Schmoln Roin“, eines der beliebtesten Egerländer Lieder, von dem Graf Clemens Sedwitz sagt: Roa echta Eghalonda(r), dea(r) was dös Loid niat koa(n). Heft 2 bringt zahlreiche Liebes- und Tanzlieder, die zumeist dem Egerlande eigentümlich sind, dann Balladen mit zum Teil weit verbreiteten Stoffen (Einst spielt ein Ritter mit seiner Magd, oder Haberjagd u. a.), ein Ehestandslied, Fasnaren des Stadttürmers in Eger bei Taufen und anderen Gelegenheiten, bis in die 70iger Jahre üblich, Hirtenlieder, Bierzeiler, Jodler, endlich ein Neujahrs- und ein Dreikönigslied. Beide Hefte sind eingeleitet mit literargeschichtlichen Bemerkungen und Stoffparallelen von John. Das zweite Heft bringt auch die Namen der Gewährsmänner, dankenswerte Worterklärungen und das Bild einer überaus anmutigen und lebfrischen Egerländerin in der Volkstracht.

Dem zukunftsfreudigen, tüchtig wirkenden Verein die besten Wünsche zur Fortführung seiner Aufgaben!

A. H.

* Wilhelm Kessel. In stiller Zurückgezogenheit, ferne dem brausenden Lärm des Tages, beging der Dichter und Hygieniker Wilhelm Kessel im lieben Familienkreise in Dresden seinen 50. Geburtstag. Kessel ist am 8. Januar 1852 zu Rumburg in Nordböhmen als ein Sohn des politischen Verwaltungsbeamten Josef Kessel geboren und bekundete schon als Stu-

*) Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Einleitung von A. John, Tonschrift von J. Czerny. Eger, Verlag des Vereines. Heft 1, 1898, 1 Krone; Heft 2, 1901, 1 Krone 20 Heller.

dierender eine glückliche dichterische und kritische Begabung, die er in verschiedenen wissenschaftlichen und belletristischen Urteilen zum Ausdruck brachte. Sein wahrer Name verbirgt sich unter Pseudonymen, von denen Wilhelm v. Bergen und Dr. Ludwig Schwarz die bekanntesten sind. Gelegentlich zeichnete er auch Fritz Ilmenau, Freiau, W. v. Hammerstein oder Franz Buchwald. Im Jahre 1874 erhielt der och jugendliche Schriftsteller das ehrende Angebot, in den Redaktionsverband der Bohemia einzutreten, das er jedoch mit Rücksicht auf seine Militärpflicht ablehnen mußte. Einige Jahre später, 1883, wurde von ihm in Reichenberg das illustr. Unterhaltungsblatt „Familienfreund“ begründet, das sich auch über die Grenzen unsrer Heimat hinaus allgemeiner Beliebtheit erfreute und vielfach „die österreichische Gartenlaube“ genannt wurde. Diese Zeitschrift teilte leider das Schicksal mehrerer ähnlicher Unternehmungen in Oesterreich, nach fünfjährigem ehrenvollen Bestande an der Teilnahmslosigkeit des Publikums zu Grunde zu gehen. In den darauffolgenden Jahren 1889 bis 1891 übernahm Kessel die Leitung der hygienischen Zeitschrift „Die Zukunft“ und wurde gelegentlich der Kölner hygienisch-physiologischen Preisauschreibung an Seite von Dr. Aberholt-Paris und Universitäts-Professor Dr. Bunge-Basel in das Schiedsrichteramt berufen. Sein dichterisches Schaffen wurde des öfteren durch Bezeichnungen mit der „Schillerstiftung“ ausgezeichnet. Die Zahl Kesselscher Werke ist ziemlich groß. Neben naturwissenschaftlichen Aufsätzen gab der Dichter drei Gedichtsammlungen: Traum und Liebe, Moosblumen und Schwanenlieder heraus. Aus seinen zahlreichen Novellen und Erzählungen ragt der ethische Roman Empor zum Licht als sein Hauptwerk hervor. Schon seit mehreren Jahren lebt der Dichter als ausübender Vertreter der „physikalisch-diätischen Heilmethode“ in Dresden und leitet den daselbst erscheinenden „Impfgegner“. Ueber die Persönlichkeit unseres Landsmannes spricht sich Mosegger in seinem „Heingarten“ folgendermaßen aus: „Ein durchaus edler gebiegener Charakter, ein gottbegnadeter Dichter, ein vortrefflicher Mensch, dessen charakteristische Eigenschaften Freundschaft, Wohlwollen, Freisinn und Wahrheit, gepaart mit echter ungeheuchelter Religiosität, frei von aller Frömmelei und Fanatismus sind.“ J. R.



Besprechungen.

* Neue Dichtungen von Rilke.

1. Die Lekten (Im Gespräch. Der Liebende. Die Lekten.) Berlin, Axel Juncker 1902.

2. Das tägliche Leben. Drama in zwei Akten. Albert Langen. Verlag für Literatur und Kunst. München 1902.

Rilkes sanftes und feines Talent weist auf die Lyrik.*) Er ist Stimmungskünstler. Er versteht es nicht

bloß, wie viele andre Skizzen der Gegenwart, eine Stimmung anzuschlagen und anzudeuten, sondern darüber hinaus, die erhaschte festzuhalten, sie bis zur Tiefe auszuschöpfen oder voll ausklingen zu lassen. Auf diese Weise sind ihm einzelne lyrische Gedichte ersten Ranges gelungen, und wenn diese in weiteren Kreisen noch nicht genügend bekannt sind, so liegt die

*) Vgl. Leben und Lied. 94. Larenopfer. Prag 96. Wegwarten. Prag 96. Traumgefrönt. 97. Advent. 98. Wir zur Feier. 1900.

Schuld daran, daß diese Treffer über eine Reihe von kleinen Sammlungen zerstreut sind. Würde er wie Lilien-cron, wie Dehmel eine Auswahl des Vollendersten aus seinen Gedichten veranstalten oder wie Falke durch kritische Freunde veranstalten lassen, so würde er mit einem Schlag in die vorderste Reihe unsrer zeitgenössischen Lyriker gelangen. Diese Kunst, den Zauber der Stimmung einzufangen und auszubreiten, bewährt Rilke auch in seinen Novellen. Es geht leise darin zu; er liebt die Stille und das Dunkel, das Schweigen und die Dämmerung; die schweigende Dämmerung: „Und in dem Schweigen, das dann folgt, vollzieht sich die Dämmerung. Die Dinge treten lautlos aus dem Glanz zurück, wie aus einer Kirche, deren Thore geschlossen werden. Sie kauern sich längs der Wände, wärmen sich eines am andern, und es geht ein Schläfern von ihnen aus, welches die Uhr am Pfeiler mühsam überwindet.“ Und in diese schweigende Dämmerung treten die Lichtstreifen eines Kaminfeuers in einem venetianischen Palazzo oder die Schläge einer Uhr wie belebte Wesen ein; und endlich die Worte der sich unterredenden Personen, stille und leise Worte, tastend und suchend; Worte, die das Wesen der Kunst zu erfassen trachten („Im Gespräch“), Worte, die die Schatten der Vergangenheit herüberfallen lassen in die Gegenwart und Zukunft („Der Liebende“). Und wenn diese Vergangenheit so weit und groß ist, wie bei dem letzten Sprossen einer allmählich ins bürgerliche Leben untergetauchten nordischen Königsfamilie („wenn du unseren Namen sagst, leise, — klingt noch der alte Name darin, dumpf, dunkel, wie die Glocken einer versunkenen Kirche“) und so gewaltig und sündhaft, so geht das Dämmerhafte und Leise ins Schaurig-Märchenhafte und Gespenstische über („Die Lebten“). Und in dieser verschleierte

Welt suchen die „neuen Menschen“, um ihren Gedanken und Gefühlen Ausdruck zu geben, nach dem einfachsten, schlichtesten, bezeichnendsten Wort. Der alten Menschen verbrauchte und verblaßte Rede genügt ihnen nicht. „Die Worte sind für die Dinge nicht eingerichtet.“ Oft drängt sich ihnen da ein Ausdruck von mächtiger Bildkraft oder innigster Herzensfülle auf die Lippen. Der Suchenden Worte klingen aber auch oft gesucht. Oder sie meinen das Altvertraute und Gewohnte neu geschaffen zu haben: „Bei mir? Bei mir? Wie merkwürdig das klingt: Bei mir. Ich glaube, es ist zum ersten Mal, daß ich diese Worte nebeneinander ausspreche. Wie eine Erfindung ist das. Und doch so einfach. Eben wie alle Erfindungen. . . Bei Gott, — bei den Menschen, bei — dir, — bei . . . und nun, ganz analog konstruiert: bei mir, . . . bei mir . . .“ Es ist ein ungemein sensibles, nervöses Geschlecht, das in diesen dialogisierten Novellen unsre Teilnahme und Aufmerksamkeit festzuhalten strebt.

Es ist klar, daß diese feine und leise, dem Pretiosen zuneigende Kunst das grelle Lampenlicht unsrer Bühnen nicht recht trägt. Die entzündendsten Worte, die den Personen wie Perlen aus dem Munde fallen, verlieren sich auf diesem weiten Boden und was ein Werk als Dichtung gewonnen haben mag, hat es als Drama eingebüßt. Zwar ist der Held des Stückes „Das tägliche Leben“ von robusterem Stoff als Harald der Letzte. Weist dieser das „Eintagsleben“ von sich zu gunsten eines künstlerischen Traumlebens, so wird der Maler des Schauspiels von der träumerischen Versteiegenheit eines phantastischen Augenblicks zu dem sicheren Glück gleichmäßiger Wärme im „täglichen Leben“ bekehrt. Aber mit der Hauptgestalt ist nicht zugleich das Gerüst des Dramas stärker geworden und die dem Dichter sonst

so geläufige Kunst, die einheitliche Stimmung bis zum Schlusse festzuhalten, vermag. Sie ruft ihn zurück auf das Gebiet seiner eigensten Begabung.

II. S.

* Mörath A., Die Pflege der Tonkunst durch das Fürstenhaus Schwarzenberg im 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Krumm-
(1901) 14 S.

Anlässlich eines noch zu erwähnenden Jubiläums hat der Schwarzenbergische Zentralarchivdirektor in Krumm-
mau, Mörath, aus den Archiven die Belege zusammengestellt für die reiche Förderung, die mehrere Fürsten Schwarzenberg der Musik angedeihen ließen. Erwähnt seien daraus z. B. die Beziehungen des Fürsten Josef Adam zu Schwarzenberg (1722 bis 1782), des Begründers der fürstlichen Musikalienammlung in Krumm-
mau, zu dem Komponisten Josef Scarlatti. Fürst Josef zu Schwarzenberg (1789 bis 1833) gestattete der van Swietenischen Musikgesellschaft dauernd die Benützung des großen Saales in seinem Palais am Neuen Markte in Wien. Im Verein mit anderen Kavaliern stattete Fürst Josef dem Komponisten Josef Haydn mit den entsprechenden Mitteln aus, veranlaßte ihn „Die Schöpfung“ und „Die vier Jahreszeiten“ in Musik zu setzen und in dem Schwarzenbergischen Palais am 29. April 1798, beziehungsweise am 24. April 1801 zur Aufführung zu bringen. In Heidelberg und München haben anlässlich der Jahrhundertfeier Festaufführungen der Vier Jahreszeiten stattgefunden. In Wien und Prag ist dies leider nicht geschehen.

* Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Langer. Braunau. 1901. I. Band. 1. und 2. Heft.

Mit diesem Doppelheft beginnt ein neues periodisches Unternehmen, das in zwangloser Folge (jährlich 2—4

Hefte) fortgesetzt werden soll. Herausgeber ist Dr. Eduard Langer, der schon eine Reihe von Schriften zur Erforschung des östlichen Böhmen, namentlich des Braunaauer Ländchens und des Adlergebirges veröffentlicht hat. Das 1. und 2. Heft enthält verschiedene von dem Herausgeber selbst herrührende Beiträge, die nicht nur der Volkskunde, sondern im allgemeinen der Heimatskunde der genannten Landschaften gewidmet sind. Wir heben Einzelnes daraus hervor. Besondere Aufmerksamkeit beanspruchen die (vorläufig noch nicht abgeschlossenen) Aufsätze „Zur früheren Gerichtsbarkeit im Braunaauer Ländchen“ nach einer Aufzeichnung des 17. Jahrhunderts, und „Goethe im Braunaauer Ländchen und im Riesengebirge“ mit Benützung der neuesten Literatur. Es folgen ferner ein Bericht über H. Brinke mit dem Weberlied dieses bekannten Naturdichters des Adlergebirges, ein mundartliches Gedicht über den Trautenaauer Lindwurm von Gustav Braun, die Heuschersage (eine bemerkenswerte Fassung der auch sonst in Deutsch-Böhmen und ganz Deutschland verbreiteten Sage von der am Palmsonntag sich öffnenden Schatzhöhle), Hochzeitsgebräuche aus Niederlipka, Braunaauer Wiegenlieder, „Volkszählungsergebnisse im östlichen Deutschböhmen“, Aufsätze über Gedenkbücher und Chroniken, sowie über seltene Naturereignisse im Adlergebirge und Anderes. Alles anregend und lebensvoll dargestellt.

In einem umfangreichen Vorwort gibt Dr. Langer eine Einführung zur Erforschung und Sammlung deutscher volkstümlicher Ueberlieferungen im östlichen Böhmen. Er erwähnt hierbei die Vorarbeiten auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde in Böhmen, die verschiedenen Gau-Zeitschriften, die verdienstvollen Arbeiten und Sammlungen von Knothe, Naaff, Toischer und

Frucht. Mit keinem Worte aber gedenkt er des Unternehmens der Aufsammlung deutschböhmischer Volksüberlieferungen, das unsere Gesellschaft von 1894—1900 mit einem in sechs Berichten öffentlich mitgeteilten Ergebnis durchgeführt hat und das nicht nur in sämtlichen Fachblättern, sondern auch in grundlegenden Werken, wie in Pauls Grundriß der germanischen Philologie (2. Auflage XII. Abschnitt S. 504 u. 510), außerdem in Meyers Konversations-Lexikon (1. Supplementband, Artikel Volkskunde) Anerkennung gefunden hat. Auch erwähnt Dr. Langer nicht die von der Gesellschaft herausgegebenen „Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde“, von denen bereits sieben Hefte vorliegen, die sich auf alle Gebiete Deutsch-Böhmens beziehen. Dr. Langer spricht den Wunsch nach einer Bibliographie der deutschen Volkskunde aus, als wäre dies eine ganz neue Forderung, obgleich Dr. A. Hauffen bereits im Jahre 1896 eine „Einführung in die deutschböhmisches Volkskunde nebst einer Bibliographie“ veröffentlicht hat, die jährlich in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ ergänzt wird und obgleich derselbe Verfasser außerdem in den Berliner „Jahresberichten für neuere deutsche Literaturgeschichte“ regelmäßig einen kritischen Ueberblick über die gesamte deutsche Volkskunde liefert. Dr. Langer hat ferner in seiner Einführung S. 16—19 einen volkskundlichen Fragebogen und zwar, wie angegeben wird, nach dem Schweizer Fragebogen zusammengestellt. Dieser Schweizer Fragebogen ist aber erst drei Jahre nach dem von der Gesellschaft bereits 1894 veröffentlichten Fragebogen abgefaßt worden, der nebenbei gesagt, gerade im Braunauer Ländchen und im Adlbergirge die meisten und wertvollsten Antworten erzielt hat (siehe Mitteilungen der Gesellschaft Nr. VIII S. 8 und IX S. 6). Wir sind be-

rechtigt und verpflichtet dies hier festzustellen.

Da Langers Einführung auch über die Methode der Volkskunde handelt und da bei dem rührigen Betrieb dieser jungen Wissenschaft in Deutsch-Böhmen auch Methode nicht zu entbehren ist, möchte ich hier darauf hinweisen, daß jüngst eine neue Schrift über diesen Gegenstand veröffentlicht worden ist von dem Baseler Professor für Volkskunde G. Hoffmann-Krayer „Die Volkskunde als Wissenschaft“ Zürich 1902. Während das Handbuch von G. H. Meyer „Deutsche Volkskunde“ Straßburg 1898 neben einer Gesamtdarstellung dieses Gegenstandes eine ausgezeichnete Anleitung zu weiteren Forschungen darbietet, während Weinhold und Andere die Gegenstände und Arbeitsgebiete der Volkskunde methodisch erörtert haben, sucht Hoffmann in seiner kurzen, aber lehrreichen Abhandlung vor allem in den Kern des Begriffes einzudringen und die letzten Probleme der Volkskunde wissenschaftlich zu erfassen. Ihre Aufgabe ist es danach nicht, das gesamte nationale Leben darzustellen, sondern nur „die primitiven Anschauungen und die volkstümlichen Ueberlieferungen: Sitte, Brauch, abergläubische Vorstellungen, Dichtung, bildende Kunst, Musik, Tanz, Sprechweise u. s. w. in ihren niederen auf weite Schichten sich ausdehnenden Stufen.“ Hoffmann grenzt weiterhin mit Anführung von Beispielen die Volkskunde von ihren Nachbarwissenschaften, Ethnographie und Kulturgeschichte ab. Dann scheidet er die zwei Arten der Volkskunde voneinander: die stammheitliche und die allgemeine. Die erstere bildet mit ihren beschreibend-historischen und vergleichend-historischen Untersuchungen, denen als höchstes Problem die Erforschung der spezifischen Eigenart eines Stammes oder Volkes vorsteht, eine Grundlage für die allgemeine

Volkskunde. Die Aufgabe dieser aber ist es, den Bedingungen der Volksüberlieferungen (Herkunft, Entstehungsart, Umwandlung und Verschwinden) nachzugehen, diese Erscheinungen auf ihre generellen Ursachen zurückzuführen und aus den einzelnen Fällen allgemeine Gesetze zu finden. Ihr letztes Ziel ist „das wissenschaftliche Durchdringen des primitiven Denkens überhaupt.“

* Dähnhardt D., Heimatklänge aus deutschen Gauen. 3 Bände. Leipzig, B. G. Teubner. 1901 und 1902. à 2 Mk.

Eine reichhaltige treffliche Sammlung mundartlicher Gedichte aus allen deutschen Landschaften mit einer guten Einführung, die jedem Bändchen vorgestellt ist. I.: „Aus Marsch und Haide“ bringt zahlreiche Gedichte in den verschiedenen niederdeutschen Mundarten. Klaus Groth (Ditmarschen), F. Freudenthal (Nordhannover), Fritz Reuter (Mecklenburg), F. W. Grimme (Sauerland), W. Tapper (Essen) und viele Andere sind mit schönen und beachtenden Proben vertreten. III.: „Aus Hochland und Schneegebirg“ bringt oberdeutsche Gedichte aus Süddeutschland, der Schweiz und den österreichischen Alpenländern. Baden (F. P. Hebel), Südbayern, (W. Zipperer, F. von Kobell, K. Stieler), Oberösterreich (F. Stelzhamer, G. A. Kaltenbrunner), Steiermark (H. Frauengruber, H. Grassberger, P. Hofegger) stehen im Vordergrund.

Der II. Band „Aus Nebenflur und Waldegrund“ ist erst jetzt erschienen. Er bietet uns eine Heerschau der mitteldeutschen Dichter. Thüringen ist z. B. mit A. Sommer, P. Mohr u. A., Sachsen mit G. Vormann, v. d. Planitz, L. Kiedel, den Erzgebirgsdichtern Rossmahl, H. Köselitz und Joh. Renatus, Schlesien mit K. von Holtei, H. Köppler, Philo vom Walde und Max Heinzel u. A. vertreten. Aus Nord-

böhmen hat je ein Gedicht von F. Better, A. Jarisch, F. B. Grunert und Clemens Graf Zedtwitz-Liebenstein Aufnahme gefunden.

Diese dreibändige Sammlung, die gut ausgestattet und auch mit Illustrationen versehen ist, wird jedem Freunde heimatlicher und volkstümlicher Poesie reinen Genuß und herzliche Freude bereiten. h.

* Laufberger Friederike, Schloß Gunzenlech. Erzählung. Linz 1901. Die vorliegende Erzählung entstammt der Feder einer Deutschböhmin, ist also ein Werk der deutschböhmisches Provinzkunst, wenn es gleich von der oberösterreichischen Verlagsanstalt als Werk der alpenländischen Heimatkunst verlegt wurde. Auch ihr geistiges Rüstzeug gegen den Klerikalismus, das „Los von Rom“ hat sich die Verfasserin unverkennbar aus Deutschböhmen geholt. Frau Friederike Laufberger ist eine geschätzte Rednerin — leider erkennt man ihre Redegabe auch in den oft an Leitartikel anmutenden Deklamationen des Hammerjörg, des Helden der Erzählung.

Das alte Motiv des reichen Bauers, der seine Tochter dem armen aber geliebten Manne verweigert, wird uns hier dadurch interessanter gemacht, daß dieser Geliebte nicht nur ein armer, wenn auch geschickter Schmied, sondern auch ein räudiges Schäflein in der frommen Herde des bayrischen Hochlandsdorfes ist. Der Hammerjörg hat „keinen Glauben“, er besucht weder Messe noch Beichtstuhl und fordert öffentlich die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Aufrihtung einer Verfassung.

Dieser Hammerjörg ist zwar der Liebling der Verfasserin, aber leider auch der verzogene, verärrtelte. Sie häuft auf ihn alles Licht und bietet uns schließlich das Idol eines modernen freisinnigen Mannes statt des

farbenfrohen Bildes eines tüchtigen, geistig gesunden Bauernschmiedes. So sympathisch uns anfänglich der Held anmutet, so unsympathisch wird er uns von dem Augenblick an, als er gleich einem müden Dekadenten sich in die Einsamkeit flüchtet und sich gleichsam von seinem Schmerze nährt. — Die Verfasserin häuft überhaupt gegen das Ende ihrer Erzählung die krassen Effekte, ja sie arbeitet zweimal mit den sehr abgebrauchten Mitteln der Rettung vom Tode des Ertrinkens. Wir bebauern das umso mehr, als Frau Laufbergers Begabung uns etwas viel Besseres erwarten ließ. Wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir der Uebersetzung Ausdruck geben, daß es ihr von dem Augenblick an, da der Beichvater die Frau des Hammerjörg bestimmt, sich von ihrem ungläubigen Mann zu trennen, mehr um die Tendenz zu thun war als um die Kunst.

Uns haben die anderen Figuren des Romans, der Oberlechner, dessen brave, aber konfessionell beschränkte Frau, die prächtige Gestalt Wallis besser gefallen, als der Hammerjörg. Auch die anderen Volkstypen sind vorzüglich gezeichnet. Es weht Heimatluft durch den Roman, die Stimmung ist manchmal schier mit den Händen zu greifen — die Tendenz aber vernichtet oft, was die Kunst gut gemacht. Wir wenden uns ja keineswegs gegen das Motiv, wir tadeln nur dessen Veräußerlichung. Die Führung der Erzählung zeigt die Mängel aller Anfänger: Weitsehweisigkeiten und übermäßige Breite einzelner Teile. Die Sprache ist leichtflüssig, die Charakterisierung der Personen, selbst die des Hammerjörg als Alltagsmenschen gut, die Beobachtung treffend. Hätte sich die Verfasserin nicht von der Tendenz fortreißen lassen, hätte sie ein wenig künstlerische Selbstkritik geübt, so könnten wie unsere aufrichtige Freude über diese literarische Gabe äußern. f. J.

* Zu dem Aufsätze „Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen“ in Heft 3. Der (S. 188 erwähnte Förster) Adolf Schumann hat eine Sammlung veröffentlicht: Jagdhumoresken und Erzählungen Weitsfäller 1897 (Kommission Künstner, Leipzig), worin sich auch einige scherzhafte Gedichte und Prosaschwänke in der Böhmerwaldmundart befinden. — Die Fortsetzung des Aufsatzes mußte aus Raummangel auf Heft 5 verschoben werden. h.

Vorträge und Unterrichtskurse.

* **Prag.** Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde: Monatsversammlung 22. Oktober 1901. S. Lamberl: „Bericht über die Philologenversammlung in Straßburg.“ — 13. November. G. Kolin: Stéphane Mallarmés Sonett „Le tombeau d'Edgar Poe.“ A. Sauer: „Goethe und Oesterreich.“ Neue Mitteilungen. II. S. Gläser: „Tychoniana der Prager Universitäts-Bibliothek.“ — 10. Dezember: R. Winternitz: „Die Flutsagen des Altertums und der Naturvölker.“ E. Arleth: „Jeno von Clea.“

* **Vollstümliche Hochschule:** Unterrichtskurse in Prag. O. Weber: „Uebersicht über die Geschichte Englands bis zur Gegenwart.“ 10 Stunden; Beginn 11. November 1901; Teilnehmer 93. — W. Grimmich: „Die psychologischen Grundlagen der Erziehung.“ 12 Stunden; Beginn 12. November 1901; Teilnehmer 97.

* **Deutscher naturwissenschaftlicher Verein für Böhmen, Lotos.** Zyklus populärwissenschaftlicher Vorträge: 21. Oktober. R. Spitaler: „Die Erde als Weltkörper.“ — 28. Oktober: F. Wähner: „Zur physischen Geschichte eines Alpenflusses (Salzach).“ — 4. November. R. von Zegnel: „Ueber die Zusammensetzung der Eisweiskörper.“ (Mit Demonstrationen.) — 11. November. S. Meyer: „Ueber Farben und Färben.“ (Mit Demonstrationen.) — 18. November. O. Bail: „Die natürliche und künstliche Unempfindlichkeit gegen bakterielle Erkrankungen.“ (Mit Demonstrationen.) — 25. November. Rippel: „Ueber Schiff-

fahrtskanäle und Schiffbarmachung der Flüsse.“

Teilnehmerzahl bei den einzelnen Vorträgen rund je 100 Personen.

Aus den Monatsversammlungen sei hervorgehoben: 11. Dezember B. Schiffer Ueber seine mit R. von Wettstein unternommene botanische Expedition nach Brasilien.

* **Volkstümliche Hochschulen** Vorträge beider Vereine. a) in Teplic. M. Grünert: „Mohammed, der Stifter des Islam.“ — 30. November 1901. M. Sauer: „Goethes Beziehungen zu Böhmen.“ — 7. Dezember 1901. E. Arlet: „Die Entwicklung der modernen Weltanschauung.“ — 14. Dezember 1901. — b) in Brüx: F. Czapek: „Die heutigen Ansichten von der Entstehung der Arten oder 40 Jahre Darwinscher Forschung.“ — 14. Dezember 1901.

* **Concordia, Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen.** 27. Okt. K. von Vincenti: „Am Hofe des Sultan.“ — 3. Nov. A. Zille: „Die Weltstellung des Deutschtums.“ — 10. November: Gabriele Reuter: „Novellen und Skizzen.“ — 17. Nov.: M. G. Conrad: „Böcklin.“ — 24. November: D. Salus: „Gedichte und Skizzen.“ — 8. Dezember. H. Muther: „Die Kunst im Leben.“

* **Deutscher Verein „Frauenfortschritt“.** 6., 13., 20. November. D. Schmerber: „Vergleichende Darstellung ausgewählter Bildwerke.“ — 27. November, 4. Dezember: G. Kolín: „Schwankungen in der Pariser Aussprache des Französischen.“ — 11. Dezember. G. Kolín: „Wortbildung und Bedeutungswechsel im Pariser Argot.“ (Französisch.) — 9. Dez. P. Leppin: „Moderne Romantik.“

* **Deutscher Fortbildungsverein in Smichow.** Anthony: „Ergebnisse der letzten Volkszählung.“ — Wägel: „Die Geologie Böhmens.“ — Michalitschke: „Der Anteil Prags an der Reform der Astronomie.“

* **Deutscher pädagogischer Verein.** 18. November. Mitschka G.: „Die Mendelsche Regel.“ (Gesetzmäßigkeit bei der Hybridisierung der Pflanzen.)

* **Wissenschaftlicher Verein für Linguistik und Volkskunde.** 6. Dezember. D. Schmerber: „Die Aufassung des Portraits in der Malerei.“

* **Verein „Deutsche Mittelschule“.** 11. Dezember. Erster öffentlicher Vortragsabend. S. Oppenheimer: „Tycho de Brahe.“

* **Urania = Projektionsvorträge.** 12. und 28. Dezember. E. Orlik: „Leben und Kunst der Japaner.“

* **Verein deutscher Handelsangestellter.** 28. Dez. R. Singer: „Der Kaufmann in der neuen Literatur.“

* **Gablonz.** Gablonzer Gewerbeverein. 11. Dezember. K. Güttler: „Der elektrische Drehstrom.“ — 18. Dez. K. Kofka: „Die neue Gewerbeordnung und das Gesetz über den unlauteren Wettbewerb.“ — 15. Dez. „Hofegger-Feier.“ Karl H. Fischer hielt die Festrede, der Deutsche Sängerbund sang u. a. das von A. D. Mai verfasste „Volkslied“, Dr. Wertz-Weigandt las Hofeggersche Dialektdichtungen vor. — Der Bildhauer Marischka modellierte für den Abend eine Büste Hofeggers, Maler A. Hemmerich führte die Urkunde aus mit der Hofegger zum Ehrenmitglied des Vereins ernannt wurde.

* **Aussig.** Der Verband der Volkshilfsvereine im politischen Bezirk Aussig hielt am 22. Dezember 1901 in Arnsdorf eine Versammlung ab, in welcher Lehrer Sterlika über Kindererziehung sprach. Seinen Ausführungen schlossen sich gesangliche, musikalische und deklamatorische Vorträge an, bei denen Mitglieder des Verbandes aus Aussig und Arnsdorf mitwirkten.

* **Reichenberg.** Dr. v. Kuleffa: „Ergebnisse und Beobachtungen auf dem höchsten meteorologischen Observatorium Norddeutschlands (Schneefoppe)“ am 5. November.

* **Franzenberg.** In der Wanderversammlung des Lehrervereins Reichenberg sprach Lehrer Ferdinand Diebeneicher (Reichenberg) über: „Ein Lebensbild Rudolf Baumbachs, zu seinem 60. Geburtstag.“ Lehrer Anton Kessel (Voigtsbach) berichtete über „Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte in Berlin.“

Vereine.

* **Deutscher Schulerhaltungsverein in Prag.** Die Frequenz der von dem Verein erhaltenen Schulanstalten ist auch heuer eine erfreuliche. In der dreiklassigen Mädchenbürgerschule in Weinberge sind 175 Zöglinge eingeschrieben; die sechsklassige Volksschule in Prag-Pollschowitz besuchen 228, die fünfklassige Schule in Prag-Lieben 184, die vierklassige in Werchowiz 123 Kinder, während die zugehörigen Kindergärten eine Besuchs-

ziffer von 89 Kindern ausweisen. Insgesamt genießen an den Vereinsanitalen heuer 799 Zöglinge, welche durchwegs deutscher Nationalität sind, regelmäßigen Unterricht. Gegen das Vorjahr bedeutet dies ein Mehr von 27 Schülkindern.

* Der Nordböhmisches Excursions-Klub in Leipa hielt am 22. Dezember v. J. seine 25. Jahresversammlung ab unter dem Vorfige des Direktors H. Walder. Professor H. Paudler erstattete Bericht über die von ihm und Dr. F. Santschel geleitete Vierteljahrschrift des Vereins: die Mitteilungen, welche in einer Auflage von 2100 Exemplaren erschienen, im letzten Jahre gegen 100 Mitarbeiter zählten, und die mit Erfolg die auf Gaudunde und Gaudunst gerichteten Ziele fördern.

Museen.

* Elbogen. Der Ausschuss des Anpflanzungs- und Verschönerungsvereins in Elbogen hat im verfloffenen Herbst beschlossen, die Gründung eines städtischen Museums in die Hand zu nehmen. Der Stadtrat räumte für die bereits zahlreich vorhandenen Gegenstände einen Saal des schönen (1686 erbauten) Rathhauses ein.

* Das Preis ausschreiben des Nordböhmisches Gewerbe-Museums nahm einen ungemein befriedigenden Verlauf. Die Beteiligung war sehr lebhaft. An der ersten Aufgabe (freistehender Schreibtisch mit Stuhl) beteiligten sich acht Bewerber; den ersten Preis (300 Kr.) erhielt Karl Gzastka in Reichenberg, dessen Schreibtisch nach dem Entwurfe von Karl Lederle ausgeführt ist; den zweiten Preis (200 Kr.) Ferdinand Dübner in Reichenberg (nach dem Entwurfe von Professor Gerhart), den dritten Preis (100 Kr.) Mathias Batschel in Reichenberg; außerdem wurden Anton Suchard in Neupaka und S. und A. Kirckhof in Johannesthal eine ehrenvolle Erwähnung zugesprochen. — Am bescheidensten war die Teilnahme an der zweiten Aufgabe (Weischläge für ein Kastenmöbel); dessenungeachtet wurden die drei Preise von 200 Kr., 100 Kr. und 50 Kr. an die drei Bewerber verteilt: F. Kulhanek in Dorig, W. Schoska in Reichenberg (nach einem Entwurfe von S. Kirckhof in Johannesthal), Wilh. Wagner in Reichenberg, welchem Karl Lederle den Ent-

wurf lieferte. — Für die dritte Aufgabe (Wand- und Deckenmalerei eines Speisezimmeres) wurden zehn Konkurrenzarbeiten eingereicht. Den ersten Preis (200 Kr.) erhielt E. Meininger in Reichenberg, den zweiten (100 Kr.) Otto Dessel in Tepliz und den dritten (50 Kr.) Karl Schwan in Gablonz; außerdem wurden die Arbeiten von Wilhelm Keil und Wenzel Porfche in Reichenberg mit einer ehrenvollen Erwähnung ausgezeichnet. — Weit aus am stärksten war die Beteiligung bei der vierten Aufgabe (geschnittenen Kristallglas für Rotwein), bei welcher nichts weniger als 53 ausgeführte Arbeiten der Begutachtung vorlagen. Den ersten Preis (150 Kr.) erhielt Wilhelm Schönfeld (Joseph Berner) in Daida, den zweiten (75 Kr.) die beiden k. k. Fachlehrer Hugo War und Otto Piesch in Steinschöna, den dritten (40 Kr.) Karl Goldberg in Daida und sein Steinschönaer Graveur Reinhold Herretin. Außerdem wurden in dieser Gruppe sechs ehrenvolle Erwähnungen ausgesprochen und zwar für die Arbeiten mit folgenden Kennworten: „Luftblasen“, Entwurf von Karl Schwan in Gablonz, Gravierung von Alois Pohl in Harrachsdorf; „Fragile“ und „Isabelle“, Entwürfe von Karl Lederle in Reichenberg, Gravierung von Alois Pohl in Harrachsdorf; „700 4“ Karl Goldberg in Daida und sein Graveur Franz Veller in Daida; „700 5“ Karl Goldberg in Daida mit Fritz Walter in Daida und Reinhold Herretin in Steinschöna; „Kautendelein“, Entwurf von Karl Lederle, Gravierung von Alois Pohl.

Theater und Musik.

* Die Mühlschönbauerin. Eine Dorftragödie in drei Akten von L. Weinert wurde am 30. November 1901 zum ersten Male im Neuen Deutschen Theater in Prag aufgeführt und beifällig aufgenommen. Unter dem Einflusse von Tolstois „Macht der Finsternis“ ist in dieser im Egerlande spielenden Bauerntragödie das Hohe und Schredliche in Handlungen und Personen stark aufgetragen. Die Anhäufung der graffen Effekte schädigt die Gesamtwirkung. Die kräftige anschauliche Charakteristik, der leidenschaftliche Ton des Ganzen beweisen aber die dramatische Begabung des jungen Verfassers, der dem Redaktions-

verbande des Prager Tagblattes angehört. — Weinert erhielt auch von unser „Gesellschaft“ eine Subvention zur Förderung seiner literarischen Thätigkeit.

* Franzla, Schauspiel in vier Akten von Otto Fuchs-Talab (geb. in Horitz 1852), ist ein naturalistisches Arbeiterstück, das in der nordböhmischen Heimat des Dichters an der deutsch-tschechischen Sprachgrenze spielt. Die Uraufführung am Josefstädter Theater in Wien am 27. Dezember v. Js. bedeutete einen entschiedenen Bühnenerfolg.

* Die Direktion des Prager Deutschen Landestheaters bereitet die Aufführung des Chordramas „Sängerweihe“ vor. Die Komposition rührt von Otto Taubmann in Berlin, die Dichtung von Christian v. Ehrenfels her. Abgedruckt ist das Drama in dem Buche: Ehrenfels, Allegorische Dramen, für musikalische Komposition gedichtet. Wien, Konegen 1895.

* Im dritten philharmonischen Konzert des Deutschen Theaters am 16. d. M. wurde das Vorspiel und die Begrüßung der Kreuzfahrer aus der Oper „Walthar von der Vogelweide“ von Heinrich Rietzsch unter Beifall aufgeführt.

* Kamillo Horn. Von unserem Landsmann Kamillo Horn (gebürtig in Reichenberg) gelangten im Laufe dieser Spielzeit nachbenannte musikalische Werke in Wien zum Vortrag: „Germanen-Lied“ (Männerchor) durch den Rudolfsheimer M. G. V., Donaustädter M. G. V. und durch die Weidlinger Liedertafel; der „Gothenzug“ durch den Neubauer Männerchor. — „Marein“ wurde von Fr. Raschka, „Im April“ und „Das Weislein“ von Herrn Schweiger (aus München), „Der schwere Abend“ (dem verstorbenen Hofrat Prof. Dr. Knoll gewidmet) von Dr. Salatschka gesungen. Von Klavierwerken gelangte das Adagio und Scherzo aus der F-moll-Sonate durch Frau Ljuba v. Lajer, die Konzert-étude G-dur durch die treffliche Pianistin Fr. Ella Kerndl zum Vortrag. Letzgenanntes Werk kam durch Fr. Olga v. Queber in München zur Aufführung. — Ueber Aufführungen Hornischer Werke in seinem engeren Vaterlande wissen wir bisher nichts zu berichten.

* Die Oper Gluck von R. Freih. v. Procházka, Dichtung von Th.

Kirchner, wurde im Dezember v. J. in Düsseldorf aufgeführt und erzielte eine beifällige Aufnahme.

* Die Uraufführung der zweiten Symphonie des Wiener Hof-Operndirektors G. Mahler fand im November in München statt.

* Am 6. Jänner d. J. fand das Konzert Mohaupt in Oaida statt, wobei Lieder, Chöre, Klavierstücke, Bruchstücke aus der Volksoper „Der Graf von Gleichen“ und die Orchester-Suite D-moll von Mohaupt zur Aufführung gelangten und reichen Beifall fanden.

* Der Kammermusikverein in Prag feierte am 19. Dezember 1901 mit seinem zweihundertsten Konzerte den 25 jährigen Bestand.

* Der Dirigent des Berliner Philharmonischen Orchesters, Josef Rebecel (geboren in Prag), feierte am 1. Oktober v. J. sein vierzigjähriges Künstlerjubiläum.

Bildende Kunst.

* Der Historienmaler und Gymnasialprofessor i. R. Rudolf Müller feierte am 28. Dezember 1901 seinen 85. Geburtstag. Müller ist 1816 in Reichenberg geboren, wirkte 1838—1872 in Prag, wo eine Reihe von Altar- und Historienbildern entstanden. Seit 1872 lebt er in Reichenberg. Im Jahre 1873 bewirkte er daselbst die Gründung eines Kunst- und Gewerbemuseums, aus dem sich das heute so blühende Nordböhmische Gewerbemuseum entwickelte. Müller ist auch wissenschaftlich und literarisch thätig, sowie Konservator der Zentralkommission.

* Der Maler Wilhelm Löwith (aus Drosau) in München wurde zu Neujahr zum Professor ernannt.

* In die Kommission für die heurige Jahresausstellung des Kunstvereins in Böhmen wurden als deutsche Vertreter Waler Viktor v. Eckhardt und Architekt Josef Jafka gewählt. Die Ausstellung soll am 30. März eröffnet werden.

* Ausstellungen veranstalteten u. a. im Dezember: Emil Orlik in Berlin in der „Sezession“ und bei Cassierer, darunter Farbenholzschnitte mit Szenen aus Japan, „die aus einer merkwürdigen Mischung von europäischer und japanischer Auffassung entstanden sind.“

* Unstre in München lebende Landsmännin Frau Luise Marx-Ehrler stellte bei R. Lehmann in Prag kleine auf Holz gemalte Bilder, zumeist Heiligenbilder, aus.

* Maler Alois Kirnig veranstaltete in seinem Atelier eine reichhaltige Weihnachtsausstellung von Arbeiten seiner Schüler und von Bildern aus dem Nachlasse des kunstfinnigen Prager Arztes Dr. Heinrich Grenzner.

* Das Kupferstichkabinett der Wiener Hofbibliothek hat die Radierungen des Malers Heinrich Jaksch angekauft.

Preis ausschreiben.

* Die „Bohemia“ erläßt anläßlich des Beginnes ihres 75. Jahrganges in Nr. 1 d. J. folgendes Preis ausschreiben: 200 Kronen für eine kurze Erzählung aus dem Stoffkreise deutsch-böhmischer Sage, Geschichte oder des heimischen Volkslebens, 100 Kronen für ein Gedicht, das in kräftiger, volkstümlicher Weise das Heimatsgefühl zum Ausdruck bringt. Einsendefrist an die „Bohemia“ 15. Februar d. J. Preisrichter: F. Adler, v. Ehrensels, Dauffen, Salus, Sauer, R. Schubert.

Bücherschau.

Wir stellen in dieser Liste die neuesten Erscheinungen zusammen, soweit sie von Deutsch-Böhmen herrühren oder unter der Mitwirkung von Deutsch-Böhmen (deren Namen gesperrt gedruckt sind) veröffentlicht wurden. Auf einzelne dieser Schriften kommen wir später noch in Besprechungen zurück.

Salus S., Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Umschlag und Buchschmuck von Emil Orlik. Wiener Verlag. Kr. 2.40.

Bericht und Probe bringen wir im nächsten Hefte.

Schicht J., Adonis. Ein Idyll in drei Gefängen. Wien, Berlin, Leipzig. Verlag neuer Lyrik.

Drei Gefänge: Venus, Adonis, Pan in freier behandelten Stenzen ausgeführt. Titelbild von Rudolf von Reifschneider.

Leppin P., Die Thüre des Lebens. Ein Buch. Mit einer Zeichnung von Ferdinand Krombholz. Prag. Symposition. Kr. 1.20.

Krauß Ric., Heimat. Eine Romantrilogie. 3. Teil. Die Stadt. Berlin. F. Fontane & Co. Mt. 2.—

(Besprochen von D. Greinz im Literarischen Echo IV, 8 mit einer Probe und von A. Sohn in „Unser Egerland“ V, 6.)

Kapff-Essenther F. von, Dienstboten-Geschichten. Der gnädige Herr. — Lächerlich. — Nur ein Diener! — Das Christkindl. — „Verzeih's.“ — Mit Illustrationen von A. v. Schrötter (Kürschners Bücherschatz Nr. 268). Berlin. S. Siller. Mt. 0.20.

Kudolf Past. Johf., Die Pascher. Eine Erzählung von der schlesisch-böhmischen Grenze. Leipzig. R. Kaupisch.

Vogel Georg, Heimatsklänge. (Eisenstein, Selbstverlag [3.—6. Lieferung].)

Schott A., Der letzte Richter. Kulturgeschichtliche Novelle aus dem Böhmerwalde. Köln. J. P. Bachem. Mt. 2.50.

Heußler M., Aus der Heimat. Bilder, Lieder und Stimmungen. Benfen. Selbstverlag.

Diese Gedichtsammlung, deren Reinertrag dem roten Kreuze zufließt, enthält Patriotisches, Schilderungen der nordböhmischen Heimat, Gelegenheitsdichtungen und im Anhang Gedichte von Luise Heußler.

Freimut E., Spitzwegerich. 200 vierzeilige Geschichten auf Grund alten deutschen Volksgutes erzählt. Dresden und Leipzig. Pierson. Mt. 1.20.

Ernst Freimut ist das Pseudonym von Hans Sommer, Professor an der Lehrerbildungsanstalt in Wien, geboren zu Miltgau bei Plan 1847.

Grundmann F., Edelwild. Drama in einem Akte. Weimar. Dramaturgische Anstalt.

Der Verfasser, ein Glasschleifer aus Schumburg-Tannwald, schildert eine greuelvolle Begebenheit aus der Zeit der Hungersnot 1847 im Riesengebirge.

Robert de flers, Ilse, Prinzessin von Tripolis. Mit farbigen Lithographien von A. Mucha. Uebersetzung aus dem Französischen von Regina Adler. Prag, Koci.

Procházka R. Frhr., Christus. Das Mysterium seines Leidens. Geistliches Melodrama. Prag. Rohlfel & Sievers.

Joß W., Der Musikpädagoge Friedrich Wied und seine Familie. Mit besonderer Berücksichtigung seines Schwiegersohnes Robert Schumann. Dresden. C. Damm. Mt. 5.—

Hanslied G., Moderne Oper. 2. und 3. Teil. Berlin. Allgemeiner Verein für deutsche Literatur.

2. Musikalische Stationen. 6. Tausend. Mf. 5.—

3. Aus dem Opernleben der Gegenwart. Neue Kritiken und Studien. 4. Aufl. Mf. 5.—

Dörmann F., Der Herr von Abadessa. Ein Abenteuerstück. Umschlagzeichnung von Emil Orlik. Wiener Verlag. Mf. 2.—

Dvorak M., Die Illuminatoren des Johann von Neumarkt. Wien=Prag. F. Tempsky. Mf. 26.—

Dottenroth S., Deutsche Volkstrachten — städtische und ländliche — vom XVI. Jahrhundert an bis um die Mitte des XIX. Jahrhundert. III. Volkstrachten aus Nord- und Nordost-Deutschland sowie aus Deutsch-Böhmen. Frankfurt a. M. D. Meller. Mf. 24.—

Schönbach A., Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters. Dritter Teil: Die Legende vom Erzbischof Ildo von Magdeburg. (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse. Band CXLIV.) Wien.

Podlaha A., Ein deutsches Theaterstück aus dem Jahre 1662 („Sitzungsberichte der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“). Prag. F. Rivaac.

Siegl A., Das Achtbuch des Egerer Schöffengerichtes aus der Zeit von 1310—1390. Prag, J. G. Calve. (Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.)

Rauchberg D., Steuererklärung und Steuerauslage auf dem Gebiete der direkten Personalsteuern in Oesterreich. Wien. Manz. 1.80.

Friedmann C., Vorschläge zur Umgestaltung des österreichischen Pressrechtes, sowie des Rechtsschutzes in Beleidigungssachen. Leipzig. Duncker & Humblot.

Knapp L., Geburtshilfsliche Diätetik und Therapie für Aerzte und Studierende. Mit 147 Abbildungen zum größten Teile nach Entwürfen von Dr. Rudolf Böhm. F. Tempsky. G. Frentag. Leipzig, Wien, Prag. Nr. 10.— (Mf. 8.40.)

Wach G., Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Physischen zum Psychischen. 3. Auflage. Jena. G. Fischer. Mf. 5.—

Leutelt G., Schilderungen aus dem Jsergebirge. Reichenberg, Sollors.

Eine Reihe von Aufsätzen, die das Leben der Natur, das Thun der Menschen, die Sitten und Bräuche im Laufe der verschiedenen Jahreszeiten hübsch und anschaulich schildern.

Teuber C., Unter dem Doppeladler. Ein österreichisches Lesebuch für Volk und Heer. Vollenendet und herausgegeben von Emerich Teuber. Mit Beiträgen von Albr. Graf Widenburg. Illustriert von Jos. Wendel. Wien. V. W. Seidel & Sohn. Mf. 4.—

Literarische Mitteilungen. Festschrift zum zehnjährigen Bestehen der Literaturarchiv-Gesellschaft. Berlin 1901. Hierin befindet sich: Sauer A., Briefe von L. Ofen an den Grafen Kaspar Sternberg. Zur Geschichte der deutschen Naturforscherversammlungen. (Sechs Briefe aus den Jahren 1829—1833, die sich auf die Naturforscherversammlung in Wien, September 1832, beziehen.)

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 276. Kalmus Dr. C., Ueber Geisteskrankheiten und Irrenfürsorge. 17 S. — Nr. 277. Irmenbörsfer Dr. B., Speise und Trank im deutschen Mittelalter. 14 S.

Nr. 278. Barth S., Friedrich Wöhler. 14 S. — Nr. 279. Zilchert A., Der Mensch. — Das Leben. 21 S.

— Gleichzeitig erschienen die zweiten und vermehrten Auflagen von Nr. 173. Böhm C., Ueber Aufforstungen. Mit einem Anhange: Zur Aufforstung kahler Lehnen von Forstrat A. Bohutinsky und Nr. 258—259. Tomasek Dr. F., Systematische Darstellung der Bestimmungen über das gewerbliche Genossenschaftswesen. Commissionsverlag F. Häpfer. — Der Preis jedes Heftes beträgt für Nichtmitglieder 30—50 Heller. Mitglieder des deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag erhalten zwölf Hefte jährlich unentgeltlich. Der Mitgliedsbeitrag ist mindestens 2 Kronen das Jahr.

Zeitschriftenschau.

Hier geben wir Bericht über den Inhalt deutsch-böhmischer Zeitungen und Zeitschriften. — Aus fremden Zeitschriften nur das, was Deutschböhmen betrifft, oder von Deutschböhmen herührt. — Vollständigkeit wird nicht angestrebt.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen: XL, 2: Lippert Julius, Bürgerlicher Landbesitz im 14. Jahrhundert. Zur Ständefrage jener Zeit. (Schluß.) — Dein Alois Leben und seine Werke (Fortf.). — Will Cornelius, Schreiben des Duc de Silva Zarouca im Auftrag der Kaiserin Maria Theresia an den Artillerie-Oberst und Baudirektor Valthasar Neumann zu Würzburg. — Schmidtmayer P. Rudolf, Eine lustige Komödie von Joh. Chr. Alois Nidl († 1767). Porcicka Dr. Ad., Dr. Wenzel Kagerowshy. — Literarische Beilage.

Deutschböhmisches Jahrbuch für das Jahr 1902. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen (Prag, Bundesverlag). Dieser Volkskalender erfreut sich mit Recht großer Beliebtheit, sowohl seines landwirtschaftlichen als seines belletristischen Teiles wegen, die beide stets sorgfältig redigiert sind. Von deutschböhmischem Schriftstellern enthält der neue Jahrgang: Herold, Gedichte, Raaff, Stiflers Heimat und Heimatkunst und ferner Gedichte. Floth, Gedichte. Meßner, Der Kagenraphael. Dialektgedichte von Dr. Sawelka, Wilhelm Dohl, sowie Artikel von Jesser und Benesch. Außerdem haben namhafte Auswärtige Beiträge geliefert. Sechs Kunstbeilagen vervollständigen das in vielfacher Hinsicht praktische Buch. B.

Deutsch-Böhmerland. I, 2. Beiträge deutsch-böhmischer Autoren: Chorn Anton, Dämmerstunde. — Schönfelder Bruno, Aus „In den Schredenstein“. — Kosel Derm., Eine Ueberraschung. — Schranka Dr. M., Maximilian Schmidt. — Raaff Ant. Aug., Der Lotteriekönig (Fortf.). — Braun W., General Laudon im Braunauer Ländchen. — Außer diesen: Joh. Dirnböck-Schulz, Peter Hofegger, Ferd. v. Saar, Jos. Schicht, Maxim. Schmidt, Karl Wallner-Hollerza, Emma Lieders, Karl Preßer.

Der Böhmerwald. III. Nr. 11: Peter Joh., Der Pechvogel. Eine Geschichte aus dem Böhmerwald. — Auctumnus, Rosen. — Wolf Franz, Der Weitfäller Filz. — Duschak Jos., Aus dem Seelenleben der Papageien. — Schicht Josef,

Friderike (Erz.). — Gedichte: Julius Reinwarth, Joh. Peter, Franz Vili, Jos. Brunner, Koloman Kaiser. — Literatur und Kunst.

Nr. 12: Reitmaier Karl, Und Frieden den Menschen auf Erden. — Schramel Josef, Großstadt-Erlebnisse. — Maurer Ferdinand, Ortsnamen nach der Karte und in der Wirklichkeit. — Schacherl Anton, Reiseberichte. — Musil Leop., Aus alten Zeiten (Kulturgesch. Skizze). — Schicht Jos., Friderike (Schluß). — Gedichte: Dr. M. Urban, Julius Reinwarth, Frigl, Franz Vili, Hans Kraus, D. Geras, Franz Marteschini. — Literatur und Kunst.

Egerer Jahrbuch. Kalender für das Egerland und seine Freunde 1902. (Eger, Kobritsch & Gschihay): Dietl Johann, Blinder Wahn und treue Liebe. Dikt. Erz. Ziegl. I. Läßt es sich geschichtlich belegen, daß von der ehemaligen Wenzelsburg eine Brücke zur alten Kaiserburg führte? — II. Was geschah mit der Leiche Wallensteins? Wo liegt Wallenstein begraben? — Die älteste örtliche Einteilung der Stadt Eger und später eingetretene Veränderungen. — Urban Dr. M., Im Zillenschlosse (Erz.). — Köhler Jos., Brände im Egerlande und der Egerländer Brandschaden. — Versicherungs-Verein. — Reichl Dr. Eduard, Der Erfinder der Sandauer Dosen. — Die Ausstellungen des Jahres 1901 im Egerer Kreise. — John Alois, Das Tagebuch Kaiser Joseph II. über seinen Aufenthalt in Eger vom 2. bis 4. Oktober 1779. — Schleicher Ferd., Als da Brautschau. Eghalanda Kumödi in ain Aufzuge. — Gedichte: Ernst Freimut, Norbert Wilhelm. — Kalendarium etc.

Unser Egerland. V, 6. John Alois, Fünf Jahre Egerländer Volksfunde. — Volkstümliches im Egerländer Roman. (Ueber R. Krauß.) — Sebastian Grüner: Ueber die Sitten und Bräuche der Egerländer, hg. von John A. — Köhler Josef, Das Hühnerhaus im Egerlande. — Zeitschriften. — Bücheranzeigen.

Egerbergs- Zeitung. XXII, 10. Urban Dr. M., Nordwest- und westböhmisches Notgeld in den Jahren 1848 und 1849. Das Fahrenschwingen der Fleischerinnung Egers. Aus dem Volke für das Volk. — Kunz Wenzel, Schatzgräberei und Geisterbeschwörung auf dem Gassenstein. — Endt Joh.,

Vollstümliche Uebersieferungen aus Bärtingen. — Gampe Emil, Trahnfriedl. (Erz.) — Dr' Roschpa un d'r Melpa, od'r wie mr's zu wos bringt. — Vermischtes. — Aus den Vereinen.

— Zur deutschen Literatur.

11. Urban M., Zwei Novemberheilige. — Aus dem Volke für das Volk (Fortsetzung). — Kunz Wenzel, Schatzgräberei und Geisterbeschwörung auf dem Hassenstein (Schluß). — Endt Prof. Dr. Joh., Vollstümliche Uebersieferungen aus Bärtingen (Fortf.) — Gampe Emil, Trahnfriedl. Erz. a. d. Erzgeb. (Schluß). — Mahner Ed., Wie d'r Zweischnlie inms Geschnlie lohm. In Erzgeb.-Mundart. — 111. Verzeichnis der zur Erbauung einer meteorologischen Höhenstation auf dem Donnersberge eingelaufenen Spenden.

— Vermischtes. — Aus den Vereinen. — Zur deutschen Literatur.

12. Urban Dr. M., Eine Weihenacht vor tausend Jahren auf dem Keilberge. Erz. — Aus dem Volke für das Volk (Schluß). — Endt Prof. Dr. Joh., Vollstümliche Uebersieferungen aus Bärtingen. — Gedichte: Julius Reinwardt, M. Schreyer, S. M. Urban, Franz Bruch. Vermischtes. — An die Vereine des nordwest-böhmischen Gebirgsvereins = Verbandes. — Zur deutschen Literatur.

Mitteilungen des Nordböhmi-schen Gewerbemuseums. (Meichenberg.) Fachredakteur Dr. Gustav Pajazurel. XIX. 3. H. Mantuani Dr. Josef, Altägyptische Textilien. Pajazurel, Alte Kirchenleuchter aus Holz. — Kleine Nachrichten. — Chronik des Nordböhmi-schen Gewerbemuseums. Neuerwerbungen des Museums. — Bücherbesprechungen.

Mitteilungen des Nordböhmi-schen Erkursions-Klubs. Red. von A. Paudler, Dr. F. Santschel (Leipa). XXIV. 4. H. Paudler A., Der Grundsche Wittner. — Ein forstbotanisches Werkbuch. — Heimatschutz von Ernst Rudorff. — Prof. Dr. W. Ragerowsky f. — Ein böser Monat. — Die Gründung der Leipaer Klosterpfarrei. — Drei neue Zeitschriften. — Cartellieri Wilhelmine, Erinnerungen an Wenzel Heinrich Weit. — Günther Ant., Neustadt an der Polzen. — Hauptvogel Ant., Wanderndes Volk. — Knott Rudolf, Stadtbrand in Riemes 1806. — Santschel Dr. F., Kunstbrief. — Stellzig Angelika, Volkshumor. — Rader Emil,

Röhler aus Neustadt. — Kleinere Beiträge (histor. Reminiscenzen etc.) von: V. Zahnel, August Rögler, Johanna Venisch, Alex. Tragl, Deintr. Anfert, A. v. Kopek und Dr. Rudw. Kleinwächter. — Gedichte: A. Kreibich, M. Edardt, St. Fied, Frida Gumpinger, G. Wendel, Mar Deyhler, Ferd. Schwind, Fanny Zettel, Ferd. Arlt, Deintr. Mauwer, August Palme, Jul. Reinwardt. — Korrespondenzen. — Nachrichten aus dem Klub. — Bücheranzeigen.

XI. Jahrbuch des Deutschen Gebirgsvereins für das Feschen- und Fergebirge. Erstattet von Franz Hübler (Meichenberg).

Hübler Franz, Die Gewässer des Feschen- und Fergebirges. Der Kurort Lieberwda. Wilhelm Gärtner, ein Meichenberger Dichter. Auszählreime und sonstige Reime aus dem Feschen- und Fergebirge. — Unsere Bilder. — Kessel Anton, Die Ortsnamen im Meichenberger Bezirke. Beiträge zur Geschichte der Orte Christophgrund und Neuland. — Leutelt Gustav, Sagenhaftes aus dem oberen Raminzthale. — Kiedel Leopold, Der Kroatenhübel bei Neumiese. — Lilie Adolf, Ein Geheimnis. Im neuen Jahrhundert. — A., Fergebirgsseen. — Deuer F. M., Sonnenuntergangs-Phasen, beobachtet von der Feschenkoppe: Unsere Ferienkolonien. — Sturm L., Gebräuche und Sitten aus dem Fergebirge. Plaudereien aus dem Fergebirge. Vereinsnachrichten, Bücherschau, Anzeigen.

Bohemia. LXXIV. 336. Faltor C., Letzte Geschichten und Gedichte von Wittomiger. — 337. Kopek S. M. von, Plaudereien eines alten Pragers. XXXV. — 341. Landsberg S., Ch. D. Grabbe. — 345. Lingg C., Steuererklärung und -Steueranfrage. (Ueber das gleichnamige Buch Rauchsberg.) — Streinz F., Die nationalen Grundlagen des Weihnachtsfestes. — 352. Bondy F. M., Christa von Hugo Salus. — 355. Pajazurel S. C., Unser modernstes Kunstgewerbe. — Weihnachtsbeilage mit Beiträgen von E. Firsch, Ossip Schubin, S. Salus, F. Willomiger (aus dem Nachlaß), A. Schubert, F. Adler, F. A. Bondy, Hedda Sauer, A. M. Milke, C. Faltor, W. Dehl, C. Pfeifer. — 358. Kopek S. M. von, Die ersten Wahlen zum konstituierenden böhmischen Land-

tage. — 360. Volek J., Deutschböhmisches Ansiedlungen in der Bukowina.

LXXV, 1. Festnummer zur Eröffnung des 75. Jahrganges. Die erste Nummer dieser Zeitung erschien Januar 1828 unter dem Titel „Unterhaltungsblätter“, die erste Nummer mit dem Titel „Bohemia oder Unterhaltungsblätter für gebildete Stände“ am 1. Januar 1830. Diese beiden Nummern sind im Nachdruck beigegeben. Die Festnummer selbst bringt außer redaktionellen Artikeln zur Geschichte des Blattes zahlreiche wertvolle Beilagen. Eine „Wirtschaftliche Rundschau“ mit 17 Darstellungen hervorragender deutschböhmischer Fachmänner, die zusammen eine Geschichte unfres Wirtschaftslebens in den letzten 75 Jahren geben. Aus den weiteren Beilagen seien hervorgehoben: Queppel J., Gibt es deutschen Sport?, Klaar A., Erinnerungen (Würdigung der früheren Redakteure und Kritiker der Bohemia: F. Klutschak, Veller, Ambros, Wilmöser u. a.). — Kisch G. D., Die Entwicklung der deutschböhmisches Kurorte in den letzten 75 Jahren. Adler J., Schnee. Pazourek G. G., Unser Glas und Porzellan in der Biedermeierzeit. Peiser G., Erheime is Erheime.

Prager Tagblatt. XXV, 336. Weinert L., Die Wildblase. — 342. Wiese, J., Das Jubiläum eines Staatsstreiches. — 345. Wuthe A., Die Kunst im Leben. — 340. Moderner Schauspieler. — Eine Fabel-Episode. — 355. Weihnachts-Beilage mit Beiträgen von A. Muernheimer, Ossip Schubin, Therese Frendt, Leo Blech (Komposition von Roseggers „Tiroler Volkslied“). — Osborn M., Sadi Jacco und Emil Orlik. — Jacobsohn G., Fritz Mauthners Sprachkritik. — Dieser Nummer ist ein von Emil Orlik gemalter Wandkalender beigegeben. — 358. Deutschböhmisches Städtebilder. Leipzig. — 360. Deine M., Londoner Plaudereien.

XXVI, 1. Anlässlich der Vollendung des ersten Vierteljahrhunderts veröffentlicht die Redaktion einen geschichtlichen Rückblick mit einer Würdigung Heinrich Merxys, der 1854 „Merxys Anzeiger“ und an dessen Stelle 1876 das „Prager Tagblatt“ begründet hatte.

Egerer Zeitung. 1901 Nr. 125. John A., Biographisches über Karl und Nikolaus Daberstumpf. (Siehe Deutsche Arbeit 1 S. 249.)

Berichte des freien deutschen Hochstiftes. XVII, 2. Noch erörtert innerhalb seiner Besprechung der Goethe- und Schiller-Literatur die Beziehungen von Justus Frey (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen 10. Band) zu unsern Klassikern. Frey verfasste Gedichte auf Goethe und Schiller und steht in seinem Schaffen unter ihrem Einfluss. Frey besuchte Goethe am 15. August 1826 (in den Tagebüchern der Weimarer Ausgabe steht irrtümlich der Name Zetteler).

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. VII, 4. Blau J., Holzzeit im Böhmerwalde. — Bayerl Marie, Die Kochkunst im Böhmerwalde. — John A., Ein Gang durch das städtische Museum in Eger. — 5.6. Bayerl Marie, Die Hirschauer Stüdl. (Aus dem Böhmerwalde). — Taubmann J. A., Das Narrenlaufen im Riesengebirge.

Dichtersimmen der Gegenwart. Innerkofler B. Adolf, Richard Kralik von Meyerswalden. Ein Beitrag zur Poetik.

Bühne und Welt. IV, 3. 4. Fleischer L., Brauchen wir Provinztheater? (Schildert die unhaltbaren Zustände der kleinen Provinzbühnen namentlich in Oesterreich. Macht Vorschläge zur Besserung dieser Verhältnisse.)

Die Gesellschaft. München. XVII. Zweites Novemberheft. Friedländer O., Ernst M. a. — Erstes Dezemberheft. J. Hofmiller bespricht die Ausgabe Stifterischer Novellen in Meyers Volksbibliothek. „Stifter scheint mir eine der vornehmsten und höchsten Kulturerscheinungen des abgelaufenen Jahrhunderts zu sein. Sein Stil ist von grandiofer Sicherheit und still leuchtender Schönheit, und hinter all den schlichten Worten und innigen Gestalten errät man eine feine, gütige und adelige Seele. Für weitere Veröffentlichungen möchte ich nur wünschen, daß das unsinnige Gerede von Leidenschaft, die Stifter anfänglich gefehlt habe, in den Einleitungen fürderhin gestrichen werde.“ — K. G. Strobel berichtet über Aug. Sauters Buch „Die deutschen Säkulardichtungen“, das „dem Künstler wie dem Mann der Wissenschaft Anregungen bieten wird.“

Der Kunstwart. XV, 7. Watta A., Gebrauchsmusik.

Der Lotse. II, 7. Neßlan A., Deutschtum und Slaventum in Oester-

reich. (Erwiderung eines Fschchen auf den im 1, 46 veröffentlichten gleichnamigen Aufsatz von S. Münz).

Beilage zur Allgemeinen Zeitung (München). Nr. 297. Ziegler W., Neues Herstellungsverfahren von Farbeinteilplatten für Mehrfarbendruck.

Allgemeine Zeitung (Chemnitz). Begann in der Weihnachtsnummer mit dem Abdruck von A. Chorn, Deutsches Erbe. Roman aus den nationalen Verhältnissen Böhmens.

Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

In der letzten Vollversammlung, am 12. Dezember v. Js. gedachte der Vorsitzende des Ablebens von Professor Friedrich Steiner; die Anwesenden erhoben sich zum Zeichen der Trauer von den Sitzen. Derselbe berichtete sodann, daß Abt P. Gilbert Helmer (Lepl) anlässlich seiner Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Gesellschaft 1000 Kronen gespendet habe. Auf Antrag der Abteilung für Tonbildung wurde ein größerer Betrag zur Aufzählung von Werken deutschböhmischer Komponisten auf den Philharmonischen Konzerten der Saison 1901/2 bewilligt; Subventionen wurden zugesprochen Herrn Direktor Franz Mohaupt (Leipa) zur Drucklegung seiner Werke, und Dr. Uebungs- schullehrer Josef Czerny in Eger für die Klavierausgabe des Egerländer Volksliederbuchs (2. Heft). — Auf Antrag der Abteilung für Literatur wurde ein Kredit zur Fortführung der „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ bewilligt; ferner erhielten Subventionen zur Förderung ihrer literarischen Tätigkeit Stud. Phil. Viktor Sadwiger in Prag, Redakteur Louis Weinert in Prag, Oberlehrer Franz Floth in Dasselbach (bei Falkenau a. G.), Wilhelm Appelt in Reichenberg und Alois Fieck in Deslaven (Bez. Jechmiz). — Auf Antrag der Abteilung für bildende Kunst erfolgten Subventionen für den Bildhauer Alois Kieber in Prag, für den Maler Konstantin Korzendörfer in München (geb. in Prag); Stipendien für die Prager Kunstakademiker Joh. Adolf Meyertl (aus Eger) und Erwin

Walter (aus Eisenstein), den Kunstakademiker Jos. Vogt in Wien (aus Auffig), die Malerin Emanuela Sedivy in Prag, die Bildhauerin Johanna Michel in Wien (aus Leipa), den Kunstakademiker Hugo Steiner in München (aus Prag), die Malerin Anna Morstadt in Paris (aus Königgrätz); ferner Subventionen für die Malerin Ottilie Schneider in Dresden (aus Leitmeritz) und Eugenie Hauptmann-Sommer in Leipa. — Auf Antrag der Abteilung für Wissenschaft erhielten Subventionen: das korrespondierende Mitglied Regierungsrat F. Deger, Leiter der anthropologisch-ethnographischen Abteilung des naturhistorischen Hofmuseums in Wien, zur Herausgabe seines Werkes: „Alte Bronzetrommeln aus Südost-Asien“; Privatdozent Dr. Hugo Wiener in Prag zur Vervollendung seiner Arbeit über synthetische Bildung der Darnsäure im Tierkörper; Assistent Dr. Richard Friedrich Fuchs in Erlangen (geb. in Benfen) für seine Untersuchungen über Totenstarke in Gefäßmuskeln; Professor Dr. Hans Schreuer in Prag aus Anlaß seiner Untersuchungen über Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit; Privatdozent Dr. Rudolf Wollan in Czernowitz für den Abschluß der Vorarbeiten zu seiner Ausgabe der Briefe des Aeneas Sylvius. — Zum korrespondierenden Mitglied wurde auf Antrag der Abteilung für Wissenschaft das frühere ordentliche Mitglied Professor Dr. Julius Cornu in Graz gewählt.

* Der Redaktion sind zu Neujahr zahlreiche Grüße und Wünsche zugekommen, die auf diesem Wege aus Herzlichkeit erwidert werden. Bei einem so jungen Unternehmen, wie es unsere Monatsschrift ist, wirken freundliche Worte der Aufmunterung doppelt wohlthätig. Wir rufen allen Freunden die Verse, die uns unser geschätzter Mitarbeiter Prof. A. Paudler in Leipa überfandt hat, zu:

Ein Gruß der Grüße ist fürwahr
Ein traurer Gruß zum neuen Jahr.
In einem Atem ausgesprochen,
Bilt er für zweiundfünfzig Wochen.
Mein Wunsch reicht weiter: Jahr um
Jahr

Sei Glück und Segen wunderbar!

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag 1, Lußgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

Deutsche Arbeit

Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Februar 1902

Heft 5

Merkspruch.

Deutsch sein heißt arbeiten.

Gustav Schmoller.

Die englischen Militärstationen auf dem Seewege nach Indien: Gibraltar, Malta und Aden.

Von Oskar Lenz.

Von Zeit zu Zeit treten auf der vorderindischen Halbinsel, dem wertvollsten überseeischen Besitz der Engländer, Erscheinungen auf, welche zeigen, daß dort, trotz allen äußeren Glanzes, nicht Alles so ist, wie es sein sollte und sein könnte. Die Aufstände trotziger Bergvölker im Norden und Nordwesten des Landes, das Schwanken des Herrschers von Afghanistan zwischen dem russischen Rubel und der englischen Rupie, das wachsende Selbstbewußtsein der gebildeteren Teile der indischen Bevölkerung, der Gegensatz zwischen Muhamedanern und den Anhängern des Bramaismus, das Auftreten von Pest und Hungersnot in diesem relativ stark bevölkerten Länderkomplex, und so manches Andere — das Alles deutet darauf hin, daß Großbritannien sehr wachsam sein muß, um nicht von verhängnisvollen politischen und sozialen Bewegungen ernster Natur überrascht zu werden. Es ist demnach begreiflich, daß England alle Mittel in Bewegung setzt, um sich den kürzesten Seeweg nach Indien zu sichern. Dieses Ziel aber glaubt man erreicht zu haben durch die militärische Beherrschung der Aus- und Eingänge des Mittelländischen und des Roten Meeres, und zwar vermittels Anlage von Befestigungen, Kohlen- und Proviantstationen an dazu geeigneten Stellen, ferner durch die Occupation Aegyptens

sowie durch den Besitz einer möglichst großen Anzahl von Aktien der Suezkanal-Gesellschaft.

Bisher waren diese Maßregeln thätssächlich geeignet, den Engländern die Herrschaft über Indien wesentlich zu erleichtern. Ob sich die äußerst kostspielige Erhaltung einer Reihe befestigter Plätze im Mittelmeer und im Roten Meer auf die Dauer lohnt, ob die dominierende Herrschaft der Briten in der Romanischen See überhaupt von Dauer sein wird, ob nicht vielmehr der in Aussicht stehende Ausbau der kleinasiatischen, mesopotamischen, persischen und transkaspiischen Schienenwege die Verkehrsverhältnisse zwischen Abendland und Morgenland in ganz andere Bahnen lenken wird — das wird sich wohl in nicht allzu ferner Zukunft herausstellen.

Im Nachstehenden sei nun eine auf eigener Anschauung beruhende vergleichende Darstellung der geographischen und politischen Verhältnisse jener drei starken Festungen Gibraltar, Malta und Aden gegeben, für deren Erhaltung das großbritannische Reich enorme Summen verausgabt.

Im äußersten Westen der alten Welt — dem maghreb el aksa der Araber — wo sich die salzärmeren Wässer des Atlantischen Ozeans mit den blauen Fluten des romanischen Mittelmeeres vereinigen, erheben sich zu beiden Seiten der Straße von Gibraltar schroff aufsteigende Berge, die von den seefundigen Phöniziern als die Säulen des Weltart, des den Handel und die Seefahrt beschützenden Gottes bezeichnet wurden. Diese Gottheit, welche auch die wohlthätige Sonne repräsentierte, wurde von den Griechen mit ihrem Nationalhelden Herakles identifiziert, der ja auch ein Sonnengott war, denn in seinen zwölf Arbeiten müssen wir uns wohl den jährlichen scheinbaren Lauf der Sonne durch den Zodiakus dargestellt denken. Seitdem sind diese Berge uns unter dem Namen der Ἡρακλέους στῆλαι, der Säulen des Herkules geläufig.

Die Straße von Gibraltar trennt die Pyrenäenhalbinsel im Süden von den nordafrikanischen Küsten. An dem ozeanischen, westlichen Eingange zwischen Kap Trafalgar und Kap Spartel in Marokko befindet sich die engste Stelle: hier an den Pontes Gadirides ist die Straße nur 13—14 km breit; am östlichen mediterranen Eingang aber zwischen Punta de Europa (der südlichsten Spitze des Felsens von Gibraltar) und der Punta de Africa, beim Mons Avoila, dem Felsen von Ceuta, beträgt die Breite gegen 34 km. Die afrikanische Seite der Straße ist wenig gegliedert, dagegen finden wir in Südsipanien eine schöne, weite Bucht,

nach der Ortschaft Algeiras genannt; an der Ostseite wird diese Bucht nun abgeschlossen durch einen schroff und unvermittelt aufsteigenden, von Nord nach Süd gerichteten Felskamm, den zur alten römischen Provinz Hispania baetica gehörigen Mons Calpe, der später zu Ehren des muhamedanischen Feldherrn Tarif erst Djebel Tarif, Berg des Tarif benannt wurde, woraus das heutige Gibraltar entstanden ist.

Es war am 28. April des Jahres 711 als Tarif, Feldherr des Khalifen Walid, hier landete und Befestigungen errichtete zum Schutze der von Nordafrika nachrückenden muhamedanischen Eroberer, die den größten Teil der Pyrenäenhalbinsel in Besitz nahmen und sie in den folgenden Jahrhunderten zu einer Blüte brachten, wie sie das Land später nie wieder erreicht hat. Im Jahre 1302 eroberte Ferdinand II. von Castilien Gibraltar, verlor es 1333 wieder an die Mauren und erst 1462 kam es wieder zu Spanien. Karl V. ließ die etwas verfallenen maurischen Festungswerke durch den Straßburger Ingenieur Spedel neu herrichten; 1704 landeten zum ersten Mal englisch-holländische Truppen und nahmen die Felsenveste in Besitz; trotz wiederholter Versuche der Spanier, den Platz zurückzuerobern, ist Gibraltar, angeblich die Beherrscherin des Mittelmeeres, in englischen Händen bis auf den heutigen Tag geblieben.

Der Gibraltarfels erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung $4\frac{1}{2}$ km lang bei einer Breite von $1\text{--}1\frac{1}{2}$ km und ist von dem spanischen Festland durch einen Isthmus getrennt. Diese Landenge zwischen Festland und Halbinsel ist 3 km lang und 2 km breit, besteht aus Flugland und Sumpfgebiet und bildet die sogen. neutrale Zone zwischen dem englischen und dem spanischen Besitz. Ein niedriger Erdwall im Norden, der quer durch den Isthmus verläuft und mit einigen spanischen Zollhäuschen besetzt ist, die sogen. Linea, markiert gegenwärtig die effektive Grenze. Der englische Besitz ist nur 5 □ km groß und besteht aus dem Felsgrat, der nach Osten, zum Mittelmeer fast senkrecht abstürzt und von hier aus völlig unzugänglich ist; aber auch nach Süden hin zu der stark befestigten Punta de Europa und nach Norden zur neutralen Zone ist der Abfall sehr schroff. Nur nach Westen, zur Bucht von Algeiras sind die Neigungsverhältnisse des Gehänges etwas günstiger und hier ist auch der kleine ebene Raum, wo das Städtchen Gibraltar zur Entwicklung kommen konnte, dessen Straßen übrigens auch noch steil ansteigen. Am Berge sind drei Spitzen bemerkbar, von denen die nördlichste mit 404 m die höchste Erhebung darstellt; auf der mittleren mit 383 m befindet sich

die Signalstation, von wo alle in die Straße von Gibraltar einlaufenden oder diese verlassenden Schiffe dem Hafenamte gemeldet werden. Der ganze Felsen besteht aus gefalteten Kalksteinschichten, die auf silurischen Schiefern ruhen und nach den wenigen darin enthaltenen Petrefakten der Juraformation angehören. Wie in den meisten Kalksteinterrains finden sich auch im Fels von Gibraltar Höhlen, von denen besonders die Michaelshöhle wegen ihrer Tropfsteinbildungen bemerkenswert ist. Der Sage nach soll diese Höhle unterseeisch mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste in Verbindung stehen und sollen die am Gibraltarfels noch vereinzelt wild vorkommenden Affen auf diesem Wege nach Europa gekommen sein! Das Vorkommen von Affen (*Macacus Inuus* oder *Inuus ecaudatus*) hier in Gibraltar, dem einzigen Punkte von Europa ist wohl nicht auf die Zeit zurückzuführen, als die Straße von Gibraltar noch nicht existierte; man weiß, daß der englische Gouverneur Sir William Codrington einmal eine Anzahl Affen aus Tanger kommen ließ und in Freiheit setzte; in den Bergen zwischen Tanger und Ceuta, besonders am Djebel Musa, der auch den Beinamen Affenberg führt, kommt dieses Tier heute noch wild vor. Die arabischen Geographen und Historiker beschreiben sehr genau die spanische Halbinsel und ihnen würde ein so merkwürdiges isoliertes Vorkommen einer bekannten Tierart gewiß nicht entgangen sein. Sie erwähnen der Affen von Gibraltar nicht, woraus man schließen muß, daß es im XIII. Jahrhundert diese Tiere hier noch nicht, oder nicht mehr gegeben hat.

Gibraltar gehört in klimatischer Beziehung zu den heißesten Gegenden von Europa; die Ausstrahlung der Wärme von dem stark erhitzten Kalksteinfelsen ist sehr intensiv; die herrschenden Winde wirken allerdings erfrischend, besonders diejenigen, welche vom Atlantischen Ozean kommen, während der Levante, der Ostwind, die Nerven angreift.

Für die Stadt Gibraltar hat man aus langjährigen Beobachtungen ein Jahresmittel von $+ 17,3^{\circ}$ C. gefunden; das Sommermittel beträgt $+ 24^{\circ}$ C., aber an einzelnen Tagen kann die Temperatur unerträglich heiß werden. Die jährliche Regenmenge ist nicht unbedeutend; sie ist zu 757 Millimeter berechnet worden; aber diese Niederschläge sind, wie in der mediterranen Klimaprovinz überhaupt, auf die Wintermonate verteilt; im Sommer regnet es selten. Jedenfalls muß die gegenüberliegende marokkanische Küste als angenehmer und gesünder bezeichnet werden, ja diese gehört klimatisch zu den am meisten begünstigten Teilen Afrikas.

Sowohl der Felsen von Gibraltar als auch der Djebel Musa oder

Similia auf afrikanischem Boden ragen isoliert aus dem umgebenden Terrain empor; aber diese Isolierung ist nur eine scheinbare und man kennt jetzt deren Zugehörigkeit zu einem mächtigen mehrfach gebogenen, gefalteten Kettengebirge, das als der Grenzbogen des westlichen Mittelmeeres bekannt ist. Durch E. Sueß sind auf Grund der geognostischen Zusammensetzung die großen Kettengebirge Mittel- und Südeuropas in ihrem Zusammenhange dargestellt worden. Darnach streicht vom ligurischen Meere das Apenninengebirge zunächst in südöstlicher Richtung bis Calabrien, wo eine Aenderung der Streichungsrichtung nach Westen eintritt, sodaß wir in den ostwestlich verlaufenden Gebirgen des nördlichen Siciliens die Fortsetzung zu erblicken haben. Von da geht dieses Kettengebirge, allerdings jetzt von Meeresteilen unterbrochen, nach Nordafrika über, durchzieht die Staaten Tunis, Algerien und Marokko, als Atlasgebirge, und wendet sich im nordwestlichen Teile Magrebs wieder nach Norden, überseht die Straße von Gibraltar und geht nach Spanien über, wo wiederum eine Schwenkung der Ketten nach Osten stattfindet und wo das andalusische Bergland, speziell die Sierra Nevada diesen Grenzbogen im Norden abschließt. In Bezug auf Anordnung und Ausbildung der einzelnen geologischen Glieder wiederholen Atlas und bätische Corbillere im Allgemeinen die entsprechenden Verhältnisse im Apenninengebirge, besonders auch bezüglich des Auftretens jung vulkanischer Gesteine am Innenrand der Gebirgskette. In verhältnismäßig junger geologischer Vergangenheit ist dieser Grenzbogen in seinem westlichsten Teile zerrissen und die dadurch entstandene Unterbrechung des Bogens mit Hilfe äußerer Kräfte (Wind, Welle, Strömung) zur Straße von Gibraltar ausgearbeitet worden; in den beiden Säulen des Herkules können wir nur stehengebliebene Reste eines früher zusammenhängenden Gebirgsbogens erblicken, daher auch die große Steilheit des Gehänges bei beiden Bergen. In der Straße von Gibraltar befindet sich noch eine submarine Erhebung, wo das Meer nur einige Hundert Meter tief ist als Zeichen eines früheren Zusammenhanges der nordafrikanischen mit den spanischen Ketten. Diese unterseeische Bodenschwelle ist von größter Bedeutung für die Temperaturverhältnisse des Mittelländischen Meeres, die sich wesentlich von denjenigen des benachbarten Atlantischen Ozeans unterscheiden; die eiskalten Tiefenwässer des letzteren sind an dem Eindringen in das Mediterrane Becken durch diesen unterseeischen Riegel gehindert, sodaß hier die Temperaturen des Meerwassers bis auf den Boden herab verhältnismäßig hoch und gleichmäßig sind (12,5° C.). Das atlantische

Wasser ist salzärmer als dasjenige des Mittelmeeres, infolgedessen spezifisch leichter und es entsteht auf diese Weise ein Oberstrom von West nach Osten in das Mittelmeer, dem ein schwererer Unterstrom von Ost nach West zum Atlantischen Ozean gegenüber steht. Es ist dieser Fels von Gibraltar also ein interessanter Zeuge großer tektonischer Störungen und Veränderungen, die in prähistorischen Zeiten hier vor sich gegangen sind; denn die Angaben, daß noch in den ältesten historischen Zeiten die Straße von Gibraltar geschlossen gewesen sei, sind im höchsten Grade unwahrscheinlich und nach keiner Richtung hin kontrollierbar.

Die Höhlen und Spalten des Kalkfelsens von Gibraltar sind mit diluvialen Schutt angefüllt, in dem sich zahlreiche Reste ausgestorbener diluvialer Säugetiere finden, eine Erscheinung, die fast überall in den Kalksteingebirgen des Mittelländischen Meeres auftritt.

Diesen Felsen nun haben die Engländer im Laufe der Zeit zu einer Festung ersten Ranges ausgestaltet. Zunächst ist der Ort ganz isoliert und von der Landseite aus nur durch die schmale sandige neutrale Zone im Norden zugänglich; eine Eisenbahn führt heute noch nicht dahin; durch die Anlage enormer Cisternen hat man für einen bedeutenden Wasservorrat gesorgt und in den Felsen selbst hat man amphitheatralisch über einander liegende große gedeckte Gänge ausgehauen, in denen die Geschütze stehen. Mehr als 700 Kanonen schwersten Kalibers sind auf diese Weise in dem Felsen untergebracht, um damit die Straße von Gibraltar, also den Eingang in das Mittelmeer zu sperren. Eine beträchtliche Anzahl von Truppen ist permanent in Gibraltar stationiert, und da auf dem kleinen Terrain, das zu England gehört, so gut wie nichts gebaut werden kann, so müssen sämtliche Lebensmittel für die Garnison, für die beträchtliche Bevölkerung der Stadt sowie für die zahlreichen Pferde von Außen her importiert werden. Es ist demnach begreiflich, daß der Handel mit Lebensmitteln bei der Bevölkerung der Stadt die wichtigste Rolle spielt, und der Schiffsverkehr ist ein ungewöhnlich reger; es wird wenig Häfen in Europa geben, wo die Zahl der jährlich ein- und auslaufenden Schiffe so beträchtlich ist, wie in Gibraltar. Dazu ist Gibraltar eine der größten Kohlenstationen der Erde für Schiffe aller Nationen und auch dieser Handel bringt den Bewohnern bedeutenden Gewinn, so daß trotz der naturgemäßen Teuerung doch im Großen und Ganzen eine wohlhabende Bevölkerung hier lebt.

Und trotzdem hat heute Gibraltar nicht mehr die Bedeutung, welche die Engländer dem Platz gerne geben möchten; die Unsummen,

die die Erhaltung dieser Festung kostet, stehen nicht im Verhältnis zu ihrem Werte. Die Kanonen allein genügen nicht, um die Straße zu sperren, wie dies die Manöver der französischen Flotte wiederholt gezeigt haben; es muß gleichzeitig eine größere Flotte von Kriegsschiffen zur Verfügung stehen. Daher seit Jahrzehnten das Bestreben der Engländer, entweder das marokkanische Tanger oder das spanische Ceuta zu erwerben, um auch die afrikanische Seite der Straße zu befestigen. Die romanischen Mächte aber, vor allem Frankreich, dann aber auch Italien und Spanien werden das nie dulden, wenigstens nicht ohne entsprechende Kompensation. Aber diese Mächte sind es auch, die England zunächst zu fürchten hat, und das Vorgehen Frankreichs im zentralen Teile des Mittelmeeres ist wohl geeignet, bei den Engländern Beunruhigung hervorzurufen. Frankreich und Italien wenden bedeutende Summen an zur Vergrößerung ihrer Flotte sowie zur Ausgestaltung von Kriegshäfen. In Toulon ist ein Teil der französischen Flotte stationiert, ein anderer Teil auf Corsica und jetzt hat man den tunesischen Hafen Biserta zu einem Kriegshafen umgewandelt. Eine Linie, welche diese drei Punkte verbindet, geht quer von Nord nach Süd durch das Mittelmeer und kann die Vereinigung der englischen Flotte von Gibraltar mit derjenigen von Malta hindern; es kann der ganze große Schiffsverkehr der Engländer durch den Suezkanal nach Indien dadurch unterbunden werden; und in diesem Falle nützt der kanonengespißte Fels von Gibraltar zu gar nichts, und wenn er das zehnfache an Geschützen aufweisen könnte.

Spanien ist zur Zeit ohnmächtig, aber die Okkupierung eines Teiles seiner Halbinsel durch eine fremde Macht ist den Hidalgos doch ein Dorn im Auge; trotz des langen Besizes Gibraltars seitens der Engländer ist es den letzteren nicht gelungen, in ein erträgliches Verhältnis zu den Spaniern zu kommen. Das ist eine Erscheinung, die sich fast überall zeigt, wo Engländer unter fremden Völkern sich niederlassen. Die steife Abgeschlossenheit der höheren Klassen und die Brutalität und Rücksichtslosigkeit der Soldaten lassen in solchen Gebieten niemals ein innigeres Verhältnis zwischen beiden Teilen zu stande kommen. Und so warten die spanischen Patrioten noch immer darauf, daß sich einmal Gelegenheit geben wird, die unbeliebten Fremdlinge von ihrer Halbinsel zu vertreiben.

Aber es muß wiederholt werden, der Verlust, den England dabei erleidet, ist gar nicht so groß, wie man meint; der Besitz Gibraltars hatte für England früher gewiß eine große Bedeutung; heute bei vollständig geänderten politischen Verhältnissen ist das nicht mehr der Fall. Man

wird sich in England, nolens volens, doch dazu bequemen müssen, zuzugestehen, daß das Mittelmeer keine anglikanische See ist, sondern eine romanische, in welcher, wie jetzt die Verhältnisse liegen, Frankreich wohl das erste Wort zu sprechen hat. Die ganze Frage der Suprematie in diesem Teile Südeuropas wird wohl erst endgiltig geregelt werden, wenn die marokkanische Frage ins Rollen kommt; die Eifersucht der Mächte hat bisher die Selbständigkeit dieses Sultanates erhalten; aber wie für Aegypten, Tunis und Algier wird wohl auch für dieses westlichste Bollwerk des Islam einmal die Zeit kommen, wo die Europäer ihre sogenannte Zivilisation dorthin verpflanzen und dann ist es mit der Herrlichkeit der maghrebiniſchen Sultane aus.

* * *

Ganz andere Verhältnisse finden wir auf dem kleinen malteſiſchen Archipel, der die Grenze zwischen dem östlichen und dem westlichen Mittelmeere bezeichnet. Wenn man mit dem Schiffe von den fruchtreichen Gestaden Siziliens südwärts fährt, so erblickt man nach kurzer, nicht immer glatter Seefahrt mitten im Meer einige gelbe, baumlose, nur wenig über das Niveau des Wassers aufragende Inseln, deren größere, Malta, besonders an der Nord- und Ostseite eine Reihe tiefeinschneidender, schmaler Buchten aufweist, die als überaus günstige natürliche Häfen geschätzt sind. Insbesondere ist an einer Stelle im Nordosten der Insel der Steilrand stark zerrissen und hier befindet sich denn auch die einzige größere Stadt des ganzen Archipels, das mit Recht berühmte und zweifellos sehr interessante Städtchen La Valette.

Während, wie wir gesehen haben, der Gibraltarfels aus gefaltetem mesozoischem Kalkstein besteht, ist die Maltagruppe aus im großen und ganzen horizontal liegenden Schichten jüngerer, weicher Gesteine zusammengesetzt, die der Tertiärformation angehören. Infolge dieses horizontalen Schichtenbaues ist die Höhe der Inseln über dem Meeresniveau gering, der höchste Punkt im Südwesten der Hauptinsel gelegen, mißt nur 258 m. Das platte tafelförmige Terrain, ohne Hügel- oder Bergreihen, an denen sich die Luftfeuchtigkeit absetzen könnte, wird nur selten von atmosphärischen Niederschlägen benetzt; infolge dessen, sowie wegen der geringen Störungen im Schichtenbau, haben die Inseln Mangel an Quellen und Wasser überhaupt, ein für die Bewohner sehr empfindlicher Umstand. Es fehlt dauerndes fließendes Wasser; natürliche Vegetation findet sich nur in den wenigen, tiefer einschneidenden, periodisch Wasser führenden Thälern, die Inseln erscheinen auf den ersten Blick als überaus kahl und öde, sind aber

trotzdem von der sehr zahlreichen und fleißigen Bevölkerung auf das Sorgsamste angebaut. Das fahle Gelb des vorherrschenden waldlosen Gesteines, der von den häufigen Winden aufgewehrte Staub und eine zu Zeiten geradezu glühende Hitze: das alles trägt dazu bei, um für den flüchtigen Reisenden die Inseln als eine trostlose Gegend erscheinen zu lassen.

Die maltesischen Inseln bilden einen über das heutige Meeresniveau erhabenen Teil einer großen unterseeischen Bank, welche Sizilien mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste verbindet, und die von der 200 m Tiefenlinie umschlossen wird; östlich und westlich fällt das Meer schroff zu bedeutenden Tiefen ab. Ebenso finden wir in Südsizilien dieselben geognostischen Bildungen wie auf Malta, und auch die näher der afrikanischen Küste gelegenen Inseln Lampion und Lampedusa gehören der Tertiärformation an, während Pantellaria und Limosa vulkanische Erhebungen darstellen. Malta gehört also in geographischem Sinne zweifellos zu Sizilien, mit dem es auch noch in der jüngsten geologischen Vergangenheit verbunden war. Eine Senkung des Meerespiegels um etwa 30 m würde genügen, um diese Verbindung beider Inseln wieder herzustellen, und die Vereinigung Italiens mit dem nordafrikanischen Festland müßte eintreten, wenn das mittelländische Meer etwa um 100 m fiele. In diesem Falle würde übrigens Europa auch an der Straße von Gibraltar mit Afrika wieder durch eine schmale Landbrücke verbunden und das romanische Mittelmeer in einen der Versalzung stark ausgesetzten Binnenjee umgewandelt werden.

Der maltesische Archipel besteht aus den zwei größeren Inseln Malta und Gozo, zwischen beiden liegen die kleinen Felsen-Eilande Comino und Cominotto nebst einigen Riffen, und im Süden der Hauptinsel befinden sich noch einige unbewohnte Felsen, die, unter dem Namen Filisola bekannt, von einem sehr seichten, nur 5 m tiefen Meere umgeben sind. Von dem nächsten Punkte Siziliens ist die Maltagruppe 90 km entfernt, von der Südspitze Italiens 278 km, von der nordafrikanischen Küste 300 km. Die Hauptinsel ist 32 km lang, 15½ km breit; Gozo 16,65 km lang und 8,32 km breit; Comino 2,08 km lang und 1,85 km breit; zusammen 323 qkm. Wie erwähnt, befindet sich die höchste Erhebung im Südwesten der Hauptinsel mit 258 m. Die Zahl der Bewohner ist verhältnismäßig sehr groß; man nimmt 190 000 Seelen an, einschließlicly von etwa 10 000 Soldaten und anderen Fremden.

Malta und Gozo sind durch eine Grabenversenkung getrennt, in welcher sich die kleinen Inseln Comino und Cominotto erheben, beide ge-

schieden von den größeren Inseln durch den nördlichen und südlichen Gominokanal. Die etwa 47 km lange Längsachse der ganzen Inselgruppe verläuft in der Richtung von Nordwest nach Südost. Steilküsten sind vorherrschend; der Nordosten ist reicher gegliedert als der geschlossene Steilabbruch nach Südwesten zu. Die Brandung der Wogen, tektonische Bruchlinien in den etwas nach Nordosten einfallenden Schichten und Niveauverschiebungen haben im Nordosten die erwähnten eigentümlichen, tief einschneidenden Buchten geschaffen, die von manchen als überflutete Flußthäler aufgefaßt werden.

Die klimatologischen Verhältnisse können nicht als besonders günstige bezeichnet werden; die Gruppe gehört natürlich in die Region der Sommerdürre und Winterregen, aber der Regenfall ist gering. Das Jahresmittel der Temperatur beträgt 19°C ; das Mittel im Januar 12°C , im Juli (bzw. August) $26,2^{\circ}\text{C}$. Die Winter gelten allerdings als sehr mild, aber die Stürme sind häufig und heftig, besonders die Nordwinde, während der von Afrika herüberwehende Sirocco entnervend wirkt; obgleich ein trockener Südwestwind, führt diese Luftströmung bei ihrem Eintreffen auf Malta viel Wasserdampf mit sich. Die jährliche Regenmenge ist zu 608 mm berechnet worden; davon entfallen 72,1% auf den Winter, 17,6% auf den Frühling, 4,0% auf den Sommer und 9,9% auf den Herbst. Diese ungleichmäßige Verteilung der Niederschläge während eines Jahres ist sehr ungünstig für die Quellenbildung; auf kurze Zeit entstehen reißende Gießbäche, den größten Teil des Jahres aber sieht man nur trockene Erosionschluchten. Das Regenwasser wird schnell, soweit es nicht verdunstet, von dem porösen weichen Kalkstein aufgesaugt und sammelt sich in einer tiefer liegenden Thon- und Mergelschicht; an der Grenze beider Formationsglieder finden sich dann zuweilen natürliche Quellen oder diese können künstlich erhöht werden.

Wie wiederholt hervorgehoben wurde, gehören die (die maltesische Inselgruppe zusammensetzenden) Gesteine ausschließlich der Tertiärformation an, indes können deutlich eine Reihe petrographisch verschiedener Ablagerungen unterschieden werden. Da der ganze Komplex schwach nach Nordosten geneigt ist, so treten an der steilen, wenig gegliederten Südwestküste die ältesten Ablagerungen hervor, und zwar werden nun in der Richtung von oben nach unten unterschieden: 1. oberer Korallenkalk, 2. Grünsand, 3. blauer Thon, 4. Globigerinenkalk, 5. unterer Korallenkalk. Von einigen Geologen sind die drei ersten Schichten zum sogenannten Miocän gerechnet worden, die Schichten 4 und 5 zum Oligocän, einen Unterschied,

welchen andere Forscher nicht anerkennen wollen, vielmehr wird ein Teil der Gesteine dem jüngsten Tertiär, dem Pliocän, zugewiesen.

Der ganze Schichtenkomplex ist von Bruchlinien durchzogen, die teils senkrecht auf der von Nordwest nach Südost verlaufenden Längsachse der Inselgruppe stehen (besonders auf Malta), teils einen anderen Verlauf haben, wie z. B. auf Gozo.

Der maltesische Archipel ist nicht frei von Erderschütterungen und ebenso will man in recenten Zeiten noch Strandverschiebungen beobachtet haben, beziehentlich ein Untertauchen einzelner Küstenstrecken, die sich unter anderem auch daraus nachweisen lassen, daß gewisse Kunstbauten sich jetzt unter dem Meeresniveau befinden. Denudationserscheinungen an der Oberfläche durch die Wirkung des Windes sind häufig zu beobachten; diluviale und quaterne Bildungen, besonders terra rossa und Flußgerölle finden sich besonders in den Klüften und Höhlen des Kalksteines und hier ist auch die Fundstelle von zahlreichen ausgestorbenen Säugetierresten, unter denen besonders einige Arten von Elefant und Flußpferd von Interesse sind. Ähnliche diluviale Funde sind auch in den Kalkhöhlen Siziliens gemacht worden.

Von den verschiedenen die Maltagruppe zusammensetzenden Gesteinen ist der „blaue Thon“ von besonderer Bedeutung, da er die einzige wasserführende Schicht auf den Inseln darstellt. Dieses Wasser wird durch Brunnen gewonnen, in unterirdischen Stollen gesammelt oder auch in Wasserleitungen den Ortschaften zugeführt. Diese Wasserleitungen stammen zum größten Teil von den besten Hydrotechnikern des Orientes her, den alten Arabern; die große nach La Valette führende Wasserleitung, deren lange Bogenreihen weit in das Land hineinreichen, stammt allerdings erst aus dem Jahre 1610.

Die Lebensbedingungen auf den maltesischen Inseln sind demnach nicht besonders günstig: heiß, wasserarm, den Staub erzeugenden Stürmen ausgesetzt, ohne Walb, ohne eine tiefer greifende vertikale Gliederung, aus unfruchtbarem Gestein zusammengesetzt — das sind doch alles Eigenschaften, welche nicht geeignet sind, eine Bevölkerung anzulocken. Und doch war diese Inselgruppe seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart immer überaus dicht bevölkert und bildete eine erstrebenswerte Erwerbung erobrungsfüchtiger Völker.

Ungemein anziehend ist die Geschichte von Malta und seiner eigentümlichen Bewohner, die sich noch heute wesentlich von den umwohnenden Kulturvölkern unterscheiden. Die überaus günstige Lage der Inselgruppe

in der Mitte der romanischen See zwischen Europa und Afrika einerseits und Kleinasien und der Pyrenäenhalbinsel andererseits mußte sehr früh den seefahrenden Nationen jener Gegenden auffallen; dieser zentralen Lage verdankt Malta mit seinen günstigen natürlichen Hafenverhältnissen die hohe strategische Bedeutung, die es von jeher bis auf die neueste Zeit eingenommen hat. Trotz der von Natur ungünstigen Bodenverhältnisse ist es der fleißigen Bevölkerung doch gelungen, einen großen Teil des sterilen Kalksteinbodens in fruchtbares Acker- und Gartenland zu verwandeln.

Direkte Beweise für die Existenz des Menschen in prähistorischen Zeiten hat man für Malta noch nicht auffinden können; die ältesten Reste von Bauwerken gehen nicht über die Zeit der phönizischen Herrschaft hinaus. In den Mythen und Epen der alten Griechen kommt die maltesische Inselgruppe bereits vor: das Homerische „Hyperia“ mit seiner phäakischen Bevölkerung von Riesen wird vielfach für die Hauptinsel Malta gehalten, während der Zufluchtsort des Odysseus „Ogygia“ mit der Grotte der Calypso die kleinere Insel Gozo gewesen sein soll. Die Sage von der Existenz eines Riesengeschlechtes auf Malta, wohl veranlaßt durch das Vorkommen großer Knochen diluvialer Säugetiere sowie megalithischer Bauwerke, hat sich lange bei den Schriftstellern des Altertums erhalten.

Diese Reste von ehemals, wie es scheint, recht gewaltigen Bauwerken haben schon lange die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich gezogen und gewöhnlich wird bei deren Besprechung auch auf die sardinischen „Nuraghi“ und die buddhistischen „Dagobas“ aufmerksam gemacht. Man nimmt an, daß etwa 1500 Jahre v. Chr. phönizische Schiffe sich hier festgesetzt haben; und die „Fagiar Kim“ und „Mnaindra“ genannten Ruinen auf Malta, sowie der Riesenturm „Gigantea“ auf Gozo werden gewöhnlich als phönizische Tempelreste betrachtet; dazu kommen noch phönizische Felsengräber mit Funden von Thon- und Glasgefäßen zc.

Später, etwa um das 7. Jahrhundert v. Chr., sollen von Syrakus aus griechische Kolonisten sich im Innern der Inseln unter den Phöniziern angesiedelt haben. Das Vorkommen von ägyptischen Altertümern auf Malta erklärt man damit, daß die ägyptischen Schiffe zu jener Zeit vielfach mit phönizischen Matrosen bemannt gewesen sind, welche jene Gegenstände nach ihrer Heimat brachten; überhaupt werden außer phönizischen Resten auch griechische, römische und karthagische Altertümer auf jener kleinen Inselgruppe gefunden und diese scheint in früheren Zeiten in einem noch blühenderen Zustande gewesen zu sein als in der Gegenwart. Ganz besonders gilt dies von der Osthälfte von Malta, wo dereinst der Del-

baum weit verbreitet war. Diodorus Siculus erwähnt bekanntlich Malta unter dem Namen „Melite“, die Honiginself, und Gozo unter dem Namen „Gaulus“ und schreibt darüber: „Die Einwohner sind sehr reich, treiben ausgedehnten Handel und erzeugen Stoffe von großer Feinheit und Weichheit. Ihre Wohnungen sind groß und reich mit Ornamenten geschmückt.“

Die Karthager hatten die Inseln im Anfang des ersten punischen Krieges in Besitz; zeitweise herrschten schon die Römer, welche sie nach dem zweiten punischen Krieg dauernd in Besitz nahmen, und während welcher Zeit bis herab zum Beginn der christlichen Ära die Inseln in blühendem Zustande verblieben.

Um jene Periode fällt nun der von der maltesischen Bevölkerung als unumstößliche Wahrheit aufgefaßte Besuch der Insel durch den Apostel Paulus. Dieser soll bekanntlich auf seiner Reise nach Rom hier Schiffbruch gelitten haben, und zwar am 10. Februar des Jahres 58 n. Chr. (Menan: St. Paul, S. 558 nimmt den 10. November des Jahres 60 an); noch heute aber wird der 10. Februar jeden Jahres, der Tag des Naufragio di S. Paolo Apostolo, als Nationalfest auf Malta und Gozo gefeiert. Bekanntlich wird es von mancher Seite bestritten, daß es die Insel Malta gewesen sei, wo Paulus Schiffbruch gelitten habe; ohne auf diese Frage hier näher eingehen zu können, mag nur hervorgehoben werden, daß die Tradition der Malteser historisch nicht beglaubigt ist, wonach der Apostel drei Monate lang in einer Kalksteingrotte, die noch jetzt als wunderthätig gilt, gelebt haben soll. Die Malteser aber datieren sogar die Reihe ihrer Bischöfe bis zum Jahre 58 n. Chr. zurück und nehmen an, ihr erster Bischof Publius (ein römischer Statthalter auf Malta) sei vom Apostel Paulus selbst ernannt worden. Eine tief einschneidende Bucht im Norden von Malta heißt St. Paulsbucht und hierher wird der Schauplatz des Schiffbruches verlegt; auf dem kleinen Felsenriff Selmun in dieser Bai erhebt sich die Kolossalstatue des Apostels. Sicher ist, daß schon frühzeitig auf Malta christliche Gemeinden existierten, die in Grotten und Höhlen ihre Andacht verrichteten; diesbezügliche Inschriften finden sich schon aus dem 2. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Bis auf den heutigen Tag aber ist Malta ein fester Hort der katholischen Kirche geblieben; kaum irgendwo wird alles so vom streng katholischen Gesichtspunkte aus aufgefaßt als unter den Maltesern. In den Schulen und höheren Lehranstalten wird kein Unterricht gebildet, der den Grundsätzen des Katholizismus widerspricht (che sia repugnante ai principii cattolici heißt es im Statut vom 26. September 1887).

Als mit dem ausgehenden 14. Jahrhundert das Römische Reich zerfiel, kam der maltesische Archipel zum oströmischen Reiche, und im 6. Jahrhundert wurden die Inseln wie fast alle mediterranen Gebiete von Goten und Vandalen überzogen. Aber eine byzantinische Garnison wird noch im Jahre 870 erwähnt, um welche Zeit Malta in die Hände der Araber überging, die durch 220 Jahre hindurch hier die Herren waren; denn erst 1090 wurden die Muhamedaner von den Normannen vertrieben. Die letzteren fanden zwar eine arabisch sprechende Bevölkerung vor, die aber dem Christentum treu geblieben war. Durch die Normannenherrschaft wurde das Schicksal der Insel mit demjenigen Siziliens verknüpft; die Könige von Aragonien herrschten hier von 1282—1530, in welchem Jahre die Inseln dem aus Rhodos durch die Türken vertriebenen Johanniterorden übergeben wurden. Seit dieser Zeit nannten sich die Mitglieder dieses Ordens Malteserritter; sie verteidigten dieses Hauptbollwerk des katholischen Christentums während 268 Jahre tapfer gegen die muhamedanischen Angriffe; insbesondere ist die Belagerung vom Jahre 1565 bemerkenswert durch die Hauptmacht Solimans II. unter den Feldherren Mustapha und Piale, wobei 30 000 Türken fielen. Um jene Zeit gründete der damalige Großmeister La Valette die nach ihm benannte und für unüberwindlich gehaltene Hauptstadt der ganzen Inselgruppe.

Durch Verrat gelang es am Ende des 18. Jahrhunderts (17. Juni 1798) Napoleon I. während seines Zuges nach Aegypten in den Besitz von Malta zu kommen; der große Korse verblieb sechs Tage auf der Insel. Am 8. September 1800 nahmen die Engländer den Franzosen die Insel weg und nach dem Friedensschluß 1814 kam die Maltagruppe definitiv an Großbritannien.

Seitdem haben nun die Briten diese Inseln und speziell La Valette mit seinen verschiedenen Häfen und Buchten mit enormen Kosten besetzt; sie halten stets gegen 10 000 Truppen daselbst; die mehr als zwanzig gewaltige Kriegsschiffe umfassende Mittelmeerflotte hat hier das Hauptquartier; in ausgedehnten unterirdischen Gewölben und Gallerien lagern riesige Massen von Proviant und Munition, kurz, alles ist gethan, um hier einen scheinbar unüberwindlichen Stützpunkt zur Beherrschung des östlichen Mittelmeerbassens und des Suezkanals zu erhalten. Die Sympathien aber der aus einem Gemisch der verschiedensten Völker hervorgegangenen Bevölkerung zu gewinnen, ist den Engländern nicht gelungen und wird ihnen nie gelingen. Und gerade in der allerneuesten Zeit, als die Briten versuchten, ihre Sprache obligatorisch einzuführen, ist eine gar nicht

unbedenkliche „jungmaltesische“ Bewegung entstanden, die die Lostrennung Maltas von England anstrebt. Freilich schwärmt die eine Hälfte dieser Partei für Frankreich, die andere für Italien. Wie wenig die Engländer das Leben der Malteser beeinflusst haben, beweist wohl der ganz richtige Ausspruch eines dort ansässigen, genau beobachtenden Fremden: „Sollten die Engländer die Inseln morgen verlassen, so würden in zehn Jahren nicht mehr Spuren derselben dort zurückbleiben, als wie wir von den Griechen, Römern und Arabern haben.“

Nach welcher Richtung hin sich die politischen und sozialen Zustände dieses kleinen Inselvolkes einmal ändern werden, ist vorläufig nicht abzusehen; Großbritannien hat zunächst noch hier die Zentrale für sein Mittelmeergeschwader, das aber durch die neuere Hafenbefestigung in Südfrankreich, Korsika, Tunis und Algier leicht lahmgelegt werden kann. Jede Aenderung in den politischen Verhältnissen der Mittelmeerländer kann nur zu Ungunsten Englands ausfallen, daher das Bestreben der Londoner Diplomatie, das Gleichgewicht daselbst, den Status quo in dem im Grunde doch romanischen Meere solange als nur möglich aufrecht zu erhalten.

* * *

Wie Gibraltar den Eingang zum Mittelmeer beherrschen soll und Malta dazu ausersehen ist, verhältnismäßig schnell Schiffe und Truppen nach Aegypten und dem Suezkanal zu schicken, so haben die Engländer auch den Ausgang des Roten Meeres in den Indischen Ozean, die Straße von Bab el Mandeb in ihren Besitz zu bringen gesucht und haben hier gleichfalls an verschiedenen Punkten ein großartiges System von Befestigungswerken errichtet.

Seit 1869 ist die flache sandige Landbrücke zwischen Afrika und Asien, deren Entstehung erst in der jüngsten geologischen Vergangenheit vor sich gegangen ist, durchstoßen und Tausende von großen Dampfern durchfahren jährlich den 115 km langen Kanal von Suez, um vom östlichen Mittelmeerbecken in das Rote Meer zu gelangen. Dieses tiefe, langgestreckte trogartige Becken ist aufzufassen als eine tektonische Grabenversenkung in der großen nubisch-arabischen Wüstenplatte und dieser Einbruch fand auch erst in der jüngsten Periode der Tertiärzeit statt; im Süden ist er durch die 26 km breite Straße von Bab el Mandeb mit dem Golf von Aden, auf welchem die Achse des Roten Meeres fast senkrecht steht, in Verbindung. Zu beiden Seiten dieses Grabens treten vielfach jüngere vulkanische Bildungen auf, besonders in Form kleiner vulka-

nischer Inseln, welche die Küsten begleiten und die vielfach von Korallenriffen umsäumt sind.

Das südwestliche Ende der arabischen Halbinsel heißt Ras el Menheli und etwa 4 km davon entfernt, fast mitten in der Straße von Bab el Mandeb, liegt die erloschene Vulkan-Insel Perim, die wohl geeignet erscheint, den Ausgang des Roten Meeres zum Indischen Ozean zu beherrschen. Die Insel Perim (arabisch Meiüm) besteht aus einem großen Krater, dessen Südwestflanke eingebrochen ist, so daß das Meer hier eindringen konnte und einen vorzüglichen 18 m tiefen natürlichen Hafen geschaffen hat.

Der aus trachytischer Lava bestehende Vulkan von 166 m Höhe stellt also eine sogenannte Caldera, einen Kraterkeffel dar, eine Erscheinung, die an vielen vulkanischen Inselbergen, z. B. bei den kanarischen Inseln, beobachtet worden ist. Die Insel Perim umfaßt etwa 12 qkm Terrain. Seit 1857 haben die Engländer* diese öde, wasser- und vegetationslose Insel in Besitz genommen, auf dem höchsten Punkt Festungswerke und Leuchtfeuer errichtet und können nun allerdings von diesem pittoresken Lavafelsen aus die wegen der vielen Korallenklippen nicht ungefährliche Passage durch den südlichen Teil des Roten Meeres beherrschen. Auch ein Kohlendepot für Dampfer ist hier errichtet worden.

An den Namen Bab el Mandeb, Trauerthor, knüpft sich bei den Arabern die Sage von einer gewaltigen Flut, wodurch diese Meeresstraße entstand und wobei zahlreiche Menschen umgekommen sein sollen; nach unsren Anschauungen fand, wie erwähnt, die Entstehung des Roten Meeres und der Straße in der sogenannten Pliocänzeit, also in einer dem Diluvialzeitalter vorausgehenden Periode in der Entwicklungsgeschichte der Erde statt.

Hat man die südlichen Teile der arabischen Landschaft umfahren und Perim passiert, so gelangt man in den westöstlich verlaufenden Golf von Aden. In seinem westlichen Teile schließen zwei vulkanische Halbinseln eine kleine Bucht ein und auf der östlichen dieser Halbinseln liegt nun die alte berühmte Stadt Aden, 170 km östlich von Bab el Mandeb. Diese etwa 20 qkm große Halbinsel hängt im Osten durch einen schmalen sandigen Isthmus mit dem arabischen Festlande zusammen; auch hierin zeigt sich eine Ähnlichkeit mit Gibraltar, wo die felsige Halbinsel durch eine flache sandige Landbrücke mit dem Festland verbunden ist; der Name für Aden „das Gibraltar des Ostens“ ist in jeder Beziehung gerechtfertigt.

* Vorübergehend schon 1799—1801.

Die Halbinsel Aden besteht ausschließlich aus dunklen, stark zerklüfteten vulkanischen Gesteinen; die höchsten Erhebungen finden sich in dem 576 m hohen Djebel Schamschân. In einem südlichen ausgebrannten weiten Krater liegt nun die Stadt Aden, rund umgeben von steilen vulkanischen Wänden, und demgemäß vom Meere aus nicht sichtbar. Der Hafen für die Stadt heißt Steamer Point, eine Neu-Anlage, bestehend aus einem Komplex von Beamten- und Handelshäusern, Hotels, Kohlendepots z.; hier ist der Sitz der Europäer, während in Aden vorherrschend Araber und Somali wohnen. Beide Orte sind durch eine prachtvolle Fahrstraße verbunden, die teilweise in Felsen gehauen ist, teilweise lange Tunnel in den Lavamassen bildet. Zum Hausbau wird vielfach recenter Korallenkalk verwendet. Die Engländer bezeichnen die überaus heiße Lage der Stadt Aden in einem erloschenen Krater mit dem Ausdruck „des Teufels Punschkeßel.“

Die ganze Gegend ist wasserarm und infolge dessen fast vegetationslos. Manche Jahre regnet es in Aden überhaupt nicht und man hat die durchschnittliche jährliche Regenmenge mit 38 mm berechnet. Andererseits treten in den höheren Regionen der weiteren Umgebung von Zeit zu Zeit während des Winters heftige Gußregen auf und dieses Wasser sammelt sich in den Spalten der vulkanischen Felsen. Seit mehr als 2500 Jahren haben die Araber dieses Wasser in einem großartig angelegten System von übereinander liegenden, aus dem Felsen gehauenen Zisternen gesammelt und als die Engländer sich hier festsetzten, war es das Erste, daß sie diese Zisternen neu herrichteten, betonierten und erweiterten, so daß im Durchschnitt immer 1—2 Millionen Hektoliter Wasser sich in diesen uralten Reservoirs befinden. Die Benützung desselben seitens der Eingebornen wird streng reguliert und bewacht; eine kleine Wasserleitung führt etwas davon nach Steamer Point. In Aden selbst sind dann noch eine Anzahl bis 50 m tiefer Brunnen gegraben, um auf unterirdisch angesammeltes Wasser zu stoßen.

Die Existenz solcher alter Wasserwerke beweist, daß dieser öde, heiße Platz doch schon seit den ältesten Zeiten bewohnt gewesen ist. Es ist eben ein kommerziell außerordentlich günstig gelegener Platz für den Verkehr mit Indien, Ostafrika und dem roten Meere, und es ist seit jeher um den Besitz dieser ausgebrannten, vegetationslosen vulkanischen Landschaft gekämpft worden. Die phantastischen Sagen der Eingeborenen verlegen hierher die Wiege der Menschheit und auf der kleinen Felseninsel Sirab soll sich das Grab Adams befinden. Aus historischen Zeiten

wissen wir, daß Aden (Adana, Athana, Arabia Eudaemon, Arabia felix) um das Jahr 24 v. Chr. ein römisches Handelsemporium wurde; der römische Statthalter von Aegypten Aelius Gallus dehnte seine Feldzüge gegen die Sabäer bis nach Adana aus. Lange Zeit war es die Hauptstadt von Jemen und Marco Polo erzählt von dem Glanz und der Herrlichkeit dieser wichtigen Handelsstadt. Portugiesen kämpften mit den Arabern um den Besitz der Stadt und 1538—1630 stand es unter der Herrschaft der Osmanen. Dann kam es unter die Fürsten von Sanaa, hatte später eigene Sultane und kam im Laufe der Zeit immer mehr herunter. Als es 1839 die Engländer dem Scheich von Lahej abnahmen, soll es nur noch 600 Bewohner gehabt haben. Das englische Territorium umfaßt kaum 200 □ km mit einigen 40000 Bewohnern und bildet zweifellos einen wichtigen kommerziellen Stützpunkt des englischen Handels und dient auch dazu, auf die unruhige arabische Bevölkerung des Hinterlandes einen politischen Einfluß auszuüben; denn diese Bevölkerung bereitet den Europäern heute noch Schwierigkeiten beim Eindringen in das Innere der arabischen Halbinsel, wie schon aus den geringen Kenntnissen hervorgeht, die wir über dieses Land in physischer Beziehung haben.

Das an und für sich schon schwer zugängliche Aden haben nun die Engländer noch sehr stark befestigt, so daß die Stadt durch die hoch angelegten Batterien von den Einfällen der Araber von der Landseite her geschützt ist; vorherrschend verwenden die Briten indische Truppen zum Schutze ihrer Kolonie, wenn auch immer nebst Kriegsschiffen, eine Anzahl europäischer Soldaten in diesem glühend heißen Orte stationiert sind.

Seit Eröffnung des Suezkanals hat sich Aden wieder beträchtlich gehoben. Es ist nicht nur eine der wichtigsten Kohlenstationen für alle nach Ostasien fahrenden Schiffe, sondern auch der einheimische Handel Südarabiens hat sich hier konzentriert. Es ist der Hauptausfuhrort von arabischem Kaffee und anderen Produkten des Landes und der Hauptimporthafen für europäische Industrieartikel nach Arabien.

Außerordentlich mannigfaltig ist das Völkergemisch, das sich hier in diesem wichtigen Handelsemporium Englands auf seinem Wege nach Indien zusammenfindet. Neben den Arabern fallen vor Allem die schlankgewachsenen und hübschen Somali-Neger auf, die in großer Zahl hier ansässig sind. Daneben findet man Abessinier und Sudanesen, Hindu, Malaien und die den Handel beherrschenden Banianen und Parsi aus Bombah. Neben sogenannten Levantiniern sind die hier lebenden

Juden bemerkenswert, die eine sehr alte Kolonie bilden und Handwerk und Kleinhandel betreiben. Englische Beamte, Offiziere und Soldaten sowie die Vertreter einiger Exporthäuser vervollständigen das bunte Bild der hiesigen Bevölkerung, die durch den überaus starken Dampferverkehr ein reichliches Auskommen erwirbt.

Strategisch wichtig für die Engländer ist nun allerdings Perim, womit die Einfahrt in das Rote Meer beherrscht wird; aber selbst in einem Kriege wird England wohl nie dazu kommen, von dieser Verteidigung der Straße von Bab el Mandeb Gebrauch zu machen; die kleine Insel hat effektiv heute auch nur Wert als Kohlendepot und als Platz zur Anlage von Leuchttürmen in den schwierig zu befahrenden Teilen im Süden des Roten Meeres. Die kostspieligen Befestigungen von Aden aber sind auch nur zum Schutze gegen die Araber von Bedeutung; zu einem dauernden Aufenthalt einer großen Flotte von Kriegsschiffen ist die offene Rhede von Steamer Point nicht geeignet.

So wichtig die drei besprochenen stark befestigten Plätze seinerzeit für England auch gewesen sein mögen — heutzutage haben sie nicht mehr die ihnen zugeschriebene Bedeutung. Seit der Okkupierung dieser Punkte durch Großbritannien haben sich die politischen, wirtschaftlichen und verkehrstechnischen Verhältnisse ganz wesentlich geändert, und die Voraussetzungen, unter denen man damals die riesigen Summen für die Befestigungen der an Meeresstraßen gelegenen herrschenden Punkte ausgegeben hat, treffen heutzutage nicht mehr zu. Wie in so manchem Anderen ist England mit seinen starren Vorurteilen auch in militärischer Beziehung hinter den anderen Staaten Europas zurückgeblieben; der ganze sportartige Charakter des englischen Militärwesens zeigt sich auch in dem Garnisonleben dieser drei Festungen, die dem Lande jährlich ganz beträchtliche Summen kosten.

So haben wir drei Punkte kennen gelernt, die durch ihre Lage an Meerengen oder wenigstens in deren Nähe von den Engländern seit längerer Zeit okkupiert, zu großartigen Festungswerken ausgestaltet und mit enormen Kosten als solche erhalten worden sind. So ähnlich diese Lokalitäten aber auch in Bezug auf ihre geographische Lage sind, so grundverschieden sind sie in Bezug auf die physisch-geographischen Verhältnisse. Es stellen diese drei Punkte drei verschiedene Beispiele dar, welche typisch und charakteristisch sind, sowohl für die Entwicklungsgeschichte der Lithosphäre unserer Erde, als auch für deren morphologische Beschaffenheit

im Besonderen. Im äußersten Westen des Mittelmeeres haben wir zwei isoliert aufragende Felsen als Reste der jurassischen Zone eines bogenförmig gestalteten Kettengebirges, dessen Zusammenhang durch tektonische Störungen unterbrochen worden ist, an einer Stelle, wo jetzt der atlantische Ozean mit dem iberischen See in Verbindung steht. In dem maltesischen Archipel sehen wir die Reste eines der Tertiärformation angehörigen Tafellandes, das sich einst von Südeuropa bis Nordafrika erstreckte. In Athen aber und seiner Umgebung haben wir ein Beispiel intensiver vulkanischer Thätigkeit, die wohl größtenteils in jener Periode der jüngeren Tertiärzeit begann, als die große afrikanisch-asiatische Wüstenplatte jene Grabenversenkung erlitt, die jetzt von den Gewässern des Roten Meeres angefüllt ist. Im Westen gefaltete Kettengebirge, in der Mitte jungtertiäres Tafelland, im Südosten altes geborstenes Schollenland mit vulkanischen Eruptionsherden — mit diesen wenigen Worten läßt sich kurz die geographische Situation von drei Punkten charakterisieren, die sowohl in der Erdgeschichte wie in der Geschichte der Menschheit nach jeder Richtung hin ein lebhaftes Interesse beanspruchen.



Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.

Von **Adolf Hauffen.**

3. Das Egerland und sein Umkreis.

Das Egerland bildet innerhalb der deutsch-böhmischen Gaue ein besonderes von der Nachbarschaft deutlich sich abhebendes Gebiet für sich. Die kaiserliche Reichsstadt Eger mit ihrem Umkreis, dem Egerlande, kam als ein kleiner Rest des ehemals viel größeren deutschen Reichsgebietes, des Egergaues, erst 1322 dauernd zu Böhmen und zwar unter ausgesprochener Wahrung seiner alten Vorrechte, die auch zum Teil bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts in Kraft blieben. Diese lange politische Sonderstellung des Ländchens als eines besonderen bevorzugten Gebietes verlieh auch seinem Volkstume eine deutlich ausgeprägte Eigenart, ein kräftiges Selbstbewußtsein. Noch heute sagen die Egerländer „drüben

in Böhmen“. Hier, wo ein tüchtiger wohlhabender Bauernstand seit vielen Jahrhunderten auf stattlichen Gehöften in den waldumwachsenen Dörfern und auf geeignetem Ackerboden sitzt, hier ist ein starkes Heimatgefühl rege, das sich auch in der Bewahrung alter Bräuche und der heimischen Volksdichtung äußert. Hier ist die heimatkundliche Forschung seit Jahrzehnten besonders eingehend und ergebnisreich betrieben worden, hier ist zuerst in Deutsch-Böhmen und verhältnismäßig am reichsten die mundartliche Dichtung erblüht.

Das Egerland bildet heute die nordwestlichste Ecke Böhmens. Im Norden, Westen und Süden wird es durch die Reichsgrenze umschlossen, im Osten bildet seine Grenze eine Linie, die genau von Norden nach Süden läuft, über den Reibitzschkamm, an Maria-Kulm und den Ausläufern des Kaiserwaldes vorbei bis zum Tillenberge. Die Egerländer Mundart aber bildet nicht in diesen engen Grenzen eine Insel für sich, sondern sie dringt über die alten politischen Grenzen des Ländchens weit hinaus und geht in allmählichen Abstufungen in die Sprechweisen der weiteren Nachbarschaft über. Alle die verschiedenartigen, aber untereinander doch eng verwandten Untermundarten, die auf dem großen und breiten deutschen Gebiet in Westböhmen von den nördlichen Gipfeln des Böhmerwaldes bis hinauf an den Fuß des Erzgebirges und im Osten bis über Karlsbad hinaus, sowie in dem angrenzenden Stück von Mittelbayern gesprochen werden, fassen wir in der deutschen Sprachwissenschaft zusammen unter dem Namen nordgauische oder oberpfälzische Mundart. Ihr heutiges Verbreitungsgebiet hat ungefähr dieselbe Ausdehnung, wie der alte Nordgau. Die deutsche Besiedlung Westböhmens, die schon Ende des 10. Jahrhunderts anhebt, im 12. und 13. Jahrhundert hauptsächlich durch die besitzreichen Klöster dieser Strecken gefördert, im 17. Jahrhundert nach den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges weit über die früheren Grenzen ausgedehnt wurde, ging hauptsächlich von der bayerischen Oberpfalz aus. Daher die gewählten Bezeichnungen dieser Mundart. Die früher und noch heute zuweilen gebrauchte Bezeichnung „fränkisch“ kann zu Mißverständnissen führen. Denn der am Main, am Mittel- und Niederrhein sesshafte Stamm der Franken spricht verschiedene, mittel- und niederdeutsche Mundarten. Die Sprechweise des nördlichen Fichtelgebirges bildet den Uebergang vom Ostfränkischen zum Oberpfälzischen. Dieses aber ist eine ausgesprochen oberdeutsche Mundart, mögen auch mitteldeutsche Elemente darin vorkommen, die durch die Geschichte der Besiedlung sich erklären lassen. Das Oberpfälzische ist keine ursprünglich reine

Stammesmundart, sondern allmählich verwachsen aus der Mischung von oberdeutschen und in geringem Grade von mitteldeutschen Elementen. Waren ja auch vom Mittelrhein fränkische Kolonisten in das Egerland und dessen Umkreis eingewandert.

Heute ist das Oberpfälzische nächstverwandt der im Süden angrenzenden bayerisch-österreichischen Mundart, von der sie sich durch die bezeichnenden Zwielaute *ei* und *ou* für altes *ie* und *uo* (also: *leiber Vou*) deutlich abhebt. Das Oberpfälzische ist eine schwerflüssige, verb und urwüchsig klingende, an Diphthongen überreiche Mundart, die alle betonten Stammsilben stark hervorhebt, die Nebensilben hingegen kürzt und vernachlässigt, die auslautenden *n* und *r* in dumpfe halbvokalische Laute übergehen läßt.

Dialektgedichte sind in verschiedenen Untermundarten des Oberpfälzischen versucht worden. An der Spitze stehen durch Alter und Bedeutung die Egerländer. Die ersten egerländischen Dialektgedichtungen stammen schon aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Ihr Verfasser ist J. J. Lorenz, der 1807 zu Eger als Sohn eines armen Vorbeters geboren wurde, in Wien die medizinischen Studien absolvierte, dann dauernd in der Heimatstadt als Arzt wirkte bis zu seinem 1860 erfolgten Tode. Seine literarischen Erzeugnisse sind erst nach seinem Tode veröffentlicht worden. Zunächst verstreut im Egerer Anzeiger, bei Firmenich, im Egerer Jahrbuch, dann erst 1882 in einem von Heinrich Gradl besorgten schmalen Hefte.* Ein paar Geschichten in Prosa und drei erzählende Gedichte, das ist alles, was uns Lorenz beiseit hat. Aber die handvoll Poesien gehört zu dem besten, das wir in der deutschen mundartlichen Dichtung überhaupt besitzen.

Bei Lorenz ist alles echt. Er ist ein wahrer Dichter in Stimmung und Auffassung, wie in der Kunst der Wiedergabe. Echt ist seine Mundart mit den ganz aus der Sprech- und Anschauungsweise der unteren Schichten entnommenen Ausdrücken und Wendungen, echt sind die Typen und die Individuen, die er heimatlichen Volksgestalten in getreuer Beobachtung nachgeschaffen hat.

* J. J. Lorenz, Erzählungen und Gedichte (in Egerländer Mundart). Hrg. von H. Gradl. Eger, Robrtsch & Gschihay. 1882. 2. Auflage 1888. 40 Seiten. — Von Lorenz und dem Grafen Clemens Zedtwitz-Ziebenstein hat Alois John in seinem Literarischen Jahrbuch 4, S. 12 ff. und 34 ff. ausgezeichnete Charakteristiken entworfen, die oben auch mit verwertet worden sind. John hat mir außerdem über Einzelheiten brieflich bereitwilligst Auskunft erteilt.

Eines seiner Gedichte gibt das Selbstgespräch eines Bettelmanns, der am Morgen eines grimmig-kalten Wintertages es vorzieht, daheim zu bleiben und der sich nun in tieffinnigen Betrachtungen über die Leiden und Freuden seines Standes, über seine Familie, seinen Lebenslauf und seinen bevorstehenden Tod ergeht, und nach jeder Strophe mit dem Rehrreim „Dau waa ma!“ d. h. da wäre mir, da liegt mir was daran, also mit einer wegwerfenden Redensart seinen philosophischen Standpunkt den Außenstehenden gegenüber betont. Mit Streichung der vierten und sechsten Strophe sei dieses Gedicht als Probe angeführt.*

Da Beedlmaa(n).

Husch, husch! owa r a Rölt hauts heint draß, dann d' Schindlniagl buschn,
An Schnäi waht 's hea, schoutöif, — selwa d' Gund luschn
Si in d' Püttu eini. — U(n) grod ih schöll af-stäi(n)
U(n) in ala Gottas-fröih furt in d' Arwat gäi(n)
Mi schindn u(n) plaugn bis eini in d' finlat Naaht,
U(n) döß als eppa r ümma r a Güldell Lau(n), das 's fracht?
Dau waa ma!

I blei steckn in 'n Niaht! Frali how i dahaim nefs j' leb'm,
Kain Pfening Göl'd u(n) laa(n) Bröckl Braut (—'s gebm
Ain d' Deut scho(n) nimma wül —), owa r in da Stob
Webl a ma Braut j'famm in ra paa Stundan gnough u(n) sob,
Aa r a weng Göl'd, u(n) gäih affa haim, wenn i wül,
U(n) i schöllt a Hadn nehma owa r an Drischl-stül?
Dau waa ma!

In Winta haut 's frali an Liz, wenn s' ain laa(n)g stäi(n) laua
In da Rölt, bin s' ain wos gebm, d' Deut, owa gaua
Nä(n) a sogn: „Helf Gott!“ — Dau steigt ma du d' Gal,
Sua r oft ma döß wau g'schiaht, scho(n) g'wis alamal;
Gaua, wemma r aina saggt: Pacts a n Arwat aa(n)!
Sua! iich? Jüa wos waa r i denn affa r a Beedl-maa(n)?
Dau waa ma!

I wünschat ma nefs, als: daß alamal Feiatogh waan!
Dau hobm mei(n) Sack alz'famm s' Toghs öfta r a Schwaa'n!
Kamm as-glaa't, fann f' wida g'stopft vuul Semml u(n) Braut
U(n) sua Zäugh. I kröigh aa(r) oft a G'räulats as 'n Schlaud.
Fisch trogh i j'famm mit Aniadl u(n) Bröih, g'suan u(n) bachn,
U(n) i schöllt ma r affa kain lustinga Feiatogh machn?
Dau waa ma!

Zur Worterklärung: 1,1 buschn: frachen; 1,6 Lau(n): Lohn; 2,2 Braut: Brot; 3,1 Liz: Lücke; 3,5 Gaua: gar; 4,2 Schwaa'n: Schwere; 4,4 G'räulats: Geräusch; 4,5 g'suan: gesotten.

* In allen folgenden Gedichten bedeutet a einen Zwischenlaut zwischen a und o; (n) halbvokalische nasalisierte Aussprache.

's Maist, main i scho(n), is dees, wos ma van Wolfartan kröign,
 I seß mi afm Wegh u(n) sang hellaf aa(n) z' bäign —
 Na(n) — jan beedn. — Dau schneits Kreuz a r eini in mein Hout,
 Waiß Gott! 's maist kröigt, waa reecht schreit u(n) olwa tout! —
 Sua gäits 's Tropp va Tropp; al wea'n si aa(n)=bäigt, dann 's hea=gebm,
 U(n) i schöllt affa nää(n) staad mein Kaufn=kraaz via=beedn?
 Dau waa ma!

I fogh, a Weedl=maa(n) haut af da Welt nu mit 's best Leben,
 Ea braucht kain Quaf, derf a kaa(n) Steua gebm;
 Ea gräamt si ümm neß u(n) haut a kaa(n) Sorrh,
 Das a r Emats wos schuldi waa, nimmt a neß af Borrh;
 Mit sein „gelts Gott“ zohlt a r als baua r aas; u(n) i schöllt
 Nu wos anas als a Weedl=maa(n) wean af da Welt?
 Dau waa ma!

Kümt affa da bitta Taud amal mid seina Seinh —
 Ümm manch's Lebm is frali schod, nää(n) r ümm meins
 Riad! — D' Leut hobm a Plaugh wenga, wen i gäih.
 I legk mein Weedl=fool hi(n) u(n) brauch niad vanäih
 An Adfaka'n ja mein legtn Stückl Weedl=braut —
 D'rümm how i a kaa(n) Ängst van Sterbm, wöi 's Mancha haud.
 Dau waa ma!

Ebenso lebensfrijch ist das Selbstgespräch des beherzten Bauern-
 weibes in dem Gedichte „s' Bauanwei a'm Mark“. Auf dem langen
 Heimwege beklagt sie sich in strömender Verebnsamkeit über die rücksichts-
 losen Stadtfrauen, die mit unsaubern Händen in die Butter greifen, von
 Allem kosten, um Alles feilschen, Milch und Eier umsonst haben möchten.
 Daran schließen sich gepfeifferte Beschwerden über das Wirtshausleben
 ihres Mannes und über die allgemeine Teuerung. Noch drastischer sind
 die geringschätzigen Beurteilungen des ärztlichen Standes durch den
 „Fläich=baua“, den Flohbauer, der gegen sein falsch gedeutetes, krank-
 haftes Jucken der Haut vergeblich Heilmittel sucht. Als ihm einer der
 befragten Nerzte fleißiges Baden empfiehlt, ruft der Bauer entrüstet:

„Gaua boo'n schöllt a mi*, boo'n in aran Truag,
 wau ma sünst d' Säu drinna obröiha**?
 Boo'n thou a mi scho(n) niad, wöi's Stückl Böich; dau
 via r a mi owa höi'n***!
 Ea denkt's enn affa grod, igh bin a Sau?“

Er hält nur außs „Böißen“, d. h. auf abergläubische Weisprechungen
 der Krankheiten.

Zur Worterklärung: 5,2 bäign: schreien; 5,6 via=beedn: herunter-
 beten; 7,1 Sein h: Senfe; 7,5 Adfaka'n: Advokaten.

* Gar baden sollst ich mich. ** abbrühen. *** hüten.

Durch die ganze Situation bedingte Derbheiten waren hier ebenso wenig zu vermeiden, wie in der höchst naturalistischen Prosa-Skizze „D' Gaaß u da Riadn-hund“. An einem heißen Sommertage sind auf dem Bauernhofe nur der Kettenhund und eine Gans zurückgeblieben, die nun in ihren Gesprächen das innerste Wesen ihrer Tierseelen kundthun. Der Kettenhund beklagt sich über das Hundeleben, das er führen muß, über die Hitze, die Fliegen, über Durst und Hunger. Ingrimig und mit den ärgsten Beschimpfungen erwidert ihm die Gans: „Du bist owa a schlechta Hundsknochn a nefsnußigha! Wenn igh da Baua waa, igh prüglat die woi an Hund u gachat die affa äiaraacht nu furt!* — Hand dös Schind-aust a lausa Goschen!“ (Wenn du des Abends frei gelassen wirst, denkst du an allerlei Unfug, nur nicht ans Wasserlaufen. Es wäre sehr gut, wenn du täglich in den Teich gingst, denn du starrst ja vor Schmutz und Ungeziefer). „Nefs tau(n), owa gout freß'n u iassen! Zwa vadingst di denn niat als a Schoußhundt b'ara altn Stodtfrau? Promia's du Jaislsackl, du vöiaschträidigha ha, ha, ha! D' Bäuari schöllt dia r eppa d' Mülch aa nu geben, statt daß ji's am Mark einitreggt? Da Baua scholl der Extra-wuascht mitbringa as da Stod du grindis Hundsvöich, du zuadats? — Sag ma mia amol va wos denn affa? Wos kaa(n)st denn? Ja wos tügst denn eppa nu? — Du tügst jünst ja gawa nefs, als zan Bedlleut anbaalen u olwa thau(n), zan Bā(n)blöckn, zan Leut a Vöich beiß'n!“ Und so geht es fort.

In einem größern, sehr stimmungsvollen Prosastück läßt Lorenz einen alten Schafhirten Egerländer Sagen in der Mundart erzählen, vom mythischen Haimann, von Zwergen, vom wilden Förster und Anderes. Aufrichtig muß man bedauern, daß Lorenz nicht mehr auf diesen ihm so vertrauten Gebiete geschaffen hat.

Viel fruchtbarer an mundartlichen Gedichten war Graf Clemens von Zedtwitz-Liebenstein, dessen Schöpfungen neben dem poetischen, auch einen bedeutenden kulturgeschichtlichen Wert beanspruchen. Graf Zedtwitz ist am 18. September 1814 in Schloß Liebenstein im Egerlande hart an der bayerischen Grenze geboren, als Sprößling des in mehreren Zweigen blühenden uralten Egerländer Geschlechtes der Zedtwitze, das mit der Geschichte und Sage dieses Landes eng verwachsen ist. Graf Clemens studierte in Wien (Theresianum), in Eger und Prag, widmete sich eine Zeit lang dem Militärberufe, da ihm aber dieser „nicht zusagte“,

* Und jagte dich dann erst fort.

zog er sich 1836 nach Liebenstein zurück, wo er nun (mit Ausnahme vieler wegen der Erziehung seiner Kinder und wegen seines Landtagsmandates in Prag verbrachter Winter) dauernd bis zu seinem am 17. November 1896 erfolgten Tode verblieb.* Früh schon versuchte sich Graf Zedtwitz im Dichten, aber erst im 63. Lebensjahr trat er damit in die Öffentlichkeit, ließ nun rasch hintereinander bis zum 80. Jahre eine Reihe von Gedichtbänden erscheinen. Seine schriftdeutschen Gedichte** bezeugen eine scharfe Beobachtungsgabe namentlich für die lächerlichen Seiten der Welt, eine gesunde, nüchterne Lebensweisheit, neben boshaftem Spott auch gemütvollen Humor. Man liest sie mit Behagen, aber allein hätten sie den Ruf des Verfassers kaum über den nächsten Kreis hinausgetragen. Die realistische Darstellung des Volkstums, die warme Heimatsliebe, die Zedtwitz auch hier kundthut, haben den Dichter naturgemäß auf das Gebiet der Mundart geführt, wo er sich als selbständiger Meister bewähren und sein Eigenstes geben konnte. In seiner kurzen Selbstbiographie sagt Zedtwitz selbst darüber: „daß ich in dieser langen Zeit“ — Zedtwitz brachte über 60 Jahre in Liebenstein zu — „Gelegenheit hatte, Land und Volk unseres Egerlandes genau kennen zu lernen und mich mit seiner Sprache vertraut zu machen, ist wohl nicht zu verwundern, um so weniger, als ich es nie verschmähte, mit dem Volke in Berührung zu kommen, im Gegenteile stets gern mit ihm verkehrte. Dies brachte mich also auf ganz natürlichem Wege auf den Gedanken, die Sitten, Lebensweise und Denkungsart der Egerländer zu schildern, wozu ich begreiflicherweise als passendes Ausdrucksmittel auch den Egerländer Dialekt, der mich stets anheimelte, gebrauchte.“

So entstanden seine vier Sammlungen „Als da Haimat“ 1877, „Was Funknoglnais“ 1880, „Aladahand“ 1882 und „Dou bring i nou was“ 1893,*** die uns ein Sittenbild der Egerländer Volksart namentlich für die Uebergangszeit der fünfziger und sechsziger Jahre darbieten, wo

* Ueber Zedtwitz vgl. L. Fränkel in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ 44 S. 756/9. Selbstbiographie im Literarischen Jahrbuch 4 S. 38 f.

** Vermischte Gedichte. Tachau 1893. Zweite Folge. Eger 1894. Dritte Folge. Tachau 1895.

*** Graf E. Zedtwitz, Als da Haimat. Humoristische Gedichte in Egerländer Mundart. Falkenau, Doranth 1877, 100 S. — Graf Clemens Zedtwitz-Liebenstein, Was Funknoglnais. Gedichte in Egerländer Mundart. Prag, Dominicus. 1880. 144 S. — Derselbe, Aladahand. Gedichte in Egerländer Mundart. Eger, Scheithauer 1882. 128 S. — Derselbe, Dou bring ih nou was. Gedichte in Egerländer Mundart. Tachau, Polub 1893, 75 S.

der moderne Staat mit seinen neuen Forderungen und Einrichtungen in die bodenständige und abgeschlossene Kulturwelt des Egerlandes einzugreifen begann. John hat den besonderen kulturgeschichtlichen Wert dieser Dichtungen von Zedtwitz fein herausgehoben und gezeigt, wie dieser seinen Egerländer auf den sozialen Umwälzungen der letzten Jahrzehnte aufbaut und aus dieser veränderten Lage heraus sprechen läßt. „Zedtwitz schildert in seinen Gedichten die Ubergangsepöche im alten Egerländer Dorf, wo das liberale Regime, die Neuschule, die allgemeine Wehrpflicht, das neue Verhältnis zum Pfarrer und zur Kirche, zum Staate in die alten bisher unangetasteten Gebräuche und Lebensanschauungen des alten Egerländers eingebracht ist.“ Die Konflikte zwischen dem konservativen Sinn des Bauers und den Anschauungen der neuen Zeit, das neue Schulwissen, die Rechtsauffassung der neuen Gerichtshöfe, die Ärzte, die Steuern, die Militärpflicht, das Eindringen der tschechischen Sprache bieten ihm unerschöpflichen Stoff zu satirischer Behandlung. Sehr oft gibt Zedtwitz Selbstgespräche von Bauern, die sich in scheinbar harmlosen oder beschränkten Betrachtungen ergeben über die Eisenbahn, über das Theater, über das Treiben der Franzensbader Kurgäste u. s. w. und hiebei mit angeborenem praktischen Sinn die Auswüchse der neuen städtischen Moden verspotten. „Denn innerlich steht Zedtwitz ganz auf der Seite des biedern Landmannes, er denkt und fühlt mit ihm, beherrscht seine ganze Gemütsfala in souveräner Weise, er kennt den nüchternen, den phlegmatischen, den philosophirenden, den schimpfenden, den verliebten Egerländer in allen seinen Spielarten, er stellt ihn dar mit seinem gesunden Schlagfertigen Mutterwitz, mit seiner praktischen Nüchternheit“ und seinem klassischen Phlegma. Aus seinen mit großer Treue gezeichneten Idyllen wird das alte Egerländer Dorf wieder lebendig, wie es noch weltverloren, „abseits von der Kultur in seinem traulichen Eichen- oder Erlenhain versteckt lag“ und all die Leute darin stehen lebhaft vor uns. Die Burischen, wie sie singen, trinken und raufen, „am frei gehn“ (gleich dem „Fensterl'n“ der Aeppler) und sich ihres Schazes freuen, die Dorfschönen auf der Kirchweih und am Tanzboden, auch die Verschmähten und die gefallenen Mädchen. Zänische Ehefrauen, fluchende Familienväter, lieberliche Thunichtgute, die Haus und Hof verspielen, Wallfahrer und Bettelleute, Dorfhandwerker, Vader und Pfarrherren. Alles zwanglos und freimütig, lustig und zuweilen auch derb behandelt. Die Liebes- und Werbelieder, die gewagte Situationen nicht scheuen, sind durchaus nicht sentimental.

Auch in den ernst gestimmten Gedichten, die allerdings nur in kleiner Zahl erschienen, singt Zedtwitz aus der Seele des Volkes heraus mit einem in der Natur des Egerländers begründeten „Zug zu resignierender Philosophie, einem Hinneigen zur Betrachtung, zu einem gewissen stoischen Pessimismus“. Einfach und herzlich ist seine wiederholt laut werdende Klage über das Schwinden der Bauerntracht und anderer altbewährter Einrichtungen, sein Lob des Bauernstandes, der Heimat und des Volkstums. Auf Egerländer Sagen und Mythen wird wiederholt angespielt. Das unten abgedruckte Preislied auf das Egerland ist zu einer landschaftlichen Hymne geworden.

Neben diesen wurzelecht egerländischen Liedern finden wir auch einzelne Schwänke, Anekdoten, Couplets mit lustigem Reim, Legenden, die nur äußerlich mit heimatlichem Kostüm versehen sind. Hat doch Zedtwitz Einzelnes frei nach Castelli, Stieler und Rosegger umgedichtet. Alle seine Sachen aber sind „unverfälscht in der Sprache“ nach Brenners sachmännischem Urteil. Zedtwitz hat die Mundart sorgfältig behandelt, sich bemüht möglichst vielerlei alte „Kernaussprüche“ einzuflechten, er hat seinen älteren Sammlungen sprachliche Erläuterungen und Wörterverzeichnisse beigegeben. Einige Proben verschiedenartigen Charakters mögen nun folgen.

Die Busse.

Am Gauchzatskog da Hansl rennt
Jan Pfarra hin zan Baichtn,
U saina Sündn ea(r) bakennt,
Die schwa(r)n u die laichtn.

Da Pfarra absolvi(r)t 'n glai
U git'n draf sain Segn,
Du haut vageßn ea(r) dabei
Jhn nu a Bouß afzlegn.

U woi da Hansl furtgäih(n) wüll,
Wsinnt ea(r) si untadessn,
U sagt zan Pfarra in da Stüll,
Sie hom af d' Bouß vageßn.

Dau sagt da Pfarra: i du Noa(r),
Gaußt denn foa(n) Bai(b) niat gnumma?
No waist du Mannl, gäih near doo(r),
D' Bouß wia(r) schon selwa kumma.

's Flouchn.

Dös G'flouch ho ih nöi laidn künna,
Jamal va maina aigna Kinna,
Dau sog ih glai, wenn's äimal gschiaht:
Kraiz Dunneweda, flouch du niat;
Du woist, da(r) ih 's niat laid kaa(n),
U du fangst wieda z'flouchn aa(n).

U du ma Bou, ih mouß's baklogn,
Wos dea(r) zammfloucht, is niat zan sogn,
Jh flouch du nöi, ma Bai(b) a niat,
Da Bou floucht awa, wau ma n fiaht;
Kraiz Dinynel Herrgott Sakrament,
Wauhea(r) a nea(r) dös Flouchn kennt.

Da Bauanstand.

Baacht's ja niat n Bauanstand,	Wöi oft fäahrt Aina stolz vaba,
U thouts niat draf vageff'n,	Mit sain schäin Rutsch'nfaa(r)n;
Da, wenn a baut niat flaißi 's Land,	Bau fröigat ea(r)n Doman, 's Da,
Mia(r) häit'n neg jan eff'n.	Wenn laina Bauan wa(r)n.
Ba(r) uns a Daff'n Gold bascheert,	Wöiht affa z' Fouß dachea(r)stolzian,
's Aijn aan Pflouch is mäira wert.	Dös mürat a in Bainen gspian.

U haut da Stodra Göld a fod,	U mos n Bauan lint nu z'gout,
Bahungan möigt a schöia,	's is in da Stod niat z'finna,
Wenn mal da Baua nau da Stod	Dös is a gunds u fräftigs Blout,
kaan) Trai niat bringat mäia.	's steet nu in Bauan drinna.
Ja, gab 's lai(n) Bauan, wa ma lai,	Nu tüchti Mannia gits am Land,
Da Baua nea(r) schafft uns a Träi.	Jamal ba(r) uns im Egaland.

Drüm achts nea(r) hauch n Bauanstand,
 Auß(n) ihn is niat jan leb'n,
 U mau ma findt a gsegnts Land,
 Mou 's flaißi Bauan geb'n.
 Ma hobn an felt'n Bauanstand
 'Tschaimstümme dau im Egaland.

Jur Worterklärung. 2,5 lai: schlecht dran; 3,3 Doman, Da: Daser, Deu; 3,6 gspian: spüren; 5,6 Tschaimstümme: ringsum.

Kennst du dös Land?

Den Egerländer Landtagen in Wien und Prag gewidmet.

Kennst du a Landl, 's is niat grauß,	U lint a Aina furt van Haus,
U is 's a nea a flains,	Wos denna häüßi gschiaht,
A Land is 's, woumma gean hom mouß,	Sa Daimatsprach nimmt ea mit naus
U löiwa is ma fains,	U döi vagiht a niat,
Thout 's haig'n a wöi 's haig'n mogh,	U wenn a a an anra kaa,
's is lains, wöi dös sua nau main	Ma faina Sprach hangt 's Heaz nu
Gschmoch.	draan.

A Land'l is dös wunna schäi	Wea f' niat vastäiht, sagt f' is niat schäi
U fruchtbaa a dazou	U lacht vüllaiht dazou,
U nöirings wul sua prächti gröi,	U mia möcht denna 's Heaz asgäih,
Han d' Wies'n sua wöi dau,	Wenn ih sie hōian thou,
Hauth Och'n gros'n draf u Stöüh,	U wenn sie a niat böimisch is,
Mia gfaall halt beffa lai, wöi döi.	Ih moinat schänna is sie gwiew.

Du wenn ma sua dös Land batrachht,	U schöllt ih eppa numal fräign,
Wöi 's is u wöi fūnst waa(r),	Wos 's flia a Landl is,
So siaht ma laida mit da Tracht	Wia schöia d' Antwoat ih draf fröign,
Is 's öiga schöia gaa(r),	Dös wiß ma gnau u gwiew:
Nea ihra Sprach u daitsha Sinn	Dös Landl is uns gout bakannt,
Döi han nu in dean Landla drin.	Dös is ja unna Eghaland.

1,6 Gschmoch, Geschmach. •2,3 nöirings, nirgends.

Einen Gegensatz zu Lorenz und Zedtwitz mit ihrer derben Lebenswahrheit und ihren drastischen Späßen bildet G. N. Dümml (geboren 5. Dezember 1855 in Eger, derzeit städtischer Amtsdienier und Museumsführer) mit der mehr sentimentalen Art seiner Egerländer Dialektgedichte.* Nicht urwüchsig egerländisch sind diese sangbaren Lieder, sondern zweifellos nachgeahmt den bekannten gemütvollen schwärmerischen Kärntner und Steirer Liedern, die anschauliche Naturbilder in innige Beziehung bringen zu dem heißen Liebesfühlen der Dorfjugend. Daß aber Dümml damit den Geschmack weitester Kreise der Heimat getroffen hat, beweist das Ergebnis. Mehrere seiner Lieder werden mit volkstümlichen Weisen versehen allgemein im Volk gesungen und wie Volkslieder aufgefaßt.** So z. B. das Lied vom Tannenwald.

Tanawold, du bist sua schäi(n).

Tanawold, du bist sua schäi(n)!	Bachell, di(h) siah(r) oft aa(n);
Tanawold, du bist sua gräi(n)!	Gäiht's üwa Staud'n, üwa Staa(n)?
Pfeist a kaa(n) zint am Baam,	Gäiht's üwa Brud u Stegh,
Blöht a kaa(n) Wiesnsam,	Gäiht's nea(r) an g'näichstn Wegh —
Tanawold, ei du bist sua schäi(n),	Bachell, di siah(r) i oft aa(n);
Summa u Winta sua gräi(n)!	Gäiht's üwa Staud'n, üwa Staa(n)?

Schagell, du herzat's, du klains,
 Mia zwaa bleibm allawal ains!
 Machn a d' Leut a G'shraa,
 Dös kaa(n) dös uns vaschlaa,
 Schagell, du herzat's, du klains,
 Mia zwaa bleibm allawal ains!

Dümml hat aber auch Volksgestalten in seinen Gedichten dargestellt, wie: das alte Kirchenweib, die lustige Magd, die Liederlichen, ferner Gestalten der altheimischen Mythe und Sage, wie den Haimann oder wie im folgenden Lied, den Kornmann.

's Koanmannl.

's gitt a alts klains Mannl,
 Dös wiad nea feltu g'seah;
 Dös söll in Koan sa(n) Haimat hobm
 ll lassn hi(n) u hea.
 Seina Neugla sölln gräi(n) funktnd sa(n),
 Als wöi a noffa Kläi,
 Wöi Perchament sa(n) Haut, sa(n) Ba(r)t,
 Sua weiß als wöi da Schnäi.

* G. N. Dümml, Egerländer Dialektgedichte. Eger, Wig. 1888. 53 S.
 — ** Egerländer Volkslieder. Herausgegeben vom Verein für Egerländer Volkskunde. Heft 1. Eger 1898. Hier sind die Nr. 16, 21, 22, 23 von Dümml.

An Summa siacht ma 's woi 's da Wind
Treibt furt va Roan za Roan,
U wemma denkt, da 's hintn is,
So lafft's scho(n) wieda voan.

Basst sie amal dös Mannl seah(n),
Dau waisst ma: nex Gouts g'schiat;
's soll Jedan unna Herrgott b'höi'n,*
Dea wos dös Mannl siacht.

Für die mit Krauß zusammen herausgegebene Sammlung von Prosageichten** hat Dümml die ernsteren Stücke geliefert, darunter „A kloins G'schichtl“ mit tragischem Ausgang. Auch seine heiteren Erzählungen haben einen ernsten Hintergrund und tiefen Sinn, wie „Da Tholabaua“ oder „Die lustingha Eghalanda“.

Der Mitherausgeber dieser Sammlung hat sich seitdem durch größere Werke einen bekannten literarischen Namen erworben. Hans R. oder wie er sich jetzt nennt, Nikolaus Krauß, ist am 26. Dezember 1861 in Neuhaus im Egerlande geboren und lebt seit 1891 als fruchtbarer Schriftsteller in Berlin. Für die oben erwähnte mundartliche Sammlung hat er einige kurze kräftige Schwänke aus dem heimischen Volksleben mitgeteilt, ferner von größerem Umfange die tragikomischen Schicksale des „Hiat-Hanrich“ (Hirten-Heinrich) und die prächtige Lebensgeschichte, die der „Quasnoanthuadara“ von sich selbst zum Besten gibt; das ist der Hosenanthuer, der übergroße mit Bieraten versehene Knopf, der bei der Egerländer Mannestracht die Beinkleider mit dem Gurt oder dem Leibl verbindet. Krauß hat auch verstreut einige Dialektgedichte veröffentlicht (z. B. „s' eghalanda Bauangwond“, Egerer Zeitung 1888 Nr. 58) und eine Reihe von Erzählungen und Skizzen, die in seiner Heimat spielen, schriftdeutsch geschrieben sind, aber in den Gesprächen die Mundart verwenden. Wegen dieser durchaus bodenständigen und wirkungsvollen Geschichten hat Bartels in seinem Buche „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ (3. Auflage, Seite 272) Krauß unter die Vertreter der modernen Heimatkunst eingereiht.

Das jüngst abgeschlossene Werk von Krauß ist der dreiteilige Roman „Heimat“, der auf volkstümlicher Grundlage, auf dem Hintergrunde der Egerländer Natur mit Charakteren und Gestalten, die dieser Landschaft angemessen sind, ein Menschengeschehnis der Gegenwart zeichnet. „Vene“ spielt

* behüten.

** Krauß H. R. und Dümml G. R., „Eghalandrisch's“. Eger 1887. H. G. Wig. 54 S.

in verschiedenen Dörfern des Egerlandes, „Der Förster von Konradsreuth,“ im Kaiserwalde, „Die Stadt“ in Eger selbst.

Es ist hier nicht der Platz, auf den Inhalt dieser schriftdeutsch abgefaßten Romane einzugehen. Ich möchte nur hervorheben, wie hier Krauß durch die charakteristische Abstufung der Mundart bei den verschiedenen Sprechern des Romans den in Wirklichkeit üblichen Brauch sehr gut wiedergibt. Die Städter und die gebildeten mittleren Schichten sprechen nicht unmittelbar die Mundart, sondern nur ein mundartlich gefärbtes Deutsch, wie es ganz ähnlich auch von den bürgerlichen Schichten in den österreichischen Alpenländern und in Südbayern gesprochen wird und das also allgemein „bayrisch“ klingt. Die Lehrersfrau z. B. spricht folgendermaßen:

„Weißt d', ich hab's gleich g'merkt, daß ihm auch die Vene gut ist. Na, na, ein schöner Kerl war er, da hat's nichts geben. Den ganzen Kopf voll gelber Locken hat er g'habt und so treuherzige Augen, man hat ihm müssen gut sein, ob man g'wollt hat oder net. Und vertragen hat er sich auch mit allen. Das ganze Dorf hat vor jedem Tanz schon g'ipikt, ob er wieder da sein wird. Und richtig, es hat gar net lang dauert, hat er seinen Hochzeitsbitter g'schickt und um die Vene ang'halten . . . Weißt d' jetzt, von wem ich red'? . . . Na, was soll ich sagen, in der Erst ist's ja gangen. Es sind damals die besten Getreidejahr' eing'fallen, die 's nur je geben hat“ u. s. w.

Die Bauersleute hingegen sprechen unverkennbar die Egerländer Mundart, z. B.: „Siehst, Moidl, vor zwanzig Gawan is aß dem Stück Hofan gstandn. Koan Mensch haut in dean Gawa oin baut, woi da Baua am Bühl. Drei Stöß habm ma aufrichten müssen. Dös war a Numro! U je! Woi d' Zeit vageiht! Eika na möcht nimma wirtschaftn. Ich will nex gegn Rüstler sogn, aber umgstürzt hat er all's. Na, er versteht sei Sach' und haut meihara glernt, woi wir Altn, aber mitthun möcht i nimma . . . Wennst amal zu ihm kinst, thu ihn ja schön grüßn von mir.“ Oder: „Habt's g'jeht, Moidla? Da waren d' größtn Höf' vom ganzen Egerlande basomm. Na ja. Gestern war Traidmarkt und da habn f' halt wieder g'pielt bis in d' Früh . . . I'thun habn's ja nix und Geld habn's a, mehr wie gnuach . . . U ihre alten Brummeisen dahoam.“

Dem Kundigen wird es nicht entgehen, daß die Schreibung weder phonetisch genau, noch konsequent ist. Es bleiben ganz hochdeutsche Formen zurück. Ueber solche Einzelheiten hat der Romandichter verzeihlicherweiße

hinweggehen. Im großen und ganzen aber hat er mit seinen Spielarten der Redeweise zweifellos das Richtige getroffen.

Nicht nur für lyrische und epische Dichtungen, sondern auch für dramatische Dichtungen hat man die egerländer Mundart verwendet. Andreas Schubert hat in den sechziger und siebziger Jahren in Eger zur Weihnachtszeit volkstümliche Krippenspiele aufgeführt und in diese Stücke derblustige Zwischenjzenen eingeführt: „D' eghalanda Bauan-Gauchzat“, die in der Mundart altheimische Hochzeitsbräuche, so die Fahrt des Plunderwagens, das Auftreten falscher Bräute u. s. w. behandeln.¹⁾

Außerdem hat ein pseudonymer Dichter, „Der Sirmaz-Nickl“, kurze mundartliche Volksstücke aus dem egerländer Bauernleben versucht: „Hansl u Marghat“, ein Singspiel, in das auch Volkslieder und heimische Bräuche verwoben sind, und „Da Bauan-Wouchara“.²⁾ Eine lustige Egerländer Dorffomödie „Af da Brautichau“ veröffentlichte Ferdinand Schleicher im letzten Egerer Jahrbuch.³⁾

Auch außerhalb der engen Grenzen des eigentlichen Egerlandes finden wir Dichter, die sich des Egerländischen oder anderer Spielarten der oberpfälzischen Mundart bedienen. Durch Fruchtbarkeit ragt unter ihnen hervor Dr. Michael Urban, der, geboren 30. April 1847 in Sandau, als Arzt in Plan in Westböhmen lebt. Urban hat in zahllosen Schriften und Aufsätzen über Geschichte, Literatur und Sitte seiner Heimat gehandelt und sich auch durch sein rühriges Eintreten für das deutsche Volkstum an der bedrohten Sprachgrenze in Westböhmen unleugbar Verdienste erworben. Als Dialektdichter — und nur diese Seite seines schriftstellerischen Wirkens kommt hier in Betracht — hat er in mehreren Sammlungen Gedichte, Bierzeiler, sowie Schwänke und Erzählungen in Prosa veröffentlicht.⁴⁾

Am fruchtbarsten ist er in Bierzeilern, aus denen auch zumeist die Gedichte zusammengesetzt sind. Im ganzen hat Urban an 5000 mundartliche Bierzeiler verfaßt. Daß bei dieser außergewöhnlichen Raschheit

¹⁾ Mitgeteilt durch H. Gradi im Egerer Jahrbuch für 1880, S. 162—170.

²⁾ Abgedruckt im Egerer Jahrbuch 1883, S. 91—114 u. 1884, S. 118—130.

³⁾ 1902, S. 177—194.

⁴⁾ Urban M., „Große Klänge aus der Kottenstube“ und „A Sträußl Dannabun=Kaisla“. Tachau, Polub. 1890, 190 S. — „Aladahan G'schichtla as'n Eghaland u tschaimst-ümm-and-ümm“. Plan, Dabold. 1898, 424 S. — „Eppas Blüemla as'n Lüllnwald“. Plan, Dabold. 1900, 79 S. — Dorffschwalben aus dem Egerlande. Gedichte und Sprüchln. Mies, Dabold. 1901, 192 S. — Außerdem vieles verstreut in Zeitschriften.

und Leichtigkeit der Produktion nicht alles von echtem und tiefem poetischen Gehalt, die Erfindung und Darstellung nicht immer neu und eigenartig sein kann, ist begreiflich. Zu oft wiederholen sich auch die gleichen Gedanken, Worte und Reime. Vielfach werden ganz prosaische Gegenstände in Vierzeiler eingezwängt. Ein Beispiel unter Hunderten:

„Jan Nationalverein in Eggha
Mou Allas fest stäihn,
Da Nationalverein in Eggha
Thout rechta Wegh gäihn!“

Urban schreibt richtige Egerländer Mundart, er schildert das Leben, Treiben und Sinnen der Dorfbewohner, er flücht viel von altheimischen Bräuchen und Sitten, Sagen, Mythen und Volksliedern in seine Gedichte und „G'schichtln“ ein. Sie machen also äußerlich einen gut bodenständigen Eindruck. Vielfach aber werden persönliche Anschauungen, Meinungen und Gefühle des Verfassers oder fremde literarische Stoffe auf den Egerländer übertragen, Gemachtes und Erfundenes, das manchmal zur Volksart nicht zu passen scheint. Vor allem trägt Urban gern stark auf. Das Trinken, Raufen, Lieben wird in den derb-kraftigsten Ausdrücken auf die Spitze getrieben. Auch die nationale Gesinnung, die sich beim Volke mehr in Beharrlichkeit und Thatkraft, als in Worten äußert, läßt Urban gern in „Schlagern“, Kraftwörtern und Heilrufen laut werden.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß hie und da wahre Poesie und urwüchsiges Volksempfinden zum Worte kommt. Statt Proben aus den vielen Sammlungen Urbans zu geben, was den zur Verfügung stehenden Raum weit überschreiten würde, veröffentlichen wir hier einige bisher noch ungedruckte mundartliche Gedichte von ihm.

Da Mau(n).

A silwrighas Klaidl	Dea(r) puscht mit sein Finga
Daut all's tschaimst-ümm oa(n),	Da(n) d' Fenzala oa(n);
Dös Klaidl haut g'schenkt —	Dös loa(n) no da Mau(n) thau(n),
A silwrigha Moa(n).	Dea(r) silwrigha Moa(n).

Ca(r) schmagt alla Maidla,
Dös loa(n) aa no thau(n) —
Mit sein silwring Maalal,
Da silwrighe Mau(n).

Mau(n): Mond; 1,1 silwrig: silbern; 1,4 Moa(n): Mann;
3,3 Maalal: Mund.

Ma(n) Maidl.

Ma(n) Kettal is a Maidl,	Ma(n) Kettal foa(n) spinna,
Haut a Gröwal in Käi(n),	Singa foa(n) 's aa;
Haut Neugala wöi d' Schläia,	Bin i oa(n) irn Fenza,
Ma(n) Kettal is schäi(n).	Züht's mäi(n)ras als dra.

Ma(n) Kettal foa(n) schmagh,
 Thou(n) thout fi 's gea(r)n;
 Drüm mou ja ma(n) Kettal --
 's Wei ja mia wea(r)n.*

Haifza Blout.

Glöiht 's Eifn am Umbas,	Glöiht 's Maidlas ir Heaz'l,
Da Hamma schliat draß,	Schliat hell in da Brust;
Dann flöign va dean Eifn —	's gitt Funfn u Fünfla,
Hell Funfn houch af.	's gitt Hamma u Luft.

Glöiht 's Maalal nau'n Schmaglan,
 Is 's Bürschl niat weit;
 Glöiht 's Heazl, glöiht 's Maalal,
 Is d' Fraid oft niat g'scheidt.

A Wiatshausg'sangl.

Kumm, raff ma(n) ra mal,	Kumm, fing ma(n) ra mal,
Kumm, raff ma(n) ra mal,	Kumm, fing ma(n) ra mal,
Schmeiß weel dein alten Hout;	A Lied as Heaznsgrund;
's Raffm — dös is deutsche Art,	's Raffm, 's Saffm, 's Singa aa --
Dös gitt a frisches Blout.	Dös hält an Deutschn g'fund.

Kumm, trinf ma(n) ra mal,	Drüm raffm, saffm
Kumm, trinf ma(n) ra mal,	U fing ma(n) ra mal,
Kumm, saff ma(n) as'm Krough;	U fan ma(n) wida gout;
's Saffm — dös ligt uns in Sinn,	Dös Zaigh — dös is uns allan Iöib,
Mia fröign a näi(n)mals gnough.	Dös ligt in unnan Blout.

In der Karlsbader Mundart dichtete der Landtagsabgeordnete Josef Hofmann (geboren in Karlsbad am 19. März 1858, ebendasselbst als Bürgerschullehrer und Leiter der gewerblichen Fortbildungsschule thätig) seine beiden Sammlungen „Egerländer Hiftörchen“ und „Laufa Dinga“.** Sie bringen lose Scherze, Schildbürgerstreiche, Ortsneckereien, gereimte

* 1,1 Kettal: Margarethe; 3,1 Schläia, Schlehén; 2,4 Züht sie mehr als drei d. h. sie ist gesprächiger, aufgeräumter als sonst.

** Hofmann J. (in der 1. Auflage 1889 Pseudonym H. Wulshart), Egerländer Hiftörchen. Scherzreime in der Mundart der Karlsbader Umgebung. 3. Aufl. Karlsbad, Selbstverlag, 1901. 69 S. — Hofmann J., Laufa Dinga. Neue Folge der Egerländer Hiftörchen. 3. Auflage. Karlsbad. 1901. 81 S.

Anekdoten, wie sie sich in aller Welt und auch in der Heimat zugetragen haben. Solche Schwänke werden augenscheinlich sehr gern gelesen, was die rasch einander folgenden neuen Auflagen erweisen. Zwei Proben seien mitgeteilt.

D' häägloffana Kaarl.

A Fremma, dä sich in Egerland
Als Bürger anstellt,
Dä wird — und wenn's da Kaifa waar,
Von nöimats honnoriert,
Denn will er wos, so is's niat recht
Und gäiht er nobel hää(r),
Sa hääht's: dä Kropfel blaht sich af
Häägloffana Kaarl dää(r)!"

's Barometa.

In Königs wart hängt ma	Und wenn er recht naß is
(r)an Hoder wau af,	Und wachelt in Wind,
Der 's Weda g'nau vazeigt;	Thout 's stürma und göißen,
Ma schwürt schöia d'raf.	Dös wäuß jedes Kind.
Wenn 's Paderl salztruken	Und zünd'n da Bliß oa,
Und stilla druab'm hängt,	So g'wittert 's ganz g'wiß,
So wäuß 'ma, 's is windstill,	Und g'siaht m'an niat, wäuß ma,
Und daß a niat rengt.	Daß a Saunebel is.

Und wer am Palmsunntich
A Stüd davo(a) (r)'iht,
Der lebt noch ziahn Gaa,sa,
Wenn er niat g'sturb'm is.

Eine andere Färbung der nordgauischen Mundart, das Tachauerische, finden wir bei Köferl. Josef Köferl ist am 20. September 1845 in Lauterbach bei Falkenau geboren, wirkte aber von 1865—1897 als Lehrer in Tachau, woselbst er jetzt im Ruhestande lebt. Er hat in verschiedenen Zeitschriften Erzählungen, pädagogische und naturkundliche Aufsätze veröffentlicht und eine zweibändige Heimatkunde des Tachauer Bezirks mit besonders reichhaltigen volkskundlichen Beiträgen verfaßt. Seine mundartlichen Gedichte finden sich in der jüngst erschienenen (auch hochdeutsche Gedichte und Sprüche enthaltenden) Sammlung „Herbstblumen“* Sie behandeln kleine Ereignisse des täglichen Lebens, Ernst und Scherz, Liebe, Naturstimmung, aus der Schule und der Wirtsstube. Alles

* Köferl J., Herbstblumen. Gedichte und Denkprüche. Tachau, Holub 1901. S. 99—139. Proben daraus wurden abgedruckt in unserer Monatschrift 1. S. 29 f.

Stoffe, die der mundartlichen Dichtung gemäß sind. Köferls Gedichte sind durchaus zusagend, von poetischem Empfinden erfüllt. Keine Ueberreibungen, kein Grimassenschneiden, kein erzwungener Witz, wie sonst so häufig bei Dialekt-Humoristen. Zwei noch ungedruckte Gedichte Köferls seien hier eingefügt.

D' letzt Nacht dahoam.

Die leza Nacht im Bodahaus!
 Marg'n früh gäiht's in di Welt hinaus
 U z'rissen wea(b)n di schönsten Band —
 Noan Mensch kennt mi im fremma Land.
 Wöi wia(r)ds mia(r) göih(n) draß in da Welt,
 Bou hunnattausend Fall'n san gstellt?
 Bou mancha is gilganß vadur(b)m,
 Sa(n) äialicha Rouma * gstur(b)m?

O Häuserl, wou ma(n) Wöigherl stand,
 Bou pflegt mi hout di Moudahand,
 Da Boda mia(r) gout Lärn ge(b)m,
 Du bleibst mia(r) theua 's ganza Le(b)m!
 I will mi plaug'n, sua viel i loa(n),
 U imma blei(b)m a brava Moa(n)
 Ba heut bis za mein lehan To,
 Dös ho i gschwua(r)n ban Eltangro(b).

Da lusti Schmied.

I bin da lusti Schmied,
 I sing alltog ma(n) Lieb,
 I weiß nex va da Routh,
 Vaddi(n) mia(r) stets ma(n) Brout.

Ba früh, wenn's Hannerl kraht,
 Bis in di Nocht nei(n) spat
 Dau gib i nimma Rouh,
 's wia(r)d g'hamme(r)t inma zou.

Ma(n) Wei(b) ddi is sua gout,
 Siaht as wöi Milch u Blout,
 U meina vöia Bou(b)m
 San gsund als wöi di Rou(b)m.

Bau git's af Ga(b)n an Moa(n),
 Dea(r) is sua glückli droa(n)?
 Mächt's nua(r) in annan Le(b)m
 Da Harr mia(r)'s a sua ge(b)m!

* Sein ehrlicher Name.

In der Mundart des Tepl-Weiseriger Bezirks endlich liegt uns ein drahtisches Volksstück vor, das in einigen Szenen „die Heiratsgeschichte des Thomas Reind von Stodhäufern“ darstellt.* Der unbekannte Verfasser führt uns hier mit derber Komik vor, wie ein urdummer Bauernbursche zu einem Weibe kommt. Wir hören seine Unterredungen mit den Eltern und mit der für ihn ausgewählten Braut, sein ungeschicktes Benehmen bei der Prüfung durch den Pfarrer, vor dem Amtmann, endlich bei der Trauung. Die ganze Geschichte bezieht sich noch auf Verhältnisse vor dem Jahre 1848 und stammt auch bestimmt aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Reichhaltig und vielgestaltig wie die mundartliche Kunstdichtung im „Eghrlond und tschaimstümmi“ so ist auch die mundartliche Volkslyrik in Westböhmen. Namentlich die Egerländer Lieder werden nicht nur in der engeren Heimat gern gesungen, sondern bringen auch in fremdes mundartliches Gebiet, namentlich ins Erzgebirge tief hinein. Die mundartliche Kunstdichtung des mittleren Nordböhmen wollen wir im nächsten Kapitel würdigen.

(Die Abschnitte 4—6 folgen in späteren Heften.)



Die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen.

Von **Rudolf Wolkan.**

I.

In ihre Sammlung der deutschen Volkslieder aus Böhmen haben Gruscha und Loischer nur Lieder aufgenommen, die jetzt noch vom Volke gesungen werden oder doch noch bis in die neueste Zeit bekannt waren; die Volkslieder älterer Zeit blieben ausgeschlossen, ebenso die historischen Lieder: „es ist eine Aufgabe für sich, solche Ueberreste einer alten Zeit in möglichster Vollständigkeit zu sammeln“. Da eine solche Sammlung bisher noch nicht vorliegt, darf der nachstehende Versuch, wenigstens eine Uebersicht über diese Dichtungen zu geben, wohl auf die Nachsicht der Leser rechnen.

Man ist gewohnt, die hier in Betracht kommenden Dichtungen als „historische Volkslieder“ zu bezeichnen, ein Ausdruck, der wenig glücklich

* Mitgeteilt nach einer alten Handschrift aus Michelsberg von M. Urban in der Zeitschrift „Der Böhmerwald“ 1 S. 50—59.

gewählt ist. Denn, um gleich das wichtigste vorwegzunehmen, nur ein Teil ist im Volke selbst entstanden, aus seinem Empfinden heraus gedichtet. Im 15. und 16. Jahrhundert wenigstens, also den beiden Jahrhunderten, aus denen uns verhältnismäßig die meisten Dichtungen dieser Art bekannt sind, ist deren ein sehr großer Teil von Reitern und Landsknechten gedichtet, die im Herrendienste standen und ihre Dichtungen oft schrieben, um die Gunst ihrer Herren zu erlangen oder weil sie sich ihrer bereits erfreuten. Und selbst, wo sie aus eigenem Antriebe dichteten, bleibt ihre Dichtung Parteisache und wie wir die Landsknechte nicht gerade als Vertreter des Volkes betrachten können, das im Gegenteil gerade in ihnen seine Gegner fürchtete, so ist auch ihre Ansicht und Meinung nicht die des ganzen Volkes, sondern höchstens die eines Bruchteiles. Reiter und Landsknechte aber schrieben ihre Lieder, um — ob mit, ob ohne Auftrag ihrer Herren — Stimmung für die von ihnen versochtene Sache unter dem Volke zu machen, und Drucker und Verleger fanden sich, weil sie der nie versiegenden Teilnahme des Volkes an allem neuen und aufregenden vertrauend, sicher waren, mit dem Verkaufe dieser Dichtungen ein gutes Geschäft zu machen, wenn sie nicht gleich von vornherein von den Auftraggebern dieser Dichtungen entlohnt wurden. Das hier Gesagte gilt natürlich nur *cum grano salis*, nicht für die ältere Zeit und nicht für alle historische Dichtung. Aber für einen sehr großen Teil derselben ist es um so sicherer, daß nicht überquellendes Fühlen und Empfinden zur Dichtung drängte, wie dies beim echten Volksliede immer der Fall ist, sondern ruhige Ueberlegung, die mit dem Verstande schafft, nicht mit dem Herzen. So ist es höchst bezeichnend, daß z. B. Kurfürst Johann Friedrich im schmalkaldischen Kriege eine Druckerei mit sich führte¹⁾, und sehr wahrscheinlich, daß das Vermahnlied²⁾ thatsächlich, wie sein Titel sagt, im Lager von Werba verfaßt und daselbst auch gedruckt wurde. Und in ähnlicher Weise dürfte wohl auch der ehemalige Buchdrucker Hans Baumann aus Rotenburg, der später als Trabant und Dichter im Dienste des Herzogs Alba stand, seine Kunst ausgeübt haben.³⁾ Daß Dichtungen direkt als Parteimanifeste betrachtet wurden, sehen wir aus der *Antilena imperatoria* „Ein new lied zu eren römischer kaiserlicher majestat Caroli des fünften“ vom J. 1546⁴⁾, deren Abfassung dem Kaiser selbst zuge-

¹⁾ Hormayrs Taschenbuch für 1838, S. 397.

²⁾ Ziliencron: D. historischen Volkslieder der Deutschen IV, Nr. 530.

³⁾ A. a. O. IV, S. 421, Anmerkg.

⁴⁾ A. a. O. IV, Nr. 532.

geschrieben wurde und die man, um sie unter den Spaniern und Italienern besser verbreiten zu können, ins Lateinische übertrug. Wie sehr im 17. Jahrhundert die kaiserliche Partei durch ihre gegen den Winterkönig Friedrich von der Pfalz gerichteten Lieder und deren Uebersetzung ins Tschechische, Lateinische, Französische, Niederländische und Italienische für sich Stimmung zu machen bestrebt war, habe ich in meinen „Deutschen Liedern auf den Winterkönig“ zu zeigen versucht. Daß bei solchen Dichtungen wenig von echtem Empfinden die Rede sein kann, zeigt auch der Umstand, daß ältere Dichtungen einfach für die gegenwärtigen Verhältnisse passend hergerichtet werden¹⁾, und das gelegentliche Zugeständnis, daß ein Gedicht aus andern Gedichten zusammengelesen²⁾ oder aus Prosazeitungen zusammengereimt wurde.³⁾ Weil aber eine jede Parteisache zwei Seiten hat, kommt es auch vor, daß die beiden kämpfenden Parteien auch in Dichtungen sich befehdeten, daß eine der andern vormirft, sie habe „ein Schandgedicht, ein erlogen und erstunken ding“ drucken lassen⁴⁾, und daß die Verfasser sich gelegentlich genötigt sehen, ihre Dichtung zu verteidigen, da sie nicht die Absicht habe, jemanden zu verachten oder zu benachteiligen.⁵⁾ Daß übrigens trotz allem solche Dichtungen tief ins Volk drangen, zeigt u. a. das Beispiel des 1525 zu Erfurt eingebrachten Räubers Andreas Eberlehn, in dessen Tasche sich ein Lied gegen die Herren von Mühlhausen fand.⁶⁾

Der wesentliche Unterschied zwischen dem eigentlichen Volksliede und dem historischen liegt also darin, daß das erstere von vornherein dem Fühlen und Empfinden des ganzen Volkes entspricht, während dieses in einer überwiegenden Anzahl von Fällen seine Anschauung erst dem Volke einzupflanzen versucht. Dabei wird nicht geleugnet, daß es historische Dichtungen gab und gibt, deren Gesinnung wirklich dem Volksempfinden entsprach; wir brauchen nur auf so manches Lied des deutsch-französischen Kriegs oder aus älterer Zeit auf das Lied von König Cassla hinzuweisen,

¹⁾ Ziliencron IV, Nr. 531 = Nr. 497; Nr. 13 meiner Lieder auf d. Winterkönig ist eine Umwandlung von Quads Lied auf Moriz von Nassau; ebenso ist das Lied: O Magdeburg halt dich feste von 1629 (Opel u. Cohn: Der 30 jährige Krieg, S. 192) eine erweiterte Uebearbeitung eines ins J. 1551 fallenden Liedes (Ziliencron IV, Nr. 590 C.).

²⁾ Ziliencron IV, Nr. 415.

³⁾ Vgl. das Böhmisches Jag-Hörnlein, Nr. 53 meiner Sammlung, das am Ende ausdrücklich erklärt: „Diß alles auß Zeitungen, so man ins Reich geschickt, mit Wahrheit ist gesungen, darein auch nichts erdicht“.

⁴⁾ Ziliencron IV, S. 179.

⁵⁾ M. a. D. IV, Nr. 420.

⁶⁾ M. a. D. III, Nr. 391.

dessen Volkstümlichkeit aus den zahlreichen bis zum J. 1670 reichenden Drucken sich ergibt. Je weiter wir in den Jahrhunderten zurückgreifen, um so häufiger begegnen wir Volkskriegen und echten „historischen Liedern“; je mehr wir der Gegenwart uns nähern, um so seltener entspricht ein Krieg dem Empfinden des Volkes; so wird es bezeichnend, daß Gruscha-Loischer aus dem J. 1866 nur ein einziges Lied anführen können (S. 84, Nr. 21) und Ditsfurth für denselben Krieg nur 8 Lieder aufweist.*

Daß in eine Sammlung historischer Dichtungen nicht bloß Lieder, sondern auch nicht-strophische Dichtungen, also die Sprüche gehören, hat meines Erachtens mit vollem Rechte schon Viliencron in der Einleitung zum 2. Bande seiner historischen Volkslieder betont; ich möchte den Kreis noch dahin erweitern, daß auch die dialogisch und dramatisch gehaltenen Dichtungen, wie sie uns zuerst im dreißigjährigen Kriege in größerer Menge gegenüberreten, ebenso hierher zu ziehen seien, wie die satirischen Prosadarstellungen der Zeit. Opcl und Cohn haben in ihrem trefflichen Werke: Der 30 jährige Krieg ein vorzügliches Beispiel gegeben, wie solche Prosadichtungen zu verwerten seien. Daß endlich alle die hierher gehörenden Dichtungen nicht so sehr historische als politische zu nennen seien, hat gleichfalls Viliencron bereits hervorgehoben; ihre Verfasser berichten nicht über eine Zeit, die abgeschlossen hinter ihnen liegt, sie stehen vielmehr mitten in ihr, und ihre Dichtungen sind aus der Zeit, die sie behandeln, heraus geboren und suchen sie zu beeinflussen. — In diesem Sinne soll denn hier über die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen gesprochen werden. —

Dichtungen solcher Art hat auch Deutsch-Böhmen eine große Fülle aufzuweisen, wenn sie auch an Zahl und Bedeutung weder mit denen der Dithmarsen im Norden, noch mit denen der Schweizer im Süden Deutschlands sich vergleichen; auch sind nicht alle Jahrhunderte gleich fruchtbar an politischen Dichtungen; erst mit dem 16. Jahrhunderte wird ihre Zahl größer, zur Zeit der böhmischen Wirren und des Winterkönigs erreichen sie ihre höchste Bedeutung, begleiten aber auch im 18. Jahrhundert alle politischen Ereignisse des Landes. Freilich die ersten Jahrhunderte unserer Geschichte durchforschen wir vergeblich nach historischen Dichtungen. Nur schließen können wir, daß der Deutsche nicht stumm in das Land kam, wenn auch tschechische Volksethymologie ihn als den Stummen, d. h. den Tschechen Unverständlichen bezeichnet. Nur die Chronisten des Landes verraten

* Ditsfurth: D. histor. Volkslieder von 1815—66, Nr. 124—31.

uns gelegentlich Aeußerungen des Volksgefanges; wenn damit in erster Linie die Tschechen der Hauptstadt gemeint sind, so müssen wir bei der von Jahr zu Jahr wachsenden Bedeutung der Deutschen in Prag gleiches Empfinden auch bei diesen voraussetzen. Ueberliefert uns so der Chronist Vincentius zum J. 1158 die Nachricht, daß als König Wladislaw sich entschlossen hatte, dem Heerzuge Barbarossas gegen Mailand sich anzuschließen, in allen Gassen Prags Gefänge ertönten, die der Freude der Bevölkerung über die beschlossene Belagerung und den Zug nach dem Süden Ausdruck gaben, so dürfen wir billigerweise annehmen, daß auch die Deutschen in ihrer Heimatsgemeinde am Borschitsch von gleichem Freudentaumel ergriffen wurden. Auch die politischen Sprüche Reinmars von Zweter, der sechs Jahre am Hofe des ersten Wenzel weilte und die Gegnerschaft der Geistlichkeit und des tschechischen Adels zu spüren bekam, haben gewiß ihren Wiederhall unter den Deutschen in Prag gefunden. Reinmar haben wir als den ersten deutschen politischen Dichter in Böhmen zu betrachten, dem bittere Erfahrung am böhmischen Hofe scharfe Worte in den Mund legt. Offen klagt er über Nachrede und Untreue; dem Schachspieler vergleicht er sich, der allein noch den König habe und „weder ritter noch daz roch“; ungern möchte er dort ein Pferd sein, wo Ochsen und Esel das beste Futter erhalten. So verläßt er den Hof des böhmischen Königs, dessen Freigebigkeit alle Zeitgenossen rühmten.

Häufiger mögen politische Sprüche in Böhmen erklingen sein, als die bösen Kämpfe zwischen Wenzel und seinem Sohne Ottokar II. anhuben und als zwischen diesem und Rudolf von Habsburg der Streit um die Vorherrschaft sich entspann, der mit Ottokars Tode auf dem Marchfelde (1278) endete. Klagend standen an seiner Bahre die Deutschen Böhmens, die des Königs schirmende Hand groß und stark gemacht hatte, und oft ertönte wohl in ihren Reihen das Lied, das dem Schmerze um den Toten so ergreifenden Ausdruck verleiht: Nie war zage sein Edelmuth, er selbst ein Schild der Christenheit, ein Löwe den Feinden, ein Edelaar an Güte. Weinete, Augen, Thränen des Jammers! Wer wird jetzt Wittwen und Waisen pflegen? Der König ist gefallen als ein Held, der nach Ruhme stritt.

Aber — *le roi est mort, vive le roi!* Bei der Krönung Wenzels II., jagt Peter von Bittau, gab's keine Straße in Prag, die nicht vom Sange der Tschechen und Deutschen widerkündete; manches politische Lied mag in solchen Jubel sich gemengt haben. Auch der Lobspruch des Meißners, darin er Wenzel II. als den besten Friedensfürsten

preist, den König Rudolf sich zum Freunde machen sollte, ist vielleicht in Prag gedichtet, sicher aber hier bekannt und gesungen worden. Wenzel II. war ein Freund der Sangeskunst und hat sich selbst in Liedern versucht; als er 1305 starb, haben ihn viele Dichter, darunter auch Frauenlob, betrauert.

Mit seinem Tode kamen trübe Zeiten über Böhmen. Sein Sohn Wenzel III. wurde nach einem wilden und wüsten Regierungsjahre ermordet, sein Nachfolger König Rudolf, der vielleicht befähigt gewesen wäre, Böhmen in ruhige Bahnen zu lenken, starb gleichfalls nach einem Jahre (1307) und Heinrich von Kärnthen (1307—1310) war ein schwacher, unsähiger Mann, unter dem die inneren Zwistigkeiten immer drohendere Formen gewannen, bis endlich die allgemeine Unzufriedenheit zu seiner Absetzung und zur Wahl Johanns von Luxemburg führte, dessen Regierungsantritt von Deutschen und Tschechen in Jubelliedern gefeiert wurde. Ein Sänger an seinem Hofe, Konrad Streyher, wird vom Könige selbst gelegentlich lobend erwähnt, ohne daß wir aber dabei Näheres über seine Thätigkeit erfahren würden.

Es ist auffallend, daß kein Lied das Lob Karls IV. singt unter dem doch Böhmens Bedeutung so mächtig sich hob, der auch den Deutschen ein starker Schutzherr war, und seinem Lande in der ältesten deutschen Universität ein Geschenk gab, das die Jahrhunderte überdauerte. Das Lob, das ihm Heinrich von Mügeln erteilt, der ihn „der Kirchen schiff, mast, segel und das ganze werck“ nennt, ist doch recht kühl und zurückhaltend, wenn es auch eine hervorragende Seite seines Wesens in helles Licht stellt.

Reicher fließen die Nachrichten erst in der Zeit der Hussitenkämpfe. Spottlieder auf beiden Seiten, der hussitischen wie der katholischen, sind uns urkundlich mehrfach bezeugt. Es läßt sich nicht immer entscheiden, ob ein Lied wirklich in Böhmen entstanden sei oder außerhalb des Landes; aber annehmen darf man, daß die meisten Lieder, die jenseits der Landesgrenzen gegen die Hussiten geschaffen wurden, ihren Weg nach Böhmen gefunden haben und von den Deutschen Böhmens gesungen und verbreitet wurden. Ein Lied vom J. 1415 sagt von König Wenzel, er sei zum Narren geworden und Ketzernarren seien seine Räte. Thomas Prißchuch von Augsburg klagt in seinem Spruch: „Des concilii grundveste“, Hus habe die hohe Schule in Prag zerstört; anspielend auf den Namen Hus meint Oswald von Wolkenstein, das Lied, das man einst gesungen: „Der beste Vogel, den ich weiß, das ist die Gans“ habe sich in Böhmen ins Gegenteil verkehrt und Muscatblut singt:

Ein gans briet man in grozer hit,
da von vil junger quamen.
Si hat gehedt wol sibem jar,
den grozen vngelauben:
hör an, du menige der cristenschar,
hilf vns die genslein clauben,
die noch gar vngebraten sint.

Al gaistlich fürsten vnd praelaten,
helft vns die junge genslein braten,
daz si verliesen iren atem,
so mögen wir vns gefreuen.

Wan si sint waerlich gar zu stuch:
kunt wir sie recht bereusen
die pfloumen do von irem ruck
so wolden wir si dan streuen,
wir wolden singen gloria,
wans sprechen nimmer ga, ga, ga:
hilf muter volir gracia,
daz si den haberen deumen.

Auch Konrad Attinger klagt, daß Wiclef in die Christenheit Gänse „gestiftet“ und manches Herz vergiftet habe; er warnt die Fürsten, da länger zuzuschauen, ihr Lob bekäme Scharn und noch ihren Kindeskindern würde die Thatlosigkeit der Vorfahren leid thun. Als die Fürsten sich dann wirklich aufräfften, wurden sie aber bei Nies und Tachau geschlagen und Hans Rosenplüt, der selbst in der Schlacht mitgekämpft, befiugt in einem Spruche den schweren Schlag, den die Christenheit dadurch erlitten. Michel Beheim gießt in einem Liede herbsten Spott über die Hussiten aus; man thut Unrecht, sagt er, wenn man allgemein die Laborer schelte, sind sie doch frommer als alle Christen. Ihren Meister Johann Rokhkan verehren sie ja mehr als die Römischen den Papst; in ihrem Glauben haben sie mehr Artikel als das römische Reich und das Sakrament empfangen sie nicht nur in einer Gestalt, sondern gar in zweien und vielleicht bald in dreien und vieren. Unrecht thut man ihnen auch, wenn man sagt, sie glauben nicht an die Heiligen; schaut nur hin, wie sie Hus und Rokhkan verehren, fast mehr als Gott. Auch die Geräte zum Gottesdienst halten sie in hohen Ehren; nach Kelchen und Monstranzen trachten sie spät und früh, auch Meßgewänder ehren sie und machen daraus Röcke, Schauben und Toppen. In diesem Stile geht es fort; schärfere Töne sind wohl nie gegen die Hussiten angeschlagen worden. Auch zur Parodie greift man; ein Vaterunser wird

den Husiten in den Mund gelegt, worin sie die Erfüllung aller ihrer Wünsche erblicken. Schwerlich haben wir hier eine Uebersetzung aus dem Tschechischen vor uns; jedenfalls aber fand das Vaterunser Anklang, da wir es aus mehreren Handschriften kennen.

Michel Behaim ist aber auch anderer Töne kundig; nur in religiöser Hinsicht ist er ein Feind der Tschechen, sonst aber rühmt er sie König Ladislaus gegenüber als treu und ehrlich und preist sie als seine einzige Stütze, während er ihn zugleich vor der Untreue der Ungarn warnt. Besonders warme Töne findet er für Georg von Podiebrad, der um den jungen König sich so sehr verdient gemacht habe. Auch Hermann von Sachsenheim rät dem Könige, seine Krone so zu halten, daß sie der Welt behage, kein Husit zu werden, sondern treu zum römischen Stuhle zu halten. König Ladislaus hatte freilich wenig Zeit, solche Ratsschläge sich zu Herzen zu nehmen, 1457 starb er, kaum 18 Jahre alt, angeblich an der Pest; aber alle Welt glaubte, er sei vergiftet worden und Georg von Podiebrad habe dabei seine Hand im Spiele gehabt. Eine Flut von Schmähgedichten gegen ihn war die Folge und Eichenloer erzählt in seiner Geschichte von Breslau, wie der Rat der Stadt den von der katholischen Geistlichkeit angeregten Hohnliedern vergebens Einhalt zu gebieten versuchte. So belebte der Tod des Königs die politische Dichtung. Alle Lieder klagen, daß Ladislaus so jung habe sterben müssen, seinesgleichen finde man nicht mehr in der Christenheit. Noch im 16. Jahrhundert tönt eine Klage um ihn und ein Lied auf seinen Tod wurde so vollständig, daß es noch am Ende des 17. Jahrhunderts gedruckt wurde.

Als die Reformation ihren siegreichen Einzug in Böhmen hielt, und die deutsche Literatur im Lande zu neuem Leben weckte, gewann auch die politische Dichtung neue Anregung. Namentlich das Erzgebirge hat durch die Reformation unendlich gewonnen und eine auch vom Auslande angestaunte, rasche und reiche Entwicklung erlebt. Von allen Seiten, besonders aus dem benachbarten Voigtland und Meissen strömten Bergarbeiter herzu, die reichen Schätze des Erzgebirges sich und anderen fruchtbar zu machen, und eine beträchtliche Anzahl neuer Bergorte entstanden hier. Am kräftigsten aber blühte Joachimsthal empor, das 1516 gegründet, schon nach wenigen Jahren so mächtig dastand, daß man es den blühendsten Städten des Auslandes an die Seite setzen konnte. Es wurde zum Mittelpunkt des Bergbaues im Erzgebirge, aber auch zum geistigen Vororte des ganzen Landstriches. Johann Mathesius, der Freund und erste Biograph Luthers, Nicolaus Herman, der alte Kantor, einer der präch-

tigsten Vertreter des protestantischen Kirchenliedes, dessen treuherzige, naiv und schlicht empfundene Dichtung selbst heute noch nach vier Jahrhunderten ihren Wiederhall im Volksliede findet, haben den Ruhm der Stadt ebenso über Deutschland verbreitet, wie die reichen Silberschätze, die hier geschürft wurden. Ein lustiges, daseinsfrohes Völklein von Bergarbeitern schaffte hier in eifriger Thätigkeit, und deutsches Lied erklang von den Hängen des Gebirges. Zeugnis dessen die Bergreihen, Lieder, die zum Theile von den Bergleuten selbst verfaßt sind und schon 1531 zu einer Sammlung vereinigt wurden, die in den folgenden Jahren mehrere Auflagen erlebte und bald um einen 2. und 3. Theil vermehrt wurde. Hier finden sich einige politische Dichtungen, die wir als deutsch-böhmische anzusprechen haben. Zwei Reihen preisen den Ruhm von Joachimsthal. Valentin Scheider nennt sich als Verfasser des ersten; seine Entstehung fällt vor das Jahr 1530, also in eine Zeit, da die Stadt sich in aufsteigender Entwicklung befand. Der Dichter sieht Joachimsthals künftige Größe vor sich, es wird das trefflichste Bergwerk werden, Freiberg, Annaberg und Schneeberg werden vor ihm erbleichen; den Bau einer Münze und eines Spitals legt er den Herrn der Stadt in ihrem eigenen Interesse ans Herz. Der zweite Reichen, der den älteren fleißig ausgenutzt hat, fällt in eine Zeit, da die Bergstadt durch königliche Willkür und Habsucht den rechtmäßigen Besitzern, den Grafen Schlick, genommen und aus einer freien eine königliche Bergstadt wurde; daß damit der Anfang vom Ende der Herrlichkeit Joachimsthals begann, ahnte damals allerdings noch niemand. Ungefähr um das Jahr 1545 also ist der Reichen gedichtet; sein Verfasser weiß selbst nicht genau, wen er eigentlich als Obrigkeit der Stadt zu betrachten habe, die Schlick oder den König, aber mit seinem Herzen steht er entschieden auf Seite der ersteren. Namentlich Lorenz von Schlick, der 1543 gegen die Türken gezogen und nicht mehr zurückgekehrt war, steht ihm nahe. Damals war die Nachricht von seinem Tode noch nicht nach Joachimsthal gedrungen, aber schon seine Abwesenheit beklagten, wie das Lied sagt, alle Bergleute, die in ihm ihren Vater verloren: „In Joachims thal inn der gemeine, da wirdt seiner Gnaden oft gedacht, die großen als die kleinen wünschē seiner Gnaden vil gutt nacht.“ Von des Königs Majestät aber erhofft der Sänger eine neue Bergfreiheit für Joachimsthal.

Neben diesen beiden Reihen existierte noch ein dritter auf Joachimsthal, von dem wir aber nur die Anfangsworte: „Ich will ein Neues singen“ und den Namen der Melodie, den „Häuerton“ kennen; er muß sich einer

großen Beliebtheit erfreut haben, da er in gleichzeitigen und späteren Liedern öfters als Ton zitiert wird. Neben anderen Liedern der Bergreihen, die Böhmen angehen, ich erinnere an das Lied von König Laßla und das Joachimsthaler Turnier, die Beschreibung eines Wettgelages, das uns das leichtlebige Volk der Bergknappen beim Trunke zeigt, haben wir noch eines Liedes zu gedenken, das aus Böhmen stammt, das Ruttenger Vied, das den Streit der Ruttenger Bergknappen mit dem Schulzen eines benachbarten Dorfes besingt, der in eine regelrechte Schlacht ausartet, wobei das Dorf in Flammen aufgeht, während mehrere hundert Tote das Schlachtfeld decken. Die Bergknappen behalten die Oberhand und auch der König ergreift ihre Partei: „Ihr sollt mir die heuer zu fride lan, sie haben noch alle meinen willen gethan, die guten Berggesellen, dazu die hepler gemeine“. Das Ereignis verlegen die Quellene ins Jahr 1414. Das Lied wird gleichzeitig entstanden sein: nur die uns vorliegende Fassung stammt erst aus dem 16. Jahrhunderte und manche Züge sind hier bereits verblaßt, die früher in dem Liede gewiß scharf beleuchtet waren.

Ein Ereignis aus der Geschichte Raadens besingt Hans Zweck. Das Lied gehört in das Jahr 1520 und schildert, wie Georg Seckenstragen und Hans Bixthum sich der Stadt durch einen Handstreich bemächtigen wollen, aber von den Raadnern, unter denen sich besonders die Handwerker hervorthun, mit blutigen Köpfen heimgeschickt werden. Das Lied besitzt wenig anziehendes und ist wohl auch schlecht überliefert.

Unter die religiös-politischen Dichtungen des Erzgebirges gehört ein Lied, das zumeist als Eigentum Luthers betrachtet wird und so in alle Ausgaben seiner Werke übergang, trotzdem es längst bekannt ist, wie es in des Reformators Hände gelangte. Als nämlich Joh. Matheßius 1545 Luther in Wittenberg besuchte, brachte er ihm als Zeichen der wachsenden Verbreitung seiner Lehre im Erzgebirge ein Lied mit, dem er die kennzeichnende Beischrift: „Ex montibus, ex vallibus, ex silvis et campostribus“ zufügte. Es ist das bekannte Lied:

Nun treiben wir den Bapst hinaus
Aus Christus Kirch und Gottes haus,

das in Anlehnung an die alte, noch heute in Böhmen unvergessene Sitte des Lodaustreibens im Erzgebirge, vielleicht in Joachimsthal selbst gedichtet war und nun, gestützt durch den großen Namen Luthers, seinen Weg durch Deutschland nahm.

Noch ein zweites Lied religiös-politischen Inhalts gehört hierher, das bislang vollkommen unbekannt war und, da es in keiner der großen Bibliotheken Deutschlands und Oesterreichs nachweisbar ist, wohl zu den größten Seltenheiten gehören dürfte. Es befindet sich in meinem Besitze und führt den Titel: Ein dancklied der Stadt Elbogen, das Gott der Allmechtige den inwonern daselbstigen, das reine wort Gottes, so lang im irrthumb des Papstumbs gesteckt, zugeschiedet, vnd das sie Gott ferner auch gnedig dabey erhalten, vnd vor aller falscher Lehre behüten wölle. Im thon, Lobt Gott, jr frommen Christen. Bei seiner Seltenheit und seiner Bedeutung für die Reformationsgeschichte Elbogens dürfen wir das Lied wohl hierher setzen:

Freut euch, jr frommen Christen,
Proloket all zu mal
Jetzt vnd zu allen fristen,
Jauchzet mit reichem schall,
Dankt Gott im höchsten throne
Für dise höchste güt,
Die er vns durch sein Sohne
So gnedig theilet mit.

Wie lang seind wir gelegen
Ins Papstes schwermerey,
Wiß vns Gott durch sein seggen
Dat gmacht ledig vnd frey,
Wie gar gieng wir zurstrewet
Vnd wie die Schaff verirt.
Gott lob, der vns erfremet
Vnd ans liecht hat geführt.

Wie hart lag wir verborgen
Ins Papsts Abgötteren,
Mit Angst vnd großen sorgen
Wont wir der selben bey.
Die Hoffart ist zu brochen
Mit jrer gwalt vnd macht,
Gott hat sich recht gerochen,
Gestürzt des Teufels pracht.

Darumb, jr Man vnd Frauen,
Dankt Gott recht vnd billich,
Der sich bey vns leßt schawen
Jesu ganz wunderbarlich
Vnd ist zu vns her kommen
Durch sein Göttliches wort
Zu gut, bösen vnd frommen.
Gott sey preiß hie vnd dort.

Jr alten vnd jr jungen,
Die jr wolt selig sein,
Mit herb, muth, sin vnd zungen
Saget Gott danck allein
Für sein erzeigte gnade,
Die er vns theilet mit,
Der vns freundlich thut laden,
Wacht auff vnd schlummert nit.

Mit fremden ist rein gangen
Die zeit, das wir gehofft,
Nach der vns thet verlangen,
Darnach geseuffhet oft.
Gotts wort leucht bey vns klare,
Recht als der Sonnenschein,
Ist hell vnd offenbare,
Drumb wöll wir dankbar sein

Dem höchsten Gott vnd Herren
Vnd seim einigen Son,
Den heiligen Geist auch ehren,
So vns vom höchsten thron
In diß Gebirg gesendet
Das wort, so selig macht
Vnd sich zu vns gewendet,
Vns vom irrthumb abbracht.

Selig seind tag vnd stunden,
Do dises als geschach,
Dardurch vns unsere wunden
Rein werden all gemach.
Herr, gib Geistlichen safft,
Den Glauben in vns mehr,
Durch deines Wortes krafft
Vns arme Sünder lehr,

Das wir jetzt recht betrachten,
Was du bey uns gethan,
Dein wolthat nicht verachten,
O Herr, wölst uns beystan,
Uns nicht lassen abwenden
New Sect vnd schwermeren,
So allenthalb vorhanden.
Ach, Herr Gott, wohn uns bey.

Drauff wöll wir dir befehlen
Elbogen dise Stat,
Hab, gut, auch Leib vnd Seelen,
Amptleut, ein Erbarn Rath,
Kirch, Schul vnd auch ein gang gemein,
Mit gnaden, Herr, bedend.
Die jrs Kirchspiel gehörig sein,
Den wird diß Lieblein geschenkt.

Gedruckt zu Nürnberg, durch Valentin Nember.

Die Entstehung des Liedes fällt wohl vor das J. 1547, weil durch die Schlacht bei Mühlberg (24. April 1547) auch der Protestantismus in Elbogen einen harten Schlag erlitt, und die Grafen Schlick, die Herren der Stadt, wegen ihrer Beteiligung am schmalkaldischen Kriege ihrer Güter für verlustig erklärt wurden; vielleicht gehört es noch in das Ende der zwanziger Jahre, als der Protestantismus in Elbogen, gefördert durch den Grafen Stefan Schlick, rasche Fortschritte machte; bekannt ist es, daß Elbogen die erste Stadt Böhmens war, die (1523) eine protestantische Kirchenordnung erhielt.

Der schmalkaldische Krieg hat überhaupt die Entwicklung des Erzgebirges auf das nachtheiligste beeinflusst; die Mehrheit des Adels stand auf der Seite des Herzogs Moriz von Sachsen; Kaspar Pflug von Rabstein, der Besitzer von Schlaggenwald und Schönwald, war der Befehlshaber des böhmischen Ständeheeres, das durchaus nicht gewillt war, dem König Ferdinand gegen Sachsen unbedingt zu folgen. Die Lage in Böhmen war bedenklich. In einem Schreiben vom 20. Januar 1547 an die Prager Städte beklagt sich der König, daß in Prag Schmählieder gegen ihn und den Kaiser gedruckt und verkauft wurden, und der Landtag mußte den Beschluß fassen, daß fortan nur in Prag und Pilsen Bücher gedruckt werden dürften, aber auch sie nur unter ausdrücklicher Genehmigung der vom Kaiser eingesetzten Kommission. Da aber Pilsen ganz tschechisch war und zu der erwähnten Kommission auch die Administratoren des Prager Erzbistums gehörten, wird es uns begreiflich, warum fast die ganze Literatur der Deutschböhmen, die mit wenigen Ausnahmen protestantisch war, im Auslande, namentlich in Nürnberg, gedruckt wurde und ihre Erzeugnisse sich so selten in heimischen Bibliotheken finden.

Am verderblichsten waren die Folgen der Mühlberger Schlacht für Kaspar Pflug. Rechtzeitig zwar konnte er nach Sachsen entfliehen, seine Güter aber gingen an den König verloren. Aus diesen Tagen stammt ein Lied, das der unbekannte Verfasser Pflugs Gemahlin Magdalena in den

Deutsche Arbeit.

26

Mund legt. Es ist gewiß in Böhmen entstanden, stellt Pflug lediglich als den Verführten hin, der kein Rebell gewesen und hofft von der Gnade des Königs Verzeihung für ihn:

Man kent in allen landen
her Caspar Pfluges namen,
darzu sein ehrlich gemüht,
wie er in das spil ist kommen,
sein land darum eingenommen,
also schendlich ward er verfürrt.

Sobald die Ordnung im Innern des Landes hergestellt war, schritt König Ferdinand an die Regelung der religiösen Frage mit der ausgesprochenen Absicht, den Protestantismus aus Böhmen zu verdrängen; die Jesuiten, die er 1556 nach Böhmen berief, sollten ihn in seinem Plane unterstützen. Sein Tod (1564) befreite die Protestanten aus drohender Gefahr; Kaiser Maximilian II. war in religiösen Fragen ungleich freisinniger als Ferdinand und von Jugend auf dem Protestantismus günstig gesinnt.

Aber die Ruhe des Reiches bedrängte längst ein anderer Feind, der oftmals dräuend jetzt gefährlicher wurde denn je. Schon früh im 16. Jahrhundert hören wir von Viedern, die auf die Türkengefahr hinweisen; sie werden zahlreicher, als die Belagerung Wiens alle Aufmerksamkeit auf sie lenkt, treten aber später, durch brennendere Fragen zurückgedrängt, in den Hintergrund. Erst in den sechziger Jahren tönt die Klage wieder lauter; Sultan Selim II. hatte den Kampf gegen die Christenheit wieder in größerem Umfange aufgenommen und war in Ungarn eingefallen; man fürchtete, ihn bald wieder vor den Thoren Wiens zu erblicken. In diese Zeit (1566) fällt das erste Türkenlied Prags, gedruckt bei Georg Melantrich. Der kaiserliche Adler, überragt von der Kaiserkrone, umrahmt vom goldenen Blicß, auf dem Titel, gibt dem Liede den Charakter einer offiziellen Kundgebung. Aber das Lied ist kein Original, sondern nur eine Verfälschung des dem Wenceslaus Vind zugeschriebenen Liedes: O güttiger Gott in Ewigkeit, von dessen 15 Strophen es die 1., 2., 7., 12., 13. und 14. Strophe ganz übernimmt, während es die Strophen 3 und 4 des Originals zu einer zusammenzieht und überall nach Möglichkeit den Türken dort einsetzt, wo das Original allgemeinere Ausdrücke (gottloß heere 12, 4, gottlosen Hende 13, 7) verwendet. Auch das Türkenlied des Pfarrers von Schlackenwerth, Georg Spindler, fällt vermutlich in diese Jahre. Es überrascht durch die Naivetät, mit der der Verfasser sich an Gott wendet

und ihn auffordert, sich doch sehn zu lassen als den Mann, von dem wir Schutz, Sieg und Frieden haben; beweise deine Macht, ruft er Christo zu, fange selbst die Schlacht an, stürze die Feinde in die Grube und erlöse deine heilige Gemeinde.

Immer häufiger werden nun die Türkenlieder und übertönen fast jedes andere Interesse; kaum daß man noch darauf achtet, wenn in Leitomischl Juden Christenkinder zu Ritualzwecken opfern, oder daß die Bobkowitze sich durch eine Verschwörung zu Herren von Böhmen und Ungarn machen wollen. Nur was im fernem Osten vor sich geht, erregt dauernde Aufmerksamkeit; jede Nachricht von dort wird sofort in Verse umgegossen. Aber es unterscheiden sich diese Lieder wesentlich von denen der früheren Zeit; sie sind ausschließlich beschreibend, die Verfasser der Verse haben keine inneren Beziehungen zu dem Stoffe, den sie versingen; sie schaffen nur Neuigkeitsberichte in Versen, weil sie wissen, daß diese sich leichter an den Mann bringen lassen als trockene Prosa. Geschäftliche Rücksichten allein sind es, die diese Erzeugnisse hervorbringen, und die Verleger arbeiten wohl oft in höherem Auftrage, wenn sie so fleißig dem Vertriebe solcher Lieder sich hingeben; je mehr sie ins Volk drangen, je mehr das Volk sich ängstigte, um so leichter wurde die Türkensteuer bewilligt, die so schwer auf Böhmen lastete. So sind diese Lieder ein treffliches Agitationsmittel, sie machen Stimmung im Lande, stehen direkt unter dem Schutze der Obrigkeit und sind, was bei Liedern sonst unerhört, oft mit „Röm: Ray: May: Freiheit“ begnadet und gegen Nachahmung und Nachdruck geschützt.

Mit dem Tode Selims II. (1574) werden die böhmischen Türkenlieder häufiger und seit 1594 vergeht durch mehr als ein Jahrzehnt kein Jahr, ohne ein oder mehrere Lieder zu bringen. Auch Naturereignisse werden zu den Türken in Beziehung gesetzt und sind Beispiele, daß Gott im Türken ein Strafgericht über die sündige Menschheit verhängen wolle. Im J. 1576 erscheint ein Komet in Böhmen; gleich wird die Erscheinung dahin gedeutet, „als wolt dadurch Gott zeigen an, Der Türck vnd Feind sey auff der ban“. Das Jahr 1580 bringt ein Lied von einem Kampfe bei Großwardein, das besser ist als die übrigen, weil sein Verfasser den Verhältnissen wenigstens etwas näher steht; Caspar Bishlagngaul hat es im Lager zu Erlau gesungen. Von Interesse ist ein Lied des Jahres 1593, das die am 21. Juni erfolgte Einnahme der Festung Trentschin durch die Türken behandelt, weil es uns die seltene Gelegenheit bietet, nachzuweisen, wie solche Lieder aus Prosazeitungen entstanden sind. Denn über

dasſelbe Ereigniß beſitzen wir auch eine „neue Zeitung“ in Proſa, die genau denſelben Titel hat, wie das Lied, beide bei Johann Schuman in Prag gedruckt. Der Proſabericht erzählt zuerſt die Ereigniſſe des Jahres 1592, bevor er auf ſein eigentliches Thema kommt. Das Lied beginnt mit einer Dankſagung an Gott, der ſeine Güte im Kampfe gegen den Erbfeind bewieſen habe und ſetzt in der 2. Strophe mit der Schilderung des Kampfes ein, wobei es mitunter ganz wörtlich mit der Zeitung übereinſtimmt, während es ihm nicht gar ſo ängſtlich um die Genauigkeit zu thun iſt. So berichtet die Zeitung im weiteren Verlaufe, daß ein Angriff der Türken auf eine Brücke zurückgeſchlagen wurde, wobei 10—12 Türken gefangen, die andern ins Waſſer gejagt wurden, das Lied dagegen läßt „etliche Tauſend“ im Waſſer umkommen. Mit abermaligem Danke an Gott, daß in dem Kampfe 18 000 türkiſcher Hunde „vertrunken und auch erſchlagen“ wurden, ſchließt das Lied, während die Zeitung noch weiteres über die Ereigniſſe der nächſten Tage bringt. Den Proſabericht hat Schuman im ſelben Jahre noch einmal drucken laſſen, ihm aber ein Lied vorangeſtellt, das die Niederlage der Perſer bei Morebel gegen die Türken ſowie eine 2. Schlacht beſingt, in der die Perſer gegen die Türken Sieger geblieben waren. Da dieſes Lied nur einen Holzschnitt mit dem Bilde eines Paſchas auf dem Titelblatte trägt, der Titel ſelbſt aber auf „beyliegende Kupfferſtücke“ verweiſt, ſo dürfte vermutlich noch eine Folioausgabe mit Kupfern exiſtirt haben.

Auch die Nachricht von der Niederlage der Türken bei Stuhlweißenburg (9. Nov. 1593) iſt uns durch einen Proſabericht und ein Lied erhalten, beide wieder bei Schuman in Prag erſchienen. Beide Berichte ſind ſo farblos als möglich; den Verlauf der Schlacht faßt das Lied in die Worte zuſammen:

ehe dann in zweyen ſtunden
ward der erbfeind erlegt,
todt wurden jr gefunden
ſieben tauſend geſtreckt.

Um ſo länger iſt die Einleitung, die in allgemeinen Redensarten über die Türkennot klagt und der Schluß mit ſeiner eingehenden Beſchreibung der Kriegsbeute; den Schluß bildet das Lob Gottes, der „im Himmel ſeiner Feinde ſpottet“. Ähnlich wie dieſe Lieder ſind auch die folgenden: ein Bericht über die Niederlage der Türken vor Rajchan am 5. Mai 1594, durch Hans Walbau in Prag gedruckt; über eine andere bei Gran und Hattwan am 10. Juni 1594, gedruckt bei Jakob Vige auf der Klein-

seite; ein Lied auf die Kämpfe vor Mißkerath und Masseg 1596, das wohl deshalb Anklang und Nachdruck gefunden hat, weil sein Verfasser Teilnehmer am Kampfe gewesen sein will; ein Lied auf die Eroberung von Hattwan am 3. September 1596, über die Kämpfe vor Keredes am 23. Oktober 1596, den Tartareneinfall in Rußland 1601, die Schlacht vor Budapest am 20. Oktober 1603, dessen Verfasser gleichfalls am Kampfe sich beteiligt haben will und die Niederlagen der Türken in Siebenbürgen am 20. September 1604 und 12. Juni 1606.

(Ein Schlußartikel folgt.)



Reflexe.

Erzählung von **Kainer Maria Rilke.**

Bald nach der französischen Revolution erschien plötzlich die Herzogin von Billeroje in Böhmen. Man erzählte, der Herzog von Friedland habe ihr eines seiner Schlösser angeboten. Und wirklich fuhren bald darauf drei große Reisewagen in Demin ein. Mehr Gefolge hatte ja niemand in dieser zitternden Zeit. Aber es blieb trotzdem nicht einsam im Schlosse. Es ergab sich ganz unerwarteterweise, daß eine Menge Adel in dieser Gegend lebte, Emigranten und Andere. Besonders viele Polen fanden sich ein.

Die ersten Empfänge der Herzogin brachten allerdings einige Verlegenheit mit sich. Unter dem hohen strahlenden Portal, vor welchem Wagen um Wagen vorfuhr, fanden sich Männer, welche einander erstaunt und fragend anblickten, mit dunklen Erinnerungen in den Augen, und Frauen, die einander mit ironischem Lächeln begrüßten. Sehr laut und sehr schnell wurden dann die Namen genannt: die Gräfin Polonska, die Frau Fürstin von Siegnitz und viele glänzendere. Manche besannen sich erst im Vorfaal, während sie die Handschuhe zuknöpfen, ihres Namens und Ranges.

Aber die Herzogin von Billeroje, in ihrer natürlichen Art, verstand allen diesen kleinen Verlegenheiten zu begegnen. Wen sie empfing, wer ihre feine kühle Hand mit den Lippen nur eben beschatten durfte, der war, was er schien. Und die Herzogin merkte sich alle die vielen seltsamen Namen und gebrauchte sie mit soviel Laune und Leichtigkeit, wie

Perlen, welche man in die Luft wirft: und alle Anwesenden lernten auffangen.

Außer der Herzogin selbst einer blonden zarten Frau in jenem unjagbar feinen Alter, welches die Schönheit aller Altersstufen zu beherrschen scheint, fanden die Gäste auf Demin noch vor: die Fürstin von Sylva-Baltara, verwitwet, eine Schwester der Herzogin, obwohl sie dieser in gar nichts glich. Den Grafen Alma, einen Ungläubigen der Frauen, die ihn alle heimlich bewunderten, Kammerherr in Schwarz und, wie es hieß, Schüler Swedenborgs. Außerdem, immer in einer Fensterlnische, den Abbé Luc, schweigsam, beschattet, ein totes Lächeln über den schmalen Lippen. Auch ein junges Mädchen ging in der glänzenden Gesellschaft umher, lautlos und einsam wie im Wald: Helene, eine Tochter der Herzogin, immer in Weiß. Die Herzogin schien sie sehr zu lieben. Sobald die junge Fürstin im Saal erschien, ging die Hausherrin von allen Gesprächen fort auf das Mädchen zu und küßte es auf die Stirn. Alle waren entzückt von dieser Zärtlichkeit. Der dicke Graf Ballin sagte etwas zu laut: „Welch' eine Frau!“ Und eine hagere ältliche Dame, welche immer nur verlobt gewesen war, verbesserte ihn: „Eine Mutter, ach, was für eine Mutter, lieber Graf!“ Aber angesichts dieser Szene kamen auch einem jungen Menschen seine ersten Verse. Er las sie noch an demselben Abend, beständig erröthend, in einer Ecke des Saales vor und wurde auf einmal der Liebling vieler Damen. Aber es wurden auch wirkliche Dichter in Demin wach. Man sah manchmal in den tiefsten Alleen des Parkes stille Gestalten auf und niedergehen und, wenn man näher kam, hob sich eine einsame verklärte Stirne und zwei Augen von fremden Fernsichten erfüllt.

Zu den Festen in Demin fanden sich Leute ein, die in stilleren Nebenzimmern eine Melodie erfanden, welche noch in derselben Nacht getanzet wurde. Unversehens war ein kleines Drama fertig, und man spielte es in seltsamen bunten Kostümen zwei Stunden später. Die Manuskripte loberten längst in den Kaminen: wozu sparen? Es gab ja täglich einen neuen Tanz, und ein neues Spiel, so oft man dessen bedurfte. Etwas wie ein Hof entstand. Hier irgendwo schien das Reich der Herzogin zu sein, und Demin war der Mittelpunkt.

In demselben Maße, wie die Gäste, vermehrte sich auch die Dienerschaft des Hauses. Von allen Seiten drängten sich Leute herzu und die meisten wurden aufgenommen. Es gab für alle zu leben. Mit einem Male war ein Haushofmeister da, der über hundert Diener und Diene-

rinnen befaß. Dieses war ein Mann mit einem kühnen hoffärtigen Gesicht, welches in seltsamem Widerspruch stand mit seinen demüthigen kriechenden Händen.

Der Graf Alma sagte einmal zur Herzogin: „Entlassen Sie diesen Haushofmeister.“ — „Weshalb?“ staunte die Herzogin, „ich bin mit ihm zufrieden.“ Der Graf zuckte die Achseln. Der Haushofmeister blieb. Er verstand es auch prächtig, alles zusammenzuhalten; bei jeder Tafel, bei jedem Feste war sein Einfluß bemerkbar. Und sogar die Künstler hörten gelegentlich auf seinen Rat. Eine Dame sagte einmal von ihm: „Er hat Geschmack.“ Der Haushofmeister stand zufällig in der Nähe und verneigte sich stumm, mit so vornehmer Bescheidenheit, daß die Dame unwillkürlich lächeln mußte.

Um diese Zeit wurden die Feste immer reicher und rauschender. Zumal, als unerwartet ein Gast aus königlichem Blut erschien, ein junger glänzender Prinz, ein Bruder jenes Herzogs von Enghien, der später auf so grausame Art sterben sollte. Er war wie ein Goldstück, mitten ins Volk geworfen: Alles langte nach ihm; und er war geistreich genug, die Zuneigung der Gesellschaft als ein großes Recht über sie zu gebrauchen. Wie aus Marmorblöcken löste er die Gestalten in seiner Umgebung los, je nach dem Material: schöne und verschwenderische und solche, die sich nach Schönheit sehnen: rührende. Das war eine reiche Thätigkeit; denn er erfand die meisten kaum noch begonnenen. Ein einziges Wesen begegnete ihm in Vollendung: Helene, die mit den großen traurigen Augen. Bei ihr ruhte er aus von seinem beständigen Schöpfersein. Er sprach dann wenig zu ihr und nur von seiner Heimat, von dem weiten Land an einem ernsten Meer. Und er liebte es, so zu reden, als ob er ein Fischerjohu oder irgend eines namenlosen Mannes Kind wäre. Nie war ein Schloß oder ein Park Hintergrund dieser Gespräche. Nichts Lautes kam darin vor und kein Name, der sie an einen Ort oder an eine Zeit hätte binden können. Immer, wenn er die Gesellschaft in Bewegung gebracht hatte, wenn sie alle von seinem Leben lebten, wenn die Wellen seines Blutes in tausend Gebärden sich groß und sichtbar wiederholten, zog sich der Prinz unmerklich zurück und fand das fremde stille Mädchen bereit zu solchen dämmernden Gesprächen.

Einmal stand sie an der hohen Thür des Saales, welche auf die breite Terrasse führte. Er trat zu ihr und blickte neben ihr hinaus: Ueber vielen schwingenden Wipfeln war hohe jagende Nacht. Und sie, die Schweigsame, sagte, da sie ihn neben sich fühlte, wie auf eine Frage hin:

„Ich denke: diese Wolken, wie sich das formt und formt, willig jeder Gestalt und in jeder Gestalt flüchtig. Man sollte meinen, jede müßte erst ein Leben dauern in jeder Form. Wozu sonst die Form?“ — Und auf einmal schauten sich die beiden jungen Menschen an und dachten dasselbe. Dann blieben sie noch eine Weile neben einander und angesichts der Nacht. Aber unter dem Einfluß irgend eines Zwanges wandte sich der Prinz plötzlich um und fand, daß er unter den Blicken des Abbé war, gleichsam umnachtet von ihnen. Er mischte sich unter die Gruppen und sah sehr sorglos aus, strebte aber doch nach der nahen Fensternische hin, und, indem er ein Rächeln versuchte: „Und Sie, Herr Abbé, was soll man thun?“ Der Prinz zögerte; er verbarg nur schwer seine Verwirrung und fand erst langsam seinen gewohnten Ton: „Gibt es kein Fest, so groß, daß es auch Ihre Sinne erreichte? Sie bleiben immer außerhalb von jeder Freude, so scheint es.“

Der Abbé verbeugte sich leicht: „Sie irren, mein Prinz, meine Sinne sind mitten drin, eine Insel, wenn Sie wollen, eine schattige Insel in diesem Meer, über welches Sie Glanz streuen, wie der Morgen selbst.“

„An Ihrer Sprache, Herr Abbé, merke ich den Grund Ihrer Einsamkeit. Sie sind ein Dichter, irr' ich, — oder ein Denker.“

„Nichts dergleichen, mein Prinz, wenn ich schon Etwas sein soll, hier, wo jeder Etwas ist, dann nennen Sie mich einfach — einen Zuschauer. Das ist nicht viel, meinen Sie? Nun, je nachdem. Der Zuschauer wächst, sozusagen, mit der Szene. Leute, die eine Schlacht gesehen haben, unterscheiden sich wesentlich von solchen, die vor eine Kauferei geraten.“

„Und nach dieser Szene zu schließen . . .“

„Ganz recht, mein Prinz, Sie sehen, ich habe mir selbst geschmeichelt. Ich wollte sagen: mit diesem Bild von Reichtum, Schönheit und Macht in den Augen, bin ich ein ganz vorzüglicher Mensch, — verzeihen Sie, ein ganz vorzüglicher Zuschauer — geworden. Aber nun bitte ich Sie: denken Sie mal, was geschieht, wenn ein Zuschauer sich plötzlich in die Handlung mengt? Eine Verwirrung, nicht wahr? Das Spiel hört auf — plötzlich. Unter der Schminke andere Gesichter, unter den Kleidern andere Kleider, unter den Stimmen — andere Stimmen“ . . . und nun sprach der Abbé weiter, mit ganz anderen kurzen Worten, ohne Betonung, wie mit stählernen Stimmbändern: „Diese Herzogin, sehen Sie, ist noch die Beste unter uns. Sie ist die Tochter eines Barons. Allerdings, leider, keines französischen, eines lothringischen, — aber immerhin: eines Barons. Das hat nicht jeder aufzuweisen! Ihre Mutter war — war, — verzeihen Sie, mein Gedächtnis“

nis verläßt mich vor dieser Menge von Möglichkeiten — war — ja — eine Tänzerin. Sehen Sie, sie lächelt jetzt mit ihrem immer gleichen, entzückenden Lächeln; nur weil sie es nicht auf der Bühne gebraucht und nicht kurze Kleider trägt, sieht es so ganz anders aus, als ob es nicht ihrer Mutter Erbteil wäre! Aber trotz alledem: sie hat Talent zur Herzogin. Sehen Sie daneben diese Sylva-Baltara. Eine Spanierin — im Traum. Ich glaube, sie war Kammerjungfer, als sie noch fein und zierlich war; jetzt, da sie dick wird, hat sie es vorgezogen, Witwe eines nie verstorbenen Fürsten zu sein. Das sind unsere Damen. Wünschen Sie auch, unsere Herren kennen zu lernen?”

Der Prinz hatte die Hand auf dem Degengriff. Sie zitterte so, daß die Ringe daran klingend an den Knäuel schlugen.

Der Abbe veränderte nicht seine nachlässige Stellung. „Sie sehen, mein Prinz, ich habe eine eigentümliche Fröhlichkeit. Wollen Sie mir noch vorwerfen, daß ich an diesen Festen nicht teilnehme? Gerade sie haben mich so gestimmt — zum Scherzen . . .“

Der Prinz wandte sich kurz von dem Geistlichen ab.

Fast gleichzeitig erhob sich am anderen Ende des Saales ein Tumult. Der Haushofmeister hatte, etwas trunken wahrscheinlich, den Grafen Ballin beim Arm gefaßt und ihm irgend eine Frechheit gesagt. Das hätte sich noch bemänteln lassen. Man war schon im Begriff, den Haushofmeister hinauszudrängen, als der Graf sich wütend über ihn warf, und so war unverfehens im Saal, in Anwesenheit der Damen, eine richtige Rauferei entstanden. Der Haushofmeister wurde nüchtern und erwies sich als stark. Er warf den Grafen in eine Ecke, sprang zerfetzt und blutig, wie er war, mitten in den Saal und schrie mit riesiger Stimme:

„Hunde seid ihr, Hunde! Sollen's alle hören: Diese Herzogin ist keine Herzogin! Ihr alle seid — alle — alle . . .“

Es entstand eine wahnsinnige Verwirrung. Einige Degen blitzten. Die Damen flüchteten mit zerrissenen Schleppen. Plötzlich trat in dem allgemeinen Geschrei eine Stille ein. Die Herzogin stand mit ihrer Tochter hart vor dem Haushofmeister. Ueber den ganzen Saal hin waren ihre sicheren, nur am Anfang zitternden Worte vernehmbar:

„Simeon, wagst du vor diesem Kind, vor der Fürstin, zu wiederholen, was du eben gesagt hast?“

Helenens Auge lag ruhig und traurig auf der verworrenen Stirn des Mannes. Alles schwieg. Dann hörte man Helenens Stimme, die

leise die Herzogin beschwor: „Heißen Sie ihn fortgehn!“ Und stumm und gehorsam verließ der Haushofmeister den Saal.

Am nächsten Tage hatte er Demin verlassen.

Auch die Herzogin sprach den Wunsch aus, nach Polen zu gehen auf ein anderes befreundetes Schloß. Alle stimmten ihr bei. — Die Pässe, die man aus Wien verlangt hatte, blieben lange aus, und Graf Alma wurde unruhig. Solange er an der Tafel anwesend war, wagte sich kein heiteres Gespräch heraus, so schwarz war seine Gestalt, so ernst seine Stirn. Die Herzogin machte ihm deshalb Vorwürfe. Er antwortete:

„Ich bitte Sie, lassen Sie heute aufbrechen, heute noch.“

Die Herzogin lächelte: „Aber Alma, wie sollen wir ohne Pässe reisen?“

„Nur wenigstens von hier fort, an die Grenze.“

„Und ich, — soll ich auf dem Felde schlafen, Alma? Haben Sie wieder böse Ahnungen, Träume?“

Der Graf sagte ausweichend: „Ich schlafe schlecht, deshalb sind meine Träume kurz und heftig.“

Am andern Tag kamen die Pässe, und nun begann man rasch aufzubbrechen. Der Graf drängte, und niemand widersprach ihm. Die Dienerschaft riß alles von den Wänden und aus den Schränken, und Koffer und Truhen füllten sich wie Regentonnen im Gewitter.

Alle Zimmer standen offen, und der Wind ging durch die leeren Thüren. In den Sälen drängte sich neugierig das viele fremde Gesinde. Es war wie eine Plünderung. Man sah Knechte, die auf den Samtstühlen, welche sie hinuntertragen sollten, schliefen, und Mägde hielten schwere klare Spiegel, beugten ihr rotes sommersprossiges Gesicht darüber und trugen es, dumm lachend, im Spiegel, wie in einer Schüssel, hin und her.

Niemand von diesen Leuten maß seine Stimme, jeder lärmte und lachte, wie in Trunkenheit. Am lautesten war ein Frauenzimmer von einer festen schamlosen Schönheit. Man rief sie Aurora, und sie schien die Geliebte von allen Männern zu sein. Aber nur der Abbé Luc hatte erfahren, daß sie eigentlich das Weib Simeons, des früheren Haushofmeisters, sei, und daß dieser sie zu einer gewissen Mission unter dem Gesinde zurückgelassen habe. Aurora erzählte den Leuten nicht etwa, daß die Herzogin und die Andern im Schlosse ihre Titel zu Unrecht führten, im Gegenteil, sie suchte in Allen das Bewußtsein zu wecken, wie lächerlich der Zufall der Geburt die Einen vor den Andern auszeichne. Und die Männer

alle — die es ja wissen mußten — glaubten gerne, daß nur die edlen Steine und die seidenen Kleider der Herzogin an Auroras Hals und Hüften fehlten, um diese ebenso fürstlich und stolz erscheinen zu lassen. Indessen erkannte der Abbé, der unablässig betrachtete, an der wachsenden Kühnheit Auroras, daß sich irgend etwas vorbereite. Es ging auch das Gerücht, Simeon sei neulich nachts im Schlosse aufgetaucht und vor morgen wieder verschwunden.

Am Abend vor der Abreise saß Helene mit dem Prinzen in einem kleinen Salon, den man noch nicht zerstört hatte. Fernher hörte man dann und wann die Geräusche des Aufbruchs. Aber der Herbststurm in den alten Bäumen draußen war stärker, und es ging alles in ihm verloren. Ein kleines Feuer zuckte im offenen Kamin, konnte aber nicht recht froh werden. Die Schatten der Dämmerung schienen es von außen her zu ängstigen, und die beiden Menschen waren ein Teil dieser Schatten.

Der Prinz fragte: „Sie lieben Ihre Mutter?“

Pause.

„Ich liebe sie, — weil sie nicht meine Mutter ist,“ sagte die junge Fürstin einfach; und es war etwas sehr rührendes in diesem Vertrauen.

„Ihre Mutter ist tot?“

Helene senkte den Kopf.

Pause.

Plötzlich sagte der junge Mann: „Können Sie mir verzeihen, Helene?“

Helene nickte langsam, nachdenklich.

„Sie jagen ja? Wissen Sie denn, was Sie mir verzeihen sollen?“

„Nein. Aber ich antworte auf Ihre Frage. Ich kann Ihnen alles verzeihen.“

Der junge Mann erhob sich rasch und machte eine ungeduldige heftige Bewegung mit der Hand nach dem Halse hin und, indem er den Kopf zurückwarf: „ . . . kein Prinz . . . ich . . . bin kein . . . kein . . . kein Edelmann, . . . ich bin . . . ich . . . ich bin arm, . . . sehr arm,“ schloß er rasch, hart, unfähig, seinen Namen zu nennen.

Die Fürstin schien nicht erstaunt oder erschrocken. Sie wandte sich wie zu einem Kinde: „Warum beunruhigen Sie sich? Setzen Sie sich. Sprechen Sie mir von Ihrer Heimat, die gehört Ihnen doch; Ihnen gehört ja so viel.“

Da berührte er ihre Hand, die sie ihm eine Weile ließ, leicht mit den noch vom Geständnis zitternden Lippen und empfand, wie diese Berührung ihm einen neuen Adel verlieh.

Als die Herzogin bei den beiden jungen Menschen eintrat, geschah's mit den Worten: „Nun wird es ernst. Morgen, mit dem ersten Licht, sind wir unterwegs. Wir müssen Abschied nehmen. Wohin gehen Sie, Prinz?“

Der Prinz erhob sich: „Ich habe die Fürstin Helene eben gebeten, mir zu gewähren, mit Ihnen zu reisen . . .“

„Und ich sehe, du hast es erlaubt,“ lächelte die Herzogin und küßte ihrer Tochter die Stirne.

Später trat auch die Fürstin Sylva-Baltara ein. Sie fürchtete sich überall und lief aus einem Zimmer ins andre. Auch in dem kleinen Salon fand sie es unheimlich; man rief nach Licht. Aber man mußte warten.

Alle erschrafen, als Graf Alma plötzlich unter ihnen stand, ganz in Waffen. Als jemand darüber lachte, sagte er heiser: „Ich bin schon zur Reise bereit.“

Endlich hörte man nebenan Schritte. Der Prinz ging auf die Thür zu, um die Diener mit den Lampen herein zu lassen; es waren viele Schritte zu unterscheiden: man hatte viel Licht befohlen. Die Thür sprang auf, wildes Licht aus offenen Fackeln blendete den Prinzen, und er fühlte einen Stoß und Schmerz an der linken Schulter. Er taumelte. Aber im nächsten Augenblick stand er mit dem Degen den Hereinstürmenden entgegen. Graf Alma neben ihm. Eine ungeheure Wuth war in ihnen. Ihre Namen und ihre Kleider rissen sie mit. Sie sochten furchtbar. Der Adel eines alten Königreichs hätte nicht stolzer fallen können. Die Uebermacht bewältigte sie. Der Graf starb zuerst. Aus sieben Wunden strömte das Leben des Prinzen. Sterbend suchte sein Auge Helenen. Sie war nicht mehr im Salon; auch die anderen Frauen waren geflohen, so schien es. Die Horde drang johlend vor. Jetzt erschien Simeon an der Spitze; er meinte, keinen Widerstand mehr befürchten zu müssen. In einem engen dunklen Gang stieß er auf ein Bündel Kleider. Das war die Frau Fürstin von Sylva-Baltara. Er erwürgte sie im Vorübergehen.

Indessen suchte die Herzogin Helenen im großen Saal, als man dort eindrang. Simeon sprang auf sie zu, aber er zögerte.

„Gebt die Fürstin Helene heraus!“ schrie sie und streckte ihm eine Klinge, ganz aus Mondlicht, entgegen, die ihn an der Hand verwundete.

Simeon brüllte auf: „Bist du ein Mann?“ und erschlug sie mit einem Gewehrkolben. Dann hob er sie auf — sie war leicht wie ein Kind — und warf sie aus dem breiten Bogenfenster ins Schwarze, in den Hof.

Gleich darauf fuhr der große Reisewagen vor. Die Horde im Schloß hatte sich auf die Kisten gestürzt und plünderte. Jemand hatte auch noch Wein im Keller entdeckt: Darauf hatte Simeon gerechnet. Er trug einen großen Mantel, darunter das schwarze Kammerherrnkleid des Grafen Alma. Die Pässe staken darin. Vor ihm stieg Aurora ein, stark verhüllt, aber mit Ringen an den unbehandschuhten Händen. Auf den Sitz gegenüber hob ein Diener eine weiße, verschleierte, schlafende oder bewusstlose Person.

Als der Wagen sich schon in Bewegung setzte, sprang noch jemand hinzu und schmiegte sich in den Rücksitz. Simeon erkannte ihn nicht gleich. Aber da schob sich das Gesicht vor und eine Stimme jagte kalt und klar: „Frau Herzogin —“ Es war der Abbé.

Man schwieg. Es war kalt und unheimlich im Wagen. Von irgendwo fielen Lichter herein und glitten wie irre Gedanken über die Gesichter. Aurora zitterte. Plötzlich fragte sie flüsternd: „Wer ist das?“ Sie zeigte mit dem Finger auf die weiße verhüllte Gestalt. Simeon lachte: „Deine Tochter künftig, Frau Herzogin.“

Da nahm der Abbé den Schleier fort und wie mit eigenem bleichen Licht hob sich aus dem Hintergrund Helenens schwer schlafendes Gesicht. Und gleich darauf erwachte sie aus der Betäubung, nach kurzem Kampf gingen die Lider auf, und die Augen, die nicht mehr staunen konnten, ergoffen fremde Hoheit und Traurigkeit.

Simeon aber und sein Weib krochen zusammen wie abgestrafte Hunde und wußten auf einmal: Diese hier ist doch eine Fürstin.



Wie der Teufel tanzen lehrt.

Ballade von Oskar Wiener.

Herr Stiebig hoßt am Fensterbrett
Und meistert flink die Nadel;
Frau Kordula liegt längst im Bett
Drum ruht nun Janz und Tadel.
Und weil jetzt der Janz und der Tadel ruht,
Ist unserem Schneiderlein wohl zu Mut.

Das Weib, das er sich auserfor,
O du mein armer Peter!
Schimpft ewig, wie der Spatz im Rohr
Und bellert wie ein Köter.
Ich wette ein Wams: „Das zänkische Weib,
Die Here, hat sicher den Teufel im Leib'."

So spricht der Meister vor sich hin,
Da reißt ihm jäh der Zwirn;
Es rutscht und poltert im Kamin
Und Eisenketten klirrn.
Ein freundlicher Herr in schwarzem Gewand
Hüpft aus dem Ofen und lächelt charmant.

„Wohnt hier nicht ein Pantooffelmann
Und Kordula, sein Drachen?
Ich nehm die Schneiderswette an:
Er soll ein Wams mir machen,
Ein stattliches Wams, manierlich und fein;
Die Seide dazu soll gestohlen sein!" —

Wie war die Seide schön und schwer;
Der Pakt wird unterschrieben.
Nun saust die Nadel hin und her,
Daß tausend Funken fliegen.
Und ehe der Peter bis Dreie gezählt,
Da haben dem Wams nur die Knöpfe gefehlt.

Der Fremde prüft das Werk voll Hohn:
„Was kostet mich der Fegen?
Wir würfeln um den Macherlohn.
Was hast du einzusehen?"
Es jauchzt und jubelt der Peter: „Hurrah!
Ich seh' meine giftige Kordula!"

— Doch plötzlich wird der Schneider stumm
Und mag nicht weiter spielen:
„Was rutscht denn unter'm Tisch herum
Und schlägt und fegt die Dielen?"
Drauf grinst der Schwarze: „Ach Girelesanz,
Das ist nur mein zottiger Teufelschwanz!" —

„Wenn du der Herr der Hölle bist,
Kannst du die Fidel fragen.
Oh Spiel, verehrter Antichrist,
Ein Tanzlied für die Kagen.
Doch Spiel mir beileibe kein lautes Stück,
Sonst weckst du mein schnarchendes Eheglück!"

Der Schwarze zieht die Fidel blank
— Just schlägt die Geisterstunde —
Das Wimmerholz gibt einen Klang,
Als bellten hundert Hunde.
Der Schneider steht starr wie ein Leichenstein —
Frau Kordula fährt zur Stube herein.

Sie greift nach einem Besenstod,
Um ihm eins aufzuschmieren,
Doch wie ein junger Hiegenbock
Muß sie die Beine rühren.
Swar wehrt sie sich wild und wettert vertrakt,
Doch sie muß tanzen den tödlichen Takt.

Der Teufel drückt die Thüre ein:
„Kommt, leifende Grimmasse!
Setz sachte, sachte Bein vor Bein,
Nun geht es auf die Gasse!“ —
Swar wehrt sie sich wild und wettert vertrakt,
Doch sie muß tanzen den tödlichen Takt.

Stumm liegt und starr die Winternacht,
Verloren und verlassen
Und fiedel-fiedel, sacht sacht sacht
Durchtanzt das Paar die Gassen;
Die Straßen entlang, durch's verwünschte Thor
Und quer über Wälder und Felder ins Moor.



Von einem Lehrer verlang' ich:

Daß aus dem Volk er ein Mann sei,
Daß er dem Volke voran sei,
Allem Hohen vereint ist,
Allen Muckern ein Feind ist,
Daß er klug und gerecht ist,
Daß er kein Proß und kein Knecht ist.

Karl R. Fischer.



Jugend und Lehrer.

Die Jugend ist des Volkes Hort,
Das Fundament in jedem Staat;
Schatzmeister sei der Lehrer dort
Und hier ein Steinmetz früh und spät.

Karl R. Fischer.



Hugo Salus' „Christa“^{*)}

Von Alfred Kastil.

Salus' Lob zu künden und zu begründen, wäre ein längst überholtes Bemühen. In kaum vier Jahren hat ein halbes Dutzend lebenswürdiger Bücher, und zwischendurch und ihnen voran haben es ungezählte Lieder auf den losen Blättern der Jugend und des Simplicissimus in die deutschen Lande hinausgetragen. Sie haben sich in Tausender Herz und Sinn so vertraulich eingeschmeichelt, daß nun wohl auch ein ungenannter Vate dieser lieben Familie sofort freudig mit dem fremd klingenden, aber nirgends mehr fremden Namen des Dichters angerufen würde. Zu dem hat uns Paul Wertheimer erst jüngst mit der Gerechtigkeit liebevollen Verständnisses viel Anmutendes von dem Prager Dichterarzte zu erzählen gewußt und, wie es scheint, hat sein trefflich geschriebenes Essay die Expansionskraft der beliebten Hefte des deutschen Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse noch über ihr gewohntes Maß erhöht.

Daß uns freilich der Sänger so lebenswürdiger und allen Sinnesfrohen so leicht verständlicher Ideale, einmal noch tief ernste Rätsel zu lösen geben werde, konnten wir selbst aus jener eingehenden Studie nicht ersehen, da sie bei des Dichters letztem Buche „Christa“ mehr äußerlich nur verweilt. In mir aber hat das Staunen, mit dem ich eines Tages neben das Brevier jungen Hegels ein neues Evangelium zu legen hatte, nachgewirkt und mich gedrängt und getrieben, der neuen Heilsbotschaft auf den Grund zu kommen. Aber wenn es auch, wie von dem Dichter zu erwarten war, ein Evangelium der Schönheit ist, dessen Verständnis vielleicht nicht erkannt, sondern erschaut werden soll, vieles blieb doch zu dunkel und rätselvoll.

Salus erzählt uns von dem Mädchen Christa, das „auf der andern Seite der Welt geboren“ in Schönheit lebte, Schönheit kündete und um der Schönheit willen in derselben Stunde, da der beste Mensch um der Liebe willen sein Leben hingab, den gleichen Tod am Kreuze starb und es scheint, daß der Dichter hier, Karatbustre-Fladen folgend, sittliche in ästhetische Werte umzuwandeln oder umzuwenden versucht. Aber die allzuniedlichen Dimensionen des Gedanklichen lassen die Analogien, in denen das Leben „Christa“ die äußern Formen des Evangeliums nachzeichnet, im Gegensatz zu der unvergleichlichen Erhabenheit des in ihre Nähe gerückten gewaltigsten Stoffes oft noch peinlicher empfinden, als uns etwa der Einfall eines modernen Kleinfüßlers anmuten würde, michelangelleske Formen zu zierlichem Schreibstiftschmuck zu verarbeiten.

Doch vor allem, was ist der Inhalt jener Wertumdeutung, der Kern des dem Evangelium der Liebe gegenüber gestellten Schönheitsevangelioms? Soll des unschuldig heitern Mädchens frisches Wort gegen die unechte Hier schönheitslüsterner Gefallsucht als Analogie zu dem Kampfe des Nazareners für die Reinigung des formelüberwucherten Gesetzes zu nehmen sein; soll der Kinderblick des süßen, jungen Dinges im Gegenbilde zu dem tiefsten männlichen Ernste, der je aus Menschenaugen geblickt hat, erschaut sein? Was

^{*)} Salus, Christa. Ein Evangelium der Schönheit. Umschlag und Buchschmuck von Emil Orlik. Wiener Verlag. 1902. — Mit Genehmigung des Dichters wird eine kleine Probe daraus hier abgedruckt.

befagt das Evangelium der Schönheit anderes als das der Liebe? Oder ist es mehr als eine schon dem landläufigen Sprachgebrauche nicht mehr ganz fremde spielende Umwandlung des Wortsinnes, wenn Salus gelegentlich das Sittliche selbst die Schönheit nennt, so daß nicht diese, sondern ihr Name an die Stelle der Liebe tritt? Und wie finden wir uns in dem neuen Erlösungsgedanken zurecht? Die Tage, die Christa vorangegangen, werden zwar „Tage des tiefsten Schattens“ genannt, aber die anakreontisch heitere Phantasie des Dichters hat sie kaum als solche erschaut. Ueberall sind es sanges- und blumenfrohe Menschen, die ihre Ankunft in der Welt erwarten. Fahnen wehen von den Türmchen der Häuser, eine Rosenflut überströmt die liebliche Wiege. —

Das alles also gibt uns Rätsel auf und jaßt lockt es, die Mühe der Lösung durch das energisch abschließende Wort zu sparen, daß hier die zufälligen Eindrücke einer nur auf das formale Moment der Evangelien bestimmten Lektüre die leicht bewegliche Phantasie des Dichters allzurasch und reich mit Bildern befruchtet haben, ehe noch die Kritik des Gedankens diese Massen zu gliedern vermochte. Vielleicht hat seine Phantasie auch von dem bildlichen Gehalte des nicht selten gehörten Wortes von der gekreuzigten Schönheit ihren Ausgangspunkt genommen. Aber auch dies mutete uns recht fremd an. Wo durch Liebe Erlösung wird, muß sich das höchste Maß von Liebe in die Stunde der Vollenbung drängen und es will uns nicht eingehen, daß die Erlösung der Welt durch die Schönheit (was immer darunter zu denken sei) ein Bild des Grauens sein könnte und dürfte. Was dieser merkwürdigen Abirrung des Erlösungsgedankens ins Reich der Schönheit an begrifflicher Klarheit mangelt, müßte die Pracht der Anschauung vergessen machen. Ganz anderes, als der Anblick der trostlosen, alten Wahrheit, daß das Los des Schönen Tod und Morder sei, müßte uns hier beschieden sein.

So müssen wir es uns denn wohl gestehen: Des neuen Heiles Lehre haben wir nicht gefunden. Bescheiden wir uns darum lieber nach unserm alten Salus zu suchen! Und das ist so schwer nicht; hier ist ein Stück von ihm:

Die Predigt im Haine.

Als der Reigen der fröhlichen Verkünderinnen um Mittag in einer Waldlichtung rastete, setzten sich alle Mädchen im Kreise um Christa und waren zwischen den Bäumen verteilt, also daß immer ein dunkler Stamm mit einem hellgekleideten Mädchen abwechselte. Christa aber stand in der Mitte des Kreises und schaute freudigen Auges umher. Und sie sprach: „Ihr lieben Gefährtinnen, es sind unter euch viele, die mich lieben und mir vertrauen, aber es sind unter euch auch einige, welche zweifeln. Diese verstehen nicht, warum ich mit euch ausziehe, die Schönheit zu verkünden. Sie denken in ihren Herzen: Warum sagt uns Christa nicht in Worten und Geboten, was ihr befohlen wurde, warum verkündet sie nicht den Menschen die Gesetze, danach sie leben sollen, damit die Schriftgelehrten sie aufschreiben und den anderen Menschen die Bücher der Schönheit mitteilen? Senket nicht die Lider, ihr Mädchen, die ihr also denkt! Ich will euch das Buch der Schönheit weisen!“ — Sie zog ein Buch aus dem Gewande, das sie am Busen getragen hatte. Das hob sie nun im Sonnenscheine in die Höhe, daß der grüngoldene Strahl der Sonne durch die Blätter der Bäume auf das Buch fiel. Sie lächelte und sprach: „Dies ist das Buch der Schönheit, das ich den Menschen bringe. Es wird alle Schönheit enthalten, wenn die Menschen

Augen haben werden, die Schönheit zu sehen. Ihre Blicke werden leuchten, wenn sie dies Buch lesen, und ihre Herzen werden höher und reiner schlagen. Seht, wie es im Sonnenstrahle schimmert!“ — Und alle sahen auf das Buch und es erglänzte im Sonnenscheine. Christa sprach aber weiter und sagte: „Es ist ein Buch mit leeren Seiten, das ich euch zeige, und kein einziges Wort ist darauf geschrieben. Die Menschen werden es selbst mit Schönheit füllen! Ich schlage die erste Seite auf, und die Sonne leuchtet darauf mit goldenem Lichte, und die zweite Seite, die Blätter des Waldes rauschen darin, ich halte die dritte Seite gegen den Wald, und seiner Wunder wird sie sich füllen. Die vierte Seite halte ich gegen den Boden, sie wird wiederklingen von den geheimen Melodien, davon die Erde bebt. Und Seite um Seite will ich mit ihrer Schönheit sich füllen lassen, und sind nicht Blätter genug im Buche, alle Schönheit in sich aufzunehmen. Denn diese Seite halte ich gegen euch, und die Schönheit der menschlichen Gestalt wird sich darin spiegeln, diese Seite hauche ich an, daß sie Leben bekomme von meiner Seele. So wird dies Büchlein jubeln und frohlocken, leuchten und schimmern, es wird klingen und singen, die Liebe wird darin enthalten sein mit ihren Wundern und die Thräne der Sehnsucht, und aller Harmonieen wird dies Buch voll sein! Mit diesem goldenen Buche wollen wir zu den Menschen ziehen; den Blinden will ich es an das Ohr halten, und ihr Ohr wird sich mit herrlichen Melodien füllen; den Armen will ich es zeigen und sie werden über ihren Reichtum staunen! Und ich will es den Arbeitern auf dem Felde zeigen, die sich im Sonnenbrande mühen. Und wenn sie mein Buch sehen und wenn sie es nicht verstehen, so will ich zu ihnen sprechen:

Lasset eure Dummheit, ihr Brüder, und freut euch, denn nichts ist schöner und Gott gefälliger, als Arbeit, und nichts schöner als das Gefühl der Kraft, die eure Muskel anschwellt. Nichts ist schöner, als der Schwung der Arme, wenn ihr den Samen in die Furchen austretet! Nichts ist herrlicher als das Blitzen der Sicheln im Sonnenbrande. Und euer Glück, so ihr es wißt, wird größer sein, als das Glück der Träumer auf den Kissen der Trägheit, und nichts heiliger und schöner, als euer Heimgang durch den Abend, wenn euer Tagewerk vollendet ist. Ich will nicht, daß ihr anders lebet als bisher, ihr Brüder und ihr, braune Mädchen auf dem Felde, um in mein Reich aufgenommen zu werden, nur daß ihr wißt, daß euere Arbeit Schönheit ist und Gottesdienst, und nicht murret über euere Schweißtropfen; denn jeder Schweißtropfen ist Gott gefälliger, als zehn Gebete und hundert Opfergaben. Und wenn mich die Schnitter auf dem Felde fragen werden: So werden wir im Reiche der Schönheit, das du gründest, wieder Schnitter sein? dann will ich ihnen antworten: Ihr werdet wieder Schnitter sein, o Brüder, und werdet doch glücklicher sein, als je ein Glücklicher gewesen! Denn ihr werdet säen und ernten im Bewußt-sein, und eure Arbeit wird sein, wie ein Gottesdienst; die Lieder zu eurer Arbeit werden sein, wie Gefänge im Tempel. Seht doch die Blumen im Felde an, die Halme des Kornes, die Bäume, die Blüten und Früchte tragen. Sie saugen den Saft aus der Erde und treiben hundert Wurzeln und Würzelchen durch den harten Boden und trogen dem Sturm, der über das Land segt und heben ihre Häupter gegen den Regen; das ist ihre Arbeit und sie ist nicht geringer als eure Arbeit. Und doch schaut ihr sie an und freut euch ihrer. So werde ich euch anschauen auf dem Felde und mich euer erfreuen, denn euch wird

die Arbeit Schönheit bedeuten. Freuet euch auf mein Reich, in welchem ihr nicht murren werdet über eure Müdigkeit, sondern euch freuen werdet über die Ernte, die eure starken Arme bereiteten! Mein Reich ist das Reich der fröhlichen Arbeit!" — So sprach Christa im Haine, während die Schwestern um sie lagerten. Und die Mädchen lauschten ihr und die Bäume neigten ihre Kronen, um besser zu hören, und die Vögel in den Zweigen schwiegen und horchten auf ihre Rede. Als aber die Mädchen sich erhoben und aufbrachen, um weiter zu ziehen, folgten ihnen die Vögel singend und jubelierend und schwebten über ihnen gleich einer Wolke.

* * *

Christa und die Jäger.

Als die Sonne sich gegen Abend neigte und die ersten Schatten des Abends sich über die Felder breiteten, kam dem Reigen der Mädchen mit Halloh und Hufschall ein Zug von Jägern entgegen, junges Volk zu Pferde, von Hunden umbellt, lustige und übermütige Jägersleute, die gute Beute gemacht hatten. Da sie nun den Zug der fröhlichen Mädchen schreiten sahen, so umzingelten sie ihn und scherzten und warfen wohl auch mit kecken Worten ihre Fangleinen nach ihnen. Eleusios aber und die anderen Jünglinge, die dem Zuge Wächter waren, stellten sich ihnen eifrig entgegen, froh, für Christa ihre Kraft zu erproben. Diese aber trat vor den Führer der Jäger und sprach: „Ich wehre euch nicht fröhlich zu sein, ihr Jünglinge, denn auch wir sind fröhlich. Aber saget mir, welches Gut steht euch am höchsten von allen Gütern des Lebens?“ Und die reissigen Jünglinge sagten einmütig — und es klang wie ein schmetternder Jagdruf —: „die Freiheit dünkt uns am höchsten von allen Gütern des Lebens!“ Da fragte Christa: „Die Freiheit? Und wie denkst du dir die Freiheit, o Jägersmann?“ — „Wie ich mir die Freiheit denke, du seltsam fragendes Mädchen? Also, daß ich thun und lassen kann, was mir gefällt; daß ich reiten kann, wohin es mich freut, und schießen, wo ich ein Wild erspähe, daß ich trinken darf, wonach mich dürstet, und küssen darf, wenn meine Lippen es verlangen! Daß niemand mich hindern darf, zu thun, was mir behagt, und zu lassen, was mir mißfällt. So denke ich mir die Freiheit; ich kann nur glücklich sein, wenn ich frei sein darf!“ Da sprach Christa: „Dann ist deine Freiheit der Kerker deiner Mitmenschen! Denn, wenn du jagen willst, o Jüngling, der du die Freiheit liebst, und die Aehren deines Bruders sind schwer vom Korn, werden nicht die Hufe deines Pferdes seine Freiheit zerstampfen? Und wenn es dich gelüstet zu trinken und du nimmst den Krug des Arbeiters auf dem Felde, trinkst du nicht von seiner Freiheit? Und weißt du denn, du Ungezügelter, wenn du ein Mädchen umarmst, ob sie dir nicht fluchen wird, daß du die Rosen an ihrer Brust zerdrückst, die ihr Liebster ihr schenkte? Im Reiche der Schönheit, das ich verheiß, o freiheitsdürstender Jägersmann, wird die Freiheit des Kühnen nicht der Kerker des Schüchternen sein; denn ich ziehe aus, das Reich des Gleichgewichtes zu gründen.“ Die jüngeren unter den Jägern hörten aber nur mit halbem Ohre zu, da Christa sprach: sie hoben sich in ihren Sätteln und zeigten einander lachend die hübschesten Mädchen im Reigen. Und als Christa fortfahren wollte, zu sprechen, da nahmen sie wieder ihre Fangleinen, sie nach den Mädchen zu werfen. Und die Schlingen fuhren durch die Luft. Da hob Christa den Arm empor und gebot den Leinen. Da kehrten die Schlingen

im Fluge um und flogen zurück und lagen ihren Schleuderern um den Hals. Die waren sehr verblüfft ob dieses Wunders. Der Führer der Schar aber sagte — und griff sich an die Stirn, als ob er sich besinnen müßte —: „Was ist das doch für ein nachdenkliches Märchen, in das wir da hineingeritten sind, ihr Brüder? Wir haben im Walde, wenn er im Nachtwinde rauscht, wohl oft seltsame Stimmen vernommen, aber nie so seltsame Worte, wie dieses Mädchen sie spricht!“ Und die anderen nickten und waren alle wie im Traume. Cleusios aber trat vor und sprach zu den Jägern: „So wisset denn, daß dieses Mädchen Christa ist, die auszieht, das Reich der Schönheit zu gründen. Reitet still nach Hause und verkündet euren Brüdern, daß sie in sich gehen und sich auf den neuen Morgen vorbereiten. Denn es wird nicht lange dauern, daß ihnen die Augen aufgehen!“ Und die Jäger nahmen die Hüte von den Köpfen und grüßten still und ritten schweigend von dannen. Die Mädchen aber schritten weiter der Höhe zu.



Die deutsche Kunst in Böhmen und die neue Prager Kunstgalerie.

Von —r.

Als vor kaum mehr als einem halben Jahrhundert die bildenden Künste in Oesterreich nach langem Winterschlaf wieder erwachten, da waren es zwei Orte, an denen sie sich sammelten, zuerst Wien und bald darauf Prag. Gar manches von dem was damals in frischer Begeisterung auf dem altklassischen Kunstboden Prags geschaffen wurde, sehen wir heute freilich mit kritisch geschärften Augen an, im wohlthuenden Gefühle unseres besseren Könnens, wobei wir allzuleicht vergessen, wie viel Dank die Jüngeren den Älteren schuldig sind, die den Weg gebahnt haben; manches aber hat sich doch in die großen Linien des künstlerischen Bildes von Prag eingefügt, der eine oder der andere Name hat sich über provinzielle Bedeutung hinaus weit erhoben. Aus dem deutschen Böhmen ist dann die ernste, reine Künstlergestalt Josef Führichs hervorgegangen.

Die erste Prager Künstlergeneration des 19. Jahrhunderts ist fast ganz deutsch gewesen, die heutige ist überwiegend tschechisch. Auf keinem Gebiete hat sich ein so rascher und so durchgreifender Umschwung im Verhältnis der beiden Nationalitäten vollzogen, und das hängt wohl damit zusammen, daß gerade die bildende Kunst, zumal in ihren Anfängen, von den öffentlichen Aufträgen und daher von der Richtung der öffentlichen Gewalten abhängig ist. Man sagt mit Recht, daß die Kunst nach Brot geht, aber das Brot der Kunst, so bescheiden es gewöhnlich zugemessen wird, ist doch nicht beim gemeinen Mann, sondern nur bei den großen Herren zu finden. Früher waren es die Kaiser und Könige, der hohe Adel und die reichen städtischen Patrizier, die den Künstler ernährten, Zeuge dessen z. B. Prag selbst mit seinen alten Bauendenkmälern, deren Bauherren Karl IV. und Rudolf II. oder Wallenstein gewesen sind. Heute haben sich die Auftraggeber, dem Wechsel der politischen Gewalten entsprechend, etwas geändert, neben den Hof ist die Regierung mit den öffentlichen Geldern getreten, die Regierung des Reiches, die Verwaltung der Länder, der Hauptstädte sowie der großen Anstalten, die mit Land und

Stadt zusammenhängen. Der Adel hat zum Theile dem reichen Geldmann Platz gemacht. Da und dort hat sich ein großer Markt gebildet, reiche Kunstfreunde aus aller Herren Ländern strömen z. B. nach München zusammen, aber wie die Anfänge des Münchener Kunstlebens, so gehen die Anfänge überall auf kunstsinninge Regenten und Regierungen zurück, die allein die Mittel haben, um die großen Meister in eine Stadt zu berufen und an sie zu binden und mit ihnen die großen Schulen zu schaffen, die dann in lebendiger Wechselwirkung Künstler und Käufer anlocken. In Oesterreich, dessen Kunstleben noch so in den Anfängen steht, fehlen die fremden Käufer ganz, unsere reichen Leute verwenden ihre Mittel nicht selten auf den ausländischen Märkten, und für das, was zu Hause geschaffen wird, ist daher der gute Wille derer vor allem entscheidend, die die öffentlichen Gelder zu verwalten haben.

Dieser gute Wille war in den letzten 20 Jahren in Prag fast nur für die tschechischen Künstler thätig. Ihnen sind die Professuren an der neu eingerichteten Kunstakademie und Kunstgewerbeschule mit einer einzigen Ausnahme zugefallen, und mit den tschechischen Meistern haben sich hier die tschechischen Kunstjünger versammelt; ihnen sind die vielen und großen Kunstaufträge zugegangen, die in dieser Zeit vom Land, von der Hauptstadt und sonst von öffentlichen Stellen vergeben wurden.

Es wäre gewiß höchst ungerecht, wenn man die rasche und schöne Blüte der tschechischen Kunst in Prag nur aus der Gunst der politischen Verhältnisse erklären wollte. Diese hat nur Lust und Licht gebracht; wenn unter deren Einfluß die Keime in die Höhe trieben, so dankt die Nation dies ihrer künstlerischen Begabung. Als die neuen Schulen eingerichtet wurden, hatte das tschechische Volk theils in Prag selbst, theils draußen in der Fremde die Meister schon zur Verfügung, um die Stellen, zum Theile mit glänzenden Namen, zu besetzen. Seither ist eine zahlreiche künstlerische Jugend herangewachsen, in der sich immer wieder neue Talente hervorthun, die über die Grenze des Landes Anerkennung finden. Von Prag aus ist es der tschechischen Künstler-schaft gelungen, den für sie nicht leicht zugänglichen Boden Wiens und die Wiener Kritik für sich zu gewinnen.

Gerechterweise muß man zu dem Schlusse kommen, daß die tschechische Künstler-schaft die Berücksichtigung, die ihr endlich von den öffentlichen Stellen aus zuteil geworden ist, längst verdient und daß sie sie vollaus gerechtfertigt hat. Sie sei ihr neiblos gegönnt; was wir auf dem Herzen haben, richtet sich an eine ganz andere Adresse. Wie die Staatskunst in Oesterreich es die ganze Zeit her meist nicht anders getroffen hat, als daß sie das auf der einen Seite zugefügte Unrecht dadurch gutzumachen suchte, daß sie nun auf der andern Seite Unrecht zufügte, so ist es auch hier wieder geschehen. Man hat alles für die Tschechen, nichts für die Deutschen gethan, ja man hat ihnen sogar genommen was sie von früher besaßen. Die Neueinrichtung der beiden großen Prager Kunstschulen, an sich eine schöne That unserer Verwaltung, ist so vollzogen worden, daß die alten deutschen Lehrer fast alle entfernt wurden.

Man möge dem Verfasser gestatten, noch eine kleine politische Bemerkung einzuflechten. Die ganze große Umwälzung, von der hier die Rede ist, ist „auf administrativem Wege“ vollzogen worden, die Vergebung der Aufträge, die Berufung der neuen Lehrer, die „Verschickung“ der alten; jeder einzelne Akt unscheinbar, alle zusammengenommen von ausgiebiger Wirkung. Man muß den tschechischen Abgeordneten, den tschechischen Beamten in den leitenden

Körperschaften das Zeugnis geben, daß sie, für die kulturellen Interessen ihrer Nation warm fühlend und wohl auch deren hohe politische Bedeutung erkennend, unablässig in deren Dienste thätig waren. Wie der Kaiser, so ist auch die Geschichtlichkeit zu rühmen, mit der sie thätig waren. In ihrem „Landsmann-minister“ besaßen sie das geeignete, allgegenwärtige Organ, um unauffällig, auf ruhigem, bureaukratischem Wege die von den Abgeordneten angemeldeten „kulturellen Forderungen“ der Nation durchzusetzen.

Der Erfolg war so vollständig wie möglich. So schmerzlich es für einen Deutschen auch ist, es auszusprechen, so muß es doch gesagt werden: Es gibt heute kein deutsches Künstlerleben in Prag und in Böhmen, es gibt nur vereinzelte deutsche Künstler, denen man zwar nicht genug Dank dafür wissen kann, daß sie auf dem schweren Posten ausharren, die aber — bei allem schuldigen Respekt vor ihrem Talent und Können — der immer anwachsenden Zahl tschechischer Künstler nicht das Gleichgewicht zu halten vermögen. Wenn uns die tschechischen Tagesblätter diese traurige Wahrheit bei jeder Gelegenheit in allen Tonarten der Unhöflichkeit triumphierend vorhalten, so sind sie, von dem Punkte der Unhöflichkeit und der damit verbundenen Uebertreibung abgesehen, im Recht. Aber freilich, mit der Deutung, die sie dieser Thatsache geben, sind sie ganz und gar im Unrecht, denn noch ist die künstlerische Begabung der Deutschen in Böhmen nicht erloschen, noch sprießen aus unserem Volk in allen Gauen, die es im Lande bewohnt, immer neue Talente, noch bilden sich diese mit Eifer für die höchsten Aufgaben der Kunst aus, noch gibt es unter ihnen Namen, die man in Oesterreich, in Deutschland und weiter hinaus rühmend nennt — nur daß die übergroße Zahl nicht in der Heimat wirkt, in der sie keine Schule nach ihrem Sinn und keinen Erwerb finden, sondern daß sie fortziehen, nach Wien, nach München und wohin sie sonst der Drang der Arbeit führt. Gabriel Max in München, Kumpfer, der Meister an der Wiener Akademie, der Nordpolfahrer und Maler der Polarnacht Julius von Payer zählen aus der älteren Generation zu ihnen. Ab und zu bringt der Telegraph und die Zeitungen immer wieder Nachricht von dem oder jenem neuen Namen aus diesem oder jenem Dorfe oder Städtchen des deutschen Böhmen, und von einem schönen Erfolg, den sein Träger irgendwo draußen errungen hat. Wir lesen, daß ein begabter junger Radierer, Richard Müller aus Tschirnitz bei Pürstein, es zu einer Professur an der Akademie in Dresden gebracht hat, dann lesen wir wieder, daß ein junger Bildhauer aus Wischeran bei Mies, Franz Mekner, bei der Konkurrenz für ein Richard Wagner-Denkmal in Berlin sich in die vorderen Reihen gestellt hat, oder wir lesen, daß Wilhelm Löwith aus Trosau bei Klattau vom bayerischen Prinzregenten den Professorsitel erhalten hat. Von vielen andern, die ebenso vorwärts gekommen sind, erfahren wir vielleicht nichts, denn die Verbindungen der Ausgewanderten mit ihrer Heimat sind fast abgerissen, sie sind dem Lande und oft auch dem Reiche verloren gegangen.

Die Gesellschaft, in deren Auftrag diese Zeitschrift herausgegeben wird, hat im vorigen Jahre den Versuch gemacht, umfassendere und genauere Nachrichten zu sammeln. Sie ist den einzelnen Personen so viel als möglich nachgegangen, was schwierig genug war, da diese von einander nur wenig wußten, hat Namen und Adressen erkundet und Fragebogen ausgefendet. Künstler greifen nicht gerne zur Feder, die Anfragen sind nur unvollständig beantwortet worden, aber es ist doch gelungen, die Namen von etwa 180 bildenden Künstlern aus dem deutschen Böhmen ausfindig zu machen, deren ganz überwiegende Mehr-

zahl weit verstreut außer Böhmen, zumeist im Ausland, lebt. Es wurden nur solche gerechnet, welche entweder Lehrer an einer öffentlichen Kunstschule sind oder die Jury einer öffentlichen Ausstellung bestanden haben. Die Liste wird, bis sie vollständiger sein wird, wohl publiziert werden und man wird dann in der Lage sein, ihren Wert abzuschätzen.

Vorläufig können wir uns an jenen Namen genügen lassen, die heute schon allgemein bekannt geworden sind.

Es wäre eine hübsche Aufgabe für einen Kunstgelehrten, diese Dinge zu verfolgen und das reiche Schaffen all dieser unsrer Heimatgenossen zu schildern. Mit einigem Spürsinn würde er die Liste wohl noch vergrößern können und es müßte ihm leicht fallen, einen stattlichen Band zusammen zu bringen. Indes unser deutsches Volk in Böhmen hat wohl den Anspruch darauf, über seine kunstbegabten Söhne nicht bloß vom Hörensagen in den Zeitungen oder durch kunstgeschichtliche Bearbeitungen Nachricht zu erhalten, es hat gar keinen Grund zu solcher Selbstbeschränkung. Vom Standpunkte des rein materiellen Interesses schon darf es seine Forderungen höher spannen. Die Deutschen, die die Hälfte der Landessteuern zahlen, dürfen wohl die Frage stellen, warum ihren jungen Leuten nicht wie den Tschechen eine Schule im Land eingerichtet ist, auf der sie von nationalen Reibungen frei lernen können, oder die andere Frage, warum ihre gereiften Talente es nicht erreichen können, an einer Schule im Land als Meister bestellt zu werden und die Sicherung, die Ehre und den gesellschaftlichen Rang zu erhalten, die mit solchen Stellen verbunden sind. Aber das ist nicht alles, ja ist lange nicht das Wichtigste, was in dieser Sache zu sagen ist. Der Meister, der Mitschaffende ist es, der die ruhenden Keime der künstlerischen Begabung erweckt — soll uns diese lebendigste schaffende Kraft fehlen? Sollen gerade immer die Besten aus dem heimatlichen Boden entwurzelt werden? Welche Nation vermöchte einen solchen Raubbau der Talente auf die Dauer zu ertragen? Der aufstrebende Kunstsin in unseren deutschen Städten verliert so seine besten Berater, mancher schöne Plan wird unterdrückt oder verdirbt in unrichtigen Händen, Aufträge mit großen Summen gehen hinaus in die Ferne, ins Ausland, so daß man nur das Werk des Künstlers erhält, statt ihn selber zu besitzen.

Die Kunst ist ein sehr hoher politischer Wert. Ihr schimmernder Glanz erhöht den politischen Rang eines Volkes und wird ein Titel, auf den man sich mit besonderem Nachdruck beruft, wenn man die Bedeutung eines Volkes ins Licht stellen will. Da man nicht leicht abwägen kann, was die Massen hier und die Massen dort bedeuten und hervorbringen, so wählt man das zur Vergleichung, was dort und hier die hervorragenden Individuen auf jenen Gebieten geleistet haben, wo die höchsten Anforderungen an die menschliche Begabung gestellt sind. Nach ihren Dichtern, Denkern, Künstlern wägt man die Nationen, indem man den Schluß macht, daß dort, wo es an hervorragenden Persönlichkeiten fehlt, auch die Menge des Volkes von minderer Begabung ist. Die Deutschen in Böhmen haben infolge einer Reihe mißlicher äußerer Verhältnisse, die ihnen einen guten Teil ihrer führenden Geister entziehen, unter Vergleichen dieser Art immerfort zu leiden. Sie haben gerade in Rücksicht auf die bildende Kunst am wenigsten Ursache, diesen Schluß gegen sich ziehen zu lassen, denn der Glanz der Kunst fehlt ihnen nicht, er ist ihnen genommen worden, sie haben einen wohlbegründeten Anspruch darauf, zu verlangen, daß sie nicht gegen ihr Verdienst ins Dunkel gestellt werden. Sie

können sich mit Recht berühmen, daß sie das Werk ihres Gewerbfleißes und ihrer wissenschaftlichen Schulen auch mit dem Edelsteine der Kunst zu schmücken vermöchten, falls die Hindernisse aus dem Weg geräumt werden, die die Mißgunst der politischen Verhältnisse ihren künstlerischen Talenten in der Heimat bereitet hat.

Ein Kaiserwort läßt hoffen, daß dies endlich geschehe. Das Handschreiben des Kaisers, welches die Errichtung einer modernen Galerie in Prag angeordnet hat, bestimmt diese für beide Nationalitäten des Landes und zeigt den einfachen Weg der Lösung: Gerechtigkeit für beide Teile. Damit ist ein verheißungsvoller Anfang gethan, oder doch in Aussicht gestellt. Unsere Künstler werden sich zunächst in ihren Werken in Prag versammeln, man wird sehen und man wird wissen, was sie zu leisten vermögen, man wird erkennen, was man ihnen und den Deutschen im Lande vorenthalten hat und was man ihnen in Zukunft zu geben schuldig ist. Die Summe, die aus der großmütigen Kaiserlichen Widmung für jährliche Ankäufe auf deutscher Seite ausgelegt werden wird, kann zwar nicht sehr groß sein; aus dem Kapital von zwei Millionen Kronen soll das Galeriegebäude bestritten werden, und die Zinsungen des Restes sind auf die Künstler beider Nationalitäten zu verteilen. Aber es ist wohl zu hoffen, daß deutscher Kunstsinne und Nationalsinne rege genug sein werden, um Gönner zu erwecken, die die Mittel der Galerie durch jährliche Widmungen vermehren, und auf alle Fälle wird das gethan sein, was stets die Hauptsache ist, die Thatkraft wird geweckt sein, ein Institut wird geschaffen sein, das ein Mittelpunkt sein wird, um die künstlerischen Bestrebungen der Deutschen zu sammeln. In der Galerie vertreten zu sein wird für alle deutschen Künstler des Landes, auch wenn sie in der Ferne weilen, eine Ehre sein, nach der sie streben werden, die Aussicht, in ihrer Heimat gewürdigt zu sein, wird sie dahin bringen, die Ausstellungen hier zu beschicken und die abgerissenen Verbindungen mit der Heimat wieder anzuknüpfen. Schon heute, wo die Errichtung der Galerie noch erst in ferner Aussicht steht, ist diese Wirkung bemerkbar. In München und in Wien haben sich unsre dort ansässigen Künstler zusammengeschlossen und haben mit hiesigen Kreisen Fühlung genommen. Es ist uns aus München über die erste zu diesem Zwecke einberufene Versammlung ein Bericht zugegangen, der die Verhältnisse von heute so deutlich beleuchtet, daß wir glauben, ihn nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. In jener Versammlung fanden sich deutsche Künstler aus Böhmen zusammen, die jahrelang neben einander in München ansässig waren, ohne sich persönlich oder auch nur als Landsleute zu kennen, wenn sie sich auch aus ihren Werken von den Ausstellungen her kannten. Aus benachbarten Bezirken stammend waren sie in der Fremde einander fremd geblieben, und sie wären für immer einander fremd geblieben, wenn nicht die frohe Botschaft von zuhause, daß ihnen endlich dort eine Stätte bereitet werde, sie zusammengeführt und an die Stelle der Zerplitterung die Einheit gesetzt hätte, ohne die keine Kraft und kein Erfolg ist.

Es wird noch vieles zu thun sein, bis ihnen zuhause ihr volles Recht gegeben sein wird, aber wir dürfen das Kaiserwort, das den Anfang gemacht hat, für eine Bürgschaft des Uebrigen nehmen. Es kündigt einen Systemwechsel in unserer Kunstpolitik an. Das Rezept der letzten zwanzig Jahre, das da lautete „Wien für die österreichischen Künstler, Prag für die tschechischen“ ist aufgegeben. Das deutsche Volk in Böhmen kennt dieses Rezept von andern Gebieten der Politik her sehr wohl. Wie es bedacht sein wird, sich selber dagegen zu schützen, so wird es auch seine Künstler zu schützen wissen.

Rundschau.

Ein Dichter des Böhmerwaldes.

Zum siebzigsten Geburtstag von **Maximilian Schmidt**.

Am 25. Februar d. J. vollendet einer der am meisten gelesenen Volksschriftsteller sein 70. Lebensjahr. Die Deutschen Böhmens dürfen Maximilian Schmidt in gewissem Sinn zu den ihren rechnen, denn der Böhmerwald, im Besonderen das Grenzgebiet zwischen Eisenstein und dem Dreifesselberg, hat er in nicht wenigen seiner Kulturbilder — etwa zwanzig — zum Schauplatz erwählt, das Leben der Bevölkerung jenes Gebietes, deutschen wie slavischen Stammes, hat seinem künstlerischen Schaffen reiche Anregung geboten.

Maximilian Schmidt gehört der großen Anzahl der erfolgreichen Erzähler der letzten Jahre an, die den Degen des Offiziers mit der Feder des Schriftstellers vertauscht haben. (Man erinnere sich nur an Namen wie Torrefani, Byr, Wiedeke, Roberts, Impteda u. A.) Er ist, wie wir einer biographischen Skizze von Dr. M. Oberbreyer entnehmen, zu Fischlamm in Niederbayern nahe der böhmischen Grenze als Sohn eines Zollbeamten geboren. Von der Heimat empfing er also unauslöschliche künstlerische Eindrücke. In Hof, der Stadt Jean Pauls, dann in München genoß er seine Ausbildung als Realgymnasiast und Techniker. Als Offizier kämpfte er mit Auszeichnung in den Kriegen von 1866 und 1870/71, sah sich aber mit Rücksicht auf seine Gesundheit genötigt, in den Ruhestand zu treten und eine vielsährige Ruhepause verstreichen zu lassen, bevor er seine volle Kraft der literarischen Thätigkeit zuwandte. Doch hatte er schon in jungen Jahren einige freundliche Erfolge als Dramatiker errungen. Seit dem Jahre 1880 zählt Schmidt, der jetzt als Hauptmann a. D. und Hofrat in München lebt, zu den berufensten Schilderern oberbayerischen und grenzerischen Volkslebens, wenngleich ihm die von Oberbreyer zugewiesene einschneidende Bedeutung in der Entwicklung der Dorfgeschichte kaum gebühren dürfte.

Vergleichen wir Maximilian Schmidt mit den bedeutendsten unserer heimischen Böhmerwalddichter, mit Adalbert Stifter, Josef Rant und Josef Meßner, so scheint er Rant am nächsten zu stehen. Stifters einzigartige Naturerkenntnis, die fast geheimnisvolle Feinfühligkeit, mit der er die innersten Beziehungen zwischen Natur und Naturmenschen aufdeckt, liegt weniger in Schmidts Art, auch die von der jüngeren Räuberromantik beeinflusste Weise Meßners, die das Dunkle, Dämonische in der Natur und bei den Menschen bevorzugt, klingt bei Schmidt nur in seltenen Tönen nach. Dagegen ist der feste zuversichtliche Optimismus von Josef Rant, der fest daran glaubt, daß dem Tüchtigen diese Welt nicht stumm bleibt, der das weiche Herz auch unter der rauhen Schale aufsucht, der dem Familienkreise seiner Böhmerwälder seine besten Gestalten entlehnt, dem Wesen Schmidts wohlverwandt.

In den Volkserzählungen von Maximilian Schmidt steckt ein Kern gesunder Lehrhaftigkeit. Schmidt liebt es, an die Spitze seiner Erzählungen eine anschauliche Beschreibung der von ihm gewählten Vertlichkeit, eine eingehende Naturschilderung zu stellen, die auch das geschichtlich Denkwürdige des

Ortes nicht außer Acht läßt. Desgleichen berichtet er mit Vorliebe und Geschick von Sitten und Gebräuchen des Volkes: von festlichen Aufzügen, Prozessionen, Hochzeiten, Märkten, von den Gewohnheiten am Michermittwoch, beim „Fensterln“, beim Besprechen von Wunden, von der Kleidung und vielem dergl. mehr. Wie Stifter verschmäht er es nicht, heimische Sagen zwanglos in die Erzählung einzufügen, wobei er bisweilen aus gedruckten Quellen schöpft. Durchweg zeichnen sich diese topographischen und kulturellen Schilderungen durch große Gewissenhaftigkeit aus. In der Darstellung der Menschen bekundet Schmidt die genaueste Kenntnis der unteren Volksschichten des böhmisch-bayrischen Waldes, der Bauern, Schmuggler, Bagabunden, Grenzwächter, Wilderer, Förster. Die Mundart der Deutschen beherrscht er mit voller Sicherheit, während er sich begnügt, die Sprechweise der Slaven leicht anzudeuten. Er steht der slavischen Bevölkerung übrigens mit Wohlwollen gegenüber. Die Zeichnung seiner Charaktere verrät den schon oben angedeuteten Optimismus: sucht er auch verkommene auf schlechten Wegen wandelnde Menschen mit Vorliebe auf, so unterläßt er es doch nicht, ihnen im rechten Augenblick Einhalt zu gebieten, so daß sie, aus mehr oder weniger überzeugenden Ursachen gebessert und geänderten Sinnes, oft noch glückliche und nützliche Glieder ihres Kreises werden. Grundschiele Menschen finden sich nur vereinzelt, neben den besserungsfähigen Schwächlingen treffen wir oft Leute mit rauhem Aeußern und edlem Kern. Die Konflikte in den Familien, die er gern zur Darstellung bringt, nehmen nur in Ausnahmefällen einen unheilvollen Ausgang; in der Regel tritt eine Versöhnung zwischen den oft harten Eltern und den minder geratenen Kindern ein. Auf das Verhältnis der beiden Geschlechter geht er nicht gern allzutief ein; eine Verwandtschaft mit Anzengruber ist nicht vorhanden. So erklärt es sich auch, daß die Frauengestalten einigermaßen zurücktreten und vollends die Mädchen durchgehends durch Schönheit und Edelmut auffallen. Derselbe Optimismus zeigt sich auch in der Führung der Handlung: Schmidt liebt es, nach immer neuen anscheinend schwierigen Verwicklungen eine gedeihliche Lösung herbeizuführen und tüchtige Menschen nach manchem Unheil glücklich werden zu lassen. Nicht ganz auf der gleichen Höhe, wie in der Schilderung von Menschen seiner Zeit steht Schmidt im historischen Roman. Hier stattet er seine Gestalten denn doch allzusehr mit modernen liberal-aufgeklärten Gesinnungen aus und er läßt beispielsweise (in dem zu Beginn des 30jährigen Krieges in der Hartmanitzer Gegend spielenden Roman „Die Künischen Freibauern“) den alten Tilly eine militärisch geradezu bedenkliche Weichheit bekunden.

Es mag schließlich von Interesse sein, jene größeren Erzählungen namhaft zu machen, die den Leser auf den Boden des Böhmerwaldes führen. Dies sind: Fräulein v. Lichtenegg; Lateinischer Bauer; Christkindelsingerin, sämtlich 1863; Virgitta 1867; Glasmacherleut 1869; Der Herrgottsmantel 1882; Der goldene Samstag 1883; Der Scherzgeiger 1884; Die Pfingstelbraut 1885; Der Mauthnerflank 1889; Im Herzen des Waldes 1890; Hanciada, das Ghodenmädchen 1893; Am goldenen Steig 1893; Der zweite Schuß 1893; Der Bettler von Englsmar 1894; Der Prälatenschaf 1894; Die Künischen Freibauern 1895; Vitus 1897; Die Hopfenbrockerin 1899.*)

*) Maximilian Schmidts Gesammelte Werke erscheinen jetzt in einer neuen zum Teil illustrierten Ausgabe, von der bereits 19 Bände vorliegen, bei Enßlin & Laiblin in Neutlingen.

Möge dem geschätzten Jubilar, dessen markiges Germanenhaupt noch wenig vom biblischen Alter verrät, noch eine lange und geeignete Schaffenszeit gegönnt sein!

Rudolf Fürst.

* Rudolf Haym. Der berühmte Philosoph und Literaturhistoriker der Haller Universität, der während einer Ferienreise am 27. August 1901 zu St. Anton in Tirol hochbetagt verstorben ist, hat eine Selbstbiographie hinterlassen, die nun in Berlin bei Gärtner herausgegeben wurde: „Aus meinem Leben. Erinnerungen.“ Für uns ist hieraus eine Bemerkung des Einganges von Interesse. Haym ist am 5. Oktober 1821 in Grünberg in Schlesien geboren, als der Enkel von Johann Gottlob Haym, Bauerngutsbesitzer in Haide-Gersdorf bei Waldau in der Niederlausitz. Ueber die weitere Abstammung sagt hier nun Haym: „Nach der Angabe meines Vaters war die Familie eine aus Böhmen eingewanderte Protestantenfamilie.“



Besprechungen.

* „Arbeiten der Deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen.“ Prag 1900 und 1901.

Unter diesem Titel sind bisher erschienen: Heft 1: Gutachten über die bei Erneuerung der Zoll- und Handelsverträge wahrzunehmenden Interessen der deutschen Landwirte Böhmens vom Ausschüßmitglied Dr. Karl Urban. 85 S. — Beilage A: Die österreichische Milchwirtschaft und die Erneuerung der Handelsverträge von Felix Gabriel, Direktor der landw. Lehranstalten in Friedland in Böhmen. 33 S. — Beilage B: Der österreichische Flachsbaum und die neuen Handelsverträge, von Richard Müller, Wanderlehrer. 10 S. — Heft 2: Maßnahmen zur Hebung der Milchwirtschaft von Josef Wozak, landwirtschaftlicher Landeswanderlehrer, 30 S. — Heft 3: Die Entwässerungs-Genossenschaft, ihre Gründung, Leitung und Buchführung von Richard Müller, Wanderlehrer. 119 und 1 S. — Heft 4: Die Pflege des Stalldüngers nebst Musterplänen für Düngerstätten, bearbeitet von Josef Wozak. 13 S. und sechs Pläne. — Verlag der Deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen.

Diese „Arbeiten“ erscheinen in zwangsloser Folge nach dem Muster der „Arbeiten der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Berlin“ auf Anregung des Sekretärs der deutschen Sektion des Landeskulturrates K. W. Hergel seit dem vorigen Jahre und bezwecken, den Landwirten über jeweils im Vordergrund des agrarischen Interesses stehende landwirtschaftliche Fachfragen belehrende und anregende Handbücher zu bieten. Das Erscheinen dieser Schriften hat über Böhmen hinaus Anwert gefunden, und besonders Heft 3 „Die Entwässerungs-Genossenschaft“ wurde als ein dringend notwendiges Handbuch allenthalben in Fachkreisen lebhaft begrüßt und verlangt, weil es einen verlässlichen Wegweiser auf dem verworrenen Gebiete des Meliorationswesens bietet. Jeder landwirtschaftliche Verein ist mit Hilfe dieses Buches imstande, die so wichtige Frage der Entwässerung der Grundstücke durchzuführen, die Wasser-Genossenschaft zu gründen, zu leiten und deren Buchführung einzurichten, wozu die 50 Seiten Formulare die beste Anleitung geben. Mehrere Genossenschaften verdanken diesem Buche bereits ihre Entstehung. — Einem ebenso allseitig empfundenen Bedürfnisse kommt Heft 4 „Die Pflege des

Stalldüngers nebst Musterplänen für Düngerstätten“ entgegen. Auch diese Arbeit ist keine theoretische, sondern beruht auf langjähriger praktischer Erfahrung. Sie bietet außer den absichtlich kurzgefaßten Belehrungen und Tabellen über die Pflege des Stalldüngers sechs fein ausgeführte, klar beschriebene Musterpläne für Düngerstätten samt Kostenüberschlägen, Materialbedarfsberechnung und Lohnüberschlägen. Jeder Landwirt kann nach Größe seines Viehstandes hier ein Muster für seine Düngerstätte finden und diese leicht neu ausführen oder verbessern. Die Landwirte greifen denn auch mit erfreulichem Eifer nach diesen Handbüchern, und das Bestreben der deutschen Sektion des Landeskulturrates, den Landwirten Bücher für die Praxis zu liefern, wird allseitig gerne anerkannt, umsomehr als dadurch in der deutsch-böhmischen Literatur eine fühlbare Lücke ausgefüllt erscheint. In Vorbereitung befinden sich als weitere „Arbeiten der deutschen Sektion“ ein Heft über „Die Rindviehzucht im Böhmerwalde“ und ein weiteres „Ueber Rindviehver sicherung“. Fügen wir dem noch bei, daß die deutsche Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen seit ihrer Gründung im Jahre 1892 zehn, 145—200 Seiten starke „Jahresberichte“, ferner etwa 30 „Drucke“ über wichtige Referate des Ausschusses herausgegeben hat, und nun schon das 4. Jahr als ihre amtlichen Verlautbarungen die „Land- und forstwirtschaftlichen Mitteilungen“ (2 mal monatlich) veröffentlicht, so gibt das ein gut Stück publizistischer Arbeit auf einem Gebiete, welches bisher in Oesterreich mehr, als anderswo, brach gelegen war.

Karl M. Hergel.

* Mahler N., Polyklet und seine Schule. Ein Beitrag zur Geschichte der griechischen Plastik. Athen und Leipzig, W. Barth, 1902.

Ein neues Buch, das eine Monographie über Polyklet, seine Art und Schule zu sein verspricht, wird jeder, der sich mit diesem Gegenstand nur einigermaßen beschäftigt hat, mit freudiger Erwartung zur Hand nehmen. Denn fast unentwirrbar ist hier das Labyrinth von Streitfragen: viele wichtige Stücke unserer Museen werden heute von namhaften Gelehrten entschieden als polykletisch bezeichnet, von andern dem Meister ebenso entschieden abgesprochen. Sie in den Entwicklungsgang teils des Meisters, teils der Schule einzureihen, hat Mahler — wie ich glaube, nicht ohne Glück — versucht. Er geht hiebei im II. Kapitel — das einleitende I. ist eine höchst ansprechende Erörterung von Polyklets Stammbaum, sowie der vorausliegenden Kunststrichtungen, als deren Resultat sein Schaffen erscheint — vom Doryphoros aus, der zwar zeitlich den Abschluß der Siegerstatuen des Meisters bildet, als Kanongestalt jedoch den Angelpunkt jeglicher Untersuchung über polykletische Kunst bilden muß. In feinsinniger Weise führt uns Mahler an dieser Gestalt die charakteristischen Merkmale polykletischer Art vor Augen, und daß er gegenüber seinen Vorgängern nachdrücklich das am Doryphoros wie an den übrigen echt polykletischen Gestalten vorhandene Moment der Ruhe betont und dadurch das richtige Verständnis besonders des Diadumenos angebahnt hat, verdient uneingeschränktes Lob. Auf einen schlüpfrigen Boden wagt sich Mahler im III. Kapitel, in dem er zwei bei Plinius Historia Naturalis XXXIV c. 55 genannte Werke Polyklets innerhalb unseres Monumentenvorrats zu agnoszieren unternimmt, mit welchem Erfolg, darauf hier näher einzugehen verbietet die Enge des Raums. Sicher aber gehört dieser Teil, was sich auch gegen Mahlers Aufstellungen im einzelnen

einwenden läßt, zu den anregendsten des Buchs. Von besonderem Interesse ist wohl, daß Mahler hier auch die vor etwa Jahresfrist in Pompeji gefundene, herrliche Bronzestatue eines Jünglings in den Kreis polykletischer Werke einstellt. Daran schließt er auf Grund der Betrachtung nicht des Londoner, sondern des weit bessern, 1894 auf Delos gefundenen Exemplars eine eingehende Analyse des Diadumenos als des zweiten Merksteines der Kunst Polyklets. Es ist die letzte Etappe zu des Meisters reifstem, freilich auch meistemstrittenen Werk, der Amazone: sie erkennt Mahler in dem kapitolinischen Exemplar. Doch' auch die Leistung eines der drei Mitkonkurrenten in dem von Plinius erzählten Künstlerwettstreit, des Phradmon, glaubt Mahler gefunden zu haben und zwar in der Berliner Amazone, deren Abhängigkeit von der kapitolinischen einerseits, von Praxiteles' Apollino andererseits durch Mahlers Ausführungen gesichert erscheint. Auch Phradmons Persönlichkeit will uns Mahler noch näher bringen: allein seine Zuweisungen von Monumenten an ihn wie an Sthenis sind vorläufig mehr der Ausdruck subjektiven Empfindens als ein Ergebnis sicherer Schlüsse.

Ein unleugbares Verdienst Mahlers ist es, daß er es versucht hat, den Entwicklungsgang der künstlerischen Individualität Polyklets und den Zusammenhang seiner Epigonen mit dem Schulhaupt nach oben, mit Lysipps Kunst nach unten aufzudecken. So ist ihm Lysipp nicht mehr ein unvermitteltes, unbegreifliches Phänomen, sondern der künstlerische Erbe Polyklets, der das Wahre und Unvergängliche an der Kunst des großen Meisters durch Befreiung von den längst erstarrten, drückenden Regeln des Kanon zu neuer Blüte erwecken sollte. Daher kann man das Erscheinen dieses Werkchens, das trotz seines streng wissenschaftlichen Gehalts dem Interesse auch

weiterer Kreise zu begegnen verdient, mit aufrichtiger Freude begrüßen, umsomehr als es auf dem Boden der Prager deutschen archäologischen Schule erwachsen ist, der Mahler seit einer Reihe von Jahren als treues und thätiges Mitglied angehört.

Anton Piccardt.

* Gustav Freytag, Vermischte Aufsätze aus den Jahren 1848 bis 1894. Herausgegeben von Ernst Gfster. 1. Band. Leipzig. S. Hirzel. M. 6.—

Die Aufsätze und Besprechungen, die Gustav Freytag, als Journalist, zu meist in den „Grenzboten“ veröffentlicht hat, sind zum großen Teile überaus gründlich und von dauerndem Werte, obschon sie nur den Bedürfnissen des Tages zu genügen hatten. Sie erstrecken sich auf die verschiedensten Kulturgebiete. Es war darum sehr dankenswert, daß Gfster die wertvollsten Aufsätze aus den „Grenzboten“, der Zeitschrift „Im neuen Reich“ u. s. w. herausgehoben hat, um sie der Vergessenheit zu entreißen.

Der vorliegende erste Band, der mit einer hübschen Einleitung des Herausgebers versehen ist, bringt die Aufsätze zur Kunst und Litteratur, Philologie und Altertumskunde, darunter zwei, die sich auf litterarische Erscheinungen aus Deutsch-Böhmen beziehen und darum hier eine Erwähnung verdienen. Der Aufsatz „Goethe und der Scharfrichter Huß in Eger“ enthält eine Anzeige des Buches von S. Grüner über seinen Briefwechsel und mündlichen Verkehr mit Goethe 1853, wobei Freytag das Wirken des Magistratsrates Grüner (i. Deutsche Arbeit, 1 S. 31 ff. und 3 S. 252) und noch mehr das des Scharfrichters und Kunstsammlers Huß wärmstens würdigt. Er schließt mit den Worten: „Gemeinsame Freude an den Gebilden der Kunst und Natur war es, was den größten Dichter der Nation mit

dem Scharfrichter von Eger in ein gemüthliches Verhältniß brachte, und ein leichtes Band wob zwischen dem Lieblinge der Unsterblichen und dem armen abenteuerlichen Autodidakten, den alte Münzen und Steine dafür trösten mußten, daß ihn die Menschen in seiner Umgebung nicht als ihres Gleichen achteten.“

Der zweite Aufsatz: „Die Dichter des Details und Leopold Kompert“ bringt eine sorgfältige Charakteristik der böhmischen Ghettogeschichten Komperts (1848), die nur leider zu umfangreich ist, als daß wir sie hier mittheilen könnten. U. H.

* Destéren J. W. van, Domitian, Tragische Dichtung in fünf Aufzügen. Dresden, C. Reißner 1901. 184 S.

Destéren hat vor Jahresfrist ein romantisches Epos „Merlin“ veröffentlicht, das der alten und oft behandelten Sage neue und originelle Motive abgewinnt und speziell der Gestalt der Viviane einen poetischen Zug besondrer Artung verleiht. Auch seine Sprachkunst zeigt viel rhythmischen Sinn und eine Geläufigkeit im Reimen, die so flüssig ist, daß sie fast zu einem Uebermaß im Ausdruck verleitet. Mit „Domitian“ betritt er zum ersten Male dramatisches Gebiet. Auch hier offenbart er eine überaus rege Phantasie, die mit kühner Selbstständigkeit im Stoffe waltet und die Ueberlieferung mit dem feinen Geäder psychologischer Raffinements durchsicht. Der Charakter Domitians, in welchem Mißtrauen, Leidenschaftlichkeit, Selbstüberschätzung sich zu einem pathologischen Gemälde zusammen schließen, ist fesselnd entworfen und viel individualisierende Beleuchtung empfangen auch die Frauen, die um den Cäsarenwahn herum und von ihm ihr Dasein fristen. Auf die Gestalt der Domitia hat der Verfasser offenbar am meisten Kraft verwendet: in ihr läßt er lobende Sinnlichkeit

wahre Ergien feiern. Eine Szene zwischen ihr und dem Schauspieler Paris bildet durch die hochgehenden Bogen erotischer Ergüsse, durch die bis zur Weißglut gesteigerte und überhitzte Liebesraserei entschieden den Höhepunkt der poetischen Konzeption. Aber die Scene fällt ganz aus dem Rahmen dessen, was auf der Bühne möglich ist: die Szene zwischen Romeo und Julia ist gegen sie ein harmloses Kinderpiel und auch sonst dürfte kaum eine Liebeszene der Weltliteratur dieses Maximum der Temperatur erreichen. Hier knüpfen denn auch andere Bedenken an: das reich entfaltete scenische Leben, daß der Verfasser in großen, kühn entworfenen Akten vor uns ausbreitet, bedarf noch der zügelnden und konzentrierenden Hand. In dem Gewirr von Gestalten geht oft der Faden der Handlung auch für das scharf zusehende Auge des Lesers verloren und kommt erst wieder nach längeren Intervallen zum Vorschein. Aber das sind Fehler, die durch Selbstzucht und weise Beschränkung zu überwinden sein werden.*)

E. H.

* Frendt Therese, Disharmonien, Eva Hartung. Zwei Novellen, Wien, C. Konegen 1901. 252 S.

In den zwei vorliegenden Novellen spricht sich offenbar eine höchst bemerkenswerte Begabung aus. Die Verfasserin hat den Mut, ohne Scheu und ohne Zurückhaltung in die entlegensten Tiefen einer Frauenseele hineinzu-leuchten, und, was sie emporholt, sind wirklich feine, überraschend feine Beobachtungen, zerfasernde Analysen des Gefühls, die unerbittlich bis zu den kleinsten Regungen vordringen. Die erste der beiden Novellen, die künft-

*) Sollte uns in einem der nächsten Hefte Raum übrig bleiben, brächten wir gerne eine Scene aus diesem interessanten Drama als Probe. — Die Zeitung.

lerisch höher steht, als die zweite, gibt in der Form eines Tagebuches das Selbstbekenntnis einer Frau, die mit einer aufwühlend tiefen Leidenschaftlichkeit durch das Leben geht, aber von einem merkwürdig neidischen Geschick verfolgt, an Vater und Sohn mit ihren Empfindungen Schiffbruch leidet. Die Entwicklung des Charakters ist mit frappierender Folgerichtigkeit durchgeführt, und vielleicht nur der tragische Schluß des Selbstmordes wächst nicht ganz organisch aus den Voraussetzungen hervor. Hier fehlen uns im Werdegang des seelischen Prozesses, ehe er in der Katastrophe gipfelt, einige Mittelglieder. Und nur an dieser empfindlichen Stelle fühlen wir, daß die Kunstform des Tagebuches oder der Ich Erzählung nicht jene Objektivität gestattet, die da von nöten ist. In solchen Fällen hören wir lieber den ruhig und sachlich analysierenden Erzähler als den Handelnden selbst, der allzu leicht einer überwuchernden Nebseligkeit verfällt, die wesentliche Züge zu Gunsten der unwesentlichen außer Acht läßt. Aber im Ganzen hat die Verfasserin in der Selbsterzählung Maß zu halten gewußt und ist dem Fehler vieler schriftstellerschen Frauen, die Ichform zum Freibrief zerflatternder Geschwätzigkeit ausarten zu lassen, geschickt aus dem Wege gegangen. In der Sprache bekundet sie viel Selbstständigkeit. Sie ist ganz frei von jenen konventionellen Wendungen, die sich durch die landläufige Frauenlitteratur dahinschleppen. Sie weiß das Verhänglichste mit einem zartsinnigen Anhauch von Weiblichkeit zu sagen, der uns immer wieder daran mahnt, daß auch das Verhängliche nur ein Natürliches ist, daß sich uns Kulturmenschen in einer Wolke von Vorurteilen verschleiert. Alles in Allem ein starkes Talent, das mit seiner Erstlingsgabe sich verheißungsvoll ein-

geführt hat und gemäß noch Bemerkenswertes zu Tage fördern wird.

E. Hr.

* Emmy Baudisch-Mercy, *Gedräumtes und Erdachtes*. Mit einem Geleitwort von Felix Dahn. Prag, Neugebauer 1901, 47 S.

Eine Fülle grazioser Poëme in Prosa, alle einer ungesuchten, feinen Pointe zustrebend. In anspruchsloser Form, oft nur in ein paar Zeilen hingehaucht, enthalten sie immer ein Bildliches, ein Allegorisches und zeugen von einem feinsfühligen Frauengemüt, das auch „in der gemeinen Deutlichkeit der Dinge,“ in Allem und Jedem, was der Alltag heranspülen läßt, immer ein Körnchen beziehungsreichen Tiefsinns zu entdecken weiß. Es liegt eine ganz eigenartige Kleinkunst in diesen Geschichten, die oft mit einem zarten Fingerdruck an ernste Probleme des Lebens und der Seele rühren.

E. Hr.

* Festschrift anlässlich des Fahnenschwingers der Fleischerzunft in Eger am 3. September 1901. Zusammenge stellt von Alois John. Eger 1901. 31 S.

Die Egerer Metzgerzunft hatte sich gemeinsam mit den Tuchknappen bei der Erstürmung der Raubritterburgen Grasliß und Neuhaus durch die Reichsstadt Eger 1412 rühmlich bewährt. Vom Turm der Burg Neuhaus erbeuteten sich die Metzger die „Sonne von Neuhaus“ und zierten damit später die Turmspitze der Egerer Rathaus-Kapelle. Als Auszeichnung für diese mannhaften Thaten wurde den Metzgern vom Egerer Räte das Vorrecht verliehen, alljährlich in der Fastnacht ihre Zunftfahne am Marktplatz zu schwingen. Dieser feierliche Brauch hat sich (abgesehen von längeren Pausen im Laufe des 19. Jahrhunderts) bis heute erhalten und wird nun seit 1886 regelmäßig alle fünf Jahre am Faschingsdienstag abgehalten. Mit Rücksicht auf

den Verbandstag der deutschen Fleischnahrung von Böhmen wurde das Fahnen-schwingen im verfloßenen Jahre auf den 3. September verschoben, an diesem Tage aber von vierzig Gesellen in kunstvoller Weise vor Tausenden von Zuschauern durchgeführt. Anlässlich dieses Tages hat nun Alois John die vorliegende Festschrift veröffentlicht, die neben Gelegenheitsgedichten von K. Fro, J. Kiehl, Th. Futter, A. John auch eine Reihe geschichtlicher und volkstümlicher Beiträge enthält. So K. Siegl, „Geschichtliches über das Fahnen-schwingen der Egerer Metzger-zunft.“ J. Kiehl, „Das Fahnen-schwingen der Egerer Fleischer in früherer Zeit“ und „Der Kirchgang am Jahrestage.“ A. John, „Das Fahnen-schwingen in Eger am 18. Februar 1896.“ und „Die goldene Sonne von Neuhaus.“ A. H.

Vorträge und Unterrichtskurse.

* **Prag.** Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein „Votos“. Hochschule-Unterrichtskurs: A. Pelikan: „Ueber Vorkommen, Entstehung und Gewinnung der wichtigsten nutzbaren Metalle.“ Fünfstündig. 24. Jänner bis 21. Februar. — Monatsversammlung: 11. Jänner. M. Singer: „Geschichte des Vereins „Votos“. Ein Rückblick auf dessen 53 jährigen Bestand.“ (Auszug in der Bohemia Nr. 11.) — Sektions-sitzungen: 10. Jänner. A. Kirpal: „Beitrag zur Kenntnis der Pyridincarbon-säure.“ — O. Pönigschmid: „Tetrahydrobiphenylen-ord.“ — 18. J. Jrgang: „Opal-Pseudomorphosen von White-Cliffs in Australien.“ — O. Bohl: „Tenerit und Anatas aus Tirol.“ — A. Pelikan: „Ueber eine merkwürdige Umwandlung des Ilmenit.“ — 22. Jänner. O. Richter: Referat über die Arbeit von S. Wiehe: „Ueber die Wanderung des pflanzlichen Zellkernes.“ — R. Kindermann: „Ueber den Dehnungsmechanismus der Porenkapsel von Campanula.“ — 25. Jän-

ner. E. Pommeranz: „Guanidin-zersehung im Tierkörper.“ — J. Herrheiser: „Experimentelle Embolien in den inneren Augenhäuten.“ — Volkstümlicher Hochschule-vortrag in Tepliz. 11. Jänner. R. Spitaler: „Die Wetterprognose von einst und jetzt und Die Bedeutung einer meteorologischen Station auf dem Donnersberge.“ (Auszug in der Bohemia Nr. 12.)

* Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde. 14. Jänner. O. Weber: „Ein Kapitel aus dem Jahre 1848.“ — Reiter: „August Boeckh.“

* Deutsche Mathematische Gesellschaft. 4. Febr. E. Veher: „Vorführung einiger Versuche.“

* Verein „Deutsche Mittelschule“. 15. Jänner. O. Willmann: „Die Psychologie im philosophisch-propädeutischen Unterrichte.“

* Wissenschaftlicher Verein für Volkskunde und Linguistik in Prag. 4. Jänner. Referate über neueste literarische Beiträge. J. Rieber: „Egerländisches.“ — O. Keller: „Böser Blick.“ „Schwäbisches Wörterbuch.“ — 23. Jänner. H. Rietsch: „Ueber einige deutsche Volksweisen.“

* Deutscher und österreichischer Alpenverein. 30. Jänner. B. Schiffner: „Eine Besteigung des Statuaia in Brasilien.“

* Verein „Frauenfortschritt“ in Prag. 11. Jänner. M. Wichowski: „Ueber den Unterricht in modernen Sprachen.“ — 18. Jänner. Debatten-abend. — Mirsky-Tauber: „Louis Weinerts Dorftragödie.“

* Deutscher polytechnischer Verein in Böhmen. 20. Dezember 1901. A. Schiebel: „Die Eingriffs-verhältnisse der Zahnräder mit besonderer Berücksichtigung der Schnecken-triebe.“ — 3. Jänner 1902. O. v. Schuberth-Soldern: „Die natürliche Lüftung unserer Wohnräume.“ — 10. Jänner. Zulkowski: „Hydraulische Bindemittel.“ — 17. Jänner. A. Porz: „Das Anwendungsgebiet des Beton und Betoneisenbaues.“ — 24. Jänner. R. Schönbach: „Neue Projekte schiefer Ebenen für unsere österreichischen Kanäle.“ — 31. Jänner. G. Weber: „Die geometrischen und physikalischen Methoden der Hochwasser-vorausbestimmung.“

* Deutscher pädagogischer Verein in Prag. 1. Februar.

Sadel: „Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des elementaren Rechenunterrichtes.“

* **Akademischer Verein deutscher Naturhistoriker.** 9. Jänner. **F. Dueffer:** „Natürliche Farben der Körper.“

* **Deutscher Fortbildungsverein** in Smichow. 11. Jänner. **Simbriger:** „Physiologisches von Muskel und Nerv.“ — 25. Jänner. **A. Sauer:** „Die Gestalt Ballensteins in der deutschen Dichtung.“

* **Verein deutscher Ärzte** in Prag. 17. Jänner. „Ueber Kehlkopfkrankungen nach Typhus.“ — 2. Jänner. „Ueber einen Fall von Tetanus nach Gelatine-Injektion.“ — 24. Jänner. **H. Hilgenreiner:** „Zur supracondylären Humerusfraktur.“ — **D. Fischer:** „Bemerkungen über das Stützgerüst des Zentralnervensystems.“ 31. Jänner. **D. Schloffer:** Demonstration.

* **Insgg. Verband der Volksvereine.** 11. Jänner. **Wagner:** „Kinder und Alkohol.“ — **Freier pädagogischer Verein.** 2. Jänner. **G. Dergel:** „Die Apperzeption in den persönlichen Beziehungen des Schullebens.“ — **Moißl:** „Ueber perspektivisches Zeichnen.“

* **Bilin. Lehrerverein.** 22. Jänner. **Theimer:** „Wie sollen wir den Schülern unsre Muttersprache lehren?“

* **Bräun.** Der deutsche Journalisten- und Schriftstellerverein für Mähren und Schlesien veranstaltete am 3. Jänner im deutschen Hause einen Hofegger-Willomitzer-Abend.

* **Wien.** In der I. Frauen-Fest-Akademie am 2. Februar las u. a. die Hofburgschauspielerin **Auguste Wilbrandt-Baudius** unter lebhaftem Beifall Gedichte der deutsch-böhmischen Dichterin **Frau Elise Kastner-Michalitschke** vor.

Vereine.

* **Deutscher Verein „Frauenfortschritt“** in Prag. Nach dem am 25. Jänner erstatteten Berichte der Hauptversammlung wurden zwei Zyklen populärwissenschaftlicher Vorträge abgehalten. Bibliotheksstand 47122 Bände. Der Verein gliedert sich in vier Sektionen und zwar: Diskussionsabende, Gründung und Erhaltung von Freiplätzen im deutschen

Lehrerinnenheim, Kunst und Kunstgewerbe und eine Lehrerinnensektion. In der Lesehalle liegen 46 Zeitschriften und für die Kunstsektion 6 Fachzeitschriften auf.

* **Jahresbericht des deutschen pädagogischen Vereins** in Prag für das 32. Verwaltungsjahr 1901. Enthält auch den elften und letzten Bericht des deutschen Jugendspielausschusses.

* **Verein für Egerländer Volkskunde** in Eger. Hauptversammlung am 25. Jänner 1902. Nach dem von dem Vorsitzenden **A. John** erstatteten Tätigkeitsbericht für 1901 wurden 11 Versammlungen abgehalten, darunter vier Vortragsabende **F. Müller:** „Ueber Egerländer Herd und Herdgeräte und über neuere Erklärungen Egerländer Ortsnamen.“ **A. John:** „Ueber das städtische Museum in Eger und den Neubruck des Manuskriptes von Seb. Gräner.“ Ferner wurden Volksliederabende abgehalten, und die Egerländer Stube im Germanischen Museum fertiggestellt. — Die photographische Sektion legte ein Album mit 89 Photographien über Haus und Hof, Arbeitsbilder, Trachtenbilder, Landschaften des Egerlandes auf, das fortgesetzt werden wird. — Die kunsthistorische Sektion berichtet über neues biographisches Material der beiden kunstförmlichen Faberstücke, die Uebertragung einzelner Kreuzsteine ins Museum und über die Renovierung der Rolandsstatue in Eger.

Museen.

* Das geplante Stadtmuseum in Elbogen. Der Gedanke, in Elbogen ein städtisches Museum zu gründen, entstand vor Jahren im Schoße des dortigen Fortbildungsvereins und ist nun dank den diesem Zwecke von Herrn **k. k. Notar i. R. Leo Theumer**, Ritter des Franz-Josefs-Ordens, von Herrn **Anton Thum**, Bräuer, von der Sparkassadirektion und vom Anpflanzungsverein in Elbogen zugewendeten Spenden von je 200 Kronen, sowie dank der großen Opferwilligkeit und Rührigkeit des Herrn Professors **Gustav Lahn**, k. k. Regierungskommissärs in Reichenberg, und des Herrn Oberlehrers **Josef Hoffmann** in Elbogen der Bewirklichung nahe gerückt worden.

Die Schaffung des Museums übernahm der Elbogener Anpflanzungsverein, der in der Versammlung vom 21. August 1901 aus seiner Mitte einen zwanziggliebrigen Museumsausschuß wählte. Seine Aufgabe ist, die noch vorhandenen Altertümer der Stadt der Vergessenheit zu entreißen, Verstreutes zu sammeln, um nur teilweise wieder gut zu machen, was Elbogens Altvordern zu thun versäumten, welche sehr leicht in großer Menge und mit geringen Mühen die historischen Schätze dieser altehrwürdigen Stadt der Nachwelt hätten überliefern können.

Die Sammlungen, die mit vieler Mühseligkeit und Sachkenntnis betrieben werden, belaufen sich jetzt schon auf 180 Gegenstände, von denen viele ein großes kulturhistorisches Interesse bieten. Unter den alten Waffen und Trachtenstücken, Münzen, Hausgeräten, Schnitzereien aller Art, alten Kelchmälben und Karten ragen besonders hervor der große Meteorstein, genannt „der verwunschene Burggraf“, der schon Goethes vollste Anteilnahme erweckt hat, und manches alte städtische Privileg aus den Zeiten Kaiser Karl IV (1352), Kaiser Wenzel I (1382), Kaiser Sigmunds (1429), König Ladislaus (1456) u. a.

Endlich sei noch erwähnt, daß der Ausschuß außer in Herrn Professor Vahm auch in Herrn Dr. Georg Gindely, einen ausgezeichneten Altertums- und Kunstsammler besitzt, und daß bei der großen Förderung, deren sich die Museumsangelegenheit von Seite des löblichen Bürgermeistersamtes und Stadtrates, sowie der gesamten Bevölkerung Elbogens erfreut, der Ausschuß in der kürzesten Zeit in der Lage sein wird, die gesammelten Schätze der Öffentlichkeit unterbreiten zu können.

R. R.

* **Aussig.** Unter den Erwerbungen jüngster Zeit: eine Sammlung von Siegelmarken der Städte Böhmens, zwei Bronze-Armbänder, offen mit Leistenornament aus einem Skelettgrabe in Nestomitz, fünf Schleifenringe, silberplattierte und bronzene aus dem Skelettgräberfelde zu Tschafowitz.

* **Brüx.** Zuwachs: wertvolle alte Geldnoten.

* **Saazer Stadtmuseum.** Die „Saazer Nachrichten“ vom 17. Jänner 1902 veröffentlichten einen Ausweis über

die dem Stadtmuseum in jüngster Zeit übermittelten Objekte mit den Namen der betreffenden Spender. Darnach entfallen auf die prähistorische Abteilung 2, auf gewerbliche Geschichte 8 und auf das Münzabinett 24 Stück. Dem Archiv wurden 20 Schriftstücke und 6 alte Urkunden, sowie 1 Photographie einverleibt, während der Bibliothek 2 Bände zufielen.

* **Cepřib.** Zuwachs: 12 Gefäße mit prächtigen Lauglasuren (keramische Abteilung), Grabgefäße aus den Libochovanner Ausgrabungen, für die Zeitstellung des „Urnenfriedhofes“ von Wichtigkeit (urgeschichtl. Abteilung).

Theater und Musik.

* Die Dorftragödie „Die Mühlschönbauerin“ von L. Weinert (vergl. Deutsche Arbeit 1, S. 341) ist von Paolo Kiedler unter dem Titel La Pastorale ins Italienische übertragen worden.

* Am 24. Jänner fand im Neuen deutschen Theater in Prag die Uraufführung des von der Konfordia preisgekrönten Lustspiels „Der Klare Cuell“ von Auguste Hauschner, einer aus Prag stammenden Dame statt. Das Stück, das in einem Höhenorte in der Nähe von Bozen spielt, bringt manche gute szenische Einfälle, launige Gespräche und scherzhafte Augenblicksbilder. Es gefielen darum die beiden ersten Akte recht gut. Beim letzten Akt aber machte sich das Fehlen einer strenger durchgeführten spannenden Haupthandlung doch zu sehr fühlbar.

* Das Volksstück „Die Sünden der Väter“ von Rudolf Christof Jenny erzielte am 1. Februar im Deutschen Volkstheater in Wien eine freundliche Aufnahme. Das Stück ist bearbeitet nach einer Idee des Prager Malers Karl Krattner und mit wirksamen volkstümlichen Musik-Einlagen versehen von dem deutsch-böhmischen Lehrer Fidelio Fink. Jenny selbst, der jetzt in seiner tirolischen Heimat als Journalist wirkt, hat bekanntlich längere Zeit in Prag gelebt und hier vor einigen Jahren sein Volksstück „Nur kennt kein Gebot“ mit Erfolg zur Erstaufführung gebracht.

* Anton Rückauf. Die Oper „Die Rosenthalerin“ von (dem in Prag geborenen Komponisten) Anton Rückauf wurde am 23. Jänner am hiesigen Neuen deutschen Theater zum

ersten Male aufgeführt. Die Dichtung, die uns ein Stück aus dem Leben Albrecht Dürers vorführt, rührt von F. Lennermayer her. Die Komposition ist schlicht, liebenswürdig, ungekünstelt und selbständig. Ein echtes Kunstwerk! Die Instrumentierung voll technischer Feinheiten und namentlich an den humoristischen Stellen köstlich durchgeführt. Die Oper fand ungemein warme Aufnahme und herzlichen Beifall. — Auch die Kompositionen Klaus Grothscher Gedichte von Rückauf, die am Wiederabend des 16. Jänner von Frau Agnes Bricht-Pyllemann gesungen wurden, sind überaus fein und herzlich durchgeführt. — Rückauf hat bekanntlich im Jahre 1898 im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen die Komposition zu dem Festspiele „Des Kaisers Traum“ von Gräfin Christiane Thun-Salm durchgeführt.

* Die Oper „Der polnische Jude“, Musik von Karl Weis, Text von R. Batka, wurde im Jänner in Darmstadt, Magdeburg und Mannheim mit Beifall aufgeführt.

* Die Volksoper „Till Eulenspiegel“ von E. N. Freiherr von Reznicek hat bei ihrer Erstaufführung am 12. Jänner in Karlsruhe einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Reznicek ist in Prag eine bekannte Erscheinung. Er hat hier nicht nur lange als Kapellmeister gewirkt, sondern auch seinen Ruhm als Komponist begründet. Unter anderm wurden seine Oper „Donna Diana“, sein Requiem auf Franz Schmeyskal am hiesigen Theater zum ersten Mal gegeben. Reznicek, der wiederholt von der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ gefördert worden ist, hat auch in deren Auftrage eine Fest-Messe zur Feier des Kaiser-Jubiläums verfaßt, die 1899 im Rudolfinum zur Aufführung kam. — Das Textbuch der neuen Oper hat Reznicek selbst gedichtet und zwar nicht nach dem bekannten (aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden) Volksbuch von Till Eulenspiegel, sondern wie der Titel ausdrücklich besagt, nach Johann Fischart's „Eulenspiegel Heimensweiß.“ Diese Umdichtung des alten Stoffes ist 1572 erschienen, war aber lange ganz verschollen. Weiterm Kreifen wurde sie erst be-

kannt durch die Ausgabe von Adolf Hauffen in der „Deutschen National-Literatur“ Bd. 18 II Stuttgart (1892). Reznicek hält sich im einzelnen oft wörtlich an die Verse Fischart's, im Aufbau der Handlung aber ist er ganz selbständig vorgegangen und hat mit geschickter Hervorhebung des theatralisch Wirkamen den weitschichtigen Stoff in drei Teilen angeordnet: Jugendstreiche — Die Eulenspiegel freite — Eulenspiegels Tod. Die Handlung hat er ins 16. Jahrhundert verlegt, mit den Bauernkriegen in Beziehung gebracht, sowie mit alten Volksliedern und einem Liede Walthers von der Vogelweide durchflochten. Auch hat er dem Helden erstere Charakterzüge, ein tieferes Gemüt geliehen, und eine frei erfundene Geliebte an die Seite gestellt. — Die Komposition wird in den zahlreichen uns vorliegenden Besprechungen aufs Höchste gerühmt und als die beste Leistung auf dem Gebiete der Oper in den letzten Jahren bezeichnet. Anerkannt werden besonders die blendenden Klangwirkungen der geistreichen Instrumentierung, die wechselreichen Rhythmen, die melodischen Lieder, charakteristische Einzelheiten und bei alledem die Einheitlichkeit des Stils.

* Bunte Bühne. Ein neues Unternehmen plant der Kunstwart. Er will unter der Leitung von Dr. R. Batka eine Reihe von Bänden herausgeben unter dem Titel: „Bunte Bühne“, fröhliche Tonkunst, herausgegeben vom Kunstwart, eine Auswahl heiterer und komischer Gesänge und Tonsätze alter und neuer Zeit als Stoffsammlungen für die Bühne und für häusliche Unterhaltungen. Bei Aufführungen könnte neben dem musikalischen Numor auch der literarische zu Worte kommen: komische Szenen aus dem gesprochenen Schauspiel, scherzhafte Gedichte. Auch die Tanzkunst, Mimik, Malerei und Plastik könnte in den Dienst der Sache gestellt werden. Das deutsche Landestheater in Prag hat zuerst am 13. d. M. einen sehr gelungenen Versuch mit dieser neuen Idee unternommen. Alles nähere über das neue Unternehmen führt Batka in dem eben erschienenen Kunstwarthefte XV 9 aus.

* Am 5. Februar spielte im Konzert des Prager deutschen Stammermusikvereins zum ersten Male das Wiener Quartett Figuer und errang mit der

technisch ausgefeilten und feinsinnigen Wiedergabe eines Haydn-Quartetts und des Es-moll-Streichquartetts von Tschailowsky einen großen Erfolg. Das Quartett besteht aus den Herrn Rudolf Figner (geb. zu Ernstbrunn, R.-De.) erste Geige, Julius Zajicek (geb. zu Wien) zweite Geige, Jaroslav Czerny (geb. zu Dux) Bratsche und Anton Walter (geb. zu Karlsbad) Violoncell; letztere Beide sind also Deutsch-Böhmen.

Bildende Kunst.

* **München.** Bericht über die daselbst lebenden deutsch-böhmischen Maler. Emanuel Hegenbarth, welcher auf der internationalen Kunst-Ausstellung in München 1901 im Rahmen der Sezession ausgestellt hatte, erhielt für sein Bild „Jäger mit Hund“ die zweite goldene Medaille zuerkannt. — Der bekannte Illustrator Fritz Hegenbarth wurde im Künstlerinnen-Verein (Damenakademie) in München, Leiter der graphischen Abteilung. — Im Januar hat Kunstmaler Otto Tragy in Berlin bei Schulte (Kunstsalon) eine Kollektion von 10 Bildern ausgestellt, welche mit vielem Beifall besprochen wurden. — In der Kunsthandlung Seidenader, München ist gegenwärtig ein Selbstbild „Herrnsolo“ von Leopold Schmußler exponiert, welches großes Aufsehen erregt. Auch im Münchener Kunstverein sind diese Woche zwei Bilder dieses bekannten Malers zu sehen. — Im bayerischen Kunstgewerbeverein hielt am 14. Januar der Maler und Graphiker Walter Ziegler einen Vortrag über „Die Techniken des Tiefdruckes und ein neues Mehrfarben-druck-Verfahren.“ verbunden mit einer Ausstellung technischer Proben. Nach übersichtlicher Schilderung der äußerst mannigfaltigen Herstellungsarten von Tiefdruckplatten kam der Vortragende auf seine eigene patentamtlich geschützte Erfindung zu sprechen, welche für die Farbengraphik von hervorragender Bedeutung zu werden verspricht. Der Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen und von dem Vorsitzenden des Vereines als einer der besten Vorträge des ganzen Winters bezeichnet. Das Interesse an dem Thema des Vortrages wurde durch die äußerst instructive Ausstellung noch gehoben.

* **Franzensbad.** Der schon längst gefasste Beschluß, dem verdienstvollen Gründer und ersten Arzt von Franzensbad Dr. Bernhard Adler ein Denkmal zu setzen, geht nunmehr seiner Verwirklichung entgegen. Mit der Ausführung wurde Bildhauer Karl Wilfert in Eger betraut. Das Denkmal kommt noch im nächsten Sommer zur Aufstellung.

* **Ausstellungen** veranstaltete im Januar u. a. Emil Orlik in Dresden und in Brünn.

* Der deutsche Sängerbund in Böhmen hat es in die Hand genommen, dem heimischen Ländichter Wenzel Heinrich Weitz in Leitmeritz, dem Orte seines Wirkens, ein Denkmal zu errichten.

Bücherschau.

Wir stellen in dieser Liste die neuesten Erscheinungen zusammen, soweit sie von Deutsch-Böhmen herrühren oder unter der Mitwirkung von Deutsch-Böhmen (deren Namen gesperrt gedruckt sind) veröffentlicht wurden. Auf einzelne dieser Schriften kommen wir später noch in Besprechungen zurück.

Ginzkey F. C., Ergebnisse, ein Buch Lyrik. Wien und Leipzig. Verlag der Poetischen Flugblätter.

Dhorn A., Das deutsche Lied. Eine Geschichte aus den nationalen Verhältnissen Böhmens. 2. Auflage. Weimar. D. Völsender.

Salus S., Reigen. 2. Auflage. München. A. Langen.

Rietzsch D., op. 11. Zwei geistliche Gesänge für eine Singstimme mit Orgel-, Harmonium- oder Klavierbegleitung. Nr. 1. Offertorium. O salutaris hostia. Nr. 2. Marienlied für die Adventszeit. (Wien, Josef Eberle.) M. 1.—.

— op. 12. Zwei Gesänge für gemischten Chor ohne Begleitung. Nr. 1. „Kommt's Frühjahr nur wieder“ von Klaus Groth. Nr. 2. „Der Blid“ von Franz Schuster. (Leipzig, Robert Forberg.) M. 1.20 u. M. 1.—.

— op. 13. Zwei Gedichte für fünfstimmigen Frauenchor mit Klavierbegleitung. Nr. 1. Weltbild von Karl Bleibtreu. Nr. 2. Nachtgeschwätz von Karl Evers. (Leipzig, Robert Forberg.) a M. 2.—.

Wagner Hugo, Der Buren Freiheitskampf. Chorwerk für Männergesang, Soli und Orchester. Dichtung von Adolf Klinger. Reichenberg. Lehrergesangsverein „Sicher.“

Hübner Ed. Joh., Rätsel. Lied für eine Singstimme mit Begleitung der Pianoforte. Nr. 130.

Gutkaiß G., Walzerlied. Text und Musit. Teplitz-Schönau. A. Weder. Nr. 120.

Schuster H., Rechtsleben, Verfassung und Verwaltung (der Stadt Wien). Separatabdruck aus Band II der „Geschichte der Stadt Wien.“ Herausgegeben vom Altertumsverein zu Wien. Wien, Holzhausen. Nr. 38.—

Diese umfangliche Darstellung, sowie die ihr vorausgehende Studie Schusters im ersten Bande des genannten Monumentalwerkes ist in der „Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte“, 22. Band, Germanistische Abteilung, S. 429—433 von Rudolf Sohm eingehend und durchwegs anerkennend besprochen worden. Die Darstellung im ersten Bande geht bis gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; das 14. und 15. Jahrhundert werden im zweiten Bande behandelt. Wir finden hier eine Geschichte der Stadtrechtsquellen, des öffentlichen Rechts, der Stadtverfassung und der Stadtverwaltung in Wien. „Zum ersten Male wird ein volles Bild der Stadtrechtsgeschichte, innerhalb eines Territoriums gegeben. — Durchweg ist die Darstellung des Verfassers durch zuverlässige Gründlichkeit der Forschung und Reichhaltigkeit der Ergebnisse ausgezeichnet. In breiter und anschaulicher Fülle führt der Verfasser, dem Stoff der Quellen neues Leben gebend, die Entwicklung des Wiener städtischen Wesens dem Leser vor das Auge.“ Nach einer genauen Inhaltsangabe schließt Sohm mit den Worten: „Die Arbeit Schusters ist von hervorragenden Werten nicht bloß für die Stadtrechtsgeschichte Wiens, sondern für die Stadtrechtsgeschichte überhaupt und zugleich für die Geschichte der Gesamtentwicklung des öffentlichen Rechts in der zweiten Hälfte des Mittelalters, durch welches die Grundlagen der Gegenwart geschaffen worden sind.“

Amann J. J., Das Verhältnis von Striders Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksich-

tigung der Chanson de Roland. Wien und Leipzig. Pichlers, Wwe. & Sohn. II. u. 383 S.

Aus mehreren Programmen des Staatsobergymnasiums in Krummau zusammengestellt. Besprechung folgt.

Andreß F., Geschichte der Stadt Dobruza, zusammengestellt und herausgegeben. Tachau, Polub. 96 S.

Diese hübsch ausgestattete, mit zahlreichen Illustrationen versehene Schrift bringt nicht nur einen geschichtlichen Abriss, sondern auch abgerundete Mitteilungen über die Verwaltung, das Kirchen- und Schulwesen der Gemeinde, über die Bewohner, deren Bräuche, Vereinswesen, Erwerbsquellen u. s. w. endlich eine Beschreibung der Landesirrenanstalt Dobruza und des Klosters Chotieschau.

Schubert A., Zur Frage der Errichtung von staatlichen Volksbildungsbüchereien in Oesterreich. Brünn, C. Winiker. 50 S. Nr. 140.

Marian A., Bericht über die Thätigkeit der städtischen Gesundheitskommission in Auffig 1898—1901, sowie über die Gesundheitsverhältnisse in Auffig im Jahre 1901. Auffig. 30 S. und 5 Tafeln.

Schubert A., Zur Frage der Errichtung einer deutschen Universität für Mähren und Schlesien. Brünn, C. Winiker. 22 S.

Anlässlich der in den letzten Wochen neuerdings so leidenschaftlich erörterten mährischen Universitätsfrage verweisen wir auf diese im Vorjahre veröffentlichte Studie eines deutsch-böhmischen Schriftstellers, in der fühle, aber überaus überzeugende statistische Zusammenstellungen die Berechtigung, ja die Notwendigkeit der Errichtung einer deutschen Universität in Mähren erweisen.

* Die feierliche Installation des Rektors der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag für das Studienjahr 1901/1902. Prag. Selbstverlag der Universität. 59 S.

Diese Schrift enthält den amtlichen Bericht über das Studienjahr 1900 auf 1901 vom Prorektor Hofrat Dr. D. Chiari und die zuerst in vollständiger Gestalt in Heft 4 unserer Monatschrift veröffentlichte Rektoratsrede vom Rektor Prof. Dr. Freiherr von Wieser „Ueber die gesellschaftlichen Gewalten.“

Andreß und **Auskunfts** buch der Stadt Eger i. B. Bearbeitet von Frz. Thie-

nelt unter Beihilfe von Vor. Kammerer. Leipzig 1902, Kühnel. 1 M.
Topographie der historischen und Kunst-Denkmale im Königreich Böhmen von der Urzeit bis zum Anfange des XIX. Jahrhunderts. V: Ant. Podlaha und Ed. Sittler, Der politische Bezirk Mülhhausen. 1901. Prag (Bussif & Kshout). M. 6.80.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 280/281. (Deutsche Dichtung und Kunst Nr. 3.) Hugo Salus=Hest. — Wertheimer P., Hugo Salus. — Gedichte von P. Salus. Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. S. 32. K. 0.60.

Enthält eine Biographie und Würdigung des Dichters durch Wertheimer, sowie zahlreiche (zum Teil noch ungedruckte) Gedichte von Salus. Vergl. oben S. 412.

Alle von Direktor F. Mohaupt verfaßten Schriften, auch die in unserm Heft 3 erwähnten: „Allerlei Nobelspäne aus meiner Werkstatt“ sind jetzt vom Verlage Otto Dendel in Tetschen a/Elbe übernommen worden.

Teuber Jr., Geographischer Fundamentaltalplan für Schulen. Petersdorf bei Trautenau, St. Künzel. Nr. 55. —

Hochrelief in Gips veranschaulicht in farbiger Darstellung 125 Grundbegriffe aus dem erdunklichen Unterricht.

Zeitschriftenschau.

Hier geben wir Bericht über den Inhalt deutsch-böhmischer Zeitungen und Zeitschriften. — Aus fremden Zeitungen nur das, was Deutsch-böhmen betrifft oder von Deutsch-böhmen herrührt. — Vollständigkeit wird nicht angestrebt.

Sitzungsberichte des deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines für Böhmen Lotos. Redigiert von Günther H. Bed von Managetta. XXI, Nr. 5. Portenheim L. H. von, Beiträge zur Entwicklungs-geschichte der Achäne und des Embryos der Kompositen I. Senecio vulgaris L.

Nr. 6. Liebus A., Einige ergänzende und berichtende Bemerkungen zu F. Matouscheks, Mikroskopische Fauna des Bafukitenmergels

von Tetschen. — Matouschek F., Bryologisch-floristisches aus Salzburg.

Deutsch-Böhmerland. I. 3. Beiträge deutsch-böhmischer Autoren: Braun W., Ein schönes Fleckchen Erde. — General Laudon im Braunaauer Ländchen (Fortf.). — Wagner M., Winterlied. — Naas A. A., Der Lotteriekönig (Fortf.). — Rosel D. G., Wilhelm Kessel. — Kiedel M., Der Feuermann (Sage). — Joh W., Theater und Literatur. — Philipp P., Gedicht. — Außer diesen: Johann Dirnböck-Schulz, F. v. Saar, D. v. Radics-Kaltenbrunner, M. Schmidt, E. Schmidt-Biered, E. Klebel.

Der Böhmerwald. VI, 1. Schramed J., Großstadterlebnisse. — Schacherl A., Allerlei und noch etwas von der Liebe. — Wolf A., Sufi. — Peter J., Bauernfeld. — Langauer F., Eine Einquartierung. — Gedichte: Kaiser A., A. D., Schramed J., Kuhn K.

Erzgebirgs-Zeitung. XXIII, 1. Die Notlage im Erzgebirge. — Egermat A., Böhmen in einer Erdbeschreibung des Jahres 1544. — Bruch F., Der heilige Abend im Erzgebirge. — Endt J., Volksstümliche Ueberlieferungen aus Bäringen (Schluß). — Urban M., Uffo Horn in der Teplitzer Versammlung des Jahres 1848. — Zur Geschichte der Bergstadt Böhmen. Wiesenthal. — Franzl F., Weihnachten aus dem Vorschau. — Gedichte: F. Reinwarth, J. Weber. Vereinsnachrichten. — Rezensionen. —

XXIII 2. (Redaktion: F. Reinwarth), Ordy J., Böhmisches Gebirgsneudorf und Einsiedel im Erzgebirge. — Egermat A., Böhmen in einer Erdbeschreibung des Jahres 1544 (Fortf.). — Wilhelm F., Der Verein für Egerländer Volkskunde. — Urban M., Uffo Horn in der Teplitzer Versammlung des Jahres 1848. — Strunz G., Die Karlsbader Wasserkatastrophe am 9. Mai 1582. — Gedichte: F. Reinwarth, A. Günther. — Vereinsnachrichten. — Rezensionen.

Rübezahl. Herausg. v. Fr. Grundmann (Friedland). IV. Jahrg., 1901. Nr. 1. a. Erzählungen: Prosa. — Friedbert: Doch ein Trost! — Kleinschmied Dthmar, Ein böser Schrenk. — Mundarten: Friedbert, A. Bissel Liebe! — A. kennt seine Moore. — Jetzt kumm ich holt! — St. P., Freund Rübezahl! — Fort-

Jeheungen: Aus dem alten Testamente, Bahr Jakob, den Josefthaler Münch-
hausen. — b) Gedichte: Robert
Preußler, Franz Stelzig, Franz Lill,
Josef Stibitz, Robert von der Zser,
C. J. Bierbaum, S. B. — Mund-
arten: Josef Schiller, Friedbert, Karl
Klings. — Alte Volkslieder, Illust.
hum. Beilage.

Bohemia. LXXV, 2. Thomas F.,
Deutsch-Gabel. — 5. 15. 25. Groß-
mann G., Gergel G., Fischer,
Wehnerst., Gibt es deutschen Sport?
(Entgegnungen auf den gleichnamigen
Aufsatz Queppes in Nr. 1). — 20.
Batka H., Die Orgelweihe in Auffig.
(Bericht über die neue Orgel der
Decanalkirche in Auffig und über das
Einweihungskonzert von Paul Ho-
meyer.) — 25. Neuwirth J., Die
Restaurierung Karlsteins und seiner
Bilderstätte.

Prager Tagblatt. XXVI, 8. J.
H., Charlotte Mohr-Piepenhagen †
(Deutsch-böhm. Malerin). — G. Wur-
chard, Alte Stammbuchblätter. (Wid-
mungen bekannter und berühmter
Männer für Joh. Matz. Kefeller). —
15. Dresdner A., Lionardo und die
Frau. — 18. 21. Ein Gang durch das
Haus Lanna. (Beschreibung der Lanna-
schen Kunstsammlungen.) — 23. Weinerl
L., Ein Prachtwerk über Tycho de
Brahe in Prag. (25 Photographien
von Verlichtungen, Gegenständen,
Büchern und Handschriften, die in Prag
auf Brahe Bezug haben mit erklären-
dem Text und biographischer Einleitung,
herausg. v. S. G. & Co. r.) — 25. Ernst O.,
Die Kunst, modern zu bleiben. — 28.
Erzherzog Ernst Salvator, Ein näch-
stlicher Besuch.

Abwehr. 1902. Nr. 1. Stein
L. & P., Sylvestert und Neujahrs-
bräuche.

Budweiser Kreisblatt. Voll-
endete mit Ende Dezember seinen
50. Jahrgang — LI 1., 2., Zur Ge-
schichte des Buchdruckereiz u. Zeitungs-
wesens in Budweis. 1786—1870.

Brüder Zeitung. LV, 10. Ep-
stein L., Fastnachtsgebräuche.

Egerer Zeitung. 1902. Nr. 2.
Müller, Hans, Neujahrslied. (Nach
dem Volksmunde im Egerlande auf-
gezeichnet.)

Elbe-Zeitung. XXIX, 2. Kirschner
H., Neu aufgedeckte Skeletgräber in
Tschakowitz und Nestomitz. — 10.
Jahnel G., Von den Schulen im
alten Auffig.

Karlsbader Badeblatt. XLII,
11, H. L., Fünf Jahre im Dienste der
Heimat. (Ueber den Verein für Eger-
länder Volkskunde.)

Deutsche Teipaer Zeitung. LII,
9, Ueber moderne Kunst. (Aus dem
gleichnamigen Vortrag Sloniks in
der „Literarischen Vereinigung“.)

Leitmeritzer Zeitung. XXXII, 1.
Heinert, Hundertjährige Gedächtnis-
tage in Leitmeritz. — 5. Ankert S.,
Kaiser Josef II. in Leitmeritz. —
Kirschner H., Ahermals aufgedeckte
Skeletgräber bei Tschakowitz und Nesto-
mitz.

* **Euphorion.** Zeitschrift für
Literaturgeschichte. Hg. von August
Sauer. VIII. Heft 3/4. Erwähnt sei
daraus: Hauffen A., Fischart-Studien
VI. Die Verdeutschungen politischer
Flugschriften aus Frankreich, den Nie-
derlanden und der Schweiz. —
Wukadinovic S., Eine Quelle
von Schillers Räubern. — Pohl J.,
Zu Fischarts Flöhhag. — Hauffen
A., Bibliographie der Zeitschriften.

* **Periodische Blätter für Rea-
lienunterricht und Lehrmittel-
wesen.** Herausgegeben von der Ge-
sellschaft „Lehrmittel-Zentrale“ in
Wien, geleitet von Prof. Rob. Neu-
mann in Brünn. VII. 2 H. Sibsch
J. G., Der Warfotsch bei Auffig im
böhmischen Mittelgebirge. (Mit einer
farbigen Abbildung des Felsens War-
fotsch oder Ziegenrücken.)

Diese gut ausgestattete Zeitschrift
erscheint im Verlage von O. Hendel in
Leitmeritz.

* **Das literarische Echo.** IV 8.
Hauffen A., Franz Prescheren. —
Fürst H., Anzengrubers Briefe.

* **Das Wissen für Alle.** Nr. 49,
50. Zeittelles H., Justus Frey,
ein übersehener österreichischer Dichter.

* **Die Zukunft.** X, 14. Salus
D., Verse.

* **Die Wage.** V, 5. Graf M.,
Glossen zu Gustav Mahlers vierter
Symphonie.

* **Die Gesellschaft.** XVIII, 2.
Aldler F., Der Fall Mahler. (Ueber
die Kritiker von Mahlers vierter
Symphonie.)

* **Der Kunstwart.** XV, 8. Batka
H., Carmen.

* **Beilage zur Allgemeinen Zei-
tung** (München) 1902. 11. Riehl W.,
Prag im Lichte der Kunstgeschichte.
(Sehr anerkennende Besprechung des
Buches Prag von Josef Neuwirth)

= Berühmte Kunststätten Nr. 8.
Leipzig und Berlin 1901, E. A. Seemann.)

* **Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.** In den letzten Sitzungen der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse wurde folgender Einlauf aus Deutsch-Böhmen zur Kenntnis gebracht: **Meyer S.**, Ueber Arecolin und Arecadin. — **Göb R.**, Ueber die Kondensation von Diphensäure-Anhydrid mit Benzol. — **Kirpal A.**, Ueber die Umlagerung von Cinchomeronnathylester-Säure in Apophyllen-Säure und die Struktur beider (durch G. Goldschmidt). — **Matuschel J.**, Beiträge zur Kenntnis des Ferriferrocyanides. — **Molisch S.**, Ueber den Goldglanz von Chromophyton Kosanoffii Woron. — **Adler A.**, Zum Normalenproblem der Flächen zweiten Grades.

Konkurs-Ausschreibung für Deutsche Künstler in Böhmen.

Frau Wilhelmine Apt-Kanka hat anlässlich des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Sr. Majestät des Kaisers unter dem Namen „Dr. Johann Kankasche Stiftung zur Unterstützung von Künstlern und Schriftstellern deutscher Nationalität“ ein Kapital von 40 000 Kr. gewidmet, dessen jährliche Zinsen im Betrage von 1600 Kr. zur Unterstützung eines Künstlers oder eines Schriftstellers verwendet werden sollen. Der Stiftungsgenuß darf nur Künstlern und Schriftstellern deutscher Nationalität, die im Königreiche Böhmen gebürtig sind und daselbst auch wirken, verliehen werden.

Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ist zur Verwaltung der Stiftung berufen. Für das Jahr 1902 ist die Stiftung an Künstler (Maler, Bildhauer, Musiker oder sonstige Künstler) zu vergeben. Im Sinne dieser Anordnung werden jene Künstler, die den Stiftungsbedingungen entsprechen und sich um den Stiftungsgenuß bewerben wollen, aufgefordert, ihr Gesuch bis längstens 1. April 1902 bei dem Vorstände

der genannten Gesellschaft (Prag I, Fuhgasse 20, Palais Clam-Gallas) einzubringen.

Die Gesellschaft behält sich vor, von den Gesuchswerbern nach Umständen Belege ihrer Leistungen einzufordern.

Die Gesuche haben den Nachweis über den Geburtsort und den Aufenthalt, sowie über die beabsichtigte Verwendung des Stiftungsertragnisses zu enthalten.

Prag, 15. Februar 1902.

Der Vorstand

der
Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

Zu dieser Ausschreibung sei bemerkt, daß nach den Bestimmungen der großmütigen Stifterin der Stiftungsgenuß zwischen Künstlern und Schriftstellern von Jahr zu Jahr wechseln und daß in der Regel nur eine Person in einem Jahre bedacht werden soll, „um eine ausgiebige Unterstützung zu ermöglichen.“ Ausnahmsweise können auch je zwei Bewerber die Zinsen eines Jahres erhalten. Im Uebrigen stellt der Stiftbrief die Vergabung in das freie Ermessen der zur Verwaltung berufenen Gesellschaft, überläßt es ihr auch ob sie der jährlichen Verleihung eine Ausschreibung des Wettbewerbes vorangehen lassen und ob sie die Stiftung „zum Lebensunterhalte oder zu einer Studienreise oder zur Herausgabe eines Werkes oder auf andere Weise“ verwenden will.

Zum ersten Male wurde der Wettbewerb im Jahre 1900 ausgeschrieben. Die Zinsen wurden damals Herrn Maler und Radierer Emil Orlik als Beitrag zu den Kosten für seine zu künstlerischen Zwecken unternommene Reise nach Japan zuerkannt. Im Jahre 1901 wurde der Stiftungsgenuß geteilt zwischen den Schriftstellern Emil Faktor in Prag und Julius Reinwarth aus Gottesgab im Erzgebirge.

Der Unterzeichnete bittet um Nachweisung vollständiger Exemplare der ersten (1844 ff.) und dritten (1850) Auflage von Ab. Stifters Studien.

Professor Sauer,
Smichow bei Prag 586.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Fuhgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.



Nach einer Photographie von H. v. Kendenfeld, gezeichnet von Ed. Compton.

Kistkind von Carl Zellmann in Prag.

Lindagrat, Haidingerspitze und Hochstettergletscher von der Mittelmoräne des Tasamangletschers.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mk. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mk. 1.—,
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

März 1902

Heft 6

Merkspruch.

Ein kleines Haus und fröhlichen Mut,
Ein rein Gewissen und mäßiges Gut,
Ein frommes Weib und keinen Borg,
Wer das hat, der ist ohne Sorg.

Bauernschüssel aus Pirna, 1700.

Die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz.

Von Eugen von Philippovich.

Unter den vielen merkwürdigen Erscheinungen, welche das abge-
laufene Jahrhundert auf dem Gebiete des staatlichen und gesellschaft-
lichen Lebens hervorgerufen hat, verdienen jene eine besondere
Beachtung, welche dazu dienen, die Einheit der westeuropäischen Kultur
zu festigen, indem sie das Denken und Wollen der Angehörigen der
verschiedenen Nationen in dieselbe Richtung lenken. Wenn auch die
nationalen Verschiedenheiten niemals vollständig werden überbrückt
werden, so haben doch der wachsende Verkehr, die Verdichtung der Be-
völkerung, die Fortschritte in der internationalen Arbeitsteilung und
nicht zum mindesten das Auftreten neuer außereuropäischer Kultur-
mächte wie das Anwachsen der Macht Rußlands die westeuropäischen
Völker einander nähergeführt und zu deutlicherer Erkenntnis ihres
gemeinsamen Besitzes historischer Kultur gebracht. Im großen und
ganzen handelt es sich dabei insbesondere um die Verbindung zweier
Kulturkreise, die aus dem großen Gegensatz der germanischen und
romanischen Welt beherrschend hervortreten, um die Ausgleichung und
Annäherung der deutschen und französischen Auffassungen von Staat
und Gesellschaft. Der Gedanke, daß gerade Frankreich und Deutschland

zur Wahrung großer gemeinsamer Interessen berufen seien, war vor dem deutsch-französischen Kriege in Frankreich wiederholt ausgesprochen worden. So schrieb Victor Hugo im Rhin, 1835: „Wenn Zentraleuropa konstituiert sein wird — und das wird es eines Tages sein —, dann ist das Interesse aller klar am Tage; Frankreich, mit dem Rücken an Deutschland gelehnt, macht Front gegen England, das den Handelsgeist darstellt, und wirft es in den Ocean. Deutschland, mit dem Rücken gegen Frankreich, macht Front gegen Rußland, das den Geist der Eroberung darstellt, und wirft es nach Asien.“ Und Michel Chevalier hat in der Einleitung zu seinem Bericht über die Pariser Weltausstellung 1867 folgende Sätze geschrieben, die gerade heute sehr aktuell klingen, da sie sich auf das Emporkommen der Vereinigten Staaten und Rußlands beziehen: „Die Eintracht ist für Mittel- und Westeuropa unerlässlich, wenn es nicht von den zwei Kolossen überwältigt werden will, deren riesige Proportionen und Pläne immer schärfer hervortreten und die sich im Innern immer stärker konzentrieren, um, scheint es, desto kräftiger den großen Schlag zu führen, der von einem Pol zum andern widerhallen wird. Die mittel- und westeuropäischen Völker haben Unrecht, sich in dem Traum einer für alle Ewigkeit gesicherten Suprematie zu wiegen: als wenn an der Größe und dem Reichtum der Völker, diesem Menschenwerk, irgend etwas unzerstörbar wäre. . . . Die mittel- und westeuropäischen Völker dürften eines Tages zu einer untergeordneten Rolle herabgedrückt und tief gedemütigt werden, wenn die zwei Emporkömmlinge sie durch Kriege erschöpft finden, welche sie einander geliefert haben werden. Wie ihrem Andrängen widerstehen, wenn sie in inneren Kämpfen die Mittel vergeudet haben, die den Fortschritt und die Macht begründen sollten? Ihre Interessen, ihre Bedürfnisse, ihre Pflicht gebieten ihnen, sich einander zu nähern, eine feste Allianz zu bilden, eine Föderation herzustellen, welche das Heil aller wäre.“ Solche Gedanken waren allerdings zur Zeit, als sie ausgesprochen wurden, Sonn- und Feiertagsgedanken. Im Alltagsleben prallten die näherliegenden gegensätzlichen Interessen aufeinander und führten zu der blutigen Auseinandersetzung, durch welche erst die politische Machtsphäre der beiden Kulturträger in Mitteleuropa klar und deutlich geschieden und Deutschlands staatliche Selbständigkeit gesichert wurde. Nun erst konnte der Prozeß der Annäherung seinen natürlichen, durch die Macht der gleichartigen Interessen bestimmten Lauf nehmen. Es hat begreiflicher-

weise lange gedauert, bis der Anfang dazu gemacht wurde und über die ersten Schritte ist man auch heute noch nicht hinaus. Aber in dem weiten Rahmen internationaler Verständigungen begegnen sich immer häufiger die Vertreter deutscher und französischer Kultur, und wenn wir auch noch weit davon entfernt sind, von einer geschaffenen Einheit sprechen zu können, verdienen doch die lebendigen Kräfte anerkannt zu werden, welche auf die Einheit der Geistesrichtung hinarbeiten. Von einem solchen Annäherungsversuch will ich hier berichten, der für uns von verschiedenen Gesichtspunkten aus von Interesse ist: von der Bildung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, als deren Sektion sich die Oesterreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz im Mai 1901 konstituiert hat.

In Berlin war bekanntlich im März 1890 auf Anregung des deutschen Kaisers, dem die Schweiz, die den gleichen Plan bereits früher verfolgt hatte, den Vortritt in dieser Angelegenheit überlassen hatte, eine internationale Arbeiterschutzkonferenz abgehalten worden. Ihre Ergebnisse waren aber recht wenig befriedigend gewesen. Man hatte sich mit einer Reihe konkreter Fragen des gesetzlichen Arbeiterschutzes befaßt, war aber zu keiner Einigung gelangt und mußte sich mit allgemeinen Resolutionen begnügen, die gewisse Minimalschutzvorschriften für „wünschenswert“ erklärten. Das Ziel, das der Konferenz gesteckt war, eine internationale gleichartige Regelung des Arbeiterschutzes zu erreichen, entschwand in weite Fernen. Für die praktische Politik war es beseitigt. Aber die Konferenz hatte doch das eine ergeben, daß die Idee des gesetzlichen Arbeiterschutzes in den verschiedenen Staaten Fortschritte gemacht hatte, und diese Beobachtung hat wohl den Vorsitzenden der Konferenz, den preußischen Handelsminister Baron Berlepsch veranlaßt, nachdem er durch das Ausscheiden aus dem Amte Bewegungsfreiheit gewonnen hatte, das Spiel nicht verloren zu geben und nur die Mittel anders zu wählen. Sag es nicht näher, bevor man an die Regierungen mit positiven Anforderungen herantrat, zunächst die Freunde des Arbeiterschutzes international zu organisieren? Konnten nicht durch eine solche Vereinigung die Ziele des Arbeiterschutzes international vereinbart und gestellt, ihre Erreichung aber den national getrennten Gruppen unter Berücksichtigung von Staat, Volk und Wirtschaft in den einzelnen Ländern überlassen werden? Und würde nicht eine solche über Europa sich

ausdehnende Verbindung der Gleichgesinnten alle nationalen Gruppen stärken und es ihnen erleichtern, in ihrer Heimat Erfolge zu erzielen? Nach jahrelangen Korrespondenzen und Vorarbeiten konnte endlich im Jahre 1897 die Ausstellung in Brüssel, mit der zahlreiche internationale Kongresse verbunden waren, benützt werden, um einen internationalen Arbeiterschutzkongreß einzuberufen. Er fand am 27.—30. September statt und führte zu interessanten Debatten, in welchen vor allem die Frage des Prinzips im Vordergrund stand. In Belgien gab es in den katholischen und demokratischen Parteien, unter den Gelehrten und in der Regierung warme Freunde des Arbeiterschutzes, aber die öffentliche Meinung war noch schwankend und die Manchesterleute waren nicht gering an Zahl. Sie wurden unterstützt durch Franzosen, unter denen nur wenige Freunde eines Eingriffes des Staates in das Arbeitsverhältnis sich befanden. Nur aus Deutschland und Oesterreich war der Kongreß ausschließlich von Freunden des gesetzlichen Arbeiterschutzes besandt worden, und naturgemäß gestaltete sich der Kampf zu einem solchen zwischen der individualistischen Auffassung der Franzosen und der von dem Vertrauen in die Autorität und Macht der staatlichen Organisation getragenen Auffassung der Deutschen. Es wird wohl das letztemal gewesen sein, daß über die Frage des Prinzips in öffentlicher Versammlung debattiert wurde, und der Erfolg lag augenscheinlich auf Seite der Deutschen. *) Der Kongreß wurde mit der Einsetzung eines Comité's geschlossen, welches die Vorbereitungen für die Schaffung eines dauernden internationalen Vereinigungspunktes der Freunde des Arbeiterschutzes treffen sollte.

Während in Brüssel vornehmlich Gelehrte, Beamte, Männer des bürgerlichen Mittelstandes — politisch übrigens den verschiedensten Parteien angehörig — getagt hatten, war einen Monat vorher in Zürich ein internationaler Arbeiterschutzkongreß abgehalten worden, der vom schweizerischen Arbeiterbund eingeladen worden war und im wesentlichen eine Vereinigung von Vertretern der Arbeiterorganisationen sein sollte. Dementsprechend wurde hier auch nicht über die allgemeinen Fragen des Prinzips, sondern über konkrete, anzu-

*) Das war in so hohen Maße der Fall, daß manchesterliche Zeitungen in der ganzen Veranstaltung und Besichtigung des Kongresses nur einen machiavelistischen Zug der deutschen Regierungspolitik erblickten, welche die deutschen Professoren ausschide, um für Arbeitsbeschränkungen im Auslande Propaganda zu machen und dadurch dessen Industrie in seiner Konkurrenzfähigkeit gegen die deutsche zu unterbinden.

strebende Ziele auf dem Gebiet der Sonntagsruhe, der Kinder-, Frauen-Nacharbeit u. s. w. gesprochen und abgestimmt, so daß das Protokoll dieses Kongresses die Wünsche der Arbeiterparteien auf bestimmten, abgegrenzten Gebieten zum Ausdruck bringt. Unter anderem war auch die Errichtung eines internationalen Arbeiterschutzes gefordert worden, das die Entwicklung des Arbeiterschutzes in den einzelnen Staaten verfolgen und darüber berichten sollte, das eine international zu vergleichende Bearbeitung der Arbeitsstatistik auszuführen und als internationale Auskunftsstelle zu funktionieren hätte.

So war von zwei Seiten her eine internationale Verbindung zu gunsten des Arbeiterschutzes eingeleitet worden, und es galt nunmehr, diese Strömungen zu vereinigen und einem positiven Erfolge zuzuführen. Während der nächsten Jahre wurde daran gearbeitet. Im deutschen Reiche, in Belgien, in Frankreich und in Oesterreich bildeten sich kleine Gruppen von Arbeiterschuttsfreunden, die zu gemeinsamer internationaler Arbeit bereit waren; Verhandlungen erfolgten da und dort, größtenteils von Freiherrn von Berlepsch eingeleitet und geführt, und das Ergebnis war die neuerliche Einberufung eines internationalen Arbeiterschuttskongresses auf Ende Juli 1900 in Paris. Wie in Belgien der Kongreß von 1897 der Vereinigungspunkt für alle belgischen Freunde des Arbeiterschutzes wurde, so ist auch in Paris die Einberufung des Kongresses das Mittel geworden, um die Anhänger einer staatlichen Ordnung des Arbeiterverhältnisses zu organisieren. Damit war auch in Frankreich, das bisher nur zögernd den Forderungen des Arbeiterschutzes nachgegeben hatte, ein Zentrum der Aufklärung und der Propaganda geschaffen worden. Der Kongreß sollte aber nicht nur diese national-französische Bildung unterstützen, sondern auch eine dauernde Form für die internationale Vereinigung der in den einzelnen Staaten bestehenden Arbeiterschuttsvereine schaffen. An die Errichtung eines offiziellen internationalen Amtes war zurzeit nicht zu denken. Dagegen schien es nicht aussichtslos, zunächst auf privatem Wege durch das Zusammenwirken der verschiedenen sonderstaatlichen Vereine eine ständige Organisation zu schaffen, die den Weg für ein künftiges offizielles Institut ebnen und vorläufig von den Regierungen nur unterstützt, nicht aber gebildet werden sollte. Die Erhaltung dieses Amtes, die Erörterung und Bestimmung seiner Aufgaben, die Förderung seiner Tätigkeit durch Beistellung von Thatfachenmaterialien, Erteilung von Auskünften er-

gab dann einen Wirkungskreis für eine internationale Vereinigung der sonderstaatlichen Arbeiterschutzbereine, der sie in ständige Berührung brachte und die Kenntnis von den Fortschritten in einem Lande alsbald den anderen Nationen zu vermitteln und dadurch überall die Idee des Arbeiterschutzes zu propagieren gestattete.

So sind aus dem Pariser Kongreß zwei Organisationen hervorgegangen, das Internationale Arbeitsamt in Basel und die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz. Das Internationale Arbeitsamt ist eine Zentralstelle, welche eine dreifache Aufgabe hat: 1) die Sammlung aller auf den gesetzlichen Arbeiterschutz in den einzelnen Staaten bezughabenden Gesetze, Verordnungen, parlamentarischen Beratungen und Äußerungen maßgebender Korporationen von Unternehmern und Arbeitern. Diese Thatsachen sollen im wesentlichen in einer periodischen Zeitschrift publiziert und den Mitgliedern der Vereinigung, wie den Regierungen zugänglich gemacht werden. 2) Die Veranstaltung von Untersuchungen einzelner Thatbestände mit Rücksicht auf den Arbeiterschutz in den einzelnen Ländern und mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer internationalen Regelung. So werden z. B. zurzeit derartige Untersuchungen über die Nachtarbeit der Frauen in den verschiedenen Ländern, über die Gesetzgebung betreffend die gesundheitsgefährlichen Industrien und über eine in den verschiedenen Staaten einheitlich zu gestaltende Unfallstatistik veranstaltet. 3) Die Erteilung von Auskünften über den Stand bestimmter Arbeiterschutzmäßregeln in den einzelnen Staaten. Das internationale Arbeitsamt hat daher eine rein wissenschaftliche Aufgabe zu erfüllen und ist von jeder propagandistischen Verantwortung einzelner Maßnahmen frei zu halten. Die Mittel für seine Thätigkeit erhält das Amt teils durch die Beiträge der einzelnen Sektionen der Internationalen Vereinigung, teils durch die Subventionen von Regierungen, die bisher von der Schweiz, von Frankreich und von Holland gewährt wurden und von Deutschland und Italien in Aussicht gestellt sind. Die Internationale Vereinigung ist gewissermaßen der Beirat dieses Internationalen Arbeitsamtes. Jede nationale Sektion sendet einige Persönlichkeiten in das leitende Comité, welches den Direktor des Arbeitsamtes bestellt und die Direktiven für seine Thätigkeit gibt, zugleich aber dafür sorgt, daß periodisch ein Meinungsaustausch der Mitglieder der Internationalen Vereinigung über die Ziele und Wege

des Arbeiterschutzes stattfindet. Dies geschieht durch Einberufung von Kongressen. Hat das Arbeitsamt die Aufgabe, die Thatfachen festzustellen, so ist im Gegensatz dazu die Aufgabe dieser Kongresse die, die Meinungen darüber zum Ausdruck zu bringen, was aus den festgestellten Thatfachen für die Weiterentwicklung des Arbeiterschutzes folge. Die formelle Konstituierung der Internationalen Vereinigung und die Festlegung der Satzungen des Arbeitsamtes erfolgten Ende September 1901 zu Basel. Zum Präsidenten der Vereinigung wurde Nationalrat Scherrer in St. Gallen gewählt, zum Direktor des Arbeitsamtes ein Oesterreicher, der zurzeit in Basel seinen Sitz hat, der Professor der dortigen Universität Dr. Bauer. Der erste Kongreß der Vereinigung wird im Herbst des nächsten Jahres in Düsseldorf stattfinden.

Das ist der weite Rahmen, in den die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz hineingestellt ist. Sie ist eine Sektion der Internationalen Vereinigung; sie soll ihren Teil dazu beitragen, um der deutschen Auffassung von den Aufgaben des Staates und seiner Verwaltung gegenüber der romanischen Neigung zum Individualismus zum Siege zu verhelfen; sie soll mitwirken, den Gedanken zu verbreiten, daß in den gesitteten Gemeinwesen die Ordnung des Arbeitsverhältnisses, das für die Mehrheit der Bevölkerung die Grundlage ihrer wirtschaftlichen Existenz und damit ihres Lebens überhaupt ist, von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und des allgemeinen Interesses beherrscht werde; sie soll mitbilden an der Einheit der westeuropäischen Kultur in einer Richtung, die die Lebenskraft der Völker stärkt und den kommenden Generationen einen unverminderten Schatz von Thatkraft, Leistungsfähigkeit und gestaltungsfähigen Ideen zu überliefern gestattet. Sie ist aus jener internationalen Bewegung entstanden, — aber sie geht in ihr nicht auf. Denn sie kann nicht nach außen wirken, wenn sie nicht in ihrem Innern die Kräfte dazu sammelt. Sie hätte wenig Bedeutung, wenn sie nur die Nachrichten über die Fortschritte der Arbeiterschutzmaßregeln in anderen Ländern sammelte und zur Belehrung Vereinzelter hier in Oesterreich verwendete. Die Berührung mit dem thätigen Leben außerhalb der österreichischen Grenzen soll vielmehr fruchtbar gemacht werden für unsere heimatlichen Gemeinwesen. Wir wollen empfangen, um das Empfangene nach unseren Bedürfnissen umzugestalten und für die Bervollkommnung unserer sozialen Einrichtungen zu verwerten. Aber wir hoffen nicht

blos in der Schuld der anderen Nationen und Staaten zu stehen, sondern ihnen auch etwas bieten zu können, wenn wir nur einmal die Kräfte gesammelt und organisiert haben, die bei uns dem sozialen Fortschritt dienen. So soll die österreichische Gesellschaft ein vollwertiges Bindeglied sein für die Verknüpfung unserer gesellschaftlichen und staatlichen Reformbestrebungen mit jenen der anderen großen Kulturstaaten Europas, sie soll aber zugleich — und das ist notwendig mit dieser Aufgabe verbunden — in unserem öffentlichen Leben eine treibende Kraft sein, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf notwendige soziale Reformen lenken, der Verwaltung in Staat, Land und Gemeinde Anregungen bieten, die Gesetzgebung durch vorbereitende und kritische Thätigkeit fördern. Mit dieser Begrenzung ihrer Aufgaben verfolgt die österreichische Gesellschaft die Bahn, welche auch die meisten der anderen Sektionen sich abgesteckt haben, wie die folgende Uebersicht über die statutarischen Zwecke der einzelnen Sektionen der Internationalen Vereinigung zeigt:

1. Deutsche Sektion: Die Gesellschaft für soziale Reform hat den Zweck: 1) durch Aufklärung in Wort und Schrift die soziale Reform auf dem Gebiete der Lohnarbeiterfrage in Deutschland zu fördern; 2) als deutsche Sektion der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz deren Bestrebungen mit allen Kräften zu unterstützen.

2. Belgische Sektion: Es wird ein Comité zur Förderung des internationalen Arbeiterschutzes in Brüssel gebildet.

3. Französische Sektion: Die französisch-nationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz hat den Zweck, im allgemeinen die Bestrebungen der internationalen Vereinigung zu unterstützen und im besonderen den Ausbau der Arbeiterschutzgesetzgebung in Frankreich zu fördern.

4. Ungarische Sektion: Zweck der Sektion für Arbeiterschutz der sozialwissenschaftlichen Gesellschaft ist: 1) die Förderung der Lage der ungarischen landwirtschaftlichen, gewerblichen und Handelsarbeiter anzustreben; 2) als ungarische Landessektion der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz deren Bestrebungen mit allen Kräften zu fördern.

5. Holländische Sektion: Die niederländische Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz sucht ihr Ziel zu erreichen: 1) durch Unterstützung der Bemühungen der internationalen Vereinigung für

gesetzlichen Arbeiterschutz; 2) womöglich durch Herausgabe einer niederländischen Ausgabe der unter Artikel 1 Ziffer 2 der Statuten der internationalen Vereinigung genannten Sammlung oder durch Unterstützung einer ähnlichen Veröffentlichung; 3) im allgemeinen durch Verbreitung der in den anderen Ländern auf dem Gebiete der Arbeiterschutzgesetzgebung gemachten Fortschritte in Holland.

6. Schweizerische Sektion: Die Vereinigung hat den Zweck, den Gedanken des internationalen Arbeiterschutzes in weitere Kreise zu tragen und seine Verwirklichung zu fördern.

7. Österreichische Sektion: Die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz hat den Zweck, durch Aufklärung in Wort und Schrift Bestrebungen, welche auf den weiteren Ausbau des Arbeiterschutzes und der Wohlfahrtspflege gerichtet sind, zu unterstützen, sowie insbesondere die Bildung eines privaten internationalen Bureaus für Arbeiterschutz zu fördern.

Nur Belgien und die Schweiz haben sich aus besonderen Gründen auf die unmittelbare Förderung der Zwecke der internationalen Vereinigung beschränkt. In Belgien stehen sich die Parteien im Staate zu schroff gegenüber, in der Schweiz, wo der Arbeiterschutz von allen Seiten gefördert wird, ist eine besondere Organisation zu diesem Zwecke nicht mehr nötig. Die in der Bildung begriffene italienische Sektion wird in der Bestimmung ihres Aufgabekreises der Mehrheit der Sektionen folgen.

Es bedarf nun noch eines erläuternden Wortes, warum wir den Arbeiterschutz in solcher Weise in den Vordergrund der sozialen Reformbestrebungen stellen. Zwei Gründe sind dafür maßgebend: das starke Hervortreten der Arbeiterinteressen in der Bevölkerung und die allgemeine Bedeutung, welche die an die Lage der Arbeiter anknüpfenden Reformbestrebungen für die ganze Gesellschaft besitzen. Die österreichische Berufszählung von 1890 zählte in der ganzen Bevölkerung 3 842 640 Selbständige, 539 177 Angestellte und 9 187 470 Arbeiter und Tagelöhner. Mit den Familienangehörigen entfielen 9 544 745 Personen auf die Gruppe der Selbständigen, 1 006 972 auf die der Angestellten, 13 343 696 auf die der Arbeiter, Tagelöhner und Dienenden. Die im Arbeiterverhältnis stehenden Personen bilden daher unter jedem Gesichtspunkt die Mehrheit der Bevölkerung. Unsere heutige Auffassung von der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung gestattet nicht mehr, ihre Interessen als weniger wichtig, denn die

der übrigen Klassen der Bevölkerung anzusehen; das Selbstbewußtsein, das in den Kreisen der Arbeiter zu immer stärkerer Betonung ihrer Rechte führt, erzwingt Beachtung und nötigt dazu, die Formen zu finden, in denen auch diesem Teil der Bevölkerung ein entsprechender Anteil an der Verwaltung der öffentlichen Einrichtungen eingeräumt werden kann; eine tiefere Erkenntnis der gegenseitigen Abhängigkeit wirtschaftlicher und sozialer Thatsachen hat uns endlich gelehrt, daß die Steigerung der Lebenshaltung und die Erhöhung der sozialen Stellung der Arbeiter eine größere Leistungsfähigkeit, einen größeren Konsum zur Folge hat und damit zu einer Bedingung für die vollkommenere Entwicklung der Produktivkräfte eines Landes wird.

Daneben aber treten noch andere Erfahrungen hervor. Wir bemerken auf vielen Gebieten des öffentlichen Lebens den Drang nach neuen Institutionen, neuen Formen der Verwaltungspflege, der Selbsthilfeorganisationen, welche die Bedürfnisse größerer Kreise der Bevölkerung zum Ausgangspunkt nehmen, ihre Produktion, ihren Konsum, ihre Bildung fördern sollen. Die Genossenschaften, das Volksbildungswesen, die soziale Versicherung, die Bestrebungen zur Reform des Wohnungswesens sind ein Ergebnis dieses Ringens nach besserer Lebensfürsorge. Sie sind alle auf dem Boden des Arbeiterschutzes entstanden. Ihrer Mehrzahl nach sind diese neuen sozialen Organisationen zur Befriedigung wichtiger Bedürfnisse der Massen zuerst in England ausgebildet worden, wo die Entwicklung der Industrie, die Häufung der Menschen in den Städten und die rasche Ausbildung neuer Formen der Produktion zuerst das Problem entstehen ließen, wie man die Massen der ungebildeten, bezugslosen, der Gefahr der Verrohung und physischen Entartung so stark ausgelegten Arbeiter organisieren, zu einer besseren Lebensführung, zur Teilnahme an der Bildung und Gefittung der Zeit bringen könne, wie man sie ohne Gefahr für die soziale Ordnung eingliedern könne in den Aufbau der freien staatsbürgerlichen Gesellschaft. Auf deutschem Boden sind sodann die gleichen Aufgaben unter mancherlei neuen Gesichtspunkten aufgenommen worden, und von England und Deutschland sind dann die Impulse rasch weitergegeben worden. Dabei hat sich aber bald die merkwürdige Thatsache herausgestellt, daß man mit jenen Bemühungen nicht bei den Arbeitern stehen bleiben könne, daß die für die Arbeiter bestimmten Einrichtungen nicht nur auch von den anderen Teilen der Bevölkerung benützt werden, sondern bei diesen sogar manchmal rascher und er-

folgreicher ausgenützt werden, wie das z. B. das Genossenschaftswesen ausweist, das, im Kreise industrieller Arbeiter entstanden, heute seine größten Triumphe in der Landwirtschaft, unter den Bauern feiert. Man erkannte, daß man nicht bei den Arbeitern stehen bleiben dürfe, daß man vielmehr von dem Studium ihrer Bedürfnisse ausgehend zu neuen Aufgaben der sozialen Verwaltung überhaupt gelange.

So haben sich denn die Bestrebungen auf dem engeren Gebiete des Arbeiterschutzes zu solchen der sozialen Reform überhaupt erweitert. Mit Recht hat sich daher auch die deutsche Sektion der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz für ihr engeres Wirkungsgebiet im Deutschen Reiche den Namen „Gesellschaft für soziale Reform“ beigelegt. Wir haben in Oesterreich diesen, weite Ziele bedeckenden Namen nicht gewählt, um deutlicher den Ausgangspunkt der sozialen Reformbestrebungen zu bezeichnen und um nicht durch ein großes Wort die Bestrebungen unserer Gesellschaft gar zu sehr ins Weite und Unbegrenzte zu ziehen. Es sind bei uns noch mancherlei Voraussetzungen unerfüllt, die im deutschen Reiche schon überwunden sind. Wir haben mit politischen und nationalen Schwierigkeiten, mit dem Mangel einheitlicher, die österreichische Völkergemeinschaft geistig einender Ideen und Empfindungen zu kämpfen; es wird hier vor allem nötig sein, konkrete Ziele aufzustellen, die greifbar nahegerückt sind, deren Erreichung nicht an umfassende Bewegungen, an große gesetzgeberische Aktionen geknüpft ist, die womöglich in der engeren Gemeinschaft des Gemeindeverbandes, der Unternehmer- und Arbeiterorganisationen verwirklicht werden können. Daneben wird es sich um Aufklärung und Belehrung, um Gewinnung und Bildung der öffentlichen Meinung handeln, um Erweckung eines Interesses, das die Vorbedingung werden mag für künftige, größere Arbeit. Bei dieser Gestaltung des Arbeitsprogramms der österreichischen Gesellschaft für Arbeiterschutz ist es natürlich, daß das Schwergewicht ihrer Tätigkeit in den Zweigvereinen und Ortsgruppen liegen muß. Die Zentralfstelle hat vor allem die Verbindung mit dem Arbeitsamte in Basel und mit den übrigen nationalen Sektionen aufrecht zu erhalten. Sie wird jene Arbeiten in erster Linie im Auge behalten müssen, die durch die internationale Gemeinschaft bedingt sind. So liegt es nahe, daß sie gegenwärtig sich mit den Fragen der Nachtarbeit der Frauen und mit der Lage der gesundheitsgefährlichen Betriebe befasse, weil diese Arbeiten von dem Internationalen Arbeits-

amt in Basel für den nächstjährigen Kongreß vorzubereiten sind. Daneben sollen von ihr Anregungen ausgehen, durch welche die in Ortsgruppen vereinigten Mitglieder zu lokaler Thätigkeit angeregt werden. Arbeiten, welche solche Anregung bieten, sind zurzeit auf dem Gebiete der Wohnungsfrage im Gange. Außerdem wird eine Arbeit über das Trudhsystem im Lohnvertrage den Behörden wie den Unternehmer- und Arbeiterorganisationen, wahrscheinlich auch den gesetzgebenden Faktoren Anlaß zu Maßnahmen bieten. Wieviel aber gerade in den örtlich begrenzten Verwaltungsgemeinschaften, im Land und namentlich aber in der Gemeinde für die Thätigkeit der externen Mitglieder und für Ortsgruppen zu thun bleibt, darüber giebt uns ein Vergleich der Lage in Deutschland und in Oesterreich einen für uns beschämenden Aufschluß. Im deutschen Reiche haben nicht weniger als fünf Parteien ein von sozialpolitischen Gesichtspunkten beherrschtes, im einzelnen ausgearbeitetes Gemeindeprogramm: die deutsche Volkspartei, die deutsch-soziale Partei, die sozialdemokratische Partei, der national-soziale Verein, der Bund deutscher Bodenreformer. Die Zentrumsparthei hat zwar nicht ein formuliertes Programm, aber ihre Stellung ist im großen und ganzen eine einheitliche.*) In der Wochenschrift „Soziale Praxis“, wie in allgemeinen und lokalen, der Kommunalverwaltung gewidmeten Zeitschriften werden immer wieder kommunalpolitische Fragen von sozialen Gesichtspunkten aus behandelt; auf Kongressen und in Vereinsversammlungen spielen sie eine große Rolle. In den Verhandlungen der Kongresse für Armenpflege und Wohltätigkeit, des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege, der Zentralstelle für Wohlfahrtspflege sind immer unter den Referenten und hervorragenden Rednern an erster Stelle Vertreter der Gemeinden zu finden. Von den Fragen, die da erörtert werden, von dem Ernst,

*) Man vgl. die Schrift von Trimborn und Thigen, Die Thätigkeit der Gemeinden auf sozialem Gebiete, Köln 1900. Rechtsanwalt Trimborn ist Mitglied der Zentrumsparthei. Dazu die Schrift eines andern hervorragenden Mitgliedes der deutschen Zentrumsparthei: Thige. Die Arbeiterfrage und die Bestrebungen zu ihrer Lösung. Eine gute Uebersicht über Angestrebtes und Erreichtes auf dem Gebiete der Gemeindepolitik gibt das Buch von Damaschke Aufgaben der Gemeindepolitik, 4. Aufl., 9.—12. Tausend, 1901 (Preis M. 1.50) und fortlaufende Mitteilungen über das ganze Gebiet der Sozialpolitik, so auch über das der Gemeindepolitik bringt die Wochenschrift Soziale Praxis (Hrsg. von Prof. Grande, Berlin, Preis pro Jahr 10 M.), die zugleich stete Orientierung über die Internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz und insbesondere über die deutsche und österreichische Sektion bietet.

mit dem es geschieht, von der Fülle von Sachkenntnis, mit der die Probleme behandelt werden, spüren wir nichts. Bei uns herrscht auch hier nur die Tradition und die Routine. Dieser Strom deutschen Geisteslebens und deutscher Arbeit ist noch nicht zu uns hereingeleitet. Die Talente, die wir auch auf diesem Gebiete zweifellos haben, sind isoliert, sie wirken weder nach außen befruchtend, noch werden sie selbst gefördert und angespornt durch die Anregung der öffentlichen sachkundigen Erörterung. Das ist ein nicht genug zu beklagender Mangel. Bringt es schon die Größe unserer Staaten und die wachsende Schwierigkeit der zentralen Verwaltung mit sich, daß das Gemeindeleben, das einst bei den germanischen Stämmen Anfang und Grundlage alles staatlichen Lebens war, an Bedeutung in der Gegenwart wieder zunimmt, so ist bei uns in Oesterreich durch unsere politische Lage zurzeit wenigstens die Gemeinde in höherem Maße geeignet ein Boden fruchtbaren Wirkens zu werden, als der Staat selbst. Hier sollten sich die Volksgenossen zusammenfinden, um, ungehemmt durch nationalen Widerspruch, den sozialen Fortschritt zu pflegen und die Volksgemeinschaft stark, leistungsfähig und vorbildlich für andere zu erziehen. Das Schulwesen und seine Lehrmittel, die Fürsorge für schwache, kränkliche, verwahrloste Kinder, die Schulhygiene und die körperliche Erziehung der Jugend, die Fortbildungsschulen und die verschiedenen Formen der Volksbildung, die Ordnung der Dienst- und Arbeitsverhältnisse in der Gemeinde, Arbeitsnachweis und Mittel gegen die Arbeitslosigkeit, Gemeinde-Grundeigentum, Bauordnung, Bau- und Wohnungsgenossenschaften, Ordnung des Hypothekarkredits, kommunale Wirtschaftsbetriebe, Fürsorge für das Handwerk, Hilfe für die Heimarbeit und Hausindustrie eröffnen dem Thätigen, von Liebe zu seinen Volksgenossen Durchdrungenen ein weites Feld planmäßiger, der Gemeinschaft nützlicher Wirksamkeit. Von dem Gedanken des Arbeiterschutzes ausgehend, wird ihnen die Prüfung der Stellung der Gemeinde zu den Bedürfnissen der besitzlosen Arbeiter neue Perspektiven für die Gemeindepolitik überhaupt eröffnen, und es wird durch eine Kommunalfürsorge, welche dem Hintenden eine Stütze, dem Schwachen ein Hilfsmittel des Fortschrittes zu sein verspricht, das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der nationalen Gemeinschaft bei allen Gliedern lebendig erhalten. Wie ich eingangs hervorgehoben habe, ist solche Thätigkeit Verwirklichung eines in seinem Wesen deutschen Gedankens. Gerade die Deutschen in Oesterreich erscheinen

berufen, den anderen Nationen mit solchem Thun voranzugehen, es ist ein Vorrang, der ihnen nicht genommen werden kann, daß sie als Glieder des deutschen Volkes dessen kulturelle Errungenschaften zu tragen und auszubreiten bestimmt sind. Auch die österreichische Gesellschaft für Arbeiterschutz will dazu beitragen; in welchem Maße es gelingen soll, wird vor allem davon abhängen, wie sich die Volksgenossen in der Provinz zu ihren Zielen und Bestrebungen stellen. Gewiß ist, daß, wenn sie sie aufnehmen und verwirklichen, sie im besten Sinne des Wortes das leisten, was wir alle hochhalten — deutsche Arbeit.



Ueber Denkmalpflege.

Von **Joseph Henwirth.**

Vortrag, gehalten am 5. Dezember 1901 in der Gesellschaft österreichischer Kunstfreunde in Wien.

Die letzten Jahre haben in rascher Aufeinanderfolge verschiedene Fragen der Denkmalpflege in den Vordergrund des Zeitinteresses gerückt. Die immer sachgemäßere Ausführung großer Denkmalswiederherstellungen, die Fortschritte der Denkmälerinventarisierung, die Erörterungen über Denkmalpflege auf kunsthistorischen Kongressen und Tagen für Denkmalpflege reichen der wachsenden Organisation des Denkmalschutzes, der Vorbereitung und Einbringung von Denkmalschutzgesetzen, der Inausführung der Herausgabe eines Handbuchs der deutschen Denkmäler die Hand. Die offenkundige Actualität der Sache drängt heute geradezu nach einer Erörterung dessen, was Gesetz, Organisation des amtlichen Denkmalschutzes und der amtlichen Denkmalpflege, die Bewilligung der Geldmittel, die Aufstellung und Einhaltung einwandfreier Restaurierungsgrundsätze, die Heranbildung geeigneter Kräfte für Denkmalpflege und die damit so innig zusammenhängende Denkmälerinventarisierung thun oder — vielleicht auch mehr thun könnten und sollten.

Da man seit mehreren Jahrzehnten den Denkmälerbestand eines Staates als einen wesentlichen Teil des öffentlichen Besitzes ansehen gelernt hat, dessen ungeschmälerte Erhaltung für künftige Geschlechter ebenso als eine allgemeine Ehrensache wie eine über öffentliches Kunst-

gut wachende Pflicht betrachtet wird, sollte man eigentlich billigerweise erwarten, daß der Erwirkung eines gesetzlichen Schutzes für die Erhaltung des geschichtlich wichtigen Kunstbesizes schon überall die gebührende Aufmerksamkeit zugewendet würde. Leider ist diese Grundbedingung rationeller Denkmalspflege vielfach noch ein frommer Wunsch. Man braucht gar nicht weit zu gehen, um der traurigen Wahrheit gegenüberzustehen, daß zur Stunde den Behörden in Angelegenheiten der Kunst- und historischen Denkmäler, ihrer Erhaltung und Wiederinstandsetzung auch nicht die geringste Exekutive zuerkannt ist, daß ihnen gegenüber gemeinschädlichem Vorgehen weltlicher oder geistlicher Körperschaften, von Gemeinden und insbesondere von Privaten eine Strafverhängung nicht zukommt. Mit Rat und Vorstellung, mit Belehrung und Anregung, mit dem Erstreben einer immer weitere Kreise umfassenden Kenntnis des geschichtlichen und Kunstwertes der Denkmale wird dort nichts erreicht, wo die Ohren taub bleiben wollen und das Sonderinteresse der Allgemeinheit sich nicht unterzuordnen versteht. Nur mit dem festen Rückhalte an dem klaren Wortlaute eines Gesetzes für Denkmalschutz und Denkmalspflege läßt sich dauernd Abhilfe schaffen. Es ist gewiß nicht zu bestreiten, daß die billige Wahrung berechtigter Interessen des Eigentumes, und zwar insbesondere des Privateigentumes, die Formulierung eines solchen Gesetzes ungemein erschwert, bei dessen Erlassung Härten möglichst vermieden oder gemildert werden müssen, um es nicht im vorhinein unpopulär zu machen. Ein Denkmälerschutzgesetz darf nie ein Polizeigesetz werden, dem Körperschaften und Privatpersonen nur Mißtrauen und Haß entgegenbringen, wenn der Bogen der Forderungen allzu übertrieben gespannt wird; mit je größerem und allgemeinerem Vertrauen man dasselbe aufnimmt, um so segensreicher seine Wirkung, umso geringer die Einbuße an öffentlicher Moral, deren Hintansetzung gerade die Härten herausfordern würde. Daß sich die Schwierigkeiten, welche der gesetzlichen Regelung des Denkmalschutzes entgegenstehen, wirklich bewältigen lassen, zeigt namentlich das allerdings auch nicht vollständig einwandfreie französische Denkmälerschutzgesetz vom 30. März 1887, nach welchem etwas über 2000 der wichtigsten Denkmäler Frankreichs in eine offizielle Schutzliste eingetragen sind und den vollen Schutz des Staates genießen. Die Lücke des Gesetzes springt sofort in die Augen, weil es nicht für den Gesamtdenkmälerbestand gilt, nur die klassierten Objekte in seinen Rahmen fallen, auf die nichtklassierten Denkmäler

aber andere Bestimmungen angewandt werden müssen. Ein allgemeines Denkmälergesetz sollte eine solche Ausschaltung einer der Zahl nach weit größeren Gruppe, in der ja viel Beachtenswerthes sich findet, nicht zulassen, sondern den Standpunkt vertreten, daß der gesetzliche Schutz der Gesamtheit der Denkmäler, der klassierten wie der nichtklassierten, zuteil werde, damit die Gefahr des Verlustes an öffentlichem Kunstgute sich verringere. Die Einseitigkeit der französischen Einwertung läßt sich mildern durch eine periodische Revision und Verbesserung der Liste, wie sie z. B. das rumänische Gesetz von 1892 vorschreibt. Einer ähnlichen Grundlage des Denkmälerschutzgesetzes wie in Frankreich begegnet man in England, Dänemark, Aegypten, Indien, Portugal, Rumänien. Wichtige Fingerzeige für die Formulierung neuer Entwürfe wurden durch die Straßburger Resolutionen von 1899 und durch die Grundsätze, für welche der Dresdener Tag für Denkmalpflege im Jahre 1900 nach Einblicknahme in den durch Ministerialrat Freiherrn v. Biegeleben ausgearbeiteten Denkmälergesetzentwurf für das Großherzogtum Hessen sich aussprach, gewonnen. Sie haben die Frage gesetzlicher Regelung des Denkmalschutzes eigentlich in Fluß gebracht. Aber auch selbständige Verordnungen der Kommunalverbände können, wie dies z. B. in Hildesheim oder Nürnberg geschah, namentlich an besonders denkmalreichen Orten die Denkmalpflege erfolgreich unterstützen. Das Gleiche gilt von Bauordnungen und baupolizeilichen Verfügungen der Städte. Voller Erfolg wird der gesetzlich geregelten, auch von Gemeinwesen geförderten Denkmalpflege nur dann beschieden sein, wenn die geistlichen Behörden selbstständig oder im Anschlusse an staatliche Gesetze und Verordnungen durch entsprechende Verfügungen den Denkmälerschutz unterstützen, was eigentlich umso naturgemäßer ist, als öffentliches Kunstgut und Kirchengut in vielen Fällen identisch ist, die Interessensphären des Denkmalschutzes sich also decken. Aber auch das beste Denkmalschutzgesetz bliebe ohne die entsprechende amtliche Organisation nur leerer Schall gut gemeinter und schönklingender Worte.

Für die Frage der Organisation des amtlichen Denkmalschutzes und der amtlichen Denkmalpflege kommt in erster Linie die Stellung der Organe der allgemeinen Staats-, beziehungsweise Landesverwaltung in Betracht. In allen Staaten Europas sind Institutionen, welche nach Art unserer Zentralkommission für Kunst und historische Denkmale organisiert wurden oder wenigstens ganz in ihrem Sinne wirken, mit

der Ueberwachung des staatlichen Kunstgutes betraut, dessen würdige Instandhaltung, dessen Bewahrung vor jeglicher Schädigung durch unverständige Restaurierung, durch geschmacklose Entstellung ihre Hauptaufgabe ist. Bei der großen Schwierigkeit steter Evidenzhaltung aller betreffenden Aktionen und im Interesse einer mit den lokalen Verhältnissen besser vertrauten Beratung kann es nur mit Genugthuung begrüßt werden, daß in Staatengebilden wie Oesterreich oder im deutschen Reiche einzelne Länder sich das Recht sachmännischer Unterstützung der Denkmalspflege durch Errichtung besonderer kunsthistorischer Landes- oder Provinzialkommissionen gewahrt haben, von deren Votum die Erteilung eventueller Landesunterstützungen abhängig bleibt. Die Verringerung der Ausdehnung des Ueberwachungsbezirks ermöglicht diesen Landeskommissionen eine leichtere Uebersicht über den territorialen Denkmälerbestand, die raschere Kenntnisaufnahme drohender Schädigungen und unverzüglichere Einleitung von Schutzmaßnahmen, eine sachgemäße Bemessung der den lokalen Faktoren zuzumutenden Beitragslasten. Was z. B. die kunsthistorische Landeskommission für das Königreich Böhmen in dieser Hinsicht bisher veranlaßt und durchführte, dürfte sich kaum als eine Störung, sondern vielmehr als eine Unterstützung mancher in der Interessensphäre der Zentralkommission liegenden Kunstunternehmung darstellen. Die Zentralisation der Arbeit nach allgemein gültigen Gesichtspunkten des künstlerisch und geschichtlich wirklich Erhaltenswerten fördert zweifellos das Zusammenhalten des öffentlichen Kunstbesizes, die Zentralisation aller wichtigen Kunsterhaltungsaktionen vor einem gemeinsamen Forum. Das Erstrebenswerte gedeihlicher Arbeitsteilung und rascher sachverständiger Information und Beratung faßt ja hauptsächlich die Bestellung von Konservatoren, Pflegern, Korrespondenten u. dgl. ins Auge. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in absehbarer Zeit die Stellung eines Konservators ein staatliches Amt werden wird, dessen Verleihung an den Nachweis ganz bestimmter Kenntnisse wenigstens für alle Hauptfragen der Denkmalspflege gebunden werden muß. Heute spielt die Zufallsbeignung, die Zufallsneigung, die Zufallsgefälligkeit, aber auch ab und zu eine Zufallsseitigkeit, nach welchen Gesichtspunkten sich das Konservatorenmosaik aus Architekten, Ingenieuren, Hoch- und Mittelschulprofessoren, Fach-, Bürger- und Volksschullehrern, aus Geistlichen, städtischen Rentmeistern, Zuckerfabrikdirektoren oder Kontroloren zusammensetzt, in der Erhaltung unserer Kunstdenkmäler

eine viel zu große, nicht selten geradezu verhängnisvolle Rolle; denn nur einzelne der genannten Berufskategorien wissen thatsächlich, was in Sachen der Denkmalpflege für jeden einzelnen, direkt kunstindividuell zu behandelnden Fall noththut. Selbstverständlich wird man solche nach ganz anderen Gesichtspunkten bestellten Organe mit einer gewissen Selbstständigkeit des Wirkungskreises ausstatten und von kleinlicher Abhängigkeit von Zwischenbehörden möglichst freimachen müssen, denen die Langsamkeit des bureaukratischen Instanzenzuges mitunter alles, die Vorsehrung rascher Maßnahmen zur Verhütung unerseßlichen Schadens nichts oder wenigstens sehr untergeordnete Nebensache ist; für diese Vorsehrung soll und muß im Interesse des Ganzen mehr freie Bahn als jetzt geschaffen werden. Da nur in ganz besonders wichtigen Fällen bei außerordentlich hervorragenden Objekten Spezialkommissionen zur Inaugenscheinnahme und Beratung des Zweckmäßigen an Ort und Stelle entsendet werden können, wird pflichtmäßige Fürsorge der Staatsverwaltung darauf dringen müssen, daß die mit der unmittelbaren Beaufsichtigung des Kunstbesizes betrauten Organe sich in jedem nicht besondere Schwierigkeiten bietenden Falle sachgemäß orientieren und augenblicklich weiteren Schaden durch zweckentsprechende Nothmaßregeln verhüten können. So sehr es sich auch darum handeln muß, möglichst viele Persönlichkeiten, die nach ihrer Berufsstellung und Ausbildung hervorragende Kenntnisse für Einzelfragen der Denkmalpflege besitzen, zur interessvollen Beteiligung heranzuziehen und in ersprißlicher Thätigkeit dem großen Denkmälererhaltungsorganismus anzugliedern, gibt man sich doch keiner Täuschung hin, daß die Institution von Korrespondenten, Pflegern und sonstigen Vertrauensmännern, die nur beim Eintreffen des Jahresberichtes sich ihrer nominellen Zugehörigkeit zur Sache erinnern, den bei ihrer Ernennung ins Auge gefaßten Nutzen nicht bringe, rühmliche, in allen Ländern höchst seltene Ausnahmen abgerechnet. Hier wird zweifellos eine Belebung des Interesses durch Maßnahmen, deren Erörterung hier zu weit ablenken würde, zielbewußt einsetzen müssen und sich auch mit der Stabilisierung des Konservatorenamtes erreichen lassen. Nicht zu unterschätzen bleibt endlich, daß amtlicher Denkmalschutz und amtliche Denkmalpflege durch selbständige Organe und Kommissionen der geistlichen Behörden und der Korporationen des öffentlichen Rechtes, durch Diözesanbaumeister, Baumeister der Konsistorien und Städte, Kunstkommissionen von Bistümern und großen Gemeinwesen in her-

vorragerender Weise gefördert werden können. Dem Staate obliegt die Pflege der Kunst, in deren Gebiet alle kirchlichen und profanen Denkmäler fallen, als Kulturaufgabe; aber nur je weniger er darauf ausgehen wird, die Denkmalpflege zu monopolisieren, je innigeres Einverständnis er in jedem einzelnen Falle mit den lokal noch näher interessierten Faktoren, Land, Bistum, Stadt- oder Pfarrgemeinde oder Privateigentümer, betreffs der Erhaltungsmodalitäten zu erzielen weiß, umso besser wird die Denkmalpflege beraten sein, umso Ersprießlicheres wird sie leisten. Dies bleibt allerdings namentlich an die Erfüllung der unerlässlichen Vorbedingung mitgebunden, daß auch der Klerus über eine größere Anzahl gründlich und wissenschaftlich gebildeter Kenner verfüge als bisher. Für die Beurteilung, wie Denkmäler zu erhalten oder zu erneuern sind, reicht die bisherige, gewiß recht lobenswerte Unterweisung des Klerusnachwuchses in Kunstfragen, die sich nur ganz ausnahmsweise auf die mehr praktischen, hier aber gerade doppelt wichtigen Dinge zuspitzt, im allgemeinen noch nicht aus. Die staatliche Organisation des Denkmalschutzes und der Denkmalpflege kann einen starken Rückhalt finden in den gleichen Zielen zustrebenden Maßnahmen der Kirche, welche zugleich die jahraus, jahrein noch begegnenden himmelschreienden Sünden ihrer Diener gegen den Geist der wahren Kunst immer seltener machen werden.

Die Ersprießlichkeit der Denkmalpflege steht in innigster Wechselbeziehung zu den vom Staate, Lande und von sonstigen Interessenten ihren Zwecken gewidmeten Beträgen, deren Bemessung im Haushaltungsplane aller Länder in stetem Steigen begriffen ist; allerdings herrscht selbst in hochstehenden Kulturstaaten ein sehr auffälliger Unterschied des Ansages. Zu derselben Zeit, als der Etat für Denkmalpflege in Frankreich rund 3 Millionen Francs, in Italien 1 291 000 Lire betrug, widmete gleichen Zwecken Bayern 30 000, Preußen 35 000, Sachsen 43 000 Mark. Dabei darf allerdings nicht verschwiegen werden, daß die geringe Höhe des Betrages für Preußen deshalb nicht befremden kann, weil die Pflege der Denkmäler in den letzten Jahren immer mehr von den Provinzialverwaltungen übernommen wurde, von denen z. B. der rheinische Provinziallandtag allein in 2 Jahren 120 000 Mark bewilligte. Der einmal aufgeworfene Gedanke, die für Denkmalszwecke auszufehenden Summen nach der Kopfzahl der Bevölkerung festzustellen, läßt sich gar nicht ernstlich diskutieren, weil für die Bemessung in erster Linie Denkmälerdichtigkeit und Denkmäler-

wichtigkeit, Schadenumfang und Herstellungsschwierigkeit ausschlaggebend sind. Jedenfalls werden einzelne Staaten in den nächsten Jahren ihre Ansätze für Denkmalpflege wesentlich erhöhen müssen, um ihr öffentliches Kunstgut vor vielleicht nicht wieder gut zu machenden Verlusten zu bewahren; je früher und je opferwilliger hier eingegriffen wird, umso mehr läßt sich mit den verfügbaren Mitteln erreichen, ja sogar verhältnismäßig ersparen.

Rechtsschutz, zweckmäßige Organisation und die Bewilligung der Mittel für Denkmalpflege führen jedoch nicht zu dem Ziele stilgerechter Denkmälererhaltung, wenn mit ihnen nicht eine praktische Durchführung der Instandhaltungsaktionen Hand in Hand geht. Sie muß ausgehen von der Feststellung ganz bestimmter leitender Grundsätze, welche unüberschreitbare Grenzen ziehen zwischen dem, was Sicherung und Erhaltung einerseits, Wiederherstellung und ergänzende Restaurierung andererseits nötig haben. Sie haben einheitsstörende Neuschöpfungen ebenso fern zu halten als gewissenhaft zu erwägen, wie und in welchem Umfange die Anwendung moderner technischer Mittel, z. B. Eisenkonstruktionen, moderner Maltechniken, für Wiederherstellungsarbeiten zulässig sei. Voraussetzung für Aufstellung und Erhaltung solcher Grundsätze bleibt natürlich die besondere Ausbildung der staatlichen und städtischen Baubeamten durch Errichtung von Unterrichtskursen oder Seminarien zu kunstwissenschaftlichen und praktischen Übungen, wozu letztere die Hochschulen, teilweise vielleicht schon die Baugewerbeschulen zu übernehmen hätten. Die Stellung des Hochschulunterrichts zur Denkmalpflege wird sich, worauf ich gleich noch zu sprechen komme, wesentlich ändern müssen, wenn er einer ihm vom allgemeinen Staatsinteresse direkt vorgezeichneten Aufgabe wirklich gerecht werden will. Denn es ist sogar bereits die Ansicht laut geworden, ob sich nicht auch besondere Ausbildungskurse für Konservatoren und andere mit der Denkmalpflege Fühlung gewinnende Persönlichkeiten empfehlen würden. Müßte die Bestellung ständiger Konservatoren von einem ähnlichen Befähigungsnachweise ausgehen, wie ihn heute z. B. bereits Archiv- oder Bibliotheksbeamte für Anstellungszwecke zu erbringen haben, dann wäre die Notwendigkeit der Abhaltung solcher Kurse überhaupt jeder weiteren Erwägung und Diskussion von selbst entrückt. Ob die Ausführung von Erhaltungsarbeiten immer in erster Linie nach Möglichkeit in Hände hervorragender Künstler gelegt werden sollte, läßt sich schwer allgemein beantworten, ja vielleicht eher ver-

neinen als bejahen. Soll ein Kunstwerk auch nach einer Restaurierung in allen Einzelheiten und im Gesamteindrucke bleiben, was es war, so muß auch nur das leiseste Hervortreten der künstlerischen Individualität des Restaurators auf das peinlichste vermieden werden. Die Uebernahme und Ausführung eines im Kunstwerte bedeutenden Restaurierungsauftrages fordert von einem bedeutenden Meister, der uns aus Eignem auch Großes bieten kann und der bei dem wirklich unerlässlichen Hineinarbeiten in den Geist der Kunstperiode des Restaurierungsobjectes schon ein Stück seines künstlerischen Ichs und dessen gleichmäßiger Weiterentwicklung opfern müßte, eine so weitgehende Selbstverleugnung seiner Individualität und ihrer Ausdrucksmittel, daß man sie ihm eigentlich nicht zumuten soll. Man braucht kein hervorragender Künstler zu sein, um als hochgeschätzter Restaurator beschäftigt zu werden und erfolgreichst zu wirken; bei letzterem werden, abgesehen von einer gründlichen fachmännischen Schulung und einer immerhin mindestens an das Mittelmaß streifenden Begabung doch eine tiefwurzelnde Pietät für die Werke der Alten, unbegrenzte Gewissenhaftigkeit, Feinsühligkeit für Geist und Form längst dahingegangener Kunstperioden und vollständig selbstverleugnende Anpassungsfähigkeit an ihre Ausdrucksmittel als die schätzenswertesten Eigenschaften zu rühmen sein. Je mehr die Individualität in künstlerischer Selbstentfaltung aufzugehen vermag, umso Größeres kann ein Restaurator leisten; daher fragt es sich immer, ob es nicht eine Versündigung an Zeit und Person ist, wenn ein Meister ersten Ranges für Restaurierungsarbeiten herangezogen wird. Man wird im Interesse des Zweckes, die ursprüngliche Erscheinung des Werkes und dessen eigenartiges Gepräge nach den verlässlichsten Anhaltspunkten zu erhalten oder neu zu beleben, nur eine Restaurierungsobjektivität, nie einen Restaurierungssubjektivismus gelten lassen können, soll anders nicht unberechenbarer Schaden an öffentlichem Kunstgute heraufbeschworen werden. Für erstere hat Baurat Tornow in Meß, dessen meisterhafte Restaurierungen weithin als Musterleistungen gefeiert werden, auf dem Dresdener Tage für Denkmalpflege höchst beachtenswerte Grundregeln und Grundsätze formuliert, deren praktische Verwertung die Wiederherstellung von Baudenkmalern vor manche bisher teilweise ganz vernachlässigte, aber wichtige Frage stellt.

Die Fachausbildung der Restaurierungsleiter und der die stilgerechte Ausführung überwachenden staatlichen Aufsichtsorgane reicht

für die praktische Denkmalpflege noch nicht aus, wenn nicht die Hilfskräfte, wie Maler, Bildhauer, ja selbst die Kunstgewerbetreibenden und Handwerker, direkt für Restaurierungsarbeiten herangebildet werden. Der Lehrplan von Kunstakademien wird der Unterweisung mancher auch für die geschichtliche Entwicklung ihres speziellen Kunstzweiges interessierten Hörer, deren Kräfte sich vielleicht später für hochstehende eigene Werke als zu schwach erweisen, aber mit Liebe und Hingebung der neuerlichen Geltendmachung alter Meister widmen und durch sie ebenfalls den Kunstgenuß der gegenwärtigen Generation heben, in einem gewissen Umfange auf Restaurierungsfragen hinlenken. In der fein ausgeglichenen Restaurierung eines in altneuer Farbenpracht erstehenden Gemäldes steckt ja oft mehr Meisterschaft und künstlerische Vertiefung als in manchem äußerlich breit und großspurig auftretenden Bilde der Moderne. Ohne eine praktische Einführung in die technischen und stilistischen Fragen älterer Wand- und Tafelbilder oder Bildhauerarbeiten ist kaum ein der Denkmalpflege in höherem Grade als bisher zufließender Nutzen zu erwarten. Für besonders hochstehende Aufgaben bleibt überhaupt die Anlernung der gesamten Arbeiterscholar für den Spezialzweck unerlässlich. Sie muß zur Beobachtung der alten Technik im Steinbruchwesen und in der Bearbeitung des Steines, im Formen, Trocknen und Brennen der Ziegel, im Versetzen des Materials, in Mörtelbereitung und Aufmauerung, in Schmiede- und Tischlerhandwerk ausdrücklich angelernt werden, wie große Wiederherstellungsaktionen, so der Kölner Dom, die Münster zu Ulm und Straßburg und hauptsächlich die Marienburg, bezeugen. So erzog man z. B. bei den Wiederherstellungsarbeiten am Wormser Dome nach Mitteilungen des Geh. Oberbaurats Hofmann in Darmstadt die Steinhauer wieder für die Technik des gänzlich vergessenen „konzentrischen Siebes“, indem man ihnen, als trotz des Materialbezuges aus den schon im Mittelalter für Dombauzwecke erschlossenen Steinbrüchen die Wirkung der alten Teile nicht zu erreichen war, Abdrücke von alten, gut erhaltenen Werkstücken mit intakter Haufäche vorlegte und sie in Nachahmung derselben zur Wiederverwendung der alten, nun auch den Eindruck ausgleichenden Technik anleitete. Den lehrreichsten Einblick in solche Fragen vermittelt wohl die in ihrer Art einzig dastehende Materialsammlung der Marienburg, deren Studium ich mich in diesem Sommer unter Steinbrechts sachkundigster Führung widmen durfte. Sie bietet den glänzendsten Kommentar und die jedem Einwande die

Spitze abbrechende Rechtfertigung für die stilgerechte Wiedererstehung der großartigsten Kunstschöpfung des deutschen Ritterordens und ist das bauwissenschaftlich hervorragendste Ehrendenkmal für den in persönlicher Anspruchslosigkeit nahezu aufgehenden Mann, dessen seltene Begabung hier eine wirklich ein ganzes Leben füllende Aufgabe und bei ihrer genialen Lösung die richtigen Wege zu Mitteln und Ausdrucksformen der alten Kunst gefunden hat. Und all' die Einzelheiten, durch deren meisterhafte Berücksichtigung und stilvolle Zusammenstimmung Steinbrecht die schon in der Backsteinmaterialwirkung so eigenartige Kunst des deutschen Ritterordens zu neuen Ehren brachte, und noch manch andere Besonderheiten müssen oder sollen wenigstens von jedem Restaurator und der in seinem Geiste schaffenden Arbeiterschar demalsindividuell genommen und verwertet werden.

Ein wichtiges Hilfsmittel erwächst der Denkmalpflege in der leider bei uns im Vergleiche selbst mit kleinen Staaten des deutschen Reiches stark zurückgebliebenen Denkmälerinventarisirung, die kaum über keineswegs mustergiltige Ansätze hinausgekommen ist und erst seit wenigen Jahren mit der von der tschechischen Franz-Josephs-Akademie in Prag herausgegebenen Kunsttopographie Böhmens unter zielbewußter Ausnützung der bei den deutschen Inventarisirungen gemachten Erfahrungen und nach ihrem Publikationsvorbilde eine in Anlage und Form wirklich hervorragende Unternehmung verzeichnet. Die Einheitlichkeit der Inventarisirungsgrundsätze, deren gänzlicher Mangel bei den deutschen Inventarisirungswerken so recht wieder zum Spiegelbilde der Kleinstaatserei geworden ist, sollte für die zu einem Staatsgebiete gehörigen Länder eigentlich selbstverständlich sein; sie würde Orientierung und rasche Benützbarkeit wesentlich erhöhen und ließe sich für den größeren Teil unserer Reichshälfte noch ohne Schwierigkeit erreichen. Je vollständiger die Inventarisirung der Kunstdenkmäler, umso leichter deren Beaufsichtigung und Pflege durch die Behörden, umso größer der Nutzen für die allgemeine Kunstgeschichte und ihre Nebenwissenschaften, umso erfolgreicher die Veranziehung für die Landes-, Orts- und allgemeine Geschichte. Die Feststellung des Thatsächlichen und der quellenmäßig erweisbaren Entstehungsgeschichte der Denkmäler, die sich nicht in geistreichelnden Hypothesen und stilkritischen Quälereien verlieren darf, wird auch an der Einbeziehung des Typischen, oft sich wiederholenden Schichten der Volkskunst, z. B. des Bauernhauses, seiner Anlage und Einrichtung, nicht achtlos vor-

übergehen dürfen. Denn die Inventarisirung hat zugleich die Aufgabe der Erziehung des Volkes zur Denkmalpflege selbst, der Belebung des geschichtlichen Sinnes, der Würdigung der Schätze der Heimat und mit ihr der Vaterlandsliebe. Nach Bismarcks Ansicht ist es ein Schaden der schwersten Bedeutung für ein Volk, wenn in ihm das lebendige Bewußtsein der Verbindung mit seiner Herkunft und Vergangenheit erloschen ist. Ihre mit monumentalem Ausdrucke an die Menge herantretenden Zeugen sind altherwürdige Bauwerke, erhebende Schöpfungen der Plastik und Malerei, auch schützens- und schätzenswerth, wenn in ihnen die Kunst unserer Vorfahren mehr stammelt als spricht. Die Inventarisirung, deren Publikationen die größte Verbreitungsmöglichkeit nach Bezirken und Ortschaften, selbst im Geschenkwege an Pfarreien, Schulen und Gemeindevorsteher gesichert werden sollte, darf nicht bloß auf die Verzeichnung des antiquarisch oder kunstgeschichtlich Interessanten hinauslaufen, sondern hat insbesondere auch darnach zu streben, weiteren Bevölkerungskreisen gleichzeitig die ortsgeschichtliche Bedeutung ihres Besitzes klar zu machen. Denn ein im Sinne des vaterländischen und nationalen Alterthums gefördertes und vertieftes Wissen, das den Wert der Kunstwerke nach sachmännisch zuverlässiger Einschätzung erfassen lernt, ist der beste Schutz unseres Kunstbesitzes und die Grundlage der Volkserziehung zur Unterstützung der Denkmalpflege.

Die Durchführung der Inventarisationsarbeiten ist mitunter recht ungleichartig und mittelmäßig ausgefallen, weil es den damit betrauten Kräften wiederholt an methodischer Vorbildung für solche Arbeiten fehlte und erst in ihrem Verlaufe der Blick für das Wesentliche und Praktische sich weitete. Solche beklagenswerthe Mißgriffe, verbunden mit recht nutzlosen Opfern an Geld, Zeit und wissenschaftlichem Credit, sind jedoch vermeidbar, wenn die Hochschulen mehr, als es bisher geschehen, sich teilweise auch die methodische Schulung von Inventarisationskräften angelegen sein lassen, welche der Praxis manch saueren Weg und manchen sonst leicht vermeidbaren Irrthum erspart. Für die Summen, welche der Staat alljährlich der Unterhaltung und Ausgestaltung kunstgeschichtlicher Lehranstalten widmet, darf er ab und zu als ein kleines Zinsenertragniß erwarten und beanspruchen, daß außer der Heranbildung neuer Lehrkräfte und Musealbeamten auch die systematische Schulung von berufenen Sachverständigen für Denkmalpflege und Inventarisirung nicht ganz aus dem Auge gelassen werde.

Ihre Aufnahme in den Lehrplan der Hochschulen läßt sich ebenso rechtefertigen und bestimmt formulieren, wie ohne erhebliche materielle Opfer leicht erzielen. Die Herstellung eines großen Teiles der Abbildungen solcher beschreibender Denkmälerverzeichnisse, welche vielfach rein bautechnische Details bieten müssen, liegt in den Händen des Architekten, dessen Fachkenntnisse auch die Baubeschreibungen wesentlich fördern werden. Da aber wieder andere Einzelheiten hauptsächlich geschichtliche, paläographische, philologische und systematisch ikonographische Vorbildung voraussetzen, auf welche der Lehrplan technischer Hochschulen nicht eingehen kann, so bietet die Durchführung eines wirklich gediegenden, modernen Anforderungen entsprechenden Inventarisationswerkes ein dankbares Feld gemeinsamer mühevoller und entsagungsreicher Arbeit der kunstgeschichtlich geschulten Hörer der Universität und der technischen Hochschule. Nur müßte die darauf abzielende Unterweisung geradezu auf die Heranbildung von Kräften für Denkmalspflege und Inventarisierung hinauslaufen. Beide Hochschulen müßten in periodisch wiederkehrenden Kursen über die Hauptaufgaben kirchlicher und profaner Kunst sowie über die heimische Denkmalkunde, die in Rücksicht auf die Hörer einmal mehr die geschichtlichen und ästhetischen, das anderemal mehr die technischen Entwicklungsmomente zu betonen hätten, die Kenntnis und das Interesse für die Entwicklung der Kunst überhaupt und jener im Vaterlande insbesondere systematisch anregen und vertiefen. Exkursionen behufs Denkmäleranalyse hätten angesichts hervorragender oder besonders charakteristischer Denkmäler die Probe auf praktische Verwertung des durch die oben erwähnten Kurse Erzielten zu ermöglichen. Außer diesem gemeinsamen Unterbaue, dessen feste Grundlage ebenso eine tüchtige, allgemein kunstgeschichtliche Bildung als ein gebiegenes Wissen in allen Hauptfragen der Architektur bleiben müßte, hätte jede Hochschule noch eine die Inventarisationsarbeiten fördernde Sonderaufgabe zu übernehmen: die Universität Einführung in die Quellenkunde und Literatur zur heimatischen Kunstgeschichte, Inschriften-, Wappen-, Münz- und Siegelkunde im Zusammenhange mit praktischen Übungen, Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, der Entwicklung der kirchlichen Organisation und hervorragender Eigentümlichkeiten kunstfördernder Orden und kunstfreundlicher Adelsgeschlechter, seminaristische Anleitung zu den verschiedensten Kategorien der Denkmälerbeschreibung, endlich ein Kolleg über Organisation, Aufgaben und

Mittel der Denkmalpflege vom geschichtlichen und rechtlichen Standpunkte aus; die technische Hochschule Geschichte der Baumaterialienkunde mit spezieller Hervorhebung einheimischer Baustoffe und ihrer Sonderverwertung, Anleitung zur stilkritischen Beurteilung der Bauten, Grundsätze und Aufgaben der Denkmälersicherung und Wiederherstellung nebst Unterweisung zur Ausarbeitung von Restaurierungsprojekten und Kostenüberschlägen, Photogrammetrie für Aufnahmen von Bau- und Kunstobjekten, praktische Aufnahmeübungen in allen notwendigen Denkmälereinzelnheiten vor Objekten selbst, Einzelbeschreibungen von Bauten für Inventarisierungszwecke vom technischen Standpunkte aus. Mit Vorlesungen der letztgenannten Art wäre auch der größte Teil jener Ausbildung begrenzt, die man, falls die Bestellung ständiger Konservatoren verwirklicht würde, als Vorbedingung festhalten sollte. Selbstverständlich wäre es gar nicht nötig, mehrere solche Kurse an verschiedenen Hochschulen zu errichten, da es immerhin bei der beschränkten Anzahl der für Denkmalpflege vorläufig Interessierten zunächst ausreichend wäre, je einer Hochschule eines Reiches diese Sonderausbildung anzugliedern. Es brauchte dies auch nicht gerade die besuchstärkste Hochschule der beiden Kategorien zu sein, wenn sie nur in einer Stadt läge, die mit ihrer die verschiedensten Kunstepochen und Kunstgebiete umfassenden Denkmälerabwechslung oder mit besonders denkmälerreicher Umgebung ausgiebigste Gelegenheit zur fruchtbringenden Anknüpfung der Unterweisungen an die Objekte selbst bietet. Ist es Aufgabe des modernen Staates, die Zeugen alter Kultur und einstiger Größe vor Mißachtung, Entstellung und Gleichgiltigkeit zu schützen, sie in dem rücksichtslos an sie heranbrandenden und über sie dahinflutenden Strome der Gegenwart vor Zerstörung zu sichern, die hohen Gesichtspunkte und die unveräußerlichen Rechte der geschichtlichen Kontinuität und des künstlerischen Interesses zu wahren, so wird er in wohlverstandener Schätzung des ihm anvertrauten Gutes opferwillig auch die Mittel und Wege für die Beistellung und sachgemäße Ausbildung der dafür erforderlichen und geeigneten Arbeitskräfte finden müssen und in seiner Hochschulorganisation auf letztere zielbewußt Bedacht zu nehmen verstehen.

Mannigfach sind die Mittel und Aufgaben einer wirklich auf voller Höhe stehenden, aber von letzterer leider noch vielfach ziemlich entfernten Denkmalpflege, die vielleicht mit dem Gedanken, auch die Kunstschöpfungen vergangener Jahrhunderte zu unseren Erziehern zu machen,

die schönste Kulturaufgabe der Gegenwart geworden ist. Treffend wies der galizische Landesausschuß am 31. Dezember 1892 darauf hin: „Die Inanspruchnahme aller Denkmale des Altertums, die einen künstlerischen oder Erinnerungswert haben, ist die Pflicht eines jeden zivilisierten, auf die eigenen Thaten zurückblickenden Volkes, ja ist eine Schuldigkeit gegen die Nachkommen.“



Die gegenwärtige und die einstige Vergletscherung der Australischen und Neuseeländischen Alpen.

Von Robert von Lendenfeld.

Australien liegt zwischen dem zehnten und vierzigsten Grad südlicher Breite; es ist der kleinste und zugleich auch der niedrigste Kontinent. An den Nord- und Südküsten finden sich breitere Streifen niedrigeren Landes, und auch der östliche Teil des Innern liegt sehr tief. Das westliche Küstengebiet, sowie der westliche und mittlere Teil des Inneren erscheinen als teils flache, teils wellige, 200—500 Meter über dem Meere gelegene Tafel- und Hügelländer, denen einige, 1000—1400 Meter über das Meerniveau ansteigende Höhenzüge entgegen. Aus dem südlichen Teile der großen, östlichen Senkung erhebt sich die meridional verlaufende bis nahe an 1000 Meter hohe Flinderskette. Im Osten wird dieses Tiefland von einem horizontal weit ausgedehnten Gebirge, den Australischen Alpen (im weiteren Sinne), eingefasst, welches dasselbe wie ein mächtiger Damm von dem östlichen Ozean trennt.

Sehen wir von dem südlichen, in der Insel Tasmanien gelegenen Endteile dieses Gebirgszuges ab und betrachten wir nur den Australien selbst angehörenden Hauptteil, so erscheint er als eine breite, nach Osten, gegen das Meer, vorspringende, nahezu 4000 Kilometer lange Bergkette, welche sich im westlichen Viktoria aus dem südlichen Teil der zentralaustralischen Niederung erhebt, von hier bis zu dem Quellgebiete des Murrumbidgees an der Grenze von Viktoria und Neu-Süd-Wales nach Osten streicht, dann, immer der Küste folgend, nach Nordost und weiterhin nach Nordwest sich wendet und im Kap York, der Nordspitze Australiens, endet. Obwohl im nördlichen und auch im mittleren Teile dieses Gebirgszuges vielerorts Höhen von mehr als 1000 Meter angetroffen werden, so ist er doch im Süden, zwischen dem 35. und 38. Grad südlicher Breite, am mächtigsten entwickelt: hier erhebt sich das breite Kosciuszko-plateau, dem der 2241 Meter hohe Mount Townsend, der höchste Berg Australiens, entragt, hier liegen die Hochflächen der Bogong High Plains und andere nahezu 2000 Meter hohe Bergmassen. Diesen höchsten Teil der ganzen Kette bezeichnet man als die Australischen Alpen im engeren Sinne. Sie liegen in derselben Aequatorferne, wie die südspanischen Gebirge, die

Sierra Nevada, die Sierra de Tolosa u., sind jedoch bedeutend niedriger als diese.

Viele von den Landgebieten, welche, wie die Sahara, Arabien, Arizona, Deutsch-Südwestafrika u., in derselben Aequatorferne wie Australien liegen, haben ein sehr heißes und trockenes Klima; auch das australische Klima ist ein im allgemeinen sehr heißes und trockenes. Der größte Teil dieses Landes hat eine 20 Grad übersteigende mittlere Jahrestemperatur und eine, weniger als 60 Zentimeter im Jahre betragende Niederschlagsmenge. Nur im äußersten Osten, im Gebiete der Australischen Alpen, begegnen wir günstigeren klimatischen Verhältnissen, einer 130 Zentimeter übersteigenden jährlichen Regenmenge und — im südlichen Endteile des Alpengebietes, wo auch die höchsten Erhebungen liegen — einer weniger hohen Temperatur. Wohl sind die höheren Teile der Australischen Alpen einen beträchtlichen Teil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, wohl hält sich an den höchsten Rücken, wo im Winter der Wind ihn zusammenweht, sowie in einzelnen schattigen Schluchten der Schnee einen Teil des Sommers oder ausnahmsweise auch ab und zu den ganzen Sommer über, und wohl kommen Schneefälle auf den Gipfeln auch im Hochsommer vor: von der Anhäufung die Sommer regelmäßig überdauernder Schneemassen, von „ewigem Schnee“ und von Gletschern in den Australischen Alpen kann aber gegenwärtig nicht die Rede sein. Alle in den Australischen Alpen zu beobachtenden Erscheinungen weisen darauf hin, daß die ideelle Schneegrenze dort 2700—2900 Meter ü. d. M., also ziemlich hoch über den höchsten Gipfeln des Gebirges liegt.

Da die europäischen Alpen und die skandinavischen Plateaux einstens in weit ausgedehnterem Maße vergletschert waren, als sie es gegenwärtig sind, und da man auch in Neuseeland die Spuren einer früheren, viel ausgedehnteren Vergletscherung als der jetzigen gefunden hatte, lag die Annahme nahe, daß auch die gegenwärtig eisfreien Australischen Alpen einstens kleinere oder größere Gletscher getragen haben könnten. Auf Grund dieser Erwägung haben mein Freund James Stirling und ich verschiedene Teile der Australischen Alpen nach Gletscher Spuren abgesehen. Seither sind ihnen Helms, Curran und andere nachgegangen. Das Ergebnis dieses Suchens war folgendes:

Auf dem großen Kosciuskopplateau in Neu-Süd-Wales finden sich in Höhen von 1750—2050 Meter mehrere kleine Seen, welche im allgemeinen den Charakter jener Karseen aufweisen, die in unseren europäischen Alpen allenthalben an Stellen vorkommen, die früher vergletschert waren. Die Form und der ganze Charakter der höchsten, zwischen dem Müller's Pit und dem Mount Townsend gelegenen Thalmulde des Kosciuskopplateaus mit ihren abgerundeten Felsköpfen, ihrer breiten, flachen Sohle und ihren nach oben hin an Steilheit zunehmenden Hängen lassen es höchst wahrscheinlich erscheinen, daß diese einstens von einem Gletscher ausgefüllt war. Vom Mount Townsend aus in diese hineinblickend, glaubte ich sogar oben an der Thalmulde, 180 Meter über der Thalsohle, eine die Lage der einstigen Gletscheroberfläche, beziehungsweise der Seitenmoräne be-

zeichnende Linie zu erkennen. Auch an anderen Stellen am Kosciuszko-plateau habe ich bis zu Höhen von 1700 Meter herab rundliche, allem Anscheine nach von alten Gletschern abgeschliffene Felsvorsprünge gefunden. Helms und andere geben an, in diesen Höhen und auch noch tiefer alte Moränen angetroffen zu haben. Obwohl einzelne von diesen Angaben bestritten werden und auch miteinander nicht ganz im Einklange stehen, so scheint mir doch kein Zweifel darüber möglich, daß die höheren Teile des Kosciuszko-plateaus einstens mit Gletschern bedeckt waren, die bis zu einer Seehöhe von 1700 Meter oder noch weiter herabreichten.

Weiter im Südosten, im Gebiete der Bogong High Plains, in Viktoria, sind von Stirling, mir und anderen noch ausgedehntere und, merkwürdigerweise, viel tiefer herabreichende Gletscherspuren gefunden worden. Bis zu 1100 Meter Seehöhe herab werden in diesem Gebiete, sowie an dem etwas weiter nördlich gelegenen Mount Bogong geschrammte Felsflächen, Rundhöcker und alte Moränen angetroffen. Weiter östlich, an der Grenze zwischen Viktoria und Neu-Süd-Wales, hat Stirling am Mount Pilot in 900 Meter Höhe alte Gletscherspuren gefunden, ebenso an den Cobberasbergen. Eingehend wurden von ihm auch Gletscherspuren in der Nähe des weiter südlich gelegenen Dmeo-Sees beschrieben, welch' letzterer sich nur 700 Meter über dem Meeresniveau befindet. Wenn nun auch die einen oder anderen von diesen als Gletscherspuren beschriebenen Erscheinungen und namentlich jene nur 700 Meter über Meer befindlichen am Dmeo-See andersartigen, nicht glacialen Ursprunges sein könnten, so scheint doch so viel ziemlich sicher, daß der südwestliche, viktorianische Teil der Australischen Alpen (im engeren Sinne) einstens in ausgedehnterem Maße vergletschert gewesen ist, wie das Kosciuszko-plateau.

Ungleich großartigeren Spuren einer einstigen Vergletscherung als in Australien begegnen wir in Neuseeland, wo die Gebirge viel höher sind und wo auch gegenwärtig sehr große Gletscher angetroffen werden. Neuseeland ist eine, zwischen dem 34. und 47. Grad südlicher Breite liegende Inselgruppe, die aus zwei großen und einer Anzahl kleiner Inseln besteht. Im ganzen ähnelt Neuseeland Italien, und wie dieses hat es die Gestalt eines hohen Stiefels. Die Sohle ist nach Nordosten, die Röhre nach Südwesten gerichtet. Eine schmale Meerenge, die Cookstraße, trennt den Fußteil dieses Stiefels von der Röhre; der erstere, der nordöstlich gelegene Teil ist die Nord-, der letztere, der südwestlich gelegene Teil die Südinself. Auf der Nordinsel kommen, obwohl es auch da ziemlich hohe Berge gibt, nur wenige, kleine dauernde Schneefelder und keine eigentlichen Gletscher vor. Die Gebirge der Südinself dagegen sind gegenwärtig sehr stark vergletschert, in früherer Zeit waren sie es noch weit mehr.

Die Südinself von Neuseeland ist südwest-nordöstlich in die Länge gestreckt, über 800 Kilometer lang und durchschnittlich 200 Kilometer breit. Der mittlere Teil ist im Osten flach, im Westen aber gebirgig; er wird von einer, nur 30 Kilometer von der Nordwestküste entfernten und dieser parallelen Kette durchzogen, welche im Morangi, dem höchsten Berge Neuseelands, zu 3768 Meter ansteigt. Der nördliche Teil der

Insel wird von einem breiteren und reicher gegliederten, aber keine so bedeutende Höhen erreichenden Gebirge eingenommen. Der Süden hat mehr den Charakter eines Tafellandes, in das tiefe Thalsfurchen eingeschnitten sind. Die östlichen von diesen Schluchten bergen zahlreiche langgestreckte, zum Teil verzweigte Alpenseen; in die westlichen bringt unter Fjordbildung das Meer ein. Den mittleren, schmalen und höchsten Teil des Gebirges kann man nach seinem Hauptgipfel passend Morangifette nennen, während das ganze Gebirgssystem als die Südlichen oder Neuseeländischen Alpen zu bezeichnen ist.

Am stärksten vergletschert ist gegenwärtig die Morangifette; nicht weniger als 9 Gletscher, die länger als 10 Kilometer sind, strömen von ihr zu Thal. Die Schneegrenze liegt hier zwischen 1800 und 2200 Meter über dem Meere, an der Nordwestabhang viel tiefer als an der Südostabhang. Die Gletscher der ersteren reichen zum Teil sehr tief herab, der $12\frac{1}{2}$ Kilometer lange Franz Josephsgletscher bis zu 283 und der 16 Kilometer lange Prinz Alfredgletscher bis zu 213 Meter über dem Meere. Der größte Gletscher der Südostseite, der 28 Kilometer lange Tasman, endet in 718 Meter Seehöhe. Dieser Tasmanigletscher ist nicht nur der größte Gletscher Neuseelands, sondern der ganzen, zwischen 0 und 45 Grad liegenden Zone der südlichen Hemisphäre überhaupt. Auch in entsprechenden Breiten der nördlichen Hemisphäre wird er nur von wenigen Eisströmen, wie z. B. jenen des Karakorum, an Länge übertroffen; in unseren europäischen Alpen gibt es, obwohl diese noch weiter vom Aequator entfernt sind, keinen einzigen Gletscher, der eine solche Länge erreichte: der größte europäische Alpengletscher, der Mlettsch, ist nur 24 Kilometer lang.

Die Morangifette liegt zwischen dem 43. und 44. Grad südlicher Breite, dem Aequator also nur um einen Grad ferner als die Pyrenäen. Sie kann daher mit diesen verglichen werden und zwar nicht nur in Bezug auf die geographische Lage (Aequatornähe), sondern auch in Bezug auf die Größe. Denn wenn auch der höchste Gipfel der Morangifette 3768 Meter hoch, also um 364 Meter höher als der Pic de Nethou, der höchste Pyrenäengipfel ist, so ist doch die mittlere Kammhöhe beider nur wenig verschieden und die Massenentwicklung der letzteren entschieden bedeutender als jene der ersteren. Unter diesen Umständen erscheint es höchst auffallend, daß im Moranggebiete so große Gletscher zur Ausbildung kommen, während in den Pyrenäen nur wenige kleine Firnsfelder, die kaum den Namen Gletscher verdienen, in den höchsten Mulden angetroffen werden. Es ist aber nicht nur, wie hieraus hervorgeht, die Gletscherentwicklung in Neuseeland relativ viel bedeutender wie in Europa, sondern es sind die Gletscher dort auch anderer Art wie bei uns. Um dies deutlich zu machen, wird es am besten sein, den Tasman, den größten neuseeländischen, mit dem Mlettsch, dem größten europäisch-alpinen Gletscher, zu vergleichen. In der folgenden Tabelle sind die wichtigsten Maße beider zusammengestellt:

	Tasman	Mlettsch
Höhe des höchsten Punktes der Einfassung	3768 m	4182 m
Höhe des Gletscherendes	718 m	1353 m

	Tasman	Alletsch
Fläche des Gesamtgebietes	220 qkm	200 qkm
Von Eis und Schnee bedeckter Teil desselben	120 qkm	129 qkm
Fläche des unterhalb der Schneegrenze gelegenen Gletscherteils (der Zunge)	55 qkm	29 qkm
Gesamtlänge des Gletschers	28 km	24 km
Länge der Gletscherzunge	21 km	17 km
Durchschnittliche Breite der Gletscherzunge	2,6 km	1,8 km

Aus dieser Tabelle ist zu ersehen, daß der Tasman- und der Alletschgletscher Eisströme sehr verschiedener Art sind. Es ist nämlich bei dem ersteren die Zunge im Verhältnis zur Gesamtoberfläche des Eises und des Schnees innerhalb des Gebietes sehr viel größer als bei letzterem. Beim Alletschgletscher beträgt das Verhältnis der Gesamtfirnfläche zur Zungenoberfläche 4,3:1, beim Tasman, selbst wenn wir — wie dies bei den in der Tabelle angegebenen Maßen geschehen ist — die Höhe der Schneegrenze im Tasmangebiete mit nur 1800 Meter annehmen, 2,1:1. Würden wir die Schneegrenze höher annehmen, was wahrscheinlich der Wahrheit besser entspräche, so würde ein noch mehr von jenem des Alletsch abweichendes Verhältnis zwischen diesen Maßen sich ergeben. Jedenfalls ist die Gletscherzunge im Vergleiche zu der sie speisenden Firnmasse oberhalb der Schneegrenze, beim Tasman mehr wie doppelt so groß als beim Alletschgletscher.

Die Zunge des Tasman wird von Seitenschluchten eingefasst, welche sie von den Wänden des großen Hauptthales, in dem sie herabzieht, vollkommen trennt; beim Alletsch finden sich derartige Seitenschluchten nicht. Auch in Bezug auf die Moränen sind beide sehr verschieden. Der untere Endteil der Tasmanzunge ist auf eine Entfernung von 7 Kilometern fast ganz mit Moränentrümmern bedeckt: die Breite der Endmoräne beträgt hier also 7 Kilometer. Die Endmoräne des Alletschgletschers dagegen ist nicht ganz 700 Meter, also kaum ein Zehntel so breit. Auch die Mittelmoränen sind am Tasman um ein vielfaches größer als am Alletsch. Die dolinenartigen, trichterförmigen Einsenkungen, von denen ich gelegentlich meiner trigonometrischen Vermessung des Tasmangletschers mehrere vorfand, fehlen dem Alletschgletscher ganz. Aus all' dem ergibt sich, daß sich der Tasman von dem Alletschgletscher nicht nur durch seine relativ mehr als doppelt so große Zunge, sondern auch dadurch unterscheidet, daß das die Zunge zusammensetzende Eis sich bei ersterem viel langsamer bewegt als bei letzterem. Die Langsamkeit dieser Bewegung ermöglicht die Bildung der kolossalen Moränen, der Seitenschluchten und Dolinentrichter. Da die Neigungsverhältnisse der Thäler, durch welche diese Gletscherzungen herabziehen, sehr ähnlich, jene des Tasmanthales etwas größer als die des Alletschthales sind, so muß die Ursache des Unterschiedes in der Schnelligkeit der Bewegung des Eises der Alletschgletscher- und Tasmanzunge anderswo als in Unterschieden des Gefälles gesucht werden.

Die Ursache aller dieser Unterschiede liegt wohl in der Verschiedenheit des Klimas der europäischen Alpen und Neuseelands: ersteres ist kontinental, letzteres, der Lage Neuseelands mitten in der Hemisphäre der größten Wassermasse entsprechend, extrem ozeanisch. Im

Altschgebiete liegt das Jahresmittel der Temperatur (auf das Meeresniveau berechnet) gerade so, wie im Tasmangebiete, zwischen 10 und 12 Grad über Null, es dürfte im ersteren um ein geringes höher sein wie im letzteren; auf das Verhältnis der Größe der Zunge zu der Größe der sie speisenden Firnflächen und der Schnelligkeit der Bewegung der Zunge kann dies jedoch keinen nennenswerten Einfluß ausüben. Die mittleren, jährlichen Schwankungen der Temperatur sind in dem kontinentalen Altschgebiete um etwa 12 Grad höher als in dem ozeanischen Tasmangebiete. Während also die mittlere Jahrestemperatur in beiden so ziemlich die gleiche ist, ist es in ersterem im Winter kälter und im Sommer wärmer als im letzteren. Der Grad der Kälte unter 1 Grad kann auf die Gletscherentwicklung keinen wesentlichen Einfluß ausüben, denn das Eis schmilzt bei 1 Grad unter Null gerade so wenig wie bei 7 Grad unter Null. Dem entgegen übt der Grad der Wärme über 0 Grad einen sehr wesentlichen Einfluß auf diese aus, denn es schmilzt weit mehr Eis bei 7 Grad über Null, als bei 1 Grad über Null. Hieraus ergibt sich, daß in zwei Gebieten von annähernd gleicher jährlicher Mitteltemperatur, welche aber in Bezug auf die Temperaturschwankungen von einander abweichen, die Gletscherentwicklung immer bedeutender sein muß, je geringer diese Schwankung ist; mit anderen Worten wird die aus der gleichen Firnmasse sich entwickelnde Gletscherzunge, *ceteris paribus*, umso größer sein, je gleichmäßiger das Klima ist. Wie bedeutend der Einfluß der Temperaturschwankung auf die Gletscherzungenentwicklung ist, läßt sich eben aus dem Unterschiede zwischen dem Altsch- und Tasman-gletscher deutlich erkennen. Wir sehen, daß bei diesen ein Unterschied in den Schwankungen von 12 Grad eine Verdoppelung bis Verdreifachung der relativen Gletscherzungenlänge in dem begünstigten Gebiete herbeiführt.

Aber nicht diesem Umstande allein verdanken die Gletscher der Südinself von Neuseeland ihre großartige Entwicklung. Wir haben gesehen, daß in den, den zentralen Neuseeländischen Alpen vergleichbaren Pyrenäen nicht nur die Entwicklung der Gletscherzungen, sondern auch die Ausdehnung der diese speisenden Firnfelder eine sehr viel kleinere ist wie in der Norangifette. Dies beruht darauf, daß die Schneegrenze in den Pyrenäen um mehr als 500 Meter höher liegt wie im Gebiete des Tasman-gletschers. Zweifellos ist auch dieser Unterschied darauf zurückzuführen, daß Neuseeland mitten im Ozean liegt, die Pyrenäen aber im eurasischen Kontinent. Einer südwest-nordöstlich sich erstreckenden Mauer gleich entragen die Neuseeländischen Alpen dem Weltmeere. Die horizontal über dasselbe hinwegenden Winde, namentlich der von Nordwest kommende, feuchtwarme Antipassat, werden von ihr aufgehalten und gezwungen, nach oben auszuweichen. Hierbei dehnt sich die Luft aus, kühlt sich infolge dessen ab, verliert an Feuchtigkeitskapazität und muß einen Teil des in Dunstform mitgeführten Wassers fallen lassen — am Fuße des Gebirges als Regen, auf den Höhen als Schnee. Da der allermeiste Niederschlag von den Nordwestwinden gebracht wird, ist die Nordwestabdachung des Gebirges viel regen- und schneereicher als die gegenüberliegende Südostabdachung. Auf der ersteren liegt die Schneegrenze tiefer und reichen die Gletscher viel weiter

herab als auf der letzteren, und das trotzdem, daß die Nordwestseite die Sonnen- und die Südostseite die Schattenseite des Gebirges ist.

Wenn nun aber auch die Gletscher der Neuseeländischen Alpen gegenwärtig sehr groß sind, so sind sie doch in früheren Zeiten noch viel größer gewesen als gegenwärtig. Damals waren auch ihre nördlichen, jetzt eisfreien Teile vergletschert. Ziemlich weit im Norden, am Boulders-See, liegt in einer Höhe von 920 Metern eine alte Moräne. Die einstigen Gletscher der Mount Arthur-Kette reichten am Westabhange bis zu 800, am Ostabhange bis zu 900 Meter über dem Meer herab, und es gab zwischen diesem Gebirge und der Morangikette viele Gletscher, von denen einige über 20 Kilometer lang waren. Von der Morangikette zogen ungeheure Eisströme nach Osten und nach Westen hinab. Das Rataiathal war von einem gegen 90 Kilometer langen Gletscher erfüllt, während im Waitakithale alte Moränen sogar 180 Kilometer vom Hauptkamme entfernt angetroffen werden. Ob diese letzteren wirklich einem vom Hauptkamme herabkommenden Gletscher entstammen oder lokal entstanden, ist allerdings nicht sicher; jedenfalls aber war der Tasmanigletscher damals über 90 Kilometer lang und reichte über den Putakisee hinaus. Die Gletscher des Westabhanges erstreckten sich bei Rof und südlich davon bis in das Meer; nördlich von Rof reichten sie nahe an den Strand heran. Die südlich von der Morangikette sich ausbreitenden Plateaulandschaften waren in noch ausgedehnterem Maße vergletschert. Der alte Watatipugletscher war 130, der alte Waiaugletscher 100 Kilometer lang, und die Fjorde an der Westküste jenes Tasellandes waren damals alle von hundertern von Metern mächtigen Eisströmen erfüllt, welche ihre Stirnen im Ozean badeten.

Vergleicht man die Vergletscherung Australiens und Neuseelands während ihrer Eiszeit mit der Vergletscherung Europas während der seinigen, so findet man, daß die Schneegrenze damals in den genannten Ländern der südlichen Hemisphäre beträchtlich tiefer gelegen sein muß, als sie in entsprechenden Breiten der nördlichen Hemisphäre (Europas) lag. Im obigen haben wir gezeigt, daß auch gegenwärtig die Schneegrenze in Neuseeland viel tiefer liegt, wie in dem ebenso äquatorfernen Nordspanien. Nach Penck dürfte der Unterschied in der Höhe der Schneegrenze zwischen Europa einer- und Australien und Neuseeland andererseits zur Eiszeit annähernd derselbe gewesen sein wie heutzutage. Vorausgesetzt, daß die größte Gletscherentwicklung jener Länder der Südhemisphäre mit der größten Gletscherentwicklung in Europa zeitlich zusammenfiel, können wir daher annehmen, daß beide auf dieselbe Ursache zurückzuführen sein dürften. Darüber, was diese Ursache gewesen sein mag, giebt es nur mehr oder weniger begründete oder unbegründete Hypothesen. Auf diese will ich hier nicht näher eingehen und nur, in Bezug auf Australien und Neuseeland, bemerken, daß ein relatives Sinken der diese Länder umgebenden Meere um einige hundert Meter jene großartige Vergletscherung der Neuseeländischen Alpen und jene Bildung von kleineren Eisströmen in den Australischen Alpen herbeiführen würde, welche während der australisch-neuseeländischen Eiszeit tatsächlich stattgefunden hat.

Das deutsche Volksbildungswesen in Böhmen.

Von **Ludwig Fleischer**.

Die Anfänge einer Bewegung, die darauf gerichtet ist, allen Volksgenossen ein über die Volksschulbildung hinausreichendes Maß von Wissen und Kenntnissen zutommen und an den Wohlthaten einer solchen Fortbildung insbesondere jene teilnehmen zu lassen, die nicht Gelegenheit hatten, nach der Pflichtschule noch eine andere Anstalt zu besuchen, reichen in Böhmen eigentlich nicht weit zurück. Die eigenartigen Verhältnisse des Landes, die Stammeszugehörigkeit seiner Bewohner und die besonderen politischen Zustände haben von jeher die tüchtigsten Kräfte in den Dienst der Abwehr nationaler Ueberhebung gestellt, in den Dienst des Erhaltungskampfes um die heimatliche Scholle, die von der Sturmflut begehrtlichen Herrscherdünkels, insbesondere seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, arg bedroht war. Allein so sehr auch dieser in seiner Zähigkeit einzigartige Kampf die Kräfte zersplitterte und sie auf den Wall nationaler Verteidigung rief, so sehr muß man dem Geschehe danken, daß er — von welcher Seite heraufbeschworen, bleibe hier unerörtet — stattfand, weil er die Geister wachrief, und weil sich im deutschen Volke die Erkenntnis Bahn brach, daß sich „die Zukunft des gesamten österreichischen Deutschtums auf dem Boden Deutschböhmens entscheiden werde,“ daß also die Nation nicht nur in wirtschaftlicher, sondern mehr noch in geistiger Hinsicht dem Gegner überlegen sein müsse.

Aus dieser Erkenntnis, die nicht nur den Führern der Deutschen in Böhmen innewohnte, erwuchs allmählich das Bestreben, Veranstaltungen zu treffen und Einrichtungen zu schaffen, welche die Gesamtheit des Volkes in den Stand setzen konnten, an den großen Kulturaufgaben der Zeit teilzunehmen und sie die Früchte genießen zu lassen, die emsige Forschung und eifriges Studium schon seit langem gezeitigt hatten. Denn es ist in der That seitens des Deutschtums in Böhmen, also der 2 $\frac{1}{2}$ Millionen Bewohner des geschlossenen deutschen Sprachgebietes, „eine Fülle von Tüchtigkeit, von unablässigem Arbeitsfleiß, von unerschütterlichem Mute und redlichem Idealismus aufgewendet worden, um aus der von Wäldern und Sümpfen erfüllten Wildnis zwischen den Hängen des Riesengebirges und den Quellen der Moldau das reiche, blühende Land zu schaffen, das heute die kostbarste Perle in dem Kaiserdiadem der Habsburger darstellt.“*)

An Vorbildern für volksbildende Bestrebungen außerhalb Böhmens mangelte es nicht. In Frankreich bestand seit dem Jahre 1867 von dem Lehrer und nachmaligen Senator Jean Mucé begründet, die vorzüglich organisierte „Ligue française de l'enseignement“, die seit dieser Zeit Volksschulereien errichtet, Vorträge abhalten läßt und auch dem Volksschulwesen im allgemeinen ihre Aufmerksamkeit zuwendet, in England hatte sogar schon im Jahre 1850 die Bewegung zu Gunsten der Errichtung von Freibibliotheken begonnen — es sei nur an den Ewart-Akt erinnert, der jeder Gemeinde von einer bestimmten Ein-

*) „Deutsche Arbeit in Böhmen.“ Herausgegeben von Herrmann Bachmann (Berlin, Concordia, 1900. Einleitung S. VI.)

wohnerschaft die Errichtung einer solchen Bibliothek aufträgt — und auch in Deutschland ging vor etwa 50 Jahren eine Schar begeisterter Männer daran, die „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung“ zu gründen, deren segensreiches Wirken seither für alle ähnlichen Institutionen vorbildlich geworden ist. Aber auch Oesterreich blieb in dieser Hinsicht nicht zurück, ja, hier geht die Bewegung auf eine Zeit zurück, in der man solchen Bestrebungen nicht gerade günstig gesinnt war, weil politische Wirren aller Art den Horizont umbüfferten.

Es muß nun hier vor allem eines Mannes gedacht werden, der mit Recht als der Vater der Volksbildungsbewegung in Oesterreich bezeichnet werden kann; es war der Präsident der Weltausstellung vom Jahre 1873 und nachmalige bevollmächtigte Minister, Geheimrat Dr. Wilhelm Freiherr von Schwarz-Senborn, an dem alle Bestrebungen zur Förderung der Volksbildung einen unermüdlischen Gönner und Förderer fanden. Schon am 1. Mai 1848 hat er in seiner damaligen Stellung als Sekretär des niederösterreichischen Gewerbevereins in Wien in diesem Verein einen Vortrag „über die Belehrung und Bildung des Volkes durch die Schrift“ gehalten, der sich vollinhaltlich in den Verhandlungen des niederösterreichischen Gewerbevereins abgedruckt findet. Er sprach damals von der Wichtigkeit des Volksbildungswezens, auf welchem Gebiete „die Vorsorge aller Gebildeten und Wohlmeinenden und die Privatwirksamkeit Hand anzu legen habe, damit das gute Werk der Wiedergeburt nicht allein von oben, sondern vielmehr gerade von unten nach oben beginne.“ Auch verwies er auf das Beispiel Englands und seine zahlreichen, der Volksbildung im weitesten Sinne dienenden Gesellschaften, sowie auf den englischen Volksbildungs-Schriften-Verlag, dem die Ausgabe von Chamber's Informations for the people und Knight's Weekly Volumes zu verdanken sind, die sich in tausenden von Exemplaren in den Händen insbesondere der arbeitenden Stände befinden, ebenso wie in Frankreich die Instructions pour le peuple als Volksbildungsschriften sehr viel Verbreitung fanden. Er schlug vor, aus der Mitte des Vereines ein besonderes Comité zu wählen, welches die Frage zu beraten hätte: ob und inwiefern der Verein auf die Bildung des Volkes, namentlich der arbeitenden Klassen, durch Herausgabe und Verbreitung guter, populärer Schriften einwirken könne, und ob nicht zur Gründung einer derartigen umfassenden Unternehmung der Anstoß gegeben werden sollte. Ihm schwebte schon damals die Gründung eines Vereins für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse vor, der sich namentlich mit der Herausgabe populärer Schriften befassen sollte. Seine Anträge wurden angenommen, allein sie hatten keine praktische Bedeutung, zumal der Antragsteller, der bald darauf in Staatsdienste übertrat, sich nicht weiter um sie bekümmern konnte. Doch hatte sein Vortrag im Gewerbeverein zur Folge, daß im Jahre 1849 in Wien der „Verein zur Verbreitung von Druckschriften für Volksbildung“ ins Leben gerufen wurde, der auch heute noch unter dem Präsidium des Fhrn. v. Helfert als „Oesterreichischer Volkschriftenverein“ besteht und sich bereits vielfache Verdienste um die Hebung der Volksbildung erworben hat.

kehren wir nun wieder nach Böhmen zurück. Hier waren schon vor dem Jahre 1848 vereinzelt Bestrebungen vorhanden, welche dahin abzielten, weiteren Kreisen eine entsprechende Anteilnahme an Wissen und Bildung zu gewähren, wenn dies zunächst auch vornehmlich bloß durch Beschaffung belehrender Lektüre geschah. So eröffnete der im Jahre 1833 begründete „Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes“ ein Lesekabinet, das an bestimmten Tagen für jedermann unentgeltlich geöffnet war. *) Daß man mit dieser Bibliothek ernsthafte und nicht bloß unterhaltende Zwecke verfolgte, erhellt aus dem Umstande, daß dem Bibliothekar aufgetragen wurde, ein Verzeichnis der Anzahl der Besucher, sowie der Anzahl der verlangten Bücher zu führen, „um hiernach einen Anhaltspunkt zur Beurteilung der zunehmenden Wißbegierde der gewerbetreibenden Klasse zu erlangen.“ Der Verein gab überdies unter dem Titel: „Mitteilungen für Handel und Gewerbe“ eine Zeitschrift heraus, welche vorzüglich Aufsätze für den unmittelbar praktischen Gebrauch publizierte und seit dem Jahre 1834 in zwanglosen, mit Abbildungen versehenen Heften erschien. Hat nun auch diese Zeitschrift in erster Linie Handel und Gewerbe gebient, so hat sie doch auch das allgemeine Wohl gefördert, weil sie alles in den Kreis ihrer Betrachtungen zog, was die geistigen Kräfte zu heben imstande war. In dem Programme dieser Zeitschrift heißt es diesbezüglich: „Nicht für den Beifall der Gelehrten, sondern für den nutzbringenden Gebrauch des Arbeiters und Kaufmannes berechnet, wird sie (die Zeitschrift) für den Mangel weitgreifender, wissenschaftlicher Untersuchungen durch erprobte Resultate zu entschädigen bemüht sein. Bei Entlehnung fremder Aufsätze aus anderen Schriften wird der Gesichtspunkt unverrückt im Auge behalten werden, daß die Blätter nur für leichtverständliche Belehrung ihres eigentlichen Publikums — der entweder an der Zeit, oder Geld, oder höherem Wissen weniger begüterten Mehrzahl —, nur um wertvollen Nutzen zu schaffen bestimmt sind und daher ebenso von wissenschaftlichen Theorien als bloß oberflächlichen Raisonnements sich fernhalten werden.“ **) Der Verein suchte ferner seinen Zwecken durch Veranstaltung von Ausstellungen, durch Stellung von Preisaufgaben und durch Ausschreibung von Prämien gerecht zu werden, wie er denn überhaupt bestrebt war, „den höheren Zusammenhang des gemeinnützigen Arbeitsfleißes mit der Volksmoral“ in die Erscheinung treten zu lassen. So wurde der Verein nach den Worten seines Geschichtsschreibers Kreuzberg ***) in der That „eine alle Gewerbezweige umfassende praktische Lehranstalt für das ganze Land, bei der die Zeitschrift die Lehrkanzel, die Ausstellung den praktischen Kurs und die Würdigung des Verdienstes das Zeugnis vertritt.“

Allein das Wirken dieser Gesellschaft blieb, wie erwähnt, naturgemäß auf einzelne Bevölkerungsschichten beschränkt, die an dem Aufschwunge von Handel und Industrie lebhaften Anteil nahmen; eine

*) Vgl. „Der Verein zur Ermunterung des Gewerbegeistes in Böhmen,“ seine Begründung und Wirksamkeit. Altenmäßig dargestellt von R. J. Kreuzberg; Prag 1833.

**) „Mitteilungen für Handel und Gewerbe,“ Prag; I. Lieferung 1834 S. 2.

***) a. a. O. S. 44.

Einflußnahme auf die breiten Volksschichten blieb dem Verein versagt.*) In anderen Ländern war man in dieser Hinsicht bereits weiter gekommen, indem man eigentliche, der Volksbildung im weitesten Sinne dienende Vereine gründete. So entstand schon 1777 in Basel die „Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen“, 1810 nach ihrem Vorbilde in Zürich die „Gesellschaft für Gemeinnützigkeit“ und in Dänemark zahlreiche Bauernuniversitäten und Volksschulen, über deren großartige, wahrhaft volksbildende Mission Dr. Maitiff-Friberg aus Helsingfors in einer vortrefflichen Schrift**) berichtet. In Deutschland entstanden gemeinnützige Gesellschaften, Arbeits- und Handwerkervereine, die alle der Förderung der Volksbildung dienten. In Oesterreich gab es zu dieser Zeit nur vereinzelte Vereinigungen, die man zumeist als „Humboldtvereine“ bezeichnete und deren Gründung vornehmlich auf die Initiative des bekannten Naturforschers Rothmüller zurückzuführen ist, denn die damals zahlreich entstandenen politischen Vereine kann man doch wohl nicht zu den volksbildenden rechnen, wiewohl es sich viele von ihnen auch zur Aufgabe machten, in der Zeit nach 1848 das Volk über seine Pflichten und Rechte zu belehren. Denn schon damals regte sich im Volke ein erhöhter Wissens- und Bildungsdrang, und „es konnte nur der Wunsch aller Einsichtsvollen und Wohlwollenden sein, daß er bei einem zur Lösung neuer und hoher Aufgaben herangezogenen, vordem in den Beschränkungen der Concordatszeit herangewachsenen Volke geweckt, genährt und befriedigt würde.“***) Nur eines bereits im Jahre 1848 gegründeten Vereines soll hier Erwähnung geschehen, der mannigfache Bildungsanregungen gab, wenn er auch nicht als eigentlicher Bildungsverein angesehen werden kann. Wir meinen die „Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag“, aus deren Mitte zahlreiche berühmte Männer hervorgegangen sind, die später als Pioniere der Volksbildung wirkten; die Halle selbst hat durch Veranstaltung von Schiller-, Schöffel-, Hamerling- und Kaiser Josef-Feiern viel dazu beigetragen, Bildung und Aufklärung unter der Studentenschaft zu verbreiten, die später diesen Ideen nachlebte; auch durch Veranstaltung von Vorträgen hat sie guten Samen ausgestreut.

Vielleicht darf hier auch von dem schon 1863 gegründeten „Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen“ gesprochen werden, der zwar vorwiegend wissenschaftliche Zwecke verfolgt, eigene „Mitteilungen“ herausgibt, die wichtige Beiträge zur allgemeinen deutschen Geschichte enthalten, der aber doch tief in das Leben der Deutschböhmen eingreift und niemals die Fühlung mit dem Volke verloren hat. Der Verein besitzt eine Bibliothek von mehr als 20 000 Bänden, wird vom Landtage und von der böhmischen

*) Seither ist in Prag behufs Förderung der gewerblichen Interessen der „Deutsche Handwerkerverein“ entstanden, der bereits auf 17 Jahre erfolgreicher Thätigkeit zurückblickt und u. a. auch eine gewerbliche Fortbildungsschule gegründet hat.

**) Entstehung und Entwicklung der Volkshochschulen in den nordischen Ländern; Bern, 1897.

***) Jul. Lippert, „25 Jahre des Strebens für Volksbildung“; Prag, 1894.

Sparcassa subventioniert und giebt auch selbständige Publikationen heraus, die von großem Werte sind.

Auf dem Gebiete der Wissenschaft und Literatur waren zwar die Deutschböhmen, wie Ludwig Schlesinger¹⁾ mitteilt, bereits ziemlich weit vorgeschritten; er verzeichnet eine namhafte Anzahl von Dichtern und Schriftstellern, die in der im Jahre 1837 begründeten Zeitschrift „Ost und West“ und in dem von Karoline Boltmann herausgegebenen „Kranz“, sowie in den Zeitschriften „Hyllos“ und „Die Monatsrosen“²⁾ ihren Sammelpunkt fanden. Allein von Männern, die sich in vormärzlicher Zeit mit volkstümlichen Darstellungen einzelner Wissensgebiete befaßt hätten, finden sich nur wenige vor; wir zählen zu ihnen namentlich die Verfasser der Städtegeschichten, sowie einzelne Naturforscher.

Als im Jahre 1869 das Reichsvolksschulgesetz erschien, wurde der Bildungstrieb im Volke noch größer, und immer mehr wurde das Bedürfnis nach Veranstaltungen rege, die über das schulpflichtige Alter hinausreichen. Das nachahmenswerte Vorbild für solche Veranstaltungen bot Deutschland, wo schon im Jahre 1871 die bereits erwähnte „Gesellschaft zur Verbreitung von Volksbildung“ entstanden war, ein Verein, der in freiwilliger Bildungsarbeit Rühmenswerthes leistet und der auch schon deshalb hier Erwähnung verdient, weil nach seinem Muster in Nordböhmen, wie wir noch hören werden, gleichorganisierte Vereine sich bildeten. Die Geschichte der Gesellschaft hat ihr gegenwärtiger verdienstvoller Generalsekretär J. Tews ausführlich dargestellt,³⁾ und auch Jul. Lippert, der eine zeitlang diese Stelle einnahm, erwähnt deren Wirken in seinen Schriften.⁴⁾ Männer, wie Dr. Franz Liebig, Fritz Kalle, Franz Dunder, Schulze-Delitzsch u. a. hoben den jungen Verein aus der Taufe, der sich auch um das Fortbildungsschulwesen Deutschlands, um die Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden, um den Verlag und Vertrieb von Volkschriften, um die Errichtung von Wandermuseen große Verdienste erwarb.

So konnte es nicht fehlen, daß auch die Deutschböhmen endlich an die Gründung eines Vereines gingen, der nach dem Vorbilde der Berliner Gesellschaft den Zweck verfolgte, der Bevölkerung dauernd Bildungststoffe und Bildungsmittel zuzuführen, um sie in höherem Grade zu befähigen, ihre Aufgaben im Staate, in Gemeinde und Gesellschaft zu verstehen und zu erfüllen und eine allgemeine Hebung der Volksbildung anzustreben. Es entstand, nachdem schon im Jahre 1867 vom Fabrikdirektor Franz Hermann der „Bildungsverein Iserthal“ gegründet worden war, der „Deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“, dessen konstituierende Versammlung unter dem Vorsitze des damaligen Präsidenten der Prager Handelskammer, Richard R. v. Döbner, am 14. März 1869 stattfand. Mit Recht konnte Lippert⁵⁾ sagen, daß dieser Verein zuerst zielbewußt die

¹⁾ Ludwig Schlesinger, Geschichte Böhmens; Prag, 1870; S. 624 ff.

²⁾ Vgl. auch Alfred Naar in „Deutsche Arbeit in Böhmen“ S. 170 ff.

³⁾ J. Tews, „Freiwillige Bildungsarbeit in Deutschland.“ Berlin, 1896.

⁴⁾ Jul. Lippert, „25 Jahre des Strebens für Volksbildung,“ „Das Volksbildungswesen zur Regierungszeit Kaiser Franz Josefs I.“ u. a. m.

⁵⁾ „25 Jahre des Strebens für Volksbildung“ S. 10 ff.

Flagge erhoben und schon in seinem Programme auf alle Einrichtungen hingewiesen hat, die seither zur Annahme gelangten; er versuchte es, bestehende oder jüngst geschaffene Vereine jeder Art für die Lösung der Aufgabe der Hebung der Volksbildung heranzuziehen, Lehrkräfte auszusenden und sich über das ganze deutsche Sprachgebiet Böhmens zu erstrecken. (Denn vor dem Bestehen des Vereines gab es in Böhmen nur Vereinigungen und Gesellschaften, die zumeist wissenschaftlichen Zwecken dienten, deren Wirken daher nicht im Volke wurzelte und die zudem im Laufe der Zeit deutscher Obhut entrissen und in die Hände der nationalen Gegner gebracht wurden. Dies war mit der vom Grafen Kaspar Sternberg, dem Stolz der Deutschen Böhmens,*) im Jahre 1808 gegründeten „Gesellschaft des böhmischen Museums“, mit der „Königlich-böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften“ und mit vielen anderen der Fall, deren Geschichte Alfred Klaar**) ausführlich erzählt. Daher kam es auch, daß sich vielfach die Ansicht von der Minderwertigkeit und minderen Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes festsetzte.***) Auch ein Versuch, die „Königlich böhmische Gesellschaft“ wieder paritätisch zu gestalten, scheiterte, noch ehe man ihn ausführte.)

Der neugegründete Verein fand in dem Professor der Prager Handelsakademie Dr. Josef Holzamer seinen ersten Sekretär und Geschäftsleiter, der es sich angelegen sein ließ, den jungen Verein in jeder Weise vorwärts zu bringen. Um die Vereinsthätigkeit zu einer möglichst ausgreifenden zu gestalten, beschloß der Ausschuß gleich im Gründungsjahre, an möglichst vielen Orten Volksbüchereien zu errichten, belehrende und bildende Schriften zu billigsten Preisen herauszugeben und öffentliche Vorträge belehrenden Inhalts zu veranstalten. Es war nicht leicht, dieses weitgesteckte Programm auszuführen, denn Schwierigkeiten und Hindernisse mancherlei Art stellten sich der neuen Gründung in den Weg. Man begann zunächst mit der Abhaltung von Vorträgen außerhalb Prags; nach mancherlei Kinderkrankheiten, die teils durch den Mangel an geschulten Vortragsträften, teils durch das fehlende Verständnis weiterer Bevölkerungskreise verursacht wurden und die u. a. den Ausschuß auch veranlaßten, einzelne Vorträge ausarbeiten und dann im Vortragssaale zur Vorlesung bringen zu lassen, beschloß der Ausschuß im Jahre 1870, diese Vorträge durch den Druck zu vervielfältigen und eine „Sammlung gemeinnütziger Vorträge“ zu publizieren, die den Mitgliedern unentgeltlich zugehen sollte. Der Erfolg dieses Unternehmens — es sind bisher bereits 282 solcher Vorträge erschienen — zeigte, daß man sich auf dem richtigen Wege befand. Um eine Auswahl unter den Publikationen, deren im Jahre 12 erschienen, zu treffen, wurde ein

*) Einen ausgezeichneten Beitrag zur Lebensgeschichte dieses edlen Mannes, der auch zu Goethe in nahen Beziehungen stand, findet man in dem Festvortrage von Prof. Dr. Aug. Sauer: „Graf Kaspar Sternberg und sein Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen“ (Bericht über die Festigung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen am 4. März 1901).

**) „Deutsche Arbeit in Böhmen“ S. 447 ff.

***) Gustav Laube in „Beiträge zur heimischen Zeitgeschichte von Philipp Knoll.“ Prag 1900; Einleitung S. XXXVI.

ständiger Prüfungsauschuß eingeleßt, welcher die einlangenden, zur Veröffentlichung bestimmten Vorträge zu beurteilen hatte. Neben diesen Vorträgen gab der Verein noch von 1871—1897 einen „Deutschen Volkskalender“, sowie zahlreiche, zumeist von Lippert verfaßte belehrende Schriften, wahre „Volksbücher“ in gemeinverständlicher Sprache heraus, die sich auf landwirtschaftliche, volkswirtschaftliche, verfassungsgeschichtliche, geologische, astronomische Fragen bezogen. Aber auch den Volksbüchereien wandte der Verein seine Aufmerksamkeit zu; schon 1869 errichtete er vier derselben, und jedes Jahr kamen nun einige neue hinzu. Im Jahre 1872 erschien ein Aufruf des Vereinsbibliothekars C. Kenner behufs Errichtung von Schulbibliotheken, der an sämtliche deutsche Gemeinden Böhmens gesandt wurde, und am 20. Juli 1873 erschien ein solcher Aufruf behufs Gründung von Volks- und Gemeindebibliotheken. Allein der Verein regte noch in anderer Weise die Gründung von gemeinnützigen Instituten an. Im Jahre 1897 sandte er an sämtliche Sparkassen in Deutschböhmen ein Schreiben, in welchem er sie bat, anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers einen Teil ihres Gewinnes der Errichtung und Erhaltung von mit Freilesehallen verbundenen Volksbibliotheken widmen zu wollen, damit die soziale Ungleichheit gemildert, der Verstand der breiten Volksmassen geschult und ihr Charakter geläutert werde. Er verwies hierbei auf das Beispiel Nordamerikas, sowie auf jenes von Bremen und Graz, wo in der That solche volkstümliche Einrichtungen mit Hilfe der Sparkassen gegründet wurden.

Im Ganzen hat der Verein 1100 Büchereien, teils selbständig gegründet, teils durch Spenden reichlich unterstützt und seit seinem Bestehen mehr als 50 000 Bände verteilt. Wie bei den meisten Bildungsvereinen machte sich aber auch bei dem Gemeinnützigen Vereine mit der Zeit der Mangel an Geldmitteln fühlbar, so daß es nicht möglich wurde, alle Pläne durchzuführen.*) Man wollte Wandervorträge einführen, eine lebhafte Agitation entfalten, Volks- und Schulbüchereien gründen, Volks- und Wandermuseen einrichten, doch reichten die vorhandenen Geldmittel trotz der großen Opferwilligkeit der Deutschen auch außerhalb Böhmens dazu nicht aus. So betrugen im Jahre 1872 die Einnahmen fl. 18 818.—, die Ausgaben jedoch fl. 18 651.— Bei dieser Bilanz mußte man sich für die Zukunft auf das notwendigste beschränken. Trotzdem gab der Verein, wie bereits erwähnt, eine Reihe volkstümlicher Schriften heraus und war bestrebt, Wissen und Bildung in die weitesten Kreise zu tragen. So wirkt der Verein, der auch dem vor einigen Jahren gegründeten „Verband deutsch-österreichischer Bildungsvereine“ angehört und der an vielen Orten Böhmens, in anderen

*) Auf dem im November v. J. in Wien abgehaltenen IV. Delegiertentage der Deutsch-österreichischen Volksbildungs-Vereine, an dem auch der Prager Verein vertreten war, wurde eine an das Unterrichts-Ministerium und an das Parlament zu leitende Resolution, die Schaffung eines Reichs-Volksbibliotheksgesetzes betreffend, angenommen. In jedem Lande sollen Zentral- und Bezirksbibliotheken eingeführt und es soll, wie in England, die Bestimmung getroffen werden, daß jede Gemeinde mit einer bestimmten Seelenzahl zur Errichtung einer Volksbibliothek verpflichtet wäre. Das Inkrafttreten eines solchen Gesetzes würde die Volksbildungsvereine bedeutend entlasten.

Ländern der Monarchie und auch im deutschen Reiche zahlreiche Vertretungen besitzt, in segensreichster Weise; „er leitet den Strom des Wissens von den Hochquellen der gelehrten Forschung in das weite Gebiet volkstümlicher Kreise und wird dieser Bestimmung mit einem großen Aufwande von wissenschaftlicher und organisatorischer Kraft gerecht.“ Am Schlusse des Jahres 1901 gehörten ihm 4374 Mitglieder an; seine Einnahmen betrugen in diesem Jahre Kr. 12215,54, welchen Ausgaben im Betrage von Kr. 10385,61 gegenüberstanden. Seit kurzer Zeit hat der Verein auch eine Neuerung eingeführt, indem er neben seinen periodischen Vorträgen von Zeit zu Zeit auch dichterische Erzeugnisse (Novellen, Gedichte, Ländlichen etc.) unter dem besonderen Titel „Deutsche Dichtung und Kunst“ veröffentlicht.

Seit einigen Jahren hält er in bestimmten Zeitabschnitten, jedoch immer an einem anderen Orte seines Thätigkeitsgebietes in Böhmen, Wanderversammlungen ab, die einen innigeren Kontakt zwischen der Bevölkerung und dem Vereine herstellen. Die erste dieser Versammlungen fand im Jahre 1897 in Leitmeritz statt; dort sprach der Obmann, Professor Knoll, über die Bedeutung und über die bisher erzielten Erfolge des Vereines. Die zweite Wanderversammlung fand im folgenden Jahre in Aussig a. E. statt; daselbst referierte Dr. Raudnitz über die Gründung eines „Verbandes der Volksbildungsvereine im politischen Bezirke Aussig“, von dem wir noch zu sprechen haben werden; er verwies ferner auf den großen Nutzen der Volksbibliotheken und der mit ihnen verbundenen Freilesehallen. Der Krankenhausverwalter Anton Pfeifer aus Reichenberg, der eifrig im Dienste der Volksbildung thätig ist, sprach über „Volksunterhaltungen“. Die dritte Wanderversammlung wurde im Jahre 1900 in Teplic unter der Leitung des Obmannstellvertreters Prof. Dr. A. Hauffen abgehalten, der in einem Vortrage die neueren Mittel zur Förderung der Volksbildung erörterte.

Die beiden letzterwähnten Versammlungen führten nun in der That zur Gründung von Bezirksverbänden der Fortbildungs-Vereine im betreffenden Bezirke. Diese Verbände sollen nämlich alle nicht-politischen Vereine eines Bezirkes umfassen, die sich im engeren oder weiteren Sinne mit Angelegenheiten der Volksbildung beschäftigen; sie sollen eine Statistik der Volksbüchereien bezüglich ihrer Größe und Benützung, eine Statistik der volkstümlichen Vorträge führen, den Bücheraustausch der Vereine unter einander vermitteln und Volksunterhaltungsabende veranstalten; in jährlich abzuhaltenden Bezirksverbandstagen sollen schließlich die Fortschritte im Volksbildungsweisen behandelt werden.

Bevor wir nun die beiden auf Anregung des „Vereines zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ entstandenen Bezirksverbände besprechen, soll noch eines anderen Verbandes gedacht werden, der bereits seit dem Jahre 1886 besteht; es ist dies der „Nordböhmische Verband für Verbreitung von Volksbildung“, als dessen Gründer sich der Fabrikdirektor Franz Hermann, der einsah, daß ein Bund sämtlicher Bildungsvereine von großem Vorteile wäre, besondere Verdienste erworben hat. An der Gründung nahmen auch der Kauf-

männische Verein in Warnsdorf, der Lehrerverein „Germania“ in Arazau und der Bildungsverein „Fierthal“ in Reichenberg teil. Der Verband, nach dessen Statuten jeder deutsche Bildungs-, Fortbildungs-, Gewerbe-, Lese-, Kaufmännische und ähnliche Verein in Nordböhmen körperschaftliches Mitglied sein kann, zählt dermalen etwa 200 Mitglieder, meist Vereine und Körperschaften, besitzt 8 Bibliotheken, einen Bilderzeiger mit drei Serien Bildern und genießt u. a. auch eine Subvention von der Reichenberger Handels- und Gewerbekammer. Er breitete sich früher über ganz Nordböhmen aus. Durch verschiedene Umstände veranlaßt, hat sich aber der westliche Teil dieses Gebietes ganz abgetrennt; auch die Vortragsthätigkeit des Verbandes ist gegenwärtig eine nur wenig ausgiebige. Der Verband stand früher in innigen Beziehungen zu dem „Verein für Verbreitung von Volksbildung in Berlin“, dessen Wanderlehrer auch in seinen Vereinen behufs Abhaltung von Vorträgen erschienen. Doch wurde dieses seit 1887 bestehende Verhältniß am 1. Jänner 1895 gelöst, und die Verbandsmitglieder erhielten auch nicht mehr die früher bezogene Zeitschrift „Der Bildungsfreund“ zugestellt, die aufhörte, Verbandsorgan des nordböhmischen Verbandes zu sein; an deren Stelle traten für einige Zeit die von Oberlehrer Fr. Grumbach in Drahowitz bei Karlsbad geleiteten „Freien Bildungsblätter“, welche in entsprechender Weise die deutsch-österreichischen Interessen vertraten. Dem Verbande gehören Lese- und Fortbildungs-, Gewerbe- und Kaufmännische Vereine, Veteranen- und Turnvereine, Feuerwehren, pädagogische und Gesangsvereine an. Einzelne Personen, die dem Verbande als Mitglieder angehören, zahlen einen jährlichen Beitrag von mindestens Kr. 4.—. Ursprünglich befand sich die Verbandsleitung in Fierthal, sie wurde jedoch im Jahre 1894 nach Gablonz, wo der dortige industrielle Bildungsverein, der auch selbständige Volksunterhaltungsabende veranstaltet, die Leitung übernahm, und im Jahre 1897 nach Reichenberg verlegt. Im Jahre 1894 tauchte im Verbande die Idee auf, diesen in eine „Gemeinnützige Gesellschaft für das deutsche Volk in Böhmen“ umzuwandeln, welche alle auf die geistige, gesundheitliche und wirtschaftliche Wohlfahrt des deutschen Volkes in Böhmen abzielenden Anregungen, Bestrebungen und Einrichtungen fördern sollte. Doch kam es nicht zur Ausführung dieses Planes; dafür aber förderte man im Schoße des Verbandes eifrigst alle Bestrebungen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereines, die Errichtung von Abendkochschulen, die Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden mit Vorträgen, sowie die Pflege des Jugendspiels, zu welchem Zwecke man sich mit einzelnen Gauturnräten in Verbindung setzte.

Im November 1894 veranstaltete die Verbandsleitung im Schützen-saale zu Gablonz den ersten Probevortrag, zu dessen Abhaltung der deutsche Reichsratsabgeordnete Pachnide eingeladen wurde, der über „Die modernen Weltbeglucker und ihre Theorien“ sprach. Diese Vorträge hatten den Zweck, zu entscheiden, ob der gehörte Redner die Empfehlung der Verbandsleitung an die Vereine verdiene oder nicht; erhielt er diese, so wurde ihm eine Urkunde ausgestellt. Durch diese Veranstaltung und durch die Zusammenstellung einer Vortragsreihe sollte das Interesse weitester Kreise für Bildungsbestrebungen angeregt

werden. Den Arbeiterkreisen wurden zu diesen Vorträgen billige Eintrittspreise gewährt; die Vorträge sollten namentlich in solchen Orten abgehalten werden, in denen bisher noch niemals ein Vortrag stattgefunden hatte. Man ging eben von der richtigen Ansicht aus, daß durch einen Vortrag ungleich mehr gewirkt wird, als durch sonst ein anderes Bildungsmittel, dessen Wert jedoch deshalb auch nicht geschmälert werden soll.

Einen weiteren Schritt unternahm die Verbandsleitung durch Errichtung von Bücherfammlstellen; sie wollte auf diese Art schenkungsweise die Bücher hereinbekommen, deren sie zur Errichtung der von ihr geplanten Wanderbibliotheken bedurfte. Die erste solche Wanderbibliothek wurde im Dezember 1894 in Reinowitz errichtet; der Lehrkörper der dortigen Volksschule übernahm deren Leitung. Die ersten Bücherfammlstellen entstanden in Gablonz und Karlsbad. Besonderer Förderung hatte sich der Verband seitens der deutsch-böhmischen Lehrerschaft zu erfreuen. In einem besonderen Aufsatze hatte die „Freie Schulzeitung“ zu Reichenberg die Lehrerschaft zu reger Mitarbeit im Dienste der Volksbildung aufgefodert, damit sie sich namentlich an der Abhaltung von Vorträgen beteilige. Auch der deutsche Landeslehrerverein hatte in seiner Ausschußsitzung vom 3. März 1895 beschlossen, der Lehrerschaft den Verband unter Hinweis auf den erwähnten Aufruf behufs Förderung zu empfehlen. Der Verband forderte aber seine körperschaftlichen Mitglieder auch zur Abhaltung von Volksunterhaltungsabenden, von Schiller- und Goetheabenden nach dem Vorbilde Deutschlands auf. Unter den Spenden, die dem Verbande zukamen, ist besonders eine seitens des Fabrikanten Klinger in Neustadt a. d. Tafelfichte im Betrage von Kr. 3000.— zu erwähnen.

Im Jahre 1896 brachen Zwistigkeiten zwischen dem Verbande und dem Hertzfelder Bildungsvereine aus, und man beschloß, die Verbandsleitung nach Reichenberg zu verlegen. Auch die „Freien Bildungsblätter“ hörten auf, Verbandsorgan zu sein; man kam wieder auf den Berliner „Bildungsfreund“ zurück. Der neue Obmann erließ am 21. Juli 1896 ein Rundschreiben an die körperschaftlichen und persönlichen Mitglieder des Verbandes, in welchem er den Verband „durch emsige Arbeit zu fördern und zu kräftigen“ versprach. Am 27. Juli 1897 fand noch ein stark besuchter Verbandstag in Reichenberg statt, doch hat der Verband seither wenig von sich hören lassen; es steht aber zu erwarten, daß er seine fruchtbringende Thätigkeit bald wieder aufnehmen werde.

Seither sind allerdings zwei andere ähnliche Verbände entstanden. Seit dem Jahre 1897 besteht nämlich der bereits erwähnte „Verband der Volksbildungsvereine im politischen Bezirk Aussig“, und seit dem Jahre 1900 der „Verband der Bildungsvereine im politischen Bezirke Tepitz“. Der Aussiger Verband läßt in den Orten der Umgebung Vorträge abhalten, und auch seine Bemühungen, Wanderbüchereien zu errichten, sind von Erfolg begleitet gewesen. Er hat gleich im ersten Jahre seiner Thätigkeit 8 Volksbildungs- und Unterhaltungsabende veranstaltet, bei welchen geschichtliche und literarische Themen behandelt wurden; außerdem kamen ernste und heitere Gedichte zum Vortrage, sowie Klavier- und Gesangsstücke.

Auf dem Verbandstage im Jahre 1898 in Aussig sprach Prof. Dr. Joh. Gab über „Arbeit und Muße“. Die Wanderbücherei des Verbandes besteht aus Werken wissenschaftlichen und unterhaltenden Inhalts; sie wurde in Röllendorf aufgestellt. Die Vorträge wurden zumeist von Lehrern des Aussiger Bezirks abgehalten.

Eine rege Thätigkeit entfaltet auch der Teplitzer Verband, der ebenso wie jener von Aussig seine Entstehung einer auf den Wanderversammlungen des Prager gemeinnützigen Vereines gegebenen Anregung ver dankt. Diese Anregung entsprang der Erwägung, daß der Prager Verein nicht imstande ist, die Volksbildungsbestrebungen in ganz Deutschböhmen allein zu leiten, sondern daß es sich empfiehlt, diese Bestrebungen bezirksweise zu organisieren. Der Verband konstituierte sich am 4. Dezember 1900 und hat nach seinen Satzungen den Zweck, „die Bildungsbestrebungen der einzelnen Bildungsvereine des politischen Bezirkes Teplitz zu vereinigen und zu fördern“; dieser Zweck soll u. a. durch Errichtung, Erhaltung und Unterstützung von Volksbüchereien und Freilesehallen, durch Veranstaltung von Vorträgen auf den Verbandstagen, sowie öffentlichen Wandervorträgen mit besonderer Berücksichtigung des Bildungsbedürfnisses der einzelnen Vereine, ferner durch Veranstaltung und Förderung von Volksunterhaltungen und öffentlichen Lehrkursen erreicht werden. Die gründenden Mitglieder zahlen einen einmaligen Beitrag von Kr. 200.—, die Teilnehmer einen Jahresbeitrag von Kr. 10.—, unterstützende Mitglieder einen solchen von mindestens Kr. 1.— und die Verbandsvereine einen vom Verbandstage von Jahr zu Jahr festzusetzenden, nach der Zahl der ordentlichen Mitglieder berechneten Betrag. Für das erste Vereinsjahr wurde dieser auf 5 Heller für jedes ordentliche Mitglied der Verbandsvereine festgesetzt. Dem Verbande hat die Teplitzer Stadtvertretung für eine Volksbücherei und Freilesehalle Lokalitäten und außerdem eine jährliche Subvention von Kr. 800.— zur Verfügung gestellt. Die Eröffnung der Lesehalle fand am 6. Oktober 1901 statt. Es ist erwähnenswert, daß sich darin nur wenige politische Blätter, dafür aber Bücher belehrenden und geschmackbildenden Inhalts befinden; die Lesehalle soll eben allen, ohne Unterschied der Parteistellung, offen stehen, überdies enthalten auch die Statuten solche Bestimmungen, welche den Verband von einer Majorisierung seitens der sozialdemokratischen Partei schützen. Für die Bücherauswahl war das Vorgehen in der Kruppischen Bücherei in Essen und in der Ottendorfer'schen Bibliothek in Zwittau (Mähren) maßgebend. An den Wänden der Freilesehalle befinden sich Kopien berühmter Werke der Mal- und Baukunst, die alle vier Wochen ausgewechselt werden; einzelne Wandtafeln belehren auch über die ersten Hilfeleistungen bei Unglücksfällen. Im Verlaufe von zwei Monaten (1. Jänner—1. März 1902) war die Freilesehalle von 3717 Personen besucht, die an 6000 Bücher entlehnten. Die Teplitzer Sparcassa legte schon seit Jahren einen Betrag zurück, um einmal eine Volksbücherei zu errichten; nach der Konstituierung des Verbandes überwies sie diesem Kr. 8000.— zur Gründung einer Bücherei, sowie eine Jahressubvention von Kr. 1000.—; außerdem schenkte sie neuerdings Kr. 3000.— für die innere Einrichtung und zur Ergänzung

des Bücherbestandes. Der Verband selbst besitzt ein Einkommen von etwa Kr. 900 und gegenwärtig ungefähr 2500 Bände. Im Winter 1901 wurde eine aus 170 Bänden bestehende Wanderbücherei nach Koston gesandt.

Unter den großen Vereinen in Böhmen, welche zwar nicht bloß der Volksbildung dienen, sondern vornehmlich wirtschaftliche Zwecke verfolgen, ist seiner Mitgliederzahl und auch seiner Thätigkeit nach an erster Stelle der „Bund der Deutschen in Böhmen“ zu erwähnen, der am 7. Juli 1894 von Dr. Karl Schüder begründet wurde und dessen Satzungen ausdrücklich besagen, daß er nebst der wirtschaftlichen auch die geistige Wohlfahrt des deutschen Volksstammes in Böhmen zu fördern habe. Er thut dies durch Unterstützung des Schulwesens mit besonderer Berücksichtigung der Fach- und Fortbildungsschulen, durch Errichtung von Volksbüchereien, durch Verbreitung von Druckschriften, durch Veranstaltung von Wandervorträgen und Versammlungen, sowie von Ausstellungen. Schon im ersten Jahre seines Bestandes gelang es dem Bunde durch die Bemühungen des in seinem Schoße gebildeten Unterausschusses für Schulwesen und Volksbüchereien 10 Volksbüchereien zu errichten. „Von dem Gedanken getragen,“ heißt es im ersten Jahresberichte, „daß diese Frage mehr denn je einer Lösung bedarf zu einer Zeit, wo eine Schundliteratur, vom Geschäftsgeiste getrieben, überall ihren entartenden Einfluß geltend macht, und von dem Wunsche beseelt, daß einem jeden unserer Volksgenossen, auch dem ärmsten, es ermöglicht werde, der Segnungen unserer herrlichen deutschen Literatur teilhaftig zu werden, wandte sich der Ausschuß an die deutschen Stammesgenossen mit einem Aufrufe, diese seine fruchtbringende Thätigkeit der Errichtung von Volksbüchereien durch Geld- und Bücherspenden unterstützen zu wollen.“ Auch der Wirtschaftsausschuß, der sich die Errichtung neuer und die Subventionierung schon bestehender Fachschulen angelegen sein ließ, darf nicht unerwähnt bleiben. In den folgenden Jahren wurden dem Unterausschusse für Volksbildung immer größere Beträge behufs Gründung von Volksbüchereien zugewiesen; der Bund trat auch dem deutschen Schulkreuzervereine bei und gewährte Studierenden, sowie dürftigen, heimischen Schriftstellern namhafte Unterstützungen. Auch gibt der Bund volkstümlich gehaltene Flugschriften, sowie den „Deutschen Nationalkalender“ (jetzt „Deutschvölkisches Jahrbuch“) heraus, der insbesondere der Weckung des nationalen Gefühls dienen soll. Im dritten Jahr betrugen die Ausgaben für Bildungszwecke bereits Kr. 1052.—. Es wurde auch eine höhere deutsche Töchterchule subventioniert, ein deutscher Privattindergarten unterstützt und zahlreiche neue Volksbüchereien aufgestellt, so daß sich Ende 1897 deren Gesamtzahl auf 57 mit 17275 Bänden belief. Der Unterausschuß gab eine „Anleitung zur Errichtung von Volksbüchereien“ heraus, die im Bundesgebiete zur Verteilung gelangte. Bezüglich des Vortragswesens ist zu erwähnen, daß populäre Vorträge von einheimischen und fremden Rednern über die verschiedensten Wissensgebiete gehalten wurden. Wir erwähnen bloß: „Ueber Väterglaube und Enkelbrauch“ (Aussig), „Ueber Volksbüchereien“ (Haindorf), „Ueber den hohen Wert der Raiffeisenkassen“ (Pilsen), „Ueber landwirtschaftliche Arbeiterverhältnisse“ (Raschitz) u. a. m.

Im Jahre 1898 erfolgte die Anstellung eines Wanderlehrers; schon früher wurde der Beschluß gefaßt, eine Wanderbücherei einzurichten, zu deren erster Einrichtung der Betrag von Kr. 800.— gewidmet wurde. Diese Wanderbücherei hat den Zweck, „den Mitgliedern der Ortsgruppen stets neuen, gebiegenes Lesestoff zu bieten und auf diese Weise zur sittlichen, vaterländischen, schöngestigen und wissenschaftlichen Bildung des Volkes beizutragen“. Sie besteht aus einer von Jahr zu Jahr zu erhöhenden Anzahl von Büchern, die so in Kasten eingeteilt werden, daß etwa 10—50 zu einer Gruppe vereinigt sind und in einen mit der Post versendbaren Koffer gelegt werden können. Diese Büchertoffer werden den Ortsgruppen für $\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ oder ein ganzes Jahr überlassen. Nach Ablauf der Vorzeit schickt die Ortsgruppe den Koffer zurück und erhält einen neuen. Für die Benützung der Wanderbücherei wurden eigene Bestimmungen zusammengestellt. Die Büchereien stehen allen Ortsgruppen unentgeltlich zur Verfügung; sie enthalten die Werke von Freytag, Hamerling, Anzengruber, Friß Reuter, Rosegger, Gerhard Hauptmann, Ganghofer u. a. m. Von der deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen erhielt der Bund in der letzten Zeit 720 Bücher und Broschüren zur Verteilung an die Gruppen.

Der letzte Jahresbericht des Bundes erwähnt, daß dieser bis Ende 1901 im ganzen 707 Ortsgruppen und rund 60 000 Mitglieder zählte. Er publizierte im Jahre 1900 eine Flugschrift über „Deutsche Ortsnamenschreibung“ und eine über „Arbeiterunterstützungskassen“, unterstützte gewerbliche und landwirtschaftliche Schulen und Suppenanstalten und war auch bemüht, den Besuch der Schulen an den Sprachgrenzen zu heben. In demselben Jahre wurde auch eine „Ausstellung böhmischer Hausindustrie und Volkskunst“ in Bodenbach veranstaltet. Die Wanderlehrer des Bundes sprachen im Jahre 1901 zusammen in 160 Ortsgruppenversammlungen. Am Schlusse des Jahres 1901 besaß der Bund 320 Büchereien mit 28 000 Bänden, ferner 30 Wanderkoffer mit 1205 Büchern im Werte von Kr. 4000.—

Außer dem „Bunde der Deutschen in Böhmen“ gibt es noch einen „Bund der Deutschen in Westböhmen“ (Pilsen), einen „Bund der Deutschen in Ostböhmen“ (Trautenau) und einen „Bund der Deutschen in Nordwestböhmen“ (Brüx), die alle den Zweck haben, die nationalen und wirtschaftlichen Bestrebungen und Verhältnisse der betreffenden Gegenden zu erforschen und zu fördern und die nach Maßgabe ihrer Mittel Volksbüchereien errichten, Schulbibliotheken unterstützen, Druckschriften herausgeben, Gewerbemuseen und Fachschulen in jeder Weise fördern; sie besitzen zahlreiche Ortsgruppen, die Vorträge abhalten, sich die Einführung lohnender Erwerbszweige angelegen sein lassen und Wanderlehrer aussenden.

Wir wenden uns nunmehr einem großen und auf dem Gebiete des deutschen Volksschutzes in Oesterreich nach dem Schulverein ältesten Verein zu, der ebenfalls im Dienste der Volksbildung auf sehr bedeutende Leistungen hinweisen kann. Es ist dies der am 27. April 1884 gegründete „Deutsche Böhmerwaldbund“ mit dem Sitze in Budweis, der es sich vornehmlich zur Aufgabe macht,

die wirtschaftlichen und nationalen Bestrebungen der deutschen Bewohner des südlichen Böhmen, namentlich der Deutschen im Böhmerwalde zu fördern, der über diesen Zielen aber auch die geistigen Interessen der Stammesgenossen nicht außer Acht läßt. Der Bund hat naturgemäß einen engeren Wirkungskreis als der ganz Böhmen umfassende „Bund der Deutschen in Böhmen“, aber er leistet innerhalb seiner Grenzen so viel, daß er unter den Institutionen zur Hebung der Volksbildung mit Anerkennung genannt werden muß. Seine kulturellen und volksbildenden Zwecke erreicht der Böhmerwaldbund durch Errichtung und Förderung von Fachschulen aller Art, durch Aufstellung von Volksbibliotheken, durch Veranstaltung von Wanderversammlungen, Vorträgen und Fachausstellungen, durch Verbreitung von Druckschriften eigenen und fremden Verlages und durch Bildung von Spar- und Vorschußvereinen.

Der Gründung des Bundes gingen mehrere Versuche der Deutschen Böhmens voran, einen allgemeinen Vereinigungspunkt zu finden; insbesondere die Gesangsvereine bemühten sich in dieser Hinsicht. Als am 27. Oktober 1883 in Budweis ein Kaiser Josef-Fest stattfand, einigte man sich dahin, einen nationalen Verband zu schaffen. Nach Annahme der Satzungen konnte der Bund, der von seinem noch derzeit wirkenden Obmann Josef T a s c h e t geschaffen wurde, schon im ersten Jahre seines Bestehens auf 60 Bundesgruppen mit nahezu 9000 Mitgliedern hinweisen. Schon in den ersten Jahren wurden zahlreiche Druckschriften — der „Deutsche Volkskalender“ von Jul. Lippert, „Deutschböhmische Fahrten“ von Fr. Höllriegel, ferner der „Fremdenführer durch den Böhmerwald“, die Broschüren „Das Flußgebiet der oberen Malsch und Moldau“ von Daniel, die „Viehucht des Böhmerwaldes“ von Anderegg u. a. m. — verbreitet und 11 Volksbüchereien aufgestellt. Auch das Vortragswesen wurde schon in diesem Jahre gepflegt, indem Professor Anoll und Alfred Klačar in Budweis zu Gunsten des Bundes sprachen. Ebenso wurden schon im Jahre 1884 acht Wanderlehrer gewonnen, die über fachliche und nationale Themen sprachen. Auch die Bemühungen des Bundes behufs Errichtung von Kaiser Josefs-Denkmalern, sowie seine Anregungen zur Errichtung von Denkmälern für den Böhmerwalddichter Adalbert Stifter dürfen nicht unerwähnt bleiben. Mit dem deutschen Schulvereine blieb der Bund in steter Fühlung und unterstützte ihn bei allen Schulgründungen.

Die Thätigkeit des Bundes auf dem Gebiete der Volksbildung wurde im Laufe der Jahre immer ausgedehnter; es wurden neue Büchereien aufgestellt und Wandervorträge („Die Kulturarbeit der Deutschböhmen“, „Deutsches Volkstum in Erziehung und Unterricht“, „Die Deutschen in Böhmen“ u. a. m.) abgehalten. Auch an die Abhaltung von Bauernabenden schritt man, um die Landleute für ein regeres geistiges Leben zu gewinnen. Da diese Abende sich bewährten, wurden auch Arbeiterabende veranstaltet, wo man namentlich auf die verderblichen Folgen des Alkoholgenusses hinwies. Schon im Jahre 1886 wurde beschlossen, in Budweis in Verbindung mit einer öffentlichen Volksbibliothek ein für jeden Deutschen unentgeltlich zugängliches Lesezimmer zu eröffnen, und bald wurde auch von der aus

der Bundesgruppe „Budweis“ entstandenen Gewerbebundesgruppe eine solche Lesehalle eingerichtet. Was die Volksbibliothek anbelangt, so hat der deutsch-pädagogische Verein in Budweis seine Bücherei der dortigen Bundesgruppe zur Verfügung gestellt. Im ganzen errichtete und erhält der Bund 176 Büchereien mit 13 000 Bänden.

Auch dem Schulwesen wurde stets erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. „Nur durch erhöhte Intelligenz der aufwachsenden Generation“ heißt es in einem Bericht, „werden wir unseren Böhmerwald zu einer Wohnstätte selbstbewußter Menschen machen.“ Der Bund gab auch verschiedene Flugschriften heraus, darunter eine beachtenswerte Studie von dem verdienstvollen Obmann des Bundes, Josef T a s c h e t: „Die nationalen Verhältnisse in Böhmen“ und eine solche von Prof. Dr. Josef Neuwirth über „Mittelalterliche Kunstdenkmale in Südböhmen“; außerdem publiziert er die „Mitteilungen des deutschen Böhmerwaldbundes“.

Ein ganz besonderes Verdienst erwarb sich aber der Bund durch die Aufführung der Passionsspiele in H ö r i z, die daselbst bereits seit dem 17. Jahrhundert heimisch sind. Die Aufführungen fanden in dem eigens erbauten, 2000 Personen fassenden Schauspielhause zum erstenmal im Jahre 1893 statt; sie standen nach den Berichten Fachkundiger in nichts den ähnlichen Spielen in Oberammergau und in Brügge nach. Das im Jahre 1816 nach dem Passionsspiele in P. Cochem's Volksbuch „Das große Leben und Leiden Christi“ von Paul Gröllhiesel bearbeitete Spiel wurde von Prof. J. Ammann in Krummau und später von Probst R. Landsteiner in Nikolsburg umgearbeitet und von Bewohnern des Marktes H ö r i z zur Aufführung gebracht. Diese Aufführungen waren schon im ersten Jahre von 23 000 Personen besucht. Nach den Spielen im Jahre 1895 trat eine Pause ein, und erst im Jahre 1898 wurde wieder ein Osterpiel aufgeführt. Die Spiele, denen im ganzen 90 000 Zuschauer beiwohnten, sollen in den nächsten Jahren wieder aufgenommen werden.

Dem auf der letzten (17.) zu Ronsperg am 25. August 1901 abgehaltenen Hauptversammlung vom Bundesobmann erstatteten Berichte entnehmen wir, daß der Bund zur Zeit 315 Ortsgruppen und 28 000 Mitglieder besitzt und daß unter den Ausgaben jene für Schul- und Bildungszwecke eine bedeutende Stelle einnehmen; sie betragen ungefähr 20% der Gesamtausgaben. Die Zahl der Volksbüchereien ist auf 190 gestiegen. Besonders Lob wird in dem Berichte der von der Bundesgruppe in Budweis gegründeten Freilesehalle gespendet, in der 75 periodische Zeitschriften, 80 Fachzeitschriften und Revuen aufliegen; in der mit der Lesehalle verbundenen Volksbücherei befinden sich 2300 Bände. Die Zahl der Entlehnungen beträgt durchschnittlich 400 im Monate, die Lesehalle weist täglich etwa 70 Besucher auf; sie wird von der Stadt, der Sparcassa, der Bezirksvertretung und vom Bürgerlichen Brauhause subventioniert. In der Freilesehalle werden während des Winters auch unentgeltliche volkstümliche Vorträge abgehalten, die sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen haben und die sich mit den verschiedensten

Themen befaßen. Im ganzen Böhmerwaldgebiete werden von vier tüchtigen Vortragskräften stets Wandervorträge abgehalten.

So sehen wir, wie weitausgreifend die volksbildende Thätigkeit des Böhmerwaldbundes sich gestaltet: Verleihung von Stipendien an bedürftige Schüler, Errichtung von Studentenherbergen, Unterstützung von Fach- und Haushaltungsschulen, Anschaffung von Lehrmitteln, Abhaltung von Vorträgen, insbesondere durch die Lehrer des Thätigkeitsgebietes, sowie durch Wanderlehrer des Landeskulturrates, Einrichtung von Suppenanstalten — alles dies fällt in den Wirkungskreis des „Deutschen Böhmerwaldbundes“, auf dessen Anregung erst am 15. September v. J. in dem kleinen Orte Lobos bei Budweis eine neue Volksbücherei eingerichtet wurde, die jetzt schon über 300 Bände zählt und sich immer mehr ausgestaltet.

Zu den größeren Vereinigungen, welche neben anderen auch volksbildende Zwecke verfolgen, gehört auch der im Jahre 1893 zu Prag gegründete „Deutsche Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen“ oder, wie er seit einigen Jahren heißt: Verein „Frauenfortschritt“,* der den Zweck verfolgt, die Bildung der Frauen zu erhöhen, das Feld ihrer Thätigkeit zu erweitern, Schulen für den gewerblichen Unterricht zu errichten, sowie ein Lehrerinnenheim und andere das Wohl der Frauen fördernde Einrichtungen zu schaffen. Schon im Herbst 1893 trat der Verein mit einem Vortragscyclus in die Oeffentlichkeit; die Vorträge wurden zumeist von Universitätsprofessoren abgehalten. Im Jahre 1895 traten im Vereine einige neue Einrichtungen ins Leben: ein Zeitungslesezirkel und ein unentgeltlicher Stellennachweis für Mitglieder des Vereins. In demselben Jahre eröffnete der Verein aber auch eine Volksfreibibliothek und eine Freilesehalle in Prag (Kratauergasse 20), die jedem Mädchen und jeder Frau, auch wenn sie nicht Mitglied des Vereines sind, zur unentgeltlichen Benützung offen stehen; ausgeschlossen von dem Besuche sind nur schulpflichtige Mädchen. In Dobruška, Eger, Brünn und Stantau wurden Lesezirkel eröffnet, welchen man die in der Lesehalle bereits gelesenen Zeitschriften zur Verfügung stellte. In demselben Jahre wurde auch die Herausgabe eines eigenen Vereinsorgans „Bahn frei!“, beschlossen, das zweimal monatlich erschien, im Jahre 1899 aber ganz aufgelassen wurde. Auch in den folgenden Jahren fanden Vortragscyclen statt und wurde ein Lehrerinnenheim errichtet, dem die Erträge der veranstalteten Vorträge zufließen.

Im Jahre 1898 ging der Verein bezüglich des Vortragswesens noch einen Schritt weiter: er veranstaltete vollständige Unterrichtskurse, und zwar einen Lateinkurs, zwei stenographische Anfangskurse, einen Kurs für Englisch und einen solchen für Literaturgeschichte. Die im Vereine bestehende Lehrerinnensektion veranstaltete ebenfalls Vorträge, wie denn überhaupt diese Sektion den Zweck verfolgt, den Stand der Lehrerinnen in wirtschaftlicher und geistiger Beziehung zu heben. Die

*) Auch der „Deutsche Frauenerwerbsverein“ in Prag verdient genannt zu werden, da er Schulen und Kindergärten erhält und der weiblichen Jugend in ihrem Streben nach Erwerb in jeder Weise beisteht.

Sektion berief auch im Jahre 1898 eine allgemeine Frauenversammlung mit der Tagesordnung „Die Friedensbewegung“ und „Das Recht der Frau auf die Erziehung der weiblichen Jugend“ ein. Außer den Vorträgen veranstaltete der Verein auch Diskussionsabende.

Der letzte am 25. Jänner 1902 erstattete Jahresbericht konstatiert die Abhaltung zahlreicher Vorträge, eine Zahl von 1099 Mitgliedern, erwähnt die im Jahre 1900 vollzogene Errichtung einer Sektion für Kunst und Kunstgewerbe, die u. a. ein ständiges Bureau für Arbeitsvermittlung begründete, gemeinsame Besuche von Kunstausstellungen unternahm und öffentliche Vorträge über Archäologie abhalten ließ. Aus der Bibliothek, die 7512 Bände umfaßt, wurden im Berichtsjahre 47122 Bände entlehnt. Seit seiner Begründung wird dieser Verein von Frau Wilhelmine Wichowski geleitet.

(Schluß folgt.)



Feierabend auf dem Lande.

Nun hat der Landmann seine Flur
Verlassen und mit müder Hand
Schirrt er den alten Acker Gaul,
Der wiehernd graßt am Grabenrand.

Die Schollen liegen dunkelbraun
Und dampfen in die Abendluft;
Oh, welch ein Segen liegt in dir,
Du frischer, herber Ackerduft!

Vom Kirchturm klingt das Nachtgeläut,
Das Dörfchen liegt im Abendschein —
Und singend treibt der Hirtenjung'
Die braune Rinderherde ein.

Da nimmt der Alte seinen Pflug
Und drückt zum Gruße mir die Hand,
Und poltert dann mit seinem Gaul
Durchs weite, stille Ackerland.

Ich aber dachte: „Deutscher fleiß,
Dir möge reicher Segen blühn!“
Und segnete das braune Land
Beim Glockenklang im Abendglühn.

J. J. Horschick.



Idylle.

Im funkelnden Tau der erwachte Tag —
Und alles so still, so still!

— — — — —

Da zittert ein lockender Wachtelschlag
Im Wiesenhag — — —
Dann wieder alles so still!

Kein Blümchen regt sich im Wiesenthal,
Kein Hälmchen lispelt im Grund;
Nur draußen erklingt mit einem Mal
Ein rauschender, alter Kirchenchoral,
Gesungen von Kindermund.

Im funkelnden Tau der erwachte Tag —
Und alles so hell und klar;
Ein Kirchenchoral und ein Wachtelschlag.
O schöner, o trunkener Sommertag!
O fröhliche Kinderschar!

J. J. Horschid.



Die Dürre.

Sengende Hitze, der Bach versiegt,
Auf den glühenden, lechzenden Kiesel
Kein munteres Rauschen und Riesel,
In der Heide, die durstend liegt,
In dem verzehrenden Brande
Eine Zigeunerbande.

Liegen still und verzweifelt da,
Sonst so frische Gesellen.
Fühlen den Tod so entsetzlich nah,
Schau'n in vergangenen Frohsinn zurück,
Blaß ist ihr Antlitz, trüb der Blick,
Dem zitternde Thränen entquellen.

Leer die Krüge, die Zunge klebt
In dem brennenden Munde,
Und in rasenden Gluten bebt
Jede Faser. Stunde für Stunde
Schleicht dahin, und lächelnd blaut
Der Himmel, der das Verderben schaut.

Tage und Wochen stöhnt das Land,
Bangt nach dem rettenden Regen.

Die Zigeuner schau'n unverwandt
Dem qualvollen Ende entgegen.
Nur der eine, ein junger Fant,
Der Jüngste, der frühere Tage
Sich bezwungen, erhebt seine Klage:

„O, Ihr Brüder, soll ich zugrunde gehn,
So jung aus dem Leben scheiden,
Wie ein nichtig Sandkorn verwehn,
Sterben in brennenden Leiden?
Rettung, Rettung! der Himmel erbarmt
Sich vielleicht, daß seine Flut uns umarmt!“

Rief der älteste: „Brüder, Ihr sollt
Nicht verzweifeln und bangen,
Habt doch die Geigen, lauter wie Gold,
Noch an den Riemen hangen.
Auf, Ihr Zigeuner, wacker gespielt,
Daß Ihr den zehrenden Durst nicht fühlt!“

Und sie strichen mit zitterndem Arm
Ueber die Saiten den Bogen.
Wurde ihnen so wohl und warm,
Kam mit der Töne gaukelndem Schwarm
Die wonnige Heimat gezogen.
Und sie spielten, mächtig erglöh't,
Weise auf Weise und Lied auf Lied.

Spielten den wilden, verwegenen Tanz,
Und die Fußta, die weite,
Trat in ihrem verlockenden Glanz
Den Zigeunern zur Seite.
Feuriger Czardas, wie tönte der scharf,
Und der junge Zigeuner warf
Jählings die Geige nieder
Und schwang im Takt seine Glieder.

Tanzte und flog nach der Geigen Klang,
Hatte den Durst verwunden.
Wie er so eilends im Taumel sprang,
War ihm sein Elend entschwunden.
Toller und toller ward die Musik,
Wilder des Jünglings Geberde,
War zu Ende das wirbelnde Stück,
Thaten die Geiger den letzten Strich,
Des Zigeuners Mund erblich,
Er sank tot zur Erde.

Aber drüben am Himmelszelt
Ballten sich Wolkenheere.

In gewaltiger Schwere
Lagert sich's über der ächzenden Welt,
Und dem Lande entgegen
Flog's durch die brennende, stoßende Luft,
Wie ein köstlich verheißender Duft
Von erquickendem Regen.

Eugen Eirsch.



Prag.

Mir trug ins Ohr der Wind das Wörtchen Prag —
Ich seh' den Jüngling in die ferne träumen,
Es ruft nach ihm ein gold'ner Maientag,
Und er schlägt Blüten nur von seinen Bäumen;

Ich seh' den Mann in hoher Junizeit
Mit ihren Glutten, ihren jähren Wetterern,
Mit ihrer stillen, tiefen Einsamkeit,
Mit ihren Liedern, seiner Seele Rettern;

Die Burg seh' hoch ich ob der Moldau stehn,
Die alte, graue Brücke drüber schweben,
Die Wellen langsam durch die Bogen gehn
Und mit den Wellen mein verdämmernd Leben.

Franz Herold.



Der Götze.

(Das Ende eines Glaubens.)

Von Fr. W. van Oesteren.

Uralt, wie der Glaube der Marniten selbst, war das Götterbild, das sie verehrten. Es ging die Sage, der erste Fürst des kleinen Reiches habe vor tausenden von Jahren, siegreich aus einem Feldzug heimgekehrt, den Tempel errichtet, der mit seinen eisenharten Granitquadern Ewigkeiten überbauern zu können schien, und aus dem überreichen Beuteschatze habe er das Götterbild formen lassen, das goldgleichend über Menschenmaß sich erhob. Im Innersten, im heiligsten Raume des Tempels stand es, auf einem mächtigen Marmorblöcke fußend und mit dem Haupte fast die hochgewölbte Kuppel berührend. Tag und Nacht wachten in wechselnder Reihe zwei Priester des Heiligtums bei dem Götterbilde, auf daß keine Frevlerhand es verlege und kein räuberisches Werkzeug vom edlen Erze der gewaltigen Glieder ein Theilchen nehme. Und niemals in all' den enteilenden Jahrhunderten hatte es jemand gewagt, in schändendem Wagemute das Bild der wunderthätigen Gottheit anzutasten. Denn wunderthätig war sie. Wohl vieltausendmal hatte sie die vernichtende Seuche von den Grenzen ferngehalten,

Hagel und Dürre abgewehrt und reichen Segen den Feldern geschenkt; wohl vielhundertmal hatte sie den Marniten in Kriegen den Sieg verliehen und zahllose Gefahren abgewandt. Das Volk verehrte sie mit all' seinen Sinnen und Trieben, aus vollstem Herzen. Stolz war es auf seinen Gott, auf ihn und seine Herrscher. Denn wohl kein Fürstengeschlecht der Erde kam dem seinen an Alter gleich. Seit das Reich bestand, ein einziges Herrscherhaus. Von dem ersten Fürsten, dem sagenhaften Erbauer des Tempels, war die Krone von Sohn zu Sohn vererbt worden, und noch saß auf dem Throne ein junger Fürst, der jenen seinen Ahnherrn nennen durfte: So kam es auch, daß im Wechsel der Zeiten, ob auch all' die Wandlungen der Lebensführung hundertfach Umwälzungen in Sitten und Gebräuchen erregten, der Glaube der Marniten unerschütterlich stets der alte blieb. Denn an diesem Glauben, an dieser Gottheit hing und hielt das Fürstenhaus und mit ihm sein Volk. Weit offen standen die Pforten des Reiches den Neuerungen in Tracht und Waffen und Werkzeugen; aber die Verkünder neuer Glaubenslehren fanden Hirne und Herzen der Marniten verschlossen, wie mit dreifachen Mauern umpanzert.

Daran hatte sich nichts geändert, als Tubal, der Fürst, nach dem jähen Tode seines Vaters in zarten Jugendjahren die Krone der Marniten auf seine schwarzen Locken drückte. Fast noch ein Kind war er, da er zu herrschen begann, doch seltsam gereift. Tief waren seine Augen, wenn er sann, und hatte er einen Entschluß gefaßt, so funkelte aus ihnen der starke kühne Geist, der ihn beseelte. Wagemut und Troß verrieten seine Lippen. Tubal wuchs auf, und der Mann erfüllte, was der Knabe erhoffen ließ und der Jüngling verheißen hatte. Kein Fürst aus der langen Reihe seiner Ahnen kam ihm an Entschlossenheit gleich, keiner an Stärke und auch keiner an wilder Leidenschaftlichkeit. Was immer auf Erden der forschende Menscheng Geist an Neuem ersann und schuf, Tubal nahm es in sich auf und führte es seinem Volke zu, alles, nur nicht den neuen Glauben. Wohl hatte er selbst allzu tief in das Werden und Vergehen der Schöpfung und in die Wandelbarkeit und geheimen Regungen der Menschenherzen eingeblickt, um noch an eine tote Allmacht, an ein lebloses Götzenbild zu glauben. Doch er erfaßte, mit welch starken Ketten, erschienen sie dem Auge auch dünn wie Spinnensäden, seine Macht an die des goldenen Götzen gefesselt war, und so ließ er seinem Volke

den Glauben und that, als wäre er auch der seine. Die Priester im Heiligtume, gewohnt, in Seelen zu lesen, erkannten gar wohl ihres Fürsten Sinnesart, und fast bangte ihnen vor ihm. Doch sie erkannten auch seine Klugheit und die gab ihnen Ruhe und Sicherheit.

Jahr um Jahr entschwand so; Tubal freite ein Weib und zeugte Söhne und noch war der goldgleißende Göze der höchste Gebieter im Reiche und der angebetete Herr in den Herzen der Unterthanen.

Da kam vom Westen her ein böser Sturm und überflog die Meere. Er drang verwüstend in die Nachbarlande ein, Elend und Siechtum im Gefolge; er vernichtete die Saaten der Felder, raubte den Bäumen und Sträuchern die Früchte, die der süßen Reife entgegenwuchsen, mordete das Vieh auf den Weiden und schlug die Menschen mit Seuche. Vor ihrer gewaltigen, wunderthätigen Gottheit lagen die Marniten in brünstigem Flehen und beteten sich die Kniee wund und die Lippen trocken. Aus all' den todesbangen Herzen stieg ein Schrei empor: „Wehre dem Unheil, Du Allmächtiger!“ Aber der verderbliche Sturm überstieg die Grenzen des kleinen Reiches, tobte in vernichtendem Wüten fessellos auf Feldern und Fluren, drang ungebrochen in Hütten und Häuser — und der goldene Göze that dem Verderben nicht Einhalt, sah Tage und Tage lang unbeweglich dem Jammer zu, bis der Sturm sich müde geweltet hatte und weit ostwärts versflogen war. Da legte sich allmählig auch der Sturm in den Herzen und Geistern der Marniten; die entschwundene Besinnung kehrte zurück, und nun ward alles hereingebrochene Elend klar. Das Verderben war groß, die Verheerung unsagbar, der Jammer grenzenlos. Doch in allem Leid, in grimmigster Verzweiflung ward kein Wort laut, das die Ehrfurcht vor der goldenen Gottheit verletzte und dem Glauben Hohn sprach, keine Klage, kein Zweifel, kein Fluch. Der Gott hatte es so gewollt und nach seinem Willen, den zu ergründen kein Menschenhirn berufen und fähig ist, war es geschehen. Tubal selbst, der mit seiner ganzen Thatkraft in dieser bitterschweren Zeit Schaden zu heilen, Verlorenes zu ersetzen, Zerstörtes wieder zu errichten bemüht war und seinem Volke ein leuchtendes Beispiel des schaffenden Mutes gab, war es, der, allen vernehmlich und von allen vernommen, die Allmacht der Gottheit pries und sich ihrem Willen unterwarf. Und das Volk konnte nicht anders fühlen und denken, als sein geliebter Fürst.

Doch als das Bild der ärgsten Verwüstungen verwischt und die tiefsten, weil nächsten und sichtbarsten, Schäden beseitigt waren, trat

das größte, weil allgemeine, Elend überwältigend hervor: der Hunger. Die Erde des Landes war von den Mitteln, ihn zu stillen, entblößt und die Marniten waren ein Volk, das nur von ihnen jahraus, jahrein lebte und keine toten Schätze sammelte. Das lernten sie jetzt bereuen. Denn nur für diese toten Schätze, die in den Zeiten der Fülle, in den Jahren der Frucht wertlos erschienen, war in den Nachbarländern, in allen Ländern der Erde das Brot zur Stillung des Hungers feil. Es begann ein unsagbar graufiges, ein reicheres Sterben, als in den Tagen des verheerenden Sturmes.

Doch Tubal, der Fürst, war nicht der Mann, der gelassen sein Volk dahinsterben sehen wollte, war nicht der Mann, der in dumpfer Ergebung an seinem eigenen Leibe entbehren wollte, solange er noch die Gedanken seines Hirnes kreisen fühlte und der Kraft seiner Arme sicher war. Wo er keine menschliche Hilfe mehr ringsum sah, da mußte die Gottheit helfen, auch gegen ihren Willen. Von einer kleinen Zahl entschlossener, bis in den Tod ergebener Männer begleitet, schritt Tubal dem Tempel zu. Er selbst, wie seine Gefährten, waren bewehrt und bewaffnet und trugen Beile in den Händen. Im Dunkel der Nacht schlichen sie wie verbrechensfrohe Räuber. Doch, wie Tubal es sagte, nicht aus Feigheit, nicht, als scheute er das Licht der Sonne und schämte sich seiner That; aber auch die segensbringende That zum Wohle der Menschheit erborgt sich vom Dunkel das Geheimnis, wenn sie kühn und gewaltsam gegen starre, uralte Satzung ankämpft.

Und sie betraten den Tempel. Die zwei jungen Priester, die wachend und betend vor der goldenen Gottheit dahingestreckt lagen, erhoben sich bestürzt, da sie schwere Schritte in nächtlichen Stunden dem Heiligtume nahen hörten. Und schon stand vor den fassungslosen Wächtern der Fürst mit seinem Gefolge.

„Rufet mir den Hohepriester,“ gebot er. Sie gingen und kehrten mit einem greisen Manne von dürftigem Ansehen zurück.

„Ich ließ Dich rufen, Ehrwürdiger,“ sagte Tubal, „auf daß meine That nicht die Larve des Diebstahls und der heimlichen Schändung trage. Frei und ehrlich ist sie eronnen, frei und ehrlich werde sie vollbracht!“

Verständnislos blickte der Priester den Fürsten an.

„Welche That?“ fragte er.

„Höre, Ehrwürdiger! Siehst Du mich und diese Männer, meine Getreuen? Siehst Du uns wie Räuber bewaffnet in lichtloser Nacht

den Tempel betreten? Ein Raub ist es, den zu begehen wir kommen, ein Raub an der toten Gottheit zur Rettung sterbender Menschen. Ein Raub ist es, wenn Du es so nennen willst, ein Frevel, und doch sage ich Dir, es ist keiner, ist vielmehr eine herrliche That, ein Werk der Güte und der Gerechtigkeit.“

Der Greis erfaßte den Sinn der Worte des Fürsten. Am ganzen Leibe zitternd, stieß er hervor: „Du willst es wagen, Tubal, das Bild der Gottheit zu schänden, den Höchsten zu bestehlen, um Niedrigen, Sterblichen das Leben zu erhalten? Fürchtest Du nicht des Allmächtigen Rache? Schreckt Dich nicht Deines Frevels unentrinnbarer Fluch? Laß ab von Deinem sündigen Vorhaben! Das Gold, das der Gottheit Eigen und Sinnbild ist, ist unantastbar, ob es auch einer ganzen Welt von Hungernden das Leben retten könnte!“

„Ein Gott, den tausend andere verehren,“ entgegnete Tubal, „wandelte einst hienieden, erzählen Fremde, die an jenen Gott glauben. Und da er Arme und Hungernde auf seinen Wegen sah, entblößte er sich seines Mantels und seiner Kleider und schenkte sie den Bedürftigen. Ehrwürdiger, so erzählen Fremde von ihrem Gotte. Und sieh', das war göttlich gethan!“

Der Priester schüttelte das Haupt. „Irrlehre hat Dir das Herz vergiftet, Tubal, und Deinen Sinn von dem hier, von dem wahren, großen Gotte, abgewandt, in dessen Name Dein Thron erstand und währt. Laß ab!“

„Nein,“ sagte Tubal fest. „Zwinge mich nicht zur Gewaltthat, Priester!“

Da wich dieser zurück und hob die Hände gegen den Fürsten, als wolle er ihn verfluchen.

Doch Tubals Blicke bezwangen die seinen; er ließ die Hände sinken, schlug die Augen nieder und verharrte lange schweigend, von tiefem Sinnen bewegt.

„Die Zeit verstreicht, Ehrwürdiger,“ sagte Tubal mild. „Laß uns zur That schreiten und das Volk vom Hungertode erretten!“

Der Greis nickte, besiegt, überwältigt. „Thue es, Tubal! Vielleicht haben die Fremden Recht, die von ihrem Gotte erzählten. Ich will nicht schuld sein an dem Tode der Armen.“ Und leise fügte er hinzu: „Aber auch nicht theilhaft werden der Schändung. Ich gehe und niemand wird Dich stören!“

„Ich danke Dir, Ehrwürdiger,“ sagte der Fürst mit einer Stimme voll warmen Empfindens und ehrfürchtiger Liebe. „Du bist gut und groß. Dir wie mir wird es zum Segen gereichen. — Doch höre! Wenn der Morgen dämmt, öffne den Tempel nicht! Lasse ihn verschlossen und wehre jedem den Einlaß, bis ich Dir gebiete, ihn wieder zu öffnen!“

Wankend ging der Greis. Tubal aber trat zu dem Götterbilde und hob den Arm, um mit mächtigem Schwunge das Beil auf den Fuß des Standbildes sinken zu lassen. Und ein zweites und drittesmal schmetterte die stählerne Schneide auf das krachende Edelerz herab. Die ganze riesige Gestalt dröhnte. Auch andere Beile begannen nun das Vernichtungswerk und Stück um Stück fiel der Mantelsaum, die starren Falten des goldenen Kleides zur Erde. Doch Tubal gebot, Einhalt zu thun. „Es ist genug für heute,“ sprach er zu seinen Getreuen. „Viele tausend Brote wert ist das wenige Gold, das wir diesem Bilde entzogen!“ Seine Augen leuchteten stolz und selig. „Mein Volk kann wieder gesunden und leben,“ sagte er.

Heimlich, wie sie gekommen waren, verließen sie den Tempel wieder, im Dunkel schleichend, im tiefsten Schatten sich bergend. Und die Säcke auf ihren Rücken bargen die Teile des goldenen Gözen, die Rettung der Hungernden, das Leben der Sterbenden. Im Hofe des Fürstenschlosses standen gesattelt drei Rosse. Drei Männer schwangen sich auf sie und ritten in Sturmeseil dahin, ihre goldene Last gegen Brot einzutauschen. Ostwärts ritten sie, dorthin, wo der Seuchesturm, der noch mit voller Vernichtungsgewalt in das Reich der Marniten eingedrungen war, sich müde geweht hatte und kraftgebrochen erschloschen war. Die Nacht verschlang die Reiter.

Noch waren die Dämmer Schleier des Morgens nicht verflattert, noch hatte die Sonne ihr in ewiger Schönheit glühendes Antlitz nicht der Welt enthüllt, da nahen schon die ersten Frommen in verzweiflungsbanger Andacht dem Tempel. Armselige, gebeugte Gestalten, vom Leid gebleicht, vom Hunger hager. Doch sie fanden nicht Einlaß in das Heiligtum. An der Pforte stand der ehrwürdige Hohepriester und unten an den Stufen, die zur Pforte emporführten, eine gewaffnete Schaar von Krieger, die der Fürst dorthin entsandt hatte, und wehrte mit vorgestreckten Waffen den Eintritt. „Warum? Warum?“ scholl es aus der Schaar der Frommen; aber nur ein stummes Schütteln der Häupter und die drohend erhobenen Waffen

gaben der hundertmal und hundertfach wiederholten Frage Antwort. Doch mächtig verbreitete sich die Kunde des Unerhörten, nie Erlebten. Den Andächtigen wurde der Einlaß in den Tempel geweigert! Die Frommen durften nicht das Heiligtum betreten! Den Gläubigen wurde der Anblick ihres goldenen Gottes, des einzigen Trösters im Elende, der letzten Zuflucht und Hoffnung in der Verzweiflung, verwehrt! Die Zahl der Einlaß Heischenden wuchs von Herzensschlag zu Herzensschlag. „Warum? Warum?“ erscholl es tausendfach und die bange Frage ward zur Drohung, der Ruf zum tosenden Schrei. Schon hoben sich Arme und Fäuste, schon drängten sich die Massen in wirrer Bewegung vorwärts, die Vorderen den Waffen zum Opfer ausliefernd, und schon erschütterte der Weheruf eines Verletzten die Luft und floß roter Lebensquell.

Da, in höchster Bedrängnis, öffnete der greise Priester die Lippen. Er wußte nicht, wie die Menge beschwichtigen, was ihr sagen. „Gehet, Ihr Frommen,“ rief er darum, „gehet zu Eurem Fürsten! Er wird Euch sein Gebot, das Euch heute das Heiligtum verschließt, zu erklären wissen.“

Einer aus der Menge hatte die Worte verstanden, und blitzschnell kannte sie jeder. In wildem Laufe jagte nun der hungernde Haufe Verzweifelter zum Schlosse Tubals, des Fürsten.

Schlaflos hatte dieser die Nacht verbracht, von der Erregung vergangener und künftiger Stunden überwältigt. Seit dem grauen Morgen stand er hoch auf dem Turme seines Schlosses und spähte nach Osten, dorthin, woher er das Brot, das Heil seines Volkes, erwartete. Doch nichts und nichts zu sehen. Die Sekunden schlichen, die Minuten krochen, die Stunden wollten nicht enden. Und nichts und nichts im Osten zu erspähen. Doch dort, in den Straßen der Stadt erblickte Tubals scharfes Auge ein Wogen und Drängen und schon vernahm sein Ohr die tobenden Rufe: „Warum? Warum?“ und den Ruf seines Namens. Er erbleichte; denn er begriff. Doch wunderbar schnell gewann er Ruhe und Fassung wieder. Was er gethan hatte, das war seinem Volke zum Segen geschehen, das konnte er vor sich und ihm verantworten. Mutvoll und entschlossen stieg er hinab und schritt der heranstürmenden Menge gemessen entgegen. Sein Anblick brachte diese jäh zum Stillstande; seine Hoheit machte sie verstummen. Die Liebe, die Ehrfurcht, die Verehrung für den Herrscher, den gottgeweihten, angestammten, erwachten und der Name

des Fürsten ertönte von den Lippen aller wie ein Heilruf, wie ein jauchzender Jubelschrei: „Tubal!“

Ein sonniges Lächeln verklärte die Züge des Herrschers, und liebevoll nickte er. Doch ehe er zu sprechen beginnen konnte, drängte sich aus der Menge ein Mann vor, und, sich zwischen den Fürsten und das Volk werfend, hob er die Arme abwehrend gegen dieses und schrie mit gellender Stimme:

„Weichet von ihm! Kennet ihn nicht mit Liebe, sondern fluchet ihm! Denn er ist verflucht, auf ewig verflucht — der Tempelschänder, der mit frevler Tollheit in dieser Nacht das Bild unseres Gottes zertrümmerte. Ich sah es; denn ich wachte im heiligen Dienste!“

Da ging ein Schrei namenlosen Entsetzens durch die Masse des Volkes, ein Schrei, von dem der Himmel erzitterte und die Erde erschauerte. Hoheitsvoll stand Tubal. Nur einen kurzen Blick unsäglichlicher Verachtung warf er dem Verräter zu, der wie berückt, mit weit aufgerissenen Augen gen Himmel starrte und die Hände streckte, als erwartete er den Opfertod. Dann wandte sich Tubal dem Volke zu.

„Lasset Euch erklären,“ begann er mit mächtiger Stimme.

Doch tausend Rufe, wie einer, unterbrachen tosend, gellend, toll seine Rede. Nein, nein, sie wollten ihn nicht hören! Was immer er sagen mochte, es war Lüge, jedes seiner Worte ein Verbrechen, jeder seiner Atemzüge ein Frevel gegen die Gottheit. Er war nicht mehr der Fürst, war der verruchteste und niedrigste aller Menschen, war der Schänder, der Verfluchte und Gerichtete, den zu morden, den zu zerreißen der Gottheit wohlgefällig war. Die Gottheit, die frevelnd beraubte, vernichtete, zertrümmerte Gottheit im entweihten Tempel! Die Gottheit! Die Schreie aus der Menge klangen wie Schluchzen, waren der Ausdruck grenzenlosen, unnennbaren Jammers, tödlicher Trauer. Und dann wieder ein tierisches Brüllen, ein wut- und haß-erfülltes Toben. Rache, Rache für den geschändeten Gott!

Einer aus der Menge hatte die Faust erhoben und auf den Fürsten losgeschlagen. Tubal taumelte, an der Schulter getroffen. Ein Pfiff scholl schrill von seinen Lippen. Seine Krieger mußten kommen, ihn zu verteidigen, sollte er nicht erschlagen werden wie ein toller Hund. Aber diese hatten sich der empörten Menge gesellt und zückten die Waffen schon gegen den Herrn, dem sie Treue geschworen hatten. Sein Frevel entband sie ihres Schwures. Erst ihr Gott, dann ihr

Fürst. Und war dieser ein Feind ihres Gottes, so auch ihr Feind. Zum Tode mit ihm!

Tubal gab sich verloren.

Da erbehte die Erde unter den donnernden Hufschlägen dreier Rosse, die schweißgebadet und schaumbedeckt einherjagten.

„Plag! Plag!“ schrieten keuchende Stimmen und drei Männer ritten erbarmungslos in die Massen, die angstvoll zur Seite wichen, in wirrem Knäuel einander drängend, mit den Händen stoßend und mit den Füßen tretend. Nun hatten die Reiter den Fürsten erreicht. Tubal atmete tief auf. Seine drei Boten! Nun war das Brod, die heißersehnte Labung, die den Tollen die Sinne zurückgeben konnte, nicht mehr fern! Nun war er, war alles gerettet!

Die Reiter sprangen von den Rossen. Der Volkshaufe drängte wieder vor. Neugier ließ Empörung und Schmerz vergessen; alle lauschten. Still ward es, unheimlich still in der ganzen großen Masse des Volkes. Und jeder fühlte deutlich wie Messerstiche die einzelnen Worte, die einer der Reiter keuchend hervorstieß:

„Das Brod, das Du uns zu bringen gebotest — — —“

Durch die Masse ging eine tiefe Bewegung. Da sie an das Lab-sal, das sie so bitter mißten, gemahnt wurden, verspürten sie alle jäh wieder den Hunger ihre Eingeweide durchtoben und um Stillung schreien: „Brod! Brod!“ Wie ein Wiederhall, doch in tausendfach abgestuften Tönen, ward das Wort wiederholt. Und dann tiefe Stille und fieberndes Lauschen. Und wieder ward die keuchende Stimme des Reiters vernehmbar:

— — „Wir suchten es in drei Städten und drei Märkten, das Gold unseres Heiligtums dafür bietend. Doch wo immer wir es boten — — man wies es zurück; denn es ist kein Gold, es ist eine elende wertlose Mischung unedler Metalle. Keiner wollte es und mit leeren Händen — —“

Da erschütterte, noch ehe der Bote ausgesprochen hatte, ein Laut die Lüfte, so mild, so tierisch, so voll der Verzweiflung, so voll des unnennbaren Grauens, daß all' die Tausend selbst, die ihn gleichzeitig ausgestoßen hatten, vor seinem Klange bis ins Mark erschauerten und eisige Kälte ihnen in die Herzen schlich. Was in all' den Menschen-seelen in jenem Augenblicke vorging, kein Gedanke vermochte es aus-zudenken, kein Wort es auszusprechen, keine Thräne es zu spiegeln. Erstarrung und Kälte des Todes. Und in der That, etwas starb,

starb in all' den tausend Herzen eines erschütternd wehen Todes. Dann wandte sich irgend einer aus der Menge, ein anderer folgte, alle folgten und stürmten davon, rasend wie der entfesselte Orkan.

Zum Tempel stürmte die Menge, alles auf ihrem Wege niederwerfend, die Wachen im Ungeßüm zu Boden reißend, den Hohepriester zertretend. Zum Tempel, zum Götterbilde. Keiner sprach, sie alle leuchteten nur; keiner blickte den anderen an, und doch einte sie gleiches Ziel, gleiches Wollen. Vor dem Bilde des jahrtausendlang Angebeteten erst gewannen sie Atem und Stimme wieder, und da wurden sich die Vielen erst bewußt, daß sie gleiches Sinnen hierhergeführt. Und nun schwoilen dröhnend die Rufe, die alle von Haß, Enttäuschung und Verachtung beben: „Götze!“ „Betrüger!“ „Schändlicher!“ Schwerter, Keulen, Beile tauchten auf; man wußte nicht, wie und woher. Schläge, Stöße, Hiebe sausten auf das Standbild; es wankte, krachte, sank und stürzte, im Falle Säulen und Mauern zertrümmernd. Doch seltsam, keinen aus der Menschenmenge begrub es im Falle, keinen verletzten die stürzenden Säulen. Den gefallenen Riesengötzen aber umtanzte die heulende Menge in wilder Siegeswut und schlug ihn in tausend und abertausend Stücke.

— — — — —

Kein neuer Tempel erstand an Stelle des gestürzten, kein neuer Gott wurde im Reiche der Marniten angebetet, kein neues Heiligtum errichtet. Ob damals vor vieltausend Jahren der sagenhafte erste Fürst des Landes den Götzen aus wertlosen Metallen hatte formen lassen, ob im Laufe der Jahrhunderte Priester- oder Fürstenhabgier das edle Erz gegen unedles vertauscht hatte, keiner wußte es, keiner erfuhr es je und keiner fragte danach. Lubals Thron aber sank nicht mit dem Sturze des Glaubens. Fester stand er denn je; denn von ihm war das Licht ausgestrahlt, ihm die Erkenntnis zu danken, die Erleuchtung aus Wahn und Verblendung. Und dies menschliche Gold war echt, diese Macht kein Wahn, wie einst die Macht des goldenen Götzen.



Mein Weg.

An meinem Wege sitzt ein graues Weib
Mit strengen Lippen, düstern Augenbrauen,
An ihrer Seite ist mir kein Verbleib,
Vorüber streb' ich mit verstoh'nem Grauen.

Ich kenne sie, die mir entgegenschaut,
Und Zukunft nenn' ich sie mit stillem Bangen,
Sie spricht kein Wort, sie säuselt keinen Laut,
In ihrem Auge brennt ein stumm Verlangen.

Du Bettlerin, mit Wünschen zahl' ich bloß,
Denn meine Reiche liegen im Gemüte;
Ihr eine Münze werf ich in den Schoß
Aus jenem Goldschatz, den ich heimlich hüte.

Sie faßt mit gieriger Hand, was ich gewähr',
In ihres Schleiers Falten es zu wahren,
Und morgen blickt sie gleich begehrl'ich her,
Und gleicherweise muß ich ihr willfahren.

So fordert sie mir täglich Wünsche ab
Und heller wird's in ihren Augensternen,
Bis ich ihr meine letzte Hoffnung gab,
Wird sie vielleicht das Lächeln noch erlernen.

Jella von Jednit.



Hic Rhodus, hic salta!

Sie stehn um ihn mit Hohn Gelächter:
„Hast du die Kunst, so zeig sie hier!“
Doch er, ein trotziger Verächter:
„Glaubt oder nicht, was gilt es mir?“

„Was ist mir eure dumpfe Gasse?
Laßt mich in meinem stolzen Geiz:
Hier wird die Unmut zur Grimasse
Und jede Biegung frecher Reiz.“

„Frei geb die Bahn ich euerm Spotte,
Lobpreist den Gözen, den ihr schuft —
Ich spare meine Kraft dem Gotte,
Bis Rhodus mich, das heilige, ruft!“

Friedrich Adler.





Die Wirbeltierfauna der böhmischen Braunkohlenformation.

Beiträge zur Kenntnis der Wirbeltierfauna der böhmischen Braunkohlenformation. Im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, herausgegeben von der hierzu bestellten Kommission.

1. Dr. Max Schlosser, zur Kenntnis der Säugetierfauna der böhm. Braunkohlenformation. Prag 1901. Abgedruckt in den Abhandlungen des deutschen naturw. med. Vereines „Votos“, II. Band 3. Heft. Mit einer Tafel.

2. Prof. Dr. Gustav C. Laube, Synopsis der Wirbeltierfauna der böhm. Braunkohlenformation und Beschreibung neuer oder bisher unvollständig bekannter Arten. Prag 1901. Abgedruckt ebenda II. Band 4. Heft. Mit acht Tafeln.

Die Braunkohlenformation ist in Böhmen mit Ausnahme einiger beschränkter Gebiete im Süden des Landes, bei Budweis und Wittingau, hauptsächlich in einer Reihe größerer und kleinerer Becken entwickelt, welche sich in nordost-südwestlicher Erstreckung von Warnsdorf über das böhmische Mittelgebirge zum Fuße des Erzgebirges und diesem entlang bis an seinen Vereinigungspunkt mit dem Fichtelgebirge und Böhmerwalde fortsetzen. Hier bilden sie die bekannten großen Mulden, die Auffig-Komotauer, die Falkenauer und die Egerländische, an welche sich im Bereiche des Mittelgebirges eine Anzahl räumlich beschränkterer anschließen. Die Ausfüllung der großen Becken wird eingeleitet durch Sandsteine und Conglomerate, bekannt unter dem Namen Braunkohlensandstein, ihnen folgen die sogenannten Liegendletten und Thone, darauf das Braunkohlensauptflöz, bedeckt von den Hangendletten, welche zuweilen ein, auch zwei schwächere Hangendflöze führen, sowie mehr oder weniger Sphaerosideritknollen beigemengt enthalten, auch mitunter von Sanden, darunter dem berühmten Schwimmsand, begleitet werden. Im Falkenauer und Egerländischen Becken kommt zu ihnen noch ein eigenartiger dünnblättriger Schiefer, welcher wegen der unzähligen Abdrücke eines kleinen Süßwasserschalenkrebses, einer Cyprisart, die darin vorkommen, den Namen Cyprischiefer erhalten hat.

Zu diesen Absätzen gehören dann noch die Süßwasserkalke und die Diatomaceen- oder Polierschiefer. Die Süßwasserkalke treten am Nordwestabfalle des Mittelgebirges, weiterhin bei Tuchorschitz unweit Saaz und im Bereiche des Duppauer Gebirges auf, halten sich sohin an den inneren Rand der Braunkohlensmulde. Im Egerländischen Becken nehmen sie auch bei Franzensbad an der Ausfüllung desselben Anteil. Die Diatomaceen- oder Polierschiefer, die aus mikroskopisch kleinen Panzern von Kieselalgen (Diatomaceen) bestehen, deren 41 000 Millionen,

wie Ehrenberg vor langer Zeit schon nachgewiesen hat, auf einen Kubitzoll gehen, sind hauptsächlich im Bereiche des Mittelgebirges als Unterlage der basaltischen Ergüsse, wie es scheint, als Ausfüllung einzelner kleinerer Becken gewöhnlich ohne Braunkohlenflöze vorhanden. Sie erreichen mit den Ablagerungen am Trippelberge bei Kuttschn und den Spalschiefer von Luschitz bei Bilin ihr westliches Ende.

Wenn die kleinen, beschränkten Ablagerungen von geringerer, ja oft von gar keiner national-ökonomischen Bedeutung sind, so haben sie umso wichtigeres Material für unsere Kenntnisse jener Organismen geliefert, welche zur Zeit, da die Braunkohlenbildung in Böhmen im Gange war und zum Abschluß gelangte, das Land belebten. Mit Ausnahme des Braunkohlensandsteins, der aber auch nur an einigen Stellen wohlerhaltene Pflanzenreste birgt, hat sich im Bereiche des Flözes in den großen Mulden fast gar nichts davon erhalten. Nur an den Rändern, an einigen wenigen Punkten waren die Verhältnisse während der Absatzzeit in dieser Beziehung günstiger gelegen. Ungleich reichlicher sind die kleinen Becken, vor allen die Diatomaceenschiefer, mit organischen Resten ausgestattet; aber auch die Süßwasserkalke und die Papier- oder Schiefertohlen haben uns mancherlei aufbehalten.

Die Abdrücke von pflanzlichen Resten, vornehmlich von Blättern, erfüllen in den angeführten Gesteinen oft ganze Lagen. Zwischen deren feinkörnigem Material liegen sie wie zwischen den Blättern eines Herbars eingebettet. An ihnen haben sich oft zarte Einzelheiten, wie der Verlauf der Nerven und Gefäße, mit überraschender Deutlichkeit erhalten. Weit ungünstiger dagegen ist es mit der Erhaltung von tierischen Resten, die der Schalthiere ausgenommen, bestellt. Beschaffenheit und Bau des tierischen Körpers, von der harten, kalkigen Hülle der genannten Gruppe abgesehen, ist zur Erhaltung in fossiltem Zustande weniger geeignet; so ist uns von ihnen zumeist nur einzelnes und unvollständiges erhalten, Zähne, Hautschilder, Knochen, Abformungen von einzelnen Körperteilen u. s. w. Nur kleinere Individuen, die unter sehr günstigen Umständen in ein sehr feines Schichtmaterial eingebettet wurden, sind uns besser und vollständiger überliefert worden. Dazu boten die Diatomaceenschiefer, plastischen Thone, Blätterkohlen, wie auch die Süßwasserkalke besonders günstige Gelegenheit. Ihnen ist entnommen, was uns über die Tierwelt, namentlich die höhere, der Braunkohlenformation in Böhmen bekannt gewesen ist. Aber ihr Vorkommen ist weitaus seltener als das von Pflanzenresten.

So haben wir außer Weichtieren (Schnecken und Zweischalern), Kerbtieren (Krebsen, Käfern und Hautflüglern) auch Wirbeltiere aus der böhmischen Braunkohlenformation kennen gelernt. Unter den tierischen Elementen, die während ihrer Bildungszeit lebten, sind die zuletzt genannten weitaus die interessanteste Gruppe. Schon vor 183 Jahren erregte der ziemlich vollständige Rest eines Nagetieres, der in den Süßwasserkalken von Walsch gefunden worden war, die Aufmerksamkeit in den damaligen naturforschenden Kreisen. Später, 1812, beschäftigte sich auch der große George Cuvier mit diesem Funde, und Goethe, welcher vom Abte des Stiftes Tepl einige Fischabdrücke aus eben jenem Kasse erhalten hatte, wies 1821 zuerst auf ihre

Ähnlichkeit mit solchen in den Süßwasserschiefen von Denninge bei Stein a. Rh. hin. Es dauerte jedoch noch geraume Zeit, ehe diese und andere hierher gehörenden Funde wissenschaftlich verwertet wurden. Die einschlägige Literatur reicht 50 Jahre etwa bis auf unseren verdienstvollen deutschböhmisohen Palaeontologen August Em. v. Reuß und den hervorragenden Forscher auf dem Gebiete der fossilen Wirbeltiere seiner Zeit, Hermann von Meyer, zurück. Seither haben sich zahlreiche andere Forscher mit einzelnen Funden und kleineren Gruppen von Wirbeltieren aus der böhmischen Braunkohle beschäftigt. Die Folge hiervon war, daß die darüber veröffentlichten Abhandlungen und die einschlägigen Notizen in sehr verschiedenen Sammelwerken Aufnahme fanden und so ziemlich verstreut waren. Eine Anzahl neuerer Funde und ein ziemlich umfangreiches Material, das noch unbearbeitet in verschiedenen Sammlungen lag, ließ den Wunsch aufkommen, die verstreuten Mitteilungen zunächst zu sammeln, um, auf sie gestützt, weiter zu arbeiten und das besagte Material zu verwerten, Lücken zu ergänzen, ungenaues richtig zu stellen und noch unbearbeitet gebliebene Tierformen bekannt zu machen. So entstanden die beiden Abhandlungen, welche unter dem Gesamttitel, der diesem Aufsatze vorangestellt ist, von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen veröffentlicht wurden. Dr. Max Schlosser, Konservator des kgl. palaeontologischen Museums in München, gegenwärtig einer der ersten Kenner der fossilen Säugetiere, hat die aus der böhmischen Braunkohle bekannt gewordenen Säugetiere einer prüfenden Durchsicht unterzogen, Prof. Dr. Laube unternahm es, eine Zusammenfassung alles dessen, was über die Wirbeltiere dieser Ablagerungen bekannt geworden ist, herzustellen, in welche zugleich die Beschreibung neuer Arten sowie sich ergebender Ergänzungen und Richtigstellungen älterer Angaben aufgenommen wurden.

In dieser „Synopsis der Wirbeltierfauna der böhmischen Braunkohlenformation“ überschriebenen Veröffentlichung werden 89 zu 45 Gattungen gehörende Arten aufgeführt, und zwar: Fische, Schmelzschupper: 2 Gattungen, 2 Arten, Knochenfische: 16 Gattungen, 35 Arten, zusammen 18 Gattungen, 37 Arten. Amphibien: Geschwänzte 4 Gattungen, 5 Arten, ungeschwänzte 4 Gattungen, 10 Arten, zusammen 8 Gattungen, 14 Arten. Reptilien: Schildkröten 4 Gattungen, 10 Arten, Krokodile: 1 Gattung, 3 Arten, zusammen 5 Gattungen, 13 Arten. Vögel: Wasservögel 2 Gattungen, 4 Arten. Säugetiere: Unpaarzeher 2 Gattungen, 2 Arten, Paarzeher 5 Gattungen, 4 Arten, Rüsseltiere: 2 Gattungen, 2 Arten, Nagetiere: 1 Gattung, 1 Art, Raubtiere: 1 Gattung, 2 Arten, zusammen 11 Gattungen 21 Arten. Seit dem Erscheinen der Synopsis ist der Rest eines neuen Nagers hinzugekommen. Es sind demnach im ganzen 12 Gattungen 22 Arten Säugetiere, daher 90 Arten und 46 Gattungen Wirbeltiere bekannt geworden.

Diese Gesamtfauna verteilt sich auf alle Stufen der Formation mit Ausnahme des Braunkohlenlandsteins, der bisher keine Wirbeltierreste geliefert hat. Aus den Diatomaceen- und Spalschiefern sowie der Blätterkohle stammen 38 Arten. Aus den plastischen Thonen von

Preschen bei Bilin sind 18 Arten, aus den Hangendbletten des Hauptflözes 4 Arten, aus dem Süßwasserkalk von Tuchorschitz 10 Arten, aus jenem von Wallisch 5 Arten bekannt geworden. Der jüngere Basalttuff des Duppauer Gebirges, die Süßwasserkalke und Cyprischiefer des Egerlandes lieferten 9 Arten.

Damit kann keineswegs die Wirbeltierfauna jener Zeit als erschöpft angesehen werden, hing doch die Erhaltung einzelner ihrer Reste von einem günstigen Zufalle ab, durch den uns nur einzelne Musterstücke, keine Sammlung davon erhalten wurden.

Unter den böhmischen Braunkohlenwirbeltieren ist nur eine kleine Anzahl vorhanden, deren Reste auch außerhalb des Landes gefunden worden sind. Unter den 35 Fischen sind nur 3, unter den Reptilien nur ein Krokodil, für die ein weiterer Verbreitungsbezirk nachweisbar ist. Die Amphibien sind ganz auf Böhmen beschränkt, ebenso die Vögel, soweit ihre dürftigen Reste überhaupt in Betracht kommen können. Dagegen ist die Hälfte der Säugetierarten mit außerböhmischem übereinstimmend gefunden worden. Es ist also nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl von Wirbeltieren, welche einen Schluß zu ziehen gestatten, in welche Stufe der Tertiärperiode unsere Braunkohlenablagerungen einzustellen sind; sie bestätigen die in dieser Beziehung geltende Ansicht, daß ihre Bildungszeit in die Mitte der Tertiärperiode, in die jüngere Oligocän- und ältere Miocän-Zeit fällt.

Daneben läßt sich jedoch nicht verkennen, daß bei zahlreichen Formen eine ausgesprochene Ähnlichkeit mit solchen vorhanden ist, die aus auswärtigen, nahezu gleichaltrigen Ablagerungen stammen. Das ist namentlich bei den Fischen und den Amphibien, mit solchen aus der rheinischen Blätterkohle, und bei den Reptilien, mit Arten aus der hessischen Braunkohle der Fall. Die Unterschiede, welche an unseren einheimischen Braunkohlenwirbeltieren gegenüber nahestehenden ausländischen aufzufinden sind, müssen als Erwerbungen betrachtet werden, welche sie als Nachkommen früher eingewanderter Glieder der Fauna infolge ihrer Abgeschlossenheit durch Anpassung an die Verhältnisse ihrer neuen Heimat gewonnen haben. Die eingewanderten Vorfahren werden wir kaum jemals kennen lernen, da uns von Bildungen, welche denen der Braunkohle vorausgehen, hierzulande nichts erhalten geblieben ist.

Zu dieser bereits festhaft gewordenen Fauna wanderte während der Braunkohlenzeit eine Anzahl neuer Arten, zumeist Säugetiere, aus westlich von Böhmen gelegenen Verbreitungsbezirken ein. Im Lande selbst nahmen die Wirbeltiere ihre Wohnplätze, wo ihnen zugehende Lebensbedingungen geboten waren. Was von ihnen auf uns gekommen ist, reicht hin, uns ein Bild vom Tierleben jener Tage zu machen. So bevölkerten die Säugetiere die subtropischen, immergrünen Laubwälder, welche sich an den Gestaden der Braunkohlengewässer ausbreiteten. Hier waren Tapire und Aceratherien kleineren Schlages, ferner Antracotherien und schweinartige (Hyotherien und Palaeochoerus) sowie hirschartige (Elodus und Palaeomeryx) Paarzeher, ein Eichhörnchen und ein oder zwei hundartige Raubtiere von der Größe eines Wolfes (Amphicyon) einheimisch. Am Gestade des egerländischen See-

bedens lebten Mastodon und Dinotherium, die Vorfahren unserer Elephanten. Ein nahezu vollständiges Skelett eines Tieres der letzteren Gattung aus dem Süßwasserkalk von Oberndorf bei Franzensbad wird im naturwissenschaftlichen Hofmuseum in Wien aufbewahrt. Reste von landbewohnenden Reptilien, Eidechsen und Schlangen, sind bisher bei uns noch nicht aufgefunden worden, sie dürften aber zur damaligen Zeit doch auch vorhanden gewesen sein. Ebenso lebten sicher weit mehr Vögel, als jene drei oder vier, von denen sich Spuren erhalten haben.

Wasservögel, Enten und Wasserkriecher, fanden an den Gestaden der Süßwasserbeden geeignete Wohnplätze. An dem Rande derselben hatte auch ein wasserliebendes Säugetier, ein Biber, sich niedergelassen. Die großen Seen sind die Heimat von alligatorartigen Krokodilen und Flußschildkröten, sie beherbergen auch einen Riesenmolch, die alle an den zahlreichen Fischen (es waren Welse, Hechte, Lachse, Schmerlen, Grundeln, Schleihen, Lauben, Weißfische vorhanden) reichliche Nahrung fanden. In den kleineren Beden lebten fressenartige Fische neben barschartigen und einem Kahlhecht. Andere solcher Tümpel waren von Molchen, Salamandern und frosch- und krötenartigen Lurche besiedelt, die hier gesellig wie in unseren Tagen in großer Anzahl bei einander hausten.

Hieraus erklärt sich die auffällige Erscheinung, daß an den Fundorten von Wirbeltierresten im Bereiche unserer Ablagerungen selbst an solchen, die mit gleichem Gestein ausgestattet sind, verschiedene Tierarten angetroffen werden.

Wie sich nach Abschluß der Braunkohlenformation die Wirbeltierfauna im Lande weiter entwickelt hat, wissen wir nicht, da wir in Böhmen keine jüngeren tertiären Bildungen besitzen, in denen uns die Spuren der nachfolgenden Fauna aufbewahrt geblieben sein könnten. In der Quartärzeit ist eine schon völlig veränderte Gesellschaft von Wirbeltieren, in erster Linie von Säugetieren, im Lande einheimisch, die nicht an jene ältere angliedert.

Gegenwärtig ist die Hälfte der Wirbeltiergattungen aus der Braunkohlenzeit ausgestorben oder durch abgeänderte Nachkommen vertreten. Von den noch vorhandenen hat sich eine Anzahl in stäter Anpassung an die sich im Laufe der Zeit verändernden Lebensverhältnisse noch im Lande erhalten, andere sind zum Teil in ferne Gebiete ausgewandert.

Von den Säugetieren ist uns die Gattung der Eichhörnchen treu geblieben. Die Gattung Tapir ist nach zwei Richtungen hin ausgewandert und lebt heute in Hinterindien und Brasilien in weit von einander liegenden Lebensbezirken. Alle übrigen sind erloschen.

Die wenigen Vogelgattungen, Enten und Wasserkriecher, die wir in unseren oligocaenen Schichten finden, sind bei uns geblieben. Die Krokodile sind ausgestorben; ihre nächsten Verwandten, die Alligatoren, leben heute in den wärmeren Teilen Nordamerikas in den Sumpfgebieten des Mississippi unter ähnlichen Verhältnissen, wie sie zur Braunkohlenzeit in Böhmen bestanden. In den Gewässern Nordamerikas finden wir auch noch, aber auch im Nil, die Flußschildkröten, die damals bei uns einheimisch und so auch im übrigen Europa weit ver-

breitet waren und dermalen verschwunden sind. Die Landschildkröte, von der ein Rest aus dem egerländischen Süßwasserkalk bekannt wurde, ist nach Südeuropa gewandert. Von den Amphibien sind Frosch und Salamander im Lande verblieben. Von unserem Riesensalamander lebt noch ein naher Verwandter in Japan, die übrigen frosch- und molchartigen Lurche sind erloschen.

Unter den Fischen begegnen wir zwei merkwürdigen Knochenganoiden, den letzten und vorletzten Nachzügler dieser in früherer Erdperiode in Europa weit verbreiteten Fischgruppe, deren lebende Vertreter heute noch in den Flüssen des wärmeren Teils von Nordamerika leben, einem Knochenhecht und einem Aalhecht. Von letzterem sind nahezu vollständig erhaltene Abdrücke des Skelettes und des Schädelbelages im Rutschliner Diatomaccenschiefer gefunden worden; der lebende nordamerikanische Fisch hat sich gegen seinen älteren Vorfahren so wenig verändert, daß beide nur nach feineren Unterscheidungsmerkmalen, nach der Verschiedenheit der Wirbelzahl, von einander abweichen. Zusammengehalten mit älteren, gleichfalls wenig veränderten Formen, bietet diese Fischgattung ein interessantes Beispiel einer durch lange Zeiträume gleichbleibenden, selbst durch Wanderung in ferne, neue Lebensbezirke wenig abänderbaren Wirbeltiergattung.

Von den Knochenfischen hat eine Gattung im Laufe der Zeit den Aufenthalt im Süßwasser mit jenem im Meere vertauscht. Die Nachfolger der kleinen Cyprinodonten, welche in großer Anzahl im egerländischen Chyrischiefer angetroffen werden, haben wärmere Gewässer aufgesucht. Ausgestorben sind die bei uns einheimisch gewesenen Vorläufer unserer Forellen und Aeschen. Der größte Teil der damaligen Knochenfischgattungen jedoch, wie sie weiter oben aufgezählt wurden, haben sich in Arten, die nach und nach in Anpassung an die gebotenen Lebensverhältnisse entstanden sind, in Böhmen erhalten.

Von den 46 Wirbeltiergattungen, welche in Böhmen zur Braunkohlenzeit lebten, sind in der gegenwärtigen Tierwelt noch 23 vorhanden: 14 gehören den Fischen, 3 den Amphibien, 2 den Reptilien, 2 den Vögeln, 2 den Säugetieren an. Davon leben hierzulande noch 15: 9 Fische, 3 Amphibien, 2 Vögel, 1 Säugetiergattung; 5 Fische, 2 Reptilien, 1 Säugetiergattung sind ausgewandert. Ausgestorben sind 23: 4 Fische, 5 Amphibien, 3 Reptilien, 10 Säugetiergeschlechter, von denen durch nahe Verwandte 2 der Fische, 1 der Amphibien, 1 der Reptilien, 1 der Säugetiere noch gegenwärtig vertreten werden.

L a u b e.

Vorbericht über die von der Gesellschaft ausgerüstete wissenschaftliche Expedition nach Kleinasien.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die Erforschung des klassischen Altertums, soweit sie auf Reisen und Aufnahmen der monumentalen Reste beruht, im Laufe der letzten Jahrzehnte die unterschiedene Tendenz zeigt, den Schwerpunkt ihrer Arbeit immer mehr nach dem Osten zu verlegen. War etwa bis zum Jahre 1850 Italien

das gelobte Land und das Hauptgebiet der Altertumsforscher, so hat ihm seit 1870 Griechenland den Vorrang abgelassen, den es noch heute behauptet; daneben tritt in der letzten Zeit Kleinasien, das früher mit Ausnahme des westlichen Saumes fast unbeachtet war, in den Vordergrund. Und mit Recht: wie das Griechentum in der Zeit, da die homerischen Gedichte entstanden und bis an die Küste von Südrussland Kolonien ausgesandt wurden, seine Blüte in den Städten der kleinasiatischen Küste entfaltete, so ist auch, angebahnt durch die Eroberungen Alexanders des Großen, in der römischen Kaiserzeit das Innere von Kleinasien dasjenige Land gewesen, in welchem sich das Leben der griechisch-römischen Städte am kräftigsten entwickelte. So sind zahlreiche, meist noch nicht genügend durchforschte Ruinenstätten die Zeugen für die einstige Bedeutung des Landes. Aber schon vor dem Eindringen der griechischen Kultur haben es die einheimischen Volksstämme zu eigentümlichen Kulturen gebracht, die sich in den hittitischen Denkmälern, den altphrygischen Tumuli, den lykischen Felsgräbern erhalten haben. Auch für die nachklassische Zeit sind altchristliche Monumente und die Bauten der seldschukischen Sultane von großer Wichtigkeit. Mit der topographischen und archäologischen Forschung muß naturgemäß die geographische Erkundung Kleasiens Hand in Hand gehen, da viele Striche der Halbinsel noch ganz unbekannt sind.

An der Erforschung Kleasiens hat Oesterreich hervorragenden Anteil genommen, ja man darf mit Freude darauf hinweisen, daß es in mancher Hinsicht eine führende Rolle dabei spielt. Es ist dies hauptsächlich das Verdienst eines Gelehrten, der seinerzeit als Professor der klassischen Archäologie an der Prager Universität wirkte, des jetzigen Direktors des österreichischen archäologischen Instituts, Hofrats Otto Benndorf. Die auf ihn zurückgehende Entdeckung des Heroons von Gölbashi (Trnva) in Lykien, welches für das Wiener kunsthistorische Hofmuseum erworben wurde, gab den Anstoß zu einer eingehenden Aufnahme von Lykien (in den Jahren 1881 und 1882), welches heute die am besten bekannte Landschaft Kleasiens ist; durch das Eintreten eines für die Wissenschaft begeisterten Aristokraten, des Grafen Karl Lanckoronski, wurden in den nächsten Jahren die antiken Städte von Pamphylien und Pisidien durchforscht. Der Hochherzigkeit des regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein, welcher der Wiener Akademie der Wissenschaften jedes Jahr eine bedeutende Summe zu diesem Zweck zur Verfügung stellte, ist es zu danken, daß die archäologische Bereisung Kleasiens durch österreichische Gelehrte zu einer bleibenden Einrichtung geworden ist. Seit 1891 wurde durch sie eine Reihe von Landschaften mit Erfolg durchforscht. Die Aufgabe einer solchen Bereisung ist die systematische Aufnahme sämtlicher über dem Boden aufragender Reste des Altertums: von Gebäuden, Skulpturen, Inschriften, die Feststellung der antiken Straßenzüge und die geographische Fixierung des gemachten Weges und seiner Umgebung überhaupt.

Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat beschlossen, sich an diesen Bestrebungen, deren Wichtigkeit aus dem gesagten erhellt, durch Ausfendung einer archäologischen Expedition nach Kleinasien im Frühjahr 1902 zu beteiligen.

Dieselbe wird unter Leitung des Professors an der deutschen Universität in Prag, Dr. Heinrich Swoboda, stehen und außer ihm aus folgenden Herren zusammengesetzt sein: Dr. Julius Füttnier aus Prag, Professor an der Universität Freiburg (Schweiz), Dr. Karl Patjch aus Komatsch bei Jicin, Professor und Custos an dem bosnisch-herzegowinischen Landesmuseum in Sarajevo, Friz Knoll aus Karlsbad, Architekt und Bauadjunkt an der niederösterreichischen Statthalterei in Wien. Die Aufgabe, welche der Expedition gestellt ist, besteht in der Erforschung der antiken Landschaften Ost-Pamphylie und Isaurien. Die Teilnehmer werden Mitte März dieses Jahres aufbrechen, die eigentliche Arbeitszeit wird die Monate April, Mai, Juni umfassen. Das Terrain, welches als Forschungsgebiet gewählt wurde, ist reich an alten Trümmerstätten und bisher nur von einem amerikanischen Gelehrten bereist worden.

Heinrich Swoboda.



Besprechungen.

* Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Rager. Braunau 1901. I. Band 3. und 4. Heft. Nr. 1.30.

Rasch ist dem ersten (in unserer Monatschrift S. 336 f. besprochenen) Doppelhefte das zweite gefolgt. Die einzelnen Beiträge, die fast alle vom Herausgeber selbst herrühren, setzen zum Teil die im ersten Doppelhefte begonnenen Darstellungen fort. Die interessanten Aufsätze: „Zur früheren Gerichtsbarkeit im Braunauer Ländchen“ und „Goethe im Braunauer Ländchen und im Riesengebirge“ wurden zu Ende geführt. Nach dem Volksmunde werden: ein Neujahrswunsch und zwei Sagen aus Braunau, sowie Hochzeitsgebräuche (mit einem Bilde), Hochzeitsgespräche und Lieder aus der deutschen Sprachinsel Steden mitgeteilt. Zu dem S. 140 erwähnten Hochzeitsliede Nikolaus Hermanns sei erwähnt, daß jetzt in den von John (in unsern „Beiträgen zur deutsch-

böhmischen Volkskunde“) herausgegebenen Grünerschen Aufzeichnungen eine alte volkstümliche Egerländer Fassung dieses Liedes S. 56 ff. mitgeteilt ist und daß Loesches Neudruck im 6. Band der von unserer „Gesellschaft“ herausgegebenen Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen erschienen ist. — Ein neuer Aufsatz beginnt „Zu den schlesischen Kriegen 1740 bis 1763,“ woselbst wichtige Einzelheiten nach den Aufzeichnungen eines Zeitgenossen des Pfarrers Johann Peter Streer in Jungbuch mitgeteilt werden. — Der Bächtisch bringt Besprechungen des Hoffmann-Krangerschen Vortrages über „Volkskunde als Wissenschaft“ und des Buches: „Zur Frage deutscher Bistümer in Böhmen“ mit besonders eingehender Behandlung der kirchlichen Verhältnisse im östlichen Böhmen. — Der einleitende Aufsatz empfiehlt Mittel zur Pflege der Volkskunde namentlich im Rahmen bereits bestehender Vereine, die gewiß zu billigen sind.

h.

* Hans N. Krauß: Heimat. Eine Romantrilogie (1. Lene, 2. Der Förster von Konradsreut, 3. Die Stadt). 1897/1901. Berlin, Fontane.

Inhaltlich dürfte dieser Egerländer Roman bereits bekannt sein. Dargestellt wird ein echtes Weib aus dem Volk von Jugend auf, wie es verschiedene Milieus durchmacht: das Bauernleben auf den Egerländer Gehöften, dann das Leben an der Seite eines städtischen Revierförsters; endlich lebt sie in der Stadt Eger als Witwe, als Studentenkostfrau. Das ist im Grunde sehr einfach, aber in der Technik, in der Ausbreitung der verschiedenen „Umwelten,“ in der Darstellung der Läuterung und des inneren Wachstums der Heldin finden wir einen Meister. Freilich kommt ihm viel dabei zu statten. Zunächst: das Egerland ist auf dem Gebiete des modernen Romans noch vollständig Neuland, unentdecktes Gebiet! Da war noch aus dem Vollen zu schaffen und Krauß hat auch herzhast ins volle Menschenleben des Egerländers hineingegriffen. — Was bisher vorlag — ein historischer Roman „Aus König Podiebrads Tagen“ von Annaschn, der in der Stadt Eger und auf der Burg Seeberg spielt, und die Dorfgeschichten und historischen Novellen von Adam Wolf — konnte anregen, aber nicht beeinflussen. Krauß ist nämlich ein ganz Moderner und seine literarische Herkunft genau festzustellen. Er ist zunächst Egerländer und kennt seine Heimat von Jugend auf. In diesem Moment liegt alles, was an ihm ursprünglich ist, kurz seine besten Eigenschaften. Wie herrlich schildert er die Landschaft des Egerlandes, den Wald, die Stadt! Er kennt aber auch das Volk, die Bauern, die Förster, die Stadt-

leute, eine ganze Reihe lebensvoller Gestalten hat er hingestellt, wie sie gewachsen sind, ohne Schönfärberei, aber auch ohne Rohheiten, wie sie leider in einer gewissen Sorte der Dialektliteratur noch vorkommen, welche unseren Egerländer Volkscharakter geradezu fälscht! Diese Wahrheitsstreue gereicht unserm Krauß zur Ehre! Zu dem stark ausgeprägten Egerländertum kommt noch ein anderes Element, das uns die Technik seiner Romandarstellung erklärt: das Realistische. Krauß ist Realist im Sinne Conrads, Bleibtreus und jener in den 80er Jahren auftretenden realistischen Bewegung, die wir beide (damals in Eger) mit Begierde aufnahmen, wohl die ersten, welche sich ihr in Oesterreich als Mitarbeiter angeschlossen. Wir haben damals ihre besten Vertreter, ihre Romane, die ersten Anfänge Gerh. Hauptmanns, Ziliencrons u. studiert, dann die Franzosen, Russen, Norweger u. s. w. Die Reaktion gegen die Auswüchse dieser Bewegung bildete die Heimatkunst, die ich immer mit Entschiedenheit auch für das deutsche Böhmen forderte (siehe mein Literarisches Jahrbuch), wofür ich aber wenig Verständnis fand, ja noch Angriffe.

Jetzt, wo diese Bewegung durchgedrungen und Krauß nun durch seinen Roman deren Möglichkeit so trefflich für das Egerland bewiesen hat, wird man mich wohl verstehen. Trotzdem möchte ich Krauß nicht Heimatskünstler nennen, wenn ihn auch Bartels als solchen eingereicht hat. In Krauß — und das ist das dritte Moment seiner literarischen Thätigkeit — steckt ein starkes soziales Gefühl und dies tritt auch in seiner Trilogie hervor. Nicht aufdringlich, nein, aber doch als Grundelement und Aus-

gangspunkt. Er schildert Verfallszeiten und Verfallsmenschen, wurmstichige Epochen, den Verfall des Egerländer Bauernstandes, auf Grund geänderter sozialer Verhältnisse (in Vene), den Untergang eines Waldbauerndorfes durch geänderte Wirtschaftsmethode (im Förster.) Krauß ist als Schriftsteller Sozialist, baut seine Stoffe auf wirtschaftlichen Zuständen auf, schildert das Zusammenstoßen alter und neuer Wirtschaftsweisen, und die hieraus folgenden Konflikte.

Wenn man nach den hier angegebenen Gesichtspunkten das Werk von Krauß liest, wird man sich gestehen müssen, daß er damit die auf diesem Gebiete schwach vertretene Literatur des Egerlandes um ein wesentliches bereichert hat.

Alois John (Eger.)

Vorträge u. Unterrichtskurse.

* **Prag.** Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde. Monatsversammlung 18. Februar. D. Schreuer. Zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit. M. Grünert: Das türkische Volksbuch Chodicha Nasreddin. — Volkstümliche Kurse. M. Grünert: Persischer Sprachkurs. 20stündig. Beginn 5. März. — Volkstümliche Hochschulpvorträge in Brüx. 22. Februar. A. Sauer: Wallenstein in der Dichtung. — 1. März. Weber, D.: Wallenstein in Wahrheit.

* Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein „Lotos“. Sektionen. 8. Februar. J. A. v. Geitler: Experimente mit dem Wechselstrom. — 22. Februar. E. Löwenstein: Ueber die Natur des Alexins. — 26. Februar. D. Molisch: Demonstrationen einiger interessanter Pflanzen.

* Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 15. Febr. (Sektion für Kunst und Literatur) J. Neumirth: Die böhmische Wandchristengruppe in der Miniaturausstellung der Wiener Hofbibliothek.

* Deutsche Mathematische Gesellschaft. 28. Januar. G. Pick: Ueber lineare Differentialgleichungen.

* Deutsche Mittelschule. 2. öffentlicher Vortragsabend. 5. Februar. A. Wägel: Einiges aus dem Leben der niederen Tiere. (Mit Skioptikonbildern.) — 26. Febr. G. Effenberger: Lehrziele und Lehrpläne der Bürgerschule sowie der unteren Klassen der Mittelschulen. A. Wägel: Unterricht in der Hygiene an unseren Pädagogien und Mädchenlyceen.

* Wissenschaftlicher Verein für Volkskunde und Linguistik. 8. Febr. A. Hauffen: Fischart als Journalist und politischer Dichter. — Damenabend. 20. Febr. M. Winteritz: Das Schicksal im Glauben und Denken der Jnder.

* Verein deutscher Ärzte in Prag. 7. Februar. A. von Jaksch, E. Wanko, E. Adler: Demonstrationen. — 21. Februar. A. Fischl: Demonstration. L. Fischl: Ueber Seerkrankheit. — 28. Febr. G. Gastein: Ueber Hernia funiculi umbilicalis. — Lissau: Kasuistische Mitteilungen über Abortus.

* Deutscher Juristenverein in Prag. 22. Febr. F. Wien: Ueber Entscheidungsgründe.

* Deutscher polytechnischer Verein in Böhmen. 7. Febr. D. Gerstl: Ueber den „Dom von Berlin.“ 21. Febr. M. Schönhöfer: Studien zur Schnellbahnfrage. — 28. Febr. H. Wenzel: Demonstration und Erläuterung eines Hornischen Tachographen.

* Oesterreichische Gesellschaft zur Förderung der chemischen Industrie. 25. Januar. L. Storch: Die Geschichte der Entdeckung einiger Elemente. — 22. Febr. A. Glackner: Anorganische Fermente.

* Deutscher Verein für städtische Angelegenheiten. 24. Febr. J. Hubatsch: Die Aufgaben der modernen Stadt.

* Verein „Frauenfortschritt.“ 1. Febr. M. Stepanek: Maria von Ebner-Eschenbach und ihre Werke. — 15. Febr. M. Wokurka: Die Lehrerinnen und die Mädchenschule. — 16. Febr. Bertha Janta: Erziehung zum Mütterverständnis. — 9. März. P. Darmuth, Rezitation. Hedda Sauer: Der Birkenwald u. A.)

* Deutscher Fortbildungsverein in Smichow. 8. Febr. A. Schiffner: Eine botanische Forschungsreise in Brasilien. — 22. Febr. M. Schönhöfer: Ueber Schnellbahnen.

* **Germania.** Lese- und Redeverein der deutschen Hochschüler. 19. Febr. Christian von Ehrenfels: Glauben und Wissen.

* **Urania** Projektions-Vorträge. 19. und 20. Febr. Ueber Max Klingers Radierungen.

* **Verein deutscher Handels-**angestellter. 19. Febr. H. Austerlitz: Der Weg zum Reichtum.

* **Rezitationsabend.** 23. Febr. M. Alberty: Rezitation modernerer Prager Autoren: Dichtungen von: J. A. Bondy, E. Faktor, A. Guth, B. Hadwiger, P. Leppin, E. Lirsch, H. M. Mille, S. Salus, Hedda Sauer, O. Wiener, J. Willomitzer. — Das Programm enthielt eine künstlerisch ausgeführte Lithographie von Rich. Teschner.

* **Aussig.** Verband der Volksbildungsvereine im pol. Bezirk Aussig. 22. Febr. J. Dubatschek: Wohnungsverhältnisse.

* **Elbogen.** Fortbildungs- und Geselligkeitsverein. 8. und 15. Januar. B. Hahn: Orientierung am gestirnten Himmel. 22. Januar u. 2. Februar. H. Mitsche: Ueber das städtische Elektrizitätsnetz. 5. Febr. S. Gräber: Spaltpilze als Krankheitserreger.

* **Leipa.** Verein deutscher Mittelschullehrer Nordböhmens. G. Dergel: Standesfragen. Krause: Der Kunstlerziehungstag in Dresden.

* **Leitmeritz.** Schillerverein. 13. Febr. v. Kulesza: Erlebnisse in der Wetterwarte auf der Schneekoppe.

* **Reichenberg.** Lehrerverein. 11. Januar (Wanderversammlung in Siebenhäuser). H. Bruschka: Ueber Kollegialität.

* **Weiskirchen.** Kragau-Grottauer Lehrerverein. 15. Febr. H. Reischl: Ueber Wolfahrtseinzrichtungen.

* **Wien.** Wiener Frauenbildungsverein VI. Bezirk. 23. Febr. Die deutsch-böhmische Dichterin und Schriftstellerin Kastner-Michalitschke las deutsch-österreichische Lyrik, darunter Dichtungen folgender deutsch-böhmischer Autoren: Friedrich Adler, Ottilie Bibus, Louise Breisky, Anton Dhorn, Hugo Salus.

Leipzig. 19. Febr. Hugo Salus-Abend. Von der „literarisch-dramatischen Abteilung“ der „Leipziger Zinken-schaft“ veranstaltet. M. Fleischer:

Hugo Salus. Mit Rezitation von Gedichten und ausgewählten Stücken aus Christa.

Aus den Vereinen.

* **Verein deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen „Concordia“ in Prag.** Nach dem am 9. Febr. in der Volksversammlung erstatteten Berichte werden 6 Wittwen nach verst. Schriftstellern und Künstlern durch jährliche Pensionen unterstützt. Das Künstlerstipendium von 400 Kr. wurde im Berichtsjahre dem Prager Maler Hugo Steiner, das Schriftstellerstipendium H. M. Mille verliehen. Die Entscheidung des Preisgerichtes über das im verfloffenen Jahre veranstaltete Preisausschreiben für das beste Bühnenstück einheimischer Autoren wird erst nach der Ausführung des zur Prämierung vorgeschlagenen dritten Stückes „So sterben Götter“ von Theodor Kirchner erfolgen. Am 4. Juli l. J. feierte die Concordia den 100. Geburtstag Karl Egon Eberts.

* **Deutscher Fortbildungs-**Verein in Smichow. Nach dem am 25. Januar erstatteten Berichte der XX. ordentlichen Hauptversammlung wurden im Berichtsjahre 18 Vorträge abgehalten und sowohl eine Vermehrung in den Beständen, als auch eine rege Benützung der Vereinsbücherei festgestellt.

* **Verein für Egerländer** Volkskunde in Eger. Am 25. Jan. 1902 Jahresversammlung. Erstattung der Berichte über die Thätigkeit des Vereins im Jahre 1901 (von Alois John) über die Massverhältnisse (Ed. Frank), über die Thätigkeit der photographischen Sektion (Emil Scholl) und der kunsthistorischen Sektion (H. Mayerhöfer). Hierauf Neuwahl der Vereinsleitung. Der Begründer und bisherige Obmann des Vereines Herr Alois John und med. Dr. Müller in Franzensbad werden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Am 16. Febr. Ausflug nach Franzensbad (Besichtigung der reichhaltigen Egerländer Sammlungen des Herrn Dr. Müller.) — Am 20. Febr. Stopticonabend mit erklärendem Vortrag von Alois John. Zur Darstellung gelangten: Haus und Hof im Egerlande (43 Bilder), die Bauernstube (10), Tracht und Hausrat (17), Bilder ländlicher Arbeit im Laufe des Jahres z. B.: Ackern, Eggen, Säen, Kornschnitt, Erntewagen, Kar-

toffelgraben 2c. (10), Kreuzsteine und Feldkreuze (2), Kirchen (4), Burgen (10), Landschaftsbilder (12), Porträts (4), Egerer Stadtsichten (12), zusammen 124 Bilder, alle in ihrer Art vorzüglich, zahlreiche in Farben ausgeführt. — Im März: Erster Egerländer Volksliederabend. (Vorträge Egerländer Volkslieder von einem Orchester (4 Damen, 4 Herren), in Egerländer Tracht).

* **Volksbildungsverein** in Tettschen-Bodenbach. Die am 25. Januar abgehaltene V. Hauptversammlung konstatierte einen Bücherbestand von 1700 Bänden und für das Berichtsjahr die Leihbewegung: 4938 Bände an 4938 Personen, ferner die Vorträge: 24. März 1901. H. Kühnel: Ueber das deutsche Volkslied in alter und neuer Zeit. (Mit eingestochenen Solo- und Chorliedern.) 8. Dezember. H. v. Weinzierl: Ueber die Urgeschichte Nordböhmens.

Aus den Museen.

* **Prag.** Kunstgewerbliches Museum der Handels- und Gewerbestammer. Zuwachs: Sämtliche architektonische und kunstgewerbliche Entwürfe und Zeichnungen des Architekten A. B. Barvitijs. — Die Böhmisches Sparkasse widmete in ihrer Vollversammlung vom 12. Februar dem Museum den Betrag von 100 000 Kronen.

* **Teplitz.** Zuwachs: Gefäße und zwei zinnhäftige Armspangen aus Bronze aus der ältesten Kulturphase mit Skelettbestattung, Gefäßfragmente mit Ornamentik aus der La Tène Periode und Abfallgrubensfunde, alles aus der Umgebung von Genseln. — Ausstellung alt-japanischer Keramiken. Der Abteilung Teplitziana wurde das alte Zunftiegel und die Zunftlade der Tuchmacher in Teplitz (enthaltend das Rechnungs-, Notaten-, Walf-, Aufdingen- und Freisprechendbuch), ferner ein halbes Fenster aus alten Bienen mit Originalverbleibung aus dem ehemaligen „Schwarzen Bären“ in der Langengasse einverleibt.

Theater und Musik.

* Im 4. (letzten) philharmonischen Konzert des Deutschen Landestheaters am 6. März kamen unter anderen eine neue Tondichtung von Gustav

Mahler, „Was mir die Blumen auf der Wiese erzählen“ aus des Meisters großer III. Symphonie (F-dur) und zwei Sätze der F-moll-Symphonie von Camillo Dorn, (geb. in Reichenberg), unter großem Beifall zur Aufführung. Dorn erhielt einen Kranz. Dorns Symphonie hatte schon in Graz, München und Teplitz schöne Erfolge erzielt.

* Dorns neuer Männerchor „Lenzesliebe“ (Wien, Ködich), wurde kürzlich im „Wiener Männergesangsverein“ gesungen und freundlich aufgenommen.

* Der Universitätsgesangsverein „Niedertafel der deutschen Studenten in Prag“ trug bei seiner 2. Winteraufführung am 8. März den frischen Chor von Heinrich Heine: „Vagantenlied“ vor, dessen Wiederholung stürmisch verlangt wurde.

Die neue Tondichtung von Rudolf Freiherrn von Procházka „Die Palmen“, Chor mit Sopransolo und Orchesterbegleitung wurde am 1. Dez. 1901 vom Reichenberger Männergesangsverein und am 22. Febr. vom Deutschen Männergesangsverein in Prag unter großem Beifall vorgeführt. Der Text zu diesem Chor rührt von dem Rechtsgelehrten Karl Esmarch her, der bekanntlich von 1857–1887 an der Prager deutschen Universität wirkte und als Dichter unter dem Namen Karl von Alfen Uebersetzungen aus dem Nordischen und epische Dichtungen veröffentlicht hat.

* Leo Blech's symphonische Dichtung „Trost in der Natur“ kam kürzlich in Berlin unter Richard Strauß, in Dresden durch die Hofkapelle und im Prager deutschen Juristen-Konzert mit schöner Wirkung zur Aufführung.

Bildende Kunst.

* **Wien.** An der am 29. Jan. eröffneten Ausstellung des Künstlerbundes Hagen haben sich folgende deutsch-böhmische Maler beteiligt: Emanuel Hegenbarth mit den Delgemälden: „Treiber am Waldestrand“, „Vor der Ausfahrt“, „Bärenjäger“, die letzteren zwei verkauft, „Jäger mit Hund“, (angekauft vom k. k. Unterrichtsministerium); August Roth mit den Delgemälden: „Madonna im Walde“, „Mutter und Kind“, „Unfenteich“ (verkauft); Viktor von Schardt mit dem Delgemälde „Heißer Tag“, (verkauft). — In der Ausstellung der Vereinigung bildender Künstler Oester-

reichs Sezession Februar März finden wir von Rudolf Jettmar mehrere Aquarelle Gewitterlandschaften u. A., von Ferdinand Schmuget ein Bild (Getreidefeld, von Emil Ertel vierzehn Nummern, Farbenholzschnitte japanische Motive), farbige Lithographien, Pastelle und das Aquarell „Die Pirare zu Aufcha“ (verkauft).

* **München.** Bericht über die daselbst lebenden deutsch-böhmischen Maler. Em. Hegenbarths Erfolge in Wien wurden in dem vorhergehenden Bericht erwähnt.

Bei der VIII. internationalen Kunstausstellung in München hat der bayerische Staat für die Pinakothek u. A. angekauft: „Griffaille“ von dem aus Prag stammenden Maler Friedr. Wähle. — Kunstmalers August Frind hat zwei größere Bilder, „Abend“ und „Waldlandschaft“ fertiggestellt und diese Arbeiten für die heutige Kunstausstellung in Prag bestimmt. — C. Korzendörfer hat in der soeben eröffneten Frühjahrsausstellung der Sezession in München, drei Selbstbilder ausgestellt, und zwar: „Lesende Dame“, „Porträtsskizze“ und „Bildhauer L.“, letztere Arbeit wird in der „Kunst für Alle“ reproduziert.

* **Prag.** Die Jahresausstellung des Kunstvereins im Rudolfinum wird am 30. März eröffnet werden. Von deutsch-böhmischen Malern sind eine große Zahl von Bildern und plastischen Arbeiten eingesendet worden.

* **Berlin.** Nachträglich sei noch hervorgehoben, daß bei der großen Kunstausstellung in Berlin, Sommer 1901 die Gruppe des deutsch-böhmischen Bildhauers Jgnaz Weirich-Kom, „Der tote Abel“ allgemeinen Beifall gefunden hat. Abgebildet ist diese schöne Gipsgruppe in der (Leipziger) Illustrierten Zeitung Nr. 3021.

Vermischte Nachrichten.

* In Boitersreuth, einem Dorfe des Egerlandes, wurde am 15. Sept. 1901 eine Gedenktafel zu Ehren des Andreas Ritter von Wilhelm, des bekannten verdienstvollen Schulmannes Oesterreichs, an dessen Geburtshause Nr. 6. 14 angebracht. Um das Zustandekommen der damit verbundenen schlichten Feier, über die „Anser Egerland“, V., S. 18 und 40, ausführlich berichtete, hatte sich der Großneffe Wilhelms, Gymnasialprofessor Georg

Schmidt (Mies), besonders bemüht. Die Gedenktafel enthält folgende Inschrift:

Andreas A. v. Wilhelm,
k. k. Landes Schulinspektor,
geb. in diesem Hause am 17. 3. 1801,
gest. zu Graz am 16. 2. 1887.

* Bei der Einweihung der Bremer Kunsthalle wurde das Maeterlinck'sche Singspiel „Schweiter Beatrix“ aufgeführt, um dessen Inzenierung sich der jetzt in Wetterode bei Bremen lebende Prager Dichter Rainer Maria Rilke Verdienste erwarb.

Bücherschau.

Wir stellen in dieser Liste die neuesten Erscheinungen zusammen, soweit sie von Deutsch-Böhmen herrühren oder unter der Mitwirkung von Deutsch-Böhmen (deren Namen gesperrt gedruckt sind) veröffentlicht wurden. Auf einzelne dieser Schriften kommen wir später noch in Besprechungen zurück.

* **Weinert L.** Die Mühlfhofbäuerin. Eine Dorftragödie in 3 Akten. Prag, G. Neugebauer. 88 S.

Dieses Drama, dessen Uraufführung am Prager Deutschen Theater in der Deutschen Arbeit 1 S. 341 bereits erwähnt wurde, ist nun in Buchform erschienen. Während auf der Bühne der allgemeineren Verständlichkeit wegen von den Spielern bayerisch gesprochen wurde, ist die Buchausgabe in unversälfchter Egerländer Mundart geschrieben. Das Drama muß also unserm Aufsatze über die Egerländer Dialektdichtung als Ergänzung hinzugefügt werden. Eine Besprechung wird noch folgen.

* **Die Kralle.** Ein Hölle-Abdagio. Hediigert von Paul Leppin und Cesar Wiener in Prag. Verlag des Vereines deutscher bildender Künstler in Böhmen. 1902. Druck von Feinr. Mercy Sohn in Prag.

Für das Künstlerfest. „In der Hölle“ am 16. Januar 1902. Mit literarischen Beiträgen von Camillo Hoffmann, Paul Leppin, Gustav Meyrink, Hans Müller, Cesar Wiener, Stefan Zweig und mit Zeichnungen von Gustav Eroy, Alfred Justiz, Eduard Lode, Ferdinand Michl, Hugo Steiner.

* **Grunert Jos. A.,** Grubvot'sch Geschichte'n. Weitere Gedichte und Geschichten in der Mundart der Leitmeritz-Auschaer Gegend. Auffig, 1901. A. Grohmann in Komm. 1 M.

* Tittmann Anna. Gott verläßt die Seinen nicht. Erzählung. B. Leipz. Joh. Künstner. 136 S.

* Limé Ernst. Meine Hochburg. Dresden und Leipzig. E. Pierfons Verlag 1902. 161 S. Mf. 3.—

Eine Sammlung von Dichtungen in Versen und in Prosa. Limé ist das Pseudonym eines Prager Studenten.

* Neustadt Arthur, Dr. Die allgemeine Wechselordnung in kurze Verse und teilweise auch in Reime gebracht. Eger. J. Robertsch & Gschihay. 45 S. Nr. 2.—

* Vortragsordnung zu dem großen Faschingsabend des deutschen Volksgesangsvereins in Prag.

Enthält unter Anderen: „Amor im Försterhause.“ Singspiel in 1 Aufzug von Fritz Nowak und Ernst Staus. Musik von Jos. Seifert.

* Menisch J. Der Evangelimann von Wilhelm Kienzl. Textlich und musikalisch erläutert. (Opernführer Nr. 51). Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 56 S. Mf. 0.50.

* Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst. Herausgegeben vom Kunstwart. Gesammelt und mit verschiedenem Text von R. Batka. I. und II. Folge. München. Kunstwartverlag à Mf. 1.—

* Krüttner J. Schützenleben. Marsch für 2 Singstimmen mit Piano. Eger. 1 Nr. 80.

In westböhmischer Mundart, drohliche Vorkommnisse der heimischen Schützenvereine behandelnd.

* Zur Frage deutscher Distrikte in Böhmen. Ein Wort zur Aufklärung und Beruhigung aus der Mitte des deutschen Alerus Böhmens. Prag. J. G. Calve 1902. Zweite Auflage. 106 S. Nr. 1.20.

Mit einem Vorwort über die tschechischen Kritiker der Schrift.

* Ankert O. Kaiser Josef II. in Leitmeritz. (Sonderabdruck aus der Leitmeritzer Zeitung). Nr. 0.20.

Besuche des Kaisers in Leitmeritz von 1771 bis 1787 nach Memorabilien des Dechant's Strahl.

* Rott W. Der politische Bezirk Pödersam. (Gerichtsbezirke Pödersam und Jechnik). Eine Heimatskunde für Schule und Haus. Unter Mitwirkung der Bezirkslehrerschaft. I. Vieferung. Pödersam. Verlag des Bezirkslehrervereins.

* Janka G. Das österreichische Strafrecht. 4. Auflage. Durchgesehen und ergänzt von Emilian Freiherrn

von Stallina. Prag, Tempsky, VIII. 352 S. Nr. 10.—

* Walter Th. Die letzten Worte. Philosophisch-historische Studie. (Abdruck aus der Politif.) Prag. Selbstverlag des Verfassers. 1901. 53 S. Nr. 0.60.

* Wende Joh. Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sachklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Oesterreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln. Enthaltend 35 000 Schlagwörter. Wien J. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 271 S. Geb. Nr. 1.80.

* Schreiber Hans. Neues über Moorkultur und Torfverwertung, 1900 bis 1901. Vortrag. Staab bei Pilsen 1902. (Verlag des deutsch-österreichischen Moorvereins). 104 S.

* Mikolaschek K. Maschinenkunde für Webeschulen. Auf Grund des neuen Normallehrplans verfaßt. I. Teil: Maschinenelemente und Transmissionen. Mit 167 Figuren. Wien, Deutische IV 85 S. Nr. 1.80.

* Ludwig C. Schiffs-Hebewerk der Vereinigten Maschinen-Fabriken. Sonder-Abdruck aus den „Technischen Blättern“. Prag, Calvesche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1902. 1 Nr.

* Kantor S. Zu Hilse! Mit Geleitworten von Karl Baumgärtl, Pfarrer in Welchau. Warnsdorf, Selbstverlag. 28. S. Nr. 0.50.

Der Warnsdorfer Krankenhausarzt Dr. Kantor schildert hier herzergreifend das Elend der unheilbaren chronischen Kranken, die in den Spitalern nicht behalten werden können. Der Reinertrag dieser Schrift ist bestimmt für das in Welchau zu gründende erste Hospiz für arme schwerkranke Unheilbare aus den Gemeinden Deutsch-Böhmens.

* Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Nr. 282. Bayer C. Hund und Mensch. Prag. Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. 18 S. Nr. 0.20.

* Das bei A. Grohmann in Auffig erschienene Werk „Die deutsch-österreichische Jugendliteratur“ von Konrad Moisl und F. Krautstengl, 2 Bände, 7 Nr., wurde mit dem Min.-Erl. vom 17. Januar 1902, Z. 38791, den Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten, sowie der Lehrerschaft der allgemeinen Volks- und Bürgerschulen zur Anschaffung empfohlen.

Zeitschriftenschau.

Hier geben wir Bericht über den Inhalt deutsch-böhmischer Zeitungen und Zeitschriften. — Aus fremden Zeitungen nur das, was Deutsch-böhmen betrifft oder von Deutsch-böhmen herrührt. — Vollständigkeit wird nicht angestrebt.

* **Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** XL, 3. Fein A. H., Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke. IV. 1845—1853. — Mayer W., Obriß teitliche Verordnungen aus dem 17. und 18. Jahrhundert. — Schmidtmayer A., Eine lustige Komödie von Joh. Christ. Alois Miel (+ 1767). — Ansfert S., Die Baumeisterfamilie Prokfio. — Siegl A., Ein ungedruckter Brief Wallensteins. — Horcicka A., Splitter. — Literarische Beilage.

* **Deutsch-Böhmerland.** I, 4. Dirnböck-Schulz J., Favianis. (Fortf.) — Bohrmann M., Schwarze Nächte. — Schams A., Der Dolmetsch. — Schullern D. v., Ein Seelenkonflikt. — Schmidt M., Der Wohlthäter wider Willen. (Schluß.) — Raaff A. A., Der Lotteriekönig. (Fortf.) — Gruner F., Das Bücherteuflchen. — Gedichte: D. G. Lehardt, G. Neubauer, S. Bohrmann-Miegen, St. Wilow, P. Kiedl, A. Palme, A. Leschinger. — Rezensionen.

* **Aus deutschen Bergen.** XVII, 1. Gebler D., Wanderungen im böhmischen Mittelgebirge. — Theimer A., Das Vorschennännlein. — Matoušek J., Im Sturm auf die Schneefoppe. — Spindelmühle. — Gedichte: Seyßler, F. Meirner. — Vereinsnachrichten. — Schrifttum und Kunst. (Dantschel F., Prof. A. Paudler.)

* **Der Böhmerwald.** IV, 2. Peter J., Wie der „Wastl-Sepp“ beten ging. Der Deldenberg. — Wayerl-Schweda M., Die Hirschauer Stüd'ln. — Neubörfer J., Erinnerungen an den Böhmerwald. — Scherl F., Luitt (Grz.). — Schnabl J., Wenn zwei ein Mädchen lieben. — Böhm W., Die Nachtigall (Grz.). — Maurer F., Von unserem allerersten Hausregimente. — Gedichte: J. Peter, J. Heinwarth, M. Wayerl-Schweda, D. Geras, M. Urban, A. Wolf, J. Zettl, J. Brunner, J. Schramel.

* **Unser Egerland.** VI, 1. John A., Die Glode im Volksglauben des

Egerlandes. — Schmidt G., Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in Boitersreuth. — Wilhelm F., Alte Kreuzsteine im Egerlande. (Tafel mit 40 Abbildungen.) — Bücheranzeigen. — Aus den Vereinen. — Beilage: Jahresbericht des Vereines für Egerländer Volkskunde. 1901.

* **Bücherzhl.** IV, 3. Stibig J., Unterm Lindl. — Linden D., Mein Saszlo. — Mundarten: Aus dem alten Testamente. (Fortf.) — Stelzig F., De Wette. — Gedichte: F. Feinl, G. Dantsch, Mundarten: G. Klinge, J. Wiener-Braunsberg.

* **Bohemia.** LXXV, 32. Wolf A., Die Bahnfahrt von Elbogen bis zur Schlaggenwalder Porzellanfabrik. — 42. Batta A., Bunte Bühne. — 43. Bauer A., Ueber Signal- und Sicherheitseinrichtungen auf Eisenbahnen. — 53. Guttmann M., Die Turnlehrer und das Turnen. (Zu Queppes gleichnamigen Aufsatz in Nr. 1.) Schubert A., Im Korbe. — 57. Birsch G., Der Daß und die Liebe. Eine Parabel. — 60. Queppe J., Etwas über das moderne Ringen.

* **Prager Tagblatt.** XXVI, 38. (Unterhaltungsbeil.) Böhm W., Der Böhmerwäldler in der Literatur der Gegenwart. — 39. Schubin D., Das Wunder. — 43. Belly M., Richard Wagner in Prag. — 45. Orlik G., Japanisches Theater und Sada Yacco. — 53. Jalour G., Victor Hugo.

* **Budweiser Kreisblatt.** LI, 14. Die Entstehung der „Mnfrau“ und die österreichische Censur.

* **Elbe-Zeitung.** XXIX, 13. 19. 22. 25. Jahnke G., Von den Schulen im alten Aufsig.

* **Egerer Zeitung.** LVI, 17. Reimann Th., „s' Schliag'ln“. (Ein Faschingsgebrauch aus Westböhmen. — 20. Scholze A., Der fliegende Holländer Richard Wagners. —

* **Zeitmerker Zeitung.** Am 15. Febr. feierte Julius Gierschid, Redakteur dieser Zeitung sein 25 jähr. Journalistenjubiläum.

XXXII, 10. 12. 14. 16. Alt-Zeitmerig, 12. Deutschböhmen in Wien. Familie Stiebig. (Aus „Deutsche Arbeit“ I, S. 331/2). — 13. Lörmner A., Der letzte Scharfrichter von Zeitmerig und seine Richtwerkzeuge.

* **Deutsche Wacht an der Miesä** (Mies), Nr. 496, 497, 501, (1901),

Schmidt G., „Stadtarchiv und Museum in Mies.“ Nr. 493 (1901), Schmidt G., „Unser Egerland.“ Eine Besprechung der Thätigkeit des Vereines für Egerländer Volkskunde in Eger im ersten Jahrfünft.

* **Westböhmischer Grenzboten** (Tachau), Nr. 47 (1901): Schmidt G., „Unser Egerland.“ Besprechung.

* **Poderšam-Ludiger Nachrichten**, Beilage zum „**Deutschen Volksblatt**.“ (Komotau), Nr. 127, 130. Wilhelm J., „Alte Wegkreuze im Poderšam-Ludiger Bezirke.“

* **Deutscher Hausschatz**. (Verlag: Fr. Pustet, Regensburg) Nr. 11 des laufenden Jahrganges: Peter J., „Weihnacht im Böhmerwald.“ Kreibich Hans R., „Sanft Brandan.“ (Gedicht aus dem Englischen).

* **Deutscher Volkskalender** für das Jahr 1902, herausgegeben vom Bunde der Deutschen Nordmährens. Ohorn A. Nicht Worte! Gedicht. Gumpinger Frieda. Mahnruf. Aufmunterung. Im Kampfe vereint. Gedichte. Appelt W., Edelstinn. Erzählung. Naaff A. A., Das 20. Jahrhundert. Das deutsche Haus. Gedichte. Kreibich H. R., Der alte Freier. Erzählung. Dehl W., 3 mundartliche Gedichte und 2 mundartliche Erzählungen. Auch bringt der Kalender einen Aufsatz zum 50. Wiegenfeste des deutsch-böhmischen Dichters A. A. Naaff samt dessen Bild.

* Im Verlage von J. F. Lehmann in München erscheint vom 1. April d. J. ab eine neue Zeitschrift, **Die Wartburg**, deutsch = evangelische Wochenchrift. Amtliches Organ des Ausschusses für die Förderung der evangelischen Kirche in Oesterreich. Herausgeber für Oesterreich ist Rechtsanwält und Reichsratsabgeordneter Dr. Eisehtolb in Karbiß, (Böhmen). Preis vierteljährlich 1 Mk., in Oesterreich 1 Kr.

* **Das literarische Echo**. IV, 10. Klaar A., Neues über Philipp Langmann. (Ueber das zweiteilige Drama Die Herzmarke).

* **Die Jugend**. 1902. Nr. 4. (Grillparzer-Nummer). Sauer A., Briefe Grillparzers an G. von Wadenfeld und an Theodor Widenhauser.

Sauer A., Grillparzers Kathy.

* **Die Zeit**. XXXI, 383. Lenz O., Emil Holub.

* **Die Kultur**. III. 3. Grimmich B., Otto Willmanns 25 jährige Thätigkeit am Prager pädagogischen Universitätsseminar.

* **Das Magazin für Literatur**. LXXI, 8. Oesteren J. W., van, Gedichte.

* **Deutsche Dichtung**. XXXI, 8 und 9. Adler Paul, Auf. Ausklang. (Gedichte).

* **Die Lyra**. XXV. 10. Naaff A. A., Neu-deutsche Kunstnot. (Ueber die „Feuersnot.“ Oper von Strauß, Text von Wolzogen).

— 11. Naaff A. A., Die Volkslieder eines Dorfes aus 100 Jahren.

* **Neue musikalische Presse**. (Wien) Nr. 6. J. G. Egerländer Volkslieder. (Johann-Ezerny. Heft 2.)

* **Das Deutschtum im Auslande**. Centralblatt des Allgemeinen Deutschen Schulvereins. XXI, 2. Lenz Max, Die geschichtliche Stellung der Deutschen in Böhmen. Kurzer Auszug des Festvortrages, gehalten in der akademischen Ortsgruppe des Schulvereins in Berlin 30. November 1901.)

* **Wiener Abendpost**. Nr. 35. Frank A., Zur Reform der höheren Schulen in Preußen.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien**. Aus Deutsch-Böhmen wurde von Prof. Molisch die Arbeit Dr. A. Nestler's: „Das Secret der Drüsenhaare der Gattung Primula mit besonderer Berücksichtigung seiner hautreizenden Wirkung,“ und von Hofrat Lippich die Arbeit des Prof. Josef von Geitler: „Ueber die durch Kathodenstrahlen bewirkte Ablenkung der Magnetnadel“ überreicht.

Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.

* **Stifter-Archiv**. Der Vorstand der Gesellschaft hat in der Sitzung vom 3. März den Beschluß gefaßt, ein Stifter-Archiv zu gründen. In den Räumen der Gesellschaft soll zunächst aufgestellt werden, was sich bereits aus dem Nachlasse Adalbert Stifters in ihrem Besitze befindet: Briefe von und an Stifter, Notizbücher, Alben, Geschäftspapiere, Verlags-

verträge des Dichters, Originalhandschriften und verschiedene Auflagen seiner Werke, Bilder von Stifter und seiner Frau, der Briefwechsel seiner Wittve mit dem Verleger u. a. Es ist die Hoffnung berechtigt, daß dieser Bestand sich rasch vermehren werde. Besitzer von Stifter-Papieren und sonstigen Gegenständen, die sich auf den Dichter beziehen, werden hiemit höflichst ersucht, ihre Schätze dem Stifter-Archiv zu spenden, oder deren Aufbewahrung und Benützung im Archive unter Wahrung ihres Besitzrechtes zu genehmigen, oder der Gesellschaft den Ankauf zu ermöglichen.

Auch ist es in Aussicht genommen, das Stifter-Archiv einmal zu einem allgemeinen deutsch-böhmischen Dichter-Archiv, das allen Forschern zugänglich wäre, auszugestalten.

Die angekündigten zwei ersten Bände der neuen von der Gesellschaft herausgegebenen und von Prof. August Sauer geleiteten Ausgabe der sämtlichen Werke Stifters werden nächster Tage erscheinen und sollen in dieser Zeitschrift eingehend besprochen werden.

*** Beschlüsse der Vollversammlung.** In der Hauptversammlung vom 7. März wurde der Jahresbericht des Vorsitzenden, sowie der Kassabericht des Schatzmeisters einstimmig genehmigt. In der darauffolgenden Vollversammlung wurden zu ordentlichen Mitgliedern gewählt: Prof. Dr. Wilhelm Gzermak, Hofrat Rudolf Doerfel und Maler Karl Krattner, zu korrespondierenden Mitgliedern: Prof. Dr. G. Jaumann in Brünn und Prof. Dr. B. Schiffner in Wien. Bewilligt wurden auf Antrag der Abteilung für Kunst: Stipendien für die Kunstakademiker Ferd. Krombholz, Ferd. Mchl, Erw. Walther, Jos. Vogl, ein großer Beitrag für das Goethe-Denkmal in Franzensbad, der Ankauf einer plastischen Arbeit von Franz Meyner, zweier Bronzen von Max Hiller und eine Subvention für Maler Mich. Teschner. — Auf Antrag der Abteilung für Literatur wurden bewilligt: ein Druckkostenbeitrag für die mundartliche Gedichtsammlung von Prof. Hans Kreibich und fünf Mgersdorfer Schriftstellern, sowie eine Subvention für den Dichter Oskar Wiener. Auf Antrag der Ab-

teilung für Wissenschaft: eine Erhöhung der Dotation für die archäologische Expedition nach Kleinasien, neue Summen für die Fortführung der geologischen Arbeiten im böhmischen Mittelgebirge durch die Professoren J. Hübisch und A. Pelikan und die Ueberlassung des hiebei gesammelten Materials an die Auffiger Museums-gesellschaft, Reisesubventionen für Prof. Dr. D. Schuster zum Besuche von Archiven und für M. Kuhlba behufs petrographischer Untersuchungen.

In Sachen der Redaktion.

Daß unsere Zeitschrift bisher in der Öffentlichkeit allgemeine Beachtung und freundliche Aufnahme gefunden hat, ersehen wir aus den zahlreichen Besprechungen, Inhaltsangaben und Hinweisen, die fortgesetzt in den verschiedensten deutschen Zeitungen und Zeitschriften Oesterreichs und des Deutschen Reiches erscheinen. Ein weiterer Beweis reger Aufmerksamkeit aber liegt darin, daß mehrere Aufsätze der „Deutschen Arbeit“ ganz oder teilweise (mit Bewilligung unserer Redaktionsausschusses) abgedruckt worden sind. Der Aufsatz von Karl M. Dergel, „Wasserstraßen und Landwirtschaft“ ist auf Veranlassung des Ackerbauministeriums erschienen als „Mitteilung der österreichischen Centralstelle zur Wahrung der land- und forstwirtschaftlichen Interessen beim Abschluß von Handelsverträgen“ in Wien, Jahrgang 1902, Nr. 6. (Preis 1 Kr.) H. von Kralik, „Volkspoesie und nationale Poesie“ ist abgedruckt in Wachlers „Deutscher Zeitschrift“ XV Heft 10 und zum Teile in der Wiener Zeitschrift „Das Deutsche Volkslied“ IV Heft 3.; D. Weber, „Benedek und der Krieg von 1866“ im Salzburger „Deutschen Volksblatt“; die Notizen „Deutschböhmen in Wien“ und „Das städtische Museum in Ausha“ in der „Leitmeritzer Zeitung“; „Georg Hantsch“ und ein Teil des Aufsatzes über die neue Prager Kunstgalerie in der „Bohemia.“ Ein Teil der Einführung des Aufsatzes von Hauffen über die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen in der Berliner „Deutschen Zeitung“ u. s. w.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Kuglgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg T. W. Callwey in München.

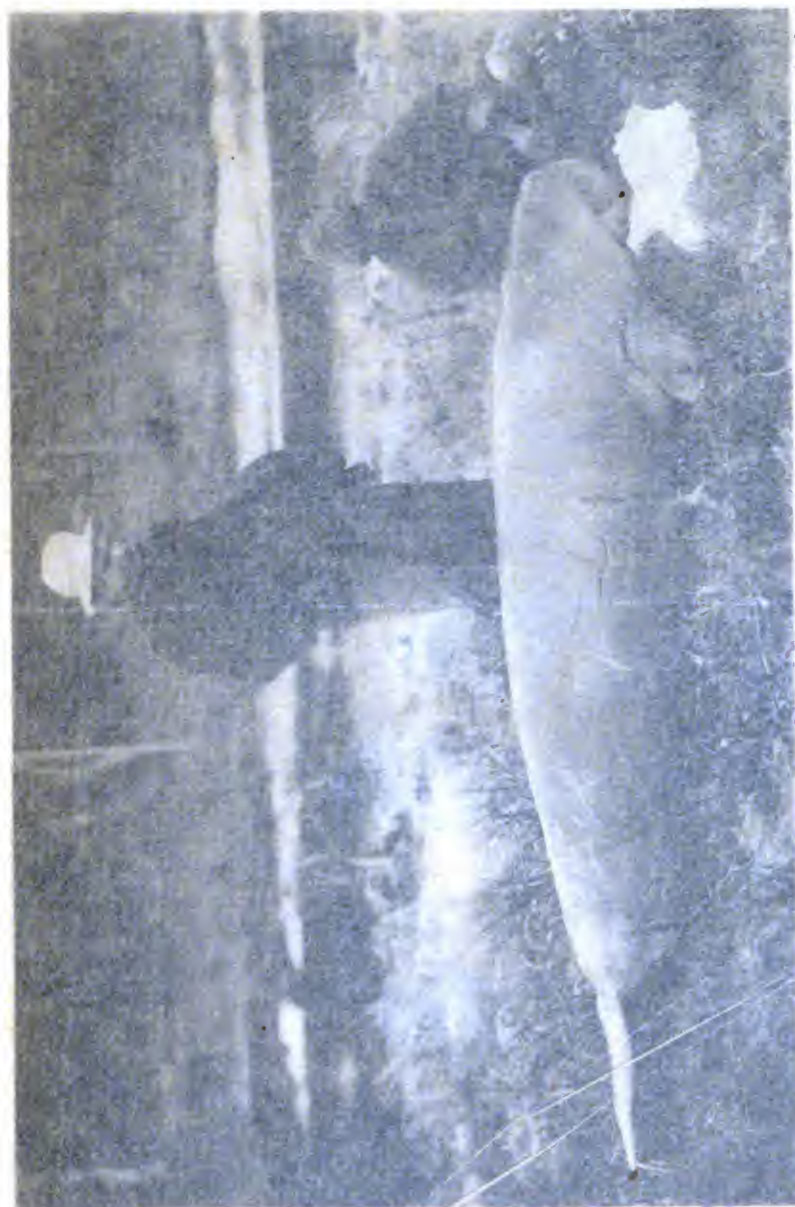


Abbildung von Carl Sedwitz in Prea

Dugong (Halicorn dugong).

Reiter-Zurabine von C. Sedwitz in Prea





Abdruck von Carl Sellmann in Prag.

Dugong (Halicore dugong).

Nature-Aufnahme von Prof. H. Degler.



Beilage zu Heft 1, 2 der Monatschrift: „Deutsche Arbeit“.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

April 1902

Heft 7

Merkspruch.

**Pflicht zur Arbeit ist die Losung
für uns alle!**

Karl Weinhold

in der Berliner Rektoratsrede 1893.

Die Entstehung der farbentragenden Verbindungen an den Prager Hochschulen.

Von **Dr. Gustav C. Laube.**

In der Entstehungsgeschichte der deutschen farbentragenden Verbindungen liegt, so glaubt der Verfasser, ein nicht unwichtiges Stück der neueren Geschichte des deutschen Volkes in Böhmen und seiner Universität. So dürfte es an der Zeit sein, sie der Vergessenheit zu entrücken. Den Veruß zu dieser Darstellung leitet der Verfasser davon ab, daß er einen regen Anteil an der Gründung der farbentragenden Verbindungen genommen hat und dormalen zu den wenigen lebenden Genossen jener Zeit gehört, die aus eigenen Jugenderinnerungen darüber berichten können. — Die erste sich bietende freiere Gestaltung der Zeitverhältnisse benützte die Prager Studentenschaft, um zu erringen, was ihren Kommilitonen in Deutschland seit mehr als einem Jahrhundert geboten war. Aber erst anderthalb Jahrzehnte nach ihrer Gründung wurden die Prager Studentenverbindungen in den Schutz des Gesetzes genommen, um heute ein wichtiges Glied der deutschen Prager Hochschulen, die man sich ohne sie kaum mehr denken könnte, zu bilden. — Wenn jetzt zwei große deutsche Körperschaften Prags, der Turnverein und der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, die

Feier ihres vierzigjährigen Bestandes begehen, so hätte die farbentragende deutsche Studentenschaft Prags diesen Gedenktag schon im vorigen Jahre feiern können. So lange ist es her, daß — abgesehen vom Jahre 1848 — bunte Mützen in den Straßen Prags sichtbar geworden sind, um seither trotz aller Befehdung durch nationale Gegner nicht mehr zu verschwinden.

* * *

Graf Leo Thun hatte 1849 als Unterrichtsminister die Umgestaltung der österreichischen Universitäten nach deutschem Muster in Angriff genommen; aber es waren weder die Zeitverhältnisse darnach, noch entsprach es der Gesinnung des Unternehmers, dieses vom Grunde auf zu thun und den Hochschulen eine der Freiheit der Wissenschaften wirklich entsprechende Einrichtung zu geben. Was in den damaligen Erlässen von akademischer, von Lehr- und Lernfreiheit verkündet wurde, stand — eine Ironie der Wirklichkeit — auf dem Papier. Die neue Organisation war wohl dem alten verzorsten und verrotteten Wesen gegenüber gebessert, aber sie stand auf halbem Wege still, und die Universitäten blieben, was sie vordem waren: Abrichtungsschulen von Staatsbeamten, Aerzten und Mittelschullehrern, und in ihren Hörsälen war ein freies Wort ebenso verpönt, wie außer diesen.

Auf der Studentenschaft aber lastete noch schwerer als auf anderen Kreisen die eiserne Faust der Reaktion. Sie hatte noch die Folgen dafür zu tragen, daß sich die akademische Bürgerschaft des Jahres 1848 jugendbegeistert an der Volksbewegung beteiligt und vorgewagt hatte. Einen wirksamen Riegel gegen die Wiedertekehr von dergleichen Ereignissen glaubten die Machthaber jener Tage, entsprechend der großen Abneigung und dem Mißtrauen, das sie allem, was Verein oder Vereinigung hieß und war, entgegenbrachten, im § 11 der Disziplinarordnung für die Universitäten vom 13. Oktober 1849 vorgeschoben zu haben, welcher in lakonischer Kürze sagt: „Studentenverbindungen sind nicht gestattet. Die Exekution dieses Verbotes steht nicht den akademischen, sondern den allgemeinen bürgerlichen Behörden zu.“ Damit war in entschiedenster Weise abgeschafft worden, was im Erlasse des Ministeriums vom 31. März 1848, also anderthalb Jahre früher unter Punkt 6 zugestanden worden war: „Der Studentenschaft wird von nun an gestattet, in Verbindungen zusammenzutreten, und hiebei wird das

jüngst erlassene Münchener Universitäts-Statut über Studentenverbindungen zur Grundlage vorgezeichnet.“ Die bestandenen Verbindungen waren auf diesem Wege so gründlich beseitigt worden, daß zehn Jahre später kaum noch der Name einer einzigen, der „Markomannia“, sich erhalten hatte. Ihre ehemaligen Mitglieder fanden es unter den obwaltenden Zeitumständen jedenfalls angemessen, mit der Erinnerung hieran nicht besonders stark hervortreten.

Wenn auch § 1 eben jener Ordnung bestimmt: „Die akademischen Behörden haben die Pflicht, die Freiheit des akademischen Unterrichtes und Lebens im Einklang mit dem Zwecke der Universitäten kräftig zu schützen,“ so fand man es doch damals angemessen, die akademische Jugend, welche der Mittelschule entwachsen war, in die Ueberwachung des Staates zu übernehmen, und diese durch Polizeiorgane und die damals bestehende Militärpolizeiwache besorgen zu lassen. Letztere aber glaubte ein ganz besonderes Privilegium zu haben, gegen Studenten brutal und roh vorzugehen.

Dazu fand sich überall reichliche Gelegenheit. In jenen Tagen wurde beanstandet, was man kaum heute für möglich halten würde, und ein Unterschied, ob man es mit einem akademischen Bürger oder einem verlumpten Bagabunden zu thun hatte, wurde in der Behandlung durchaus nicht gemacht, vielleicht eher zu Ungunsten des ersteren, denn der als gebildeter Mann „hätte sich nicht beanstanden lassen sollen.“ — Und dazu gehörte doch gar nicht viel. Ein Student, z. B., der dem Gymnasium entwachsen mit langem Haupthaar und wohl gar mit einem großen weichen Filzhut darauf vom Lande herein nach Prag kam, konnte von Glück sagen, wenn ihm deshalb nicht mehr widerfuhr, als daß er vom ersten besten Polizeisoldaten aufgegriffen und in die nächste Barbierstube zur Beseitigung des aufrührerischen Kopfschmuckes geführt wurde; manchmal ward die Lockenkürzung auch auf der Polizeiwache von minder geübter Hand besorgt. Eine lange Peise, ein sog. „System“, war polizeiwidrig; der lange, in eine Spitze auslaufende Wassersack daran galt als eine Waffe, man konnte wegen des Besizes einer solchen angehalten werden u. s. w. u. s. w.

Und nun dazu die heimlichen Späher und Aufpasser, die den Gesprächen der Studenten auf der Straße, in den Gast- und Kaffeehäusern aufslauerten! — Ein hochangesehener Professor an der Universität ward

zum Polizeidirektor entboten, der ihm mittheilte, er habe in Erfahrung gebracht, daß dessen Sohn Teilnehmer an einer geheimen Studentenverbindung sei, die Zusammenkünfte an verschiedenen Orten halte. Er bäte ihn freundlichst, die jungen, den besten Familien angehörenden Leute auf die große Gefahr aufmerksam zu machen, in die sie sich begeben hätten, und die er, wenn sie sich nicht eines besseren besinnen sollten, nicht aufhalten könnte. Der Professor entgegnete, daß er um diese Sache wisse; es seien junge eifrige Botaniker, welche da zusammenkämen, um getrocknete Pflanzen auszutauschen und sich gegenseitig wissenschaftliche Vorlesungen zu halten. Dem wußte der Polizeidirektor nur ein mitleidiges Achselzucken entgegenzusetzen und mit Hinweis auf den elften Paragraphen im Disziplinargesetze zu bemerken: „Ich habe wohlmeinend rechtzeitig gewarnt!“ —

Es mochte wohl irgend ein Aufschnapper aus einem Gespräch zweier Teilnehmer an jenem botanischen Vereine etwas belauscht, und pflichtschuldigst den Bestand des geheimen Studentenvereines denunciert haben. In größerer Anzahl zu geselliger Unterhaltung öfters in irgend einem Gasthause zusammenzukommen, konnte für die Teilnehmer wie für den Wirt recht unangenehm werden; denn das war offenbar etwas vereinbartes und sohin verdächtig! Man suchte hinter jeder Kleinigkeit irgend einen strafbaren Gedanken. Der damalige Obmann der Lesehalle der deutschen Studenten wurde zur Polizei beschieden und einvernommen, warum seit einigen Jahren das Konzert der Lesehalle an demselben Tage im Dezember stattfindet? Die Antwort war kurz und bündig: „Weil durch Zufall wiederholt nur an diesem Tage der Sophiensaal zur Abhaltung desselben zur Verfügung stehe.“ — Diese Auskunft genügte dem Polizeibeamten nicht. Man vermute, bemerkte er, dahinter irgend eine politische Demonstration, der man auf die Spur zu kommen wissen werde; die Verantwortung dafür habe der Obmann der Halle mit dem Ausschusse zu tragen! —

Das sind so einige Proben von den Unannehmlichkeiten, mit denen in den fünfziger Jahren das Prager Studentenleben umrankt war. ¹⁾ Kein Wunder, daß unter den damaligen akademischen Bürgern der Univer-

¹⁾ Man vergleiche hiezu R. Renner, Geschichte der Les- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag 1848—1883 S. 20.

sität von frohem, freiem studentischen Geiste keine Spur vorhanden war. Das Andenken an das harte Schicksal unglücklicher Commilitonen, die einige Jahre vorher unbedachtsam genug gewesen waren, an den Bewegungen der Jahre 1848 und 49, wenn auch in bescheidenstem Maße teilzunehmen, die dafür zum Tode verurteilt, und dann zu lebenslänglicher Kerkerstrafe begnadigt worden waren, von dem sie die Amnestie zur Vermählungsfeier des Kaisers endlich befreite, tat das ihrige, jede Regung froher, harmloser Jugendfreude im Keime zu ersticken. So war es noch vor dreiundvierzig Jahren.

Aber erstorben war darum der Jugendmut doch nicht; er glimmte ruhig weiter unter der schützenden, dämpfenden Asche der damaligen Polizeibevormundung und wartete geduldig der Zeit, wo ihn ein freier Luftzug beleben und aufleuchten machen werde.

Und der kam, als es dem ränkesüchtigen Napoleon III. gelungen war, Oesterreich in den Krieg um die Lombardei zu verwickeln. Vielleicht glaubte man, den üblen Eindruck der Niederlagen, welche die schlechtgeführten österreichischen Truppen trotz ihrer heldenmütigen Haltung in Italien erleiden mußten, dadurch etwas abzuschwächen, daß man die Zügel des reaktionären Regiments etwas weniger straff anzog; genug, es wurde zu jener Zeit auch der Studentenschaft einige freie Regung verstattet.

Es ist bei allem zu bewundern, wie die Vesehalle der deutschen Studenten es verstanden hat, sich in jenen schweren Zeiten zu erhalten und ruhig weiter zu entwickeln. Sie war die einzige Stätte, welche dem Studenten noch geblieben war, um sich seinen gleichgesinnten Volksgenossen anschließen zu können. Ängstliche Gemüther konnten sogar in der Mitgliedschaft der Halle etwas bedenkliches, ihre Zukunft bedrohendes sehen, so daß in ihr nicht alle deutsche Studenten, sondern nur ein großer Teil derselben vereinigt war. Dort gab es doch Gelegenheit zum Meinungsaustausch über politische, nationale und andere Fragen, man rückte einander näher und es stellte sich auch das Verlangen nach einer geselligen Vereinigung bei einem Krug Bier und einem frischfröhlichen Studentenliede ein. Man wird es nach dem oben Erzählten begreifen, daß ein langes, vorsichtiges Vorbereiten, ein bedächtiges Auswählen der Beteiligten, ein Prüfen und Erwägen, als gelte es eine wichtige Staatsaktion, vorausgehen mußte, ehe man mit dem Versuche hervortrat, eine studentische Aneipgesellschaft einzurichten.

Im damals bestehenden Gasthause „zum Hopfenstod“ in der Wassergasse war endlich ein passendes Lokal und ein vertrauens-erweckender Wirt gefunden, dort tat sich im Sommer 1859 das Bierherzogtum Lichtenhain unter Thuis I. (Anton Mied) auf. Eine Nachbildung des alten Lichtenhainer Herzogtum zu Jena, wie dieses mit allerhand Hofämtern ausgestattet und seine Aufgabe in fröhlichem Gesang und kräftiger Bierverteilung erkennend, war es wohl die den Prager Verhältnissen bestangepaßte Form einer studentischen Kneipvereinigung. Es ging dabei namentlich anfangs wie bei jeder Geheimbündelei zu, es wurden Wachen um das Kneiplokal ausgestellt, es wurden nur besonders Vertrauenswürdige als Mitglieder aufgenommen, man legte sich das Verbot auf, öffentlich vom Herzogtum zu sprechen usw. Die Polizei mag trotzdem davon gewußt haben, nahm aber doch keine Veranlassung, einzuschreiten. Das brachte mehr und mehr Zuversichtlichkeit unter die Herzogtümler.

Die Begeisterung, welche die neue Einrichtung unter den deutschen Studenten hervorrief, war gewaltig; mit Eifer wurden die Studentenlieder eingeübt, mit Ernst und Würde wurden alle die verschiedenen Berrichtungen der Hofämter ausgeführt und der Kneipkomment mit der größten Gewissenhaftigkeit eingehalten. Am letzten Kneipabend, an welchem der Raum kaum alle Zuzügler fassen konnte, ward festgesetzt, daß jene Gesellschaft, welche sich nach Ablauf der Ferien wieder um das „heilige Horn“, das als Symbol des Herzogtumes anzusehen war, vereinigen würde, als Fortsetzung des Herzogtums Lichtenhain zu betrachten sei und die Berechtigung habe, aus seinen Mitgliedern einen neuen Thuis als Nachfolger des ersten zu wählen. Dies war der Ursprungspunkt der späteren farbentragenden Verbindungen.

Zur Fortsetzung des Herzogtums bot sich im Herbst 1859 nicht sogleich Gelegenheit. Die bevorstehende Feier von Schillers hundertstem Geburtstage bewegte lebhaft die Gemüter. Die Lesehalle gedachte, deren Durchführung zu übernehmen, ein Fackelzug war in Aussicht genommen, an dem alle deutschen Studenten Prags teilnehmen sollten. Die Sache war schon ziemlich weit gediehen, als sie in ein ganz anderes Fahrwasser getrieben wurde; die tschechische Studentenschaft, von der utraquistischen unterstützt, fühlte auf einmal das Bedürfnis, auch ihrerseits den Manen des großen deutschen Dichters huldigen zu wollen. Nun wurde der Fackelzug von der Universität, vom akademischen Senate in die Hand genommen und thatsächlich kam derselbe

dann am 9. November als utraquistische Feier zur Ausführung. An ihn schloß sich ein allgemeiner Studentenkommerz im ApolloSaale in der Gerstengasse an. Es war das letztemal, daß sich die deutsche und tschechische Studentenschaft zusammengefunden hatte, oder besser zusammengebunden worden war.

Der frostige, stimmungslose Verlauf des Kommerzes ließ zu deutlich erkennen, daß eine Scheidung zwischen Deutschen und Tschechen vorhanden war, so viel man diese von gewisser Seite zu verdecken suchte. Sie trat noch deutlicher hervor, als man sich etwas später an den Versuch wagte, einen utraquistischen akademischen Gesangverein ins Leben zu rufen. Utraquismus, nationalsfarbloses Zusammengehen beider Volksstämme im Lande, ward als höchstes Ziel des Strebens hingestellt und befürwortet. Die Beratung der Statuten des akademischen Gesangvereines, zu welchem sich im canonischen Hörsaal im Carolinum Deutsche und Tschechen zusammengefunden hatten, ließ die letzteren ruhig bis zu dem Paragraphen gelangen, der vom Vorstande handelt. Von deutscher Seite war das Singen tschechischer Gesänge neben deutschen zugestanden worden. Nun handelte es sich darum, die Vereinsleitung und damit den Verein in tschechische Hände zu bekommen, und dazu wendete man einen schon damals nicht mehr neuen, seither unzähligemale geübten Kniff an; es wurde verlangt, daß die in den Auschuß zu wählenden beider Landessprachen vollkommen mächtig sein sollten. Am ersten Tage der Verhandlungen waren die Tschechen des Erfolges nicht ganz sicher, sie drängten daher auf deren Abbruch und Fortsetzung am folgenden Tage. Als die Deutschen an diesem in den canonischen Hörsaal kamen, fanden sie ihn schon von den Tschechen größtenteils besetzt, und zwar waren von ihnen viele nichtstudentische Volksgenossen zur Verstärkung mitgebracht worden. Bei Beginn der Verhandlungen fingen die Tschechen sofort an zu toben, mit den Stöcken in der Luft herumzufuchteln und suchten so ihre Anträge durchzubringen. Der Juristendekan, damals Professor Dr. Brinz, ward herbeigeholt, seine Aufforderung, die nichtstudentischen Anwesenden mögen sich entfernen, wurde mit heillosem Gebrüll beantwortet, und so erklärte er rasch die Versammlung für aufgelöst. Damit war der akademische Gesangverein begraben; auch wurde kein Versuch mehr unternommen, einen utraquistischen Verein unter den Studenten zu bilden; doch selbst in ausgesprochen deutschen Vereinigungen war aller Utraquismus noch nicht ausgeschlossen.

Hatte sich auch solchergestalt eine Trennung der deutschen und tschechischen Studentenschaft angebahnt, so war man immer noch genötigt, mit einer dritten nicht unansehnlichen Gruppe zu rechnen, die zwischen den beiden national Geschiedenen stand. Das waren vor allem in Prag Einheimische, die weder zu der einen, noch zu der anderen gehören und es auch mit keiner von beiden verderben wollten; ihnen hatten sich auch zahlreiche, zumeist aus gemischtsprachigen Gegenden stammende Auswärtige angeschlossen. Mit dem Einflusse dieser Gruppe wurde daher immer gerechnet, wenn es sich um eine sogenannte paritätische Gestaltung, das heißt, um die Utraquisierung eines Unternehmens oder einer Einrichtung handelte, wie z. B. oben gelegentlich des Schiller-Fackelzuges mitgeteilt wurde. Solange diese Gruppe unter der Studentenschaft bestand, konnte auch nicht von einer rein deutschen Gesellschaft unter ihr die Rede sein, da sich immer solche Mitglieder fanden, die mit dem einen Fuße im deutschen, mit dem anderen im tschechischen Lager standen. Dies ist der Grund, weshalb anfänglich auch die Mehrzahl der entstehenden Studentenverbindungen einen mehr oder weniger hervortretenden utraquistischen Schiller hatten.

Erst nach Neujahr 1860 kam das Herzogtum Lichtenhain wieder zustande, nicht mehr beim Hopfenstoß, sondern jetzt beim Fleck in der Postgasse. Aber neben ihm tauchten schon andere ähnliche Verbände auf, einer beim Kleeblatt auf dem Fleischmarkt, einer der sich *Tabula rotunda* nannte, im Judengarten bei der Königin von England. Die *Tabularotundisten* kamen zuerst darauf, eine gleichartige Kappe zu tragen, sie war nach dem Muster einer ausländischen Burschenkappe aus schwarzer Seide angefertigt und fand bei den deutschen Studenten vielen Beifall, so daß auch andere, die nicht zur *Tabula rotunda* gehörten, bald diese Kopfbedeckung trugen.

Das Austausch so vieler gleichen Mützen konnte von der Polizei nicht übersehen werden. Der Polizeidirektor telegraphierte nach Wien um Verhaltungsmaßregeln, man wies ihn von dort jedenfalls nicht an, hindernd einzugreifen; denn jetzt erschien auch sein Sohn öffentlich mit der schwarzseidenen Mütze, und es wagten nun selbst die Zaghaftesten, sich diese bis dahin unerhörte Zier beizulegen. Die Kühneren gingen schon weiter. Verbindungsabzeichen gab es nicht, also sollten wenigstens Fakultätsabzeichen an der Mütze angebracht werden. Von den Juristen wurden die *Fasces*,

von den Mediziniern der Aesculapstab, von den Philosophen die Eule auf dem Buche aus Silber geprägt an die Mütze gesteckt, oder diese mit einem Bande in der Fakultätsfarbe verbrämt. Das war während der Osterferien. Aber noch vor ihrem Ende erschien am 10. April 1860 am schwarzen Brett eine warnende Aufforderung des Rektors, sich des Tragens von derlei nicht gestatteten Abzeichen zu enthalten. Man mußte sich also mit der gleichförmigen Kopfbedeckung vorläufig begnügen.

Das zweite Herzogtum Lichtenhain war lange nicht mehr das, was das erste war: Thus II. konnte sich kein Ansehen verschaffen, unter den Mitgliedern waren manche unbeliebte Personen, die Polizei hob einigemale die Kneipe auf; es ging damit nicht recht zusammen. Nachdem sich auch engere Landsmannschaften daraus zurückgezogen hatten, kam das Herzogtum für immer zum einschlafen.

Ende Sommersemester 1860 aber fand sich eine solche Landsmannschaft, in deren Besitz auch das „heilige Horn“ gelangt war, noch einmal im Hopfenstock zu einer Abschiedskneipe zusammen. Ihre Teilnehmer waren aus dem Brüxer, Komotauer und Saazer Gymnasium hervorgegangen, sie beschloßen an diesem Abend als Fortsetzung des Herzogtums und zur Sicherung seines Bestandes vom nächsten Wintersemester angefangen eine Landsmannschaft zu bilden, in die zuverlässige, ehrenhafte Burschen aus der Gegend zwischen der Elbe, Eger und dem Erzgebirge Aufnahme finden sollten. Die Verhältnisse dieser Vereinigung sollten durch eigene Statuten geregelt werden. Dieser Beschluß wurde auch gleich mit Beginn des Wintersemesters 1860/61 ins Werk gesetzt. Sieben Burschen des bestandenen Herzogtums thaten sich zur Gründung einer deutschen akad. Landsmannschaft zusammen, welche Albia genannt wurde, sie nahmen Statuten, Zirkel und Wahlspruch und als Farben blau, weiß, gold an. An die Spitze wurden drei Chargierte gestellt, den Füchsen ein älterer Bursche als Fuchsmajor vorgesetzt. Sie hatte sohin das Gepräge einer „Verbindung“, wie derartige Vereinigungen an den deutschen Universitäten genannt werden.

Im Besitze der Landsmannschaft befand sich das Symbol des alten Herzogtums, das heilige Horn, und sie betrachtete sich den alten Abmachungen gemäß auch als Nachfolgerin desselben, daher auch von Anfang an bestimmt wurde, daß alle Lichtenhainer Burschen in die Landsmannschaft recipirt werden sollten, sofern sie

einzutreten geneigt wären. Im übrigen waren die Einrichtungen der Landsmannschaft anfänglich sehr unvollkommen. Man nahm Anstand, die sogenannten Statuten, die eigentlich ein Gemenge von Comment und Satzung waren, niederzuschreiben, da man im Bewußtsein, gegen das Gesetz zu handeln, stets einen Zusammenstoß mit der Behörde befürchtete, der, wie man meinte, noch gefährlicher werden konnte, wenn bei einer polizeilichen Haussuchung schriftliche Aufzeichnungen vorgefunden würden. Es fehlte auch an einem ordentlichen Vereinslokale; da die Wechsel der Mitglieder ziemlich knapp bemessen waren, konnte an den Zusammenschluß einer Casse nicht gedacht werden, die Möglichkeit, ein Lokal für Zwecke der Landsmannschaft zu miethen, war ganz ausgeschlossen. So trieb sie hin und her, hier von der Polizei versprengt, dort durch zudringliche Philister verdrängt, bis sie endlich im Gasthause „Bethanien“ auf dem Heuwagsplatze ein leidliches Unterkommen fand. Ein Prager Posamentier hatte die ersten Verbindungsbänder geliefert, sie paßten in ihrer Mangelhaftigkeit ganz zur Unfertigkeit der Gesellschaft, für die sie bestimmt waren. Man pflegte sie auch — mit ganz einzelnen Ausnahmen — nur bei der Kneipe zu tragen. Der landsmannschaftliche Charakter wurde übrigens nicht streng bewahrt, denn es hatten auch aus anderen Gegenden stammende, selbst Mährer und Schlesier Aufnahme gefunden. Eines hatte die Albia vor anderen Verbindungen voraus, daß sie gleich von Anfang an deutsch war, daher später nicht erst einen Reinigungsakt von nichtdeutschen Mitgliedern durchzumachen hatte.

Mittlerweile wurde bekannt, daß auch in einem Gasthaus auf der Bastei nächst dem Rostthore ein studentischer Verein seine Niederlassung habe. Er nannte sich Carolina, seine Mitglieder waren überwiegend Mährer und Schlesier, aber nicht durchwegs Deutsche. Mit ihnen wurden von Seite der Albia bald freundschaftliche Beziehungen, eine Art Cartell angeknüpft, so daß beide Verbindungen fortan eine bestimmte Gruppe bildeten. Auch die Tabula rotunda hatte sich unterdessen in eine Verbindung, Rugia genannt, umgestaltet. Bernhard Stall, ein Westphale, der vorher in Bonn gewesen, dann nach Prag gekommen und in jene eingesprungen war, hatte ihr vor allen anderen eine bestimmte entsprechende Form zu geben gewußt. Da ihre Mitglieder von Haus aus besser bemittelt waren, konnten sie ihrer

Verbindung auch einige Opfer bringen, so trug die Rugia gleich von Anfang ein gewisses fertiges Wesen zur Schau. An sie hatten sich zwei ebenfalls neuentstandene Verbindungen angeschlossen. Aus dem Kleeblatt war eine Vereinigung von Egerländern hervorgegangen, die sich *Suevia*, später *Franconia* nannten, weiter war die *Teutonia*, eine vorwiegend Nord- und Nordost-Deutschböhmen in sich vereinigende Verbindung, hinzugetreten. Beide waren mit der Rugia zu einem Delegirtenverband (DC) zur Regelung und Beratung gemeinsamer Angelegenheiten vereinigt, welcher auf dem Prinzip der unbedingten Satisfaktion begründet war.

An die Albia und Carolina war nun auch die Aufforderung ergangen, sich in den DC-Verband aufnehmen zu lassen. Da von ihrer Seite aber das Satisfaktionsprinzip hartnäckig verworfen wurde, schien es zu einer Einigung zwischen den beiden Gruppen nicht kommen zu wollen. Der Grund der Abneigung lag darin, daß viele Mitglieder der Albia und Carolina bereits im letzten oder vorletzten Universitätsjahre stehend sich mit dem Gedanken, den Fechtboden belegen zu sollen, nicht vertraut machen konnten. Auch waren den Juristen die strengen Bestimmungen des Gesetzes über das Duell, unter diesen Begriff fiel ja auch die „Mensur,“ zu wohl bekannt, als daß nicht dagegen das Bedenken hätte entstehen sollen, nunmehr auch nach dieser Seite möglicherweise mit dem Strafgericht in Berührung zu kommen und sich und andere unglücklich zu machen. Man konnte ja ganz zufrieden sein, wurde betont, gemüthlich und friedfertig miteinander zu kneipen, eine Viermensur auszutragen u. s. w., wozu Satisfaktion mit den Waffen? Erst nach langen Verhandlungen ließen sich die beiden Verbindungen bewegen, ihre Bedenken fallen zu lassen und in den DC ohne Vorbehalt einzutreten.

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die durch den DC-Verband einander näher gebrachten Verbindungen gegenseitig fördernden Einfluß gewannen. Wo man mit dem Ultraquismus noch nicht völlig gebrochen hatte, da gab hiezu das stramme nationale Auftreten der rein Deutschen den Anstoß. Die bessere und festere Gestaltung der Verbindungen der Rugiagruppe veranlaßte wieder die anderen, nunmehr ihre Satzungen sorgfältig auszuarbeiten und aufzuzeichnen, Protokollbücher über die Conventbeschlüsse anzulegen, eine Verbindungskasse zusammenzuschließen, etwas mehr auf das Aeußere der Mitglieder zu halten usw., endlich auch den Fecht-

boden zu belegen, sei es auch nur, um der Bedingung des DC-Verbandes zu genügen.

In Prag bestand damals ein einziger Fechtboden, der ständische, dessen Fechtmeister ein alter Franzose Namens Le Gros war. Das studentische Fechten mit verhängter Auslage, wie es an den Universitäten Deutschlands geübt wird, mußte er nicht zu lehren, er suchte Assaut nach französischer Schule, und darnach wurden auch die ersten Mensuren geschlagen, die zum Austrage kamen. Le Gros war übrigens ein treuer Freund und Berater der farbentragenden Studenten, denen er nach allen Seiten zur Erreichung ihrer Absichten gerne behilflich war, was umsomehr in Anschlag kommt, als ja die Angelegenheiten, in denen er zumeist zu Rate gezogen wurde, die Austragung der Mensuren, unter den damaligen Zeitverhältnissen recht heikel waren.

So standen zu Beginn des Sommersemesters 1861 die Verbindungen in gekräftigter Weise da. Es waren noch die Austria später die Gothia hinzugewachsen, auch am volntechnischen Institute war eine solche aufgetaucht. Bezüglich der letzteren hatte man Bedenken, ob man sie, da das damals bestehende Landespolytechnikum noch nicht zur Hochschule erklärt worden war, in den DC als ebenbürtig aufnehmen könne. Allein später ließ man diese Bedenken doch fallen, und es standen nun sämtliche Prager Farben miteinander in freundlichem Verhältnis.

Die Bewegung, welche unter die deutschen Studenten gekommen war, die nun ziemlich unverhüllt hervortrat, konnte unmöglich der Polizeibehörde entgangen sein, umsomehr als es nicht unbekannt blieb, daß auch einzelne ausgeschlossene Tschechen denunziert hatten. Die Behörde drückte offenbar ein Auge freundlich zu, vielleicht weil sie ja recht gut wußte, daß es sich hierbei im Ganzen um sehr harmlose Dinge handelte. Meister Le Gros sorgte auch trefflich dafür, daß die Blutigen, die bei den Mensuren etwa herauskamen, nicht zu blutig wurden, dafür hatte er die von ihm bezogenen Paukewaffen vorsichtigerweise hergerichtet.

Aber immerhin hätte es geschehen können, daß ein unerwartet niederfahrender Blitzschlag der ganzen jungen Herrlichkeit ein jähes Ende bereitet hätte, wenn ihr nicht von anderer Seite ein mächtiger Beschützer erwachsen wäre.

Anton von Schmerling, damals Ministerpräsident, war

am 16. April 1861 persönlich nach Prag gekommen, um die Tschechen für sein Verfassungswerk zu gewinnen. Es ist bekannt, wie seine Bemühungen von dieser Seite aufgenommen worden sind. Die tschechischen Führer und maßgebenden Persönlichkeiten waren insgesammt von Prag fortgereist, um nicht mit Schmerling in Berührung zu kommen. Dagegen erkannten es die Deutschen als ihre Aufgabe, dem Staatsmann Beweise ihres Vertrauens und ihrer Verehrung entgegen zu bringen. Auch der Studentenschaft, namentlich der farbentragenden, wurde dabei eine Rolle zugeteilt, sie wurde bestimmt, sich zu Schmerlings festlichem Empfange auf und vor dem Bahnhof einzufinden. Dort erscholl, als derselbe, begrüßt von den Spitzen der Behörden und den Führern der Deutschen, den Wagen zur Fahrt bestieg, ein brausender, weithinschallender Jubelruf. Und vor dem „blauen Stern“ wiederholte sich die feierliche Begrüßung von Seite der Studenten, denen der Minister huldvoll vom Balkon herab dankte. Als Schmerling am 18. April wieder abreiste, fehlten die Verbindungsstudenten nicht unter denen, die ihm das Geleite auf den Bahnhof gaben. Einer derselben trat vor und brachte auf den gefeierten Staatsmann ein begeistert aufgenommenes Hoch aus. Unmittelbar vor der Abfahrt war der Statthalter Graf Forgach noch einmal an den Waggon getreten. Er deutete mit der Hand gegen die anwesenden Studenten hin, und Schmerling nickte ihnen nochmals freundlich zu. Auch dem Statthalter wurden bei dieser Gelegenheit lebhafteste Huldigungen von Seite der deutschen Studenten dargebracht.²⁾

Es wurde dann erzählt, Schmerling habe damals dem Statthalter die Weisung gegeben, die Studenten gewähren zu lassen und die Verbindungen eher zu schützen, als zu unterdrücken, denn er habe in ihnen eine starke Stütze seiner Bestrebungen erkannt. — Was daran wahr war, ist nicht an den Tag gekommen; wohl aber konnten sich die Verbindungen von da an als geduldet ansehen; es wurde ihnen von Seite der Polizei nicht das geringste mehr in den Weg gelegt, im Gegenteil, man war selbst von dieser Seite bemüht, Wohlwollen gegen sie zur Schau tragen, indem man z. B. von den Verbindungen die Angaben ihrer jeweiligen

²⁾ Ueber diese Vorgänge berichtet die „Bohemia“ No. 91 und 92 vom 17. und 18. April 1861.

Versammlungsorte und Kneipabende entgegen nahm, um sie vor etwaigen Belästigungen zu schützen.

Am 1. Mai 1861 feierten die im DC vereinigten Verbindungen ihren ersten gemeinsamen Commerc, welchen man zur Sicherung des ungestörten Verlaufes und weil es schwer hielt, in Prag selbst einen geeigneten Raum zur Abhaltung ausfindig zu machen, in das „große Wirtshaus“ in Dejwiz vor dem Sandthore verlegt hatte. Dorthin begaben sich die Verbindungen abteilungsweise, „um kein Aufsehen zu erregen“, denn völliges Zutrauen hatte man doch noch nicht gefaßt. Der Saal war mit den Farben und Wappen der Verbindungen geschmückt, die Liedertexte lagen gedruckt auf und das erstemal wurde in Prag bei dieser festlichen Gelegenheit der Landesvater gestochen.

Ernste und den deutschen Studenten treugefinnte Berater unter den Professoren und den Führern der Deutschen aber rieten, es bei dem stillschweigend zugestandenem Geduldetsein nicht bewenden zu lassen, sondern das Eisen zu schmieden, solange es warm war, und darnach zu trachten, wenn nicht die Beseitigung des § 11 der Disziplinarordnung, so doch die Zusicherung der Duldung von Seite der Regierung zu erlangen. Es wurde namentlich betont, daß man mit einer derartigen Bitte an die Regierung am besten befunden würde, daß die Verbindungen den festen Vorsatz haben, sich genau allen gesetzlichen Anforderungen zu fügen, daß sie nicht als Geheimbünde oder gesetzwidrige Vereinigungen angesehen werden möchten.

Der DC faßte demnach auch den Beschluß, eine eingehende Denkschrift hierüber zu verfassen. An ihrer Ausarbeitung beteiligten sich auch die Professoren Brinz und Schulte. Mit Widerstreben, aber von der Absicht geleitet, ja im Rahmen des Gesetzes stehend betrachtet werden zu wollen, wurde in diese Schrift auch ein Satz aufgenommen, in welchem die Tendenzen der 1848 entstandenen Studentenverbindungen verurteilt und als nicht nachahmungswert erklärt werden.

Der Inhalt der Vorlage wurde nach eingehender Berathung vom DC einstimmig angenommen und nun sollte die Schrift dem Statthalter durch eine Abordnung überreicht werden. Aber in wessen Namen sollte dies geschehen? Man konnte nicht sagen, sie gehe von allen deutschen Studenten aus, und die farbentragenden Verbindungen bestanden nicht zu Recht oder waren sogar gesetzwidrig. Nach langem Erwägen

und Bedenken kam man doch überein, die Schrift als von den im DC vereinigten Studentenverbindungen herrührend zu bezeichnen.

Sie sollte von den Vertretern der einzelnen Verbindungen im DC unterzeichnet werden. Als es aber hiezu kam, da schwand diesen auf einmal der Mut. Ein drohender Schatten aus vergangenen Zeiten schien sich wieder zu erheben, sie sahen darin ein ungeheures, ihre Zukunft bedrohendes Wagnis; und zur Zeit, als die Unterschriften dem kalligraphierten, in einem weißen Moiréumschlag liegenden Schriftstück beigelegt werden sollten, erschien außer der mit der Ueberreichung betrauten Abordnung auch nicht ein einziges DC-Mitglied. Um nun die bereits erbetene Audienz beim Statthalter nicht wieder absagen zu müssen, die zaghaften Genossen in ein schiefes Licht zu bringen und die Sache selbst damit aus Spiel zu setzen, unterschrieben die drei Abgeordneten Bernhard Stall, Viktor Ruß und Gustav Laube allein für die farbentragenden Verbindungen und fuhren mit der Denkschrift zum Statthalter. Graf Forgach nahm diese aus der Hand des Sprechers der Deputation, Viktor Ruß, freundlich entgegen, versicherte die deutschen Studenten seines Wohlwollens und versprach, den Inhalt der Schrift eingehend in Erwägung ziehen zu wollen. Eine bestimmte Zusage könne er aber im Augenblicke nicht machen.

Es ist mir nicht bekannt geworden, daß auf die Denkschrift außer diesem Bescheide später irgend noch ein anderer von Seite der Regierung erlossen wäre. Nur so viel steht fest, daß den farbentragenden Verbindungen, die nun ganz offen hervortraten, deswegen niemals irgend eine Schwierigkeit bereitet worden, oder daß auch nur einmal eine Drohung dahin laut geworden wäre, man werde gegen dieselben einschreiten, oder sie etwa gar aufheben. Der § 11 der Disziplinarordnung von 1849 wurde nicht früher als durch den § 38 des Vereinsgesetzes von 1876 außer Kraft gesetzt und erst im Erlaß vom 20. Juni 1876 sprach Minister von Stremayr die Anerkennung der Studentenverbindungen und ihre Stellung unter das Vereinsgesetz aus, mit der Beschränkung, daß ihre Mitglieder lediglich nur Studenten sein dürfen.

Im Sommersemester 1861 waren sohin folgende Verbindungen aktiv: *Albia*, blauweißgold, *Carolina*, grünweißrot, *Rugia*, schwarzweißrot, *Franconia*, schwarzweißblau, *Teutonia*, schwarzblaugold, *Austria*, schwarzweißorange, *Gothia*, rotblaugold und

Polytechnia rotweißgelb. Vor Schluß des Sommersemesters that sich noch eine neunte, die Moldavia, schwarzweißgrün, auf. Es war nach jeder Richtung reichlich gesorgt, daß ein Student in eine Verbindung eintreten konnte, die seiner Neigung entsprach.

Die Teilnahme an den Verbindungen war aber auch eine ganz ungewöhnlich große. Zumal als man dessen sicher wurde, daß man sich keiner Gefährdung aussetzte, wenn man in eine davon einsprang, wurde der Zulauf ein allgemeiner. Studenten, die schon im letzten Semester standen, wollten noch schnell ein wenig Studentenleben genießen und erschienen, bemooste Häupter unter den Fächsen, an der Aneiptafel. Damals zählte die Albia allein über vierzig Mitglieder. Es dürfte auch kaum jemals ein fröhlicheres Semester an der Prager Universität verfloßen sein, als das Sommerhalbjahr 1861; gemeinsame Ausflüge des DC nach Troja, Roztok, Ruchelbad u. s. w., Rahnfahrten auf der Moldau nach Podol, von wo man nächtlicherweile bei Fackelschein und unter Gesang wieder zurückkehrte, Couleursprizfahrten, Hospize u. s. w., kurz Vergnügungen aller Art, von denen man früher nicht zu träumen gewagt hatte, waren an der Tagesordnung. Die tschechische Bevölkerung Prags sah anfangs verwundert dem bis dahin gänzlich unbekannt gewesenen Treiben zu, desgleichen die tschechische Studentenschaft, die nun reinlich von der deutschen geschieden war und eine gegenseitige Berührung auffällig vermied. Bald kam es zu offenbaren Zeichen des Mißfallens und der Feindseligkeit von dieser Seite. Neben Beschimpfungen und Verhöhnungen kamen nächtliche Ueberfälle einzelner farbentragenden Studenten, Bestürmung der Aneiptokale, wobei selbst die Polizei zu Hilfe eilen mußte, schon damals vor; aber gewalttame Ausschreitungen, wie der noch frisch in Erinnerung lebende Ueberfall in Ruchelbad und andere, von denen spätere Zeiten zu erzählen wissen, waren noch nicht auf der Tagesordnung.

Das Semester fand am 3. Juli mit einem großen DC-Commerz, wohl dem schönsten, der jemals in Prag stattgefunden hat, seinen Abschluß. Zechmeister De Gros mußte es zu vermitteln, daß der Landesausschuß — Landesausschußbeisitzer Erben hatte damals das Referat — dem Ansuchen des DC stattgab und den großen Saal in der Baumgartenrestauration zu dessen Abhaltung bewilligte. Mit dem Aufgebot aller verfügbaren Kräfte wurde die Halle festlich mit Tannen, Schildern und Wappen geschmückt. Zwischen ausländischen Pflanzengruppen

prangte das Kaiserbild. Das damals als vorzüglich bekannte Komzafische Orchester besorgte die Commerzmusik.

Zur festgesetzten Stunde fuhren die Verbindungen mit ihren Ehrengästen aus. Es sollte vermieden werden, in einen geschlossenen Zug zu geraten, damit es nicht das Aussehen einer gemeinsamen Aufahrt, zu der man polizeiliche Bewilligung bedurft hätte, gewinnen sollte. Aber der Zufall gab der Sache doch diesen Anstrich, da die Wagen alle vor der Brücke zusammentrafen und nun hinter einander über diese in einer langen Reihe hinrollten. Im Baumgarten traten dann die Verbindungen nach ihrem Alter an und marschierten, ihre Chargierten und Ehrengäste an der Spitze, unter den Klängen des Radezhymarsches in den festlich beleuchteten Saal ein. Eine Abordnung überbrachte dem Statthalter die ehrfurchtsvolle Huldigung der Versammlung.

Mehr als einem der alten Studenten, die 1848 den kurzen Rausch mitgenossen hatten, und die als Ehrengäste heute in der Mitte der jung erstandenen Verbindung anwesend waren, liefen hiebei die Freudestränen über die Wangen, sie hätten nicht zu denken gewagt, noch einmal etwas derartiges zu erleben, und in mehr als einer Rede kam der innige Herzenswunsch zum Ausdruck: „Das schön begonnene, rasch emporgeblühte Werk möge von Bestand sein, möge wachsen, blühen und gedeihen durch alle Zeiten!“

Es erscheint zum Schlusse noch nötig, einen Blick auf das Verhältnis der neuentstandenen farbentragenden Verbindungen zur Lesehalle der deutschen Studenten zu werfen. Auf dieser Seite sah man auf die Neugestaltung der Dinge nicht ohne die Besorgnis, die neuen Vereine könnten dem alten Hauptverein der deutschen Studenten abträglich werden. Eine derartige Absicht lag aber den Verbindungen fern. Dementsprechend wurde einmütig der Beschluß gefaßt, die im DC vereinigten Verbindungen anerkennen die Lesehalle der deutschen Studenten als den Hauptverein, innerhalb dessen sie selbst stehen. Pflicht eines jeden Couleurstudenten sollte es sein, auch der Halle als Mitglied anzugehören. Damit waren alle Bedenken beseitigt. Wenn ich mich recht erinnere, war die Lesehalle auch zur Teilnahme am Baumgarten-Commerz besonders eingeladen worden.

Die erste Periode, die Entstehungszeit der Prager farbentragenden Verbindungen schließt hiemit ab. Was nun folgt, ist die Zeit der Entwicklung. Von den ersten aufgeschossenen bunten Blüten, die aus dem alten Prager Bierherzogtume Lichtenhain in unerwartet rascher

Entwicklung hervorbrachten, haben sich einige bis heute erhalten. Aber schon im Jahre 1862 waren mehrere davon aufgefliegen, welche sich zu Corps erklärt, dabei jedoch die obwaltenden und maßgebenden Verhältnisse hiefür nicht gehörig in Betracht gezogen hatten; auch die meisten anderen sind nach kurzem Bestande abgestorben und haben anderen Platz gemacht. Es liegt nicht in meiner Absicht, den Wandel zu verfolgen, in welchem unter dem Einflusse der Zeitverhältnisse den Verbindungen ein immer schärfer hervortretendes deutsches nationales Gepräge aufgedrückt, aber auch unter ihnen eine so große Mannigfaltigkeit hervorgebracht wurde, daß man darin wohl einen Charakterzug der Deutschen, den unglücklichen Gang zur Sonderung erkennen muß, der zum Unheil unseres Volkes, allen Rufen zum einmütigen Zusammengehen starre Verneinung entgegen setzt. Das ist zu beklagen und es ist zu wünschen, es möchte sich bald die Ansicht Bahn brechen, daß man nicht aus eitel Principienreiterei auf das Wichtigste, was uns in unseren Zeiten not thut, auf kraftvolle, starke Einigkeit verzichten dürfe. Dann wird der nun mehr als vierzig Jahre alte Baum, anstatt sich in eitler bunter Blütenpracht zu erschöpfen, zum Heile und zum Segen unseres deutschen Volkes wahrhaft edle Früchte zeitigen!



Die Gefahren des Ostens für die europäische Landwirtschaft.

Von Ferdinand Grafen Duquoy.

Als ein neues Glied in der Kette der Umwälzungen auf landwirtschaftlichem Gebiete tritt nun Kleinasien in den Vordergrund. Mesopotamien, Babylon, Assyrien, Anatolien, Länder, deren Namen bis vor Kurzem vielen unserer Landwirte fast unbekannt waren, oder ihnen doch nur in dunkler Erinnerung standen, erscheinen nun als ein Schreckgespenst gefährlichen Wettbewerbes und bedrohen die europäische Landwirtschaft in nie dagewesener Weise.

Zweifellos wird die Lage der europäischen Landwirtschaft immer schwieriger. Der Preisrückgang der Hauptfrüchte im Allgemeinen, die unvermittelt rasche Entwicklung des Getreidemarktes vom einfachen Lokalmarte zum Weltmarkte, der fluchwürdige Einfluß des

ungebedten Terminhandels auf die Preislage der Brotfrüchte, endlich die von Jahr zu Jahr zunehmende, ländliche Arbeiternot, lasten schwer auf dem landwirtschaftlichen Betriebe.

Die sprunghafte Entwicklung der überseeischen Konkurrenz aus Nordamerika, Kanada und Argentinien mit ihrer spekulativen Tendenz, wirkt geradezu destruktiv auf die landwirtschaftlichen Verhältnisse Europas.

Besteht schon ein ungeheurer Unterschied in dem ganzen wirtschaftlichen Werdegang dieser Weltteile — Europa ein Kriegslager, Amerika ein Arbeitslager, liegt in der ganzen Entwicklung Amerikas „der Zug ins Große“, so sind hierbei zwei Umstände noch besonders zu beachten: einmal die große Steigerungsfähigkeit der Produktion und des Exportes von Amerika und die geschäftliche — vor keinem Mittel zurückschreckende — Rücksichtslosigkeit des Amerikaners. Wird die europäische Landwirtschaft schon jetzt von dort hart bedrängt, so soll sie durch die geplanten großen Eisenbahn- und Kanalprojekte geradezu erdrückt werden. Elevatoren-Besitzer üben einen fast monopolistischen Einfluß auf die Preisbildung aus und wenn das nicht genügt, wird durch die Gradierungskommissionen zc. „reguliert“.

Mit welchen materiellen Mitteln dort gearbeitet wird, geht daraus hervor, daß diese Herren u. A. bezüglich des Nachrichtendienstes über die Ernte-Ergebnisse über 250,000 Korrespondenten verfügen. Die Getreidebörse in Chicago besitzt 225 Telegraphen-Apparate zum ausschließlichen Gebrauche der Börsenbesucher. 15,000 Telegramme laufen durchschnittlich täglich dort ein und aus. Bezüglich der größeren und kleineren Kunstgriffe berichten beispielsweise englische Zeitungen, daß in letzter Zeit Besitzer von größeren Weizen-Vorräten diese statt in Lagerhäuser, in Seeschiffe als Ballast — zur Ausfüllung der leeren Schiffsräume — einlagern. Das ist sehr billig und bequem und soll zu diesem Zwecke ein Dampfer 45,000 Bushels (à 27,2 kg) Weizen so lange am Meere spazieren geführt haben, bis bessere Preise eingetreten waren. — Im Jahre 1887—88 konnte noch ernstlich von Männern der Wissenschaft behauptet werden: „Argentinien wird niemals auf dem Getreidemarkte eine Rolle spielen, denn sein Boden ist nicht fruchtbarer als der nordamerikanische und die Transportkosten vom Laplata sind größer als von New-York. Deshalb hat auch Argentinien bisher keinen beachtenswerten Getreideexport erringen können.“ Nun schon

94—95. zeigte sich uns ein anderes Bild und heute wird wohl Niemand bestreiten, daß unsere Weizenpreise mindestens um 30% höher wären, wenn Argentinien geblieben wäre, was es 1883 gewesen ist.

Was die Gefahr der argentinischen Konkurrenz aber noch verschärft, ist der Umstand, daß der Ertrag des argentinischen Landbaues immer erst nach der Ernte (Jänner — Februar) richtig beurteilt werden kann, weil diese durch die eigentümlichen Verhältnisse immer noch bis zum letzten Augenblicke vollständig vernichtet werden kann. Dieser Umstand wird von der Spekulation gründlich ausgenützt, natürlich zum Schaden der realen Getreidepreisbildung. So hat erst im Oktober vorigen Jahres die Nachricht eines Regenfalles in Argentinien einen Preissturz des Weizens von 1½ Mk. pro Tonne zur Folge gehabt. Da aber in der letzten Zeit fast alle Länder auch ihre Handelsflotten wesentlich vergrößert haben, so hat sich demzufolge die Seefracht allgemein merklich verbilligt. Es ist nun selbstverständlich, daß auch diese Erscheinung auf die europäische Getreidepreisbildung bestimmenden Einfluß nimmt.

Während wir somit erkennen müssen, daß die heimische Landwirtschaft unter immer schwierigeren Verhältnissen den Existenzkampf führt, durch den stets wachsenden Wettbewerb der neuen Welt immer mehr bedrängt wird, scheint es, daß ihr der Todesstoß vom Osten aus gegeben werden wird.

Die kapitalistischen Kreise scheinen nämlich mit dem Ergebnisse des argentinischen Unternehmens zufrieden zu sein, und „die Leitung des Unternehmungsgeistes der Völker“, wie seiner Zeit Dr. v. Siemens die Gründerthätigkeit der Banken nannte, hat — im vollsten Sinne des Wortes — ein neues Feld fruchtbarer Thätigkeit gefunden: Kleinasien und seine Hinterländer.

Betrachten wir nun diese Länder etwas näher. Schon Herodot bezeichnet Chaldäa und Assyrien als äußerst fruchtbare Landstriche und sagt, daß ein 200—300 facher Körnerertrag etwas Gewöhnliches sei. In den Schriften H u l a n d s (Getreidemarkt, Internationale Entente zur Regulierung der Getreidepreise etc.) finden wir eine Fülle belehrender Ausführungen über diese uns sonst in jeder Hinsicht so ferne liegenden Länder. So berichtet er, daß wohl schon 1856 englische Kapitalisten die Konzession zu einem Bahnbau von Smyrna nach Midin

erhielten, und daß bis zum Jänner 1898 die Erschließung Kleinasien's im weiteren Sinne auch schon so weit durchgeführt war, daß 2509 Kilometer Eisenbahnen in diesem Gebiete ausgebaut waren. Heute wetteifern die Großbanken Europas um Eisenbahn-Konzessionen in Mesopotamien, Syrien und Anatolien. Eine deutsche Bankgruppe übernimmt den Bahnbau: Angora, Cäsaria, Marasch — Antab mit entsprechenden Abzweigungen, zirka 3000 Kilometer, eine französische den Ausbau der Bahn Beirut—Damaskus—Rahat zc. und belgisches Kapital will eine Verbindung von Samsun nach Bagdad als Anschluß an die russischen Bahnprojekte herstellen. Als Hauptzweck all' dieser Bahnen müssen wir die Erschließung dieser Länder für den Export landwirtschaftlicher Erzeugnisse betrachten, und die anatolisch-mesopotamischen Bahnen erscheinen als reine landwirtschaftliche Konkurrenz-Bahnen. Dr. v. Siemens selbst sagte Anfangs Jänner in einer Versammlung der Kolonialgesellschaft in Berlin u. A. „die anatolische Bahngesellschaft ist ein rein geschäftliches Unternehmen... Da es erwiesen ist, daß die deutsche Landwirtschaft die deutsche Bevölkerung mit dem nötigen Brotkorn zu versorgen nicht im Stande ist, so sind in Bezug auf die deutsche Volksernährung der Bahn große nationale Aufgaben gestellt.“

Nach Rohrbach soll die Bevölkerung der von den Eisenbahnen durchzogenen Landstriche rund 6 Millionen betragen. Zieht man in Erwägung, daß Argentinien, das uns heute schon so gefährlich ist, nur 4,645,000 Einwohner hat, so ist es wohl einleuchtend, daß die oben genannte Bevölkerung der kleinasiatischen Gebiete mehr als zahlreich genug ist, um diese Länder unter entsprechenden Verhältnissen, leicht in ein höchst bedrohliches landwirtschaftliches Konkurrenzgebiet umzugestalten, umsomehr als diese Bevölkerung von Kennern der Verhältnisse als für den Landbau sehr tüchtig bezeichnet wird. Daß diese Befürchtungen vollberechtigt sind, erhärtet die Entwicklung der anatolischen Bahnen nur zu sehr. Die Geschäftsberichte dieser Bahnen bezeichnen selbst die Ausfuhr des Getreides als den wichtigsten Teil ihrer Transporte. Die Menge des ausgeführten Getreides betrug bei nur 935 Kilometer Bahnlänge

1894 —	23,000	Tonnen
1895 —	39,800	„
1896 —	155,900	„
1897 —	270,000	„
1898 —	410,000	„

Bedenkt man, daß nun 2400 Kilometer dazu kommen, so kann man sich leicht ein Bild von der weiteren Export-Entwicklung dieser Bahnen machen. Nach Broomhall hat im Jahre 1897 die asiatische Türkei 1,345,000 Tonnen Weizen exportiert, kam somit in diesem Jahre dem argentinischen Weizen-Export gleich. Damals betrug die Kilometerlänge der im Betriebe stehenden Bahnen daselbst 2509. Binnen wenigen Jahren sollen nun 3000—4000 Kilometer neu dazu gebaut werden. Daraus geht doch klar hervor, daß in kurzer Zeit die kleinasiatische Konkurrenz weit größer sein wird, als die argentinische. Was die Fläche des anbaufähigen Bodens, die von diesen Bahnen durchzogen werden soll, betrifft, so gibt Sprenger für Babylonien 25 Millionen ha guten Alluvialbodens an, dazu kommen die sehr fruchtbaren Ebenen Syriens und die Gebiete von Angora und Konia. Im Ganzen kann mit einer Fläche von 40 Millionen ha anbaufähigen Landes gerechnet werden. Kommen diese Bahnprojekte zur Durchführung, so dürfte dadurch eine anbaufähige Fläche erschlossen werden, die größer wäre, als das bebaute Land von Deutschland und Frankreich zusammen!

Wir haben schon auf Herodots Urteil über die Fruchtbarkeit dieser Landstriche hingewiesen. Kärger nennt in Anatolien

Eine Mißernte . . . = 9,90 — 13,20 q

Einen Durchschnittsertrag = 26,40 — 33 q

und bezeichnet einen Ertrag auf gedüngtem und bewässerbarem Boden von = 66 — 165 q per ha als Maximum. Für deutsche Rübenböden nimmt er = 33 — 60 q als Maximum an. Die türkische General-Inspektion gibt: 22,870 kg Gerste per ha als „guten“ Ertrag an. In Böhmen rechnet man durchschnittlich: 13,8 q per ha. Preßl berichtet, daß einige gute Straßen — vom Innern des Landes zum Hafen von Samsun im Vilajet Sivas — genügten, um den Wert der Ausfuhr dieses Hafens in den Jahren von 1884—1890 von: 12,347,068 Frs. auf: 23,801,502 Frs. zu steigern. Was ist das gegen die zu gewärtigenden Erfolge nach Ausbau eines rationalen Eisenbahnnetzes! Nach Sprenger werden die Produktionskosten pro ha mit 50 Mk. gerechnet, da er nur 16 Meterzentner pro ha als Durchschnittsertrag annimmt, so ergibt das: 3 Mk. 12 Pfg. für 100 kg.

Die Hauptfrage ist nun, um welchen Mindestpreis dieses Getreide auf den Markt gebracht werden kann. — Rechnen wir für

günstige Jahre einen Minimal-Ertrag von 30 Meterzentner pro ha und behalten wir die schon berührten 50 Mk. für Produktionskosten bei, so ergibt sich für die zu erschließenden Länder ein Minimalpreis von 1 Mk. 66 Pfg. pro 100 kg Weizen!

Für die Konkurrenz-Wirkung sind gewiß die Transportverhältnisse von größter Bedeutung. Es läßt sich nun nicht bestreiten, daß auch in dieser Hinsicht die kleinasiatischen Länder außerordentlich günstig gelegen sind. Von Alexandrette bis zum Euphrat sind nur 170 Kilometer, von Dakota bis New-York 3200 Kilometer, von Charkow nach Odessa 1000 Kilometer, von den indischen Nordwest-Provinzen bis Bombay 1200 Kilometer. Der durchschnittliche Landtransport des aus Anatolien, Mesopotamien und Syrien nach Ausbau des Eisenbahnnetzes zum Export kommenden Weizens darf durchschnittlich auf unter 500 Kilometer geschätzt werden. Werden 5 Pfennig pro Tonnenkilometer angenommen, so ergibt sich ein Transportpreis von 2,50 Mk. für 100 kg Weizen bis zur See. Von den kleinasiatischen Häfen des mittelländischen und Marmarameeres bis Genua oder Marseille schwankt die Fracht zwischen 40 bis 65 Pfennig pro 100 kg, von da bis ins Innere von Deutschland oder Frankreich kommen noch 2,50 Mk. zu berechnen.

Fassen wir das zusammen, so ergeben sich für 100 kg Weizen kleinasiatischer Provenienz folgende Ziffern:

Minimalpreis am Produktionsorte	= 1,66 Mk.
Bahntransport bis zum Exporthafen	= 2,50 „
Seefracht bis Marseille oder Genua	= 0,50 „
Landtransport vom Hafen bis ins Innere von	
Deutschland oder Frankreich	= 2,50 „
zusammen	= 7,16 Mk.

Sonstige Spesen (Versicherung etc.) zugerechnet, wird sich daher der Preis mesopotamischen Weizens auf den mitteleuropäischen Märkten pro 100 kg ohne Zoll auf 8,50 Mk. stellen, oder die Tonne rund auf 85 Mk.; in Frankreich somit mit dem dortigen Zollzuschlag von 56 Mk. auf 141 Mk., in Deutschland mit dem Zolle von 35 Mk. auf 120 Mk. In Deutschland stellt man 200 Mk. als den Minimalpreis auf, der die Produktionskosten des heimischen Weizenbaues decken würde. — Das wäre der Konkurrenzpreis dieser Gebiete unter normalen Verhältnissen. Kommt es aber einmal zu einer türkisch-kleinasiatischen Krise — die mit einer gewissen Wahr-

scheinlichkeit zu erwarten ist, gerade so wie die unheilvollen argentinischen und nordamerikanischen Spekulationskrisen — so würde sich der Preis des anatolischen Weizens in Mitteleuropa um mindestens 26 Mk. noch billiger stellen; wir kommen damit auf den Betrag von 59 Mk. pro Tonne für anatolischen Weizen auf mitteleuropäischem Markte!

Diese Ziffern sprechen mit furchtbarer Klarheit der europäischen Landwirtschaft das Todesurteil. Denn alle Faktoren, die in der Lage sind auf die kleinasiatischen Exportbestrebungen Einfluß zu nehmen, fördern diese Unternehmungen in wirksamster Weise. — So wurden im November vorigen Jahres in Konstantinopel, Konia und Angora Getreidebörsen errichtet, und man kann ruhig behaupten, daß die Organisierung des Getreidehandels für Kleinasien hauptsächlich durch den Ausbau der besprochenen Bahnlinien stattgefunden hat. Weiters hat eine kaiserliche Trabe vom 18. Dezember 1901 bestimmt, daß das auf diesen Bahnen beförderte Getreide von denjenigen Abgaben, welche bisher von den verschiedenen Ortschaften erhoben wurden, befreit sein soll.

Ende Jänner dieses Jahres ging die Nachricht durch die öffentlichen Blätter, daß dem großen Projekte der sog. Bagdadbahn die Konzession erteilt und nicht nur deutsches, sondern auch französisches Kapital daran beteiligt sei. Also auch hier sehen wir, daß die Kapitalskräfte zweier Länder, deren Landwirtschaft den Existenzkampf führt, ein Unternehmen fördern und beleben, dessen Endziel ja schließlich doch die Vernichtung der europäischen Landwirtschaft sein wird.

Ein anderes Riesenprojekt, die große sibirische Bahn, geht ihrer Vollendung entgegen; dann ist die Kette geschlossen, der eiserne Ring geschmiedet, der die heimische Landwirtschaft erdrosseln muß. Rußland schließt eine seiner vortrefflichen Ausführungen mit dem lapidaren Satz: Man muß erkennen, daß die jetzige Agrarkrise ein kapitalistisches Problem ist!

Die oben des Näheren besprochenen Eisenbahnprojekte kommen zur Ausführung oder sind schon vollendet, und eine Krise nie dagewesener Ausdehnung wird über die heimische Landwirtschaft hereinbrechen. Eine furchtbare Verantwortung lastet auf denen, die diese Verhältnisse aus Gewinnsucht herbeigeführt, eine nicht minder schwere Verantwortung aber haben diejenigen zu tragen, die es unter-

lassen würden, die Wirkungen dieser Katastrophe zu verhindern, oder doch wenigstens abzuschwächen.

Mit welchen Mitteln aber?

Vor Allem erscheint es mir eine Pflicht aller derjenigen, die Herz und Sinn für die Landwirtschaft haben, diese Gefahren aufzudecken und sie offen zu besprechen; denn nur, wer die Gefahr kennt, kann sie auch mit Erfolg bekämpfen. Daß aber Landstriche von unermesslicher Größe, begünstigt durch eine seltene oro- und hydrographische Situation, wie durch ein herrliches Klima nun auch noch ausgerüstet mit vorzüglichen Verkehrsmitteln, Gebiete, denen diese Voraussetzungen fehlen, oder doch nur in weit geringerem Maße eigen sind, im landwirtschaftlichen Wettbewerbe zu Grunde richten müssen, das bedarf wohl keiner weiteren Beweisführung.

Weiters muß die Einführung zielbewußter und ausreichender Zölle der heimischen Landwirtschaft denjenigen Schutz gewähren, unter dessen Einwirkung sie im Kampfe mit dem Importe aus dem Osten Siegerin bleiben kann. Die Gegner der agrarischen Schutzbewegung führen als eines der Hauptargumente gegen hohe Zölle, die Beeinträchtigung des eigenen Exportes an. Ein genauer Kenner der Verhältnisse und Vertreter der Industrie: Sekretär *M a u n i g* weist in seiner interessanten Schrift „Der Zolltarif und die Reciprocitätsverträge der Vereinigten Staaten“ u. A. darauf hin, daß die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika von allen Staaten der Welt die höchsten Schutzzölle und die größte Ausfuhr besitzen. Er hebt ausdrücklich hervor, daß es dort zollpflichtige Artikel gibt, die mit 50%, also bis zur Hälfte des Waarenwertes belastet sind. Und trotz dieser hohen Zölle — die man fast als ein System der Prohibitivzölle bezeichnen kann — hat sich die Einfuhr in die Vereinigten Staaten nur verfünffacht, die Ausfuhr derselben aber verzehnfacht. Unsere Ausfuhr nach Amerika hat sich dagegen gleichzeitig sehr verringert, die Einfuhr von dort aber verdreifacht. Das sind die Erfolge einer rücksichtslosen gegenüber einer zaghaften Zollpolitik. Also keine Angst für unseren Export bei der Erstellung landwirtschaftlicher Schutzzölle, Amerika geht voran!

Unerläßlich scheint uns endlich die weitere Ausgestaltung der genossenschaftlichen Organisation auf landwirtschaftlichem Gebiete, behufs Hebung des Standesbewußtseins und zur Kräftigung in der Abwehr. Wie weit es Gemeinfinn auch auf diesem Felde bringen kann, dafür bringt uns Rußland auch ein leuchtendes Beispiel aus Amerika.

Bis zu Ende des vorigen Jahres betrug die Zahl der Mitglieder in der agrarischen Zentralunion 5,9 Millionen, indem sich

The National Grain Growers Association . . mit = 1,000,000

The National Cotton Growers Association . . mit = 500,000

The National Live Stock Raisers Association mit = 800,000

The National Wool Growers Association . . mit = 100,000

Mitgliedern an die National Farmers Alliance and Industrial Union angeschlossen hatten.

Kundgebungen, Wünsche und Beschwerden derartiger Organisationen dürfen wohl nirgends leichtthin in den Wind geschlagen werden. Die Hände in den Schoß zu legen wäre in der vorliegenden Frage ein Verbrechen; denn es handelt sich um ungezählte Existenzen, um das Sein oder Nichtsein unserer heimischen Landwirtschaft, endlich um den Fortbestand eines der zahlreichsten und wichtigsten produktiven Stände!

Schäffle sagt in seiner „Incorporation des Hypothekarkredits“: Die Blüte, die aus dem Ruine des Bauernstandes ersprießt, sehen wir an der römischen Campagna, an der Lage der pellagrafranken, italienischen Colonen, an den Zuständen Irlands!

Videant consules . . . wir stehen vor dem Abschlusse neuer Handelsverträge und dem Baue großartiger Wasserstraßen.

Hauenstein, 28. Januar 1902.



Das deutsche Volksbildungswesen in Böhmen.

Von Ludwig Fleischner.

(Schluß.)

Es sollen nun eine Anzahl von Volksbüchereien und Freilesehallen erwähnt werden, die nicht von den großen nationalen Verbänden, sondern teils von Privaten, teils von anderen Korporationen gegründet und erhalten, für das geistige Leben der Deutschen Böhmens eine große Wichtigkeit erlangt haben. An die Spitze dieser Institutionen stellen wir die Anna Klingersche Volksbibliothek in Neustadt a. d. Tafelsichte. Im Jahre 1895 widmete Herr Oskar von Klinger zur Erinnerung an seine verstorbene Gattin der Stadtgemeinde ein Kapital von fl. 1500.— zur Errichtung einer Volksbibliothek und sagte zugleich für die folgenden 10 Jahre einen Beitrag von je fl. 200.— zu. Im Jahre 1897 erwählte die Gemeindevertretung zwei Verwaltungsräte der Stiftung und bestellte einen Bibliotheksleiter. Als die Bücherei am

20. September 1897 eröffnet wurde, zählte sie 1333 Bände. Der Stifter übergab sie nun in den Besitz der Gemeinde. Die Bücherei hat sich seither zu einem Bedürfnisse der Stadt herausgebildet; so wurden an einem einzigen Tage (22. Oktober 1897) 266 Bücher verliehen und ebenso viele zurückgebracht. Die ersten drei Monate der Benützung wiesen folgende Statistik auf: Fabrikarbeiter 189, Fabrikarbeiterinnen 28, Fabrikbeamten 98, Porzellanmaler 38, Gewerbetreibende 36, verschiedene Stände 46, Frauen und Mädchen 113; die Stadt zählt ungefähr 4600 Einwohner, es kommt somit für den zwölfwöchentlichen Durchschnitt schon ein Buch auf je einen Einwohner. Als sich der Bücherbestand zu klein erwies, schenkten die Söhne des Stifters den Betrag von fl. 500.— zum Ankauf neuer Bücher; auch von anderen Seiten ließen Geld- und Bücherspenden ein. Im Jahre 1900 widmete Herr Oskar v. Klinger anlässlich des Scheidens seines Proturisten R. Eder der Bibliothek abermals den Betrag von Kr. 1000.— Innerhalb der ersten drei Jahre ihres Bestandes wurde die Bücherei von 1184 Lesern benützt, die rund 44 000 Bände entlehnten.*) Es besteht eine eigene Bibliotheksordnung, nach welcher die städtische Volksbücherei bis auf weiteres von den Bewohnern der Stadt kostenfrei benützt werden kann. Auch ein Bücherkatalog wurde hergestellt, der die Reichhaltigkeit dieser wahrhaft gemeinnützigen Institution darthut.

Unter den städtischen Volksbüchereien und Freilesehallen ist ferner jene der Stadt Auffig zu erwähnen. Sie wurde im Jahre 1897 vom „Bunde der Deutschen in Nordböhmen“ angelegt und zunächst im Gewerbemuseum untergebracht; später kam sie in die Knaben-Volkschule, und gleichzeitig wurde eine Freilesehalle eingerichtet. Am 2. März 1898 wurde die neue Einrichtung der Öffentlichkeit übergeben, und am 20. Januar 1899 ging der ganze Bücherbestand in den Besitz der Stadt Auffig über. Die Bücherei besitzt gegenwärtig 4492 Bände. Im Jahre 1901 waren 2266 Leser eingeschrieben, die 38 762 Bände entlehnten. In der Lesehalle verkehrten in diesem Jahre 25 500 Personen. Die Gesamtkosten, die seit der Gründung der Institution durch die Stadt, sowie durch öffentliche und private Subventionen aufgebracht wurden, belaufen sich auf etwa Kr. 10 000.—, die sich auf Einrichtung und Bücherbeschaffung verteilen.

In Karlsbad beschäftigte sich schon im Jahre 1892 der Bezirkslehrerverein mit der Frage der Errichtung einer Volksbibliothek, doch erst am 1. November 1899 wurde eine solche durch die Munificenz der Sparcassa-Verwaltung mit Unterstützung der Stadtgemeinde nach dem Muster der Ottendorfer'schen in Zwittau eingerichtet; in Verbindung mit der Bücherei besteht auch eine Freilesehalle. Die Stadt stellte die nötigen Lokalitäten bei, und schon im Dezember 1899 wurden 2974 Bücher entlehnt, ebenso wurde die Lesehalle durchschnittlich von 30 Personen täglich besucht. Im November 1900 stieg die tägliche Buchausgabe auf 73; es erschien zu dem bereits früher veröffentlichten Kata-

*) Einer uns nach Niederschrift dieser Arbeit von dem Bibliothekar Herrn J. Kneške zur Verfügung gestellten Statistik ist zu entnehmen, daß aus der Bibliothek im Jänner und Februar ds. Js. zusammen 2407 Bände entlehnt wurden.

log noch ein Nachtrag, der ungefähr 500 Bände aufweist. Die Bücherei bestand Ende Februar d. J. aus 2144 Bänden. Nach dem über das zweite Verwaltungsjahr (1900—1901) ausgegebenen Berichte betrug die Gesamtzahl der Entlehnungen in dem angegebenen Zeitraume 17670 gegen 13669 im Vorjahre. Durchschnittlich gelangten täglich 119 Bücher zur Ausgabe. Die Freilesehalle, die während des Sommers geschlossen war, wurde am 20. Oktober 1901 wieder eröffnet. Im Jänner und Februar d. J. wurde sie von 1517 Personen besucht. Vorträge wurden in der Bibliothek und schon vor deren Errichtung im Cursalon durch Vermittlung der Prager wissenschaftlichen Vereine gehalten. Auch der entomologische Verein in Karlsbad läßt periodische Vorträge aus dem Gebiete der Insektentunde abhalten.

Im Jahre 1897 konstituierte sich in Karlsbad der „Deutsche Volksbildungsverein für Böhmen“, dessen Wirken aber nach kurzer Zeit schon, durch mancherlei störende Zwischenfälle veranlaßt, unterbrochen wurde. Seinen Satzungen gemäß besteht sein Zweck in der Verbreitung von Bildung und Aufklärung im Volke; dieser Zweck soll durch Verbesserung des Schulwesens, durch Veranstaltung von Vorträgen, sowie durch Errichtung von Volksbüchereien erreicht werden. Im März 1901 hat sich der Verein, der eine zeitlang seine Thätigkeit eingestellt hatte, neu konstituiert; er veranstaltete mehrere Vorträge in Karlsbad und Umgebung und hofft nunmehr, auch weiterhin ungestört ersprießlich wirken zu können. Nach den Satzungen können überall dort, wo mindestens 20 Mitglieder sich befinden, Zweigvereine (Ortsgruppen) gebildet werden.

Wir führen nun noch eine Anzahl von Volksbildungsvereinen, Volksbüchereien und Freilesehallen an, die sich in Deutschböhmen befinden, bemerken jedoch, daß die Liste auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, zumal es nicht leicht war, die einschlägigen Daten zu erlangen. *)

In Smichow bei Prag befindet sich seit 20 Jahren der „Deutsche Fortbildungsverein“, der Vorträge aus den verschiedensten Gebieten von berufenen Fachmännern abhalten läßt und eine reichhaltige überaus stark benützte Volksbücherei besitzt. Ähnliche Zwecke verfolgt auch der Fortbildungs-Verein „Walthalla“ in Prag.

In Grasslitz wurde am 1. Jänner 1896 vom dortigen Lehrervereine gemeinsam mit dem dortigen Gewerbevereine eine Bibliothek ins Leben gerufen, die gegenwärtig etwa 2500 Bände enthält, die in der Knabenschule untergebracht sind. Die Einrichtung dieser Bücherei ist musterhaft und für andere Städte vorbildlich geworden. Sie erhält als Subvention vom Gewerbevereine Kr. 40.— und vom Lehrervereine Kr. 20.— jährlich; im Jahre 1901 gewährte auch die Stadtgemeinde eine Subvention von Kr. 100.—. Einzelne Vereine spendeten Beträge von 6—20 Kr. Die Bibliothek wird namentlich von Arbeitern stark benützt. Im Schuljahre 1900/1901 wurden an 46 Aus-

*) Ich erachte es im übrigen für meine Pflicht, auch an dieser Stelle allen jenen Korporationen und Personen, die meine Aufträgen bereitwilligst beantworteten und mich auch durch Zusendung von Material unterstützten, wärmsten Dank zu sagen.

lehtagen 4233 Bücher ausgefolgt. In Pirkenthaler bei Grätz ist die Bibliothek in der Gemeindefanzlei untergebracht; die Verwaltung besorgt der Lehrkörper der Volksschule. In Ziegelhütten bei Pirkenthaler spendete die Gutsbesitzersgattin Frau Fischer auf Schloß Pirkenthaler im Jahre 1899 der Schule eine viele hundert Bände zählende Bibliothek, die allen Ortsbewohnern unentgeltlich zur Benützung offen steht; die genannte Dame spendete auch die nötigen Geldmittel zur Einrichtung der Bücherei. In Rochlitz besteht schon seit mehreren Jahren eine Volksbücherei; alljährlich zählt man durchschnittlich gegen 1000 Ausleihungen. In Littenitz bei Drumlam durch die Bemühungen des dortigen Lehrers für die umliegenden Schulgemeinden eine Volksbibliothek, namentlich durch Spenden des Prager gemeinnützigen Vereines, zustande. In Drahowitz bei Karlsbad besteht seit dem Jahre 1891 eine Gemeinde-Volksbibliothek, deren Verwaltung auch das Vortragswesen pflegt; sie steht allen Gemeindefassen unentgeltlich zur Verfügung. In Joachimsthal besteht seit dem Jahre 1884 eine vom dortigen Oberlehrer gegründete Volksbibliothek; außerdem besteht daselbst seit 1880 ein Verein „Freilesehalle und Freibibliothek,“ der Vorträge veranstaltet. Auf besonderen Wunsch werden im LeseSaale auch Speisen und Getränke verabreicht. In Barringen besteht ein vom Lehrerverein gegründeter Leseverein und eine Volksbibliothek, die an 1400 Bände zählt, unter welchen sich eine eigene Jugendbibliothek befindet. In jedem Monate wird ein „Bildungsabend“ abgehalten, an welchem wissenschaftliche Fragen erörtert und ernste und heitere Vorträge abgehalten werden. Die Bücher werden gegen eine geringe Leihgebühr ausgeliehen. In Pomeisl wurde im Jahre 1897 eine Volksbibliothek gegründet, die von der Stadtgemeinde ins Eigentum übernommen wurde; sie zählt an 700 Bände, darunter auch Spenden eines ehemaligen Schülers der dortigen Volksschule. In Friedland wurde am 1. Jänner 1898 vom „Deutschen Herbergs-, Dienst- und Arbeitsvermittlungsverein“ eine „Deutsche Volksbücherei“ mit 150 Bänden begründet; die Bücherei wird von der Stadtgemeinde Friedland, vom deutschen Volksverein und von anderen Korporationen und Privaten subventioniert. In Grafenried bei Bischofteinitz entstand im Jahre 1894 eine Volksbibliothek, die vom landwirtschaftlichen Vereine verwaltet wird. Zur Gründung der Bibliothek trug auch der Pfarrer durch Bücherspenden bei. In Grottau wurde im November 1894 eine Volksbücherei mit 360 Bänden eröffnet. Durch das Vermächtnis ihres Altbürgermeisters gelangte die Gemeinde Röhrsdorf bei Schlackenau in den Besitz einer an 600 Bände zählenden Bibliothek. In Warnsdorf besteht seit 1874 eine Volksbibliothek des pädagogischen Vereines; im Jahre 1897 hat der Kaufmännische Verein die Errichtung einer öffentlichen Lesehalle beschlossen, die jedoch nur bestimmten Korporationen offen steht. Für jeden illustrierten Band wird eine Abnutzungsgebühr eingehoben. In Benschen hat die Stadtgemeinde eine Volksbibliothek errichtet. Auch in Braunau besteht eine solche, für welche die Stadt und die Sparcassa das Lokal, die Beheizung und die Geldmittel beistellen. In Ringenheim bei Fried-

land besteht eine Volksbücherei, die jährlich an 500 Ausleihungen aufweist. In Theresienstadt hat der deutsche Fortbildungsverein im Jahre 1895 eine Volksbibliothek und Freilesehalle errichtet; den Grundstock der Bibliothek stellte der Schulvereinsgau in Auffsig bei; es werden daselbst auch Vorträge abgehalten. In Müllersgrün bei Petschau besteht eine vom Feuerwehrverein errichtete Volksbibliothek. In Oberleutensdorf bei Teplitz hat der Volksbildungsverein eine Volksfreibibliothek errichtet und veranstaltet auch Vorträge; in Turn bei Teplitz besteht eine Freibibliothek, die auf Anregung der dortigen Lehrer gegründet wurde. In Haddelsdorf bei Hohenelbe wurde im Jahre 1888 eine Volksbibliothek eröffnet, 1890 folgte ein Volksbibliotheksverein. In Kreibitz-Neudörfel wurde im Jahre 1891 eine Bibliothek vom dortigen Lehrkörper ins Leben gerufen. In Haida besteht ein Fortbildungsverein mit einer Freibücherei. In Reichenberg wurde im Jahre 1885 auf Anregung des dortigen Lehrervereines eine Volksbibliothek errichtet, die auch von der Stadt und der Sparcassa subventioniert wird. In Elbogen besteht ein Volksbildungsverein, in welchem seit 1896 regelmäßig Vorträge und Vortragscyclen von Professoren der Mittelschulen, Bürgerschullehrern, Ärzten, Notaren u. abgehalten werden; es finden alljährlich 5—8 Vorträge statt. Volksbüchereien befinden sich ferner in Lieben bei Prag, in Nemes, in Nedwieditzsch, in Schab, in Zeidler bei Schönlinde vom Turnvereine, in Kreibitz vom deutsch-politischen Fortbildungsvereine, in Pommersdorf bei Hohenelbe vom Volksbüchereivereine, in Trautenu vom Bezirkslehrervereine, in Töbau bei Duppau vom Lese- und Fortbildungsvereine, in Deutsch-Gießhübel vom landwirtschaftlichen Kasino, in Tannwald vom Lehrkörper der Volksschule gegründet; diese Bücherei ging jedoch im Jahre 1888 in das Eigentum der Marktgemeinde Tannwald über; sie erhält von der dortigen Baumwollspinnerei eine Jahressubvention. Wir erwähnen ferner die Volksbüchereien in Wscherau, in Dittersbach bei Friedland, in Unter-Weßnitz, in Czachau, in Meinetzschlag, in Skupitz, in Schönbach bei Msch, in Tweras bei Krummaw, in Grulich, in Chotieschau bei Pilsen, in Konsparg, in Neuberg bei Msch, woselbst auch eine Fabrikbibliothek der Webwarenfabrik von Gebr. Adler besteht, in Altendorf bei Marschen-dorf, in Grünthal bei Gablonz, in Dobrzan, in Loppersdorf bei Welchau und in Graditz; diese Volksbücherei ist durch Zusammenziehung der Bücherei des deutsch-pädagogischen Vereins im deutschen Schulbezirke Königinhof und der Bibliothek des deutschen landwirtschaftlichen Vereins des politischen Bezirkes Königinhof entstanden; alle Schulleitungen des Bezirkes haben Bücherfilialen errichtet; der deutsch-pädagogische Verein dieses Bezirkes veranstaltet auch bei freiem Eintritt Volksbildungsabende, die sehr gut besucht sind. Schließlich sei noch die Volksbücherei in Wedelsdorf erwähnt, in welchem Orte auch eine Pfarrbibliothek besteht, aus der Kinder und Erwachsene unentgeltlich Bücher entlehnt erhalten.

Eine besondere Hervorhebung verdienen noch die in den industriellen Betrieben befindlichen Volksbüchereien. Außer den bereits

erwähnten besteht auch eine solche in Maffersdorf in dem Etablissement der Firma Ginzken, in der auch Vorträge abgehalten werden; dortselbst besteht ferner ein Fortbildungsverein, der auch Volksunterhaltungsabende veranstaltet. Es befindet sich ferner eine Bücherei für die Arbeiter in der Fabrik von J. Eichmann in Arnau a. G., die etwa 2500 Bände zählt und die sehr stark benützt wird; ebenso hat das Etablissement von Joh. Kluge in Altstadt bei Trautenau 1890 nebst einer Näh- und Kochschule für die Arbeiter auch eine Bücherei eingerichtet, die nun mit der Gemeinde-Volksbibliothek verschmolzen ist, und plant die Errichtung einer Freilesehalle.

Wir haben noch der zahlreichen Arbeiterbildungsvereine zu gedenken, die zwar auch andere Zwecke verfolgen, aber doch nach Maßgabe ihrer Mittel Volksbüchereien errichten und Vorträge für ihre Mitglieder abhalten lassen. So gibt es z. B. im Teplitzer Bezirke allein 49 Arbeiterverbände, die Büchereien besitzen, die aber noch der Zentralisation entbehren; ihre Mitglieder stehen mit dem Volksbildungsverbände daselbst in reger Fühlung und besuchen auch dessen Freilesehalle in Tepliz. Viele von diesen Vereinen heißen „Volksbildungsvereine“, wenn ihre Tendenz auch vornehmlich auf Verbreitung der sozialdemokratischen Lehren gerichtet ist. Auch ihre Zeitungen bringen mit Vorliebe Artikel aufklärenden und volksbildenden Inhalts, sowie sie überhaupt allen von den großen Volksbildungsvereinen ausgehenden Anregungen sympathisch gegenüberstehen.*)

Es darf auch der Wert der Presse für die Verbreitung von Volksbildung in unseren Tagen nicht gering angeschlagen werden. Neben den belehrenden und bildenden Artikeln in den großen Tagesblättern, die eine pädagogische, naturwissenschaftliche, technische und medizinische „Rundschau“ veröffentlichen, besitzen wir auch Zeitschriften, die fast vollständig im Dienste der Volksbildung stehen; wir nennen nur die von Oberlehrer Grumbach geleiteten „Freien Bildungsblätter“ (Drahowitz), „Unser Egerland“ (Eger), „Mitteilungen des nordb. Erkursionsklubs“ (Leipa), „Der Böhmerwald“ (Prachatitz), „Deutsch Böhmerland“ (Braunau), „Aus deutschen Bergen“, „Die Erzgebirgszeitung“, „Der Gesundheitslehrer“ u. a. m.

Auch die vielen Fach- und Fortbildungsschulen sind wesentlich geeignet, die Volksbildung zu fördern; Böhmen besitzt die meisten gewerblichen Lehranstalten (52 staatliche und 16 nichtstaatliche); sie dienen in hohem Maße zur praktischen Ausbildung weiter Volkstreife; die Lehrkörper solcher Schulen gaben auch, wie wir gesehen haben, sehr häufig die Anregung zur Errichtung von Volksbüchereien, die sie dann verwalten.

Mit besonderer Befriedigung muß überhaupt die Wirksamkeit der deutsch-böhmischen Lehrerschaft im Dienste der Volksbildung im weitesten Sinne hervorgehoben werden; sie veranstalten Elternabende, halten Vorträge ab, geben Heimatsstunden heraus, sind literarisch

*) Auch die vor kurzem in Prag errichtete Toynbee-Halle, die Bildungszwecke verfolgen, eine Freilesehalle und Bibliothek errichten will und Vorträge abhalten läßt, soll hier als Bildungsverein genannt werden.

thätig und auch selbst beflissen, sich stets fortzubilden. Die auf ihr Betreiben entstandenen Hochschulkurse für Lehrer haben sich seither im allgemeinen bewährt, zur Hebung des Ansehens der Lehrerschaft beigetragen, und es steht zu erwarten, daß diese Fortbildung der Lehrer auch der Volksbildung zu gute kommen wird. Auch bei anderen sozialen Wohlfahrts Einrichtungen, wie Lehrlingshorden, Mädchenheimen, Antialkoholvereinen, Sanitäts- und Feuerwehrvereinen u. a. m. finden wir Lehrer in leitenden oder verwaltenden Stellungen. Und welche Summe von Bildungsstoff findet sich oft in den Versammlungen der Lehrervereine (im Ganzen 182 in Deutsch-Böhmen) aufgespeichert! Da werden Vorträge über die verschiedensten Fragen abgehalten und, wie in der „Vereinigung der Aufziger Lehrer,“ durch Veranstaltung von „Eternabenden“ ein engerer Zusammenschluß zwischen Schule und Haus angebahnt. Im Jahre 1897 wurden auch im deutschen Landeslehrerverein in Reichenberg Vorträge über Volksbildung abgehalten, und einige Zweigvereine dieses Verbandes haben eigene Volksbüchereien aufgestellt. Im Zusammenhange mit dem Wirken der Lehrerschaft darf auch des Deutschen Schulvereins nicht vergessen werden, der Volksbüchereien errichtet und unterstützt und durch Errichtung von Schulen und Kindergärten, durch Verleihung von Stipendien und Herausgabe von Druckschriften sicherlich der Volksbildung große Dienste leistet.

Als Stätten der Volksbildung dürfen ferner die Theater nicht übergangen werden. Außer der Landeshauptstadt besitzen auch viele Provinzstädte entsprechende Bühnen, auf denen regelmäßig auch volkstümliche und klassische Aufführungen stattfinden. Es gibt in Deutschböhmen 42 Theaterdirektionen und reisende Gesellschaften, bei denen freilich oft mehr der Wille als die That zu loben ist; gute ständige Theater besitzen Teplitz, Karlsbad, Reichenberg, Pilsen und mit gewissen Einschränkungen auch Budweis; in Aussig soll erst ein Theater gebaut werden. Stehen die Darbietungen auf einzelnen dieser Bühnen, wie wir schon an einem anderen Orte*) dargethan haben, auch nicht alle auf gleicher Höhe und werden die Kunststätten vielfach auch noch vom bloß geschäftlichen Standpunkt aus geleitet, so bieten sie doch bescheidenen Zuschauern Gelegenheit, die Meisterwerke der Dichtung verkörpert zu sehen und namentlich die Jugend für das Große und Edle zu begeistern, da viele Bühnen besondere Schülervorstellungen veranstalten.

Ebenso dürfen die vielen Museen, Galerien und Sammlungen, die zumeist zu unentgeltlichem Besuche offen stehen, nicht übergangen werden. Wir besitzen in Böhmen zahlreiche städtische Museen für bildende Künste, für Kunstgewerbe, Numismatik, Anthropologie u. s. w., die für die großen Massen noch besser verwertet werden könnten, wenn man sich nach dem Vorbilde Lichtwarks in Hamburg zu regelmäßigen Führungen durch diese Sammlungen entschließen könnte. Auch die bevorstehende Errichtung der Kunstgalerie in

*) „Die Kunst und das Volk.“ Von Ludwig Fleischer. Prag, J. G. Calvesche K. u. K. Hof- u. Univ.-Buchhandlung, 1901.

Prag, die der Munificenz des Kaisers ihre Entstehung verdankt, wird gewiß nachhaltig zur künstlerischen Erziehung der Bevölkerung beitragen.

Schließlich sei noch auf die vielen Vereine hingewiesen. So zunächst auf die wissenschaftlichen Vereine, deren es in Deutsch-Böhmen weit über 100 gibt. An ihrer Spitze steht die im Jahre 1890 begründete „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen,*)“ die mit ihren reichen Mitteln hauptsächlich große wissenschaftliche und künstlerische Unternehmen fördert, die aber auch Dichtern, Tonkünstlern, Malern u. A. Stipendien gewährt und mit ihren verschiedenen Publikations-Reihen ebenfalls zur Erweiterung der Volksbildung beiträgt. Auch die für weitere Kreise berechnete Monatschrift „Deutsche Arbeit“ verdankt ihre Entstehung der Gesellschaft, die nach den Worten ihres Vorsitzenden „aus dem lebendigen Gefühle der Gemeinschaft mit dem deutschen Volk in Böhmen und dessen geistigen Interessen“ erwachsen ist und es sich zur Aufgabe gestellt hat, „planmäßig den wissenschaftlichen, künstlerischen, litterarischen Dienst für das deutsche Volk in Böhmen zu organisieren.“ Ferner sei noch verwiesen auf die vielen Gesangs- und Turnvereine, die durch Pflege des Volksgesanges und der Jugendspiele in ihrer Art ebenfalls volksbildend wirken. Sie tragen viel dazu bei, Reste des alten Volkstums zu erschließen, volkstümliches Bewußtsein, sowie volkstümliche Art und Sitte in weiten Bevölkerungstreffen zu hegen und zu pflegen.**)

Anhang.

Ueber die volkstümlichen Hochschulvorträge von Adolf Hauffen.***)

In Kürze soll nun noch einer (den Volksbildungsbestrebungen angehörigen) Einrichtung Erwähnung geschehen, die namentlich seit den letzten Jahren in besonderer Weise zur Verbreitung von Volksbildung beigetragen hat und die zur Zeit in erfreulichem Aufschwunge begriffen ist. Es ist dies die *Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung*, die sogenannte *University extension*.

*) Eine Uebersicht der Leistungen der Gesellschaft während ihres ersten Jahrzehnts gibt der „Bericht über die am 4. März 1901 von der Gesellschaft aus Anlaß ihres 10jährigen Bestandes abgehaltenen Festigung.“ Prag. Verlag der Gesellschaft. 1901. — Die Veröffentlichungen der Gesellschaft sind regelmäßig auf dem Umschlag dieser Monatschrift verzeichnet.

**) Der Verfasser beabsichtigt diese Arbeit später zu einer besonderen Schrift zu erweitern. Darum erbittet er sich Berichtigungen und Ergänzungen, die bei einem so weiterschichtigen Stoffe gewiß notwendig sein werden, an seine Adresse: Prof. L. Fleischner, Budweis.

***) Mit ausdrücklicher Zustimmung des Herrn Prof. Fleischner ist der letzte Abschnitt über die Universitäts-Ausdehnungs-Bewegung von dem Leiter dieser Monatschrift ausgearbeitet worden, weil diesem das ganze Material zur Verfügung stand. Als Quellen seien besonders genannt die Sitzungsberichte des „Votos“ und die Jahresberichte der deutschen Gesellschaft für Altertumskunde. 1896 ff.

Es ist allgemein bekannt, daß die Verbreitung der Universitätsbildung durch volkstümliche Vorträge und Lehrgänge, deren Ursprung in Dänemark zu suchen ist, seit den siebziger Jahren in England einen ungemein raschen Aufschwung genommen hat. *) Auf deutschem Boden war es zunächst die Universität Wien, die seit dem Herbst 1895 in einer zweckmäßigen Ausgestaltung des englischen Vorbildes zu ungeahnten Erfolgen und weitreichenden, jährlich sich steigenden Wirkungen vorgeschritten ist. Seit dieser Zeit folgten andere Städte im deutschen Reiche und in Oesterreich diesem Beispiele, indem bald die Universität selbst, wie in Wien oder Innsbruck, bald eigens zu dem Zwecke begründete Volkshochschulvereine, wie in Berlin und München, die Leitung dieser Lehrgänge in die Hand genommen haben.

Daß auch in Prag die gleichen Bestrebungen verfolgt wurden, ist das Verdienst der beiden wissenschaftlichen Vereine: des „deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Vereines Lotos“ und der „deutschen Gesellschaft für Altertumskunde“ **) die vom Herbst 1895 angefangen bis zum heutigen Tage — der erstere auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Medizin, der letztere auf dem Gebiete der Geschichte, Philosophie, Literaturgeschichte usw. — Vortragsreihen und Unterrichtskurse durch Professoren und Dozenten der deutschen Universität und der deutschen technischen Hochschule, sowohl in Prag, als auch in allen größeren deutsch-böhmischen Städten abhalten ließen.

Durch dieses Vorgehen sollten nicht nur die Ergebnisse der Wissenschaften breiteren Volksschichten in gemeinverständlicher Weise vermittelt, sondern auch engere Beziehungen zwischen den deutschen Hochschulen Prags und der Bevölkerung in Deutschböhmen angebahnt werden. Von Anfang an war die Abhaltung größerer Kurse ins Auge gefaßt. Gleich in seinem ersten Berichte über das neue Unternehmen jagte Professor von Wettstein: „Verbreitung gediegener Kenntnisse in weitere Kreise durch einen organisierten Unterricht in Form von Kursen schwebt auch uns als das eigentliche Ziel bei unseren Bestrebungen vor.“ Der Mangel jedweder Vorbereitung und Organisation, sowie entsprechender Mittel, bewog aber vorerst die beiden Vereine, durch Veranstaltung von Cyklen populärwissenschaftlicher Vorträge eine Ueberleitung zu der angestrebten Form der Unterrichtskurse zu schaffen.

So eröffnete zunächst der Lotos im Oktober und November 1895 in Prag eine Reihe von sechs Vorträgen, die von durchschnittlich je 100 Personen besucht waren. Ihnen folgte von November 1895 bis Januar 1896 eine Vortragsreihe in Teplitz von vier Abenden, die zusammen

*) Ueber die englischen Verhältnisse vergl. L. Fleischer, Zur Geschichte des englischen Bildungswesens, Hamburg 1893. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge.)

**) Der Verein Lotos blickt auf eine reiche vielseitige wissenschaftliche Wirksamkeit von mehr als 50 Jahren zurück. Seine Geschichte soll in einem der nächsten Hefte unserer Monatsschrift geschildert werden. — Die Gesellschaft für Altertumskunde ist 1892 gegründet worden. Sie veranstaltet monatlich wissenschaftliche Vortragsabende. Als Festgabe zum Wiener Philologentage veröffentlichte sie die *Symbolae Pragenses*. Prag 1893, eine Sammlung wissenschaftlicher Untersuchungen von deutschen Gelehrten Prags.

von 1056 Personen besucht waren. Diese Thätigkeit wurde nun unablässig fortgesetzt und unter rasch wachsenden Erfolgen gesteigert. Die Prager Vorträge im Herbst 1896 erzielten schon eine Besucherzahl von je 250 Personen, die in Brüx zur gleichen Zeit je über 400 Personen. Im Herbst 1897 wurden die ersten mehrstündigen, auch durchwegs sehr gut besuchten Unterrichtskurse veranstaltet. Drei Kurse naturwissenschaftlichen Inhalts in Prag, ein medizinischer Kurs über „die erste Hilfe bei Unglücksfällen“ in Tepliz.

Die Vortrags-Cyklen in Deutsch-Böhmen veranstaltete der „Lotos“ gemeinsam mit der „Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde“, die zuerst im März 1896 mit einer Reihe von vier Vorträgen in Prag ihre volkswirtschaftliche Thätigkeit eröffnete und sich bis heute besonders eifrig an den auswärtigen Vorträgen beteiligte. Auch dieser Verein hielt seit Herbst 1898 in Prag mehrere Unterrichtskurse ab, von denen einige 12- und (so die orientalischen Sprachkurse) 20stündig waren und zahlreiche Besucher (so die Kurse über neuere deutsche Literatur 300—400 Personen) dauernd fesselten.

Ein eigenes Vortrags-Comité unter der Leitung der Professoren H a z a d u und G r ü n e r t besorgte hier die Jahre über die schwierigen und zeitraubenden Geschäfte. *)

Außer in Prag wurden Vorträge abgehalten in Aussig (und Ober-Erdlig bei Aussig), Bilin, Budweis, Brüx, Eger, Falkenau, Gablonz, Hietthal, Kaaden, Karlsbad, Komotau, Krummhou, Leipa, Leitmeritz, Massersdorf, Marienbad, Pilsen, Reichenberg, Rumburg, Tepliz, Tettschen. Im Ganzen hat der Lotos bis heute 44 Vorträge in Prag, 74 auswärts, 16 Kurse in Prag, zwei in Tepliz, die Gesellschaft für Altertumskunde 19 Vorträge in Prag, 67 auswärts, 16 Kurse in Prag gehalten. Zählen wir die Stunden (auch der Kurse zusammen), so gibt das insgesamt in den 6½ Jahren des Bestehens dieser Unternehmung 470 Vortragsabende über die verschiedenartigsten Wissensgebiete, die zusammen von weit über 50,000 Hörern besucht worden sind.

Diese ganze Bewegung, von der nun nicht mehr bezweifelt werden kann, daß sie sich eingebürgert und daß sie die Beziehungen der deutschen Hochschulen Prags zu weiten Kreisen der Bevölkerung im ganzen Lande gestärkt hat, soll jetzt in neue Bahnen geleitet und in viel größerem Maßstabe ausgestaltet werden.

Die volkstümlichen Einzelvorträge werden die genannten Vereine noch weiterhin fortsetzen, die Abhaltung von Unterrichtskursen aber nimmt jetzt die deutsche Universität in Prag selbst in die Hand gemäß einem unter dem 21. Dezember 1901 vom Unterrichtsministerium genehmigten Statut. Sie hat einen „Aussschuß für volkstümliche Hochschulkurse der deutschen Universität in Prag“ eingesetzt, der vom Herbst dieses Jahres ab viele mehrstündige Kurse aus allen Wissensgebieten, „die sich zur volkstümlichen Darstellung eignen“, in Prag und in den deutschen Gemeinden Böhmens veranstalten wird.

*) Das Vortragswesen des Lotos leiteten die jeweiligen Vorsitzenden: v. Wettstein, H h l i g, jetzt S. M o l i s c h.

Bericht über eine Reise nach Australien zum Zwecke der Erwerbung anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Materials vom Dugong.

Von Prof. Hermann Dextler.

Hiermit erstatte ich einen kurzen vorläufigen Bericht über meine (durch eine Subvention der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ermöglichte) Reise nach Australien, über ihren Verlauf und ihre Ergebnisse.

Ich verließ am 12. März 1901 mit dem Reichspostdampfer „Weimar“ den Hafen von Genua und erblickte am Morgen des 9. April nach 28tägiger Seefahrt zum ersten Male die Küste von Australien. Nachdem wir in Fremantle, Adelaide und Melbourne angelaufen waren, erreichten wir am 20. April nach heftigem Sturme Sydney. Dort verließ ich die „Weimar“, um auf der „Wobonga“ nach Brisbane weiter zu reisen, in welcher Stadt ich am 25. April 6 Uhr Abends, 44 Tage nach meiner Einschiffung, landete. Ich bemerke noch, daß ich in Perth, Melbourne und Sydney bei den mir zuständigen Konsulaten und privaten Persönlichkeiten meine Aufwartung machte, um mir etwaige Informationen zu erwerben. Man hat mich überall gut aufgenommen, mir aber nichts dienen können. Man wußte mir in den letztgenannten Städten über den Dugong ¹⁾ keine näheren Auskünfte zu geben.

Brennend vor Begierde endlich nach langem Warten an mein Werk gehen zu können, begann ich gleich am nächsten Tage mit meinen Besuchen beim Gouverneur, dem Premier-Minister, dem Harbourmaster und dem deutschen Konsul Herrn v. Bloennius. Auch die folgenden Tage verbrachte ich mit ähnlichen Besuchen, da es galt, vor allem möglichst ausgebreitete Bekanntschaften zu gewinnen. Der Curator des Queensland-Museums, der über die Beschaffung des Dugong nichts wußte, verwies mich auf den Fischerei-Inspektor. Zugleich eröffnete er mir, daß der acting Premier Mr. Rudledge ihn beauftragt habe, mir ein eigenes Zimmer im Museum zur Verfügung für meine Arbeiten zu stellen. Einige Stunden später wurde ich benachrichtigt, daß die Regierung mir einen Freipaß auf allen Queensland-Bahnen ausgestellt, mir einen General-Permit zum Erlegen

¹⁾ Der Dugong (*Halicore dugong*) oder die Seekuh gehört zur Familie der pflanzenfressenden Wale oder Sirenen. Den Hauptzweck der Reise Prof. Dextlers bildete der Fang von Dugongs, um an der Hand der gewonnenen Präparate die heute noch schwebende Frage nach der Stellung, welche dieser Wal in der Tierreihe einnimmt, zur Entscheidung zu bringen. Gaeddel sprach die Vermutung aus, daß alle Wale von drei verschiedenen Säugetiergruppen abstammen; so die fleischfressenden Wale von den Raubtieren, die pflanzenfressenden von den Nutztieren und die Walfenwale von hypothetischen Vorfahren. Beweise für diese Theorie sind nicht in genügendem Maße vorhanden. Vom Standpunkte der systematischen Phylogenie muß die Ordnung der Wale als eine der merkwürdigsten und rätselhaftesten aller Säugetierordnungen bezeichnet werden und es erscheinen alle Untersuchungen, die zur Aufklärung dieser und einer Menge anderer sich hieran knüpfenden Fragen beitragen, vollauf berechtigt.

aller vom Gejeze geschützten Thiere bewilligt und außerdem die zollfreie Uebernahme meines ganzen Gepäcks gestattet hätte. Dieses ungemein freundliche Entgegenkommen der Regierung, das in unveränderter Weise anhielt, bis ich die Grenzen Queenslands endgiltig verließ, hat naturgemäß viel dazu beigetragen, meine Bangigkeit vor der nächsten Zukunft zu mäßigen. Vollständig konnte ich aber doch nicht jener großen Sorge los werden, wie sich mein Dugongfang gestalten würde, umsomehr als der Fischerei-Inspektor gerade für längere Zeit verreist war, und alle von mir in Brisbane befragten Personen eigentlich nichts über die Sache angeben konnten. Die vielen Erzählungen liefen immer darauf hinaus, daß vor 6, 8 und 20 Jahren das Tier massenweise gefangen worden wäre — jetzt aber glaube man, der Fang sei nur im Norden ersprießlich u. a. m.

Am 4. Mai konnte ich mich dem Fischerei-Inspektor Mr. Stevens vorstellen; der Mann — seines Zeichens Tischler, später Zuckerpflanzenaufsesser und Clerk bei der Moreton-Oyster Co. — war sichtlich bestürzt, als er mich sah; er hatte niemals daran gedacht, daß ich wirklich kommen würde, wie er mir in seiner ersten Fassungslosigkeit eingestand. Alle Auskünfte hätte er von diesem Standpunkte aus abgefaßt; einen Dugong hätte er aber ebensowenig lebend gesehen, wie ich. Man wird begreifen, daß die Reihe bestürzt zu sein, nun an mir war. Auf meine Frage, was es mit den berufsmäßigen Dugongfischern sei, meinte er, es gäbe jetzt keine; der Fang rentiere sich nicht und die Dugong Company sei vor 4 Jahren fallit geworden, weil zu wenig dieser Tiere zu erlangen gewesen wären &c.

Ich begab mich sofort zum Premier Mr. Philp, stellte ihm meine Lage dar und bat um seine Unterstützung bei der Beschaffung neuer Informationen, thatsächlich guter Fangplätze u. s. w. Mr. Stevens erschien noch am selben Abend in meinem Hotel und erzählte mir über seine von der Behörde erhaltenen Weisungen und machte namentlich 3 Punkte unzweideutig bekannt: 1. Daß Dugongs sicher zu haben sein werden; 2. daß der beste Fangplatz sich nur etwa 80 Meilen von Brisbane entfernt befände; 3. daß ich dort im offenen Busch zu leben hätte und daß der Regierungsdampfer „Douglas“ bestimmt sei, mich vor nächsten Neumond an der bezeichneten Stelle auszusetzen; zur Vollmondzeit sei der Fang unmöglich. Die Zeit bis zur Abfahrt verwendete ich zum Einkauf des Proviantes, der Lagergeräte und grober Kleider.

Am Donnerstag den 9. Mai steuerten wir an einem herrlichen Morgen den Brisbane-River hinunter, kreuzten die Moreton-Bai und warfen spät am Nachmittage die Anker vor der Barre von South Passage, die wir erst mit der nächsten Flut überschreiten konnten. Gegen 2 Uhr morgens am Freitag den 10. näherten wir uns im flachen Wasser der Küste so weit als möglich, meine Kisten wurden in die Boote gelassen, an den Strand getragen und eine Stunde später verschwand der „Douglas“ im Dunkel der Nacht.

Meine Mannschaft bestand aus einem Engländer namens Herrn Pond, den Eingeborenen Tommy Ruggan und Tommy Moreton. Das Segelboot, ein 6 Tonnenfutter, war Eigentum des Leuchtturmwächters

Pat Clogherty, der es an mich für 3 Pfund Sterling per Woche oder gegen Ueberlassung aller von den erbeuteten Dugongs stammenden Rohprodukte vermietete. Daß der Mann, der 18 Jahre an Ort und Stelle gelebt hatte, sich aus den Dugonghäuten einen höheren Gewinn herauszuschlagen hoffte, als die Bootsteuer betrug, war für mich ganz angethan, meine geringen Hoffnungen neu zu stärken. Weniger gab ich auf seine und meiner Leute Reden, in denen die Worte „massenhaft“, „in jeder Anzahl“ und „Dugongscharen“ zu oft vorkamen um von mir geglaubt werden zu können.

Mit dem Aufrichten der Zelte, Ausstatten des Kutters, des Camps und dem Zücken des Netzes, vergingen rasch einige Tage und am 15. Mai begann das Segeln nach Dugongspuren, um den Fang dieser Tiere einzuleiten zu können. Die hierbei verwendete Methode beruht auf der Gewohnheit des Dugongs, während der Nacht aus den tieferen Stellen des Außenmeeres nach den seichten, Tang bewachsenen Plätzen innerhalb der Bai zu kommen und dort seine Nahrung zu suchen. Beim Aufreißen der Pflanzendecke mit dem Maule hinterläßt er breite, sanft geschlängelte Furchen, aus denen der helle Sand herausschimmert. Diese Stellen sucht man bei Niedrigwasser auf, verankert dort ein etwa 150 m langes und 8 m hohes Netz so, daß es wie eine senkrechte Wand im Wasser steht, die sich mit dem Steigen der Flut straff spannt. Führt nun ein Dugong gegen das Netz oder tangiert er es, so verfängt er sich mit dem Kopfe, dem Schwanze oder einer Flosse in den weiten Maschen, verwickelt sich bei den Befreiungsversuchen vollends und erstickt gewöhnlich in kurzer Zeit. Da aber der Dugong keine Wechsel einhält, da das Netz so klein und das Meer so groß ist, bleibt der Fang immer nur Zufallsache.

Anfangs war meine Lage beneidenswert schön. In Unkenntnis der Gebrechlichkeit und Unverlässlichkeit des Bootes, der Faulheit der Mannschaft, der wechselvollen Witterung und in Unbetracht der Neuheit gefiel mir das tagelange Kreuzen in der See, das schwere Arbeiten am Netz, das wiederholte Tauchen u. außerordentlich gut. Nicht lange jedoch dauerte es, daß sich die Sorge nach dem Erfolge bei mir einstellte, jene quälende Sorge, welche mir die ohnehin nicht zahlreichen schönen Augenblicke auf meiner Reise stets vergällte.

Schon waren wir eine ganze Woche an der Arbeit, hatten das Netz an den verlockendsten Plätzen gesetzt und immer neue Spuren gesucht ohne Erfolg; drei Nächte hatten wir uns in der Nähe des Fangplatzes verankert, angestrengt und unermüdet nach den Dugongs spähend. Zeitweise hörten wir das Pfauchen von Delphinen oder das Schlagen eines großen Fisches, der alsbald zurücksank in die bedrückende Stille der unbewegten See. Es waren lange und qualvolle Stunden, die ich so zubrachte am Bug sitzend, Auge und Ohr aufs höchste gespannt und den Atem anzuhalten, so lange ich konnte, um mir nichts entgehen zu lassen. Ich sah aber nichts, wie das schwarze Wasser vor mir und den klaren Sternenhimmel über mir, und hörte nur das sanfte Gurgeln der Wellen an den Wänden des leise wiegenden Bootes. Dann kam das Morgengrau und der Frost; das Aufholen des schweren Netzes, das Abkochen und abermalige Suchen nach neuen Spuren, Setzen des Netzes und Heimkehr.

Mittlerweile ging der Mond immer früher auf — es hieß sich beeilen, wollte man diese Neumondphase ausnützen, später konnte man sich dann Ruhe gönnen. Dazu kam schweres Wetter, die Nächte waren durch das Regengewölke stockfinster, die Spuren zahlreich, ganz frisch, es mußte ja doch gelingen. Und am nächsten Morgen kam man wieder heim, frierend und durchnäßt; es war wieder umsonst! Mit zunehmendem Monde wurden die Aussichten eines möglichen Fanges immer geringer. Ich verlegte, dem alten Dugongfischer Ruggon nicht mehr trauend, unsere Operationsbasis an eine andere Stelle der Bai; ließ die Leute nicht los, sondern segelte bei Tag und paßte bei Nacht. Schwere Wetter traten ein, so daß wir einmal zwei Tage und eine Nacht in den Böden umhertrieben, das Netz verloren und nahe daran waren, von den nachjagenden Sturzwellen überwältigt zu werden. Die Temperatur sank so weit, wie dies in Queensland seit 40 Jahren nicht der Fall war. Dann handelte es sich wieder darum, das treibende Netz zu suchen, die Anker zu heben und bei einfallender Windstille oft 6—12 Stunden zu rudern. Die Arbeit mit den 22 Fuß langen Rudern mußte abwechselungsweise bis zum Äußersten fortgesetzt werden, weil wir sonst in den offenen Ocean getrieben worden wären. Später erhoben sich so heftige Weststürme, daß wir nicht auszuweichen wagten — kurz, es kam alles zusammen, um mich die Bitternis meiner erfolglosen Bestrebungen bis zum Letzten durchkosten zu lassen.

Am 28. Mai hatten wir zwei Dugongs in den Netzen. Meine Leute geberdeten sich halb verrückt; am nächsten Tage kam der Fischerei-Inspektor an unseren Strand und vernahm, aufs höchste erfreut, das Ergebnis. Ich blieb kühl — was sollte daraus werden, wenn wir nach beinahe 4wöchentlichen Mühen zwei Tiere erbeuteten. Am 29. Mai habe ich zu präparieren begonnen und das ganze Material in drei Tagen geborgen. Ich mußte wegen der Fäulnisprozesse rasch und unaufhörlich fortarbeiten, und in meiner, durch die Seltenheit der Tiere angefachten Begierde, nur möglichst viel zu retten, aushalten, so lange ich konnte, was bei dem fortwährenden Regen und der Kälte, verbunden mit Schlafmangel, nicht sehr einfach war.

Am 1. Juni segelten wir mit einer frischen Brise in die weite, sonnige Bai hinaus und gerieten kaum zwei Stunden darnach in einen Sturm, in dem an der Außenküste unserer Insel drei Dampfer auf den Strand geworfen wurden; wir kamen durch. Am dritten Tage darauf fingen wir wieder einen Dugong und in der Nacht vom 6. auf den 7. begegneten wir einer Schar von sechs Tieren, die so nahe kamen, daß ich zweimal schießen konnte. Den einen erhielt ich aber leider erst 11 Tage später, der zweite wurde 40 Meilen von unserem Kamp entfernt, von Fischern gefunden, die ihn mir in ganz verwestem Zustande zuschleppten. Ich konnte nicht einmal das Skelett verwerten, weil Schädel und Halsknochen zertrümmert waren. Nun hatte ich mich überzeugt, daß Tiere da waren und alle Mühsale waren vergessen. Ich ließ mir durch den Fischerei-Inspektor neues Garn besorgen und begann ein neues Netz zu knüpfen. Mit fieberhafter Eile wurde gearbeitet, gestreckt und gebunden, so lange es hell war; dann fielen wir wie die Fliegen in unsere nassen Decken. Störend wirkte nur das fortwährende Abkochen, weil die Leute

immer Hunger hatten; trotzdem beendeten wir nach fünf Tagen die Herstellung eines 115 m langen Dugongnezes.

Während dieser Zeit hatte ich genügend Gelegenheit, meine Gehilfen zu beobachten; faul waren sie alle, der Engländer hatte außerdem noch eine starke Neigung, sich den Schwarzen gegenüber als Herrn aufzuspielen. Immerhin gelang es mir stets, sie in meinem Arbeits-tempo zu halten, was mich bei dem Umstande, daß in Queensland der niederste Diensthote einen Donnerstag- und Samstagnachmittag und einen ganzen Sonntag nebst einer Anzahl von Bankholidays, Regularholidays genießt, selbst wunderte. Allerdings ließen sie in dem Augenblicke, wo ich die Hand von der Arbeit that, die ihrige sofort hängen und hockten sich auf ihre Fersen; auch fiel es ihnen niemals ein, mir bei schweren Arbeiten, wie Ankerheben, Reckspannen oder Tauchen zu helfen; ich verlangte dies aber auch nicht. Zur Hebung der Stimmung in unserem Dugonglager hatte auch die Ankunft eines Herrn Frider, eines jungen Magdeburger Globetrotters beigetragen, der sich uns anschloß und bis zu meiner Abreise aus Queensland bei mir blieb. Er brachte Briefe, Stöße von Zeitungen, eine große Zeltausrüstung u. s. w. mit und versuchte sich auf die verschiedenste Weise nützlich zu machen.

Unsere Hoffnungsfreude wurde allerdings bald wieder herabgestimmt, da wir trotz eifrigen Segelns, guter Witterung und zweier Rege Tag für Tag erfolglos auszogen; noch war der Mond zu helle und der Nachthimmel zu klar. Der Mond nahm aber allmählich ab, und Stürme kamen und solche Regenmassen, daß wir innerhalb der Zelte bis auf die Haut naß wurden und das Lagerfeuer nicht unterhalten werden konnte; dann wieder Windstille und tagelanges Rudern. Ich mußte mit allen Kräften mitthun, weil die Leute oft zu erschöpft waren. Meine Anwesenheit im Boote war schon ihretwegen nötig, da sie sich jeden Ausflug nach Möglichkeit verkürzten, oder ihre Arbeit einfach nicht thaten. So war ich denn oft gezwungen, die schwere Ruderstange zu handhaben, auch wenn ich glaubte, nicht mehr weiter zu können, und nur noch mechanisch, verdrossen und unfähig, etwas zu denken, mein Gewicht gegen das Ruder stemmte. Hungrig und durstig, einfallende Nacht, die Strömung gegen uns und noch immer 3 bis 4 Meilen ab von der Küste. Und so fort. Frider war ein guter Kampfgenosse, aber zu keiner Arbeit zu gebrauchen. Kochen konnte er nicht, weil ihm das Holzhauen nicht gefiel, und seitdem er einmal eine heftige Böe weit draußen in der Bai mitgemacht, war ihm das Segeln verleidet. Für ihn bestand auch nicht die Pflicht zu arbeiten. Er schoß wenigstens einige Kängurus und Möven. Unsere kaum mehr zu steigenden Mühen waren aber alle umsonst. Wir fingen keinen Dugong; Tag für Tag kamen wir mit leeren Händen zurück. In den Neumondnächten lagen wir mit krankhaft gesteigerter Aufmerksamkeit bei den Regen; es war alles vergebens. Ab und zu kam der Fischerei-Inspektor, etwa jede Woche, später in noch längeren Pausen. Ihm war vermutlich mein verdrossenes Gesicht ebenso zuwider geworden, wie mir seine ständige Frage „No further luck, Professor?“ Als ob ich jemals Glück gehabt hätte mit meinem Fange!

Am 1. Juli fingen wir einen Dugong. Ich schickte Frider mit einem zufällig begegneten Fischerboote nach Brisbane mit Briefen. Der

deutsche Konsul lief von einem Minister zum andern und erhob Beschwerde über Mr. Stevens. Die Regierung forderte telegraphisch von den Portmasters aller Hafenstädte Berichte über den Dugongfang. Eine Woche später wurde mir ein früher besonders tüchtiger Fischer Pierre Taston geschickt, für den die Regierung den halben Lohn zahlte, und die Auskunft, daß die Portmaster von Queensland der Ansicht wären, daß unser Fang in Sandy Strait, Port Curtis, Port Newry, Hichinbrook Chanal und dem Golf von Carpentaria erfolgreicher sein würde. Man empfahl mir damit ein Gebiet abzusuchen von etwa 3000 englischen Meilen Küstenentwicklung. Ich ließ Frider bei meinen Leuten zurück, reiste nach Rockhampton, um dort Erkundigungen einzuziehen. Taston schickte ich zum selben Zwecke nach Maryborough. Der Harbourmaster von Rockhampton, Mr. Linsay, der berichtet hatte, daß die Dugongs in der Keppel-Bai in Scharen vorkämen, nahm mich mit seiner Yacht hinaus und zeigte mir Delphine, von denen er schwur, sie wären Dugongs; daß sie eine Rückenfinne hatten, störte ihn nicht. Uebrigens meinte er, in Moreton-Bai wäre der beste Platz! Dugongfischer gäbe es aber auch in der Keppel-Bai nicht.

Am 16. Juli traf ich in meinem Camp wieder ein und fand dort meinen Boten, der mir mitteilte, in Sandy-Strait wäre es heuer mit dem Dugongfange nichts; vor Jahren aber u. s. w. Uebrigens könnte ich ja mein Glück versuchen; mehr wie hier ließe sich doch machen.

Bei der nächsten Ausfahrt fand ich einen lebenden Dugong in meinem Netz gefangen. Ich hätte dieses mir so interessante Exemplar beinahe wieder verloren, weil meine Leute nicht zu bewegen waren, mir zu helfen, das Tier vom Erstickten zu retten; namentlich die Schwarzen waren selbst durch Geldversprechungen nicht zu veranlassen, ihre abergläubische Furcht vor den Haien abzulegen. Ich allein konnte das große Tier nicht meistern, weil es mich stets unter Wasser drückte und ich bei den Schwimmbewegungen Gefahr lief, mich selbst ins Netz zu verfangen.

Schließlich gelang es uns aber doch, den Dugong der heillegenden Abbildung gesund nach Hause zu bringen, wo wir ihn ans Land wälzten. Ich hielt ihn sechs Tage lang lebend und nahm meine Untersuchungen vor; dann tötete ich das auskühlende Tier, dessen Blutwärme auf 31,5 C gesunken war, durch Verstopfen seiner Nasenlöcher.

Ich beschloß trotz allseitiger Abrede, mein Glück anderswo zu suchen; länger an dem Platze auszuhalten, war mir nicht ratsam. Ich hatte in nahezu 3monatlichem harten Arbeiten unter Hintansetzung allen Komforts, meiner Gesundheit und wiederholt auch meines Lebens vier brauchbare Dugongs und einige andere Kleinigkeiten erbeutet und war so der Sklave meines Dienstes, daß ich beispielsweise nicht ein einzigesmal die Insel im Innern sehen konnte. Frider, welcher weit im Busch umhergezogen war, erzählte mir viel von den Kängurus, Wallahys u., die er auf seinen Wanderungen sah und bat mich oft, mit ihm zu ziehen, um meine gedrückte Stimmung wenigstens zu verbessern. Aber ich wagte nicht, mich von meinen Leuten zu entfernen, weil ich mit ihnen unbedingt arbeiten mußte und weil ich es nicht riskieren konnte, einmal nicht zur Hand zu sein, wenn eventuell ein Dugong ein-

gebracht werden würde. Ich entließ meine Leute, brach mein Lager ab und verließ am 28. Juli auf dem Regierungsdampfer „Albatros“ unsere Küste, die sonnig und öde bald hinter uns lag und allmählig in ihre trostlose Einsamkeit zurückfiel. Im spiegelglatten Wasser zogen wir über unsere alten Jagdgründe dahin gegen Norden durch die große Moreton-Bai, die im Glanze eines übermächtigen Sonnenlichtes so herrlich blau und geisterhaft stille war. Ich werde ihre wetterwendischen Wasser und ihre wüsten Sandbänke nicht vergessen!

Die Reise ging recht langsam vor sich; das Schiff war sehr alt und überaus schmutzig; aber es war doch ein Dampfer und ich vorläufig herzlich froh, wieder ein Tischtuch bei den Mahlzeiten zu sehen. Am 28. Juli strandeten wir — „touched the bottom“ wie der Kapitän optimistisch ins Logbuch schrieb. Zum Glück geschah dies in der Höhe von Jskip-Point, am Nordende der Wide-Bai bei ruhiger See. Am 30. kamen wir wohlbehalten wieder los und am 2. August langten wir am Orte unserer Bestimmung, den Mary-River Heads an.

Ich hatte den Platz gewählt, weil dort zwei Schildkrötenfischer wohnten, die sich bereit erklärten, für mich Dugongs zu fangen und weil nach allen Anzeichen diese Tiere hier weniger selten schienen als anderswärts; auch fand ich ein menschenwürdiges Unterkommen in einem verlassenen Farmhause, das mir die Moreton-Oyster Co. unentgeltlich zur Verfügung stellte. Die von verwilderten Ziegen bewohnten Räume waren bald notdürftig hergerichtet; ich hatte wenigstens eine Britsche zum Schlafen und ein Blechbad über mir. Von den Ziegen fing ich mir einige zur Milchgewinnung ein und der Regenwassertank enthielt noch eine große Menge Wassers. Ich war also hinsichtlich meiner leiblichen Bedürfnisse sehr gut versorgt.

Meine neuen Fischerleute erzählten mir zunächst, daß es eine winterliche Fangsaison für den Dugong nicht gäbe, sondern daß das Tier das ganze Jahr zu haben sei und daß es besonders an unserer Niederlassung scharenweise vorbei käme. Ich habe begreiflicherweise weder das eine, noch das andere geglaubt, mich aber schon in den darauffolgenden zwei Nächten, in denen ich im offenen Boote auf der Lauer lag, überzeugen können, daß zahlreiche Seesäugetiere vorüberzogen. Ob es sich um Tümmler oder um Dugongs handelte, vermochte ich in der Finsternis nicht auszunehmen; nach dem eigenartigen Atmungsgeräusch vermutete ich das letztere. Am 6. August fingen wir den ersten Dugong und in den nächsten zwei Wochen noch 17 Stück! Manchmal lagen zwei, einmal drei Tiere an unserem Strand; außerdem erbeuteten wir sechs große Seeschildkröten, Herr Fricker einige Kängurus und einen sogenannten Native Bear nebst anderen Tieren. Ich hatte nun vollauf zu thun und Material genug, um alle meine Wünsche befriedigen zu können — mit Ausnahme eines einzigen; es waren nämlich alle Dugongs, die mir präparationsstauglich übergeben worden waren, Männchen. Ich erbeutete später noch ein Exemplar, ein Weibchen, das aber nicht trächtig war. Ich konnte somit keine Embryonen oder Föten dieses interessanten Walses erwerben.

Länger zu bleiben hatte ich nun kein Verlangen mehr. Ich hatte alles das gesammelt und konserviert, was mir der erwachsene Dugong

bieten konnte und ich wollte nicht ins Ungemessene fortfahren zu fangen, um endlich ein gravidcs Weibchen zu erlangen. Dazu war meine Zeit zu kurz. Auch wollte ich nicht nach Europa zurückkehren, ohne von Queensland mehr gesehen zu haben, als ein paar Hundert Meilen der ödesten Sandküsten und Mangrovesümpfe. Endlich dachte ich auch daran, vielleicht Gelegenheit zu finden, Beuteltierembrionen und anderes zoologisches Material zu bekommen. Das hatte ich mir bisher nicht verschaffen können. Hatte ich nicht zu konservieren, so mußte ich segeln und mit den Leuten arbeiten. Es war ein großer Vorteil, daß ich mich vom ersten Augenblicke an bei keiner, auch der schwersten Berrichtung, nicht von meinen Dienern vertreten ließ; diese wurden dadurch in Atem gehalten und ich lernte dabei alle Kniffe des Dugongjanges; nur dadurch war es mir möglich, mich nach so harten Kämpfen zum Erfolge durchzurufen und mich von den unverlässlichen Leuten unabhängig zu machen.

Außer meiner Dugongjäherei noch etwas anders zu thun, dazu waren die Tage zu kurz und meine Kräfte zu gering. Ich habe niemals gedreht, geangelt oder den von mir so sehr ersetzten Tümmlern nachstellen können. Ich konnte das auch von meiner Mannschaft nicht verlangen. Wer die Faulheit der weißen Fischer und die geradezu erstaunliche Stumpfsinnigkeit der halbkultivierten australischen Nigger kennt, wird mir zugeben müssen, daß es kein leichtes war, diese Gesellschaft in dauernder Beschäftigung zu erhalten. Wenn wir heimkamen waren sie oft so müde, daß sie auf der Stelle, wo sie ihre Mahlzeit eingenommen hatten, sogleich einschliefen; und hatten sie einmal einen Tag frei — wegen zu heftigen Sturmes zc. — so schliefen sie manchmal durch 24 Stunden mit Ausnahme der Essenszeit; das konnte ich ihnen nicht verwehren, weil es nicht selten vorkam, daß wir dann wieder Tag und Nacht auf der See waren.

Ich brach am 25. August von den Mary-River-Heards auf, reiste nach Brisbane, verpackte und versandte mein Studienmaterial und zog mit ausreichenden Empfehlungen der Queensländer Regierung ausgestattet, ins Innere; zuerst nach Charleville etwa 600 Meilen im Westen, dann stationenweise zurück, durch die großen Weidestricke, die Darling Downs, die Ackerbauregionen zc. wieder der Küste zu; hierauf von Rockhampton abermals nach Westen bis Longreach; von dort per Postkutsche nach Winton und wieder nach Osten per Bahn nach Townsville. Hierauf ging ich an Bord der „Mareeba“ nach Norden, besuchte Cairns, wanderte mit Tragpferden nach dem Lower Kuffel, um einige Stämme der wild lebenden Australneger zu sehen und fuhr dann nach Thursday Island.

So kurz meine Reise über Land ausfallen mußte, so bot sie mir doch reichliche Gelegenheit zu zahlreichen und interessanten Beobachtungen dar. Ich sah die durch eine 4jährige Dürre verwüsteten Landestrecken, mit Tausenden von Rinderskeletten übersät; die allgemeine Wassernot, die bradischen Bohrbrunnen, die ungeheuren, baum- und graslosen Ebenen mit ihren Luftspiegelungen, durch die man in der glühenden Sonne teilnahmslos dahinzieht und deren Verlassenheit sich wie ein Alp um unsere Brust legt. Ich besuchte die großen Goldminen

in Mount Morgan, Pangan und Charteres Towers, die enormen Zuderplantagen in Geraldton, den herrlichen Queensland-Scrub, die Fälle des Barron-River und tief im Urwalde der Küstenzone von North Kennedy jene armseligen Reste der Queensländer Ureinwohner, die der Weiße noch nicht auszurotten vermochte.

In Thursday Island brachte mich der Gouvernement-Resident, Hon. Mr. Douglas, mit seinem Schiffe „White Star“ nach mehreren Inseln von Torres Strait bis nahe an die Südküste von Neu Guinea und zeigte mir an den Inselbewohnern einige höchst anerkennenswerte Beispiele englischer Kolonisierungskunst; er nahm mich auf jene großen Fischgründe mit, wo Trepan und die Perlmuschel gesammelt wird, und ermöglichte es, daß ich im Taucheranzuge selbst ins Meer hinabsteigen konnte um die Perlfischer bei der Arbeit zu sehen. Ich erhielt interessante Informationen über den Dugong in jenen Meeresbreiten und bekam den unverletzten Schädel eines sehr jungen Tieres. Zugleich gewann ich die für mich wichtige Beruhigung, daß es nicht besser gewesen wäre, den Fangplatz hier anzulegen, wo der Dugong zwar viel häufiger aber noch viel unsicherer zu erlangen ist als im Süden. Auch hätte die Ausführung des Unternehmens in Torres Strait das Dreifache oder mehr gekostet. Am 19. Oktober schiffte ich mich auf dem Frachtdampfer „Sommerland“ nach Java ein. Das Schiff war das schmutzigste, das ich jemals sah; ich war aber froh, es benützen zu können, weil der fällige englische Passagierdampfer nach Südafrika beordert wurde und ich in Thursday Island hätte 6 Wochen warten müssen. Der „Sommerfeld“ führte nur Rohr, Cocos und Kohlen; mein einziger Mitpassagier war ein Verbrecher, der nach Batavia eingeliefert wurde und sich in Begleitung zweier Soldaten und eines holländischen Polizeioffiziers befand. Der Dampfer war in der Nordsee bereits einmal gescheitert; es war ihm der Steuertheil abgesprengt und ein neuer angeflückt worden. Das Schiff war nicht versichert; zwei Schiffsoffiziere, sowie der Obermaschinist waren strafweise an Bord. In der Arafura-See blieb in einer Nacht, bei einer Strömung von 6 Knoten, die Maschine stehen; wir waren zwei Stunden driftig, ohne daß der wachhabende Schiffer oder die Heizer — oder sonst jemand es gemerkt hätte. Erst die totenähnliche Stille weckte den Obermaschinisten. In Soerabaya hatten wir Cholera in unseren Leichterschiffen mit zwei Toten. Der Kapitän ersparte es sich, beim Einlaufen in Penang und Batavia die gelbe Flagge (Seuche) zu hissen. Er riskierte damit sein Schifferpatent; jedes Hafenfort hatte das Recht ohne Anfrage auf uns zu schießen. So war meine Ueberfahrt nicht angenehm. Ich verließ den Dampfer mit einem Seufzer der Erleichterung in Batavia am 6. November und fuhr sogleich nach Buitenzorg.

Wegen des langsamen Transportes von Torres Strait nach Java und dem Abgang des nächsten Postschiffes von Singapore am 18. Nov. konnte ich meinen Aufenthalt in Buitenzorg nur auf 10 Tage ausdehnen. Länger zu bleiben, gestatteten mir schon meine zur Reize gehenden Mittel nicht; den Gedanken an eine nennenswerte Vervollständigung meiner Sammlung hatte ich daher von vorne herein aufgeben müssen. Ich hoffte aber, einige Embryonen vom javanischen Schuppen-

tiere zu erwerben, umsomehr, als ich vielenorts von der, dem botanischen Garten angegliederten zoologischen Station gehört hatte, über die sich erst vor kurzem *Haeckel* so günstig geäußert hatte.

In Buitenzorg wurde ich mit Professor *Treub* und Professor *Zimmermann* bekannt, welch letzterem ich eine Reihe interessanter Bilder über die dortige Gegend, sowie zwei Ausflüge auf den Salat verdanke. An der zoologischen Abteilung des Plantentuin's arbeitete der Assistent des Petersburger zoologischen Instituts, Dr. *Pedajenko*, der sich seit drei Monaten dort befand um entwicklungsgeschichtliches Material zu sammeln. Im Laufe dieses Zeitraumes hatte er eine Menge Schlangen und Storpionembrionen, aber nur ein weibliches Schuppentier mit einem Fötus und einen javanischen Affen erworben. Er beklagte sich namentlich darüber, daß niemand da sei, der zum Fangen und Einbringen von Tieren tauglich wäre. Während die Botaniker neben gut eingerichteten Laboratorien auch eine große Materialbezugsquelle — den Garten — hätten, wäre in dieser Hinsicht für den Zoologen nur ein Gärtner verwendbar, der aber von seinem Dienste nicht abgezogen werden dürfe. Das eingebrachte Material sei sehr einseitig und durchaus nicht so reichlich wie man sich das gewöhnlich vorzustellen pflegt; es handle sich gewöhnlich um Schlangen, Scolopendren, das wandelnde Blatt und die wandelnde Blume. Die von den Chinesen leicht erhältlichen Schildkröteneier seien für embryologische Zwecke nicht zu gebrauchen und das persönliche Einsammeln an der Küste hält *Pedajenko* wegen des Fiebers für unmöglich.

Ich hatte natürlich weder Zeit noch Bestimmung über alle diese Punkte ausreichende Erfahrungen zu machen, bemerke aber, daß ich trotz Aussetzung einer relativ sehr bedeutenden Prämie kein Schuppentier erhalten konnte. Ich habe aber auch aus der kurzen Prüfung der betreffenden Verhältnisse, die für den Zoologen nicht unwichtige Thatsache kennen gelernt, daß heute den Buitenzorger Einrichtungen die Bedeutung einer zoologischen Station noch nicht zugestanden werden kann. Meines Erachtens wird es demjenigen, der auf Java an die Lösung irgend einer zoologischen Aufgabe schreiten will, wohl nicht zu raten sein, sich in Buitenzorg festzusetzen, sondern sich ebenso in die Wildnis zu begeben wie in Guinea oder in Australien. Die Buitenzorger eleganten Räumlichkeiten werden ihm später als Konservierungs- oder vorläufiger Präparierungsort gewiß gute Dienste leisten.

Am 16. November schiffte ich mich in Tanjong Priok an Bord des „Van Diemen“ ein, stieg am 18. in Singapore auf den Postdampfer *Kiaotschou* der Hamburg-Amerika-Linie ein und traf nach einer Reise von 25 Tagen wohlbehalten in Genua ein.

Was meine Ausbeute anbelangt, so zerfällt sie, soweit deren Beurteilung vorläufig möglich ist, in drei Teile: 1. in jene Erwerbungen, die die Grundlage meiner Untersuchungen über den Dugong bilden; 2. in jene, die das Materiale für eine von mir geplante Reisebeschreibung bilden; 3. in jene naturhistorischen Präparate, die nicht meinen Studienzwecken dienen und daher nach dem Wortlaute meines Vertrages der Gesellschaft übergeben worden sind.

ad 1 kann ich wiederholen, daß ich mit schönen und ausreichenden

Präparaten in genügender Menge versehen bin, um an die Bearbeitung der mir vorgelegten Fragen gehen zu können. Schon heute haben sich bei der nur ganz oberflächlichen Sichtung des Stoffes eine ganze Reihe neuer Gesichtspunkte über die Anatomie des Dugong und seine Lebensweise eröffnet.

ad 2 darf ich annehmen, daß meine Veröffentlichung sich über das Niveau eines einfach referierenden Reisewerkes wohl erheben dürfte, weil ich, Dank des schon erwähnten Entgegenkommens der Queensländer Regierung, wiederholt Gelegenheit hatte, Einblicke zu gewinnen und Beobachtungen zu machen, die anderen Reisenden kaum oder nicht zugänglich gewesen wären.

ad 3 hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft u. in ihrer Vollversammlung vom 7. März beschlossen, das ihr zufallende Material folgendermaßen zu verteilen: 1. an das anatomische Institut der deutschen Universität in Prag die Gegenstände, soweit sie die Wirbeltierfauna betreffen, mit Ausnahme der noch zu nennenden Dugongs; 2. an das deutsche zoologische Institut in Prag das Material der wirbellosen Fauna und ein Dugongskelett; 3. dem mineralogisch-petrographischen Institut unserer Universität die für dieses brauchbaren Stücke der Sammlung. Alles mit Wahrung des Besitzrechtes der Gesellschaft; 4. dem naturhistorischen Hofmuseum in Wien als Geschenk ein Dugong-Skelett und einen Dugong-Balg, der ausgestopft werden soll.



Elternhaus und Schule. *)

Sie alle standen vielleicht gestern an dem Grabe eines geliebten Wesens, dessen Kreuzchen oder Stein dem frommen Väter nichts weiter kündigt als „geboren“, „gestorben“.

Wie eindringlich, wie erschütternd sprechen zu uns diese Worte von der Kürze des menschlichen Lebens! Alles was zwischen diesem Momente des Werdens und jenem des Vergehens liegt, ist vergessen und mit dem Sterbetage des Todten gleichsam mit in das Grab gesunken.

Und doch ist dem nicht so! Nur die Vergänglichkeit der irdischen Hülle des Menschen ist mit jenen wenigen Worten charakterisiert, aber das Unvergängliche im Menschen, sein Geist, es lebt fort; wie weit, seit wann, das allerdings sind Fragen, die zu beantworten wohl keinem aus dem vergänglichen Geschlechte der Menschen je vergönnt sein wird.

Und eben dieses Unsichtbare, dieses Unbegrenzbare hinsichtlich Raum und Zeit, das ist es, was den Menschen erhebt über die zahllosen Geschöpfe seiner Welt, das ist es, das ihn zum Herrn aller übrigen Geschöpfe macht und adelt.

Darum ist es kein sinnloser Brauch, in einem kleinen Büchlein

*) Vortrag, gehalten am 3. November 1901 in Auffsig auf dem ersten Elternabend des neugegründeten „freien pädagogischen Vereines.“

aus feinstem Edelmetall die Erinnerung an jene Tage festzuhalten, welche eine ganz außerordentliche Bedeutung für die Gestaltung dieser unvergänglichen und darum ungleich wertvolleren Hälfte unseres Menschentumes haben. Die Zahl solcher Marksteine im menschlichen Leben ist nicht groß, — wiewohl wir keinen Tag unseres Seins streichen könnten, ohne in der Entwicklungsgeschichte unseres Denkens und Fühlens eine Lücke zu schaffen, — und deshalb enthalten derartige Gedentbüchlein auch nur wenige Blätter: jedenfalls gehört aber zu diesen wichtigsten Tagen des Lebens der erste Schultag.

Beweis hiefür ist die nicht geringe Aufregung, die sich schon Tage, ja Monate vorher der Eltern und Kinder bemächtigt, wenn dieses bedeutungsvollen Tages Erwähnung geschieht. Und mit vollem Recht! Bringen wir uns nur einmal die wichtigsten Gedanken zu vollem Bewußtsein, die an diesem Tage der liebenden Mutter Thränen des Glückes, banger Erwartung und stiller Hoffnung expressen und den ernst in die Zukunft blickenden Vater zu dem weihervollen Gruße drängen: Gott segne Dich, mein Kind!

Ja, nunmehr bedarf es des reichsten Segens einer höheren allwaltenden Gottheit; kann ja das Kind von nun an nicht mehr ununterbrochen beschützt werden von dem wachsamem Auge der treusorgenden Mutter und der sicher führenden Hand des erfahrenen Vaters. Denn jetzt steht das Kind im Begriffe, aus den Kinderschuhen herauszuschlüpfen, das Flügelkleid, jenes einfache und doch so herrliche Symbol himmlischer Unschuld, abzustreifen und herauszutreten aus dem engen, wohlumhüteten, gefühlsreichen Kreise der Familie in den weiteren verlockungsreichen Kreis seiner gleichaltrigen und älteren Schulkameraden, wo heimlich manch giftiges Kräutlein aufsteimt, das das junge, noch unverdorbene Leben mit schwerer Krankheit heimzusuchen, ja völlig zu vernichten droht.

Welche Umwandlungen an Leib und Seele stehen dem Kinde gerade mit Beginn der Schulpflicht bevor! Zeigt uns schon der mit dem 6. und 7. Lebensjahre eintretende Zahnwechsel gleichzeitig auch eine bedeutende Veränderung in der Consistenz der Gehirnmasse an, die jetzt an Flüssigkeitsgehalt wesentlich abnimmt und so erst zu einer geregelten längeren Geistes-thätigkeit befähigt wird, so bereitet sich bis zum 14. Lebensjahre langsam aber stetig die bedeutendste Veränderung in dem kindlichen Organismus vor, die den Knaben sich entwickeln läßt zum feurigen, in die Welt hinausstürmenden Jüngling, reich an Thatkraft und Idealen, das Mädchen aber erblühen läßt zur tief sinnenden, warm empfindenden Jungfrau, die zu ahnen beginnt etwas von dem Paradiese des Lebens im sonnigen Glanze der allmächtigen, allbezwingenden Liebe.

Noch bedeutungsvoller, wenn auch allgemein weniger beachtet und dem flüchtigen Beobachter minder klar, ist vom ersten Schultage an die geistige Entwicklung des Kindes.

An Stelle des harmlosen Spieles, der zwangslosen Unterhaltung tritt mit diesem Tage die erste Beschäftigung in der Schule, genau begrenzt an Stoff und Zeit. Hier giebt es kein der freien Wahl und der jeweiligen Stimmung überlassenes Abspringen von dieser zu jener

Beschäftigung, hier heißt es aufmerken, Lieblingsgedanken verdrängen, mitdenken, sich zwingen und bemeistern an Leib und Seele. So beginnt die geregelte Entwicklung der Verstandsthätigkeit; aber auch das Gefühlleben darf nicht unterdrückt werden. Jetzt findet das Kind Gelegenheit, sein Mitfühlen auszudehnen über die Grenzen des Familienkreises hinaus, es wird der erste Samen zur Nächstenliebe in das Herz gestreut, auf daß er aufgehe zum Wohle der gesammten Menschheit. Es wird aber auch der Grund gelegt für jene stolze Säule, die fester denn Erz dem Erwachsenen sicheren Halt zu bieten vermag in den schwersten Stürmen des Lebens, für einen ehrenfesten, unbeugsamen Charakter. Darum also sind die Segenswünsche, welche das Kind auf seinem ersten Schulgange begleiten, nicht minder innig als jene, mit welchen es bei seinem Eintritte in das Leben überhaupt begrüßt wird.

Die Schule tritt von jetzt an als neuer Erziehungsfaktor auf. Da könnte sich uns nun zunächst die Frage aufdrängen, ob nicht das Elternhaus auch weiterhin dem Kinde die nothwendige Unterweisung zuteil werden lassen könnte. So wenig nun, als es sich leugnen läßt, daß ein häuslicher Unterricht schon mit Rücksicht auf die Entwicklung des Kindes im vorschulpflchtigen Alter, d. h. mit Rücksicht auf die Individualität des Kindes, gewisse Vorteile böte, ebensowenig können wir heutzutage die Nothwendigkeit des Massenunterrichtes leugnen schon mit Rücksicht auf die Berufspflichten, die jeden Familienvater derart in Anspruch nehmen, daß er oft gar nicht die Zeit findet, sich nach den Fortschritten der Kinder in der Schule zu erkundigen.

Aber ein Schulunterricht ist noch aus einem triftigeren Grunde notwendig. Der Kreis, in den das Kind mit dem schulpflchtigen Alter tritt, ist jener vermittelnde Kreis, der nicht ausgeschaltet werden darf zwischen dem engen Kreise der Familie und der weiten, weiten Welt, in welcher sich das Kind später einmal unbedingt zurecht finden muß.

Wie aber das Haus in diesen Jahren die Schule nicht entbehren kann, so kann auch die Schule des Hauses nicht entrathen; denn das Kind bedarf in dieser bedeutungsvollen Zeit seiner körperlichen und geistigen Entwicklung, oft des tröstenden Zuspruches der Mutter und des verständigen Rathes des Vaters. Muß es auf diese verzichten, so leidet darunter insbesondere das Gemüthsleben, und wir müssen dann noch zufrieden sein, wenn ein solches verlassenes Kind bloß verschlossen und nachdenklich wird und nicht auf schlimme Abwege geräth. Und deshalb können wir eine Internatserziehung nur ebenso als Ausnahme gelten lassen wie häuslichen Privatunterricht.

Können nun Schule und Haus gegenseitig auf einander nicht verzichten, dann müssen wir auch darauf hinarbeiten, daß Schule und Haus gemeinsam das Wohl des Zöglings fördern, was insofern ausdrücklich betont werden muß, als die Thätigkeit dieser beiden Erziehungsfaktoren sich keineswegs deckt, sondern verschiedenen, aber wohl vereinbaren Endzielen zusteuert, indem der Schule in erster Linie die Entwicklung der Verstandsthätigkeit, dem Hause die Vertiefung des Gefühllebens zufällt. Wir haben also hier — um uns eines Bildes aus dem Physik-Unterrichte zu bedienen — jenen Fall vor uns, in welchem

zwei Kräfte auf einen Punkt nach verschiedenen Richtungen hin wirken, und es wird unsere Aufgabe sein, unser ganzes Augenmerk ununterbrochen darauf zu richten, daß das gemeinsam angestrebte Endziel möglichst leicht, d. h. in erster Linie ohne der wahren Individualität des Zöglings wesentlich Eintrag zu thun, und möglichst rasch, d. h. auf geradem Wege, ohne Umwege oder etwa gar Rückschritte, erreicht werde. Dies wird aber jedenfalls nur dann möglich sein, wenn diese zwei auf einen Punkt, den Zögling, wirkenden Kräfte, Schule und Haus, nicht gegen einander arbeiten. Daher muß eine dauernde, beiderseits vorurteilsfreie Verständigung angestrebt, angebahnt und erzielt werden.

Ist nun diese Verständigung leicht? Diese Frage muß allerdings verneint werden, wie aus folgender kurzer Betrachtung ersichtlich werden kann:

Den Gegenstand des Unterrichtes und der Erziehung bildet die Kinderseele, ein so feiner Stoff, daß er mit unseren unvollkommenen Sinnen nicht wahrgenommen und daher auch nicht unmittelbar, sondern bloß mittelbar beeinflusst werden kann. Die Sprache aber, in welcher wir eben das Mittel zur gegenseitigen Verständigung besitzen, erweist sich bei unserem schwierigen Werke als etwas Unvollkommenes, Unzulängliches und rein Äußerliches, denn sonst wären trotz des aufrichtigsten Strebens des Einen nach Verständigung bei dem Anderen Mißverständnisse, Irrtümer, selbst völliger Mangel des Verständnisses ausgeschlossen, ja es könnte, wenn die Sprache der unzweideutige, einzig klare Ausdruck des Gedachten und Gefühlten wäre, nur eine allen Menschen gemeinsame Sprache geben wie zur Zeit des Thurmbaues in Babel; es käme dann der Geist des Herrn über uns wie zur Zeit des Pfingstfestes über die Apostel, die alle Sprachen verstanden und alle Sprachen redeten.

Dazu kommt, daß wir es bei der Kinderseele nicht mit einem toten Stoffe zu thun haben, der sich ganz nach unserm Willen formen und kneten läßt, sondern mit einem lebendigen Thatsache und Entwicklungskraft in sich tragenden Organismus, der gleich dem Baume im Garten sich mannigfach von selbst entfaltet und manches wilde Reis treibt, das unsere mühevollen Arbeit vielfach durchkreuzt, ja oft geradezu hemmt. Die Schwierigkeit steigert sich ferner dadurch, daß wir auch die Entwicklung der Geistesanlagen nur mittelbar beobachten können durch Schlüsse aus Reden und Handlungen des Zöglings, während uns zahlreiche Vorgänge im Geistesleben desselben verborgen bleiben.

Endlich dürfen wir aber nicht vergessen, daß das Kind im schulpflichtigen Alter Einflüssen nicht entrückt werden kann, gegenüber welchen die Schule und das Haus machtlos dastehen, und die oft von ganz außerordentlicher und leider häufiger von nachteiliger als von vorteilhafter Wirkung sind, ich meine den Verkehr des Zöglings in und außerhalb der Schule. Was bekommt das Kind auf seinem Schulwege allein alles zu sehen und zu hören! So manches Bild, das sich den kindlichen Blicken darbietet, manche häßliche Rede, die auf diesem alltäglichen Wege an das Ohr des Kindes schlägt, erschüttert oft gewaltig die eindringlichsten Lehren, die die Erzieher in die Brust des Kindes versenkt haben. Da gilt so recht das Gleichnis von dem Sämann, der tagsüber den

edelsten Samen ausgestreut hat, während in der Nacht Beelzebub Unkraut darein sät. Darum ist auch kein Vorwurf unberechtigter als der so oft gehörte, wenn das Kind zur Zeit seiner ersten Schuljahre durch Ungezogenheiten in Wort und That die Eltern betrübt: „Das hat das Kind in der Schule gelernt, denn zu Hause sieht und hört es etwas derartiges nicht.“

All dies nun sind nicht geringe Schwierigkeiten, mit denen Eltern und Lehrer gleich stark zu kämpfen haben.

Weiterhin dürfen wir aber auch nicht verkennen, daß das Geistesleben des Kindes wesentlich beeinflusst wird durch den Gesundheitszustand des Körpers. Und gerade in dieser Beziehung kann dem Elternhause der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß schon im vorschulpflichtigen Alter des Kindes, also zu einer Zeit, in welcher der Schule noch keinerlei Schuld beigemessen werden kann, schwer gesündigt wird. Alles, was die Eltern hinsichtlich einer naturgemäßen Körper- und Geistespflege bei ihren Kindern in diesen Jahren übersehen, als da sind peinliche Reinlichkeit und Ordnungsliebe, sorgfältige Auswahl der zuträglichen Speisen, strenge Einhaltung bestimmter Mahlzeiten, Versagung von Naschwerk und Vorenthaltung geistiger Getränke jeder Art, ausgiebige Körperbewegung und Nachtruhe, richtige Auswahl der Beschäftigung, Vermeidung tief gehender und nachhaltiger Erregung der Phantasie des Kindes durch Genüsse aller Art, übermäßige geistige Anstrengung durch frühzeitigen Unterricht bloß zur Befriedigung der eigenen Eitelkeit: all dies rächt sich in den Jahren der Schulpflicht, oft auch noch später aufs bitterste. Ja, ohne hier darauf näher eingehen zu können, muß betont werden, daß erwiesenermaßen die Geistesrichtung des Kindes schon vor seiner Geburt beeinflusst wird durch das Geistesleben der Mutter, gleichwie sich hier auch in vollem Maße der Spruch der heiligen Schrift bewahrheitet: Die Sünden eurer Väter rächen sich bis in das dritte und vierte Glied.

Endlich wird aber die notwendige Verständigung zwischen Schule und Haus noch durch folgende Umstände erschwert. Dem erzieherischen Einflusse des beruflich vorgebildeten Lehrers stehen gegenüber die dilettantenhaften Erziehungsversuche der Eltern, die dort, — begreiflicher Weise sind dies die weit überwiegenden Fälle — häufig in einen Gegensatz zu den Bestrebungen der Schule treten werden, wo weder der Vater noch die Mutter einen klaren Einblick haben in die schweren und mannigfachen Aufgaben einer wahrhaft erzieherischen Thätigkeit. Und so erziehen die Eltern ihre Kinder nach bestem Wissen, das hier gleichbedeutend ist mit Meinen, und Gewissen. Und fühlen diese auch ihr Gewissen in den allermeisten Fällen vollaus beruhigt, so läßt doch das Wissen im Sinne des Kennens und Könnens viel zu wünschen übrig. Die Schule dagegen geht sicher vor nach streng historisch-philosophisch bewährten Grundsätzen. Das gibt nun häufig Anlaß darüber zu klagen, daß die Eigenheiten des Kindes in der Schule zu wenig Beachtung finden. Gegen diesen Vorwurf mangelnder Individualisierung beim Unterrichte möchte ich hier nur ein Zweifaches vorbringen: Erstens lassen sich die Eltern bei dem Urtheile über ihre eigenen Kinder nur allzu leicht doch von subjektiven Gründen leiten. Das Kind ist ja

ihr Fleisch und Blut, und in gleicher Weise, wie man manche Eigenart des Kindes, die im Hause angestaunt wird als Originalität, besondere Veranlagung oder als sonst ein Vorzug, in der Schule rundweg als Ungezogenheit, Leichtsinn, vielleicht sogar als Abnormität zu bezeichnen gezwungen ist, ist auch häufig das, was die Eltern als Individualität ihres Kindes berücksichtigt wünschen, nichts anderes, als eine Eigenheit, die nicht oder wenigstens nicht nur im Interesse des Massenunterrichtes sondern vor allem andern im Interesse des betreffenden Schülers selbst abgestoßen werden muß. Der Lehrer befindet sich in dieser Beziehung zweifellos auf einem höheren Standpunkte, der ihm einen freieren und weiteren Blick ermöglicht. Er konstruiert sich das Bild seines Idealzöglings aus hunderten und hunderten von Einzelvorstellungen; er bringt als Erzieher von Beruf allen Schülern die gleiche Liebe und das gleiche Vertrauen entgegen und zwar nicht nur allen Schülern seiner Anstalt, an der er jeweilig wirkt, sondern er überträgt naturgemäß diese seine Neigung im Falle seiner Versetzung in gleichem Grade auf die neuen, ihm bisher fremden Kinder, während die Eltern die Liebe zu ihren Kindern oft nachsichtig stimmt, ja nicht allzu selten geradezu blind macht.

Ferner ist aber auch die Individualität der Schüler als solcher Individuen, die ihrer Entwicklung erst entgegengehen, an und für sich noch nicht so ausgeprägt, aber auch überhaupt nicht von so außerordentlicher Bedeutung. Denn die individuellen Geistesanlagen verhalten sich zu den allgemein vorhandenen Geisteskräften des Menschen überhaupt nicht anders wie die individuellen Körperanlagen des Menschen zu den allgemeinen Grundgesetzen über den Bau des menschlichen Körpers. Demnach ist Individualität im Verhältnis zur Allgemeinheit eigentlich etwas recht Geringfügiges, so daß auch bei der Erziehung und geistigen Entwicklung des Menschen im allgemeinen der im Rechte sein muß, der sich durch jahrelanges, eingehendes Studium in den Entwicklungsgang des menschlichen Geistes schlechthin eingearbeitet hat, das ist eben der Lehrer von Beruf.

So entschieden wir nun nach all dem Vorgebrachten die oben gestellte Frage verneinen müssen, ebenso bestimmt müssen wir die zweite wichtige Frage, die wir uns zu beantworten haben, bejahen, die Frage nämlich, ob eine Verständigung zwischen Schule und Haus unter den geltend gemachten Schwierigkeiten nicht nur erstrebenswert, sondern geradezu notwendig sei.

Denn sie ist notwendig einmal schon im Interesse des Zöglings selbst. Das Kind muß ja doch möglichst bald und entschieden zu der Erkenntnis gelangen, daß Schule und Haus nicht zwei einander feindlich gegenüberstehende Faktoren seien, sondern zwei Kräfte, welche gemeinsam, jeder in seiner Art, zu seiner Vervollkommenung beizutragen berufen und befähigt sind, zwei Stützen, welche ihm durch gemeinsame Arbeit für alle Zukunft eine gewisse Sicherheit bieten wollen für die Erreichung seines wahren Lebensglüdes. Aus dem Kreise der Familie und aus dem Schulleben soll das Kind gleich stark gewappnet gegen alle Widerwärtigkeiten und Verlockungen der Welt hinaustreten in die harte Schule des Lebens, mit aufrichtigem Danke erfüllt gegen seine früheren Leiter und Berater, gegen seine Eltern und Lehrer.

Zu einer Verständigung zwischen Schule und Haus drängt aber auch der hehre Gedanke, der unbewußt einen großen Teil unseres Lebensglückes ausmacht, daß wir durch unsere Kinder in der Lage sind, das, was wir gedacht, ersehnt und gewollt haben, nicht mit uns in das Grab sinken zu sehen, sondern der Hoffnung leben können, daselbe der Verwirklichung zuzuführen durch unsere Kinder. Darum liegt in dem Kindersegen erst die rechte Weihe der Ehe, weil wir uns mit dem ersten Kinde, das uns Gottes Gnade schenkt, erhaben fühlen über die eng gezogenen Grenzen unserer eigenen Lebenszeit. Jetzt schmeichelt uns die hochfliegende Phantasie ein herrliches Bild der Unvergänglichkeit vor, indem wir gern der Hoffnung Raum geben, fortzuleben in unseren Kindern und Kindeskindern, ein Stolz, der nicht bloß den Adeligen von Geburt zu befeelen braucht. Und was wir für die geistige Entwicklung unserer Kinder thun, das wird vielleicht in späteren Geschlechtern einmal Früchte tragen nicht bloß für einen engen Kreis, sondern zum Wohle unseres Volkes, unseres Vaterlandes, ja vielleicht der ganzen Menschheit; und dieser Gedanke ist es sicherlich wert, daß wir Eltern unserer treuesten und uneigennützigsten Bundesgenossin bei dem Erziehungswerke, der Schule, mit Vertrauen und Verständniß entgegenkommen. *Viribus unitis* — mit vereinten Kräften! — heißt es also auch bei diesem edlen Beginnen. Und darum rufen wir Lehrer Sie und alle Eltern zu gemeinsamer Arbeit mit uns. Gehen Sie mit uns daran, jenen Funken göttlichen Lichtes, den ein gütiger Gott in das Herz eines jeden Kindes versenkt hat, zu entfachen zur heiligen Flamme, die dem Menschen leuchtet auf den schwer entwirrbaren Wegen zur Erkenntnis der Wahrheit, die unsere Mitmenschen die wohlthuende Wärme empfinden läßt des edelsten Gefühles, der Nächstenliebe, und die in der stillen Werkstatt der Schule das kommende Geschlecht stählt zu unbeugbaren Charakteren für alle Stürme des Lebens.

Ausfig.

Dr. G. Hergel.



Don Gil. *)

Romödie in drei Akten nach den Motiven des Tirso de Molina.

Von Friedrich Adler.

(Don Martin hat auf Befehl seines Vaters seine Geliebte, Juana, verlassen und sich aus Burgoz nach Madrid begeben, um dort die Hand Inés', der Tochter des reichen Don Pedro, zu gewinnen. Damit aber Juana nicht Gelegenheit finde, die Schritte Martin's zu durchkreuzen, führt sein Vater ihn bei Pedro durch ein vorausgesandtes Schreiben als einen gewissen Don Gil ein. Allein Juana erfährt davon und baut darauf einen festen Plan. Sie eilt selbst nach Madrid,

*) Das Stück erscheint demnächst im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin.

verkleidet sich als Mann, nennt sich gleichfalls Don Gil und kommt ihrem ungetreuen Liebhaber in der Werbung bei Inés zuvor. Pedro hat noch eben seiner Tochter ernstlich erklärt, daß sie den ihm empfohlenen Don Gil heiraten müsse. Hier sehen die folgenden Scenen, die den ersten Akt abschließen, ein.)

Inés allein.

Inés (blickt dem Vater nach, dann wirft sie den Kopf zurück und trällert vor sich hin):

„Mein Pferdchen, liebes Pferdchen,
Komm, zieh mich in die Stadt! —“

„Ich hab das Hüpfen und Tollen,
Das Tollen noch nicht satt.“

„Mein Pferdchen, sieh das Sattelzeug,
Wie kostbar und wie fein! —“

„Und hinterher die Peitsche?“

O nein, o nein, o nein!“

(Laura, die Base von Inés, kommt von rechts, einen gefälligen Pergamentband in der Hand.)

Inés, Laura.

Inés: Ach Laura —

Laura: Komm ich recht?

Inés: Du weißt es, immer!

Laura: Ich bring das Buch Dir wieder, das Du neulich — (sie legt es auf den Tisch).

Inés: Hat's Dir gefallen? Mir war es erfreulich.

Sehr gut erzählt und voller Duft und Schimmer.

Laura (nachlässig): Ja, es ist hübsch, ganz hübsch.

Inés:

Nun, hingerissen —

Laura: Ich will nicht sagen, daß es mir mißfiel —

Recht unterhaltend ist dies Spiel

Von Abenteuern und von Hindernissen —

Nur wird, wenn so des Dichters Bildern flutet,

Dem guten Glauben zu viel zugemutet.

Inés: Zu viel dem Glauben? Sei doch nicht so peinlich!

Was ist wahrscheinlich und was unwahrscheinlich?

Was wir mit offenen Augen sehen,

Ist's mehr beglaubigt, als ein Traumgeßicht?

Was ist, was nicht ist, ach wir wissen's nicht:

Des Lebens Möglichkeiten gehen

Weit über alles Schauen und Verstehen.

Was Dir bewiesen ward, ist drum nicht wahrer,

Und was ein Märchen scheint, ist drum nicht Lüge

Frage einen Seemann, einen Weltensfahrer,

Der, schon verzagt am Ziel der langen Züge,

Mit einmal tausend farbige Wunder schaut,

Weit seltsamer, als ein Poet sie baut.

Die Grenzen, Liebste, fließen hin und wieder,

Was glaublich ist und was —

Thürhüter (kommt vom Thor her): Don Gil!

Inés: O weh!

Aus allen Himmeln stürz ich nieder.

Thürhüter: Ich warte.

Inés (seufzend): Führ ihn weiter denn.

Thürhüter: Ich geh! (Ab.)

Laura: Du seufzest?

Inés (höhnisch): Ach, mein lieber Bräutigam,

Er hat nach mir ein brennendes Verlangen.

Der Vater will's, und ich muß ihn empfangen,

Die Opferflamme raucht, sieh hier das Lamme!

(Der Thürhüter begleitet mit vielen Büßlingen Juana, die ihren grünen Männeranzug trägt, herein.)

Juana (zweifelnd): Donna Inés?

Inés (gleichgiltig, ohne aufzusehen): Das bin ich.

Juana: O, entschuldigt —

Ich dachte Euch allein — ein Ritter huldigt

Gern jeder Schönheit, doch nur Euch —

Inés: Ach, laßt!

Denn Bäschen Laura, die bei mir zu Gast,

(Juana verbeugt sich gegen Laura)

Kann alles hören, was Ihr sagen wollt.

Juana: So wißt Ihr's schon? Dann ist das Glück mir hold.

Dann muß ich nicht in Silben stammeln,

Was in mir tönt, ein Chor im Dom,

Dann muß ich nicht nach Tropfen sammeln,

Was mächtig rauscht, ein stolzer Strom,

Dann muß ich ängstlich nicht zergliedern,

Was flammend, wie des Blüthes Strahl, —

Ein rasches fragen und Erwidern,

Sagt, lauter's Wonne, lauter's Qual?

Inés (sieht Juana erst jetzt an, verwirrt): Ihr redet gut — Ihr heißt Don Gil?

Juana: Ich bin's.

Inés: Der Vater wünschte —

Juana: Laßt uns das vergessen!

Ich freu mich nur des eigenen Gewinns

Und hieße selbst mich thöricht und vermessen,

Wollt ich mir weiterhelfen mit der Krücke,

Wenn es zu fliegen gilt zum Glücke.

Inés (leise zu Laura): Was sagst Du, Laura?

Laura (hat Juana nicht aus den Augen gelassen): Ich — ich sage —

Juana: Der Antwort harr' ich noch auf meine Frage.

(innig) Doch nichts von Zwang. Denkt, ich sei nicht empfohlen —

Ich habe mich hereingestohlen,

Ein Wand'rer, der im Glüh'n der Sonne schreitet,

Und, von dem günstigen Geschick geleitet,

Ein Murmeln hört, das an das Ohr ihm dringt,

Und dankend an der Quelle nieder sinkt,

Die Labung ihm und Rettung bringt.

Inés (warm): Ihr seid aus Burgos?

Juana:

Ja.

Inés:

Ein schöner Ort,

Ehrwürdig und voll Leben.

Juana:

Wart Ihr dort?

Inés: Als Kind, der Schule kaum entwachsen, war

In Burgos ich —

Laura (vordringlich, um Juanas Interesse auf sich zu ziehen):

Und ich vor einem Jahr.

Inés: Ich sah der Kirche hohen Bau —

Laura: Ich auch.

Juana (mit ehrlicher Bewunderung): Den Stolz von Burgos, uns're Kathedrale!

Inés: Und sprach dort ein Gebet nach frommem Brauch.

Laura (schnell): Ich auch, zu wiederholtenmale.

Inés: Und an der Gruft des Cid und der Jimene,

Drin beide ruhen treu vereint,

Hab ich vergossen manche stille Thräne.

Laura: Ich sah das Grab, ich habe auch geweint.

Und Ihr, Don Gil?

Juana:

Geweint? Am Grab des Cid?

Ein Mann geweint vor diesem Bild der Tugend?

(feurig) O nein, dort schwang ich schon in frühster Jugend

Mein erstes Schwert, das ich von Holz mir schnitt,

Und schwor zu werden, so wie er gewesen!

Inés (herzlich): In Euern Mienen ist noch jezt zu lesen,

Wie ernst der Schwur war — nehmt doch Platz!

(Juana will in einiger Entfernung Platz nehmen)

Nein, hieher!

Laura (zeigt auf den Sessel in ihrer Nähe): Hier! Dort stricht die Sonne sehr!

Inés: Die Sonne, sagst Du?

Laura:

Ja, mein Schatz!

Juana (für sich): Ach, welch ein Eifer! (laut): Diese Wahl ist schwer.

Und daß ich hier in keinem Punkte fehle,

Erlaubt, daß ich mir selbst die Stelle wähle.

(Setzt sich, von beiden gleich weit entfernt.)

Inés (zu Laura): Sagtest Du nicht, Du mußt noch zu Besuch?

Auf mich nimm keine Rücksicht, wenn es nöthig.

Laura; Ich?

Inés: Nicht? Mein Mädchen ist ganz gern erbötig,

Dich zu begleiten —

Juana (als hätte sie nichts bemerkt): Fast Ihr in dem Buch?

Laura: Ich las darin, noch eben heute.

Inés: Ihr liebt die Poesie?

Juana:

O, wer erfreute

Sich nicht am Born, der hell und frühlingsmild

In Menschenleid und Freud verflärend quillt?

Ein Spanier und nicht der Dichtung freund?

Des Verses Band macht erst das Wort erbaulich,

So wird ein Garten erst vertraulich,

Wenn zierlich er umhegt und eingezäunt.

Inés: Ihr schreibt wohl selber Verse?

Juana: Dann und wann.
Nur wenn ich nicht mehr widerstehen kann.

Inés: Zum Beispiel?

Juana: Fragt Ihr? Wenn ich Frauen
Darf in die tiefen Augen schauen.

Inés (forschend): Und habt Ihr öfter schon — gedichtet?

Juana (fest): Unzählig oft!

Inés: Was sagt Ihr?

Juana (noch fester): Aufgeschichtet,
Gäb's einen folianten, groß und mächtig!
Pathetisch bald, bald neckisch — sanft und fest —
Heut schlicht und herzlich, morgen farbenprächtig, —
Wie's eben forderte der Zweck.
Wollt Ihr ein Proßchen hören?

Inés (zu Laura mit Beziehung): Siehst Du nun?
So sind die Männer! falsch in jedem Falle!

Laura: Ohne Verlaß ihr Reden und ihr Thun.

Inés: Wir armen Mädchen! Lügner sind sie alle!

Juana (vergibt sich und läßt sich von der Erregung fortreißen):

Ja, alle, alle! Treu ist nicht bei ihnen!

Da nahen sie mit heuchlerischen Mienen

Und, glaubt man ihrem Wort, ist man verloren,

Ob sie auch tausend Eide uns geschworen —

Betrug und Heuchelei sind ihre Waffen —

(besinnt sich plötzlich und hält inne) Ja, mein Gedicht!

Inés (hat ihr verwundert zugehört): Seid Ihr auch so beschaffen?

Juana (völlig gefaßt): Ich? Freilich, auch —

Inés: Nun, Ihr verspricht nicht viel.

Juana (verbindlich zu Inés): Bis jene kommt, die uns'res Strebens Ziel!
Erlaubt Ihr? (nimmt die Mandoline)

Inés: Gern.

Juana: Die Stimmung zu beschwören,
Nur einige Töne.

Laura: Spielt, wir wollen hören.

Juana (greift wenige Accorde als Vorspiel und spricht:

„Die Liebe ist allein das Leben,

Und heilig ist ihr brennend Roth.

In ihr taucht nieder alles Streben —

Ein ganzes Herz dahinzugeben,

Ein ganzes fordern ist Gebot!

(Man hört deutlich einen finstenschlag, das Warnungszeichen Pablo's, des Dieners von Juana.)

Juana (springt auf): Pablo!

Inés: Wollt Ihr schon fort?

Juana (unruhig): Ich muß —
Es fällt mir eben ein — doch komm ich wieder —
Wenn Ihr erlaubt.

Inés (nicht zustimmend): Ihr schuldet uns den Schluß.

(Man hört wieder eindringlich Pablo's Zeichen.)

Laura: Ein Dichter singt zu Ende seine Lieder.

Juana (wendet sich ängstlich um, wiederholt die letzten Zeilen unjücher und spricht die folgenden stark und feurig):

Ein ganzes Herz dahinzugeben,
Ein ganzes fordern, ist Gebot.

Und gilt es Krieg, ruf kühn zusammen
Verstellung, List und Teufelei —
Und mag der Priester dich verdammen
Du ewig heißen Höllenflammen,
Der Gott der Liebe spricht dich frei!

(Neues, kurzes Zeichen von Pablo)

Lebt wohl! (schnell ab).

Inés (ein wenig betroffen): Auf Wiederseh'n!

Laura: Auf Wiederseh'n!

Inés, Laura.

Inés (begeistert): Ach, liebe Laura, Wunder sind gescheh'n!

„Ein ganzes Herz dahinzugeben,
Ein ganzes fordern, ist Gebot!“

Laura (pathetisch): „Die Liebe ist allein das Leben
Und heilig ist ihr brennend Rot.“

Inés: Sahst Du die Augen, die wie Feuer glühn
Und doch so mild, so wunderlieblich blicken?
Und dieses Antlitz, eines Frühlings Blüh'n,
Die Seele bis ins tiefste zu erquick'n?
Und seiner Tracht entzückend holdes Grün!
Grün ist die Hoffnung, thöricht Wort der Leute,
Die Farbe der Erfüllung ist es heute!
Wo bleibt mein Vater nur? Bei Gott, ich war
Hartnäckig, unvernünftig, undankbar —
Er meint es mir so gut, ich will mich schämen
Und meinen Gil sogleich zum Manne nehmen!

(Inzwischen kommt, von Inés unbemerkt, Pedro mit Martin, dem er freundlich zuspricht.)

Inés, Laura, Pedro, Martin.

Inés (stürzt dem Vater an den Hals):

Mein Väterchen, mir über alles theuer,
Ich danke Dir!

Martin (für sich): Vortrefflich. Die hat Feuer!

Inés (beglückt): Ich schalt Don Gil als groben, plumpen Namen —
Der erste Engel nennt sich so,
Der erdwärts kam und stolz mich macht und froh,
Sein eigen mich zu nennen!

Pedro (zufrieden): Amen!

Martin: Amen!

Pedro: Don Gil gefällt Dir?

- Jnés: Ueber alles Hoffen!
Martin (bei Seite): Beim ersten Blick! Wie mich das freuen muß!
Pedro: Dann hab ich es ja gut getroffen,
Ihr gebt Euch einen Kuß und damit Schluß!
(schiebt Martin gegen Jnés)
Jnés (tritt zurück, kalt): Was? Diesem Herrn?
Pedro: Das ist mein lieber Gil!
Jnés: Der Eure, aber nimmermehr der meine —
Martin (rüstet sich zur Ansprache): Donna Jnés, wie im April
Die Blume sich erquicket am Sonnenscheine,
So hat mich Euer Aug — —
Jnés: Sennor, was gehn
Euch meine Augen an?
Martin: Ins Licht gehoben.
Jnés: Seid Ihr so weit, so bleibt nur immer oben.
Martin (verlegen): Ins Licht gehö . . .
Pedro: Wie soll ich das verstehen?
Das ist Don Gil aus Burgos, mir empfohlen.
Jnés: Mir nicht. Nun, der Geschmack ist ja verschieden.
Martin: Fräulein, verzeiht, ich stehe wie auf Kohlen.
Jnés: Dann wird Euch warm sein. Zieheth hin in Frieden!
Pedro: Kind, sei vernünftig! Hier Don Gil —
Jnés: Mein Vater!
Don Gil aus Burgos hat ein süß Gesicht
Von Milch und Blut, so wunderzart und licht,
Der aber ist so borslig, wie ein Kater.
Martin: Ich, wie ein Kater?
Jnés: Und in grünem Sammt
Geht mein Don Gil, hell strahlend schon vom weiten.
Doch Ihr —
Martin: Ich kenne keinen zweiten
Don Gil, mein Fräulein, der aus Burgos stammt.
Jnés: Aus Burgos? nein, er stammt vom Himmel her!
Martin: Vom Himmel herzukommen, das ist schwer,
Und Ihr verlangt zu viel —
Jnés: Zu viel verlangen!
Von Euch verlang ich gar nichts mehr,
Als — — müßt Ihr's deutlicher empfangen?
Pedro (ärgerlich): Jetzt hab ich's gründlich satt! Was faselst Du
Von einem grünen Gil — dumme Geschichte! —
(zu Laura) Doch Du warst mit hier, liebe Nichte.
Gib Du mir Auskunft, was sagst Du dazu?
Laura (in höchster Schwärmerei): Don Gil ist schön, den Augen ein Entzücken,
Beglückt, wen seine Liebe wird beglücken,
Wie Sphärenklang ertönt sein holdes Wort,
Und reißt die Seele stürmisch mit sich fort. (Jnés nickt Laura dankbar zu.)
Pedro: Auch die! (zu Martin) Die Mädchen sind von Sinnen!
Jnés: Ade, Don Gil! (spöttischer Knirz)
Laura: Ade!

- Inés: Und gute Fahrt!
- Grüßt mir auch Burgos! (Inés und Laura ab, links.)
- Martin (verschlüchtert): Was soll ich beginnen?
- Pedro (väterlich): Seid unbesorgt! Das ist so Mädchenart.
- Sie neckt Euch — nun, das ist nicht weit vom Lieben.
- Martin (gedrückt): Vom Lieben? Hm. — Was wollte sie vom Grün?
- Pedro: Ein kleiner Scherz, aus Büchern aufgetrieben.
- Will sie Euch grün, so scheut nicht das Bemüh'n.
- Thut ihr's zu Liebe — Narrheit, Mädchenpossen!
- Martin: Nun, wenn Ihr wollt. Ich bin dazu entschlossen,
- Weil's Euer Wunsch ist.
- Pedro (herzlich aufmunternd): Thut nicht gleich so bang!
- Ein wenig Plänkelei setzt Euch in Schrecken?
- Der Mädchen Hirn pflegt manches auszuhecken,
- Doch währt ein solcher Krieg nicht lang.
- Haltet nur aus und merkt zunächst das Eine:
- Kommt mir im schönsten grünen Sammt.
- Martin (Kleinlaut): Ich will.
- Pedro: Vertraut auf mich — ich bring es schon ins Reine!
- (schiebt Martin gutmütig vor sich ins Haus.)
- Inés (von fern, scharf): Don Gil, ade!
- Laura (ebenso): Ude! Ude, Don Gil!
- (Martin wendet sich hilflos nach der Richtung der Rufe.
- Der Vater schiebt ihn in die Thür.)

Ende des ersten Aktes.



Aschenbrödel.

Eine Erzählung von Theodor Birchner.

Damals war Aschenbrödel noch nicht Aschenbrödel, aber seine Mutter lag bereits zu Tode krank darnieder.

Die Kleine hatte die Nacht bei ihr durchgewacht und war gegen Morgen vor Ermüdung an ihrem Bette eingeschlummert. Die Kerze auf dem Tische brannte schmauchend nieder, durch die Fenstervorhänge drang rötlich dämmernder Tag und begann mit dem trüben Kerzenlichte zu kämpfen.

Der leuchtende Morgen hatte draußen die zwitschernden Vögel, die arme Mutter aber quälender Schmerz aus dem Schlummer geweckt. Sie sah ihr Kind, wie es den schönen Kopf mit den noch thränenschimmernden Augen auf die Bettkante gelehnt, schlummerte, und aus dem abschiedbangen, blutenden Mutterherzen stieg ein heißes Gebet für die Tochter zum Himmel empor.

Mühsam erhob die Kranke den Kopf, um einen Kuß auf die blonden Locken des Kindes zu drücken — aber entsetzt hielt sie inne.

Im bleichen Gesichte unheimlich brennende Augen, eine düster flackernde Flammenkrone im dunklen Haare, gewandlos, schwebte ein Weib von geisterhafter Schönheit heran und breitete die Hände über das Haupt des schlummernden Kindes.

„Wer — wer bist Du?“ rief die Mutter mit bebender, angstgepreßter Stimme, vergebens versuchend, sich aufzurichten. „Zurück! — Rühre mein Kind nicht an —“

„Gott sendet mich,“ versetzte das Weib, „daß ich Dein Kind segne!“

„Du? —“ stöhnte die Mutter auf und zog ihr aus dem Schlummer geschrecktes Kind an sich, damit es den Spud nicht erblicke. „Du —?“

Aber eine Woge jenes geheimnisvollen, dunklen Meeres, das Alle und Alles verschlingt, erfaßte die Kranke und spülte sie, die sich wie eine Ertrinkende an einen Palm, an das schwache Kind anklammerte, aus dem Leben hinweg an die Ufer des fernen, unbekannten Landes Jenseits.

Als sich die Kleine von ihrem staunenden Schrecken erholt hatte, war die Erscheinung verschwunden und die Mutter tot. — —

Und jetzt kam die grimmige Stiefmutter mit den beiden böshaften Töchtern und die bittere, bittere Aschenbrödelzeit.

Dann aber — ja, dann kam der Königssohn und Aschenbrödel wurde Königin. — — —

Hier endet das Märchen, doch nicht unsere Geschichte. — —

Es sind die Tage der Rosen.

Goldener Sonnenschein zögert auf der Schwelle der kleinen Schloßkirche.

Kostbar gemalte Fenster werfen in strahlenden Streifen buntflimmerndes Licht auf die grauen Steinfließe und alten Königsgräber.

Im dämmernden Halbdunkel leuchtet über dem Hochaltare mattgolden der Rahmen des großen Christusbildes, das von Alter gebräunt, nur das bleiche Gottesangeficht und eine schmale, blasse Hand licht hervortreten läßt — und die blasse Hand dessen, der die Welt geschaffen, scheint dahin zu weisen, wo heute zu einem offenen Fenster ein Stück sonnenheller Schöpfung in das heilige Dürer des Gotteshauses hereinsieht.

O, das herrliche, herrliche Bild, das der hohe, von üppigem Steinblättermurwerk umrannte Fensterbogen einfaßt!

Es ist nichts, als ein Streifen blauglitzernden Meeres, ein Streifen blau sonnigen Himmels und dazwischen ein Stück schimmernden, blütenfrohen Landes — aber so leuchtend, so lockend — —

Und Mittagsstille ringsum — von außenher nur leises Tönen der Wipfel, nur hie und da die verlorene Note eines Vogelliedes — Mittagsstille ringsumher.

Vor dem Hochaltar kniet Königin Aschenbrödel. Tief neigt sie ihr Haupt mit der Krone im goldenen Haare und sendet aus demutvollem Königsherzen ein inniges Dankgebet zum Könige des Himmels empor.

„Allmächtiger, Allgütiger!“ spricht sie. „Du hast mich aus Schmach und Niedrigkeit auf den Thron gehoben, Du hast mir die Liebe eines treuen Herzens bescheert und dem irrenden Glücke den Weg zu mir gewiesen, daß es mich glücklicher machte, als ich vor dem elend war. Du liesest in meinem Herzen des Dankes mehr, als meine Lippe sagen kann; denn Du bist allwissend, doch — o, könnte ich auch dem Wesen danken, das Deines Willens Werkzeug war!“

„Du suchest mich?“, tönt es plötzlich hinter der Königin.

Diese wendet sich — allein an allen Gliedern bebend, springt sie auf und flüchtet über die Stufen zum Hochaltare hinan.

„Du riefeest nach mir — und jetzt graut Dir vor Deinem Glücke?“

„Du —?“, ruft Königin Aschenbrödel fliegenden Athems, scheu die Gestalt betrachtend, die sie vor sich sieht.

Im bleichen Gesichte unheimlich brennende Augen, eine düster flackernde Flammekrone im dunklen Haare, gewandlos schwebt ein Weib von geisterhafter Schönheit zur Königin heran.

„Ja — ich!“ spricht die Erscheinung. „Ich war das Werkzeug göttlichen Willens — ich habe bewirkt, daß sich die Tauben Deiner erbarmten — Du weißt ja wohl noch? — damals —“

„Ja — o, ja —“

„Ich habe Mächte, die sonst der Rufenden nicht achten, durch Dein stummes Elend zu wunderbarer Hilfe gerührt!“

„Du?“

„Ich! — Ich habe den feuchten Schimmer der Thränen, die Du vergossen, in Deinen Augen leuchten und das Leid, das Du erfahren, in Deiner Stimme nachzittern lassen, daß der Kummer, von dem Du schwiegest, rührend zum Herzen des Königssohnes sprach. —“

„Du — Du hast meinen Vatten mich lieben gelehrt? Das Alles, Alles hast Du gethan?“ ruft Aschenbrödel, die kleinen Hände faltend und die Thränen schießen ihr heiß in die Augen.

„Es ist so, wie Du sagst — ich habe Dich gesegnet!“

„O, Dank, Dank Dir! — doch sprich, nicht wahr, Du bist —“

„Ich bin Dein Glück!“

„Ach wie glücklich, überglücklich bin ich, daß ich Dir danken kann!“ spricht Aschenbrödel. „Du liebes, Du gutes Glück —“

Allein das geisterhafte Weib fällt der Königin in das Wort: „Das bin ich nicht! Ich bin Dein Glück, doch bin ich nicht das Glück!“

„Nicht das Glück?“ staunt Aschenbrödel. „Wer bist Du denn?“

„Ich,“ versetzt das Weib und leises Lächeln fliegt verschönend über sein bleiches Gesicht, „ich bin — das Unglück!“





* Rundschau. *



Die neue Stifterausgabe der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“.¹⁾

Die Bestrebungen, auf die Texte unserer großen Dichter und auf die verschiedenen Fassungen ihrer Werke zu achten, reichen anderthalb Jahrhunderte zurück. Lessing hat zum Studium Klopstocks, Goethe zu demjenigen Wielands den Weg gewiesen; Goethe den Ausgaben seiner eigenen Werke mit Hilfe geschulter Philologen vieljährige Sorgfalt gewidmet. Dennoch verhielt sich die deutsche Philologie in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts diesen naheliegenden Aufgaben gegenüber spröde; die Fürsorge für die erhaltenen aber tief verschütteten Schätze des Mittelalters nahm alle ihre Kräfte in Anspruch. Und selbst dort, wo ein neuerer deutscher Dichter die Aufmerksamkeit eines ihrer großen Meister auf sich zog, in der Lessingausgabe Karl Lachmanns, blieb man weit hinter den hohen Zielen zurück, die man für die Ausgabe mittelalterlicher Texte aufgerichtet hatte, und überließ es späteren Zeiten, das Versäumte nachzuholen.

Die zweite Hälfte des verflossenen Jahrhunderts rüstete sich, diese Schuld zu fähnen. Zwar waren die Kräfte und die Mittel der großen wissenschaftlichen Vereinigungen durch andere, von dem eigenen Volkstum und der deutschen Dichtung weit abliegende Unternehmungen noch immer vielfach gebunden und es fehlte nicht an Versuchen, die neuere deutsche Philologie zum Aschenbrödel zu erniedrigen. Ein stiller Kampf spielte sich ab, in dem die jüngere Wissenschaft schließlich Siegerin blieb. Das Wertvollste und Bleibendste, was sie bisher geleistet hat, sind eben die großen Ausgaben der deutschen Klassiker. Ein erster Versuch — mit Schillers Werken — mißlang zwar und das Gerüst muß ganz neu aufgeführt werden; ebensowenig erfüllte eine kritische Ausgabe der Oden Klopstocks die berechtigten Forderungen. Erst Herder hatte das Glück, in einer großen — soeben der Vollendung zuschreitenden — 33 bändigen Ausgabe eine glänzende Auferstehung zu erleben. Und in der Gegenwart sind viele Unternehmungen im Gange, die im edelsten Wettstreit die großen Schöpfungen deutscher Dichtung und deutscher Prosa in monumentalen Ausgaben zu sammeln bemüht sind. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat die Leitung über die Ausgaben der Werke Luthers, Kants, Wilhelm von Humboldts übernommen und gedenkt ihnen solche von Wieland, Möser, Windelmann hinzuzufügen. Der

¹⁾ Adalbert Stifters sämtliche Werke. I. Band. Studien. Erster Band. Herausgegeben von August Sauer. Mit dem Bildnisse des Dichters und zwei Lichtdrucktafeln. — XIV. Band. Vermischte Schriften. Erste Abteilung. Herausgegeben von Adalbert Porcicka. Mit 18 Lichtdrucktafeln. Prag 1901, J. G. Calve. — Auch unter dem Titel: Bibliothek Deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Bd. 11 und 12. Jeder Band 5 A.

Universalität von Leibniz entspricht es, daß die Gesamtheit der Akademien seiner überwältigend großen Hinterlassenschaft sich annimmt. Das Erbe Goethes trat eine weitblickende deutsche Fürstin an und in ihrem Auftrag erscheint die abschließende vierteilige Sammlung seiner Werke. So ist nun auch der Unternehmungsgeist des deutschen Buchhandels für diese großen und dringenden Aufgaben gewonnen: für Zwingli und Pestalozzi, für Heine und Hebbel, selbst für einen Dichter wie Grabbe sorgt er vor, und in der Schweiz errichtet soeben heimatliche Dankbarkeit dem großen Volksdichter Jeremias Gotthelf aus seinen Werken das verdiente Denkmal.

Hier durfte das deutsche Böhmen nicht zurückbleiben. Hatte es doch diesen wohlbekannten Namen einen von nicht geringerem Klang und von nicht minderer Bedeutung an die Seite zu setzen. Sobald mit Ende 1898 die dreißigjährige Schutzfrist für Adalbert Stifters Werke abgelaufen war, faßte unsere Gesellschaft den Beschluß, von ihnen eine kritische Gesamtausgabe auf Grund aller zugänglichen Drucke und Handschriften im Rahmen der von ihr herausgegebenen Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen zu veranstalten; über die ersten Vorarbeiten dafür legte die „Mitteilung“ Nr. 12 der Gesellschaft im Jahre 1900 Rechenschaft ab, der sich demnächst ein ausführlicher Bericht — mit einer vorläufigen Bibliographie und einem Verzeichnis der Briefe — anschließen wird. Die ersten Bände dieser auf ungefähr 20 Bände berechneten Ausgabe erscheinen soeben im Buchhandel.

Eine einheitliche Gesamtausgabe Stifterscher Werke gab es bisher nicht. Der Dichter selbst ist nicht mehr dazugekommen, den Plan einer solchen auszuführen. Was sein Verleger nach Stifters Tod unter dem Titel „Gesammelte Werke“ in 21 Bänden herausgab, setzte sich blos aus den vorhandenen Beständen der einzelnen Werke in verschiedenen Auflagen zusammen, denen ein neues Titelblatt vorgeheftet wurde. Auch die Fürsorge für die Reinheit der Texte war bei der weiten Entfernung vom Druckorte und der Langsamkeit des damaligen Verkehrs dem Dichter sehr erschwert und die Originalausgaben seiner Werke leiden unter einer Ueberfülle von — oft sinnstörenden — Fehlern, die in den späteren Abdrücken noch vermehrt wurden. Diesen verwahrlosten Text zu reinigen und in der ursprünglichen Schönheit wiederherzustellen, haben die zahlreichen billigen Ausgaben der letzten Jahre entweder gar nicht oder nur ganz ungenügend versucht. Unsere Ausgabe bietet daher zum ersten Mal einen nach einheitlichen Gesichtspunkten redigierten Text der Werke Stifters dar.

Aber Weiteres kommt hinzu, was diese Ausgabe von allen bisherigen unterscheidet. Nicht im ersten Anlauf gelangen unserem Dichter die großen Schöpfungen, die ihn berühmt machten. In heißem Bemühen arbeitete er an ihrer Ausgestaltung und Vollendung. Bei vielen seiner Werke, und gerade bei den bedeutendsten, ist uns der Einblick in seine Werkstatt gegönnt. Die ersten Veröffentlichungen seiner Erzählungen sind noch vielfach unfertige Skizzen — Studien zu den „Studien“ —, die er später ausführte und ausfeilte, umarbeitete und abschloß. Diese älteren, bisher fast unbeachteten Fassungen seiner Werke macht unsere Ausgabe in Lesarten oder Abdrücken wieder allgemein zugänglich und

lehrt uns so einen unserer feinsten Stilkünstler in seiner allmählichen Entwicklung kennen.

Endlich haben die ersten Verwalter des Stifterschen Nachlasses keineswegs alles gesammelt und vorgelegt, was der Erhaltung wert gewesen wäre. Seine Feder war fruchtbarer, als wir bisher gewußt haben, sein Gesichtskreis weiter, als man bisher geahnt. So ist es möglich, in der neuen Ausgabe ganze Reihen von unbekannten, zum Teil ungedruckten Aufsätzen darzubieten, die das litterarische Bild Stifters in wesentlichen Punkten ergänzen und verschieben.

Diese Werke in gereinigter Form und in allen erhaltenen Fassungen vorzulegen, ist der Hauptzweck der neuen Ausgabe. In knappen Einleitungen und Anmerkungen wird sie das Notwendigste zu ihrem Verständnis und zu ihrer Würdigung an die Hand zu geben trachten. Erschöpfende literarchistorische Untersuchungen oder einen fortlaufenden Kommentar anzureihen, ist nicht beabsichtigt. Auch eine abschließende Charakteristik des Dichters oder eine Darstellung seines Lebens liegt zunächst nicht in unserem Plan; wohl aber wollen wir diesen schönen Aufgaben durch vollständige Sammlung der Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, und sonstiger Dokumente, sowie durch Vorlage authentischer Bildnisse den Weg bereiten.

Der eine der beiden vorliegenden Bände — der 14. in der ganzen Reihe — macht nun nach dieser Richtung bereits eine Ausnahme, indem er das zunächst gesteckte Ziel weit überschreitet. Er wird auch dem besten Kenner Stifters große Ueberraschungen bieten, indem er uns den Dichter als Maler wie als Kunstkritiker zum ersten Male kennen lehrt.

Unabhängig von dem Plan der Gesellschaft war unser korrespondierendes Mitglied, Professor Adalbert Horticke — gegenwärtig in Wien — während eines längeren Linzer Aufenthaltes den Spuren von Stifters Thätigkeit in Oberösterreich nachgegangen und hatte mit großem Fingers Glück aus allen Ecken und Enden des Landes reiches Material zusammengebracht, das er nun in liebenswürdiger Bereitwilligkeit der neuen Ausgabe zukommen läßt, so daß diese auch in den nicht von ihm selbst besorgten Bänden seiner liebevollen Gabe das Beste zu verdanken haben wird. Als erster Band der „Vermischten Schriften“ Stifters legt Horticke hier nun alles auf Kunst bezügliche vor: Die feinsinnigen Kritiken, welche Stifter durch viele Jahre in der Linzer Zeitung über die Ausstellungen des oberösterreichischen Kunstvereins, dessen bedeutendster Förderer er war, schrieb, und worin er von der technisch sicheren und künstlerisch nachfühlenden Beurteilung der einzelnen Kunstwerke sich emporhebt zur Formulierung seiner allgemeinen aesthetischen Grundsätze und zu der begeisterten Verkündigung seiner hohen Auffassung der Kunst; die Berichte an „die k. k. Zentralkommission zur Erhaltung und Erforschung der Kunst- und historischen Denkmale“, deren verdienter Konservator er war; die zahlreichen Einzelaufsätze über Baudenkmale, über Werke der Holzschneiderei und über Malerei, worin er die heimische Produktion älterer und neuester Zeit als spürsinniger Entdecker, kundiger Erklärer, enthusiastischer Bewunderer und werbender Gönner begleitet, und worin er auch für die Gegenwart ein leuchtendes Vorbild aufstellt, wie selbst die verborgensten Reime und

schwächsten Ansätze zu einer Kunstbewegung durch liebevolle unermüdlige Pflege großgezogen werden können, worin er es mit flammenden Worten als seine heilige Ueberzeugung ausspricht, daß jedes Volk seine Kunst als das höchste Besitztum neben der Religion anzusehen habe und daß ein Volk, das seine Kunst nicht achtet, sich selbst ausbebe.

Diese Aufsätze mit der Erwähnung zahlreicher verschollener Künstler und Kunstwerke, mit vielen lokalen oder provinziellen Anspielungen, voll von persönlichen Erlebnissen, macht uns der Herausgeber auf Grund weitschichtiger Nachforschungen mit großem Aufwand von Fleiß und Mühe durch einen erschöpfenden Kommentar erst ganz verständlich. Der kostbare Schatz ist nicht bloß gehoben, sondern auch ausgemünzt. Horcicka grub aber noch tiefer. Stifters Stellung zur bildenden Kunst, zur Malerei insbesondere, bliebe uns fast rätselhaft, wenn uns nicht klar gemacht würde, daß er selbst ein bedeutender ausübender Künstler war. Es gelang Horcicka festzustellen, daß Stifter nicht bloß gelegentlich als Maler dilettierte, sondern daß er die Absicht hatte, sich zum Berufsmaler auszubilden und thatsächlich längere Zeit seinen Lebensunterhalt als Maler fand, daß sich seine schriftstellerischen Anlagen erst nach und aus seinen malerischen Anlagen entwickelten, und daß seine berühmtesten Landschafts- und Natur Schilderungen mit seinen malerischen Versuchen in einer Reihe liegen, daß er ferner sein ganzes Leben lang der Malerei auch neben seiner Dichtung treu blieb, und daß ihm hervorragendes darin gelungen ist. Es war zu diesem Zwecke geboten, auch Beweise von Stifters Können als Maler in diesem Bande vorzulegen und darum wurde er mit 16 Reproduktionen nach Stifterischen Zeichnungen und Bildern ausgestattet, die wieder Horcickas Umsicht und Fingerschlack von den verschiedensten Seiten zusammengebracht hat und die er in vortrefflicher Weise erläutert. Die meisten der Bilder verdanken wir einem besonderen Freund und Verehrer Stifters, Herrn Karl Adolf Bachofen von Eschsen in Wien-Rudolf, ohne dessen freudige Opferwilligkeit und zuvorkommende Güte unsere Ausgabe noch nicht so weit gediehen wäre und dem dieser Band in dankbarer Gesinnung zugeeignet ist.

Der gleichzeitig erschienene erste Band der Ausgabe, der den ersten Teil der „Studien“ umfaßt, hält sich mehr im Rahmen einer bloßen Textausgabe, wie sie oben dem Plane nach skizziert wurde. Handschriftliches Material hat sich zu den Studien bisher leider nur in ganz geringem Maße vorgefunden. Auch dieser Band verdankt seinen bildlichen Schmuck einem verehrungsvollen Freunde Stifters und besonderen Gönner der Ausgabe, unserem korrespondierenden Mitgliede Adalbert Ritter von Lanna in Prag, der gütigst gestattete, daß das in seinem Besitz befindliche beste und feinste aller Bildnisse Stifters, das Aquarell Daffingers, farbig vervielfältigt werde. Die sehr gelungene Reproduktion stammt aus der Kunstanstalt J. Löwy in Wien.

Somit ist nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten der Anfang gemacht und der rasche Fortgang der Ausgabe darf für gesichert gelten. Zwei weitere Bände (Band 2 der „Studien“ und Band 2 der „Bermischten Schriften“, enthaltend: „Wien und die Wiener“ und eine Folge unbekannter Aufsätze aus einer Wiener Zeitschrift des

Jahres 1848) sind im Druck, andere dem Abschlusse nahe. Wir hoffen, daß uns durch das Entgegenkommen der Besitzer von Stiftern Handschriften die Arbeit immer mehr erleichtert werden wird. Das neu gegründete Stifter-Archiv der Gesellschaft, über welches in der letzten Nummer der „Deutschen Arbeit“ berichtet wurde, bietet dafür den geeigneten Sammelplatz.

H. Sauer.

Zur neuen Rechtschreibung. *)

Wiederholt wurde in den letzten Jahren in Wort und Schrift darauf hingewiesen, welche große Schwierigkeiten besonders die österreichische Rechtschreibung für die Schuljugend berge; zumal diese zu Hause, in den Zeitungen, in Unterhaltungsbüchern und öffentlichen Aufschriften vieles ganz anders geschrieben fand, als es in der Schule gelehrt wurde.

Solche Notsschreie fanden bei unserem Unterrichtsminister Beachtung; denn er rief im März 1901 Fachleute zu einer Beratung zusammen, die den hochherzigen Entschluß zeitigte, die Regelung gemeinsam mit den Vertretern der übrigen deutschen Länder durchzuführen. Diese traten im Juni in Berlin zusammen, wo das große Werk vollbracht wurde, mit Hintansetzung aller zopfigen Sonderbündelei eine einheitliche Rechtschreibung für alle deutschen Stämme und Länder festzustellen. Auch die Schweiz ist diesem Beschlusse beigetreten.

Bei uns in Oesterreich wurde die Neuerung mit Erlaß vom 24. Februar d. J. in Kraft gesetzt und zugleich im Schulbücherverlage ein neues Regel- und Wörterbuch herausgegeben, nach dem die Schuljugend schon im kommenden Schuljahre zu unterweisen ist.

Mag man nun an der neuen Rechtschreibung dies und das aussetzen, das wird niemand in Abrede stellen, daß sie eine hervorragende völkische Tat ist; das ganze 80 Millionenvolk soll nun seine oft verschieden gesprochene Sprache wenigstens gleichmäßig schreiben. Damit wird ein Grundübel unserer Rechtschreibung beseitigt; denn aus der Verschiedenheit der Schreibung in den einzelnen deutschen Ländern entwickelte sich jene Unsicherheit, Ungleichmäßigkeit und selbst Gleichgültigkeit gegen alle Regeln der Rechtschreibung, worunter die Schuljugend und die Druckereien vor allem zu leiden hatten. Gut deutsch ist die Regelung auch darin, daß die amtlichen Vorschriften stärker denn je gegen den Gebrauch überflüssiger Fremdwörter auftreten und für solche oft gute Verdeutschungen bieten, z. B. Coupé: Abteil; daß sie ferner mehr oder minder eingedeutschten Fremdwörtern das Bürgerrecht verleiht, indem ihre Schreibung deutsches Gewand annimmt; die undeutschen c, cz, ch=sch, v, é usw. sollen nun größtenteils dem deutschen t, z, sch, isch, i, ee usw. weichen; fortan soll Klasse, Zentrum, Schokolade, Tschako, Kristall, Leutnant usw. geschrieben werden, wie übrigens unsere reichsdeutschen Brüder meist schon schrieben.

Uns Deutschösterreicher betreffen nun vornehmlich folgende Änderungen:

1. In deutschen Wörtern wird hinfort statt t h bloß t geschrieben; das h war auch wirklich überflüssig; denn selbst wenn t mundartlich ge-

*) Dieser Aufsatz ist in der neuen deutschen Rechtschreibung geschrieben.

haucht gesprochen wird, so braucht diese Eigentümlichkeit unseres t in der Schrift ebensowenig als bei k bezeichnet zu werden; nur in Fremdwörtern wie Theater bleibt h, leider auch in dem doch eingedeutschten Thron; Tee k a n n mit h geschrieben werden.

2. Das österreichische ss weicht dem ß, das nun auch nach kurzen Selbstlauten zur Bezeichnung des stimmlosen S-lautes steht; also Fluß wie Fuß, hingegen Flüsse und Füße.

Auch der Gebrauch des s wird eingeschränkt, indem vor dem t der Endung s bleibt, also: bläst, gereist, rast.

3. Statt des lateinischen c wird nun meist deutsches k und z geschrieben; für die Uebergangszeit sind allerdings oft Doppelschreibungen zulässig, also December und Dezember; doch sprechen die einzelnen Regeln so für k und z, daß diese Schreibung bald den Sieg über das alte undeutsche C davontragen wird; so darf man noch Centrum schreiben, aber nur konzentrieren, da die Vorsilbe kon immer mit k gegeben und ein z-lautendes c mit z bezeichnet werden muß, wenn in demselben Worte ein k-lautendes c mit k geschrieben wird.

4. In der Silbenabteilung wird ck in k- aufgelöst, also Ek-ke; da man auch in Fremdwörtern tt schreibt (Attord), hätte man wohl ck überhaupt fallen lassen können; auch k und pf werden getrennt, also Kat=ze, empfinden.

Im einzelnen sind der Unterschiede natürlich weit mehr; meist gehen sie aus der rühmenswürdigen Nachgiebigkeit Oesterreichs gegen die Schreibung der Mehrheit hervor. So schreibt man nun Hering, Eichamt, Gebärde, ging, hing, fing, während sich der Norddeutsche unserer Schreibung gibt anbequemt; gültig, Hülfe neben Hilfe; ferner Gfeu, Westfalen; tot, töten, (aber das Hauptwort Tod und Ableitungen wie tödlich), Tüte; Karwoche, Rettich, Wechsel, Drechsler, Asbest, Mesner; Branntwein, Rentier, samt, sämtlich, Morik usw. In der Buchstabenfolge eee und iee kann ein e weggelassen werden, also Seees und Sees, knie en und knien; desgleichen bei z aufeinanderfolgenden gleichen Mitlauten: Betttuch und Bettuch. Das Dehnungs-h entfällt in Feme, frönen, Fronleichnam, gären, Kran; auch in Uflan kann h weggelassen; hingegen wird es wieder eingeführt in gebühren. Statt Rhebe schreibt man besser Reede, statt Kameel Kamel; in Wiederhall und widerhallen wird „wider“ als „gegen“ aufgefaßt und daher ohne e geschrieben.

Die Regeln über Zeichensetzung liegen leider nur im österreichischen Regelbuche vor; die wichtigste Aenderung ist, daß in der Satzverbindung vor u n d kein Beistrich mehr gesetzt wird, womit die bisherige so einfache Regel, daß jeder selbständige Satz abgetrennt werden müsse, leider durchbrochen wurde.

Aenderungen weist auch der Gebrauch großer und kleiner Anfangsbuchstaben auf, vor allem die, daß in den meisten bisher zweifelhaften Fällen große und kleine Schreibung erlaubt ist; vielfach bietet das Wörterbuch sogar dreierlei Schreibweisen, z. B. zu grunde, zugrunde und zu Grunde; da muß das Wörterbuch in jedem einzelnen Falle befragt werden.

Unter den Fremdwörtern fallen noch folgende Schreibungen auf: Galerie, Kabinett und alle Wörter auf -ett; Villett hingegen kann auch mit einem t geschrieben werden. Das End-s fremder Vorfälle wie dis, trans wird vor Selbstlauten in der Regel mit s gegeben, also Transaktion; doch wer möchte Transaktion oder gar transoceanisch abteilen? Vor p und t kann s und f stehen; also Transport und Transporth, distribuieren und distribuiere. Daß französisches ch meist mit sch gegeben wird, wurde schon erwähnt; also Scharade, Scharlatan, Scharnier, Schede, Schifane, Schimäre, Schokolade usw.; nach Schreibungen wie Tschako, Tschibuk wird man fortan auch Tscheden schreiben müssen, wie es sich übrigens schon eingebürgert hat.

Im großen ganzen zeigt sich also überall das Bestreben nach Verdeutschung, Vereinfachung und somit Erleichterung der Schreibregeln.

Leider blieben noch immer die paar aa, ee, oo; es ist eben noch immer nicht mit dem schulmeisterlichen Grundsatz gebrochen, gleichlautende Wörter verschiedenen Sinnes durch verschiedene Schreibung zu unterscheiden; nur bei Tau, Ton hat man einen guten Anfang gemacht. Auch stimmen nicht alle Schreibungen im vorliegenden österreichischen und preussischen Wörterbuche überein; wieviel mehr werden erst dann all die erschienenen und erscheinenden Wörterbücher in der Schreibung jener zahlreichen Wörter, besonders Fremdwörter, auseinandergehen, die in den kleinen amtlichen Büchern nicht enthalten sind und für deren Schreibung die allgemein gehaltenen Regeln keinen Rat erteilen!*)

Doch lassen wir uns durch solche Kleinigkeiten nicht die Freude vergällen, daß nun gottlob alle Deutschen eine Rechtschreibung haben; möge sie sich nur recht bald einleben und eine weitere Vereinfachung, insbesondere zu Nutz und Frommen der überbürdeten Jugend, in nicht allzuferner Zeit erleben.

Dr. Johann Weyde.

*) Die amtliche Verlautbarung der neuen Rechtschreibung findet sich in der Schrift: Regeln für die deutsche Rechtschreibung und Wörterverzeichnis. Wien, Prag, k. k. Schulbuchverlag. Große Ausgabe R. 0.90, kleine Ausgabe R. 0.20. In Vorbereitung befinden sich neue Auflagen der Schriften des k. k. Landes Schulinspektors Dr. R. Stejskal: Regeln, Wörterbuch und Diktierbuch für die deutsche Rechtschreibung. Berücksichtigt sind die neuen Regeln auch schon in der siebenten Auflage von R. Duden: Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. (Leipzig, Wien, Bibliographisches Institut W. 1.65.) Besonders reichhaltig ist das von uns schon erwähnte Buch des Verfassers der obigen Skizze: Weyde Joh. Wörterbuch für die neue deutsche Rechtschreibung. Mit kurzen Wort- und Sachertklärungen, Verdeutschungen der Fremdwörter und Rechtschreibregeln. Nach den seit 1902 für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz amtlich gültigen Regeln. Enthaltend 35,000 Schlagwörter. Wien, F. Tempel. Leipzig, G. Freytag. 271 S. Geb. R. 1.80. Dieses sehr gut ausgestattete, lesbar gedruckte und dabei sehr billige Wörterbuch verzeichnet eine Fülle deutscher Ausdrücke, auch seltenere landschaftliche und fachliche Ausdrücke, alle üblichen Fremdwörter mit den guten Verdeutschungen des Sprachvereins, die Synonyma u. s. w. In der Einführung hat Weyde die knappen amtlichen Regeln durch zahlreiche Beispiele und deutliches Herausarbeiten der Neuerungen sehr erweitert. Das Buch kann jedermann zum Gebrauche bestens empfohlen werden, zumal als in der neuen Ausgabe (14.—20.000) die Druckfehler und Versehen der ersten Ausgabe beseitigt worden sind. A. S.

Bauernbegräbnis.

Vom Berge her aus heißrer Bauernfehle
 Ertönt ein Lied in heller Sommerluft,
 Und von den Feldern zieht ein herber Duft,
 Als wie von Kränzen und von Lichtgeschwehle.
 Ein Bauernzug, von harter Hand gehoben
 Schwebt hoch ein Sarg im hellsten Sonnenglanz.
 Drauf legte Liebe manchen grünen Kranz
 Aus Erdenlust und Erdenleid gewoben. —
 Breit wölbt der Himmel sich und sonnentrunken,
 Und Lerchen schmettern über reifem Korn.
 Die Musik freischt, gar traurig klingt das Horn,
 Und an dem Sarge glühn die Sonnensfunken.
 Vom Kirchlein her dringt nun in vollen Tönen
 Der Glocke tiefer, weher Sterbeklang;
 Das schwillt empor in übermächtigem Drang
 Wie einer starken Seele Heimwehsehnen. —
 Und wie die Bauern sich zum Grabe schieben,
 Da drängt ein Weib sich aus der Menge vor.
 Von Aehren hält sie einen Kranz empor,
 Drein steht von harter Müh und Not geschrieben.
 Den wirft sie auf den schlichten Sarg im Grabe,
 Den Kranz, der nie der Fürsten Gräber schmückt,
 Den Kranz der Arbeit — auf dem Feld gepflückt —
 Dem toten Pflüger eine letzte Gabe.
 Wie müde senkt sie dann die harten Hände —
 Die Bauern um und um, sie sehn sie nicht.
 Die schreiten heimwärts dann im Abendlicht —
 Sie aber wandert segnend ins Gelände.

J. Stibitz. (Vgl. S. 588 f.)

* Karl Johann Braun, Ritter von Braunthal. Die Neu-Ausgabe von Brauns Tragödie *Jaust**, der zuerst 1835 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen war, lenkt unsere Aufmerksamkeit wieder auf diesen fruchtbaren, heute aber fast ganz vergessenen deutsch-böhmischen Dichter. Braun wurde am 6. Juni 1802 in Eger geboren, kam noch als Kind nach Wien und widmete sich hier schon während der Universitätsstudien dem Schriftstellerberufe. Mitte August 1823 suchte er den in Marienbad weilenden Goethe auf. Worte, die Goethe bei diesem Besuche zu dem jungen Dichter sprach, sind uns erhalten. (v. Biedermann, *Goethes Gespräche* IV. S. 246 ff.). Dem Plane Brauns, Oesterreich zu verlassen, trat Goethe entgegen. „Sie haben ein schönes, ein großes Vaterland, wo sich viel des Fördernden für Phantasie und Gemüt findet.“ Er riet dem Jüngling heimzukehren, die verheißenden Anfänge besonnen fortzusetzen, „Jugendliches zu Mannhaftem zu steigern, sich in sich selber ergänzend.“ Braun ging aber doch nach Breslau und Berlin,

* Braun v. Braunthal, *Jaust*. (Allgemeine National-Bibliothek R. 291—292.) Wien. G. Daberkow. 94 S. — Vgl. über Braun u. a. noch Wurzbach, *Biographisches Lexikon* 2, 121; Wartentin, *Nachklänge der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen*. S. 44 f.; Johns *Litterarisches Jahrbuch* 4, S. 57.

wo er Protestant wurde, kehrte 1830 nach Wien zurück, gab hier 1833 den „Oesterreichischen Musenalmanach“ heraus, wurde 1845 Archivar des Fürsten Colloredo-Mansfeld in Epocno in Böhmen, lebte von 1850 ab wieder in Wien, vorübergehend an der Bibliothek der Polizei-Poststelle angestellt, zumeist aber schriftstellerischen Arbeiten sich widmend. Er starb in Wien am 26. November 1866.

Braun schrieb zum Teil unter dem Pseudonymen Jean Charles zahlreiche weitgeschweifige, moralisierende und im Geschmacke der Zeit „spannende“ Geschichten. Sein Roman „Das Elisir des Teufels“ spielt in Prag am Ausgang des 16. Jahrhunderts am Hofe Rudolfs II. in Studententreiben und bei Tycho de Brahe. Der Roman „Die Ritter vom Gelde“ schildert Wiener Judenthums der fünfziger Jahre.

Sein Faust ist eine Tragödie in 5 Akten und in gereimten meist jambischen Versen. In Einzelheiten von Goethes großem Vorbild beeinflusst, im ersten Akt von dem Faust des Malers Müller abhängig, ist im übrigen der Aufbau der Fabel sehr eigenartig, wenn auch nichts weniger als wirksam und geschmackvoll. Faust, der mit Mephisto, dem Abgesandten Satans, einen Vertrag geschlossen hat, entführt Bianca, die Geliebte eines Grafen Robert. Als er sie wahrhaft zu lieben beginnt, verlockt ihn Mephisto nach Paris zu neuen Zerstreuungen. Dort verwundet Faust in einem Zweikampf den Grafen Robert und trifft dann in St. Just mit Kaiser Karl V. zusammen. Robert tötet Fausts Sohn, Bianca stirbt vor Schreck, Faust leert in den Ruinen seines ehemaligen Hauses an der Seite Wagners die Gift-Phiole. Aus allegorischen Gestalten die am Schlusse erscheinen, können wir schließen, daß Fausts Seele gerettet werden soll.

A. H.

Besprechungen.

* Fleischner Ludwig, Oesterreichische Bürgerkunde. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien und Prag, F. Tempsky 1902. H. 2.

Ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung will Fleischners „Bürgerkunde“ sein, ein Ratgeber und Wegweiser über die Pflichten und Rechte der österreichischen Staatsbürger auf Grundlage der bestehenden gesetzlichen Vorschriften und Normen. Es soll in erster Linie ein Hilfsbuch für Lehramtskandidaten werden, durch das sie sich jene Kenntnisse aneignen, deren sie später als Lehrer zur Erziehung ihrer Schüler zu Staatsbürgern bedürfen, dann soll es auch an den fachlichen Lehranstalten und Fortbildungs-

schulen, vielleicht auch auf der Oberstufe der Volks- und Bürgerschulen sowie an den Mittelschulen Verwendung finden, also in erster Reihe an allen jenen Anstalten, die ihre Absolventen so gleich ins Leben entlassen. Dies Leben vollzieht sich nun in den Einzelnen durch die Formen der staatsbürgerlichen Gesellschaft, die als ein Gewordenes und Werdenendes ihre Geschichte und ein Ziel hat. Mit Recht gibt daher der Verfasser in der „Einleitung“ einen gedrängten Abriss über „die Entstehung der österreichisch-ungarischen Monarchie,“ und die letzten Kapitel weisen auf den Zweck hin, den sich die „Volkswirtschaftslehre“ in der „sozialpolitischen Gesetzgebung“ zu nehmen hat. Die Anlage des Buches

schließt lehrhafte Erörterungen aus; wir halten jedoch dafür, daß das Kapitel „Elemente der Volkswirtschaftslehre“ gewonnen hätte, wenn ihm einige bezeichnende Gedanken über Begriff und Bedeutung der „Arbeit“, eine kurz gehaltene Kennzeichnung der „Güter“ eingefügt wären. Das weite Gebiet, das der Staat in seinen Voraussetzungen und organischen Teilen umfaßt, wird in übersichtlicher und verständlicher Weise behandelt. Die „Gemeinde“ und der „Bezirk“ mit ihren Einrichtungen und Vertretungen, die „Kronländer“ und das „Staatsganze“ mit ihrer Verfassung und Verwaltung werden in den wichtigsten Merkmalen charakterisiert, das „Recht“ des „Bürgers“ und seine „Pflicht“ gegen den gemeinsamen „Staat“ werden gegen einander abgegrenzt, „Unterricht“ und „Gericht“, „Handel“ und „Gewerbe“, das „Geld“ = und „Verkehrswesen“ erhalten ihre besondere Stellung zum Ganzen. Ein Sachregister erleichtert zudem den Gebrauch des Buches. Die hier angegebenen Schlagwörter sind Hinweise auf die vielen Berührungen, in die der Einzelne mit politischen und sozialen Verhältnissen kommt. Wir können dem Verfasser nur beipflichten, daß unsere Zeit eine Belehrung in solchen Dingen fordert. Ein Einblick in die Volkswirtschaftslehre, Kenntnisse der Verfassung und der Gesetze des Staates schärfen den Sinn für verfassungsmäßig geordnete Zustände, für Gesetzmäßigkeit und Recht, durch sie wird das Verständnis für ein wirtschaftlich richtiges Handeln angebahnt. Eine solche Belehrung führt die Bürger zur Ordnung und Gesittung zusammen und

zeigt den sicheren Ausweg, um dem Kampfe aller gegen alle zu entgehen, um politischen Irrlehren, die immer weiter um sich greifen und in unreifen Köpfen Verheerungen anrichten, entgegen zu treten.

Dr. Ant. Frank.

* Schubert Anton, Urkundenregesten aus den ehemaligen Archiven der von Kaiser Josef II. aufgehobenen Klöster Böhmens. Innsbruck, Wagner, 1901. XXX. + 300 S. Mt. 16.60.

Als Kaiser Josef II. die Aufhebung aller dem Gemeinwohle und der Seelsorge nicht dienenden Klöster verfügte, bestimmte er gleichzeitig, daß mit dem Besitze an beweglichen und unbeweglichen Gütern auch die Archive der Klöster als Eigentum des Staates in Beschlag genommen werden sollen. Trotzdem ist in jenen Tagen viel von den Archivschätzen der Klöster zugrunde gegangen. Von dem erhaltenen Urkundenmaterial ist bisher nur wenig publiziert worden.

Der Verfasser des vorliegenden Wertes hat es versucht, in übersichtlicher Regestenform weiteren Fachkreisen einen Einblick in jenes Quellenmaterial, soweit es Böhmen betrifft, zu bieten. Und es ist in der That ein reichhaltiges Quellenmaterial, das uns da vorgeführt wird. Insbesondere ist es für den Wirtschaftshistoriker wertvoll, denn in den hier bezeichneten Urkunden spiegeln sich die verschiedensten Seiten des wirtschaftlichen Lebens wieder; namentlich gilt dies von den Urkunden des Augustiner-Chorherren-Stifts zu St. Peter und Paul zu Prag-Ideratz (S. 32 ff.), der Abtei der Benediktinerinnen zum hl. Geist in Prag-Mtstadt (S. 88 ff.) und der Cister-

cienferabtei zu Königsaal (S. 122 ff.), welche überdies für die Entwicklungsgeschichte Prags im 14. und 15. Jahrhundert manches Brauchbare bieten. Wertvolles Material zur Kenntnis der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zustände des Egerlandes läßt sich aus den Urkunden der Clarissinnen zu Eger (S. 155 ff.) entnehmen und auch andere Teile Deutschböhmens werden in diesem Regestenwerke berührt.

Indes so vielversprechend das Werk auf den ersten Blick erscheinen mag, so zeigt es doch im einzelnen manche Mängel. Schubert scheint mitunter zu schnell und daher oft zu flüchtig gearbeitet zu haben; darauf weisen vor allem die zahlreichen Irrtümer hin, die ihm unterlaufen sind. Es ist schade, daß wir diese Arbeit, die durch die Reichhaltigkeit ihres Inhaltes einen hervorragenden Platz in der österreichischen Regestenliteratur einzunehmen berechtigt wäre, an Sorgfalt und Gediegenheit der Ausföhrung den trefflichen Urkunden- und Regestenwerken, die in letzter Zeit von Deutschböhmen veröffentlicht worden sind, nicht als ebenbürtig zur Seite stellen können.

W. v. Wanka.

* Der Evangelimann von Wilhelm Kienzl. Textlich und musikalisch erläutert von Josef Wenisch. Leipzig, Seemann.

In der bekannten Sammlung der Seemannschen Opernföhrer hat Josef Wenischs kleine Schrift Aufnahme gefunden. Der Verfasser löst seine Aufgabe, der er sich mit großer Begeisterung unterzieht, recht gewissenhaft. Er erzählt als Einleitung einiges über den Komponisten und die Vorgeschichte des „Evangelimanns“, insbesondere über dessen Verhältnis zu Richard Wagner und seinem Klavierspieler

Josef Rubinstein, bespricht dann die Quellen, auf welche Kienzls Dichtung zurückzuföhren ist und widmet naturgemäß der Zergliederung der Handlung und der thematischen Analyse der Musik den breitesten Raum in der ganzen Abhandlung. Ebenso wie der Laie wird der Regisseur und Sänger, namentlich der Darsteller des Johannes, so manche Andeutung finden, aus der er eine wertvolle Nutzenanwendung ziehen kann. Vieles geht offenbar auf des Komponisten authentische Auslegung zurück. Für eine etwaige Neuauflage wird es nicht von Nachteil sein, wenn Wenisch einige Worte über die musitgeschichtliche Stellung der Oper sagen wird. Bei Werken aus der Uebergangszeit ist eine Untersuchung, ob ein Tonseher Nachempfunder ist oder etwa einem gewissen Ektizismus huldigt, immerhin von einigem Wert.

Ernst Rychnowsky.

* Stibiz Josef, Lieder und Weisen. Friedland i. B., Verlag des Rübzahl 1902. 58 S. K. 1,50.

In drei Abschnitten, „Vom Leben“, „Vom Tode“ und „Wilder“, enthalten die „Lieder und Weisen“ des Deutschböhmen Josef Stibiz, den die Leser der „Deutschen Arbeit“ bereits als eigenartigen Erzähler kennen, eine Reihe von stimmungsvollen Gedichten, in denen sich eine echte Begabung ausspricht. Im Schatten des Waldes, auf der Landstraße oder im traulichen Abendfrieden des Dorfes erblüht, ist diesen Versen eine von städtischer Lebenshaft unberührte Frische und ein reiner volkstümlich gestimmter Klang eigen. Der würzige Duft blühender Wiesen oder frischer Ackercholten lagert über der Landschaft, und die Menschen darin schauen meist

mit ernstem Antlitz in das Leben. Besonders ist es Stibitz gelungen, Motive aus dem Bauernleben, wie in „Bauernbegräbnis“ zu Gedichten von herber Schönheit zu gestalten. Nur sehr wenige Gedichte verraten noch deutliche Anflänge an Heine oder Körner. Stibitz' Sprache ist bei aller Anschaulichkeit mit Stimmungsreiz und Wohlklang gesättigt. So berechnen die „Lieber und Weisen“ zu den schönsten Erwartungen.

Karl R. Fischer.

Vorträge u. Unterrichtskurse.

* **Prag.** Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde. Monatsversammlung 11. März. M. Grünert: Das türkische Volksbuch Chodscha Nasreddin. B. Poenig: Memoiren englischer Offiziere im dreißigjährigen Krieg. A. Frank: Das griechische Lesebuch von Wilamowitz und der Unterricht im Gymnasium. — Volkstümliche Hochschulkurse. E. Arleth: Uebersicht über die Geschichte der Philosophie des Altertums. 6stündig. 13. März bis 5. April. — G. Kolin: Grundzüge der Aussprache des Italienischen mit besonderer Berücksichtigung des Toskanischen. 3stündig. Beginn 4. April. — Volkstümliche Hochschulvorträge außerhalb Prags. Marienbad 9. März. M. Sauer: Goethes Einfluß auf das geistige Leben in Böhmen. Aserthal 15. März. M. Sauer: Grillparzer als Dramatiker.

* Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein „Votos“. Monatsversammlung. 8. März. Breitenstein. Ueber Tropenhygiene. — Sektionen. 22. März. H. Kohn: Ueber den Schluckreflex.

* Deutscher Juristenverein. 8. März. G. Pettschek: Die Abfindung des Klageanspruchs.

* Deutscher Verein Frauenfortschritt. 16. März. Marie Winterstein-Danus: Mutterschaft und geistige Arbeit. 20. März. D. Lambel: Ein neuer Vertreter des historischen Romans. (August Sperl.) — Kurz. E. Kalmus: Erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen. 4stündig. 10.—26. März.

* Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 13. März u. 10. April. III. Sektion. B. Bischoff: Ueber die im Verein befindlichen Landzeichnungen. — 26. März. I. Sektion. C. Weber: Bemerkungen über Stievers Wallensteinforschung. A. Porcica: Bericht über zwei neue Geschichtsquellen zur Geschichte Westböhmens.

* Deutsche Mittelschule. 19. März. G. Reiniger: Alkohöлизм und Schule.

* Deutscher pädagogischer Verein. 8. März. H. Wazek: Geologische Streifzüge durch Böhmen.

* Wissenschaftlicher Verein für Linguistik und Volkskunde. Damenabend 15. März. J. Quoka: Ueber die Lustschiffahrt.

* Verein deutscher Aerzte in Prag. 7. März. H. v. Jassch: Demonstration. D. Schloffer: Demonstration. D. Chiari: Zur Genese der Darmstenosen. 14. März. Th. Petrina: Demonstration. Tauber: Ueber Nephritis bei Extrateringravidität. F. Wid: Ueber Wumpus.

* Deutscher polytechnischer Verein in Böhmen. 7. März. J. Polak: Entwicklungsgeschichte des Brückenbaues. — 21. März. F. Palmekönig: Ueber die Schwungradberechnung nach Prof. Doerfel.

* Oesterreichische Gesellschaft zur Förderung der chemischen Industrie. 22. März. F. Kral: Ueber die Vitalitäts- und Phosphoreszenzdauer einiger Leuchtsubstanzen auf künstlichen Nährböden.

* Elektrotechnischer Verein in Prag. 15. März. D. Goldschmidt: Apparat zur Aufnahme von Wechselstromkurven.

* Verein absolvierter Prager Handelsakademiker. 22. März. H. Bendienner: Die rechtlichen Grenzen der Ehrenbeleidigung.

* Deutscher Fortbildungsverein in Smichow. 8. März. B. Hepler: Ueber die Freiheit.

* Deutscher Fortbildungsverein „Balthalla“. 8. März. M. Schiff. Wesen und Berechtigung der Todesstrafe. 30. März. Zehnjähriges Gründungsfest. J. Kleinwart: Volksbildung und Fortbildung.

* **Huscha.** 3. März. Jul. v. Payer: Abenteuer und Beschwerden aus der Polarmwelt. — Lehrerverein 5. März. E. Proschwiger: Unsere neue Rechtschreibung.

* **Hussig.** Verband der Volksbildungsvereine. 2., 4., 9. März. Adler: Ueber Elektrizität. (Mit Experimenten).

* **Fleiß.** Verein der Lehrer im nördlichen Egerlande. 22. Febr. A. Diener: Ueber Marconis Funken-telegraphie.

* **Katharinaberg.** Lehrerverein Br. 12. März. Hoffmann: Das Kind, ein Glück der Familie.

* **Komotau.** Concordia. 19. März. Rezitationen von Dr. A. Berty, darunter Beiträge von J. A. Bondy, G. Salus, Hedda Sauer, J. Wilkomiger.

* **Leitmeritz.** Lehrerverein. 5. März. F. Jahnel: Ueber die Neuerungen auf dem Gebiete der deutschen Schulpädagogik.

* **Platten.** Lehrerversammlung. 8. Febr. J. Klemm: Ueber Schulzucht.

* **Teplitz.** Teplitz-Schönerer Leseklub. Martha Pia Poeh. Rezitation moderner Dichtungen (u. A. Friedrich Adler).

* **Warnsdorf.** Pädagogischer Verein. 5. März. Schlegel: An die Gestade des Vierwaldstätter Sees. (Mit Bildern.)

* **Wien.** Goetheverein. 21. März. A. Sauer: Goethes Beziehungen zu Oesterreich.

* **Verein der Deutschen aus Böhmen.** Bundesgruppe Wien. 12. März. Elise Kastner-Michalitschke. Rezitation eigener Dichtungen und einer Auswahl von B. v. Hanszigg, Hugo Salus u. s. w.

* **Oesterreichisches Museum.** 14. März. E. Orlik: Leben und Kunst in Japan.

* **Brünn.** Neue akademische Vereinigung. 1. April. G. Salus: Vorlesung eigener Dichtungen.

Vereine.

* **Prag.** Der Verband der deutschen Journalisten in Böhmen, sowie das Pensionsinstitut dieses Verbandes hielten am 16. März ihre ordentliche Generalversammlung unter dem Vorsteher ihrer Obmänner: Julius Gierisch (Leitmeritz) und G. Teweles (Prag) ab. Die Geschäfts- und Kassaberichte wurden einstimmig genehmigt.

* **Eger.** Verein für Egerländer Volkskunde. 8. März. Volksliederabend. Vortrag Dr. M. Müller:

Ueber die Egerländer Hochzeitstracht. Mit Vorweisung zahlreicher Trachtenstücke und Trachtenbilder. Vortrag Egerländer Volkslieder von einem gemischten Chor. Vortrag Egerländer Jodler und Bierzeiler von Frau Emilie Müller. Claviervorträge von Tonwerken J. Czernys.

Aus den Museen.

* **Dux.** Das Museum-Comité veranstaltete während der Osterfeiertage eine Bilderausstellung des Malers Vogel, welcher, ohne akademische Bildung genossen zu haben, eine Reihe von Bildern und Entwürfen geschaffen hat, aus welchen echtes Talent spricht.

* **Teplitz.** Zuwachs: Foder der Steinzeit aus Bohoutsch mit vollkommen erhaltenem Skelett und Scherben der „Bandkeramik“ als Beigabe. — Nautilus mit Schale und Spondyliden. — In der Schrift von Dr. M. Much, die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung, Jena, Göttenoble 1902, werden S. 89 ff. die bandkeramischen Funde in Teplitz besprochen und die Sammlungen dieses Museums überhaupt sehr gerühmt.

Theater und Musik.

* **Prag.** Das einaktige Satyrspiel „So sterben Götter“ von dem Prager Dichter Theodor Kirchner fand in den beiden ersten Aufführungen im neuen Deutschen Theater am 12. und 17. März eine sehr freundliche Aufnahme. Dem Stücke liegt der sinnvolle Gedanke zu Grunde, daß die Götter nur so lange leben, als es Menschen gibt, die an sie glauben. Dieser Grundgedanke ist feinsinnig und poetisch in schönen Jambenversen und in wechselreicher Handlung durchgeführt. Auch Humor fehlt dieser im Ganzen ernst gehaltenen Bühnendichtung nicht. Sehr belustigend ist z. B. die Szene, wo ein Satyr sich ängstlich um den alten schwachen Bauer Darius bemüht, den letzten, der noch an Zeus glaubt, und ihn zur Fortpflanzung eines neuen gläubigen Geschlechts zu bewegen sucht. Die schönsten Stellen sind lyrisch empfunden und zu hohem Schwunge erheben sich die über das ganze Stück verstreuten Betrachtungen über Weltenlauf und Menschenlos. Das sind Vorzüge, die allerdings beim

Lesen deutlicher zur Geltung kommen als auf der Bühne, und die sich nur dem nachempfindenden Gemüte voll erschließen, vor stumpfen Ohren aber leicht verhallen. Dramatisches Leben fehlt dem Satyrspiele Kitchners nicht, das haben die gut inszenierten und sorgfältig einstudierten Aufführungen erwiesen. Zweifellos aber würde durch einige Kürzungen, namentlich in den reflektierenden Stellen, und durch ein rascheres bewegteres Spiel die theatrale Wirksamkeit dieser echten Dichtung bedeutend gehoben werden. — Die zur Handlung gehörige Musik wurde von Rudolf Freiherrn v. Prochazka in entsprechender Weise, zum Teil mit Benützung altgriechischer Motive, komponiert.

A. S.

Im „Deutschen Volksgefangensverein“ verbrachte Camillo Horn den Abend des 6. März als Gast. Es wurden Lieder und Clavierstücke Horns, zum Teil durch den Komponisten selbst, zum Vortrage gebracht. Horns „Bundeslied“ des Bundes der Deutschen in Böhmen wurde von dem Vereins-Chor unter der Leitung des Komponisten gesungen.

—en.

* **Eger.** Der Egerer Sängerbund veranstaltete am 25. März ein W. S. Weit-Konzert, in welchem nur Lieder und Gedichte des (1806 in Nepce geborenen, 1864 in Leitmeritz verstorbenen) Komponisten Wenzel Heinrich Weit zur Aufführung kamen. Den größten Beifall fand die Symphonie (op. 49) und die bekannten Lieder „Schön Rothraut“ und „Der König in Thule.“ Das ungewöhnlich erfolgreiche Konzert stand unter der Leitung des Professors Dr. Gustav Mayer, der auch eine Biographie des genannten deutschböhmisches Lieders vorbereitet. Der Reinertrag der Veranstaltung ist bestimmt für die Ausführung einer Gedenktafel an dem Hause, wo Weit als Kreisgerichtspräsident in Eger von 1854—1862 gelebt hat. — Unsere Monatschrift wird demnächst einige Beiträge zur Biographie Weits aus der Feder von Joh. Sauder in Leitmeritz bringen.

* **Wien.** Unter den deutschböhmisches Musikern, die sich in Wien zu geachteter Stellung emporgeschwungen haben, ist auch Ferdinand Habel zu nennen. Er wurde am 20. September 1874 zu Mariachein geboren. Dort erhielt er durch Chordirektor Ulrich den ersten Musikunterricht. 1890 wurde

er Schüler des St. Ambrosiusvereines in Wien, begn. der Professoren Böhm und Labor. 1894 erfolgte seine Ernennung zum Organisten, 1898 seine Beförderung zum Chordirektor der Dominikanerkirche in Wien. Als solcher der cäcilianischen Richtung huldigend, hat sich Habel durch Aufführungen der Meisterwerke Palestrinas, Orlandus Lassus und anderer wiederholt rühmlich hervorgethan. Habel ist Gesangslehrer an einer Staatsrealschule und steht auch einer eigenen Musikschule sowie dem Gesangverein „Dreizehnlinden“ mit Erfolg vor. Als Komponist hat er zumeist kirchliche Lieder geschrieben.

Horn.

* Von unserem Landsmann Camillo Horn brachte der Wiener Akademische Gesangverein in seinen Konzerten am 13. und 18. März das „Deutsche Festlied“, gemischter Chor mit Orchester, zu gutem Erfolg. An der Ausführung beteiligten sich 300 Personen.

Bildende Kunst.

* **Prag.** Der Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen veröffentlicht soeben den „Bericht über das Jahr 1901.“ Wir entnehmen daraus, daß der Verein 10 gründende, 97 ordentliche und 27 außerordentliche Mitglieder hat. Im Verlaufe des letzten Jahres wurde dem Mitgliede E. Degenbarth (München) die 2. goldene Medaille der Münchner internationalen Ausstellung und dem Mitgliede E. Orlik die kleine goldene Plaquette der Dresdner internationalen Ausstellung verliehen. Die in München lebenden Mitglieder haben sich innerhalb des Vereines als „Münchener Gruppe“ konstituiert. Eine ähnliche Gründung steht in Wien bevor. Der Verein beabsichtigt im Herbst dieses Jahres mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“ eine Ausstellung deutsch-böhmischer Künstler in Wien zu veranstalten. — In einem Memorandum an die böhmische Sparskassa wurde der Standpunkt des Vereines zu der längst geplanten Ausgestaltung des Lichthofes im Rudolfinum dargelegt. — Der Verein wählte den Maler Karl Strattner wieder zum Obmann und ernannte die in Böhmen geborenen deutschen Maler Professor Gabriel von Max in München und Professor Franz

Kumpfer in Wien zu Ehrenmitgliedern.

In der diesjährigen Ausstellung des Kunstvereins im Rudolfinum ist Deutschböhmen reich vertreten durch Bilder von Alexander und Heinrich Jakesch, E. Lebiezki, E. Gegenbarth, E. Drlik, W. Wirtner, E. Uhl, K. Korzendörffer, J. Kolletschek, Richard Müller, Franz Jäger, Gustave Delmessen, Hermine Lindner, Marie Kestler-Laug, weiters durch Bildhauerarbeiten von Karl Wilfert Sohn, M. Kieber, Trautl und Casti. Einen ausführlichen Bericht bringt unser nächstes Heft.

* **Schludenau.** Preisausschreibung für ein Sparkassengebäude. Die Schludenaauer Sparkassa errichtet am Marktplatz in Schludenau ein Gebäude, in welchem Sparkassa, Post und ein zeitgemäßes Hotel untergebracht werden sollen. Für die besten Projekte werden Preise bestimmt: 2000 Kr., 1200 Kr., 800 Kr. Die Schludenaauer Sparkassa behält sich das Recht vor, weitere, jedoch nicht prämierte Pläne im Höchstbetrage von 400 Kr. in ihr Eigentum zu erwerben. Bauprogramm, Situationsstizze und Verzeichnis über die Einheitspreise für Löhne und Baumaterialien können bei der Schludenaauer Sparkassa eingesehen oder in Abschrift genommen werden. Die Vorlage der Pläne samt Kostenvoranschlag hat längstens bis 15. Mai 1902, mittags 1 Uhr bei der Direktion der Schludenaauer Sparkassa zu erfolgen.

* **Wien.** Bei dem vom Ministerium für Kultus und Unterricht ausgeschriebenen Wettbewerb für eine einfache Kirche erhielt bei der Verteilung am 12. März einen von den verliehenen drei gleichen Preisen zu je 1000 Kr. der deutsch-böhmische Architekt J. Jafschke.

Die Ausstellung Drlik'scher Bilder im Kunstsalon Pisko und in der Zeitschrift ist in der Presse sehr beifällig beurteilt worden. Im Prager Tagblatt Nr. 81 rühmt G. vor allem, daß Drlik alle die vielen Techniken, die er anwendet, vollkommen beherrsche. Drlik bewege sich von den ersten bis zu den letzten Arbeiten in aufsteigender Linie. Julius Leisching gibt im Anschluß an die genannten Ausstellungen in der Waga V 13 eine Gesamtcharakteristik des Prager Künstlers

und kommt zu dem Ergebnis: „Es ist Stil in Drlik's Arbeiten: eine seltsame Mischung ganz realistischen Naturstudiums und streng wählerischer Zusammenstellung. Das ist seine Eigenart. Sie muß und wird anerkannt werden auch von Jenen, die seinen Geschmack nicht teilen.“

Litteratur.

* **Preis ausschreiben.** Zu dem Preis ausschreiben der Bohemia für Erzählungen und Gedichte deutsch-böhmischen Stoffes (siehe Heft 4 S. 343) liefen 57 Erzählungen und 94 Gedichte ein. Da von den Gedichten keines völlig entsprach; wurden von den Preisrichtern beide Preise für die Erzählungen bestimmt. Den ersten Preis erhielt Frau Elisabeth Wöring (Berlin) für: „Alte Blätter. Eine Erzählung aus der Gegenreformation.“ Den zweiten Preis Oberlehrer Gustav Leutelt (Josefsthal) für: „Johannisnacht. Capriccio aus den Hferbergen.“ (Von Leutelt bringt auch die „Deutsche Arbeit“ demnächst die schon seit langem angenommene Erzählung: „Ein Sonntagsmorgen.“) Zu ehrenvoller Nennung wurden empfohlen die Arbeiten „Das Annamirl“, eine einfache Geschichte aus Westböhmen von Rudolf Paas, Prag, „Auf Friedland“, eine Illusion aus versunkenen Tagen von Alfred Söhnsdorf (Pseudonym), „Der vermunschene Hofbauer“, nach einer Egerländer Sage von Erich Gerstein (Pseudonym), Wien, „Für Sie“, Skizze aus Nordwestböhmen von Alois Fieß, Deßau, „Der Pasterfranzl“, Erzählung aus den nordböhmischen Bergen von Ferdinand Schwind, Kaplan in Einsiedel b. Reichenberg, „Der alte Lechharter“, Skizze aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Rudolf Brichtra, Karbis b. Auffig, „s Wohertl“ (Dialekterzählung), Anonym, und „Der Klausner von Bonau“, Erzählung von Rudolf Wechhold, Unter-Weßknig bei Schlappenz.

Rosa Pontini. Anfang März starb in Franzensbad Rosa Pontini, die namentlich in den siebziger Jahren als Schriftstellerin unter dem Namen Constanze Montes auftrat. Von ihr sind u. A. erschienen „Gedichte“ 1874 und die Novellen: „Palast und Hütte“ und „Die Schwestern“ in Karl Fels' Egeria 1876.

Bücherschau.

* Rilke R. M., Buch der Bilder. Gedichte. Berlin, U. Junfer. Mf. 2.50.

* Schwarz Karl Joh., Der Ungebändigte. Roman. Eberswalde=Berlin. Verlag, „Jungdeutschland“ (S. Dyd) 215 S. Kr. 3.60.

* Schwarz Karl Joh., Der Weg zur Ehe. Schauspiel. Eberswalde=Berlin. Verlag „Jungdeutschland“ (S. Dyd) 80 S. Kr. 2.40.

* Thomas Ferd., Jugendschriften. 1. Bändchen. Johann Liebig. 50 S. Kr. 0.60. 2. Bändchen. Garmfluge. 65 S. Kr. 0.80. Reichenberg. Ferd. Augusten.

Eine Sammlung von Jugendschriften aus der Feder des Tannwalder Bürgerschuldirektors Ferd. Thomas (geboren 1854 in Johnsdorf in Nordböhmen), der schon eine große Reihe von hübschen Jugend- und Volkschriften veröffentlicht hat. Die beiden vorliegenden Bändchen enthalten anziehend geschriebene Lebensbilder zweier Männer aus Nordböhmen, die auf dem Gebiete der Industrie hervorragendes geleistet haben: des 1870 verstorbenen Reichenberger Wollwarenfabrikanten Johann Freiherrn von Liebig und des 1849 in Hermannseifen verstorbenen Leinenindustriellen Johann Adam Kluge. — Die Sammlung soll jährlich in 2—3 Bändchen fortgesetzt werden. In Vorbereitung sind: Wallenstein, Fühlich und Proßsch, Sagen aus der Heimat u. A.

* Erzgebirger Heimatflänge. Wien 1902. (Festschrift zur fünfjährigen Gründungsfeier der Landmannschaft „Erz.“) Beiträge von: A. Lindner, M. Urban, D. Grimm, J. Grünes, J. Reinwarth, J. Alboth, J. Kraus, G. Krieglstein, A. Pischorn, F. Pischorn. A. Raaff, I. Marek, J. Feurich, P. Günther.

* Allgemeine National-Bibliothek (Wien C. Daberkow) Nr. 295-7. Adalbert Stifter; „Der Waldgänger.“ Kr. 0.60. Nr. 298. A. Stifter, Aus dem bairischen Walde. Kr. 0.60.

* Alt=Prag. 80 Aquarelle von B. Jansa. Mit Begleitter von J. Pernin und J. Kamper. Kunstverlag von C. Koci in Prag. (Vollständig in 20 Lieferungen.) Lieferung 9. 10. Kr. 10. Enthält u. A. Die St. Nikolaus-Kirche, die Kirche Maria de Vittoria und die Karl Borromäus-Kirche.

* Bernau Friedr., Studien und Materialien zur Spezialgeschichte und Heimatkunde des deutschen Sprachgebiets in Böhmen und Mähren. Mit vielen Illustrationen. Prag 1902. Kommissionsverlag der J. G. Calveschen f. u. f. Hof- und Universitätsbuchhandlung. 1. Halbband. Kr. 7.50.

Dieses schön ausgestattete, auf zwei Halbbände berechnete Werk bringt in zwanglosem Wechsel eine Reihe von Aufsätzen und Materialsammlungen zur Heimatkunde der deutschen Gebiete in Böhmen und Mähren, hauptsächlich geschichtlich = topographische Schilderungen einzelner Schlösser, Burgen, Ruinen, wichtiger kirchlicher und städtischer Denkmale. Alles in gemeinverständlicher Form ohne Anmerkungen und Quellenangabe.

Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten: Pautenschoß und Frumstein. Vom „alten Duppauer“ (Grabmal Wilhelms von Duppau zu Willomig). Das Rathaus zu Elbogen. Hornstein an der Thaya. Die Burgruine Kagenstein. Beiträge zur kirchlichen Topographie (Archidiaconat Vilin). Burg Kofial bei Trebnitz. Baiered, Bistritz, Neuern. Schloß Traun an der Thaya. Alte Stadtbefestigungen. (Als Einleitung zu deren Einzelbeschreibungen mit vielen Beispielen aus deutsch-böhmischen Städten). Kostenblatt. Wolfstein und Trieb. Das alte Rathaus zu Leitmeritz. Guttenstein. Jorchenberg und Goldenstein. Einstige Wehrbauten zu Kaaden und Saaz.

Allen diesen Aufsätzen sind zahlreiche Illustrationen beigegeben: Aufnahmen von Landschaften, Schlössern, Kirchen, Denkmälern, alte Städtebilder, Miniaturen des berühmten Leitmeritzer Gesangbuches aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts, Karten, Pläne, Farbentafeln mit den Wappen der in den behandelten Gebieten ansässigen Adelsgeschlechter u. a. m. In Aussicht genommen ist auch noch die Wiedergabe der städtischen Siegel und der Wappen geistlicher Körperschaften. •

* Brunner Ph. und Duth J., Ausführliches Wörterbuch der deutschen Sprache nebst Regeln für die neue deutsche Rechtschreibung. 3. Auflage. Wien, Perles. Kr. 1.80.

* Badstüber Hubert (Prof. in Wies), Heinrich von Kleist. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Kleist-Literatur. Wien, A. Pichlers Wwe. Mf. 1.60.

* Schmerber D., Studie über das deutsche Schloß und Bürgerhaus im 17. und 18. Jahrhundert. Mit 14 Abbildungen. (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. Heft 35). Straßburg, J. D. C. Feig. 144 S. Mf. 6.—

* Weigmann O. A., Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Dienstenhofer. Straßburg, J. D. C. Feig. 12 Mf.

* Rahl Karl Dr., Die Entwicklung des Gesichtes. Tafeln zur Entwicklungsgeschichte der äußeren Körperform der Wirbeltiere. Gezeichnet und erläutert. Herausgegeben mit Unterstützung der k. Akademie der Wissenschaften in Wien. Aus dem Legat Wedl. Heft 1. Das Gesicht der Säugetiere. I. (Kaninchen. Schwein. Mensch). Folio in Mappe. 8 lithographische Tafeln. 21 S. Leipzig, W. Engelmann. Mf. 12.

* Bayer Karl Dr., Zur Pathologie und Therapie der Darmstenose. Mit 12 Figuren im Text. Würzburg, Stuber. Mf. 0.75.

* Winter Max, Im Puzlinerlandl. Eine Studie über das Leben der nordwestböhmischen Porzellanarbeiter. Wien, 1901. Wiener Volksbuchhandlung. 1 Mf.

* Pazaurek G. C., Moderne Gläser. Mit 4 farbigen Beilagen und 149 Abbildungen. (Monographien des Kunstgewerbes). Leipzig, D. Seemann Nachfolger. 133 S. Mf. 6.—

* Pazaurek G. C., Die Gläser-Sammlung des Nordböhmischen Gewerbe-Museums in Reichenberg. Im Auftrage des Kuratoriums herausgegeben. Mit 37 Lichtdruck- und 3 Farbentafeln und 18 Textabbildungen. Folio. In eleganter Mappe. Leipzig, Karl W. Hiersemann. Mf. 48.

In der gleichen Serie der ornamentalen und kunstgewerblichen Sammelmappe erschien von Dr. Pazaurek im Jahre 1895 das schöne Buch „Kunstschmiede- und Schlosserarbeiten des 13. bis 18. Jahrhunderts. Aus vier Sammlungen des Nordböhmischen Kunstgewerbemuseums in Reichenberg.“ Mf. 35.

Zeitschriftenschau.

Hier geben wir Bericht über den Inhalt deutsch-böhmischer Zeitungen und Zeitschriften. — Aus fremden Zeitungen nur das, was Deutsch-

böhmen betrifft oder von Deutschböhmen herrührt. — Vollständigkeit wird nicht angestrebt.

* **Aus deutschen Bergen.** XVII, 2. Gebler D., Wanderungen im böhmischen Mittelgebirge. — Paudler A., Auf dem Urber. — Dirschberg und der Bösig. — Robert Manzer. (Biographische Skizze.) — Gedichte: W. von Hausgirtg. — Schrifttum und Kunst.

= 3. Wie das Schneeglöcklein entstanden ist. — Strohschneider A., Ein unterliebener Bruderkampf. Ein heiter Märlein von dem Ritter Sigismund von Martenberg. — Lenisch J., Schneiderlejne. — Porzig A., Die Hungersnot im sächsischen Erzgebirge 1771—1773. — Gedichte: M. Schönau, D. Naumann, F. Matthes, D. Kosel, M. Urban, D. Thum.

* **Der Böhmerwald.** IV, 3. Peter J., Maximilian Schmidt. Pestalozzi. — Neumann=Soor O., Im Frieden des Waldes. (Erz.) — Urban M., Kaster und Grad. (Erz.) — Zettl E., Der Dufatenjam. (Erz.) — Schacherl A., Der Wallfahrtsort Brünzl. — Alte und neue Sprüche eines Soldaten. — Stratil D., Illustrationen zu Volksliedern. — Gedichte: M. Urban, J. Brunner, F. Martchini, V. Günther. Mundarten: F. Maurer. — Literatur und Kunst.

* **Unser Egerland.** VI, 2. Med.-Dr. Michael Müller und seine Egerländer Sammlungen. — John A., Die Glocke im Volksglauben des Egerlandes. (Schluß.) — Schmidt O., Zur Geschichte des Bauernhofes Nr. 14 in Voitzersreuth. (Fortf.) — Vereinschronik. — Kleine Mitteilungen. — Aus Egerländer Vereinen.

* **Mitteilungen des nordböhmischen Exkursions-Klubs.** XXV, 1. Martin E., Abt Optatus Paul. — Krause S., Der Kater von Lewin. (Erklärung einer symbolischen Tierfigur. S. Mit. d. nordb. Exc.-Klubs 1892. S. 253.) — Menck F., Zum Schludenauer Teufelsfeste. — Bahmer A., Anekdoten von Kanonikus Göttlich. — Müller A., Zur Geschichte des Gotteshauses in Ober-Preschkau. — Kirschner A., Ein Ehrenbürger der Stadt Leipa. — Paudler A., Ein Leipziger Meteorit. Zur Tragödie auf dem Kohlenhofe. Das böhmische Daus. Für die Naturdenkmäler. Meldungen und Meinungen. (Rezensionen

und Auszüge aus Zeitschriften.) Aufgaben des Klubs. Bücheranzeigen. — Vogel J., Neue Straßen. — Aulert O., Urteile der Leitmeritzer Wäckerzunft. — Benisch J., Erinnerungen eines Leipziger Kindes. Gebammen-Geb. — Storch O., Räuberhauptmann Kohlmann. — Dinnebier J., Dorfgebräuche. — Gedichte: F. Gumpinger, A. Palme, A. Mittel, G. Hellmich, J. Reinwarth, J. Segalla-Massa, A. Weiß, F. Thomas, G. Wimmer, F. Zefel, J. Fischer, A. Frind, A. Jádide, A. Paudler, J. Batter, A. Weise, G. Weiß, F. Wenzel.

* **Erzgebirgs-Zeitung.** XXIII, 3. Michler J., Eine Meilbergbesteigung im Winter. — Ordy Joh., Böhmisches Gebirgsneudorf und Einsiedel im Erzgebirge. — Urban W., Eine Hochzeit um Ofsegg vor 50 Jahren. — Die bisherigen Schriftleiter der Erzgebirgs-Zeitung. (1. Ambros Mayr.) — Reinwarth J., Schwarzbrot. Erzählung.

* **Freie Bildungsblätter.** (Karlsbad. Leiter F. J. Grumbach.) XI, 1—3. Reger C., Volksbibliotheken in kleineren Städten und auf dem Lande. — Reich G., Ueber die Volksheime in England und Frankreich. — Böhm W., Ein unglückliches Geschenk des Mittelalters (über die sogenannte deutsche Schrift). — Dreger A., Max. Schmidt.

* **Freie Schulzeitung.** Herausgegeben vom Deutschen Landeslehrerverein in Böhmen. XXVII. Jahrg., Nr. 52. Proschwiger Erh., Deutsch und Latein im Nebenunterricht. — (Der Aufsatz ist sehr beifällig besprochen in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. XVII, 3.)

* **Mitteilungen des nordböhmisches Gewerbemuseums.** XIX, 4. Preisgekrönte Gegenstände des nordböhmisches Kunstgewerbes. — Pázaurek O., Ein veräußertes Jubiläum. (Das 50jährige Jubiläum der ersten Weltausstellung in London und die Entwicklung des Ausstellungswesens.) — Protokoll des fünften nordböhmisches Fachschulentages. — Kleine Mitteilungen. — Chronik des nordböhmisches Gewerbemuseums. — Neuwerbungen. — Bücherbesprechungen.

* **Rübezahl.** IV, 5. S. B., Warum der Postexpeditor Wagemeyer in Dingelskirchen keinen Gehilfen bekam. —

Bernt F., Die drei Sterne. — Giers J. D., Kogke als Automobilist. — Mundarten: Kuba J., Wie Seff ei a Herrpelza wor. — Gedichte: J. Etibiz, Birbo, F. Lill. — Mundarten: J. Tschander, A. Wildner, G. S.

= 6. Schmiedostern. — A. B., Ostergloden. — Köner A., Das Wagnerzimmer. — Mundarten: Hofer-Winz' of'm Steueromte. — Korle und August. — Gedichte: F. Bernt, A. Jamvoller. — Mundarten: A. Steinau, Robert. G. S.

* **Bohemia.** LXXV, 60, 74, 88. Engels C., Deutschböhmisches Künstler in München. I. Böhmisches Dichter. II. Im Münchner Künstlerhaus. III. Josef Fährich. — 67. Adler Regina, Der neue Luster. — Ströbel A., Von Polyklet bis Gyp. (Ueber das Buch von A. Mahler, s. Heft 5 S. 424 ff.) — 70. Wiener C., Das deutsche Kinderlied. — 73. Watta M., Aus dem Mailänder Opernleben. — 76. Ulrich J., Prof. Lustfandl. — Winterstein-Hanus Marie, Mutterschaft und geistige Arbeit. — Perko F., Die nationalen Verhältnisse in Westböhmen. (Vortrag, gehalten bei der Hauptversammlung des bairischen Landesverbandes des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zu Furtch v. B. 16. März.) — 80. Stauff, Deutscher Turnverein in Prag. 1862—1902. — 81. Ströbel A., Prager Atelierbesuche (bei Hermine Laufota. — 85. Horcica A., Das Stifterdenkmal für Linz. — 88. Bondy J. A., „Die Sängerverweih“. Ein allegorisches Drama von Christian v. Ehrenfels. — Osterbeilage mit den Preiserzählungen von Elisabeth Wöhring und G. Leutelt, mit Beiträgen von F. Adler, S. Salus, A. Schubert, J. A. Bondy, Th. Kirchner, G. Faktor, F. Salten.

* **Prager Tagblatt.** XXVI, 73. Frendt Theresie, Die Sängerin. — 76. Zweig St., Nießsches Vermächtnis. — 79. Oppenheim A., Franz Nachbaur. — 84. Frendt Theresie, Eine Spakenkomödie. — 88. Alberty M., Die Stillosigkeit der heutigen Schauspielkunst. — Osterbeilage mit Beiträgen von W. Fred, A. Wolf, Hedda Sauer, Johannes Schlaf, S. Zemeles.

* **Elbe-Zeitung.** XXIX, 28, 31, 34, 37. Fahrenl C., Von den Schulen im alten Aufsig.

* **Leitmeritzer Zeitung.** XXII, 18. 20. 22. 24. 26. Alt-Leitmeritz. — 21. Paudler A., In den Tschernofeser Weinfellern, 22. A. D., Das Tschernofeser Kirchlein. (Aus Mitt. d. nordböh. Erkursions-Klubs XXI, XXII). — 26. Weinzierl A. v., Ueber die Ausgestaltung der Museen.

* **Berichte der deutschen botanischen Gesellschaft.** XIX. Generalversammlungsheft 1. — Czapek F., Zur Kenntnis der Stickstoffverföhrung und Eiweißbildung bei *Aspergillus niger*.

* **Beiträge zur chemischen Physiologie und Pathologie.** Zeitschrift für die gesamte Biochemie. I, Heft 10—12. Czapek F., Untersuchungen über die Stickstoffgewinnung und Eiweißbildung der Pflanzen. (Ausgeführt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) Zugleich als Sonder-Abdruck erschienen: Braunschweig, Vieweg u. Sohn 1902.

* **Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien.** XXXI. Winterstag W., Die Flutlagen des Altertums und der Naturvölker. (Auch Sonderabdruck: Wien, Verlag der Gesellschaft 1901.)

* **Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.** LIII, 1. Frank A., Das Prager pädagogische Universitäts-Seminar.

* **Die Wage.** V, 10. Destrén F. W. van, Der Fluch des Ruhmes. Erzählung. — 13. Birk A., Das Eisenbahnmag Anatoliens. Fleischner L., Pädagogische Mundschau.

* **Die Zeit.** XXX, 389. Orlik G., Korin. (Der größte japanische Maler.)

* **Deutsche Dichtung.** XXXI, 12. Virsch G., An den Schlaf. (Gedicht.)

* **Der Scherer.** IV, 10. Stibitz J., Des Bauern Lied an die Sonne. (Gedicht.)

* **Mährisch-schlesischer Correspondent.** Literarisches Beiblatt Nr. 4. Müller Hans, Hugo Salus. — Neue Verse von Hugo Salus.

* **Illustriertes Salonblatt** München. IV, 132. Müller Hans, Hugo Salus.

* **Neue freie Presse.** Nr. 13490. Dauffen A., Erziehung und Erzieher.

* **Wiener Abendpost.** Nr. 63. Frank A., Das griechische Lesebuch von Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und der Unterricht am Gymnasium.

* **Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.** In der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse überreichten u. A. im Laufe des Februar Vösrat von Lang die Arbeiten: „Ueber die Wärmeproduktion in zähen Flüssigkeiten“ von Prof. G. Jaumann und „Darstellung der Linien gleicher Delle für krumme Flächen“ von Prof. Emil Grünberger (Trautenuau), ferner Prof. Emil Wälsch eine Mitteilung über „Binäranalyse zur Notation eines starren Körpers.“ — In der Sitzung vom 6. März wurden vorgelegt die Arbeiten von Prof. D. Molisch: „Ueber Heliotropismus im Bacterienlichte“ und von Prof. E. Lecher: „Beeinflussung des elektrischen Funkens durch Elektrifizierung.“ 13. März übersandten Prof. G. Goldschmidt die Arbeit von Hans Meyer: „Ueber 2-Cyanpyridin“ und Prof. D. Molisch die Arbeit von Oswald Richter: „Untersuchungen über das Magnesium in seinen Beziehungen zur Pflanze“ I.

In der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 22. Jänner verlas der Sekretär eine Zuschrift von Herrn Dr. Eduard Langer in Braunau i. B., worin dieser über zwei in seinem Besitze befindliche Codices theologischen und anderen teilweise für die Geschichte der Wiener Universität wichtigen Inhalts aus dem 14. beziehungsweise 15. Jahrhunderts Mitteilung macht. (Wurde dem Archiv der Universität in Wien Herrn Sektionsrat Dr. Karl Schrauf abgetreten.) — Der Sekretär legte zwei mit der Bitte um Aufbewahrung übersandte versiegelte Schreiben vor, und zwar: 1. „Kunstpflege 1901“ von Dr. Gustav E. Pazzaurek, Gustos des nordböh. Museums in Reichenberg; und 2. „Apud Aulam Berlin“ von Justizrat Dr. Ed. Reichl, Advokat in Eger.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Dauffen, Prag I, Kuhgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg T. W. Callwey in München.



Seite 101

10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911

Am 10. 11. 1911



Wenzel Wirtner pinx.

Abend.

Carl Zellmann phototyp.





Carl Sellmann phototyp.

Emanuel Heygenbath pinx.

Am Holzplatz.



Mois Rieber invent.

Carl Schwan glözte

faun und Nymphen.

Beilage zu Heft 1, 8 der Monatschrift „Der Kunstfreund“.



Mois Kieber invent.

Carl Bessmann phototyp.

faun und Nymphen.

Beilage zu Heft 1, 8 der Monatschrift: „Deutsche Arbeit“.

Deutsche Arbeit

Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Mai 1902

Heft 8

Heim.

Ein Vöglein fliegt wohl waldeinwärts
Ueber Strom und Gefilde von hinnen;
Dies Vöglein, es ist mein Gedanke, mein Herz,
Mein Trachten, mein Sehnen und Sinnen.

Es ist meine Liebe zu Hain und Heid',
Zum Walde, der mich einst geboren,
Zur Stätte, die traulich vor aller Zeit
Meine Seele sich auserkoren.

So wie dem Käfig ein Adler entfliegt
Und hinstrebt zum heimischen Horste,
So strebt mein Herz, das in Sehnen versiegt,
Nun wieder zum traulichen Forste.

Es sehnt sich, fern von der Welt, nur mehr
Im Schatten des Urwalds zu hausen,
Wo Märchen erzählen die Quellen, wo hehr
Von Hymnen die Wälder erbrausen.

Es sehnt sich mein Herz, mit den Vögeln am Rain
Voll Lust in die Wette zu singen,
Den Widerhall zu wecken im Hain,
Das Banner der Heimat zu schwingen.

So flieg', mein Gedanke, zum Berg, zum Wald,
Zu den trauten Gefellen von hinnen,
Und laß' mir liebliche Kunde bald
Von dem, was ich liebe, gewinnen:

Die lieblichste Kunde, daß reicher Klang
Sich erschwang auf heimischer Halde,
Daß die festeste Burg dem deutschen Sang
Erwuchs im böhmischen Walde.

Richard von Kralitz.



Waidwerk.

Auf schnellen Skis, in warmen Schuh'n,
Da jagen wir das Haselhuhn
Im Schnee der stillen Halde,
Das ist ein fröhliches Gejaid!
Schwer liegt der Reif auf Bart und Kleid
Und glänzt und blüht im Walde.

„Denkst du noch an den Ejanaffjord,
Wo wir durchs eisuntürmte Thor
Die gelben Wölfe trieben?“
„O Freund, wie könnt ich diesen Tag
Vergessen — wars doch beim Gelag,
Wo ich mit Blut und Händeschlag
Dem Waidwerk mich verschrieben!“

Blitzdonnerwetter! 's war wie jetzt,
Als wir die Wölfe müd' gehezt
Und dann die Lappen riefen.
Trara! das war ein Zeitvertreib —
Und dann — du weißt — das blonde Weib,
Als Schaf und Lämmlein schliefen.“

„Zum Geier! ja das war ein Spaß! —
Und dieser Sturm — mit solchem Haß
Verschont er unsre Lande!“
„Mag sein, doch glaub, das Daunenbett
Beim Kronvogt war kein hartes Brett
Für mich und meine Bande!“

„Dafür ist heut ein schlechter Tag!
So still wars nie in diesem Hag,
Mich sehnts nach blauem Rauche!
Und keine Spur in diesem Schnee — — —
Gieb Stein und Schwamm, daß ich mein Weh
Im Pfeifenqualm verschmauche!“

So — nun mal los! in Wald hinein!
Der wunderliche Sonnenschein
Macht mir verrückte Grillen;

Ich kann sie nur durch einen Schuß,
Vielleicht durch einen heißen Kuß
Besänftigen und stillen.“

— — — — —
— — — — —

Kirett — firett! — Ein Birkenhuhn —
fasan und Bock und Haselhuhn —
Und dann ein Flügelschwirren. —
Ein Knall — ein fall — ein zweiter dann —
Hei! wie es knallt und schallt im Tann,
Hei! wie die Kugeln firren!

Und Schuß auf Schuß — und fall auf fall —
Im Schnee das Wild — — ein letzter Knall —
Und wieder schweigts im Walde;
Und langsam zieht der blaue Rauch
Durch Busch und Baum, durch Dorn und Strauch
Hinüber auf die Halde.

Auf schnellen Skis — in warmen Schuh'n
Im Ledersacke Huhn auf Huhn
Verließen wir die Oede —
Und kamen in das Jägerhaus,
Als drüben, wie ein Rosenstrauch,
Verblüht die Abendröte.

J. J. Horschid.



Im Mai,

Ein Maitag war es, lieb und gut,
Mit weißen Kinderhänden.
Es lag die Welt in Gottes Hut,
Hold überdeckt vom Sonnenschein,
Und lächelnd schlief der Friede ein
In blühenden Geländen.

Mit staunend großen Augen ging,
Mohnblumen in den Locken,
Drin sich ein goldner Glanz versing,
Die Liebe still das Feld entlang,
Und durch die lauen Lüfte klang
Der Ton der Sonntagsglocken.

In deinem Blick ein Leuchten lag,
Licht lag auf allen Wegen —
Ein Sonntag war's — ein Sonnentag —
An Wonnen reich — von Dülsten schwer —
Leis trat die Liebe zu uns her
Und sprach den Wehesegen.

Rudolf Haas.

Erinnerung.

Wir sind wie Kinder ausgegangen
Am goldnen Sommersonnentag,
Die Sonn' auf unsern braunen Wangen,
In unsern hellen Herzen lag.
Wir haben uns zum Waldesgrunde
Nach roten Beeren oft gebücht,
Und Küsse hab' ich dir vom Munde
Wie rote Beeren abgepfückt.

Franz Herold.



Pestalozzi.

Vom Bergpfad her, wer bist du, Mann
Im rauhen Eodenroß?
Ein Büblein schreitet dir voran
Mit deinem Stachelstock;

Ein Mägdlein ist dir links gesellt,
Das trippelt ohne Schuh,
Dein rechter Arm getragen hält
Ein Kind in Schlummers Ruh'.

Drum weichst du jedem Steinchen aus
Und steht die Kleine still,
Dann tröstest du sie mit dem Haus,
Das gar nicht kommen will.

Der Franzmann hat es ja verbrannt,
Die Eltern schlug er todt,
Im ausgeheerten Schweizerland
Regiert die Hungersnot.

Da bringst du aus dem Waldversteck
Die Waislein hungerbleich
Nach dem verfohlten Heimatstreck
Und pflegst sie muttergleich,

Und milder, als der Vater kann,
Lehrst du des fremden Sohn
Und Pestalozzi heißt du, Mann,
Und thust's um Gottes Lohn.

Du gehst vorbei, ich schau' mich um,
Nun ist mir's aufgehell't:
Der Hirt im Evangelium
Er kam in dir zur Welt.

Franz Herold.



Der Geiger.

Die Wiesen werden dunkel
Und dunkel wird der Tann,
Die weißen Abendnebel
Treten den Reigen an.

Die weißen Abendnebel
Stehn feierlich und starr,
Sie warten auf den Spielmann;
Ihr Spielmann ist ein Narr.

Er ist der Narr des Dorfes,
Ein Spott für Jung und Alt;
Nachts schleicht er mit der Geige
Hinunter in den Wald.

Und sind die Wiesen dunkel,
Und dunkel rings der Tann,
Dann setzt der stumme Geiger
Den Zauberbogen an.

Er spielt, es ist ein Schluchzen,
Das klingt so weh und wund;
Die Geige ist sein Herze,
Die Geige ist sein Mund! — — —

Oskar Wiener.



Wunsch.

Winterwind! Wetterwind!
Greif aus! Greif aus!
Stürm' durch die Wälder,
Pfeif' um ihr Haus!
Peitsch' ihr den Schnee an die Fenster hinan!
Vielleicht, wenn du pochest,
Denkt meiner sie dann!

Winterwind! Wetterwind!
— Den Atem halt an! —
Bang wird sie lauschen
Der Stille dann.

— — — —
Wütend jetzt brüll' in den Schornstein hinein!
Immerzu! Immerzu!
Jetzt denkt sie mein!

Franz Jaffer.



Frühling.

Flatter schweben auf und nieder,
Süße Düste haucht der Flieder,
Blümlein reckt den Kopf empor,
fragend: Sonne, kommst du wieder,
Lang verhüllt vom Nebelflor?
Wärmest mir die starren Glieder,
Rufst der muntern Säng' Ch'or.
Neue Blüten, neue Lieder,
Doch die Welt ist wie zuvor.
Der Philister, steif und bieder,
Rührt beim lieblichen Rumor
Kaum die trägen Augenlider.
Liebchen, das ich mir erkor,
Leicht geschürzt und ohne Nieder,
Liebt des Frühling's Blumenflor,
Lauscht dem Völklein mit Gefieder,
Schaut zum Nestchen keusch empor,
Schlägt dann sanft die Augen nieder.

Peter Philipp.

(Aus der unten besprochenen Sammlung „Nirvana und Samsara.“)



Die Musikschule in Petschau.

Von Ernst Rydnowsky.

Die Bevölkerung im Erzgebirge ist seit jeher musikalisch gewesen. Die Bergknappen waren die ersten, die sich zu einer Vereinigung zusammenthaten und eine eigene Kapelle gründeten. Matthesius berichtet aus der ersten Blütezeit des Bergbaues in Joachimsthal: „Wenn das Erz im Gang so reich anbricht, daß das Eisen darin stecken bleibt, da werden Berg und Thal fröhlich. Die Frommen erkennen Gottes Segen und lassen Gott zu Ehren ihr „Te Deum laudamus“ singen und auf den Halben und Gebirgen hört man die schönen geistlichen Bergreihen singen und klingen, daß Berg und Thal davon schallet und hallt.“ Aus diesen alten Zeiten stammen die Bergkapellen und Musikbänden, die auf ihren Instrumenten zu den verschiedenartigsten Anlässen aufspielten, wenn die Gewerkschaft eine Feier veranstaltete oder das reiche Bürgerthum Feste beging. Die Abnahme des Bergbaues zwang manchen braven Bergmann, der liebgewordenen Heimat den Rücken zu kehren und in erträglichere Gegenden zu wandern. Aber auf dem Wege dahin ward oft aus ihm ein Musikanter. Er ließ Haue und Hacke, Schaufel und Spaten und blieb beim Instrument. Schicksalsgenossen thaten das Gleiche, und landsmännische Freundschaft schuf eine Kapelle, die nun auf Reisen ging, um sich auf diese Art als „Bergkapelle“ das tägliche Brot zu verdienen. Man denkt unwill-

fürlich an die Musikbande, die C. M. von Weber im „Freischütz“ auf die Bühne bringt, damit sie zum Schützenfest spiele. Wie kommen gerade Bergknappen zu dieser Ehre und nicht etwa, was ja begründeter wäre, Schützen oder Jäger? Die Erklärung liegt vielleicht in den Zeitverhältnissen. Die Bergkapelle war nicht bestellt, sie kam auf ihrem Wanderzug eben herangezogen und wurde aufgefordert zu bleiben. Weber, der in Prag und Dresden wirkte, ebenso sein Textdichter Friedrich Kind, mochten öfter solchen in ihrer Tracht reisenden Musikanten begegnet sein und ließen sie in ihrem gemeinsamen Werk auftreten; es ist sogar möglich, daß der Triumphmarsch des Schützenkönigs, wie Ambros in seinen „culturhistorischen Bildern“ nachzuweisen sucht, dem Repertoire einer solchen Bande entnommen ist.



Die Musikschule in Petschau.

Hie und da blieb eine Kapelle, auch nachdem der Bergbau aufgehört hatte, noch einige Zeit an der Stätte ihres ersten Wirkens, aber die Roth trieb sie bald in die Fremde. Die benachbarten Orte waren das nächste Ziel ihrer Reisen. Später wanderten sie namentlich in die kleinen Hauptstädte der deutschen Fürstenthümer, spielten im Winter als Theaterorchester, im Sommer als Brunnenkapelle eines nahegelegenen Badeortes und fanden hierin einen im allgemeinen ausreichenden Verdienst. So kamen die böhmischen Musikanten in weiten Kreisen zu gutem Ruf und erfreuten sich einer ansehnlichen Beliebtheit. Die „Erzgebirgler“ haben nicht wenig zu dem Aufschwung der Musik in Böhmen beigetragen; in den Hauskapellen der adeligen Häuser, so der „Gräflich Bachtischen Harmonie“, befand sich so manch ein ehemaliger Knappe, ebenso in den Musikbanden der böhmischen Regimenter oder unter den Chormitgliedern der neunzehn Prager Kirchen.

Der Musiker, der das Wanderleben nicht mehr führen wollte oder konnte, lehrte nach Hause zurück und entfaltete als Lehrer seines Instruments oft bis an sein Lebensende eine erspriessliche Thätigkeit. Möchte auch im Drange des Alltags der eine oder der andere den Schüler Etüden geigen lassen und selbst draussen — Holz hacken, sie waren doch die berufenen Lehrer einer ganzen Generation von Musikern, denen sie nicht blos technische Fertigkeiten, sondern ebenso die Harmonielehre und den Contrapunkt beibrachten. Das thaten sie gern; wußten sie ja, daß durch die Andern der heranwachsenden Jugend dasselbe musikalische Blut rollte, das auch sie vor Zeiten trieb, das Instrument in den Ledersack zu stecken und hinaus in die Ferne zu ziehen.*) Diese ehrwürdigen Säulen der Musikpflege hat aber der unerbittliche Mann mit Spitze und Stundenglas alle dahingerafft und der Wechsel der Zeitverhältnisse brachte es mit sich, daß es nach und nach an Lehrern fehlte, daß die Jungen nicht mehr dieselbe Technik besaßen, wie sie den Alten geeignet hatte. Eine solche Wahrnehmung war sehr bedauerlich und im Interesse der jungen, lernbegierigen Leute eine Abhilfe dringend und möglichst schnell geboten. Sollte unter derartigen Umständen die musikalische Jugend darauf verzichten müssen, sich eine gründliche Fachbildung anzueignen?

Die Lage der Dinge war beinahe überall im ganzen Erzgebirge ähnlich geworden, aber das Verdienst, hier zu allererst helfend eingegriffen zu haben, gebührt der Stadt P e t s c h a u. Die „Petschauer Musiker“ waren sowohl in der Umgebung als außerhalb der Grenzpfähle gut gelitten und um einen geeigneten Nachwuchs heranzuziehen, war es nothwendig, dafür zu sorgen, daß das talentierte und bildungsfähige Material der Heimat erhalten blieb und nicht in alle Welt verstreut wurde, wodurch es leicht dem Verkommen hätte anheimfallen können. Dieser Ansicht verschlossen sich selbstverständlich auch die führenden Geister der Gegend nicht. Der ehemalige Reichsraths-Abgeordnete Dr. Anton Stöhr in Wien — ein gebürtiger Petschauer — und der Notar Ernst Weit — ein Sohn des verstorbenen Kreisgerichtspräsidenten von Eger Wenzel Weit, der unter den deutsch-böhmischen Componisten eine der ersten Stellen beanspruchen kann — brachten in Anregung, es sei eine musikalische Lehranstalt in Petschau zu errichten, deren Zweck die Heranbildung brauchbarer Orchestermusiker sein sollte. Die Schule, die aus dieser Idee hervorging, ist, wie die oben versuchte Darlegung erklärt, kein künstliches Erzeugnis, sondern in der Begabung des Volkes begründet. Die tief wurzelnde musikalische Befähigung drängte zu einer der Zeit und der fortgeschrittenen Entwicklung angemessenen Ausbildung und diese konnte nur in einer Schule mit Erfolg erzielt werden.

Wie sich die Petschauer Musikschule, die später den offiziellen Titel „k. k. b e h ö r d l. c o n c. M u s i k s c h u l e“ annehmen durfte, aus den kleinsten Anfängen zu ihrer jetzigen, vollen Respekt abnöthigenden Höhe emporgerungen hat, das zu verfolgen ist ebenso lehrreich als interessant.

*) Ueber das Musikleben im Erzgebirge stehen einige interessante Aufsätze in verschiedenen Jahrgängen der „Erzgebirgs-Zeitung.“

Die Entstehungsgeschichte der Anstalt zeigt, daß das rastlose Streben aller beteiligten Faktoren, aus den vorhandenen, freilich recht spärlichen Mitteln ein wertvolles Kunstgut zu schaffen, nach mannigfachen Mühen und beträchtlichen Opfern an Zeit und Geld, doch zu einem Ergebnis geführt hat, das wenigstens nach der geistigen Seite vollauf befriedigen kann.

Als im Jahre 1885 der böhmische Landtag zusammentrat, unterbreitete die Petschauer Stadtgemeinde ein wohlmotiviertes Gesuch um Gewährung einer Jahressubvention behufs Errichtung und Erhaltung der Musikschule. Das Gesuch wurde dem Professor am Prager Conservatorium, Josef Luger t, in seiner Eigenschaft als sachmännischer Inspektor der Musikschulen in Graslitz und Schönbach zur Begutachtung vorgelegt. Dieser arbeitete sofort einen sehr eingehenden Bericht in bejahendem Sinne aus, insofgedessen die erbetene Subvention vom Landtag bewilligt wurde. Sie war allerdings spärlich und bescheiden genug, mit 500 fl. (fünfhundert Gulden) sollte die Musikschule errichtet und ausgehalten werden! (Später bewilligte auch die Regierung als Beitrag 300 fl.) Nachdem das Unterrichtsministerium die Concession erteilt hatte, konnte mit den Vorarbeiten begonnen werden. Im Auftrage der Unterrichtsverwaltung arbeitete Luger t Lehrplan und Satzungen aus, die anstandslos genehmigt wurden, außerdem erhielt er das Inspektorat auch dieser Anstalt zugewiesen. In Luger t sehen wir überhaupt den fürsorglichen Vater der Petschauer Musikschule. Was dieser bescheidene Mann, der sonst nie in die Oeffentlichkeit tritt, in aller Stille und mit Hintansetzung seiner eigenen Person geleistet hat, das nöthigt unbedingt Bewunderung ab. Sein Name ist unlösbar mit der Entwicklung der seiner Aufsicht unterstellten Schule verknüpft. Nach Genehmigung der Satzungen trat Luger t in Unterhandlung mit tüchtigen, ihm persönlich bekannten Musikern, um sie zur Annahme der nach und nach zu systemisierenden Lehrstellen zu bewegen. Endlich — die Vorarbeiten hatten sich sehr in die Länge gezogen — konnte am 16. März 1887 die Anstalt eröffnet werden. Bei der Aufnahme meldeten sich 93 Zöglinge, wovon jedoch infolge der mehr als beschränkten Mittel nur der dritte Theil aufgenommen werden konnte. Von den 33 Schülern gehörten 19 der Schulgemeinde und 13 dem übrigen Böhmen an; einer war außerhalb des Landes zuständig. Als erster Lehrer wurde Karl Petschke, ein Absolvent des Prager Conservatoriums, angestellt. Er erteilte den Violinunterricht. Einige Wochen später ging man daran, den Unterricht auch im Cello- und Kontrabaßspiel aufzunehmen. Es war freilich ein sehr bescheidener Versuch, denn Petschke war Violinist und mußte sich, ob er wollte oder nicht, mit der Unterrichtsmethode für Cello und Baß vertraut machen, um für die später einzuführenden obligaten Orchesterübungen einige Cellisten und Baßgeiger, wenn auch nur nothdürftig, heranzubilden.

Schon am 1. Oktober wurde mit dem Unterricht auf den Holzblasinstrumenten begonnen. Als Lehrer ward der Soloflößtist der Karlsbader Kur-Kapelle, Josef Edl, berufen, der im ersten Jahre Flöte und Klarinette lehrte, im folgenden den Oboe- und Fagottunterricht nach-

folgen ließ. Bereits am 1. Dezember konnte die Schule zum erstenmal vor die Öffentlichkeit treten, was ihr lebhafteste äußere Anerkennung eintrug. Am Schluß des Jahres begann man die Schüler in der Theorie, also nach herkömmlichem Vorgehen in der Harmonielehre zu unterweisen. In der dritten Gruppe (Blechblasinstrumente) wurde der Lehrweg am 1. Dezember 1888 betreten. Als Lehrer berief man Hugo Steidl, den gegenwärtigen Leiter der Anstalt. Er ist aus Schlaggenwald gebürtig, ein Schüler des Prager Conservatoriums, woselbst er Posaune lernte. Nach Absolvierung seiner Studien war er eine Zeit lang als Mitglied des Kur-Orchesters in Jschl und hernach des Theater-Orchesters in Linz thätig.

Die Zöglinge waren in der Zwischenzeit auf ihren Instrumenten soweit vorgeschritten, daß sie am 21. April 1889, dem Ostersonntag, in der Pfarrkirche der Stadt eine leichtere Messe von Reißiger unter der Leitung des Fachlehrers Steidl aufführen konnten. Der Erfolg dieser kirchlichen Produktion spielte auch auf das weltliche Gebiet hinüber. Die Nachbarorte wurden auf die Leistungen der Musikschule aufmerksam und schon im Sommer erging an die „Pettschauer“ von einigen Musikfreunden aus Karlsbad die Einladung, daselbst bei Pupp ein Concert zu veranstalten. In der That fand es am 7. August statt. Die Wahl des Programmes machte der Leitung und der Anstalt alle Ehre. Gespielt wurde die Ouverture zu Spohr's Oper „der Berggeist“, Mozarts Symphonie Nr. 11 in B-dur, Viottis Violinconcert Nr. 22 und der Hochzeitsmarsch aus Mendelssohns „Sommernachts Traum“. Seit dieser Zeit spielte die Musikschule öfter außerhalb der Mauern ihrer Vaterstadt, so im Laufe der Jahre in Karlsbad, Marienbad, Elbogen*), Lubitz, Buchau, Plan, Wiesenenthal (bei Schlaggenwald), Tepl, Schlaggenwald u. s. w.

Seit dem Jahre 1891 gingen im Lehrkörper Veränderungen vor, die mit dem Ausscheiden älterer Lehrer und mit der Erweiterung des Unterrichts zusammenhängen. Am 16. April verließ Josef Edl die Anstalt, um seine frühere Thätigkeit bei der Labitzki'schen Kapelle wieder aufzunehmen; an seine Stelle trat Karl Pfeiffer, der volle 23 Jahre hindurch im Orchester des böhmischen Nationaltheaters und als Lehrer für Holzblasinstrumente am Grabschiner Blinden-Institut mit bestem Erfolg gewirkt hatte**). Am 14. August übergab der bisherige Leiter der Anstalt das Inventar dem Musiklehrer Hugo Steidl und trat aus dem Verbande der Anstalt; am 1. November konnte der durch Verzicht Pettsches frei gewordene Posten eines Violinlehrers durch Anton Prantl, Concertmeister der Karlsbader Kurkapelle, besetzt werden, der in seinen Jugendjahren bei hervorragenden Meistern in Deutschland (darunter Joachim) Violinstudien und bei Ferdinand Hiller in Köln theoretische Studien betrieben hatte. Um auch den theoretischen Unterricht sowie den Chorgesang an der Schule

*) In Elbogen wurde — dies sei nur als Kuriosität angeführt — die erste Wagner-Nummer gespielt und zwar der Einzugsmarsch aus „Lannhäuser“ in der Bearbeitung für Harmonie-Musik.

**) Einer seiner Schüler ist der blinde Flöten-Virtuos Suda.

eingehender pflegen zu können, wurde mit Beginn des Schuljahrs 1891/92 eine vierte Lehrkraft angestellt: Wendelin Anauschner, ein Absolvent der Prager Orgelschule, erhielt die Berufung als Lehrer für Harmonielehre und Kontrapunkt, und da er auch Cellist ist, so hatte er in diesem Gegenstand ebenfalls den Unterricht zu erteilen. Zu gleicher Zeit machte man behufs intensiverer Pflege der theoretischen Disziplinen das Klavierspiel für alle Schüler obligatorisch; bei diesem Nebenfach handelt es sich also nicht darum, die Ausbildung der Zöglinge als Solisten zu erreichen, sondern ihnen jenes Maß von technischen Fertigkeiten beizubringen, das beispielsweise zur Ausführung und zum Vortrag eines leichteren Sonatensatzes von Haydn oder Mozart gefordert werden muß. Die von Jahr zu Jahr sich steigende Schülerfrequenz — wir werden weiter unten auf diesen Umstand noch zurückkommen — sowie die Nothwendigkeit der Erweiterung beziehungsweise Ergänzung des theoretischen Unterrichtes erforderte die Anstellung zweier weiterer Lehrpersonen. Am 1. März 1893 trat Josef Hoffmann, aus Petschau gebürtig, früher Lehrer des Harfenspiels am Straßburger Conservatorium, in den Lehrkörper der Anstalt ein und am 9. November 1896 begann Johann Bodenstein seine Thätigkeit. Er stammt aus Lauterbach, war vor seiner Berufung nach Petschau Mitglied der Kur- und Theaterkapelle in Meran. Seine Hauptinstrumente sind Cello und Kontrabaß. Mit dem Eintritt des sechsten Lehrers konnte auch die mittlerweile nothwendig gewordene Vorbereitungsklasse für die volksschulpflichtigen Kinder eröffnet werden; in diesem Kurs finden die Schüler im Klavier- und Violinspiel, im Elementargefang, im Musikbittat und in allgemeiner Musiklehre Unterweisung. Steidl, der sich um die Ausführung dieser Idee besonders verdient gemacht hatte, wurde im Monat Juni auf Antrag des damaligen Bürgermeisters Billino „wegen seiner erspriesslichen Leistungen und hervorragenden Bemühungen um die Hebung der Anstalt“ vom Musik-Schulkomitee einstimmig zum Direktor der Musikschule ernannt. Diese Stellung bekleidet er noch heute, rastlos thätig im Interesse und für das Wohl des unter seiner Betreuung stehenden Instituts.

Während so die Schule wuchs und gedieh, stellte es sich heraus, daß sowohl die Satzungen als der ganze Lehrplan umgeändert bzw. erweitert werden mußten. Josef Lugert unterzog sich dieser Arbeit und legte den Entwurf dem Unterrichtsministerium vor, das die Genehmigung nicht versagte. Lehrplan und Statuten der Musikschule Petschau in ihrer heutigen Gestalt stammen also aus dem Jahre 1897. Demnach vertheilt sich der Unterricht auf die bereits erwähnte Vorbereitungsklasse und auf sechs Jahrgänge, zusammen also auf sieben Jahre. Jeder Schüler ist verpflichtet, abgesehen vom Klavier, mindestens zwei Instrumente zu lernen, ein Streich- und ein Blasinstrument. Nach seiner körperlichen Eignung stellt dieses oder jenes den Hauptgegenstand seiner praktischen Ausbildung dar. Die theoretische aber ist bei allen Schülern die gleiche. Sie müssen sich Harmonielehre, Kontrapunkt und Formenlehre zu eigen machen, ebenso werden sie in der Instrumentation, Partiturerkenntnis und Musikge-

schichte unterwiesen. Hierzu kommt als Ergänzung Musikdiktat, Generalbaß- und Partiturspiel, sowie praktische Uebungen in der Modulation und im *a vista* Transponieren gegebener Tonstücke. Das Musikdiktat ist bisher nur an den wenigsten Conservatorien eingeführt worden und auch unser Prager pflegt es noch nicht. Und doch ist gerade diese Disciplin geeignet, den Tonsinn des Schülers in ganz besonderer Weise zu wecken und auszubilden. Der Vorgang, der hierbei in Petschau eingehalten wird, ist im Wesen folgender: Ein Schüler muß auf der gegen das Instrument gefehrten Tafel ein am Klavier gespieltes Tonstück nach dem Gehör aufzeichnen. Die gleiche Pflicht obliegt zur Controlle den übrigen Schülern. Zur vorläufigen Orientierung läßt der Lehrer Tonart und Rhythmus bestimmen. Die fertigen Arbeiten, die man mir bei einem gelegentlichen Besuch der Musikschule zeigte, es war ein chromatisch sehr schwieriges Beispiel in *gis moll* mit wechselnden Rhythmen, stimmten bei mindestens der Hälfte auf den Ton, bei einigen zeigten sich Schwankungen im tonalen Empfinden, aber höchstens bis zu einem chromatischen Halbton, diatonische Halbtöne wurden nicht verfehlt; gewiß ein klarer Beweis für die musikalische Begabung der Schüler, die Vortrefflichkeit der Unterrichtsmethode und dafür, daß andauernde Uebung ein ursprünglich nicht vorhandenes absolutes Gehör zu erzeugen oder doch zu stärken im Stande ist. Im *a vista* Transponieren haben die Schüler des sechsten Jahrganges bereits eine ansehnliche Fertigkeit erlangt. Ein Schüler spielte Schumann's „Kleine Romanze“ in allen ihm aufgetragenen Tonarten, wenn auch die herrliche Composition in mancher viel von ihrer poetischen Frische einbüßen mußte.

Harmonielehre wird pedantisch gründlich gelehrt. Die Regeln zu jedem Capitel müssen so einstudiert werden, daß sie wie ein Gedicht aufgesagt werden können. Ich war ganz überrascht zu hören, mit welcher Gewandtheit Knaben und Mädchen die Verbindung mehrerer aufeinander folgender Sextakkorde oder alterierterter Akkorde zu besprechen mußten. Die praktischen Uebungen in der Harmonielehre werden nur partiturmäßig ausgeführt, also im vierstimmigen Satz auf vier Zeilen, jede Stimme mit dem sie bezeichnenden Schlüssel, wodurch sich die Schüler für das Partiturlernen schon in früheren Jahrgängen eine ziemliche Geläufigkeit aneignen. Was vielen Conservatoristen noch in spätern Jahren große Schwierigkeiten macht, eben weil sie aus der Schule her keine Uebung darin haben, das ist unsern Petschauer Musikschülern so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie die C-Schlüssel nicht anders behandeln als den gebräuchlichen Violin- und Baßschlüssel.

Nicht weniger gründlich wird in Petschau der Gesang gepflegt. Ein- und zweistimmige Uebungen beginnen schon in der Vorbereitungs-klasse. In der ersten Gruppe (1. und 2. Jahrgang) wird der drei- und vierstimmige, in der zweiten Gruppe (3. bis 6. Jahrgang) ausschließlich der gemischte Chor geübt. Schöne Stimmen darf man wohl nicht erwarten, namentlich herrscht beim Tenor infolge der noch nicht beendeten Mutation eine arge Misere, aber dieser Uebelstand wird vollends wettgemacht durch die Bestimmtheit und Genauigkeit, mit der

Sänger und Sängerninnen auf die Absichten ihres Dirigenten einzugehen wissen. Da die Musikschule auch die gesammte Kirchenmusik in der Stadtkirche zu besorgen hat, so erhalten die Schüler auch Unterweisung im Gregorianischen Gesang und zwar so, wie er in Prag bei den hochwürdigen PP. Benediktinern in Emaus nach der Beuroner Tradition gepflegt wird. Als Probe hörte ich das Credo aus einer Missa brevis de sanctis apostolis; der rhythmisch freie Gesang in den gleichen Noten und die Melismen wurden, soweit sich die Betonung des lateinischen Textes an die Wortaccente der deutschen Sprache angeschlossen, vollständig richtig wiedergegeben; wo die lateinische Prosodie abwich, zeigten sich in den Männerstimmen kleine Schwankungen, die Knaben- und Mädchenstimmen betonten nach einem supponierten Tactaccent.

Der Unterricht in den theoretischen Fächern wird theils nach den gebräuchlichen Lehrmethoden ertheilt, größtentheils aber nach den von Professor Lugert eigens für die Schule verfaßten Büchern. Schade, daß diese bis heute Handschrift geblieben sind. Die Uebersichtlichkeit des Lehrgangs, die Faßlichkeit der Darstellung, die sorgfältig und wohl-erwogen beigegebenen Beispiele stempeln diese Werke zu überaus brauchbaren und dem Lehrenden und Lernenden unentbehrlichen Behelfen. So hat Lugert eine eigene musikalische Formenlehre, ein Lehrbuch der Partiturerkenntnis, der Musikgeschichte und der Modulationslehre geschrieben und zu jedem opus eine besondere Beispielsammlung gegeben. Eine Summe physischer und geistiger Arbeit steckt in diesen Schriften. Und wir bewundern den Idealismus Lugerts, der ohne Rücksicht auf äußere Anerkennung in opferwilliger Weise diese Arbeit auf sich genommen hat.

Die Ensemble-Übungen stehen auf hoher Stufe. Es sind Übungen in der Kammermusik — ich hörte Schuberts Quartett in Es-dur op. 125 Nr. 1 — oder Orchesterübungen; letztere zerfallen in Übungen des Symphonie- und des Harmonie- (Blas-) Orchesters. Denn da die Schüler, wie ich oben angedeutet habe, öfter in die Lage versetzt sind, sich auswärts zu produzieren, so wurden sie so herangebildet, daß sie eine vollständige Militärkapelle vorstellen. Die Bläser überhaupt sind der Stolz der Anstalt. Der schöne ausgeglichene Ansatz, der volle Ton, der durch eine rationelle Athemtechnik unmerklich vom piano zum forte anschwellen kann und nicht zuletzt die guten Instrumente lassen es begreiflich erscheinen, daß die Harmonie-Concerte einen lebhaften Zug aus Nah und Fern hervorrufen. Die Streichergruppe dagegen erzeugt bei geringerer Qualität der Instrumente einen kräftigen und gesättigten Ton, der wohl manchmal, namentlich an Largo-stellen tiefere Innigkeit vermissen läßt, jedoch an musikalisch dramatischen Stellen durch seine Wucht alles bezwingt. Das ist übrigens leicht zu verstehen. Die Zöglinge sind viel zu sehr echte Kinder der Natur, ungebändigte Wesen, denen das frische feste Drauflosgehen weit eher „liegt“ als das Sich-Versinken in eine ihnen fremde Ideenwelt. Die Orchesterstücke, die ich anhören konnte, waren so fein ausgearbeitet, daß man sich beinahe versucht fühlen konnte, an alte wohl-

geschulte Praktiker und nicht an ein jugendliches Orchester zu denken. Direktor Steidl leitete u. A. das Vorspiel zum ersten Akt „Hohengrin“ und als Ehrung des hochverdienten Inspektors Eugert an zwei aufeinanderfolgenden Tagen je zwei seiner Orchestercompositionen: eine Streich-Serenade (op. 10), eine Orchester-Suite (op. 11), eine Serenade für großes Orchester (op. 14) und eine Trauermusik „In Memoriam“ (op. 15). Eugert ist vornehmlich Kontrapunktiker und als solcher weiß er den Satz so anziehend zu gestalten, daß ein theoretisch Geschulter Takt für Takt interessante Wendungen und überraschende Verbindungen finden wird. Präludium und Fuge aus der Suite gemahnen an Mendelssohn'sche Art, die Gavotte an Bach's Geist. Eugert versenkt sich gern in vergangene Musikepochen, studiert deren Formen und füllt sie mit jugendfrischem Gehalt aus. Sein Musitempfinden ist ganz entfernt von moderner Neurasthenie, ein übermäßiges Zerpalten und Untertheilen der Stimmen kennt er nicht, dafür spricht jede die allgemein verständliche Sprache des Herzens, aber nicht bloß in wohlgelegten Worten, manchmal auch in gesunder Derbheit, so eben, wie die Leute reden, in deren Mitte der Schöpfer dieser Tondichtungen aufgewachsen ist. Man sieht sie fast vor sich, die kräftigen Bauerngestalten, die ohne viel Reflexion nach des Tages Lasten die Freuden des Abends genießen. So mit ihrem Inhalt fest in der Zugehörigkeit zum Volke wurzelnd, sind Eugert's Compositionen Erzeugnisse musikalischer Heimatkunst und verdienen als solche durch Verpflanzung in die Großstadt einem weiteren Kreise vermittelt zu werden. Da unser nationaler Gegner es ohnedies liebt, die Zahl deutscher Künstler zu verringern und, wenn es halbwegs geht, gar zu verleugnen, so ist es umsomehr unsere Pflicht, alle zugehörigen Künstler zusammenzuhalten und sie durch Hervorziehen an die Öffentlichkeit zu weiterem Kunstschaffen anzuspornen.

Der Lehrplan schreibt vor, daß mit den Schülern des letzten Jahrgangs Unterrichtsversuche angestellt werden, d. h. daß sie in den unteren Klassen dem Lehrer assistieren. Einer der ersten, mit denen solche Versuche gemacht wurden, ist der jetzige siebente Lehrer der Anstalt, Josef Wegner. Er ist ein gebürtiger Petschauer, hat 1892 die dortige Musikschule absolviert und wurde, noch Zögling des sechsten Jahrgangs, als Lehrer des Violinspiels in den untern Klassen aushilfsweise verwendet. Hierauf war er mehrere Jahre hindurch bei einem ungarischen Infanterie-Regiment in Miskolcz als Musiker engagiert, wurde schließlich zum Militärkapellmeister bei demselben Regiment ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner Berufung an die Petschauer Musikschule verblieb. Im Jahre 1900 hat er sich der Prüfung aus dem Violinspiel bei der Prager k. k. Prüfungskommission mit ausgezeichnetem Erfolg unterzogen. Uebrigens wird durch die Eröffnung der bereits hohenorts genehmigten Orgelschule, die ebenso wie die in Prag drei Jahrgänge umfassen soll, die Anstellung weiterer Lehrpersonen erforderlich sein.

Während all der Jahre drang der Ruhm der Petschauer Musikschule weit über die Grenzen der engern Heimat hinaus. Die Schülerzahl wuchs, wie die nachstehende Zusammenstellung zeigt, von Jahr

zu Jahr, kleine Schwankungen abgerechnet. Es besuchten die Anstalt am Schluß des Schuljahres:

1887 — 43 Schüler,	1892 — 72 Schüler,	1897 — 88 Schüler
1888 — 48 „	1893 — 73 „	1898 — 91 „
1889 — 57 „	1894 — 79 „	1899 — 107 „
1890 — 51 „	1895 — 84 „	1900 — 113 „
1891 — 75 „	1896 — 87 „	

Im laufenden Jahre sind 136 Schüler eingetragen, darunter 21 Mädchen. Daß dieses große Schülercontingent nicht durchwegs aus der kleinen Petschauer Schulgemeinde beige stellt wird, ist begreiflich. Aus allen Gauen Deutsch-Böhmens eilten sie herbei, um sich in Petschau eine gründliche Fachbildung anzueignen. Im vergangenen Schuljahr waren von 113 Schülern 75 ortsfremd. Sie stammten, um nur einige Orte anzuführen, aus Mich, Altrohlau, Duppau, Eger, Graupen, Hórik, Haida, Königswart, Katharinaberg, Karlsbad, Langenau, Lauterbach, Marienbad, Merseburg, Miskolcz, Neudorf, Neumarkt, Pflaß, Prag, Ruppertsdorf, Seifen, Saaz, Stein-Schönan, Schlaggenwald, Tachau, Tepliz, Weiseritz, Wien u. v. A. Die Bedingungen sind ja auch die möglichst günstigsten. Man denke sich: Es wird kein Schulgeld eingehoben! Das Leben in Petschau ist wohl nicht ideal billig, die Nachbarschaft der fashionablen Weltkurorte äußert gerade auf das in der Mitte gelegene Petschau ihre Rückwirkung, aber Kost und Quartier sind doch bedeutend billiger als in der Stadt, zumal arme Schüler bei der auf ihre Musikschule stolzen Bevölkerung unentgeltlich Kosttage erhalten. Die zahlungsfähigen Schüler wiederum bilden für die kleinern Geschäftsleute und Gewerbetreibenden eine nicht zu verachtende Nebeneinnahme, ja so manche Familie erhält sich ausschließlich durch die Beköstigung der Musikschüler.

Die gesteigerte Schülerfrequenz legte den Gedanken nahe, der Schule, die bisher in ganz unzulänglichen Räumen untergebracht war, ein eigenes Heim zu errichten. Dieser Plan, anlässlich des Regierungsjubiläums Sr. Majestät gefaßt, war im Jahre 1900, als der Kaiser sein siebenzigstes Geburtsfest feierte, verwirklicht. Die Stadt Petschau hatte mit einem Kostenaufwande von 20 000 Gulden ein Haus erbaut, das allen Anforderungen moderner Schulhygiene entspricht. Es ist ein prächtiger einstöckiger Bau, mit sechs Lehrzimmern einschließlich dem Direktorat, jedoch ohne Schulbienerwohnung, und einem Turnsaal im Parterre, einem Orchesterfaal, zwei Schulzimmern für Theorie und vier kleinern Unterrichtslokalen im ersten Stockwerk. Der Orchesterfaal ist naturgemäß der geräumigste und lichteste, mit Porträts von Mozart, Beethoven, Bach, Schumann, Wagner und Liszt geschmückt. Der 16. September 1900, der Tag der Einweihung des neuen Gebäudes, war für Petschau und Umgebung ein Festtag. Heute noch erinnern sich die Leute gern des schönen Tages und antworten dem Frager mit einer Begeisterung, aus der man ersieht, daß die Schicksale der

Musikschule bei den Bewohnern die regste Theilnahme hervorrufen. Vormittags um $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr verkündeten Fanfaren vom Kirchturm und Böllerschüsse von den umliegenden Bergen den Festtag. Vor dem Rathhaus am Marktplatz versammelten sich die Stadtverordneten, die geladenen fremden und einheimischen Honoratioren und sämtliche Vereine und Corporationen mit ihren Fahnen zu einem gemeinsamen Zug in die Kirche. Nach Beendigung des Gottesdienstes nahm der Festzug seinen Weg durch die reichbeslagte Stadt über den Ring durch die Schulgasse zum neuen Institutsgebäude, wo bereits die beiden Lehrkörper der Volks- und Bürgerschule und der Musikschule mit ihren Schülern und Zöglingen im Carrée Aufstellung genommen hatten. Bei der vor dem Portale errichteten Ehrenpforte mit der Aufschrift „Heil dem Haus, das der hehren Himmelstochter, der edeln Tonkunst, geweiht!“ übergab der Baumeister Placht die Schlüssel zum neuen Gebäude an den Bürgermeister Billino, wobei er in einer Ansprache für das ihm geschenkte Vertrauen dankte und die ersten Glückwünsche zum Ausdruck brachte. Hierauf hielt Prof. Dr. Josef Rieber von der deutschen Universität Prag die Festrede, in welcher er die Opferwilligkeit der Stadt hervorhob, für die Musikpflege eine dauernde Heimstätte geschaffen zu haben. Den Schülern legte er in warmen Worten ans Herz, mit Eifer ihren Studien nachzuhängen, damit sie einmal als wahre Künstler der Anstalt zu Ehre und Ansehen gereichen. Als treuen Sohn seiner Vaterstadt erfülle ihn Freude über das Emporblühen und Gedeihen der Anstalt und er wolle für das Wohl und Beste seines Heimatortes, an dem er mit jeder Faser seines Herzens hänge, stets eintreten und arbeiten. Während der Ceremonie der Weihe sang der Männergesangsverein und die Musikschule einen Hymnus. Nachdem der Bürgermeister sodann die Schlüssel der Anstalt dem Direktor Hugo Steidl übergeben hatte, erwiderte dieser im eigenen und im Namen des Lehrkörpers, sie wollten mit Ernst und Fleiß an der Ausbildung der ihnen anvertrauten Jugend arbeiten, damit stets wahre Kunstjünger zum Ruhm der Anstalt selbst, der Stadt Petschau und des Vaterlandes aus ihr hervorgehen. Zum Schluß brachte der Bürgermeister ein dreifaches „Hoch“ auf Se. Majestät aus. Abends fand in den Räumen des Central-Hotels ein Commerc statt, bei dem die Musikschule concertierte.

Mit dem Bau eines eigenen Hauses für die Musikschule hat die nicht reiche Stadt Petschau, die übrigens die Kosten der Instandhaltung, Beheizung, Beleuchtung, Reinigung der Schulzimmer und die Kosten der Erhaltung eines Schuldieners beisteuert, ihre finanziellen Kräfte auf das Höchste angespannt. Berücksichtigt man, daß nach dem Rechnungsausweis des letzten Jahres Activen im Betrage von 87 371 Kronen Passiva von 165 687 Kronen entgegenstanden, so wird man es begreiflich finden, daß die Stadtgemeinde mehr zu leisten als bisher ganz außerstande ist. Die Musikschule selbst kann sich aus ihren Einnahmen eben noch erhalten. Einer unvorhergesehenen Mehrauslage steht sie mittel- und machtlos gegenüber. Im Jahre 1901 z. B. stellte sich die materielle Lage der Anstalt folgendermaßen:

Einnahmen:

Landessubvention	4 000 K
Staatssubvention	6 500 „
Konzerteinnahme in Karlsbad	2 156 „
Spende des Unterrichtsministers	200 „
	<hr/>
	12 856 K

Ausgaben:

Lehrergehälte	10 000 K
Musikalien, Drucksachen, Porti zc.	748 „
Einrichtung der Schulklassen	200 „
Ankauf von Instrumenten	868 „
	<hr/>
	11 816 K

Bleibt also ein Betrag von 1040 Kronen zur Verfügung. Durch diese traurige Finanzlage ist auch die Stellung der Lehrer eine sehr prekäre. Einen Pensionsfond gibt es nicht und wenn einmal einer der Lehrer seinen Obliegenheiten, sei es infolge von Krankheit oder hohen Alters, nicht mehr nachkommen kann, so ist er mangels jeglicher Altersversorgung der bitteren Noth rettungslos preisgegeben. Daß die Kräfte der Lehrer vor der Zeit aufgebraucht werden müssen, ist klar, da der Director wöchentlich 35, jeder andere Lehrer 31 bis 33 Schulstunden hat. Die Unterrichtsbehelfe sind natürlich auch nicht die besten und nicht in genügender Anzahl vorhanden. Die vier Klaviere der Anstalt werden tagtäglich von sechs Uhr Früh bis zehn Uhr Nachts von den Schülern zum Ueben benützt, denn in Petschau gibt es allerhöchstens dreißig den Zöglingen zur Verfügung stehende Klaviere. Wenn die Instrumente unter einer derartigen Inanspruchnahme ganz beträchtlich leiden, so ist dies kein Wunder. Eine Lehrerbibliothek gibt es streng genommen nicht; die paar Lehrbücher für jeden Gegenstand verdienen diese ehrende Bezeichnung noch nicht. Am besten bestellt ist's noch mit den Orchesterpartituren, hier finden sich doch etliche Mozart- und Haydn-Partituren, alle Beethoven-Symphonien u. s. w. Unter so beklagenswerten Verhältnissen sind die erzielten günstigen Resultate geradezu verwunderlich und ein glänzender Beweis für die Thätigkeit und Hingebungsstreue des Lehrkörpers. Erst unlängst hat ein Absolvent der Anstalt eine Berufung als erster Fagottist an die Wiener Hofoper erhalten, ein anderer ist Contrabassist am kgl. preussischen Hoftheater in Wiesbaden; bei den Kurkapellen in Karlsbad, Marienbad, Franzensbad, Teplitz, Ißl, Meran und bei vielen andern steht eine ansehnliche Zahl von Petschauern in Verwendung, nicht weniger bei zahlreichen Militär- und Theaterkapellen. Kurz und gut, absolvierte Schüler der Petschauer Musikschule können Stellen beanspruchen, die sonst nur ausgelesenen Conservatoristen zugänglich waren. In Anbetracht ihrer vortrefflichen Leistungen also haben die Lehrer das Recht zu verlangen, daß ihre Zukunft sichergestellt werde und sie wenigstens an ihrem Lebensabend von der Sorge um's tägliche Brot verschont bleiben. Das geeignetste Mittel hiezu ist die Uebernahme der Anstalt in die Obforge des Staates. Den Antrag auf Verstaatlichung

brachte schon am 27. November 1899 der Abg. Dr. Anton Stöhr im Reichsrath ein, der so ziemlich alle wesentlichen Punkte, welche denselben begründet erscheinen lassen, kurz zusammenfaßt. Der Antrag hat folgenden Wortlaut:

„Die Musikschule besteht schon seit nahezu einem Jahrhundert, wurde im März 1887 nach den Anforderungen der Neuzeit organisiert und erhielt seit dieser Zeit vom Lande und vom Staat eine kleine Subvention, welche gegenwärtig von Seite des Landes auf jährlich 2000 Gulden und von Seite des Staates auf jährlich ungefähr 3000 Gulden gestiegen ist, während die sachlichen Erfordernisse von der Stadtgemeinde Petschau beigestellt werden. Mit diesen Subventionen war es möglich, diese gewerbliche Fachschule allmählig auszugestalten, so daß dieselbe heute den Musikunterricht in allen möglichen Instrumenten durch sechs Lehrer in sechs Klassen an 116 Schüler erteilt und überraschende Resultate erzielt. Aber das Bestreben ist schon seit Jahren darauf gerichtet, daß die Existenz dieser Musikschule und das Loos der an derselben wirkenden Lehrkräfte und damit zugleich die teilweise Erwerbsfähigkeit der Stadt Petschau und einer weitem Umgebung gesichert wird. Zu diesem Behufe wurde bereits wiederholt das Ansuchen um Verstaatlichung gestellt und das hohe Abgeordnetenhaus hat in der Sitzung vom 20. Feber 1896 eine Resolution angenommen, wonach die hohe Regierung aufgefordert wurde, die Musikschule in Petschau zu verstaatlichen und die diesfalls erforderliche Summe in das Budget pro 1897 einzustellen. Die hohe Unterrichtsverwaltung erklärte hierauf in derselben Sitzung, daß sie der Verstaatlichung dieser Musikschule sympathisch gegenüberstehe und daß sie gewiß nach Thunlichkeit den Zeitpunkt wahrnehmen werde, um diesem Wunsche zu entsprechen. Dieses ist aber bis jetzt nicht geschehen, ungeachtet seit jener Zeit das Verlangen unablässig gestellt wurde und ungeachtet die hohe Unterrichtsverwaltung inzwischen Gelegenheit hatte, sich von dem vorzüglichen und erspriesslichen Gedeihen dieser Anstalt an Ort und Stelle zu überzeugen.*) Die Verstaatlichung dieser gewerblichen Fachschule erscheint aber umso dringender, als die angestellten vorzüglichen Lehrkräfte bei der Unzulänglichkeit der jetzigen Entlohnung dieser Anstalt nur durch die Hoffnung erhalten werden können, daß die schon so lange in Aussicht gestellte Verstaatlichung endlich in nächster Zeit erfolgen werde. Würde dieses nicht bald geschehen, dann müßte es zu einer Katastrophe kommen; es würde diese gewerbliche Fachschule zugrunde gehen, welche bisher jungen Leuten Gelegenheit geboten hat, schon nach wenigen Jahren erwerbsfähig zu werden und eine gesicherte Stellung zu erringen.

Es gibt in Oesterreich für fast alle Gewerbe ungefähr 130 gewerbliche Fachschulen, welche vom Staate erhalten werden, nur für den Unterricht in der Musik, um gute, erwerbsfähige Musiker heranzubilden, besteht keine einzige, während in Deutschland zahlreiche staatliche gewerbliche Fachschulen zur Ertheilung des Musikunterrichtes, außerdem mehrere akademische Meisterschulen und sogar eine Hochschule für Musik bestehen. Unter diesen Umständen wird es für die österreichischen Musiker sehr schwer, mit Deutschland zu konkurrieren. Vollends ungerechtfertigt erscheint es aber, wenn die hohe Unterrichtsverwaltung dem bereits vor vier Jahren von dem hohen Abgeordnetenhause gefaßten Beschlusse, die schon so lange bestehende und mit dem besten Erfolg wirkende Musikschule zu Petschau zu verstaatlichen, nicht nachkommt, und die hohe Finanzverwaltung die erforderlichen, übrigens nicht bedeutenden Geldmittel hiezu beharrlich verweigert, denn es würde die Verstaatlichung dieser Musikschule über die bisher vom Lande und vom Staate geleisteten Subventionen nur die verhältnismäßig kleine Summe von jährlich ungefähr 4000 Gulden kosten.

Die kleine Stadt Petschau ist eine arme Gemeinde und hat genug zu thun, um für die sachlichen Bedürfnisse, (insbesondere für die vielen Vokalitäten, Beheizung und Beleuchtung u. s. w.) aufzukommen. Unter solchen Umständen erscheint folgender Antrag gerechtfertigt: Das hohe Haus wolle beschließen: Die Unterrichtsverwaltung wird neuerlich aufgefordert, die endliche

*) Anspielung auf einen Besuch des Unterrichtsministers Gautschi.

Verstaatlichung der Musikschule in Petschau durchzuführen und die diesfalls erforderliche Summe im Budget pro 1901 einzustellen.“

Bisher ist aber, obwohl sich die Verhältnisse durch Errichtung eines eigenen und zweckentsprechenden Gebäudes seitens der Stadtgemeinde zu Gunsten des Staates wesentlich verschoben haben, die Verstaatlichung noch nicht durchgeführt worden. Solange dies nicht geschehen ist, bleibt den Deutschen in Böhmen die Aufgabe überlassen, auch für diese Institution selbst Sorge zu tragen und durch Zuwendung von Unterrichtsbefehlshelfern, als da sind Noten, Instrumente, Lehrbücher, und durch Geldspenden zur Anschaffung derselben die Möglichkeit zu bieten, daß noch günstigere Ergebnisse die Thätigkeit eines jeden Schuljahres krönen. Dann werden wir erst recht mit Stolz hinweisen können auf unsere deutsche Musikschule in Petschau und uns freuen, daß unser Deutschböhmerland, das die herrlichsten Schönheiten des ganzen Landes birgt, in seinem Innern auch eine kostbare Perle beherbergt, ein Schmuckstück im Kranze der Schulen, die der Pflege der Tonkunst gewidmet sind.



Die Kunstausstellung in Prag und die Deutschböhmen.

Von **Karl Krattner**.

63. Jahresausstellung des Kunstvereines für Böhmen! Eine schöne Zeit! — Aus kleinen Anfängen, auf unzulängliche Räume angewiesen, hat sich dieses Unternehmen zu dem in unserem Kunstleben bedeutendsten Ereignisse des Jahres, zu ansehnlicher Größe entwickelt und immer noch pilgeri Jeder, der an Kunst sich erfreuen mag, in die geschmückten Hallen, die unter Mittelmäßigem doch genug Gutes zu bieten haben.

Die Entwicklung des Ausstellungswesens überhaupt konnte nicht ohne Einfluß auf unsere Jahresausstellung bleiben und so sehen wir sie alle Neuerungen, soweit es mit den verfügbaren Mitteln möglich war, aufnehmen. Heute scheint der Höhepunkt erreicht zu sein, denn die vorhandenen Räume gestatten kaum mehr eine andere Ausgestaltung. Was erreichbar war, wurde zur Ausstellung einbezogen und die Gallerie alter Meister mußte wiederum das so und so viele mal ausziehen, um den Modernen Platz zu machen und um ein einigermaßen vernünftiges Hängen zu gestatten. Auch die Aufnahms- resp. die Abweijungsjury dürfte nicht in allzu große Verlegenheit kommen.

Ja, damals, als man das Künstlerhaus erbaute, als man den Hauptfehler beging, daß man eine Gemäldegallerie und Ausstellung mit einem Conservatorium und Concertsaal in ein Haus zusammenpferchte, dachte man, wie gewöhnlich bei uns, nicht im entferntesten daran, daß sich in zwanzig Jahren irgend etwas ändern könnte. — Man hat sich, wie so oft, getäuscht und so gibt es denn jedes Jahr viel Kopfzerbrechen, um die Fülle des eingelaufenen Materials unterzubringen. Es wird wahrscheinlich nichts anderes übrig bleiben, als die Ausstellungen umzuändern — oder ein eigenes Ausstellungsgebäude

zu erbauen. Es wäre die Frage zu untersuchen, ob es nicht besser wäre, mehrere kleine Ausstellungen während des Jahres zu veranstalten? Wer die Heze bei Inszenierung des jetzigen Unternehmens einmal mitgemacht, wer die verschiedenen sich entgegentwirkenden Kräfte erkannt, wer die Schwierigkeiten, die sich oft vor den kleinsten Sachen aufthürmen, und manches unmöglich erscheinen lassen, einmal in der Nähe befehen, der wird sicher einer Aenderung in irgend einer Art beipflichten. — Doch wie? —

Seit Jahren leiden die Künstlervereinigungen beider Nationalitäten so sehr darunter, daß sie für ihre Unternehmungen keine geeigneten Räume finden können. Zur selben Zeit standen aber oft im Künstlerhause die Säle leer. — Wieso? Weil der Besitz dieser Räume heute ein Monopol ist, das der glückliche Besitzer nicht so leicht aus der Hand gibt. Und doch wäre dem bei einigem guten Willen leicht abzuhelpen. Man gewähre den Künstlervereinigungen von Zeit zu Zeit Unterkunft und man überlasse ihnen auch die ganze Veranstaltung, jedem wie er mag und man wird einmal sehen, was für frisches Leben im Künstlerhaus einziehen wird. Das alleinige Recht auf das Künstlerhaus, welches in einer unglückseligen Stunde zugestanden wurde, sollte nicht mehr aufrecht erhalten werden, in diesem Punkte sollte eine Aenderung eintreten und zwar im oben angedeuteten Sinne.

Die Ausstellungskommission hat wiederum das möglichste geleistet und rüchhaltlos sei anerkannt, daß sie trotz aller Schwierigkeiten, bei der Fülle des zu bewältigenden Materials, unermüdlich ihres Amtes waltete. Nun ist es am Publikum hiefür zu danken.

Wer nicht glaubt, daß ein einmaliger Besuch genügt, um seinem Kunstbedürfnis nachzukommen, dem wird eine Fülle von Genüssen ersiehen, die ein oberflächlicher Beobachter gar nicht erträumen kann. Und ist die Summe von Können und ehrlicher Arbeit, die in 921 Werken sich vor uns aufthut, vielleicht gering und nicht eingehenderer Betrachtung wert? Leider gibt es noch sehr viele, ja vielleicht ist es sogar die große Mehrzahl, die nur mit leichtem Blick über die Wände gleiten und nur, wenn sie irgend einen Fehler entdeckt zu haben glauben, innehalten. Erscheint man ja doch so besonders geschickt, wenn man an einer Sache, von der man, ehrlich gesagt, doch nichts versteht, Fehler ausstellen kann, und so hört man weit öfter tadeln als loben, nur Fehler werden mitgetheilt, Vorzüge verschweigt man. Und doch bringen sich alle diese um den eigentlichen Genuß. — So kommt es aber auch, daß unsere Ausstellung in 2 Monaten eine Besuchsziffer aufzuweisen hat, die eine Münchener oft an einem Tage zeigt. Immer wieder muß man es sagen, nicht einmal gehe man hinein, nein, zehnmal und immer werden neue Reize sich zeigen und neu entdeckte Schönheiten lohnen reichlich die aufgewandte Mühe. Es ist nicht Sache des Laien, sofort das künstlerisch Schöne herauszufinden; denn diese Schönheit ist nicht Frauenschönheit. Dazu gehört Zeit, viel Liebe, Vertiefung und die erste Eigenschaft des Künstlers — Ausbauer. Und doch verurtheilen viele eine Ausstellung nach einem Besuche, weil nichts Besonderes d'rinn sei, während Fachleute in ihrer bescheidenen Meinung anderer Ansicht sind. Es wird jetzt sehr viel über Kunst geschrieben

und gesprochen, zumeist leider nur nachgesprochen, viel zu wenig jedoch nachempfunden — und doch ist dieses der einzige Weg zum Genuß und Verständnis. Allerdings ist nicht jedermann die Fähigkeit hiezu gegeben, aber die meisten lassen sie doch verkümmern.

Ebenso schlimm ist es mit dem Ankauf von Kunstwerken bestellt. Hier und da wird ja irgend ein Werk erworben; aber wenn es hoch geht, so trachtet man einen Namen zu gewinnen, der im Salon doch die nöthige Reclame macht und so kommt es, daß man bei uns in Salons allenthalben bedeutende Namen des Auslandes findet, während die aufstrebende heimische Kunst darben muß. Gewiß sei Niemand behindert, falls er die Mittel hiezu besitzt, große Werke, oder sagen wir berühmte Meister zu kaufen, nein, aber gerade dann soll die heimische Kunst umsomehr gefördert werden, selbst auf die Gefahr hin, daß es einmal nicht glücken sollte. Aber so finden wir heute noch Begeisterung und kritiklose Bewunderung für Alles was von außen stammt und Vorurtheil, Nichtbeachtung und womöglich sogar kühle Ablehnung für die Arbeiten unserer heimischen, dem Vaterlande entstammenden Künstler. Da gibt es Gelegenheit, die Liebe zur Nation, zum Volk zu erweisen; denn die bildende Kunst ist doch mindestens ein so wichtiger Culturfactor wie das Theater, und ihre Pflege ist nationale, ist deutsche Arbeit. —

Offen sei es ausgesprochen: „Um unsere Kunst braucht uns nicht bange zu sein.“ Nur ein kleiner Theil unserer deutsch-böhmischen Künstler ist diesmal vertreten und doch zählen wir 87 Werke der Malerei, Bildhauerei und der verschiedensten graphischen Ausdrucksweisen, die uns einen lebensvollen Beweis von frischem, gesundem Schaffen und Können erbringen. Sind auch unsere deutschen Künstler aus Böhmen bis jetzt noch in allen Weltgegenden verstreut, so daß ein allen gemeinsamer Zug fehlt, so bringen sie dafür eine große Mannigfaltigkeit in Auffassung und Darstellung, reiche Abwechslung im Motiv, sowie in den Mitteln ihrer künstlerischen Sprache. Es kann und muß gesagt werden, daß die Deutschböhmen in ihren Leistungen in keiner Weise gegen Andere zurückstehen. Die diesjährige Ausstellung, welche durch die reiche Beschickung von Deutschen, Franzosen, Engländern, Schotten, Belgiern, Polen, Ungarn, Tschechen und unseren Landsleuten, sowie durch Collectionen wie z. B. die Handzeichnungen der Jugend und eine große Sammlung graphischer Arbeiten einen internationalen Charakter aufweist, läßt aufs beste durch vergleichende Studien die Stellung der deutschböhmischen Künstler feststellen.

In erster Reihe sei Gabriel Max genannt. Es wäre müßiges Beginnen, über den Ruhm dieses von aller Welt anerkannten und geschätzten Künstlers, dessen Werke die höchsten Auszeichnungen großer Ausstellungen errangen, Neues sagen zu wollen. Sein Name allein genügt und das Bewußtsein, daß er uns zugehört, ist Ansporn für unsere junge Künstlerschaft. Sein „Christus“ gehört der jetzigen Epoche seines Schaffens an und zeigt alle Vorzüge, die die Einzelköpfe seiner Hand stets auszeichnen.

Die Qualitäten, die Heinrich Zügel heute in die allererste Reihe der deutschen Maler stellen, finden wir bei unseren Landsleuten Emanuel

Hegenbarth und Viktor v. Edhardt wieder, die beide, Schüler des Meisters, zugleich die Thiermalerei in der deutschböhmisches Kunst repräsentieren. Hegenbarth ist eine Kraftnatur, energisch. Mit kräftigem Pinselstrich bringt er die rein malerische Erscheinung der Natur zu großartiger Wirkung und zeigt sich uns in seinen vier Bildern als ein Talent allerersten Ranges (siehe Bild). Edhardt, ein feinfühliges Beobachter der intimen Reize des Licht- und Farbenspieles bei einfallender Sonne, versteht seinen Darbietungen bei aller Kraft einen liebenswürdigen Zug zu bewahren.

Eine interessante, feinpoetische Persönlichkeit lernen wir in Wenzel Wirtner kennen. Seit Jahren sehen wir von ihm tiefgestimmte Landschaften, hier und da durch eine weibliche Figur belebt, die in gottesfreier Natur, der Kleidung überdrüssig, auf prachtvollem Rasen träumend hingestreckt, ein beneidenswerthes Dasein verbringt. Stiller Zauber liegt in diesen, in tiefer Dämmerstimmung empfundenen Werken, sie offenbaren uns eine schöne Welt des Friedens und der Ruhe. Es klingt wie eine leise, süße Melodie durch die unergründlich tiefe Stille dieser Bilder (siehe Bild).

Auch Emil Uhl wendet sich, nachdem er lange Jahre den Orient bereist und zahlreiche Werke nach Studien in Bokhara und Samarkand geschaffen, jetzt mehr der Stimmung zu und seine „Andacht“, sowie die „Mondnacht“ zeigen uns schöne Proben seines Bestrebens. Otto Traugot's fein durchgearbeitete Bildnisse sind in bester Erinnerung und sein Bild: „die heilige Schale“, weist wiederum alle die malerischen Feinheiten seines Könnens auf. In Franz Jäger scheint ein feinfühliges Colorist zu stecken. Emil Drlik, dessen Collectivausstellung in Wien dem Künstler so viel Anerkennung gebracht, ist mit drei Pastellbildern vertreten, die bei allen Vorzügen doch nur den kleinsten Theil seines vielseitigen Könnens darstellen und wir behalten uns eine Würdigung des Künstlers bis zur Gesamtausstellung seiner Werke, welche im Herbst dieses Jahres in Prag stattfinden soll, vor.

Die Porträtmalerei, die in umgekehrter Richtung zur Landschaft sich entwickelt, findet auch unter unseren heimischen Künstlern würdige Vertreter. Gelegentlich malt ja beinahe jeder Künstler einmal ein Porträt, aber nur sehr wenige wählen diesen besonderen Zweig ganz als Lebensberuf. Das Porträt, welches in erster Linie eigentlich doch nur durch die künstlerische Darstellung weiteres Interesse erwecken kann, sehr im Kampf mit Laienvorurtheilen eine große Kraft und Bestimmtheit voraus. Ist ja das Bild, welches sich in der Phantasie des Bestellers oder seiner Umgebung bildet, häufig das gerade Gegenheil eines künstlerisch guten Porträts und es bedarf ungemeiner Energie um Sieger zu bleiben. Manches Talent und manch' ehrliches Streben sah man an diesen Klippen schon scheitern. Doch besitzen wir zur Zeit in Eduard Lebiezki, Alexander Jakesch, Gustave Hellmésen, Emil Lode und Constantin Korzenböcker tüchtige Kräfte in diesem so schwierigem Fach und scheint Korzenböcker mit seiner einfachen aber festen und sicheren Art alle Eigenschaften zu besitzen, um darin geradezu Hervorragendes zu leisten.

An Talenten sind wir fürwahr nicht arm, und so finden wir neben älteren Kräften wie Michael Hauptmann oder Alois Kirnig, deren Bedeutung für ihre Zeit ungeschmälert bleibt, wenn sie auch jetzt nachstrebenden jüngeren Kräften den Vortritt überlassen müssen, in Oscar Rex, Hermine Lindner, Ferdinand Michl, Josef Rolletschek, Caroline Rubin, Marie Rödl-Ostermann, Karl Schade und Franz Ruben ganz tüchtige Kräfte.

In der Plastik erwecken vor allem die Werke zweier jüngerer unserer Bildhauer Aufmerksamkeit, und zwar die Arbeiten Alois Riebers (siehe Abbildung) und Carl Wilferts d. J. Beide Künstler lassen das allerbeste erhoffen. In Julius Traußl, dem Schöpfer des Schmerzfalddenkmals, begrüßen wir einen alten Bekannten und seine Bronze „Frühling“ zeigt ihn als Kleinplastiker von viel Geschmac. Carl Wilferts d. Älter. Arbeit weist wie immer ehrliches künstlerisches Streben auf.

Auch in den graphischen Künsten, die die größte Mannigfaltigkeit und Freiheit gestatten, in denen jeder nach seiner Art sich ungehindert aussprechen kann, sobald er etwas zu sagen hat, stellen unsere Künstler ihren Mann und Radierer wie Walther Ziegler, Heinrich Jakesch, Fritz Pontini, oder Zeichner wie Richard Müller, Hugo Steiner, Karl Schicketanz, Raimund Wolf, R. Schöffner und A. Pöbeheim oder R. Rößler können den Vergleich mit allen anderen ausstellenden Graphikern des In- und Auslandes ruhig vertragen. —

So sehen wir viel frisches Leben die Arbeiten unserer Landsleute durchwehen und wir können mit Erwartung dem Augenblicke, wo eine Gelegenheit alle deutschböhmischen Künstler vereinigt zeigen wird, entgegensehen. In der Ausstellung möge ihnen auch noch die Anerkennung, welche jedem Künstler schließlich doch noch die liebste ist, zu teil werden — der Verkauf.



Zur Psychologie des Stils.

Von Eugen Holzer.

In die ferne Urzeit der Wortschöpfung hinabzutauchen hat die Sprachwissenschaft seit Plato unzähligemale versucht; die Ergebnisse waren in den verschiedenen Epochen verschiedene. Die Forschung unserer Tage hat Ergebnisse zutage gefördert, die heute als unverlierbare Errungenschaften zu betrachten sind. Man hat erkannt, daß bei der Schöpfung jedes einzelnen Wortes ein einziges Merkmal des Gegenstandes, der bezeichnet und benannt werden sollte, den Ausschlag gegeben hat. Das Wort war also nicht etwa das Ergebnis einer viel- oder allseitigen Beobachtung des zu benennenden Gegenstandes sondern irgend ein Merkmal, das dem naiven Beschauer jener Tage denkwürdig genug schien, gab das Substrat für den

Namen. Dem Indogermanen z. B. waren die Zähne die „Essenden“. Er hätte sie ebenso gut die „Zermalmenden“ oder die „Glitzernden“ nennen können. Dem Hellenen erschien die Schlange als die „Schauende“, d. h. die „Böseschauende“. Warum nannte er sie nicht die „Kriechende“, wie sie dem Römer erschien? Andererseits ist, um wieder durch ein Beispiel die Einseitigkeit der Beobachtung zu charakterisieren, das „Böseschauen“ vielleicht nicht das markanteste Moment der Schlange, und das „Kriechen“ ja unzähligen andern Thieren ebenfalls eigen. Aber wer wird mit jenem, aus dem Vollen der Naivität schaffenden und schöpfenden Sprachgeist rechten wollen? So trat in immer sich erweiternder Naturbeobachtung eine ganze Welt von Werden an das Tageslicht. Aber endlich erschöpfte sich die sprachschaffende Kraft: es gab eine Zeit, wo alles Sichtbare und Greifbare sozusagen mit einer Bignette versehen war. Wie wuchs die Sprache aber nun weiter? Mochte nun die fortschreitende Cultur den Kreis der Anschauungen noch so sehr vergrößern und erweitern, das fertige Sprachmaterial reichte doch für alle neuen Anschauungen aus. Wodurch? Durch die bildliche Natur der Worte, die es diesen ermöglichte, immer neue Bedeutungen in sich aufzunehmen. Diese bildliche Natur der Worte aber war ein Werk der menschlichen Phantasie. Vom ersten Augenblicke an, wo der Mensch zum Bewußtsein seines Ichs erwachte, stellte er sich in die Mitte der Natur und bezog Alles, was er um sich erblickte, auf sich selbst. Zunächst war sein Körper dasjenige, was ihm ausschließlich Modell für jede Anschauung war. Und so übertrug er seinen „Fuß“ auf Berg und Tisch und sprach vom „Fuße“ der Berge und des Tisches, er verglich seine Brust mit einer bestimmten localen Formation des Terrains und sprach vom „Meerbusen“, er deutete seine Arme in die Teile eines Flusses um — kurz er projizierte alle Eigenschaften seines Leibes in die leblose Umgebung. Damit hatte er aber die Bildlichkeit der Worte erschlossen, die nun in tausend Nuancen weiter wucherte. Hatte er aber in den bisher besprochenen Fällen das Körperliche seines Ichs in die Natur übertragen, so fand er bald Gelegenheit, auch das Seelische ebenso zu verwenden. Er sprach von „heiterem“ Wetter, von einer „düsteren“ Landschaft, von einer „sterbenden“ Blüthe.

In dieser Art aber, der Natur und der Umgebung leibliches und seelisches Sein und Leben beizulegen, lag eine ungeheure Bereicherung der Sprache. Worin aber war dem Menschen von Anfang an die Möglichkeit derartiger Uebertragungen überhaupt gegeben? In dem Erfassen von Analogien. Das war, so übertrieben uns der Anspruch scheinen mag, ein wahrhaft schöpferisches Vermögen. Wer zuerst den Wipfel eines Baumes dessen „Krone“ nannte, war für seine Zeit ein Dichter. Schopenhauer stellt dieses Erblichen des Analogon hoch über die abstracte Erkenntnis. „Anschauen“, sagt er, „die Dinge selbst zu uns reden lassen, neue Verhältnisse derselben erfassen, dann aber dies alles in Begriffe absetzen und niederlegen, um es sicher zu besitzen; das gibt neue Erkenntnisse.“ „Der innerste Kern einer echten und wirklichen Erkenntnis ist eine Anschauung.“ . . . Die Analogie nun, die ich zwischen zwei Dingen entdecke, kann verschieden geartet sein: ich kann von der „Krone“

des Baumes sprechen, ich kann aber auch zu sagen wagen, der Baum „hebe“ seine Krone „empor“. In diesem Augenblicke habe ich aber einen bedeutamen Schritt nach vorwärts gemacht. Ich habe den Baum nicht nur personificiert, sondern ihm auch eine Thätigkeit beigelegt. Jene naive Beobachtung also, die den Berg mit einem Menschen, d. h. den Fuß des Berges mit dem Fuß des Menschen verglich, zieht jetzt erst ihre Konsequenzen in viel weiterem Sinne, indem sie das Ding, dessen Theil sie mit einem Teil des Menschen verglich, nun auch in einem gewissen Sinne ebenso belebt darstellt wie den Menschen. Die Griechen waren die Meister und die Lehrer der belebenden Personification. Homer läßt nicht nur Berge, Bäume und Flüsse Leben athmen, sondern läßt auch die Lansen begehren nach dem Fleische der Feinde. Die Modernen folgen ihm willig und der Schiller'sche „Spaziergang“ bietet eine ganze Welt solch kühner homerischer „Belebungsversuche“.

Die höchste Form der Personification ist also die, wo den Dingen Leben und Thätigkeit beigelegt wird. Schon Aristoteles hat das feinsinnig erkannt: wenn man einen vollendeten Mann, sagt er, „viereckig“ nenne, so liege darin ein unverkennbar charakteristisches Veranschaulichen, insofern das Viereck sozusagen das Symbol des Vollendeten sei. Aber darin sei keine Thätigkeit, kein Leben, keine Energie: dagegen sei der „fliegende“ Pfeil, das Geschöß, das in den Haufen hineinzufliegen „verlangt“ u. ein wahrhaft lebendiges. In diesem Verlangen nach lebendiger Anschaulichkeit liegt aber implicite auch das Postulat der *Neuheit* der Vorstellung eingeschlossen. Wir suchen gerne neue Bilder, neue Analogieen und die Phantasie schwelgt gern in diesem Bewußtsein, über eine ganze mannigfaltige Welt selbsterfundener Beziehungen souverän herrschen zu können. Dieses Finden neuer Vorstellungen und Beziehungen hätte aber eine beengende Grenze, wenn ich die Uebertragungen immer auf denselben Gebieten der Sinne vornehmen müßte, wenn ich immer Sichtbares wieder nur zu Sichtbarem, Hörbares wieder nur zu Hörbarem in Beziehung rücken dürfte. Aber schon in sehr frühen Entwicklungsstadien hat die Sprache die Grenzmauern der verschiedenen Sinnesgebiete durchbrochen und wacker Anleihen gemacht. Schon Sophokles spricht von einem „leuchtenden Gesange“, wir reden von „weichen“ und „harten“ Tönen, von „schreienden“ Farben und „stechendem“ Geschmack. Plautus sagt: „schau, was er sagt“, Goethe spricht von einer „spähenden Hand“. Am besten kommt bei diesen Uebertragungen aus einem Sinnesgebiet in das andere der Gesichtssinn weg: denn wir übertragen auf abstracte Dinge besonders Vorstellungen des Gesichtsinnes. Wir sprechen von einer Sonne der Huld, vom Glanz des Ruhmes, vom Feuer der Begeisterung, von der Nacht der Unwissenheit. Man kann aber mit einer gewissen Berechtigung sagen: daß die Armut der Sprache derartige Mischungen erzeugt. „Bittere Kälte“, „stumpfes Ohr“ sind Ausdrücke, die aus dem Mangel an Bezeichnungen innerhalb der homogenen Sinnessphäre entstanden sind. Aber in diesen Ausdrücken liegt, stilistisch betrachtet, um so mehr ein Anreiz zum Nachdenken, je unlogischer und unrichtiger sie sind. Die Sprache geht darin dann noch weiter und bildet Ausdrücke wie „blinder Lärm“, „taube Ruß“, „blinder Passagier“. Diese Wendungen unterscheiden sich nun

in gewisser Beziehung von Ausdrücken wie „stechender Geruch“, „helle Stimme“, „schreiende Farbe“. Denn hier stoßen zwei echte Sinnesempfindungen zusammen: in „blinder Passagier“ oder „taube Ruß“ aber hat sich die sinnliche Bedeutung von „blind“, „taub“ völlig verflüchtigt. Ein blinder Passagier ist allenfalls noch ein solcher, der nicht gesehen wird. (Caecus heißt „blind“ und „ungeesehen“.) Aber ein „blinder Schuß“, ein „blinder Wurf“, ein „blinder Lärm“, lassen das Wort „blind“ gewissermaßen zu einer bloßen Negation verflüchtigen. Ein „blinder“ Schuß ist eben ein Schuß, der keiner ist. Man abstrahiert also allmählig ganz davon, daß „blind“ in die Sphäre des Gesichtsinnes gehört!

Nur ein ausgesprochen williges, entgegenkommendes Verständnis wird aber diesen Mangel an logischer Richtigkeit hinnehmen. Eine Pedanterie, die sich auf die exakte Bedeutung des Wortsinnes steifen wollte, dürfte derartige Ausdrücke nicht durchgehen lassen. In Wirklichkeit aber ereignet sich hier eine Sprachercheinung, die bei der Sprachschöpfung schon wirksam war. Nämlich die nothwendige Zerstörung des Wortsinnes! Wie wir oben zeigten, ist jedes Wort aus der Benennung eines einzigen Merkmales entstanden. Das Sprachbewußtsein dieses einen Merkmals mußte aber verschwinden, wenn die Gebrauchsweise des Wortes nicht auf das äußerste beengt bleiben sollte. Wenn wir vor Augen hätten, daß „Frau“ eigentlich „Herrin“ bedeutet, dürften wir von einer „Waschfrau“ reden? Wenn wir uns bewußt wären, daß „Witwe“ eigentlich die „Mannlose“ heißt, dürften wir doch nicht das Masculinum „Witwer“ bilden, das also eigentlich den „Mannlosen“ bedeutet. Die bildliche Bedeutung des einzelnen Wortes also mußte abblühen, die Bilderpracht zerstört werden. Diese Zerstörung war nothwendig, um einen Satz, ein Redeganzes zu erzielen. Wären die einzelnen Bilder lebendig geblieben, so hätten sie in jedem Satze einen Kampf mit einander geführt, der unlösbar geblieben wäre. Farben aus ganz verschiedenen Sphären hätten nie zu einem harmonischen Bilde zusammenfließen können. Nur in gewissen Fällen ist auch heute noch der Widerspruch der Bilder schreiend geblieben. Wir sprechen von einem „goldenen Hufeisen“, einer „Quarantäne von vierzehn Tagen“, der Lateiner sagt „navem aedificare“ u. u. Den Widerstand, den wir bei diesen wenigen Ausdrücken empfinden, würden wir aber bei jedem Satze fühlen, wenn die bildliche Bedeutung der einzelnen Worte lebendig geblieben wäre.

Entsprechend also jenem Bestreben der Sprache, die Bildlichkeit des Einzelwortes verblasen zu lassen zu gunsten des Gesamtsinnes des ganzen Satzes, ist der Vorgang aufzufassen, der sich bei Ausdrücken wie „taube Ruß“, oder „blinder Lärm“ abspielt. Aus dieser eben charakterisierten Erscheinung aber ergibt sich nun ein fruchtbares Ergebnis für unseren modernen Stil: wir durften nicht die starre, nüchterne Logik zurathe ziehen, wenn wir Ausdrücke wie „taube Ruß“ oder „blinder Lärm“ erklären wollten. Und ebenfalls ohne das Rüstzeug der Logik müssen wir Sprachercheinungen wie „sitzende Lebensweise“, „respectvolle Entfernung“, „schwindelnde Höhe“, „fahrende Habe“ betrachten. Oder wenn wir sagen „lebenatmende Wirklichkeit“, oder

„wirklichkeitatmendes Leben“, „verlässliche Treue“ oder „treue Verlässlichkeit“, so sehen wir, daß die eigentliche Bedeutung der Worte ganz und gar im Verblaffen begriffen ist. Wir denken nur an das Ganze des Ausdrucks, die Theile aber ordnen wir mehr oder minder willkürlich. Wir schrecken vor der kühnsten Personifikation nicht zurück. Wir sprechen von einer Wirklichkeit, die Leben athmet oder von einem Leben, das Wirklichkeit athmet. Wir gehen in der Verwendung des Bildlichen ungeheuer weit, gewissermaßen bis an die Grenze der Spannkraft des Bildes. Verwehrt sind uns nur Fehler gegen die Einheitlichkeit des Bildes. Aber auch da üben wir merkwürdige Nachsicht und nehmen z. B. an der Wendung, „etwas in das schwärzeste Licht stellen“, keinen Anstoß. Der alte Adelung bemühte sich, derartige Erscheinungen durch ein Gleichniß zu charakterisieren; er meinte, solche Fehler gegen die Einheitlichkeit des Bildes machten den Eindruck, als ob jemand ein Gemälde nicht vollende und das Fehlende mit Buchstaben ergänzen wollte. Jean Paul aber bewies dem streitbaren Eiferer Adelung, daß er gerade in jener Polemik selbst sich gegen das von ihm aufgestellte Gebot versündige und von einem „Schimmer“ des Verstandes spreche, der den „Gang“ der Gedanken aufhalte!

Nicht also um ein streng begriffliches Vorstellen handelt es sich bei solchen Wendungen, sondern nur darum, das Anschauungsvermögen in lebhafteste Thätigkeit zu versetzen. Ganz im Gegensatz hierzu steht freilich der wissenschaftliche Sprachgebrauch. Dieser sucht der freien, lockeren Unbestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks um jeden Preis aus dem Wege zu gehen. Das ist begreiflich: denn die freie Handhabung des Sprachmaterials macht dieses so elastisch, so proteusartig, daß die Wissenschaft, speziell die Philosophie, ihre Not hat, aus all den fluctuirenden Wortbedeutungen die festen Bausteine für ein „System“ heraus zu wählen. In dem Zueinanderspielen der Wortbedeutungen liegt der Grund, warum alle Metaphysik fehlgehen muß. Berkeley hat das ausgesprochen in den Worten: „Wenn es nicht etwas wie Sprache gäbe, hätte Niemand irgendwie an eine Abstraction gedacht.“ Eine einzelne, genau bestimmte Bedeutung knüpfe sich niemals an irgend ein Wort. Und Bacon wollte erst durch genaue Definition aller Wörter, ehe er sie in Gebrauch nahm, ihren Sinn feststellen. Aber all dieses sondernde Denken ist machtlos gegen die Sprache: je weiter wir fortschreiten, desto elastischer und vieldeutiger wird sie, und auch desto unfähiger, das Werkzeug voraussetzungsloser Forschung zu werden.

* * *

Das tägliche Leben bringt eine rapide Entwertung aller bildlichen Ausdrücke in der Sprache mit sich. Wir können vom „Auge des Gesetzes“, vom „Zahn der Zeit“ nur mehr mit Widerwillen hören. Wie ersetzen wir diese unbrauchbar gewordenen Wendungen? Durch immer neue Bilder. Aber das Bildliche ist, wie wir zeigten, auch der Urthypus der Sprachschöpfung, oder wie Carriere sagt, „die innerlich bedingte und wesenhafte Form der Darstellung“. Und Jean Paul charakterisiert das Bildliche als Urrerscheinung des menschlichen Geistes

mit den überaus bezeichnenden Worten: „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher . . . das frühere Wort, welches sich erst allmählig zum eigentlichen Ausdruck entfärben mußte.“ Jede Sprache sei ein Wörterbuch abgeblaster Metaphern. — Indem wir also immer neue bildliche Wendungen schaffen, immer neue Analogieen zwischen den Dingen aufspüren, sitzen wir mit am saufenden Webstuhl der Zeit und weben der Sprache lebendiges Kleid. Nicht alle haben daran gleichen Anteil: wer von diesem Gesichtspunkte aus die Menschen mustert, der wird erkennen, daß der, den wir „geistreich“ nennen, nichts anderes thut, als daß er rasch und überraschend verborgene Analogieen entdeckt und sie zu Übertragungen, zu Metaphern ausschrotet. Er wandelt da unbewußt auf den Spuren jener Ahnen, die, wie wir oben zeigten, durch das Auffinden von Analogieen den Wortbestand, der nach dem Aufhören der Sprachschöpfung vorhanden war, beflügelten und belebten.



Das Repertoire der deutschen Theater in der Spielzeit

1900—1901.

Von Dr. **Max Voensgen-Alberty.**

Soviel man auch mit Recht an dem jetzigen Stande des deutschen Theaters aussetzen mag, eins kann man ihm nicht absprechen, seine erstaunliche künstlerische Leistungsfähigkeit. Die Vielseitigkeit des Repertoirs, die jeder Gattung innerhalb der Grenzen der dramatischen Kunst, jeder litterarischen Richtung und den dramatischen Erzeugnissen aller Nationen gerecht wird, wo fände sie ihresgleichen? Wo der künstlerische Wagemut, der immerfort zu neuen künstlerischen Experimenten treibt? Mit welcher Schnelligkeit vermag heute ein begabter Autor, einerlei, ob deutsch oder nicht, Fuß zu fassen auf der gesamten deutschen Bühne! Brächte Frankreich heute einen Wagner hervor, es würden kaum so viele Monate verstreichen, als in Frankreich bei unserem Wagner Jahre vergangen sind, bis er auf der deutschen Bühne heimisch wäre. Diese Vielseitigkeit des Repertoirs ist eine charakteristische Eigenschaft fast sämtlicher deutscher Theater, die kleinen nicht ausgenommen. Man verfolge nur einmal die der „Deutschen Bühnengenossenschaftszeitung“, dem Organe der auf guter Grundlage zusammengeschlossenen deutschen Bühnengehörigen, beigefügten Spielverzeichnisse, und man wird immer von neuem den rastlosen Fleiß und die ungeheure Arbeitslast bewundern müssen, die alljährlich von den deutschen Theatern bewältigt wird. Mit gerechtem Stolz durchblättert man den „Deutschen Bühnen-Spielplan“, der seit einer Reihe von Jahren — ein ungemein wichtiges und reiches Quellenmaterial für die Litterar- und Theaterhistoriker der kommenden Generationen — herausgegeben wird und die Spielverzeichnisse der meisten, jedenfalls aller großen und

mittleren deutschen Bühnen (ungefähr 225, darunter 75 süddeutsche und österreichische), mit Ausschluß freilich der Wanderbühnen, umfaßt. Das nach Schluß einer jeden Spielzeit hierzu erscheinende Register enthält ein genaues Verzeichniß aller im Laufe des Jahres aufgeführten Stücke, übersichtlich nach Verfassern, bezw. Componisten geordnet und mit genauer Angabe des Ortes und der Zahl der Aufführungen an jedem Orte. Eine genauere Betrachtung des im Register vorliegenden Materials ist auch für die Mitlebenden äußerst lehrreich. Es giebt uns zuverlässige Aufklärung über die Volksthümlichkeit alter und neuer Autoren, über den Geschmack des Publikums und die Verschiedenheit des Geschmacks in den verschiedenen Gebieten des deutschen Landes. Es beweist das Schwinden dieser, das Aufblühen jener Richtung auf dem Gebiete der dramatischen Produktion, es zeigt, wie so manche, noch vor Kurzem gepriesene Tagesgröße früher Vergessenheit anheimfällt, wie ein von befangenen litterarischen Parteimännern oftmals Totgesagter noch jugendkräftig und in beherrschender Stellung lebt. Es giebt uns endlich manchen Fingerzeig, wo noch Lücken und Mängel vorhanden, wo die Hebel zu noch reicherer Ausgestaltung unseres Repertoires anzusetzen sind.

Nichten wir zunächst einen kurzen Blick auf die Oper. 317 Opern und Operetten von 154 Componisten sind im Verlaufe der verflossenen Spielzeit zur Aufführung gelangt. 33 von diesen haben es zur stattlichen Zahl von 100 und mehr Aufführungen gebracht und zwar:

1. Johann Strauß, „Die Fledermaus“ (400). 2. Jones, „Die Geisha“ (387). 3. R. Wagner, „Lohengrin“ (294). 4. Weber, „Der Freischütz“ (278). 5. Bizet, „Carmen“ (277). 6. R. Wagner, „Tannhäuser“ (276). 7. Mascagni, „Cavalleria rusticana“ (269). 8. Audran, „Die Puppe“ (250). 9. Verdi, „Der Troubadour“ (225). 10. Thomas, „Mignon“ (214). 11. Gounod, „Margarethe“ (Käufi) (199). 12. Lortzing, „Undine“ (192). 13. Mozart, „Die Zauberflöte“ (186). 14. J. Strauß, „Der Zigeunerbaron“ (184). 15. Flotow, „Martha“ (182). 16. R. Wagner, „Die Meisterfinger von Nürnberg“ (171). 17. Leoncavallo, „Der Bajazzo“ (171). 18. Millöder, „Der Bettelstudent“ (167). 19. R. Wagner, „Der fliegende Holländer“ (155). 20. Lortzing, „Zar und Zimmermann“ (154). 21. Humperdingt, „Hänsel und Gretel“ (153). 22. Beethoven, „Fidelio“ (145). 23. Lortzing, „Der Waffenschmied“ (145). 24. Rossini, „Der Barbier von Sevilla“ (139). 25. Nicolai, „Die lustigen Weiber von Windsor“ (137). 26. R. Wagner, „Die Walküre“ (131). 27. Mozart, „Die Hochzeit des Figaro“ (126). 28. Donizetti, „Die Regimentstochter“ (122). 29. Reßler, „Der Trompeter von Säckingen“ (120). 30. Verdi, „Aida“ (116). 31. Zeller, „Der Vogelhändler“ (107). 32. Meyerbeer, „Die Hugenotten“ (104). 33. Halévy, „Die Jüdin“ (100).

Halten wir Umschau nach dem populärsten Komponisten, so übertragt alle anderen Richard Wagner mit 1365 Aufführungen (10 Werke). Ihm schließen sich an:

2. Joh. Strauß, 697 (8 Werke). 3. Lortzing, 613 (8). 4. Verdi 579 (9). 5. Jones 469 (3). 6. Weber 440 (7). 7. Mozart 440 (8). 8. Millöder 401 (3). 9. Bizet 288 (2). 10. Suppé 274 (11). 11.

Mascagni 269 (1). 12. Audran 262 (2). 13. Meyerbeer 252 (6). 14. Flotow 246 (3). 15. Offenbach 238 (17). 16. Gounod 221 (2). 17. Rossini 195 (2). 18. Leoncavallo 180 (2). 19. Donizetti 178 (8). 20. Zeller 175 (2). 21. Humperdingk 165 (2). 22. Biehrer 155 (3). 23. Beethoven 145 (1). 24. Nuber 145 (5). 25. Reißler 138 (2). 26. Nicolai 137 (1). 27. Halévy 117 (3). 28. Messager 108 (2). 29. Abam 106 (3).

Alle übrigen blieben hinter 100 Aufführungen zurück. Beträübend erscheint mir das geringe Interesse an Glück, von dem nur 34 Aufführungen zu finden sind. Daß Prag hier eine rühmliche Ausnahme macht und zum ersten Male eine cyklische Aufführung der Glück'schen Opern, die hoffentlich baldige und häufige Nachahmung findet, veranstaltet hat, sei besonders hervorgehoben. Von den Premieren erfreuten sich nur zwei einer größeren Aufführungszahl, Heinrich Zöllners Oper „Die versunkene Glocke“ (mit Zugrundelegung der Hauptmannschen Dichtung, 82) und Saint Saëns „Samson und Delila“ (66).

Mit größter Deutlichkeit geht aus dieser gedrängten Uebersicht die gegenwärtige Herrscherstellung Richard Wagners hervor. Neben ihm und den deutschen Opernkomponisten Mozart, Beethoven, Vorßing, Weber, Flotow ist das Hauptinteresse Verdi, Bizet, Gounod, Thomas und noch immer Mascagni zugewandt. Interessant ist auch das Verhältnis von 1365:252 Aufführungen bei Wagner und Meyerbeer. Daß sich Reißlers „Trompeter von Säckingen“ noch mit 120 Aufführungen auf dem Spielplane behauptet, ist wohl hauptsächlich auf das Conto Scheffels und des den Deutschen innewohnenden sentimentalischen Hanges zu setzen.

Wenden wir uns jetzt zum Schauspiel, so begegnen wir 1536 Stücken aus der Feder von 836 Autoren. 36 Werke erreichen die Zahl von 100 und mehr Aufführungen. Von diesen stellt an Aufführungszahl das Zugstück aller deutschen Schauspielbühnen, das seinen Verfasser zum reichen Mann gemacht hat, Otto Ernst „Flaschmann als Erzieher“ mit 951 (!) Aufführungen alles andere in Schatten. Ihm folgen: 2. Sudermann, „Johannisfeuer“ (727). 3. Hartleben, „Rosenmontag“ (715). 4. Björnson, „Ueber unsere Kraft“ I. Teil (400). 5. Feydeau, „Die Dame von Maxime“ (400). 6. Blumenthal und Kadelburg, „Die strengen Herren“ (388). 7. Capus, „Leontinens Chemenner“ (253). 8. Blumenthal und Kadelburg, „Im weißen Rößl“ (223). 9. Throta und Freund, „Die Liebesprobe“ (212). 10. Dreher, „Der Probekandidat“ (210). 11. Björnson, „Ueber unsere Kraft“ II. Teil (190). 12. Otto Ernst, „Jugend von heute“ (183). 13. Schiller, „Maria Stuart“ (168). 14. Schönthan und Koppel-Elsfeld, „Frau Königin“ (161). 15. Halbe, „Jugend“ (159). 16. Wildenbruch, „Die Tochter des Erasmus“ (158). 17. Wolters und Königsbrunn-Schau, „Der Hochzeitstag“ (158). 18. Engel, „Der Ausflug ins Sittliche“ (152). 19. Sudermann, „Heimat“ (151). 20. Ohnet, „Der Hüttenbesitzer“ (151). 21. Julda, „Die Zwillingsschwester“ (143). 22. Sudermann, „Die Ehre“ (136). 23. Tolstoj, „Die Macht der Finsternis“ (135). 24. Walthers und Stein, „Der Großkaufmann“ (132). 25. Schiller, „Wilhelm Tell“ (131). 26. Sudermann, „Glück im Winkel“ (129). 27. Görner, „Schneewittchen“

(Weihnachtsmärchen, 128). 28. Walthers und Stein, „Die Herren Söhne“ (125). 29. Jakobson, „Frauen von heute“ (121). 30. Röder, „Robert und Bertram“ (112). 31. Goethe, „Faust I. Teil“ (110). 32. Schönthan, „Der Raub der Sabinerinnen“ (108). 33. Hauptmann, „Der Biberpelz“ (105). 34. Kren und Schönfeld, „Der Liebeschlüssel“ (103). 35. Hauptmann, „Die verjüngte Glocke“ (100). 36. Sardou, „Madame Sans Gêne“ (100).

Von den Autoren erreicht Sudermann die Höchstzahl der Aufführungen mit 1366 (8 Werke); ihm am nächsten steht der glückbegünstigte Otto Ernst mit 1134 (2) Aufführungen. Der Dritte im Bunde ist niemand anders als — Schiller mit 987 Aufführungen von 14 seiner Dichtungen, unter denen „Maria Stuart“ (168), „Wilhelm Tell“ (131) und „Die Räuber“ (97) voranstehen. In beträchtlichem Abstand von ihm folgen die übrigen Klassiker, zuerst Shakespeare: 604 (24). „Der Kaufmann von Venedig“ (81), „Romeo und Julia“ (67) und „Hamlet“ (65) sind die meistgegebenen unter seinen Werken. Verschwindend geradezu sind die Aufführungen der Königsdramen, nur Richard III. bringt es zu 21. Goethe hat mit 13 Werken 347 Abende in Anspruch genommen, von denen 146 auf den „Faust“ (110 I. Teil, 36 II. Teil) entfallen. „Torquato Tasso“ ist ganze 12 Mal auf der Bühne erschienen, ein trauriges Zeichen, wie wenig diese herrlichste aller Dichtungen noch in breitere Schichten gedrungen ist und wie klein noch immer die Zahl derer ist, die im Theater das Höchste suchen, was es ihnen zu geben vermag, echte, heilige Weihe.

Von Lessings Werken nimmt „Minna von Barnhelm“ mit 97 Aufführungen die Hälfte der Gesamtzahl von 195 (4) in Anspruch. Die angeblich so stark im Wachsen begriffene Anteilnahme an Kleist macht sich leider nur schwach bemerkbar. 5 seiner Werke erzielen insgesamt 162 Aufführungen, von denen 61 dem „Prinz von Homburg“ zufallen. „Die Hermannsschlacht“ scheint fast für die Bühne verloren; nur das Berliner Schauspielhaus und die Breslauer Bühne verstehen sich zu je einer Aufführung dieser nationalen Dichtung. Am „Berliner Theater“ ist ein gelungener Versuch mit dem Fragment „Robert Guiskard“ (3) gemacht worden. Immer noch nicht genug gewürdigt wird Grillparzer, obwohl er allmählich auch in Deutschland mehr und mehr an Boden gewinnt. Das Register verzeichnet 209 Aufführungen von 10 seiner Dichtungen und zwar von „Sappho“ 37, „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Traum ein Leben“ je 31, „Medea“ und „Jüdin von Toledo“ je 28, „Altfrau“ 22, „Weh dem der lügt“ nur 13, „Esther“ 7, „König Ottobars Glück und Ende“ und „Argonauten“ je 6. „Ein treuer Diener seines Herrn“ und leider auch „Libussa“ fehlen ganz. Sehr betrübend erscheint mir die Verständnislosigkeit Hebbels gegenüber, der mit 7 Werken nur 82 mal zu Worte kommt (darunter 33 mal „Maria Magdalena“). Ob seine Zeit noch kommen wird? Etwas besser steht es mit Otto Ludwig 60 (3). Das Dresdener Kgl. Schauspielhaus brachte zum ersten Male Ludwigs Jugendlustspiele in Versen „Hans Frei“ (4) zur Aufführung. Molière und Calderon können ganz zufrieden sein. Von Molière erschienen 10 Werke in 154, von Calderon 3 Werke in 105 Aufführungen, wovon allerdings allein 84 auf

die durch Fr. Adlers ausgezeichnete Bearbeitung neugewonnenen „Zwei Eisen im Feuer“ entfallen. Endlich sind auf klassischem Gebiet noch 27 Aufführungen antiker Tragödien zu erwähnen, 19 der „Dreistie“ des Aeschylos, 2 der „Perser“, je 2 der Sophokleischen Dramen „Oedipus“ und „Antigone“.

Was die österreichischen Dichter außer Grillparzer angeht, so macht von ihnen Anzengruber erfreulicherweise stetige Fortschritte in Norddeutschland trotz des oft schrecklichen Kauderwelsches, der dort an Stelle des richtigen Dialektes gesprochen wird. Es fanden im ganzen 212 Aufführungen 10 Anzengruber'scher Werke statt, von denen „Der Pfarrer von Kirchfeld“ (71) die weitaus größte Verbreitung gefunden hat. Anders steht es mit Raimund, der außerhalb Oesterreichs nur mit seinem „Verschwender“ festen Fuß zu fassen vermag. Im ganzen gelangten nur 3 seiner Dichtungen an 25 Abenden zur Aufführung. Nestroy dagegen übt mit seinem „Lumpazi Vagabundus“ (85) immer noch starke Anziehung aus; er erscheint mit 10 Werken 123 Mal auf den Brettern. In den letzten Zügen liegt Bauernfeld (nur 7 Aufführungen, keine am Burgtheater!); daran hat auch die Hundertjahrfeier nichts geändert.

Von den modernen Dichtern nimmt, wie schon gesagt, Sudermann, was die Zahl der Aufführungen angeht, die erste Stellung ein. Freilich ist zu bemerken, daß „Johannisfeuer“ (727) 1900 Novität war. Aber auch seine „Heimat“ (151), „Ehre“ (136) und „Glück im Winkel“ (129) halten sich dauernd und in zahlreichen Aufführungen auf dem Repertoire. Allein „Die drei Reiherfedern“ sind gänzlich verschwunden, trotz der zahlreichen Mängel der Dichtung sehr mit Unrecht. Hauptmann bleibt mit 462 (10) Aufführungen beträchtlich hinter Sudermann zurück. „Der Biberpelz“ erreichte 105, „Die versunkene Glocke“ 100 Aufführungen, während das poetischste Werk des Dichters „Hannele“ nur noch 18, und der in seiner Art vollendete „Zuhmann Hentschel“ 50 Aufführungen erlebte. Von den übrigen modernen Dichtern behauptete sich Halbe an 218 (4), Hartleben an 834 (7) Abenden, von denen freilich allein 715 auf den „Rosenmontag“ entfallen. Schnitzler erscheint mit 160 (10), Dreier mit 380 (4), Hermann Bahr mit 94 (4) Aufführungen, während der Dichter der „Mütter“, der einst vielversprechende Georg Hirschfeld, dessen letzte Dichtungen leider völlig im guten Willen stecken blieben, sich mit nur 54 (4) Abenden begnügen mußte. Ganz auffallend ist, wie wenig sich Ludwig Fulda zu halten vermag. Sein gefeierter „Talisman“ wurde nur noch 7 Mal gegeben. Ein wohlverdienter Rückgang ist bei dem geschickten Fabrikanten roher theatralischer Effekte, bei Felix Philipp, zu verspüren (117, 5), in noch höherem Grade bei Richard Voß, (45, 8). Auch Wildenbruch, der nur mit einer Novität „Die Tochter des Erasmus“ (168) und mit der im Schaffen des Dichters gänzlich vereinsamt stehenden „Haubenlerche“ (63) zahlreiche Aufführungen erzielte, verschwindet mit der großen Mehrzahl seiner einst so gefeierten Tragödien nahezu gänzlich von der Schaubühne. Daß sein ihm weit unterlegener schwächlicher Nachahmer Josef Lauff thatsächlich nur von einer Seite als dramatischer Dichter angesehen wird, beweist die That-

sache, daß nur drei preußische Hoftheater, Berlin, Wiesbaden und Hannover ihm ihre Pforten öffneten. Glücklicherweise lassen sich eben künstlerische Anschauungen nicht durch Machtworte, und kämen sie auch von der höchsten Stelle, aufzotroieren. Ein ähnliches Schicksal wie Wilkenbruch ereilt Adolf Wilbrandt (78, 8), dessen tiefsinniger „Meister von Palmyra“ dagegen noch recht lange unserer Bühne erhalten zu bleiben verdient.

Mit Freuden ist das stetig wachsende Interesse an Ibsen zu begrüßen. Er hat es zu der stattlichen Zahl von 365 (12) Aufführungen gebracht. Ungern vermiße ich unter den zur Aufführung gekommenen Dichtungen seinen „Brand“, der in Deutschland zum erstenmale am 21. März 1898 im Schillertheater erschien, also erst 22 Jahre nach dem Entstehen des Werkes, bisher aber von keiner anderen Bühne ins Repertoire aufgenommen wurde, und den allerdings unendlich schwierigen „Peer Gynt“, an den sich bisher noch kein deutsches Theater herangetraut hat (außer nordischen Bühnen hat nur das théâtre nouveau in Paris am 11. November 1896 die Dichtung zur Aufführung gebracht), und „Die Kronprätendenten“, die zuletzt 1891 am Burgtheater gegeben wurden. Ich vermiße diese gewaltigen Schöpfungen Ibsens deswegen so sehr, weil man ein recht einseitiges Bild des nordischen Dichters empfängt, wenn man nur seine späteren Werke kennen lernt. —

Wenn Björnson mit 656 (6) Aufführungen im Spielplan verzeichnet steht, so ist das der Neueinführung seines Hauptwerkes „Ueber unsere Kraft“ I. und II. Teil in den deutschen Spielplan, die wir Paul Lindau in erster Linie zu danken haben, zuzuschreiben. „Ein Fallissement“ und „Die Neuvermählten“, längst feste Repertoirestücke unserer Theater, behaupten sich ständig. „Paul Lange und Thora Parsberg“, eines der reifsten Werke des Dichters, das freilich nur für den Kenner der norwegischen politischen Verhältnisse ganz verständlich ist, hat man neuerdings nach Stuttgarts Vorantritt an verschiedenen Bühnen aufgeführt. Ich möchte besonders für „Maria von Schottland“ plaidieren; als Seitenstück zu Schillers Drama muß es überall starkem Interesse begegnen. Mit Vergnügen hebe ich endlich noch die 135 Aufführungen von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ hervor.

Im Ganzen stehen den etwa 2700 Aufführungen klassischer und nachklassischer Werke ungefähr 5700 von Schöpfungen der modernen Richtung gegenüber, gewiß kein ungünstiges Verhältnis für unsere großen Alken.

Auf dem Gebiete des Lustspiels und Schwanzes nehmen die verschiedenen Lustspielfirmen einen großen Raum im Spielplane ein. Blumenthal und Radelburg sind mit 874 (11) Aufführungen vertreten, Schönthan und Koppel-Elsfeld mit 338 (5), Schönthan und Radelburg mit 196 (4). Aber auch der alte Venedig erheiterte mit 10 seiner Lustspiele an 164 Abenden harmlose Gemüter, und von Gustav von Moser, dem rastlosen Vielschreiber, gingen 27 seiner Lustspiele in 630 Vorstellungen in Scene. Ein sehr zähes Leben beweist auch der brave Philister L'Arronge; 340 (13) Abende gehörten ihm. Und — so merkwürdig es dem modernen Geschmack auch erscheinen

mag — die selige Charlotte Birch-Pfeiffer lebt immer noch (179,5). Schlecht dagegen ist es Gustav Freytag gegangen. Zwar brachte es unser bestes deutsches Lustspiel „Die Journalisten“ auf 83 Aufführungen, aber nach seiner „Valentine“, „Brautfahrt“ und den „Fabiern“ sucht man vergebens. („Graf Waldemar“ 9.) Recht traurig ist es mit Gutzkow (57), Laube (40) und Palm (15) bestellt. Auch Mosenthal (10), Raupach (18) und Redwitz (17) haben ihre Rolle bald ausgespielt. Kopebue ist dagegen mit 27 Aufführungen (darunter 14 der „Deutschen Kleinstädter“) zu neuen Ehren gekommen. Als litterarische Kuriosa seien eine Aufführung von Schikaneders „Die lebendig-todten Eheleute“ (Troppau), 5 von Jsslands „Jägern“ (Prag B.-Th., Schwerin, Weimar), 4 von Tieds „Kottäppchen“ (Stuttgart) und 2 von Hslands „Herzog Ernst von Schwaben“ (Stuttgart) genannt. Sehr stark sind im Spielplan des Schauspiels nach wie vor die Franzosen vertreten. Von Molière berichtete ich schon oben. Während Corneille und Racine ganz fehlen und Scribe stark im Rückgang begriffen ist (60, 9, darunter nur 3 Mal „Fleenhände“), behauptet sich Sardou mit 397, Dhnet mit 151 („Hüttenbesitzer“) und der jüngere Dumas mit 130 (8) Aufführungen.

Noch ein kurzes Wort über einige Geschmacksunterschiede in Nord- und Süddeutschland. In Norddeutschland (Preußen, Sachsen und mittel- und norddeutsche Kleinstaaten) zeigt sich ein nicht unwesentliches Ueberwiegen der klassischen Dichtung und der modernen norwegischen Autoren gegenüber Süddeutschland (Oesterreich, Schweiz, Elsaß, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen). Nur bei Schiller und Lessing halten sich Nord und Süd etwa die Waagschale. Es ergiebt sich etwa folgendes Verhältniß der Aufführungsanzahl zwischen Nord- und Süddeutschland: Schiller 33:32, Lessing 11:10, Goethe 4:3, Shakespeare 7:5, Kleist 3:2, Hebbel 11:5, Ludwig 2:1, Ibsen 8:7, Björnson 3:2. Das umgekehrte Verhältniß hat statt bei Grillparzer 2:3, Anzengruber 5:8, Raimund 1:5. Auch bei Sudermann und Hauptmann neigt sich die Waagschale ein wenig zu Gunsten des Südens. Ein ganz geringes Uebergewicht Süddeutschlands zeigt sich auf dem Gebiete der Oper, ein starkes auf dem der Operette: Strauß 7:9, Suppé 2:3, Millöcker 1:2, Ziehrer 1:4, Jeller 1:2, Andran 5:11, Offenbach 5:12. Hier gibt vor allem Oesterreich den Ausschlag, das prozentual bei weitem die meisten Operettenaufführungen aufzuweisen hat.

Fassen wir das Resultat dieser knappen Untersuchung zusammen, so sehen wir, daß der deutsche Spielplan unserer Zeit in seiner großen Reichhaltigkeit Drama wie Oper, Ernstem und Heiterem, klassischer und moderner Kunst gleichermaßen gerecht wird. Man hört heute von vielen Seiten laute Klagen über den Verfall des Theaters, und gutgläubige Thoren faseln von einer goldenen Zeit des Theaters, die in unserer armseligen Zeit verschwunden sei. Wenn man sie fragen wollte, in welche Periode sie diese goldene Zeit hineinbattieren wollen, so werden die meisten mit einem Hinweis auf die Weimarer Epoche antworten. Aber man vergleiche einmal vorurteilsfrei das Weimarer Repertoire aus der Glanzzeit unter Goethes Leitung mit dem unsrigen; man vergleiche einmal die Regeln, welche Goethe

für die Schauspieler aufgestellt, deren Wert für ihre Zeit ich gewiß nicht unterschätzen will, mit den Anforderungen, die wir heute an den deutschen Schauspieler stellen. Gewiß, ein gutes Teil Wahrheit liegt in diesen Klagen. In der Oper ist ein Verkümmern des Kunstgesanges nicht zu bestreiten. Aber man vergesse nicht, was wir dem gegenüber in deklamatorischer Hinsicht, an Ausdrucks- und Charakterisierungsvermögen gewonnen haben. Ähnlich steht es mit dem Schauspiel. Die guten Rhetoriker werden selten, mit der Sprechtechnik geht es stark bergab. Aber welch eine Fülle von Bereicherung hat auf der anderen Seite die Schauspielkunst dem modernen Drama zu danken. Wir leben eben in einer Zeit des Uebergangs, wie deren die Theatergeschichte mehrere kennt, man denke nur an die Zeit, da wir durch Gottscheds Reform vom Stegreifdrama zum Alexandrinerdrama kamen an den Uebergang vom Alexandriner- zum bürgerlich-realistischen Drama u. s. w. In diesen Zeiten begegnen wir genau den gleichen Klagen über Mangel an Stileinheit, wie heute. Das gleicht sich mit der Zeit aus.

Alles in allem können wir der Zukunft unseres Theaters, dessen Mitglieder zudem in organisatorischer und socialer Hinsicht ganz anders dastehen als in früheren Zeiten, mit festem Vertrauen und jenem gesunden Optimismus entgegensehen, der die unerlässliche Vorbedingung ist für ein zielbewußtes, von fortschrittlichem Geiste beseeltes Weiterarbeiten. Gerade in unserer Zeit, deren Hauptbestreben auf die Verbreitung von Bildung und humanen Anschauungen in möglichst breite Schichten unserer Bevölkerung gerichtet ist, harret des Theaters eine große sociale Aufgabe. Es wird sich ihr gewachsen erweisen.



Deutschböhmisches Liederbuch.*)

Nippes.

Diese patinierte Bronze,
Dieser dickbebauchte Bonze,
Schlummert süß auf dem Kamin.
Doch die Porzellanpagode
Nicht kokett sich fast zu Tode,
Als verliebte Nachbarin.

Ihre schiefgeschlitzten Augen
Wundervoll zum Flirte taugen,
Brünstig ihre Lüfte schrein;
Ihre Aprikosen-Wangen
Wie zwei reife Früchte prangen:
Lieber Bonze, heiß hinein!

*) Wir setzen hier den (Heft 3 S. 211) begonnenen Abdruck deutsch-böhmischer Lieder, die jüngst in Musik gesetzt worden sind, fort. Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß das mundartliche Gedicht von J. Lopatka: „Wei Bua!“ (Heft 3 S. 189) von J. von Kaspar-Walzel in Musik gesetzt worden ist.

Doch gefühllos bleibt der Bronze;
Diese patinierte Bronze
Ist zur Ehe viel zu alt.
Neh in diesem Jnder-Erze
Schlägt kein liebevolles Herze,
Tausend Jahre machen kalt.

Oskar Wiener. *)

* * *

Du bist mein Traum!

Du bist bei Tag und Nacht mein Traum!
Ich hätte dir so viel zu sagen;
Doch würdest du darnach mich fragen,
Ich wüßte eine Antwort kaum;
Denn wenn ich sinnend vor dir steh
Und dir ins treue Auge seh,
Da kann ich keine Worte finden,
Dir all mein Herzensglück zu künden;
Da fließt der Wünsche holdes Wähnen,
Mein ganzes Streben, all mein Sehnen
Und der Gefühle heißes flammen
In einem einz'gen Wort zusammen,
In einem Wort, so wonniglich, —
Im kleinen Wort: Ich liebe dich!

Josef L. Haase. **)

* * *

Was ist der Wald?

Was ist der Wald? Ein Säulensaal der Freude!
Horch! rings um dich: Gezwitzcher und Gesang
Von Wipfeln hoch, aus niedrigem Gestäude
Tönt allumher in buntem Wechselklang,
Und alles atmet Freude, Frohsinn, Lust,
Und alles lacht vergnüglich froh dich an.
Wenn Waldesluft nicht schwellt deine Brust,
Dann bist du wohl ein armer, armer Mann!

Was ist der Wald? Ein Trosteshaus der Trauer!
Wenn das Geschick dir herbe Wunden schlägt,
O flieh hinaus aus Kerkerluft und Mauer
Zum Wald, zum Wald, der Balsam für dich trägt.
In Waldesstille weine aus dein Herz,
Und schmelzen wird des Unglücks starrer Bann.
Wenn Waldesluft nicht wendet deinen Schmerz,
Dann bist du wohl ein armer, armer Mann!

*) Komponiert von Rud. Johndorff. (Buntes Brett! Nr. 53. Berlin, Verlagsgesellschaft Harmonie.)

**) Vertont für eine Singstimme von Josef Weyer op. 31. Brüg. Selbstverlag des Komponisten.

Was ist der Wald? Der Andacht Tempelhalle!
 Da weht der Gottesnähe heil'ger Graus,
 Die Waldesorgel mit erhab'nem Schalle,
 Die heil'ge Ruh macht ihn zum Gotteshaus;
 Und alles, was im Walde lebt und webt,
 Es kündet dir des Schöpfers Dasein an.
 Und wenn der Wald dein Herz nicht höher hebt,
 Dann bist du wohl ein armer, armer Mann!

Jos. L. Haase.*)



Theodor von Bernhardi und seine Beziehungen zu Böhmen.

Von Julius Jung.

Kürzlich ist der achte Band des Werkes „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's“ (Leipzig, 1901, bei S. Hirzel) ausgegeben worden, worin die Zeit zwischen den beiden großen Kriegen von 1866 und 1870 behandelt wird. In diesen Jahren wirkte der Autor dieser Aufzeichnungen mit den politischen und militärischen Leitern Preußen-Deutschlands in Rat und That zusammen. 1866 als improvisierter preussischer Legationsrat am Hofe und im Stabe des Königs von Italien, Viktor Emanuel II, von 1869 bis 1871 als Beobachter der Dinge in Spanien, wo die Erhebung eines Hohenzollern auf den erledigten Thron geplant wurde, bis Napoleon III. dazwischentrat und der Krieg von 1870 an dieser Frage sich entzündete. Als Bernhardi im Alter von einigen sechzig Jahren dazu kam, eine derartige Rolle zu spielen, hatte er ein bewegtes Leben hinter sich, aus dem einige Daten die Leser dieser Blätter besonders interessieren dürften.

Bernhardi ist am 6. November 1802 geboren als der Sohn eines Mannes, der in Berlin Gymnasiallehrer und Mitglied des literarischen Kreises war, zu dem auch sein Schüler Ludwig Tieck gehörte. Tiecks Schwester Sophie, die im Jahre 1799 den Professor August Ferdinand Bernhardi geheiratet hatte, wurde die Mutter unseres Theodor, doch ging die Ehe bald darauf auseinander; die geschiedene Frau vermählte sich einige Jahre später mit dem estländischen Rittergutsbesitzer Herrn v. Knorring, wodurch Theodor dazu kam, seine Jugend (seit 1812) in den russischen Ostseeprovinzen zu verleben; sein Stiefvater dachte auch daran, ihn zu adoptieren. Als Knabe hatte Bernhardi, mit seiner Mutter herumreisend, Rom, Wien und München kennen gelernt; als Student hörte er in Heidelberg (wo Rechberg, der nachmalige Gesandte Oesterreichs beim Bundestage, 1859—1864 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, sein Commilitone war), und auf einer Ferienreise kam er, im August 1823, auch nach Böhmen, wo er in Teplitz seinen Onkel, den

*) Vertont als vierstimmiger Männerchor von Rudolf Pensler op. 12. (Komotau. H. Stumpf.)

Romantiker Ludwig Tieck, besuchte. Er fand unter den jungen Leuten daselbst „eine Menge Bekannte, wurde durch sie mit hübschen jungen Damen bekannt und nahm ganz unbefangen an Bällen und Spazierfahrten Teil.“ Von Eger aus machte er einen Abstecher nach Marienbad, um auch Herrn von Goethe seine Aufwartung zu machen. Der weltläufige junge Mann wurde von dem Dichturfürsten so wohl aufgenommen, daß er mehrere Tage dort blieb.¹⁾ Die Jahre 1825—1829 brachte Bernharði in Mailand zu, wo er Geschäfte seines Stiefvaters zu betreiben hatte, nebenbei auch kunsthistorisch sich bildete. Von Ende 1829—1834 lebte er in Berlin bei dem anderen Onkel Friedrich Tieck, worauf er nach Rußland zurückkehrte, um den Wünschen Knorrings gemäß dort in eine Carrière einzutreten.

Schon in Estland hatte Bernharði einige Generale kennen gelernt, die in dem Kampfe gegen Napoleon eine Rolle spielten, so den Feldmarschall Barclay de Tolly, der aus einer schottischen Familie stammte, aber als Deutscher aufgewachsen war, den Grafen Toll, dessen Leben Bernharði nachher beschrieben hat, den Weltumsegler Admiral Krusenstern, dessen Tochter er heiratete; der Generalmajor Knorring, der 1813 unter Ostermann in der Schlacht bei Kulm kämpfte, dürfte ein Verwandter seines Stiefvaters gewesen sein; ebenso General der Infanterie Gotthard von Knorring, der sich bei Eylau auszeichnete, und dessen Erinnerungen Bernharði bearbeitete. Später verkehrte Bernharði im Auslande mit russischen Offizieren, die beim Aufstand der Dekabristen (1825) in erster Linie standen, oder sonst kompromittiert waren, so mit Peter Tschadajew (der bei Kulm mit Auszeichnung gefochten hatte), einem „westeuropäischen Liberalen“. Diese Kenntniß vervollständigte sich, als Bernharði 1834 nach St. Petersburg übersiedelte, wo er in der Kanzlei des Kaisers eine Anstellung bekam. Bald trat er hier zu den akademischen Kreisen in Beziehungen und begann, wie er ausdrücklich bemerkt, ohne jemals ein Examen gemacht zu haben, alsbald über volkswirtschaftliche, politische und militärgeschichtliche Themen sich vernehmen zu lassen. Seine Erst-

¹⁾ Vgl. darüber Goethes Gespräche, herausg. von Freih. von Biedermann 10 S. 119 (Nr. 1721), wo die betreffende Stelle aus den Denkwürdigkeiten Bernhardis 1 S. 197 angeführt ist. Bernharði schreibt an Friedrich Tieck, daß er im August 1823 von Eger nach Marienbad gefahren sei, um Goethe zu sprechen und daß er von diesem überaus freundlich aufgenommen worden sei. — Zu dieser Stelle stehen in Verbindung Goethes Bemerkungen in den Tagebüchern (Weimarer Ausgabe III, 9 S. 91 und 96) zum 11. August 1823. „Später Herr von Knorring, ein vorzüglicher junger Mann, von Dresden kommend, nach der Schweiz reisend.“ Zum 12. Aug. kurze Erwähnung. Zum 21. Aug. 1823. „Herr von Knorring. Konversation mit ihm über hunderterley Dinge. Derselbe zu Tisch mit Rat Grüner.“ Und Grüners Bemerkung zu dieser Tagebuchstelle (siehe Grüners Briefwechsel S. 163 und v. Biedermann a. a. O. 4 S. 249). „Herr Knorring, ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, war ein anmutiger Gesellschafter.“ Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß Goethe und Grüner hier Knorrings Stiefsohn Bernharði irrthümlich als Herrn von Knorring bezeichnen. Bernharði (1802 geboren) war damals „ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren.“ Darnach wäre die Anmerkung in dem obengenannten Bande von Goethes Tagebüchern S. 374, 3. 24—26 zu berichtigen.

U. S.

lingschrift (1834) handelte anlässlich der Revolution von 1830 über die Beziehungen Rußlands zu Polen. Bis 1851 blieb Bernharbi in St. Petersburg, so daß er das Rußland des Kaisers Nikolaus gründlich kennen lernte. Da er im Grund seines Wesens als Deutscher und Preuße sich fühlte (wie dies auch Diebitich-Sabalkanski Zeit seines Lebens gethan hat), fand er ebenso den russischen Zuständen gegenüber einen unparteiischen Maßstab, wie er andererseits wieder über das was Deutschland Noth that, sich eine feste Meinung bildete — nämlich eine kräftige Zentralgewalt, die gegen Frankreich und Rußland gleichermaßen Front machte, namentlich aber dem Slaventhum gegenüber die Interessen des germanischen Elementes vertrat (wobei die Stellung Oesterreichs allerdings noch näher zu fixieren war). Er hat sich von Rußland losgerissen, damit seine Söhne im künftigen Entscheidungskampf gegen den Slavismus auf deutscher Seite stehen könnten — das Alles zu einer Zeit, wo der Czar in ganz Europa als der Hort des konservativen Prinzips gepriesen, sein Wort in Wien und Berlin wie ein Orakel respektiert wurde; der Koloß mit den thönernen Füßen.

Eine Frucht seiner volkswirtschaftlichen Studien war Bernhardis „Versuch einer Kritik der Gründe, welche für großes und kleines Grundeigenthum angeführt werden“; auf den Ergebnissen genannter Schrift beruhte sein Urtheil über die Aufhebung der Leibeigenschaft, wie sie Alexander II. durchzuführen unternahm. Als Bernharbi über diese und andere Lebensfragen Rußlands seine Ansichten zu Papier brachte, war er schon nach Deutschland übergesiedelt, wo er in Kunnerzdorf bei Hirschberg in Schlesien ein Gut erwarb (1851). Durch den Krimkrieg war Rußland gedemüthigt und die Schwäche dieses Reiches aufgedeckt worden, zum Erstaunen vieler, namentlich aber der mit dem russischen Kaiserhause verschwägerten dynastischen Kreise, die nunmehr begierig nach einer Aufklärung verlangten. Daß diese von Bernharbi geboten werden konnte — zunächst nicht im Druck, sondern als handschriftliche Mittheilungen — begründete den Kredit des Mannes unter den höheren Offizieren in Schlesien, wo damals (als Ablatus des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm) Moltke im Dienst stand, auch er bereits durch seine Briefe aus der Türkei und seine Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1828 literarisch bekannt. Wie Moltke, befanden sich die zwei anderen Offiziere, die mit ihm in türkischen Diensten gewesen waren, v. Fischer und v. Vinde in Schlesien, letzterer, der den Dienst quittiert hatte, als Grundbesitzer und einflußreicher Abgeordneter (Vinde-Olbendorf), durch den der Prinz Wilhelm von Preußen und dessen Gemahlin Auguste auf Bernharbi aufmerksam gemacht wurden.

Diese Beziehungen vertieften sich, als 1858 die Regentschaft des Prinzen Wilhelm den Thronwechsel einleitete und alsbald die Heeresreform auf die Tagesordnung der preußischen Volksvertretung gesetzt wurde. Bereits war Moltke an die Spitze des Generalstabes berufen, während der Kriegsminister Roon und der Generaladjutant Mantuffel die Reorganisation von ihrem Standpunkt aus betrieben. Mit dem letztgenannten hatte Bernharbi keine Verbindung, wohl aber mit Roon, da er die Pläne der Regierung, die ihm ganz zweckmäßig er-

schiene, publizistisch unterstützte, was ihm die „Liberalen“ sehr übel nahmen. Bernhardi hatte die Ueberzeugung, daß nur so Preußen in Europa eine Rolle werde spielen können und daß seit der Niederlage Oesterreichs im Jahre 1859 Deutschland den Franzosen gegenüber allein durch Preußen repräsentiert würde. Der Abhängigkeit von Rußland war man durch den Krimkrieg ledig geworden, von den Bemühungen Oesterreichs unter Rechberg und Schmerling glaubte Bernhardi nicht, daß sie zum Ziele führen würden, da er die entgegengesetzten Strebungen in Rechnung zog. Er war der Ansicht, daß Preußen durch Lösung der schleswig-holsteinischen Frage sich eine Position in Deutschland und damit auch in Europa schaffen müsse; Hand in Hand mit dieser Aktion sei trotz des Widerspruches der Parlamentarier die Heeresorganisation zu vollenden: die öffentliche Meinung sei dadurch zu gewinnen, daß man thatächlich etwas leiste. Es ist das Programm, das nachher, allerdings in seiner Weise, Bismarck durchgeführt hat und auf dessen Feststellung Bernhardi in Gesprächen mit dem König, mit Moos, mit den Parlamentariern, mit Gelehrten wie J. G. Droysen und Max Duncker (damals vortragender Rat beim Kronprinzen) wesentlichen Einfluß nahm. Mit Moltke aber besprach er 1859 die Ereignisse auf dem italienischen Kriegsschauplatz und was daraus zu lernen sei (der preußische Generalstab hat sich diese Dinge wohl gemerkt), ebenso den eventuellen Kriegsplan gegen Frankreich; denn man war schon in jenen Jahren darauf gefaßt, daß Napoleon III., um der inneren Unzufriedenheit Herr zu bleiben, die Hand nach der Rheingrenze ausstrecken würde. Moltke glaubte, man müßte sich des Elsaßes und Lothringens bemächtigen und es dann darauf ankommen lassen, ob die Franzosen sich wieder in den Besitz zu setzen vermöchten. Bernhardi aber drang darauf, daß man sofort den Vormarsch gegen Paris antreten müsse, aus politischen Gründen, denn die Herrschaft des Imperators würde zusammenstürzen, sobald eine feindliche Armee vor der Hauptstadt eintreffen würde. Was im Jahre 1870 auch in Erfüllung gegangen ist.

Wie durch sein zutreffendes Urteil in politischen Dingen, so hatte Bernhardi sich bereits auch als historischer Schriftsteller einen Namen gemacht. Zunächst durch die vier Bände „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des kaiserlich russischen Generals der Infanterie, Karl Friedrich Grafen von Toll“, die 1855—1858 erschienen (Leipzig bei Wigand, 2. Auflage 1866). Dieses Werk hat für die Kriegsgeschichte eine große Bedeutung, wie besonders Moltke anerkannte, da die einzelnen Berichte einer strengen Kritik unterzogen werden, z. B. die österreichischen über den Feldzug Suworows in Italien und in der Schweiz (1799), an dem der junge Toll bereits teilnahm. Wir hören, daß die freundliche Aufnahme, welche die russischen Offiziere auf dem Rückmarsch in Böhmen, speziell in Budweis und Prag, dann weiterhin in Ungarn fanden, ihnen in angenehmster Erinnerung geblieben ist. Toll entstammte einer in Estland sesshaften, übrigens verarmten deutschen Familie; ihn lernte Bernhardi schon als Knabe kennen, da der General, aus dem französischen Kriege 1814 zurückgekehrt, unweit der Anorring'schen Besingung sein Haus begründete, später Bernhardi's Frau

der Toll'schen Verwandtschaft angehörte. Im Jahre 1777 geboren, avancierte Toll als geschickter Generalstabsoffizier ziemlich rasch, machte in dieser Eigenschaft die Schlacht bei Austerlitz (1805) mit und stand 1812, da Napoleon heranzog, als Oberst und General-Quartiermeister unter Barclay de Tolly und Kutusow, über deren Heerführung wir daher aus dem Buche Bernhardi's mit überlegener Sach- und Personenkenntnis unterrichtet werden. Im Jahre 1813 finden wir Toll als Generalmajor (nach dem Tode von Leipzig als Generalleutnant) dem Hauptquartier des Kaisers Alexander zugeteilt, auch hier oft neben höherstehenden Minderbefähigten die ausschlaggebende Persönlichkeit. Er vereinbarte, als Oesterreich der Koalition beitrug, mit Schwarzenberg und Radetzky zu Gitschin den Feldzugsplan. Am 2. Schlachttage von Kulm, 30. August 1813, traf Toll, da der russische Kommandierende Barclay de Tolly die Unternehmung zu leiten hatte, mit General Diebitsch die entscheidenden Dispositionen, gemäß denen Vandamme's linker Flügel über die Striesowitzer Berge durch die Oesterreicher unter Colloredo und Bianchi umgangen und die Katastrophe seines Korps herbeigeführt wurde. Dies gab dem Kampfe gegen Napoleon die entscheidende Wendung; nachdem er im September nochmals nach Böhmen vorgedrungen war, zog sich der Krieg in die Gegend von Leipzig, wo Mitte October die große Völkerschlacht geschlagen wurde.

Nebenbei erhalten wir durch Bernhardi's Darstellung Aufklärung über viele hinter den Kulissen sich abspielende Vorfälle. So über das Intriguenspiel unter den russischen Generalen anlässlich der Schlacht bei Kulm. Das Kommando hatte am ersten Tage der General-Leutnant Graf Ostermann-Tolstoi geführt, den Kaiser Alexander persönlich damit betraut hatte, als der Rückzug von Dresden her nach Böhmen nicht mehr zu vermeiden war und alles darauf ankam, die Defilées durch das böhmische Gebirge für das retirierende Hauptheer frei zu halten. Der fünfundzwanzigjährige Korpskommandant Herzog Eugen von Württemberg und seine Umgebung fügten sich nur widerwillig diesem Kommando, wobei der Gegensatz der deutschen und russischen Offiziere im Heere Alexanders wieder einmal zum Durchbruch kam. Graf Ostermann, dem General Permolorow, der Kommandant der Gardetruppen, zur Seite stand, behauptete die Stellung bei Kulm bis zum späten Nachmittag des 29. August, wo er schwerverwundet das Kommando abgeben mußte. Der Herzog von Württemberg, der dasselbe übernahm, bis die Verstärkungen von der Hauptarmee eintrafen, glaubte die Lorbeeren des Tages für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, zumal er zuerst die Wichtigkeit des Passes von Nollendorf nach Kulm und die Notwendigkeit, hier Stand zu halten, geltend gemacht hatte. Aber dies anzuerkennen, litt die russische Rationalehre und das offizielle Decorum nicht, um so mehr als Eugen der Günstling des ermordeten Kaisers Paul gewesen war. Dieser hatte sogar daran gedacht, den der Kaiserin Marie Feodorowna verwandten Herzog seiner Tochter Katharina (die nachher den Kronprinzen von Württemberg bekam) zu vermählen und mit Zurücksetzung seiner Söhne ihm die Nachfolge in Rußland zuzuwenden. Kurzum, während die Generale Ostermann, Permolorow, Anorring das österreichische Mariatherefiakreuz erhielten, mußte sich Eugen

mit dem russischen Wladimirorden begnügen; er wurde im Armeebefehl Barclays gar nicht genannt; auf dem Monumente zu Kulm ist Graf Ostermann-Tolstoi als der Heerführer der Russen aufgeführt, während Eugens Name nicht darauf vorkommt. Nur daß im Häuschen, das der wachhaltende Invalide bewohnt, auch ein Bildnis des Herzogs als des Siegers bei Kulm vorgezeigt wird, worin die einstige Rivalität bis auf den heutigen Tag nachwirkt.

Zu seiner Zeit machten sich die Gegensätze in den Publikationen, die von den Freunden beider Teile ausgingen, sehr bemerklich. In den Schriften, die einer der Adjutanten Eugens im Jahre 1813, Hellborn, über die Sache publiziert hat, ist angedeutet, daß Graf Ostermann den Eigensinn und Bizarrerien auch später noch oft ungenießbar machten,²⁾ an dem Tage der Schlacht geradezu geisteskrank gewesen sei. Ostermann aber lebte, seit ihn Kaiser Nikolaus in Ungnaden entlassen hatte, im Auslande. Von 1830—1834 unternahm er eine große Orientreise nach Aegypten, Syrien, Palästina, Konstantinopel und Griechenland, nicht ohne in Jerusalem sich zu demütigen und anzubeten. Der Graf war orthodoxer Christ und nach seiner Weise fromm; da er aber eine Büste des Kaisers Alexander mit sich führte und ihr einen eigentümlichen Kultus widmete, kam er bei den Mohamedanern in den Geruch, heimlich ein Götzendiener zu sein. Ostermanns Reisebegleiter war Professor Fallmerayer, der Geschichtsschreiber des Kaisertums Trapezunt und der Halbinsel Morea im Mittelalter, der uns in seinen Tagebüchern manches Detail aus den Reisejahren bewahrt hat. Als Ostermann aus dem Orient zurückgekehrt war, ging die Einweihung des Russendenkmals bei Kulm in Gegenwart der drei verbündeten Monarchen von Oesterreich, Rußland und Preußen vor sich (1835), allerdings ohne daß der Graf daran teilgenommen hätte, da er den Czaren Nikolaus haßte. Hingegen in Griechenland, wo alle klassischen Stätten des Altertums besucht wurden, was bei den damaligen Zuständen nur Wenige sich gönnen konnten, hatte der seit jener Schlacht einarmige Graf sich nicht ohne Eitelkeit als den „Leonidas“ der „böhmischen Thermopylen“ feiern lassen.³⁾ Während Ostermann sich 1835

²⁾ Fallmerayer klagt in seinen Tagebüchern oder in vertrauten Briefen mehr als einmal über diese Charaktereigenschaften. Als die Gesundheit Ostermanns in Aegypten 1832 ernstlich angegriffen war, schrieb F. an seinen Freund J. Mayr nach Tirol: „Ohne große Vorsicht kommt er gewiß nicht mehr nach Europa, dieser russische Dadschi, qui multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit.“ Auf Zante mußte die Reisegesellschaft Halt machen, da Graf Ostermann sich verliebt hatte (1834).

³⁾ An seinen Jugendfreund Johann Mayr (gest. 1853 als Schulrat in Feldkirch) schrieb Fallmerayer (in einem von Witternugner publizierten Briefe): „Am 12. Dezember (1833) waren wir in den Thermopylen, die von Chaeronea nur 14 Stunden entfernt sind. An der heißen, aus dem Fuße des Deta dick und voll hervorsprudelnden Quelle, von welcher Herodot schreibt, sind wir an jenem schönen, heitern und warmen Tage lange gefessen. Ostermann wird ja der neue Leonidas genannt, und denke dann selbst, welches Verebe man bei dieser Gelegenheit verführt hat.“ Auch als Fallmerayer persönlich das Gelände von Kulm kennen lernte, vergleicht er es (in seinem Tagebuche) mit Thermopylae, ebenso in seiner Beschreibung der Schlacht bei Kulm (Gesammelte Werke Bd. II).

auf seine Besitzungen in Lithauen begab, benützte Fallmerayer, der ihn bis Leipzig begleitet hatte, die Gelegenheit, über Böhmen nach München zurückzukehren, wo er am Ludwigstage (28. August) der Akademie seine These von der Slavisierung Griechenlands im Mittelalter vortragen wollte. Fallmerayer besuchte bei dieser Gelegenheit das Schlachtfeld von Kulm, sodaß er im Jahre 1852, in dem er die Schlacht und Ostermann's Anteil daran in einem Aufsatz, der ein Muster deutscher Prosa ist, schilderte, sowohl aus der Kenntnis des Heerführers wie aus der Autopsie der Gegend schöpfen konnte. Er kam auch nach Prag, ohne jedoch irgend einer der literarischen Celebritäten in der Hauptstadt Böhmens einen Besuch abzustatten, da sich bei ihm die Meinung festgesetzt hatte, man könne aus dem persönlichen Verkehr mit Gelehrten nichts lernen.⁴⁾ Er bewunderte aber die Karlsbrücke, die ihm imponierte, während Bernhardi bei einer späteren Gelegenheit sie plump ja „geradezu unsinnig angelegt“ nennt.

Fallmerayer, der selbst 1813 in die bayerische Armee getreten war und bei Hanau sowie das folgende Jahr in Frankreich mitgekämpft hatte, hat nicht nur die Schlacht bei Kulm, sondern auch die Biographie des Grafen Ostermann-Tolstoi, den er auf seiner Villa bei Genf von Zeit zu Zeit besuchte, geschrieben. Er stützte sich dabei auf die gelegentlichen Mitteilungen, die Ostermann zu machen für gut befunden hatte⁵⁾ — denn viel pflegte dieser nicht davon zu reden, wie es Männern der That oft eigen ist; auch der Herzog Eugen von Württemberg war in seinen Memoiren beredter, als im persönlichen Verkehr. Zu einem solchen hatte er Bernhardi eingeladen, nachdem die Darstellung in den Denkwürdigkeiten des Grafen Toll seinen Wünschen entsprochen hatte.

Bernhardi besuchte den Herzog im Juni 1856 auf seiner Besitzung zu Karlsruhe in Schlefien (Kreis und Regierungsbezirk Oppeln), worüber er in seinen Tagebüchern ausführlich berichtet.⁶⁾ Man sprach über das Ende des Kaisers Paul, über die Schlacht bei Kulm (daß Ostermann geisteskrank gewesen sei, hat der Herzog selbst nicht behaupten wollen), über den Aufstand in Petersburg nach dem Tode Alexanders (1825), endlich über den russisch-türkischen Krieg, den Eugen noch als Corpskommandant mitgemacht hatte, ehe er sich auf seine schlesische Besitzung zurückzog. Bernhardi fand den Herzog etwas zu sehr von sich eingenommen, übrigens ganz russisch gesinnt, obwohl er die russische Sprache nur unvollkommen beherrschte. Da der eine

⁴⁾ Die Eintragung Fallmerayers in sein Tagebuch (jetzt im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck) lautet: „Prag gleicht völlig einer morgenländischen Stadt. Keiner der sieben Berge, auf denen Rom steht, kann sich mit dem Pradschin messen, wie es scheint. Nach meiner Gewohnheit weder Bibliotheken noch Gelehrte besucht; beide langweilen. Die Prager Brücke noch prachtvoller als die zu Regensburg und Dresden.“

⁵⁾ Solche Mitteilungen verzeichnet Fallmerayer im Tagebuch 1833 Februar 17–20: „Comes über die Schlacht bei Kulm. Der Prinz von Coburg zeichnet sich aus.“ — Auch Erzählungen übers Militärleben unter Katharina II. werden notiert. Ferner „Alexander I. über die Polen mit Graf Ostermann.“ Die Sympathie des letzteren für die französische Erhebung (von 1830).

⁶⁾ Bd. II S. 303 ff.

Sohn Eugens in den preußischen, der andere in den österreichischen Militärdienst getreten war (der letztere ist der bekannte Feldzeugmeister Herzog Wilhelm Nikolaus von Württemberg, zuletzt Corpskommandant in Graz), macht Bernhardi eine ganz richtige Bemerkung über die „Vorurteilslosigkeit“ des deutschen hohen Adels in nationaler und staatlicher Beziehung. — Nicht weniger als Herzog Eugen interessierte sich König Leopold von Belgien, der mit 23 Jahren an der Schlacht bei Kulm als russischer Reiterführer teilgenommen hatte, für Bernhardi, dessen Darstellung er als eine durchaus zutreffende bezeichnete. Auch ihn besuchte Bernhardi, einer Einladung folgend im Jahre 1863 zu Brüssel, wobei zugleich dem nahen Schlachtfeld von Waterloo und Belle Alliance ein eingehendes Studium gewidmet wurde.

Und noch eine Eintragung Bernhardi's beschäftigt sich mit dem Ereignis von Kulm. Zu Ende 1863, als die schleswig-holstein'sche Angelegenheit in den Vordergrund trat, ging der Erbprinz Reuß im Interesse des Herzogs von Augustenburg nach Paris an den Hof Napoleons III. Seinen Begleiter Hellborn, mit dem sich der Marschall Vaillant über die Schlacht bei Kulm unterhielt, fragte dieser, in welchem Grade der Fürst Reuß, der als französischer Brigadegeneral in jener Schlacht gefallen war, mit dem Erbprinzen verwandt gewesen sei; nicht ohne merken zu lassen, daß er ein solches Vasallitätsverhältnis zu Frankreich ziemlich naturgemäß finde. Hellborn freute sich, diese Frage dahin beantworten zu können, daß der Erbprinz ein Schwiegersohn des Herzogs Eugen von Württemberg sei, der die russischen Truppen bei Kulm befehligt habe.¹⁾ Zu dieser Zeit waren sowohl Graf Ostermann, wie Herzog Eugen schon seit 6 Jahren tot (beide sind 1857 gestorben, der eine im Februar in Genf, der andere im September zu Karlsruhe), auch Fallmerayer (gest. 1861), während von Seite der ehemaligen Adjutanten Eugen's noch immer Bücher zur Erhöhung der Wertschätzung ihres Generals erschienen, was bis herunter auf die Conversationslexica sich bemerkbar machte. Nur die Teplitzer, die in den Augusttagen 1813 die drei alliierten Monarchen und die berühmtesten Generale, auch den gefangenen Vandamme („Zu den drei Königen“ in der Kirchengasse) und den verwundeten Ostermann-Tolstoi („Zur goldenen Brücke“, gegenüber der bisherigen Bezirkshauptmannschaft) bei sich beherbergten, scheinen ihren Gleichmut darob nicht verloren zu haben; die Absteigequartiere der Dichter und Denker haben sie durchwegs mit einer Gedächtnistafel versehen, jene dieser Kriegshelden aber nicht.

Nachdem Bernhardi durch sein Werk über Toll in der Reihe der zeitgenössischen Historiker sich einen hervorragenden Platz errungen, wurde er von E. Hirzel, dem Verleger der neueren europäischen Staatsgeschichte aufgefordert, die Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert für seine Sammlung zu bearbeiten. Bernhardi ging darauf ein. Er schloß das Werk über Toll mit dem Sturze Napoleons und dem Einzug der Verbündeten in Paris (1814) ab, indem er es als Geschichte Ruß-

¹⁾ Bd. V S. 218 f.

lands von 1814 bis 1831 fortsetzte. Diese ist zwischen 1863 und 1877 in drei Bänden erschienen, nach Viktor Sch'n's Urteil trotz mancher Wunderlichkeiten in der Komposition das beste und verständnisvollste aller in Westeuropa über Rußland erschienenen Werke.

Wie Bernharði für seinen Zweck studierte und von allen Seiten Zeugen heranzog, namentlich an den Ereignissen nächstbeteiligte, ist erst aus seinen Tagebüchern offenkundig geworden, die daher in hohem Grade nicht nur das historische, sondern auch das literarische Interesse befriedigen. In politischer Beziehung muß das den Inhalt der Tagebücher wiedergebende Werk „Aus dem Leben Theodor v. Bernharði's“ als eine vorzügliche Propädeutik für das Studium der Geschichte des 19. Jahrhunderts erklärt werden. Die russischen, preussischen, französischen, auch die englischen, italienischen, spanischen Zustände werden in anschauliche Nähe gerückt, da öftere Reisen, später die politischen Missionen den Verfasser mit Land und Leuten vertraut machten. Wir lernen ferner die Vielgestaltigkeit der polnischen Frage verstehen, die immerdar einen Angelpunkt der europäischen Politik bildet; für uns von um so größerer Bedeutung, seit polnische Minister die Monarchie lenken (worüber Bismard's Anschauungen bekannt sind). Auf Oesterreich und seine Staatsmänner fällt manches Streiflicht. Den Wellenschlag der Bewegung des Jahres 1848 und 1849 konnte Bernharði in St. Petersburg beobachten: die Ansichten, die am russischen Hofe über Berlin und Wien herrschten, die dahin gelangenden Mitteilungen der österreichischen Regierung, beziehungsweise der „Camarilla“, die russische Intervention in Ungarn, an der ein Schwager Bernharði's, Julius von Krusenstern, als Chef von Paskeiwitsch's diplomatischer Kanzlei sich beteiligte. Wir erfahren durch wohlunterrichtete Gewährsmänner vieles Charakteristische über die daran anknüpfenden Ereignisse, die Bernharði schon auf deutschem Boden miterlebte: Oesterreich's Haltung während des Krimkrieges, die dem Kaiser Nikolaus das Herz brach, die Inaugurierung der Revanchepolitik des Fürsten Gortschakow, die Illusionen der Erzherzogin Sophie und ihres Kreises, der Krieg von 1859, Heß, Gyulay, Benedek, die nach der Reihe charakterisiert werden, das Verhältnis der Aristokratie zur Armee; dann der Rückschlag in Ungarn, Goluchowski's polnische Bestrebungen, gegen die der Bernharði wohlbekannte Graf Rechberg sich abwehrend verhielt: das Resultat eine große Konfusion, dann das Ministerium Schmerling's, das von dem besten Teile der österreichischen Patrioten (wie Bernharði sich ausdrückt) getragen wurde.

Wir verzichten auf die Lage Preußens in der Konfliktzeit, die Anfänge Bismard's (mit dem Bernharði anfangs keineswegs sympathisierte), die Haltung der politischen Parteien, besonders die „Fortschrittsumheiten“ (auch ein Wort Bernharði'scher Prägung) näher einzugehen, ziehen vielmehr vor einige Äußerungen, die Böhmen betreffen, mitzuteilen. Seit Bernharði in Deutschland sich sesshaft gemacht hatte, kam er wiederholt auch nach Böhmen. So im Jahre 1851, als seine Frau zur Kur nach Franzensbad mußte und die ganze Familie sie begleitete. Franzensbad, das Bernharði zuletzt vor 20 Jahren gesehen, erschien ihm wenig verändert, aber das damals über-

wiegende, fast an russische Zustände gemahnende Polizeiregiment mißfiel ihm höchlich. „Dort ist die Barbarei fühlbar, ein primitiver und gewissermaßen naturgemäßer Zustand — hier der Rückschritt ein künstlicher, eine Stultifizierung und Verkrüppelung des Geistes; dort geht der Druck von einer Person aus, hier von einem System.“ — Vor der Abreise nahm Bernhardi in Eger die Wallenstein-Reliquien und den „Römerturm“ in Augenschein. Ueber Land und Leute machte er folgende Beobachtung:⁸⁾ „Die Isolierung der Egerländer läßt sich topisch und geschichtlich erklären. Von den stammverwandten Oberländern waren sie durch das Fichtelgebirge, von den Thüringern durch die Vogtländer Berge, von beiden politisch erst als freie Reichsstadt, dann als Pertinenz von Böhmen getrennt, — von den Slaven schied sie die Nationalität. Den politischen Mittelpunkt bildete die Stadt mit den Behörden, ein spezielles zentrales Interesse der Gesundheitsbrunnen.“

Auch nach Prag ist Bernhardi gekommen, das erstemal schon 1807 zu mehrwöchentlichem Aufenthalt, worüber wir nichts Näheres erfahren; dann auf mehrere Tage im Mai 1853, um den Baron Puteani zu besuchen, den er in Mailand kennen gelernt hatte, worüber das Tagebuch berichtet. „Eine völlig undeutsche Welt. Man hört in den Straßen fast nur czechisch reden. Da noch Belagerungszustand besteht, wimmelt Alles von Soldaten.“ Auch die vielen Geistlichen fallen ihm auf. Es folgen Bemerkungen über die Frohnleichnamsprozession, den Kaiser Ferdinand, die Parade, die der Kommandierende Graf Clam abnahm. Es hat seine Zustimmung, daß die Generale und Stabsoffiziere (anders als zu Berlin) durchwegs in den besten Jahren stünden. Er notiert sich, daß die Garnison aus Italienern und Ungarn zusammengesetzt ist.

Er besuchte das böhmische Nationalmuseum im Rostig'schen Palais, Kolowratstraße, wo auch Alles einen „nationalen“ Anstrich besaß. Bei Baron Puteani fand er den pensionierten Feldmarschallleutnant Bianchi, einen Sohn jenes Feldzeugmeisters, der an der Besiegung des Generals Vandamme bei Kulm Anteil genommen hatte. Bernhardi besprach mit ihm den Feldzug von 1848 und 1849 in Italien, den Bianchi als Oberst mitgemacht hatte, die Rivalitäten im dortigen Hauptquartier und das bekannte Buch von Schönhals: „Erinnerungen eines Veteranen“, worin sonderbarer Weise eine so bedeutende Persönlichkeit wie der General Heß mit Stillschweigen übergangen wird. Die Literatur des Jahres 1848/49 hat Bernhardi überhaupt — auch mit Bezug auf den Feldzug des Fürsten Windischgrätz in Ungarn — systematisch durchgearbeitet; wir erhalten darüber eine Reihe scharfsinniger Kritiken. Bernhardi wundert sich über die geringe Autorität, die Windischgrätz bei der Armee genoß; namentlich Jelačić habe gethan, was er wollte. Urteile, die in der Zeit der Reaktion Vielen wie neu waren, namentlich den hochkonservativen Kreisen zu Berlin, wo die „heilige Allianz“ nachwirkte und Windischgrätz trotz 1849 noch in Kredit stand. Aber „das goldene Vlies, der

⁸⁾ Bd. II S. 89.

Marſchallſtab, blaue und rote Bänder haben den Mann nicht zum Feldherrn machen können.“ Auch über Hahnau erhalten wir intereſſante Details. Da Fürſt Paſkiewiſch und andere ruſſiſche Führer ſchlecht operierten, gab dies dem Kaiſer Nikolaus Anlaß zu dem charakteriſtiſchen Ausſpruch: „Hätte ich einen Bismarck unter meinen Generalen, ſo wüßte ich wohl, was ich zu thun hätte — auf meine Generale kann ich mich ja nicht verlaſſen!“ Freilich weil Nikolaus eben zeit lebens nur den Paradedienſt kultiviert hatte.

Von Kunnersdorf aus kam Bernhardi auch in die Gelegenheit, den freundnachbarlichen Verkehr der Schleſier mit den Deutſchen Nordböhmen kennen zu lernen, ſo als im September 1862 zu Hirschberg ein Turnerfeſt abgehalten wurde. Er ſchreibt darüber Folgendes:⁹⁾ „Ich höre von meinen Leuten, daß die Turnvereine aus Liegnitz, Löwenberg, Schmiedeberg u. ſ. w. feſtlich empfangen worden ſind. — Gegen Abend auf dem Turnplatz. Viel ſchwarz-rot-goldene Fahnen. Jeder Turnverein einſörmig gekleidet; die Liegnitzer tragen Kämpchen von ſchwarzem Wachstuch, ſchwarz-rot-gold eingefaßt. — Auch aus Reichenberg in Böhmen iſt ein Turnverein da, mit einer mächtigen deutſchen Fahne. Ein Arzt aus Reichenberg hält eine glücklicher Weiſe kurze Rede, von der ich nur verſtehe: „Das ſchöne Feſt“ — viel mehr hat wohl Niemand verſtanden, doch ſchrien alle Turner Hurrah!“

Zum Schluſſe noch eine Aeußerung über Kaiſer Joſef, der bei den Deutſch-Oeſterreichern ſich einer ſo warmen Verehrung erfreut. „Wunderliches Schickſal dieſes bis an ſeinen Tod jugendlichen Kaiſers! Während ſeines Lebens gehaßt von ſeinen empörten Unterthanen, weil er ſie in revolutionärer Weiſe aus den überlebten Formen des Mittelalters herausreißen wollte, ſehen wir ihn ein halbes Menſchenalter nach ſeinem Tode unter Nachfolgern, die ſich bemüht hatten, das Alte wieder herzuſtellen, gefeiert und vergöttert von den nämlichen vorher ſo heftig gegen ihn erregten Völkern!“ Als Bernhardi mit ſeiner Mutter in Wien lebte (1807 und 1808) und einmal auch nach Schönbrunn mitgenommen wurde, erſchien ihm alles groß, ſchön und heiter: „vielfach wurde uns „Kaiſer Joſef“ genannt und immer mit beſonderer Bedeutung, mit einer Art von Freudigkeit, ſo daß uns eine großartige Erſcheinung vorſchweben mußte.“¹⁰⁾

Die ſpäteren Jahre ſeines Lebens, nachdem er 1871 aus Spanien zurückgekehrt war, brachte Bernhardi wieder auf ſeinem ſchleſiſchen Gute zu, wo er ſich bis zuletzt einer ſeltenen geiſtigen und körperlichen Rüſtigkeit erfreute, auch an den politiſchen Ereigniſſen nach wie vor den regſten Anteil nahm. Noch auf dem Sterbebette ſprach er, wie ſein Sohn berichtet, die Mahnung aus, daß alles Streben und Erſtreben im Leben des Einzelnen eine wirkliche und wahre Bedeutung nur dann gewinnt, wenn es in beſtändiger Beziehung ſteht zum Allgemeinſten. Bernhardi ſtarb zu Kunnersdorf am 12. Februar 1887 im Alter von faſt 85 Jahren, als Politiker, wie als Schriftſteller eine der merkwürdigſten Erſcheinungen

⁹⁾ Band IV S. 235 f. (7. Sept. 1862).

¹⁰⁾ Bb. I S. 27 (geſchrieben in den fünfziger Jahren).

des 19. Jahrhunderts. Noch manche Generation mag aus seinen Werken und namentlich auch aus dem in den Tagebüchern niedergelegten geistigen Nachlaß sich Kunde und Belehrung schöpfen; den Aufzeichnungen „Aus dem Leben Theodor v. Bernhards“ gegenüber hat selbst der einst von ganz anderem Standpunkt ausgegangene Fürst Bismarck in der Zurückgezogenheit seiner letzten Jahre ein lebhaftes Interesse bezogen.



So sterben Götter.

Ein Satyrspiel von **Theodor Kirchner**.

(Gedankengang und Proben.)*

Die Herrlichkeit der alten Götter geht mit der alten Welt zu Grunde. Die neue Zeit hat den neuen Gott gebracht und die Dornenkrone ist zum Siegeskranz geworden. — —

In üppiger Waldwildnis, wo ein zerfallender Tempel mit geborstene[m] Altare und gebrochenen Säulen an die alten Zeiten mahnt, lagert Silen mit den Satyren. Weither glänzt das Meer herüber — hellsonnig, blauschillernd — und in der Ferne schimmern die weißen Mauern einer Kirche in demselben Sonnenschein, der die Tempeltrümmer mit flimmernden Lichtern übergießt. Das sonst so übermütige, lebensfrohe Volk der Satyre scheint unter banger Todesahnung zu frösteln. Das fröhliche Lied der Jungen und der trübe Gesang der Alten sind auf denselben Grundton gestimmt — den Tod: denn sie alle wissen, daß die Götter nur solange leben, als es Menschen gibt, die an sie glauben, und daß sich die Menschheit von den alten Göttern längst abgewendet hat. Der trübselige Refrain des Liedes der alten Satyre weckt Silen, der stumm auf einer der Tempelstufen gesessen, aus seinem Brüten. Laut lacht er auf.

Dritter Satyr: Was war das?

Zweiter Satyr:

Wer —?

Alter Satyr:

Silen!

Erster Satyr:

Ist er erwacht?

Silen (erhebt sich langsam, sich auf einen langen Thyrsosstab stützend. Die Satyre machen ihm Platz, sich auf beide Seiten verteilend, so daß er in der Mitte auf den Tempelstufen über ihnen steht):

Ihr sprecht vom Tod? Haha! — Ihr macht mich lachen,

Ihr Tröpfe, Einfaltspinsel, Narrenbrut!

Ihr möchtet sterben? — Geht, versucht es nur! —

Da winseln sie bald froh, bald tiefbetrübt,

Die Todesfurcht läßt weinen sie und lachen —

Geht hin und sterbt! Versucht es, ob ihr könnt! —

*) Die ersten Aufführungen dieses noch ungedruckten Stücks wurden in der Deutschen Arbeit S. 590 besprochen. Den Bühnenvertrieb des Satyrspiels hat die Theateragentur A. Entsch in Berlin übernommen.

Ihr könnt es nicht — nicht heute und nicht morgen,
Nicht übermorgen, nicht in tausend Jahren!
Ihr müßet leben — müßt — ihr armen Kerle!

(Lacht; große Bewegung unter den Satyren.)

Satyre (rasch durcheinander):

Was spricht er da? — Wir sterben nicht? — Er sagt's! —

Ist er besoffen oder weisagt er? —

Es wird wohl beides sein! — So glaubst du ihm?

Silen (blickt, auf den Stab gestützt, zu ihnen nieder):

Sie glauben's nicht — so dumm, so dumm — Haha!

Alter Satyr: Wie sollen wir es glauben?

Erster Satyr: Nein, Silen,

Es lockt uns zwar, es sticht uns in die Nase —

Dritter Satyr: Daß wir allein von allen Göttern —?

Silen: Log

Ich je?

Alter Satyr: Das nicht — allein du hast so oft

Viel mehr getrunken als deinem Hirne lieb —

Silen: Ei sieh'! Du meinst —? Nein, was du pfffig bist!

Solch' alter Bock, das fell wird ihm schon grau,

Und weiß nicht, daß im Wein die Wahrheit ist!

(Lachen.)

Alter Satyr: Mein fell ist grau, doch grauer nicht als deines!

Erster Satyr: Was kümmert uns dein fell —? Sag' doch, Silen,

Hast du uns nicht gelehrt, daß wir nur leben

So lang der Menschen Glaube an uns lebt?

Dritter Satyr: Ja — ja! Das hat er oft und oft gesagt!

Alter Satyr: Und es sogar beim Styr als wahr beschworen!

Silen: Ich leugn' es nicht! — Allein was folgt daraus?

Dritter Satyr: Es folgt daraus —

Alter Satyr: Kein Mensch glaubt mehr an uns!

Silen: Alle Menschen glauben noch an euch!

(Große Bewegung.)

Alle (durcheinander): Wie —? Was —? Er meint —? Ach nein! — Es
kann nicht sein!

Die Menschen glauben uns? — Silen, du höhnt!

Silen: Ich höh'n' euch nicht — Die Menschheit glaubt an euch —

Swar nicht als Götter —

Erster Satyr: Ei, als was denn sonst?

Zweiter Satyr: Wenn Götter nicht, was sind wir ihnen?

Silen: Teufel!

Erster Satyr (tritt erstaunt zurück):

Ach!

Zweiter Satyr: Teufel!

Dritter Satyr: Weißt Du, was das ist?

Alter Satyr: Jawohl —

Wer weiß es nicht? — Abscheulich!

Erster Satyr: Niederträchtig!

Silen: Was wollt ihr denn? — Das ist mal Menschenart,
Daß aus verbrauchten Göttern Teufel werden!

Satyre (durcheinander redend):

Das ist gemein! — Je nun, 's ist menschlich! — Die
Entgelten mir's! — Ja, thu' das nur! — Abscheulich!

Silen (lacht): Abscheulich? Ei, laßt sehen! — (betrachtet sie) Hottelfell,
Bocksfuß und Pferdehuf, gekrümmtes Horn
Und spitzes Ohr — das findet ihr abscheulich?

Satyre (sehen einander an): Nein, nein! — Das nicht! — So siehst ja du —
und wir —

Silen: So sehen Teufel aus — ganz so auf's Haar!

Darüber erhebt sich neuer Sturm unter den Satyren, die sich von Göttern zu Teufeln entwürdigt sehen, und sie schwören der undankbaren Menschheit Rache. Allein bald überwiegt bei dem lebensfrohen Volke die Freude an der Gewißheit, auch fernerhin — wenn auch nicht als Götter — zu leben, und schon wollen sie das neue Leben in ihrer Weise feiern, als Silen bemerkt, daß einer der Satyre, um zu den anderen zu sprechen, auf den Altar gestiegen ist.

Silen: Herunter vom Altar!

Erster Satyr (auf dem Altare): Ich soll — ? warum?

Satyre: Warum soll er — ? Was soll's — ? Was will er wieder?

Silen: Herunter, sag' ich, Kerl! Ich befehl's!

Herunter, sonst —! (Er hebt den Stab, da der erste Satyr zögert.)

Erster Satyr: S' ist Thorheit — doch ich geh' —

(Er steigt herab.)

Satyre: S' ist Laune! — Sieh' nur, wie er zornig ist! —

Allein warum? — Das frage ich mich auch! —

frag' lieber ihn!

Erster Satyr: Silen, ich hab' gehorcht,

Nun sag', warum ich's mußte? — Der Altar —

Silen (ernst): Der Ort ist heilig — heilig wie ein Grab!

Zweiter Satyr: Ist heilig? Welchem Gott?

Silen: Dem Jupiter!

Erster Satyr: Dem Jupiter? Der ist doch längst schon tot!

Silen: Tot? — — (Pause. Er streckt die Hände aus und spricht, die Blicke in die ferne gerichtet, im Seherton):

Still — schweigt still — und horcht! — Vernehmt ihr nichts?

Hört ihr die Schritte, die uns suchen, nicht? —

O, hört doch! — Nah und näher kommen sie

Und immer näher — Hört! — Kennt ihr sie nicht,

Die Schritte, unter denen einst Olymp

Und Ossa zitterten — ? Und jetzt — jetzt seh'

Ich ihn — —!

Satyre (flüsternd): Was sieht er? — Wen? — Er ist verzückt!

In Thränen — blaß — So sah ich ihn noch nie!

Silen: Er kommt — er kommt — — — den weiten, weiten Weg

Kommst du zu uns, um — — o, mein Herr und Gott!

(Er breitet die Arme aus und thut einen Schritt nach vorwärts.)

Erster Satyr: Faß' ihn — er ist verzüßt!

2weiter Satyr:

Er fällt, er sieht

Die Stufen nicht!

Dritter Satyr (faßt Silen): Silen, Silen, erwach'!

Silen: Wo bin ich? (faßt sich an die Stirn) Ach, ich sah — gib mir zu trinken!

Erster Satyr: Bringt Wein!

2weiter Satyr (reicht ihm den Becher): Da, trink'!

Dritter Satyr:

S' ist seltsam!

Satyre:

Sonderbar!

Nie war er so ergriffen — Seht er kommt

Zu sich! — Noch schwimmen Thränen ihm im Aug'!

Silen (der getrunken hat, faßt den dritten Satyr beim Arme):

Er kommt! Er kommt!

Dritter Satyr:

Er kommt? Wer kommt, Silen?

Silen: Der Größte, Beste!

2weiter Satyr:

Das ist — Zeus!

Dritter Satyr:

Wie —? Zeus —?

Erster Satyr: Zeus kommt? Ach, geh', der ist doch —

Silen:

Nein, er lebt!

Satyre: Er lebt? — Zeus lebt noch? — Er lebt wirklich? — Zeus!

Silen: Ich hörte seine Schritte, die uns suchen —

Ich sah ihn selbst — er kommt — er lebt — er lebt —

Es lebt noch Einer, der ihn gläubig ehrt!

Der dithyrambische Jubel, der darüber ausbricht, wird jäh durch die Ankunft zweier junger Satyre unterbrochen, die Fausta herbeischleppen. Die haben sie, als sie am Bache des Liebsten harrete, erhascht. Darob helle Freude unter den Satyren: denn die Nymphen sind längst tot und die Menschenweiber fürchten sie als Teufel. Lüstern umdrängen sie das schöne Weib, das vermeint, unter Teufel gefallen zu sein, und beginnen, um die zu Tode Erschrockene zu streiten. Da erscheint auf ihren Hilferuf Zeus, den sie als vermeintlichen Menschen unter dem Namen Arcadius kennt und am Bache erwartet hatte. Scheu, ehrfurchtsvoll weichen die Satyre zurück. Wehmütig begrüßt ihn Silen.

Silen: Mein Herr und Gott, so sehe ich dich wieder?

Zeus: Noch siehst du mich, Silen, — doch bald vielleicht —

Silen (gerührt): Noch seh' ich dich — doch bald — o, Zeus, mein Herr!

Laß' mich den Saum von deinem Kleide küssen,

Laß' mich mit Thränen deine Hand benehen

Und weinen über dich und diese Welt!

(Küßt ihm Gewand und Hände.)

Fausta (die in Zeus' Arme geflüchtet war):

Was will er Dir? Komm' fort! Komm' fort!

Zeus:

Nein, laß'!

(zu Silen): Worüber weinen? Daß auch Götter sterben?

Allwissend sind sie und allgütig auch:

Allwissen weiß. Allgüte fühlt den Schmerz,

Der grausam jedes Sein im All' durchbohrt.

Allgüte und Allwissenheit umflechten
Mit Dornenkronen aller Götter Stirnen.
Wollt ihr d'rum trauern, weil der stille Tod,
Der Friedenbringer mir mit weicher Hand
Die Dornenkrone sanft vom Haupte hebt?
Nein, preiset mein Geschick und feiert's froh
Mit dithyrambisch wildem Festesjubil!

Silen: Was sollen wir —? O, Herr!

Satyre: Was sagst du, Herr? —
Versteh' ich recht? — Du meinst doch nicht —? Du sprichst
Ja wie — O, Herr, so spricht ein Sterbender!

Zeus: So spricht ein Sterbender —

Fausta (Zeus umfassend): Arcadius!

Nein, nein! Du sollst nicht — nein! — Komm' fort! Komm' fort!

Silen: Ach, daß du lögst!

Satyre (gerührt Zeus umdrängend): So spricht ein Sterbender? —

Jetzt sag' ich es! — Ich kann's nicht fassen, Herr!
Mein Herr und Gott! — Verlassen willst du uns? —
Du willst die Straße geh'n, die grauenvoll
In's Grauenvolle führt —? Du darfst nicht! — Nein —
Wir halten dich — wir lassen dich nicht fort!

(Küssen ihm Gewand und Hände.)

Fausta: Dich halten wollen sie und deine Seele —

Mir graut! — Weh' dir! — Komm' fort, komm' fort von hier!

Zeus: Sie thun dir nichts zu Leid!

Fausta: Sie thaten's schon,

Und thun es Dir und deiner Seele an:

Denn das sind Teufel —

Satyre (erregt): Nein, das sind wir nicht! —

Wir sind nicht Teufel! — Sind's nicht! — Keine Teufel! —

Warum beschimpft sie uns? — Wir dulden's nicht!

Fausta: Sie dringen auf mich ein — sie wollen mich —

Was zögerst du? — O, schütze, rette mich!

Zeus: Zurück! Hinweg! Laßt uns allein!

Silen: Uns schickst

Du fort?

Satyre: Wir sollen gehn? — Du treibst uns weg? —

Uns treibst du fort, die wir nach dir verlangen?

Die wir dich lieben? — Schicke uns nicht fort!

Laß uns bei Dir! — O, Herr, verjag' uns nicht —

Kann sein wir sehen dich, du uns nicht wieder!

Zeus: Kann sein — doch kann auch sein, daß mein Geschick

Vom eigenwillig rätselvollen Schicksal

In dieses Weibes Hand mir ward gelegt!

Silen: Wie, Herr? Du meinst —?

Fausta (zu Zeus): Laß' uns entflieh'n!

Zeus (bedeutungsvoll): Hat nicht

Der neue Gott durch Liebe obgesiegt?

Silen: Ha, wenn das möglich wär'! (zu den Satyren) Kommt fort! Verschwindet!

Silen verschwindet mit den Satyren im Gebüsch und Zeus ist mit Fausta allein. Voll Angst um das Seelenheil des geliebten Mannes, den sie im Bunde mit Teufeln wähnt, dringt sie in Zeus, ihr zu sagen, wer er sei: denn daß er nicht das ist, wofür er sich gegeben, daß der Name Arcadius, den er sich beigelegt, nicht sein Name ist, läßt sie ihre Herzensangst ahnen. Zeus fügt sich ihrem Drängen, nennt seinen Namen und gibt sich als Gott zu erkennen.

F a u s t a: Du ein Gott —

Entsetzlich —!

Zeus (dringend): Fausta, höre mich, o hör'
Mich Fausta! Wende du dich nicht von mir —
Ich fleh' zu dir, beschwöre dich bei dem,
Der Liebe übte und um Liebe litt,
Der Glückverstoßnen Hort und Hilfe ist —

F a u s t a (freudig): Du glaubst an ihn?

Zeus: Ist er nicht Gott?

F a u s t a: O, welch' ein großer guter Gott ist er!
Ihm danke ich's, daß du ihn nicht verläugnest,
Ihm dank' ich's, daß die Angst, die schon mein Herz
Mit kalter Faust umkrallte, mich verließ —
Nicht wahr? Du glaubst an ihn? Du haßt ihn nicht?

Zeus: Wer kann ihn hassen, der ihn ganz begreift?
Ihm stand ein Thron im Himmel und sein Szepter
Wies Sternen, Welten, Sonnen ihre Bahn,
Die Herrlichkeit des All's lag ihm zu Füßen,
Er konnte glücklich sein, vergaß er nur,
Daß es auch Menschen in der Schöpfung gibt.
Doch er vergaß es nicht, ließ Thron und Szepter,
Ging sinnend an der Pracht des All's vorbei
Und nahm der Menschheit ganzes Leid auf sich.
Er hätte sie beglückt, er hätt' die Welt
Zurückerschaffen in's verlor'ne Eden,
Hätt' nur in Jedem Jeder seinen Nächsten
Erkennen, lieben wollen wie sich selbst. —
O, der Gedanke war so göttlich schön,
Der ihn gedacht, so groß, so göttlich gut,
Daß sie's nicht über sich vermocht, ihn — nicht
An's Kreuz zu schlagen!

F a u s t a: Wenn Du so ihn ehrst,
So sehr — wie saß' ich dann —?

Zeus: Nichts Göttliches

Ist meinem Wesen fremd: denn ich bin Gott!

F a u s t a (erschrocken): Doch — doch?

Zeus: Ich bin's!

F a u s t a: Unseliger!

Zeus: Du glaubst

Mich nicht?

F a u s t a: Ich kenn' nur Einen und der bist
Du nicht!

Zeus: Der bin ich nicht! Doch bin ich der,
Den deine Ahnen und deiner Ahnen Ahnen
Aus gläubig frommen Herzen einst verehrt,
Den die Hellenen Zeus und Jupiter
Dein Volk genannt!

Faust a: Ach, der? — Nichts mehr als das?

Zeus: Nichts mehr als das?

Faust a: Nicht Gott — der Götter einer?

Zeus: Der Götter größter Gott!

Faust a: Wie kannst du das

Nur glauben! Nein — den gab's ja nie!

Zeus: Ich bin's!

Faust a: Wie kann das sein? Der Väter Glaube
Ging pfadlos in der Irre, suchte Gott
Und weil er Gott nicht fand, schuf er sich Götter,
Die Götzen waren —

Zeus: Nein!

Faust a: O, höre mich —

Zeus: Nein, höre du mich an — du sagtest mir,
Daß sich der Väter Glaube Götter schuf —
So ist's — wenn du es anders auch gemeint.
Doch was der Glaube schuf, stirbt mit dem Glauben,
Ich wurde mit dem Ersten, der mich ehrte
Und sterbe mit dem Letzten, der mich glaubt —

Faust a: Du schwärmst —

Zeus: Ich schwärme nicht — ich weiß, ich fühl's,
Nur Einer lebt noch, der mich glaubt, und schon
Erhebt die Hand die nimmersatte Parze
Den Lebensfaden jäh ihm zu zerschneiden —
Und dann —

Faust a: O still, halt' ein!

Zeus: Dann nahest mir,
Der die Wegmüden sanft vom Lebenspfad,
Vom staubigen, in's stille Thal geleitet,
Der Tröster, Friedenbringer, Allerbarmer —

Faust a: Mein Freund, mein armer Freund!

Zeus: Ich fürcht' ihn nicht —

Und doch — vergeh'n, vergeh'n in's ew'ge Nichts,
Vergessen werden und verweh'n — nichts mehr
Zu sein — nichts mehr als heut' der Windhauch ist,
Der gestern durch das Laub des Waldes fuhr —
Wenn man ein Wesen war wie ich — — o rette

Mich, Faust a, rette mich! (Sinkt vor Faust a nieder und umfaßt sie.)

Faust a (sehr bewegt): Ich will's, wenn ich's

Noch kann — Weh' dir — weh' mir — mein Freund, mein Freund!

Allein Faust a ist nicht im Stande, Zeus zu retten: denn vergebens bietet Zeus Alles auf, sie zu bewegen, daß sie an ihn glaube, vergebens malt er ihr ein Paradies auf einer fernem, einsamen Insel in glühenden Farben aus, wo ihrer Liebe ein neues Geschlecht ent-

iprießen soll, das, im Glauben an die alten Götter auferzogen, durch seinen Glauben den alten Göttern neues Leben gibt — Fausta sieht in ihm nur einen von einer Wahndee befangenen Menschen. Sie will nur sein Seelenheil retten, das sie dadurch, daß er ein Gott sein, sich Gott vergleichen will, gefährdet sieht. Jetzt glaubt sie wieder, daß er Arcadius ist und redet ihn mit diesem Namen an, den er zurückweist: denn er ist Gott. Da will ihm Fausta das Gegenteil beweisen. Sie verlangt Wunder von ihm zu sehen, aber er kann Wunder nur Jenen thun, die ihn glauben.

Zeus wendet sich an ihr Herz und fleht sie um Erbarmen. Doch Mitgefühl und Liebe, allein keinen Glauben findet er bei Fausta, und da er an ihrem Glauben verzweifeln muß, zweifelt er an ihrer Liebe, die nicht glauben kann.

Ein Hilferuf unterbricht das Zwiegespräch. Ein Satyr, der, um sich nach seiner Art an den Menschen dafür zu rächen, daß er in ihren Augen ein Teufel ist, zwei Menschen durch verstellten Hilferuf mitten durch Dornen und Gestrüppe hinter sich herjagt, hat unbewußt Fausta's Gatten, Gordian, und dessen Diener an die Stelle gelockt, wo Zeus mit Fausta weilt. Diese erkennt die Stimme des beleidigten Gatten und flieht mit Zeus, nachdem derselbe dem Satyr anbefohlen, die Menschen, die er hergeführt, wieder zu vertreiben, in den Tempel.

Gordian und sein Diener Marcus, der sah, wie Fausta von den Satyren geraubt wurde, kommen atemlos herbei. Der Satyr tritt ihnen entgegen und schon hat er teils durch den Schrecken seines Anblickes, teils durch Ueberredung Gordian dahin gebracht, daß er in der Ueberzeugung, sein furchtsamer Diener sei ebenso wie er das Spielzeug einer Teufelslaune gewesen, umkehren will, als ihn ein an einem Gebüsche hängen gebliebener Fetz vom Kleide Fausta's zurückhält. Ungestimmt fordert er vom Satyr sein Weib und droht mit dem Schwerte. Da treibt ihn der Satyr mit einem Zweige, von dem Gordian und sein Diener in ihrem Glauben, es mit einem Teufel zu thun zu haben, statt der Blüten Funken fallen sehen, fort. Mit dem Versprechen, wiederzukommen, ist Gordian geflohen, aber als neuer Störer erscheint der alte Bauer Dasius. Angstlich kommt er durch den Wald zum Tempel, um zu opfern: denn es ist ein todeswürdiges Verbrechen, den alten Göttern zu dienen. Auch ihn will der Satyr durch den Schrecken seines Anblickes vertreiben und tritt ihm plötzlich entgegen. Allein Dasius ist Heide und für ihn ist der Satyr nicht Teufel.

Dasius (fällt auf die Kniee und hebt die Hände zum Satyr):

O! — Wer bist du? — Götter! Götter! — nein —

Und doch — du bist — ja — ja — du bist's! du bist's!

Erster Satyr: Natürlich bin ich's! Und da ich es bin,

Glaub' ich, suchst du, so rasch du kannst, das Weite!

Dasius: Ich weiß — unwürdig bin ich solcher Gunst —

Wer bin ich, armer abgelebter Mann,

Daß mir ein Gott erscheint?

- Erster Satyr (erstaunt): Was faselst du?
 Ein Gott? (hart und zornig) Kerl, höhnt du mich?
- Dafius: Wie sollt' ich's wagen?
- Erster Satyr: Dann will mich deine Angst dummdreist beschmeicheln!
- Dafius: Ich hab' nicht Angst — nicht mehr — vor Kurzem noch —
 Da fürchtet' ich die Menschen — aber jetzt —
 Jetzt fürcht' ich nichts mehr, auch die Menschen nicht:
 Denn du bist ja bei mir!
- Erster Satyr (für sich): Er ist verrückt!
- Dafius: Daß ich dich sehen darf! Laß' deine Hand
 Mich küssen, Herr, und segne mich!
- Erster Satyr: Dich segnen? —
 S' ist sonnenklar, er ist verrückt — (geht von ihm weg.)
- Dafius: Geh' nicht,
 Geh' nicht von mir, wend' dich nicht ab — o, sieh',
 Als alle euch verließen, blieb ich treu!
- Erster Satyr: Bliest treu? Treu wem?
- Dafius: Euch!
- Erster Satyr: Euch? Ein dummer Narr!
 Wie soll ich denn verstehen, wen Du meinst?
- Dafius: Die alten Götter, Herr!
- Erster Satyr (kommt rasch zu ihm): Was sagst du? wie?
- Dafius: Die alten Götter, Herr!
- Erster Satyr: Steh' auf! — Du glaubst —
 Doch sacht' — wer bin ich?
- Dafius (steht auf): Du? Das weißt Du doch!
- Erster Satyr: Wohl, wohl! Doch dir — was bin ich dir?
- Dafius: Des Bacchos
 Weinlaubumfränzter, rebenfroher folger,
 Mänadenlieblich, weinentflammter Nymphen
 feuchtfrohlicher Genoss' —
- Erster Satyr: Nicht Teufel?
- Dafius: Nein! nein!
 So nennen dich nur jene, die dich haßen —
 Du bist ein Gott!
- Erster Satyr: Ein Gott! Das ist Musik!
 Ein Gott! Ich bin ein Gott! (macht einen freudensprung)
 Mir ist zu Mut —
 Wie ist mir denn? Wie dem, der in der Wüste
 Vor Durst im heißen Sand zu sterben meint
 Und plötzlich Wasser blinken sieht — ein Gott!
 Ich bin ein Gott! Doch dann bist du —
- Dafius: Ich?
- Erster Satyr: Du!
 Dann bist du der, von dem Silen erzählt:
 Der Einzige! — Komm' laß' dich ansehen, Freund!
 (faßt ihn an der Schulter und dreht ihn um)
 Du bist ein Unikum, der Einz'ge, Letzte,
 Der an die Götter glaubt! (betrachtet ihn) Nicht mehr ganz
 jung —

Auch etwas schöner hätt' ich dich gewünscht,
Doch bist du so auch kostbar!

Allein die Freude des Satyr an dem so unerwartet gefundenen Gläubigen wird vergällt: denn die Kinder des letzteren, die an die Götter glaubten, sind tot, sein Weib dem neuen Gotte ergeben, und er selbst zählt siebzig Jahre. Es ist also alle Hoffnung, daß er — wie der Satyr meinte — der Stammvater eines neuen gläubigen Geschlechtes werden könnte, vergebens. Trotzdem hofft der Satyr auf ein Wunder und treibt den Alten, der opfern will, fort, damit er ein junges Weib nehme. Mit Mühe bewegt Dasius den Satyr, daß er ihn opfern lasse.

Während des Opfers erscheint Zeus, den Fausta vergebens zurückzuhalten sucht. Von Dasius erkannt und in überströmendem Gefühle angebetet, will er ihn segnen — allein mitten in den Segensworten, in die der dumpfe Lärm einer von Gordian angeführten Menge hineindröhnt, bricht er ab. Er weiß, sein Segen hat keine Kraft und drängt darum von Mitleid mit der Treue des Letzten, der an ihn glaubt, erfaßt, diesen, sich dem neuen Gott zuzuwenden. Doch Dasius lehnt ab und selbst, als ihm Zeus unter Hinweis auf den näherkommenden Lärm den Tod ankündigt, bleibt er standhaft. Er will mit seinem Gotte sterben.

Während Zeus noch bemüht ist, Dasius und Fausta zur Flucht zu bereiten, stürmt Gordian mit seiner Schar herbei, die bemerkt, daß hier geopfert wurde, und will auf Dasius eindringen. Allein der Satyr tritt ihr entgegen. Erschrocken weicht die Menge bis zum Walddesäume und beginnt von dort gegen den Heiden Dasius und den Entführer des Weibes Gordian unter wüstem Lärmen und Fluchen Steine und Geschosse zu schleudern. Dasius flüchtet zu Zeus, allein unter einem Steinwurfe bricht er zusammen. In demselben Augenblicke trifft Zeus, der seine Arme schützend über Dasius breiten will, ein Wurf, und tödlich getroffen stürzt er nieder. Da ruft der Satyr seine Genossen zu Hilfe. Vor den herbeiströmenden Satyren flieht die Menge in wilder Hast, und Gordian schleppt sein Weib, dessen Untreue ihm klar geworden ist, mit sich fort.

Die Satyre, die nur schwer daran glauben können, daß Zeus gestorben ist, wollen seinen Tod an den Menschen rächen. Allein Silen hält sie ab: denn es ist das ewige Geschick der Götter, zu sterben. Auf den Einwurf, daß nicht das Schicksal, sondern die Menschen Zeus töteten, ruft Silen seinen Genossen zu: „Der Götter Schicksal ist der Mensch!“ und befiehlt ihnen einen Scheiterhaufen zu bauen und die Toten darauf zu betten.

Junge Satyre (den Scheiterhaufen bauend):

Wahrlich, ich war voll thörichtes Mutes,
Da ich im Zorne mich wider dich auflehnt'
Herrschender Mensch!
Ohnmächtiger Mächtiger, törichte Weiser,
Der du der Erde bist König und Knecht,
Der du gewesen bist, ehe wir waren

Und der du sein wirst, bis wir gewesen,
Du bist der Götter allmächtig Geschick!
Denn du erschaffest die Götter und Götzen,
Sie zu verehren gläubigen Sinn's —
Aber im Winkel verlassen, vergessen
findet das Morgen die Götter von heut'!
Wahrlich, ich war voll törichten Mutes,
Da ich im Zorne mich wider dich auflehnt' —
Doch ich beuge vor dir mich in Demut,
Schicksal der Götter, Herrscher der Erde,
Mächtiger Mensch!

Alte Satyre: Mächtig herrschet fürwahr
Ueber die Götter der Mensch,
Aber viel mächtiger noch
Ueber die Götter und Menschen
Herrschet der Tod!
Allgegenwärtig,
Alles Erschaffenen
König und Herr,
Vielgestaltig und wechselnd,
Wie auf der Spitze des Schwertes
So im Kelche der Blume
Sitzet der Tod.
König der Könige ist er,
Wenn er im flatternden Purpur,
Unter der Krone die Blöße
Fleischlosen Schädels geborgen
Ueber die bebende Erde
Jagt auf gespenstischem Rosse
Schwingend die tausende Sense.
Menschen und Göttergeschlechter,
Throne, Altäre stürzen
Unter dem stampfenden Huf. —
Aber noch größer fürwahr,
Größer erhabener ist er,
Wenn er den Mäuden, Belad'nen
Naht als ersehnter Befreier
Mitleid im Aug'!
Darum verehr' ich dich schauernd
Herrscher über die Götter,
Herrscher über die Menschen,
König der Könige — Tod!

(Der Scheiterhaufen ist aufgebaut, Zeus und Darius daraufgelegt. Im Hintergrunde haben einige Satyre Kienfackeln angezündet. Einer reicht eine solche dem Silen, der stumm abseits gesessen ist.)

Silen (nimmt die Fackel, tritt vor den Holzstoß, grimmig):
Nein, sage ich, nein!

Der Tod nicht, nicht Menschen beherrschen die Welt —
Hoch über den Wolken thront einsam und düster
Ein königlich Weib!
Reich fließt von der Schulter ihr köstlicher Purpur,
Rotleuchtend wie Blut,
Und seltene Perlen, mattschillernd wie Thränen,
Umfassen den Saum.
So thront sie hoch oben: des Himmels Gewölbe
Berührt ihr Haupt,
Doch Schemel der Füße ist ihr die Welt.
Sie blendet die elenden Erdengebor'nen,
Daß nie sie erkennen, den unerschaff'nen
Allschöpfenden Gott,
Den Wahren, den Einen — oder erkannt
Ihn wieder vergessen
Und seiner Gebote gütigstes bestes:
Einander zu lieben: den Schlüssel des Glücks!
Sie lehret sie schaffen sich Götter und Götzen
Nach eigenem, wildem, blutgierendem Sinn
Und winket dem Tod!
Da schwinget die Sense der schreckliche Schnitter,
Da blutet von Ketzern, Gefang'nen und Jenen,
Die standhaft anders die Götter verehren,
Unzählbare Jah!
D'rum beug' ich vor Dir mich grimmigen Herzens,
Verehr' dich in Demut, obzwar ich dich hasse,
Gebiet'rin der Menschen,
Gebiet'rin des Todes,
Gebiet'rin der Götter!
(Die fadel gegen Zeus ausstreckend):
Du liehest ihn werden,
Du liehest ihn leben,
Dir weih' ich den Toten,
T h o r h e i t — Herrin der Welt!
(Wie er die fadel in den Holzstoß wirft, fällt der Vorhang.)



Der Birkenwald.

Von Hedda Faurer.

Der Birkenwald war noch ganz jung. Wie eine Herde Lämmchen standen die kleinen Stämme beieinander auf der Heide — und zitternd beugten sie sich im Jungfrühlingswind. Alles war so jung — die blaßgrünen Schleier, die aussahen wie Vorhänge an einem Kinderwagen — die Käferchen unten in den Büschen — die scheuen Lerchenstimmen. — Und das Komteßchen aus dem Schloß, über dessen backsteinrote Parkmauer die Ahornbäume schauten. Manchmal wurde das Komteßchen herausgeführt bis in den Birkenwald. Und da stand es im weißen Kleidchen und der großen Helgoländerhaube mitten unter den kleinen, weißen Stämmen und freute sich, wenn ihm ein Käfer über die Schuhchen lief. Und eine Stimme hatte es, wie eine scheue Lerche. Aber es sagte noch nicht viel andres als: „Mama.“ Und die Jahre gingen durch den kleinen Birkenwald und die Stämme wurden größer. So groß, daß sie schon hinüberschauen konnten zu dem Lilienbeet im Schloßgarten. Gerade so weiß und aufrecht wie die Lilien standen sie da, und diese Eigenschaft verdankten sie wohl den unaufhörlichen Ermahnungen der alten Engländerin, die jetzt oft im Birkenwald mit dem Komteßchen saß. Die Ermahnungen galten wohl dem letzteren, aber die Birken thaten auch ihr möglichstes. Am Himmel glitten weiße Frühlingswölkchen hin, ein paar Bienen summten. Die alte Engländerin hatte ihr dickes, rotes Gesicht über eine Häfelarbeit gebeugt und das Komteßchen las vor. Die Birken lauschten — aber sie konnten es nicht verstehen, denn es war englisch. Einmal waren es Sir Joseph Crowes Memoiren, dann ein Buch über Byron. Hier geschah es einmal, daß das Komteßchen bei einem Citat, einer Stelle, die von einem Baumblatt redete: „Es hängt so leicht und hängt so hoch am höchsten Zweige, der zum Himmel schaut“ — selbst zum Himmel und zu den zarten, leichten Birkenblättern aufschaute und darüber das Weiterlesen vergaß. Die Engländerin war eingeschlafen und hielt die Häfelnadel wie eine Lanze in der Hand.

Aus dem Gebüsch schlug eine Drossel. Wundervoll, süß und lieblich. Es klang wie ein: „Noch nicht — noch nicht.“ Einmal wurde auch Shakspeare gelesen. Diesmal war die Engländerin ganz wach und korrigierte häufig. Wie weiße Frühlingsblumen blühten die ersten Verse auf, und Romeo und Julia kamen in den Birkenwald. — Die Drossel schwieg. Aber die reine, weiße Stimme des Komteßchens wurde nicht

wärmer, jedes Wort war durchsichtig und kühl wie ein Taotropfen. Und die Birken und die Lilien drüben im Garten standen still und unbewegt in der Sonne der glühenden Verje, die Lilien, Birken und junge Mädchen nicht verstehen . . .

Ein lieblicher Tag für den Birkenwald war Frohnleichnam. Da mußten die Birken viele Zweige verschenten — und das ganze Dorf sah eigentlich aus wie ein Birkenwald. An allen Thüren steckten die weißgrünen Zweige — und umwandten den Altar auf dem Dorfplatz. Und die kleinen Bauernmädelsn trugen alle weiße Kleider und grüne Kränze auf den sahblonden Köpichen — und wenn sie so beieinander standen, sah es eigentlich auch wieder aus wie ein kleiner Birkenwald. Und dann ordnete sich die Prozession und das Komteßchen kniete mitten im Straßenstaube nieder und sah mit den jungen frommen Augen auf das liebe Bild. — Die Glocken der kastanienumblühten Dorfkirche läuteten und am Dorf vorbei glitt der hellgrüne Fluß. Und der Frühling glitt hin —

Im nächsten Jahr hatte das Komteßchen ein neues, englisches Wort mit ins Birkenwäldchen gebracht — das Wort hieß Flirt und ein junger Mann gehörte dazu. Das Komteßchen kam jetzt eigentlich selten in das Gehölz — im Schloßgarten war ein Tennisplatz hergerichtet worden und die Birken streckten sich neugierig, um die schneeweißen Linien des Grundes und die hellen Anzüge der Spieler zu sehen. Und bunte Bälle und englische Worte flogen hin und her — abermals konnten die Birken nichts verstehen. Nur die Bedeutung des Wortes: 'out' lernten sie kennen. So hieß es jedesmal, wenn ein Ball über die Mauer weg und in ihre zartgrünen Wipfel flog, oder ins Haidegebüsch, das dann von Dorfbuben mit eifrigen, schmutzigen Händchen durchsucht wurde. Ueber die Bedeutung des neuen Wortes „Flirt“ dachten die Birken viel nach. Liebe hieß es nicht, soviel stand fest. Zudem sahen sie das Komteßchen, das rabenschwarze Locken und Augen wie Veilchen hatte, bald mit einem blonden Offizier, bald mit einem brünetten Attaché und ihr Vachen blieb immer das gleiche, ihre Blicke waren immer so lustig wie die blauen Schmetterlinge, die unter den Birken durchs Brombeergebüsch flatterten. Also Liebe wars nicht, aber vielleicht war es ein neuer Sport wie das Lawn tennis.

Im Winter darauf ging das Komteßchen zum erstenmal auf Bälle. Die Dorfskinder standen mit erfrorenen Nasen und Ohren Spalier beim Schloßthor, um das Komteßchen in den Wagen steigen zu sehen. Fast jeden Tag führte der Weg in ein benachbartes Schloß und immer war das Komteßchen in weiße Seide gekleidet. Die stand so gut zu ihrem

schwarzen Haar, das so ebenholzfarben war wie das Schneewittchens. Aber so poetische Vergleiche zog niemand von der Zuschauerschar. Als das Schneewittchen am Birkenwald vorbeifuhr, da sahen die Birken wie ihre Schwestern aus. Es hatte geschneit und sie standen da wie die Balldamen. Und noch ähnlicher war ihnen das Komteßchen eines Tags, als es zu einem Kostümball fuhr, als Kokotodame. Das Ebenholzhaar war diesmal so ein Puderköpfchen wie die schneebedeckten Birkenwipfel. An diesem Abend unterhielt sich das Komteßchen besonders gut. Es hatte alle Engländerei abgestreift — die Füßchen balancierten auf vergoldeten Stöckeln, die blumige, französische Seide rauschte, der zarte, elfenbeingeschnitzte Fächer zitterte im Rhythmus einer Gavotte und ein französisches Parfüm umgab das Komteßchen wie der Hauch einer jahrhundertalten Ueberkultur. Und das Herz schlug — nicht zu schnell zwar, aber auch nicht langsam — auch im Takt jener weichen, graziösen Weisen — und die Blicke waren gleitend und funkelnd wie Brillantenschimmer. Und wären die Birken dagewesen, sie hätten abermals ein Wort nicht verstanden. Das Wort hieß: „Coquetterie.“ Aber die Birken standen weit davon im Schnee und nur der Mondschein legte zarte Schnürkellichter um sie.

Und dann kam ein Tag, — es war wieder Frühling geworden, mit Verchenstimmen und mit Blätterknospen. Und das Spalier am Schloßthor war noch viel dichter und es war gut, daß die Aprilsonne den Dorfkindern so ein warmes, goldnes Näcklein anzog. Denn diesmal hatten sie viel mehr zu sehen und viel länger zu stehen. Ein ganzer, langer Brautzug war es, der durch den Park kam und die Wagen bestieg. Wundervolle, zartfarbige Toiletten, kostbare Pelzhüllen — denn die Damen hatten nicht wie die Dorfkinde der Aprilsonne getraut — funkelnde Orden und Uniformen. Und zuletzt — am Arm ihres Vaters, das Komteßchen. Und die Birken und Lilien nickten einander zu — sie war wieder schneeweiß gekleidet und hatte einen grünen Kranz im Haar. Ein weißer Schleier umgab ihre Gestalt — und als sie in den Wagen stieg, sah sie nach dem Birkenwald hinüber. Die Drossel schlug. — In der Dorfkirche wars schön und feierlich. Auf allen Plätzen drängten sich die Leute, um die schöne Braut zu sehen. Der Hochaltar war grün umfränzt und viele weiße Kerzen brannten und leuchteten in das Grün und durch die Kirche klang das „Ja.“ —

Draußen standen die Birken wie weiße Kerzen und leuchteten ins Wipfelgrün. Lange — lange sahen sie das Komteßchen nicht. Es mochten

wohl ein paar Jahre sein — aber sie dachten immer, einmal wird sie doch wiederkommen und hier bleiben, bis sie und wir gebeugt und alt dastehen werden, und ihre Locken so weiß sein werden wie die Lilien im Schloßgarten. — Und plötzlich war das Komteschen, das jetzt eine Frau Gräfin war, wieder da. Aber der Birkenwald freute sich nicht lang an ihr. Ein Bauernbursch war mit seiner Geliebten durch den Wald gegangen und hatte seine brennende Pfeife verloren. Und von Stamm zu Stamm, von Busch zu Busch wogte ein gelber Schimmer und umwob endlich den ganzen Birkenwald. Schauerlich schön sah es aus — als nun die weißen Kerzen brannten, als die schlanken Stämme gelbblodernde Wipfel trugen und die hellen Flammen in den sonnenblauen Sommerhimmel schlugen. Eine Fülle von Licht wogte auf und es sah aus, als ob lodrender Sonnenschein aus dem Birkenwald aufsteige. Im Dorfe schrieten sie nach der Feuerwehr, erschrockene Vögel flogen aus dem Birkenwald, der in goldgelben Flammen stand. Und auf der Schloßterrasse stand die Frau Gräfin, in deren Augen sich die Flammen widerspiegelten und aus deren Herzen auch Flammen stiegen, die Jugend, Reinheit und Leben verzehrten.



Aus dem Ende Mai erscheinenden Buche „Auf ferner Wacht. Geerrufe und Heimgrüße“ von Karl Brüll. (Dessau, Anhaltische Verlagsanstalt.)

Der Heimgang des Blinden.

Der Blinde stirbt im Kämmerlein des Armen:
„Aus Dunkel wandle ich zur Dunkelheit,
Nacht jetzt vielleicht tiefinnerstes Erbarmen?“

Das Lied der Nacht verlockte mich so weit.
Umfängt mich dann ein sonnenhelles Thal
Und löscht aus die Pein der Erdenzeit?

Ihr grünen Flammen steigt zum Himmelsaal,
Ihr Quellen rauscht von steilen Felsenhängen!
Ja, ist es möglich, daß erstirbt die Qual?

Und in der Brust empfind' ich Sehnsuchtsdrängen.
Wer nennt mich noch ein abgestorb'nes Glied
Des deutschen Volks? Ich horchte seinen Sängen
Und seinen, meinen Schmerz fand ich im Lied.“





Eine Miniatorenschule in Hohenfurt.

Die Erfindung des Buchdruckes hat die Miniatoren und Schreiber nicht mit einem Schlage beseitigt; namentlich in den Klöstern dauerte ihre Thätigkeit noch länger fort. Einerseits brauchte es ziemlich lange, bis sich der Buchdruck auch der Ordens-Psalterien, Missale, Breviere, Antiphonarien, Gradualien u. s. w. annahm, anderseits wäre den Ordensbrüdern durch die Annahme gedruckter Officien eine Hauptbeschäftigung entzogen worden; dazu kam noch der Umstand, daß der häufige Gebrauch der kirchlichen Bücher deren Dauerhaftigkeit forderte. Darum wurden sie noch im 16. Jahrhundert auf Pergament geschrieben; ja selbst im vorigen hat manches Stift, so auch Hohenfurt, Schreiber ganzer Psalterien aufzuweisen.

Während wir in unserem Stifte in der älteren Zeit verhältnismäßig wenig Schreiber und keinen einzigen Miniator aufzuweisen haben, tritt uns am Ende des 15. Jahrhunderts in Hohenfurt eine Reihe von Miniatoren und Schreibern entgegen.¹⁾ Den Anstoß dazu gab Abt Thomas Hohenfurter, ein gebürtiger Welser. Dieser bekleidete 1461 die Stelle des Kellners (Kellermeisters, cellerarius), gelangte am 10. Juni 1464 nach dem Tode des Abtes Paul von Kapellen zur äbtlichen Würde und starb am 26. Juli 1493 nach einer reichen Wirksamkeit. Seine Grabstätte fand er im Kapitelsaale.

Wollte er die Schreibekunst in seinem Stifte haben, so konnte er dies nur durch Aufnahme eines auch in der Miniaturmalerei erfahrenen Mönches.²⁾ Thatsächlich finden wir denn auch 1477 den Profeß und Priester des Stiftes Lilienfeld (Niederösterreich) P. Nikolaus Paurenveindt (Bauernfeind) als Gast in Hohenfurt; am Luzientage (13. Dezember) des genannten Jahres beendigte er hier ein Cistercienser-Psalterium auf Pergament,³⁾ schön geschrieben und mit Miniaturen reich verziert, ein Riesenwerk, das darauf schließen läßt, daß der Schreiber bald nach der Abtwahl Thomas Hohenfurters in das Stift gekommen sein muß. Hier gründete er nun eine ganze Schreiber- und Miniatorenschule, die, freilich schon der Verfallszeit angehörend, dennoch Beachtenswertes leistete. Mit seinem Tode am 9. September 1490, der in Hohenfurt erfolgte,⁴⁾ scheint auch die Schule ihr Ende erreicht zu haben, umsomehr, als auch ihr eifriger Förderer, Abt Thomas, drei Jahre darnach starb. Da die meisten von der Schule geschriebenen Codices

¹⁾ Herr Dr. A. Weizelgärtner machte mich gelegentlich der Durchsicht der Hohenfurter Codices nach Miniaturen gütigst darauf aufmerksam.

²⁾ Ähnliches geschah schon früher. Vgl. Hohenf. Papiercodex 49, Bl. 571. — Neuwirth, Gesch. d. bild. Kunst in Böhmen vom Tode Wenzels III. ... 141.

³⁾ Codex CLI der Hohenfurter Bibliothek.

⁴⁾ V. Jd. Sept. fr. Nicolaus Pawrveint Sac. et Mon. h. dom., Hospes in Hohenfurt, et scripsit ibidem Psalterium unum in Membrana (Lilienfelder Refrolog).

in der ersten Hälfte des Dezembers beendet wurden, dürften sie wohl dem Abte zu seinem Namensfeste überreicht worden sein.

Am Barbaratage (4. Dezember) des nächsten Jahres 1478 beendete Bruder Jakob ein Cistercienser-Diurnale,¹⁾ auf seinem Pergament schön geschrieben, — allerdings ohne Miniaturen, aber schon in der Schrift zeigt sich der Einfluß des Zilienfelder Gastes. Derselbe Jakob schrieb im darauffolgenden Jahre 1479 das Hohenfurter Nekrolog und die Hohenfurter rosenbergische Chronik (bis 1472)²⁾ ab, auch er schloß seine Abschrift am Lucientage (13. Dezember). Wir finden ihn 1480 und 1481 13. Februar als Stiftsprior; bald darauf scheint er gestorben zu sein, denn schon 1484 wird er in einem Brüderverzeichnis nicht mehr genannt. Er stammte aus Grazen (de novo castro), sein Ableben setzt das Stiftsnekrolog zum 19. März.³⁾ Aus den nächsten Jahren findet sich keine datierte Handschrift; erst 1482 beendigte Bruder Paul von Höriz ein Cistercienserdiurnale,⁴⁾ wieder ohne Miniaturen. Derselbe wird schon 1481 in einem Brüderverzeichnis genannt und starb (nur Profeß, nicht Priester) am 5. März 1508.

Endlich gelang es dem Lehrmeister, auch einen Miniator unter den Hohenfurter Mönchen heranzubilden; es war dies der Profeß und Priester Prokop; in der Vigilie des Bartholomäustages (23. August 1483) beendigte er ein Cistercienser-Brevier,⁵⁾ mit Miniaturen verziert, die deutlich die Schule Paurenveindts verraten. Ein H⁶⁾ in der Anfangsminiatur zeigt an, daß auch diese Handschrift der Initiative des Abtes Thomas Hohenfurters zu verdanken ist. Prokop wird als Priester und Mönch auch 1484 genannt; er starb als Senior des Stiftes, also hochbejahrt, am 7. März 1518.

Damit ist die Reihe der aus der Hohenfurter Miniatoren- und Schreiberschule hervorgegangenen Handschriften keineswegs erschöpft; unsere Bibliothek enthält noch einige, die deutlich den Charakter der Schule zeigen, aber keine nähere Angabe des Schreibers und der Zeit haben, darunter solche mit Miniaturen. Ich verweise hier auf die demnächst erscheinende Arbeit Dr. Weigelgärtners. Sicher haben auch die Jahre 1480 und 1481, vielleicht auch 1484—1490 solche Xenien von Abt Thomas aufzuweisen gehabt. Wir war es nur darum zu thun, die Deffentlichkeit auf die interessante Thatsache der Existenz einer Miniatorenschule in Hohenfurt aufmerksam zu machen und die historischen Thatsachen festzustellen; die Beurteilung und Vergleichung der Handschriften und Miniaturen muß ich einem Kundigeren überlassen. — Daß wir es mit einer deutschen Schule zu thun haben, dafür bürgt der Lehrmeister, der auch am Ende des 15. Jahrhunderts deutsche Charakter unseres Stiftes und die Abstammung der Schreiber aus den deutschen Orten Höriz und Grazen.

P. Dr. Valentin Schmidt.

¹⁾ Msc. XVI.

²⁾ Hohenfurter Archiv.

³⁾ Wahrscheinlich starb er noch 1481; da er am 11. April nicht mehr als Prior genannt ist. Es wird allerdings noch 1481 ein Jakob genannt, den ich aber für einen andern Bruder halten möchte.

⁴⁾ Msc. XV.

⁵⁾ Msc. VI.

⁶⁾ Nicht „p“ wie P. Raphael Pavel im Handschriftenkataloge meint.

Besprechungen.

* Philipp Peter, Nirvana und Samsara. Ghafelen. Leipzig. E. Pierjon.

Das Büchlein — sein Titel deutet es schon an — umschließt Poesie von ausgesprochen gedanklichem Charakter, ein dichterisches Sinnen, das oft und gern in's Philosophische schreitet. Es wird in diesen Gedichten eine Lebensanschauung gepredigt und gepriesen; eine, die an den Horaz erinnert, aber doch über ihn hinausgeht: Mit heiterer Ruhe betrachtet der Dichter Welt und Dinge, ein Zuschauer mehr als ein Beteiligter; so schafft er sich ein seliges Nirvana. Daneben und hinein klingt der philosophische Gedanke der ewigen Wiederkehr: Samsara.

Das Philosophische und Gedankliche ist durchaus nicht immer ein Vorzug im Gedicht. An rechter Stelle stehen diese Worte wesentlich nur im eigentlichen Lehr-Gedicht oder etwa im Epigramm; wo aber in des Wortes weitestem Sinne lyrisch empfunden und lyrisch gebildet wird, da müssen andere Kräfte wirksam sein, als gedankliche; da muß dichterisch erschaut und künstlerisch gestaltet werden. — Das kann nicht ohne Anwendung auf die vorliegenden Gedichte bleiben: Ihr Stoff heißt vielfach den gedanklichen Ausdruck; und da steht denn dieser Ausdruck zu Recht und in echter Wirkung. Aber er reicht nicht aus und gestaltet nicht aus dem Vollen, wo das eigentlich lyrische Element stärker hervortritt; und das ist auch in diesen Gedichten nicht eben selten der Fall.

Die Form der Gedichte ist die

Ghasele; und Philipp spielt auf diesem schwierigen Instrument mit Leichtigkeit und Geschma. Ein Anderes freilich ist: Ob nicht diese Form an sich mehr eine gekünstelte als eine Kunstform ist. Die Ghasele mit ihren einheitlich und einförmig durch das Ganze durchgeführten Reimen mag durch diese ihre Natur hie und da recht eindringlich wirken, besonders wenn statt des Reimes dieselbe Wortfolge als Ritoruell wiederkehrt: im ganzen aber und zumeist muß eine so gebundene Versform den Dichter mehr beengen als befreien; und darum hat denn auch die Ghasele, die deutsche wenigstens, oft etwas Gefünsteltes. Möglich, daß dieses fremde Reiz in seiner alten Heimat, im Orient, besser und natürlicher gedeiht; ich kenne persische Dichtung nicht.

Auf zwei Gedichte in diesem Heftchen möchte ich besonders hinweisen: „Des Pöbels Gunst entrat' ich gern“ und „Frühling“. Jenes erste ist rein gedanklicher Art, aber von besonders schönem formalem Aufbau, der den Gedanken klar und wohlumrissen heraushebt. Das andere, „Frühling“, schätze ich am höchsten aus dem ganzen Gedicht-Band. Dies kleine Gedicht ist ungebeugt von aller Gedankenlast, dabei von rhythmischem Reiz und lieblicher Grazie.

Georg Brandt.

* Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst. Gesammelt von Richard Batta, herausgegeben vom Kunstwart. Erste und zweite Folge. München. Callwey. à M. 1.—

Es ist ungefähr ein Jahr her, daß der „Kunstwart“ daranging, um einen unvergleichlich billigen

Preis Einzelbrude von Meisterwerken der bildenden Kunst unters Volk zu bringen. In genügend großem Format und in bestmöglicher Treue hergestellt, sollen sie dem Volke, das die bisherigen theuern Reproductionen sich anzuschaffen nicht in der Lage ist, den Zugang zum Genuß der Kunst erschließen. Jedes einzelne Bild enthält auf dem Umschlag eine Anleitung zur Betrachtung des vorliegenden Kunstwerkes, eine knapp gefaßte biographische Skizze und, wo es zum Verständnis nothwendig erscheint, auch frühere Studien zu dem fertigen Bilde. *) An diese Veröffentlichung, die bereits, wie man sich alltäglich überzeugen kann, im deutschen Haus festen Fuß gefaßt hat, schließt sich nun eine zweite an, die „Bunte Bühne“, von der soeben die ersten zwei Hefte auf den Markt gebracht worden sind. Auch die „Bunte Bühne“ befolgt die Art der Erläuterung, wie sie in den Meisterbildern angewendet wird. Es ist beinahe zu verwundern, daß es möglich ist, ein schön gestochenes und sauber ausgeführtes Notenheft im Umfang von 60 bis 70 Seiten um eine Mark herauszugeben. Jedes der beiden Hefte enthält *nova et vetera*. Das erste: Wolf, Epiphanias (Goethe); Beethoven, Der Ruß (Weisse); Löwe, Kleiner Haushalt (Rüdert); Plüddemann, Phidile (Claudius); Weber, Reigen (Voss); Mozart, Das gestörte Ständchen; Beethoven, Es war einmal ein König (Goethe); und

Lassos Landsknechtständchen. Das zweite: Altdeutsches Wanderlied; Beethoven, Mit Mädeln sich vertragen (Goethe); Schein, Holla gut Gsell; Mendelssohn, Jagdlied; Sommer, Der arme Taugenichts (Geibel); Weber, Ich sah ein Röschen (Müchler); Beethoven, Die schöne Schusterin (Stephanie); Lassus, Das Echo; Weber, Mein Schagerl ist hübsch; eine Menuett-Suite nach Bach, Glück, Haydn, Mozart und Beethoven; Löwe, Graf Eberstein (Uhlant). Erwägt man, daß viele der angeführten Tonsätze bisher gar nicht oder doch nur sehr schwer zu verschaffen waren, — so ist z. B. Plüddemanns „Phidile“ zum erstenmal veröffentlicht, ebenso Lassos Echo; die Beethovenischen Compositionen des zweiten Hefes waren bisher nur mit Orchesterbegleitung erhältlich und sind durch das Arrangement eines Klaviersatzes erst hier dem Hausgebrauch erschlossen worden, während das Altdeutsche Wanderlied in Hest 1 der „Deutschen Arbeit“ zum erstenmal der Oeffentlichkeit übermittelt wurde, — so leuchtet schon aus diesem Grunde der Wert des jüngsten Kunstwart-Unternehmens ein.

Uebrigens steht die „Bunte Bühne“ nicht bloß auf dem Papier: sie hat bereits durch die Umsetzung in die That die Feuerprobe bestanden. Das deutsche Landestheater in Prag hat weder Zeit noch Mühe gespart, um das Programm der Bunten Bühne, wie es von einigen um das Kunstwartbanner geschaarten Künstlern und Literaten vertreten wird, auszuführen. Und der Erfolg war auf seiner Seite. Am 12. Februar wurde im kgl. Landestheater vor vollständig ausverkauftem Hause die Bunte Bühne eröffnet.

*) Meisterbilder fürs deutsche Haus, herausgegeben vom Kunstwart, München, Georg D. W. Callwey. Jedes Blatt im Umschlag mit Text im Einzelverkauf 25 Pfg. Bisher sind erschienen Bilder von Dürer, Holbein, Raphael, Rembrandt, Aethel, Ruissdael, Velasquez, Tizian, u. A.

Die Bunte Bühne will Raum schaffen für alle redende, heitere Kunst, welche in unserm heutigen Musiktreiben keinen Platz findet. Niemand wird leugnen wollen, daß es für die Aufführungen der verschiedenen Vereine in der alten und neuern Literatur noch sehr viele ungehobene Schätze gibt. Es ist nicht gerade das Schlechteste, das bisher aus dem Concertsaal verbannt blieb. Zu untersuchen, welche Factoren hiebei mitspielen, ist hier nicht der Platz. Die Bunte Bühne hat demnach den Zweck, das Concerttreiben zu ergänzen und für die heitere Kunst, die hierin viel zu wenig vertreten ist, eine neue Pflegestätte zu schaffen. Also nicht ein neues Genre will sie sein, sondern eine Idee, nicht Selbstzweck, wie z. B. Wolzogens Ueberebrettel, sondern ein Mittel zum Zweck.

Verwirklicht wird die Idee zunächst eben auf der Bühne. Die heiteren Gesänge können stofflich gruppiert werden, wodurch man für eine ganze Reihe von Liedern einen gemeinsamen Hintergrund gewinnt, der die Phantasie des Zuschauers auf halbem Wege fördert. Es kommt aber nicht darauf an, lyrische Kunstwerke zu dramatisiren, das wäre ja ästhetisch unmöglich, sondern sie werden nur in Kostümen vorgeführt. Die Hauptsache bleibt, die Werke selbst unter die Leute zu bringen. Die Art der Prager Aufführung ist mit dem alten Singspiel verglichen worden. Aber das scheint mir nicht richtig zu sein, denn es fehlt gerade das Unkünstlerische des bloß verbindenden Textes, das Vortäuschen einer dramatischen Handlung, wo eine solche nicht vorhanden ist. Ist das nicht ein Hauptvorteil, daß ohne solche Mittel, also trotz der lockeren

Verbindung, jedes Stück für sich allein wirkt, daß es sich zeigt, eine jede Nummer ist für sich Zweck und wird nicht erst im Zusammenhang ein Kunstwerk? Auch der Vergleich mit den Berliner Lebenden Bildern hinkt. Die Berliner haben wohl etwas Aehnliches versucht, aber sie ließen sich bei der Zusammenstellung ihrer Programme doch nur von der Rücksichtnahme auf alte und bewährte Schlager leiten. Das Gegentheil will aber die Bunte Bühne. Wenn nun doch hie und da ein bekanntes Stück auftaucht, so geschieht es wohl hauptsächlich wegen seiner Eignung als verbindendes Glied und weil es von Vortheil ist, dem Publikum zeitweise Sachen anzubieten, bei denen es ein Weilchen von der angestrengten geistigen Mitthätigkeit ausruhen kann.

Die in Aussicht genommene Wiederholung der Aufführung mit theilweise neuem Programm wird lehren müssen, ob die Bunte Bühne lebenskräftig und dazu bestimmt ist, eine fühlbare Lücke in der modernen Kunstpflege auszufüllen.

Ernst Rychenovsky.

* Schneider Ferdinand Josef, Jean Pauls Altersdichtung Zibel und Komet. Ein Beitrag zur literarischen Würdigung des Dichters. Berlin B. Behr (C. Bod) 1901. XII und 258 S. 8^o M. 6. *)

Das vorliegende Buch ist die erste Spezialarbeit über ein poetisches Werk Jean Pauls. Es ist eine fleißige und reife Arbeit, welcher in der gerade in der letzten Zeit immer reicher und vielgestaltiger gewordenen Jean Paul-Lite-

*) Diese Arbeit ist aus dem Prager Universitäts-Seminar für deutsche Philologie hervorgegangen. Schneider, ein geborener Teplitzer, ist ein Schüler von Prof. August Sauer.

Aus dem Jahresberichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen für das Jahr 1901.

Dem Jahresberichte, den der Vorsitzende Dr. Freiherr von Wieser in der Hauptversammlung vom 7. März vortrug und der demnächst in Druck erscheinen wird, entnehmen wir folgende Angaben.

Der Bericht weist zunächst darauf hin, daß im verflossenen Jahre die jährliche Staatsubvention um 10 000 K. erhöht und daß die Gesellschaft bei den Empfängen durch seine Majestät in der Prager Hofburg im Juni 1901 in den Rang einer Akademie eingereiht worden ist. Erwähnt werden ferner die Feier des zehnjährigen Bestandes, die Begründung der Monatschrift „Deutsche Arbeit“ und die zwei Denkschriften der Gesellschaft, worin die deutschen Kunstverhältnisse in Böhmen und der Mangel an Förderung der deutschen Kunst seitens der öffentlichen Gewalten beleuchtet, sowie die Aufmerksamkeit der Behörden darauf gelenkt wurde. Auch werden alle die Schritte dargelegt, welche die Gesellschaft unternommen hat, um den deutschen Künstlern Böhmens eine entsprechende Berücksichtigung an der hochherzigen kaiserlichen Stiftung einer modernen Kunstgalerie in Prag zu sichern.

Die ständigen Unternehmungen und Veröffentlichungen der Gesellschaft nahmen im verflossenen Jahre ihren regelmäßigen Fortgang. Die geologische Aufnahme des böhmischen Mittelgebirges wurde so weit fortgeführt, daß von dem (von Herrn Professor Gipsch übernommenen Teile) das Kartenblatt Großprießen (das vierte) samt dem erläuternden Texte druckfertig vorliegt, für ein fünftes das Gebiet von Auffig umfassende Blatt die Arbeiten im Felde fertiggestellt und nunmehr eingehende petrographische Untersuchungen in Angriff zu nehmen sind, während für ein sechstes (Milleschau) die Feldarbeiten unmittelbar vor dem Abschlusse stehen. Für das Gebiet Großprießen, das in geologischer Beziehung verwinkelteste des böhmischen Mittelgebirges, wurde das Vorhandensein von vier, bisher dort nicht vorausgesetzten Gesteinsarten erwiesen. Die Forschungen im Gebiete von Milleschau

ergaben mehrfach neue Anschauungen über das Alter und die Lagerung einiger Glieder der nordböhmischen Braunkohlenformation. Herr Professor Pelikan hat die petrographische Untersuchung für das im Vorjahre übernommene Kartenblatt Salesl zur Vollendung gebracht und mit seinem zur Mitarbeit herangezogenen Schüler Herrn Georg Irrgang, der die Arbeiten für das Blatt Lobositz selbständig durchführt, im Ganzen etwa 500 Gesteinsproben gesammelt. Die beiden Blätter dürften demnächst druckfertig werden.

Die prähistorische Durchforschung des deutschen Böhmen durch den Kustos des Teplitzer Museums, Herrn Robert von Weinzierl wurde anschließend an die im Vorjahre begonnenen Arbeiten im nordwestlichen Böhmen fortgesetzt, wobei das Hauptaugenmerk auf die neolithischen Siedlungen gelenkt und die Bestimmung der Kulturzentren gerichtet wurde. Es wurde das Goldberg-Gebiet bis zur Eger, diese abwärts und deren Seitenthäler am linken Ufer aufwärts bereist. Die in Prohnitz a. E. und in Ruterschitz bei Bilin untersuchten fränkischen Gräber sind als die ersten dieser Kultur in Nordböhmen zu bezeichnen. Umfassende Ausgrabungen wurden in Liqitz, Prohnitz a. E. (Lausiger Urnengräber) Lobositz, Libochowitz a. E. und Langugest gemacht. In den letztgenannten beiden Orten konnten vollständige Gräber gehoben werden, die in Vitrinen aufgestellt, vorzügliche Anschauungsobjekte bilden. In Langugest wurden 8 Gräber aufgedeckt, mit denen die nördliche Begrenzung des Kellenfriedhofes festgestellt zu sein scheint, während nach Süden zu auf noch unerforschtem Terrain noch eine große Zahl von Gräbern zu erwarten ist. Westlich wurde eine Herdstelle gefunden und ausgehoben, die als gleichzeitig anzusprechen ist. Ferner wurden der Madarz bei Ruditz und dessen mächtige Vornwälle untersucht. Hierbei wurde eine bronzezeitliche Ansiedlung auf dessen Hochplateau (632 m) festgestellt und der sog. verschlachte Wall nach seiner Entstehung geprüft. Die großen nördlich sich anschließenden Vornwälle stammen aus der Kupferzeit und wurden von den Schweden verstärkt. Eine Studienreise, die Herr von Weinzierl mit einer besonderen Subvention der Gesellschaft nach der Schweiz und dem

Rheingebiete machte, ergab wichtige Aufschlüsse für die Vergleichung der dortigen Funde mit den in Nordböhmen gemachten. Herr von Weinzierl wurde ferner ein Fond angewiesen zum Zweck des Ankaufs vorgeschichtlicher Funde, die er auf seinen Inspektionsreisen wahrnehmen sollte. Nach einer mit der Tscheliger Museums-Gesellschaft getroffenen Abmachung werden solche Ankäufe unter Wahrung des Besitzrechtes unserer Gesellschaft dem Tscheliger Museum überlassen unter der Bedingung, daß sie jederzeit wissenschaftlichen Forschern zugänglich erhalten bleiben und daß Duplikate dem böhmischen Landesmuseum in Prag übergeben werden.

Der Bericht erwähnt hierauf die Veröffentlichungen der Gesellschaft im verfloßenen Jahre: Die Beiträge zur Kenntnis der Wirbeltierfauna der böhmischen Braunkohlenformation von Dr. Schlosser und Prof. Laube, die ersten zwei Bände der neuen Stifterausgabe besorgt von den Prof. Sauer und Horcicka, Johns Ausgabe der Egerländer Bräuche von Rat Grüner, die alle in unserer Monatsschrift (S. 500 ff., 578 ff., 31 ff.) bereits ausführlich gewürdigt worden sind.

Weiters heißt es in dem Berichte: „Wir sind in diesem Jahre daran gegangen, die künstlerische Ausschmückung des Kaiserbades in Karlsbad durch die Aufstellung von plastischen Gruppen auf der Freitreppe des Gebäudes zu Ende zu führen. Wir haben die Ausführung der Arbeit an den begabten jungen Bildhauer Karl Wilfert, Sohn, aus Eger, einen Schüler Myslbecks an der Prager Akademie, übergeben und zunächst im Einverständnis mit der Stadtgemeinde Karlsbad, welche einen entsprechenden Betrag ihrerseits votiert hat, die Summe von 3000 K. für die Gruppe „Der Sprudel“ bewilligt. Außerdem haben wir das Modell für die 2 Gruppe „Heilkraft“ angekauft. Es gereicht uns zu besonderer Freude, daß wir auch in diesem Jahre in der Lage waren mit einer der deutschen Städte Böhmens zusammen die Ausführung einer künstlerischen Arbeit zu ermöglichen, die einem Künstler des Landes Gelegenheit gibt, sein Werk der Öffentlichkeit vorzuführen.“

Endlich erörtert der Jahresbericht die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise Prof. Dexters nach Australien

(siehe Deutsche Arbeit, Heft 7) und die Aufgaben und Ziele der archäologischen Expedition nach Kleinasien (siehe Deutsche Arbeit, Heft 6), durch deren Ausrüstung die Gesellschaft sich mit der Wiener Akademie der Wissenschaften zu gemeinsamer Arbeit verbunden hat. Hierzu bemerkt der Bericht: „Es sind nach Maßgabe unserer Mittel nicht unbedeutende Summen, die wir für die beiden zuletzt genannten wissenschaftlichen Reisen zur Verfügung gestellt haben, aber wir meinen, daß wir uns damit in den Dienst von Aufgaben stellen, deren Lösung wir in erster Linie anzustreben haben. Wenn wir den wissenschaftlichen Dienst für die Deutschen des Landes organisieren wollen, dürfen wir uns nicht darauf beschränken, ihnen die Arbeitsgebiete erschließen zu helfen, die im Innern des Landes gelegen sind. Wir müssen es Ihnen ermöglichen an allen Problemen mitzuarbeiten, die der wissenschaftlichen Forschung der Gegenwart gestellt sind Es muß unser Bestreben sein, dahin zu wirken, daß die deutschen Forscher Böhmens möglichst mit in Betracht gezogen werden, wenn Aufgaben des internationalen wissenschaftlichen Wettbewerbes zu lösen sind!“

Die gesamten Neubewilligungen des Jahres 1901 betragen 77.343 K. 47 H. Davon sind (abgesehen von dem für die „Deutsche Arbeit“ bewilligten Kredite) 27 Bewilligungen mit 31.703 K. 47 auf Antrag der Abteilung für Wissenschaft, 6 Bewilligungen mit 6100 K. der Abteilung für Landichtung, 11 Bewilligungen mit 11.341 K. der Abteilung für Literatur und 26 Bewilligungen mit 13.200 K. der Abteilung für Kunst. Unter den letztgenannten Bewilligungen befinden sich 17 Schülerstipendien (von 150—1000 K.) für junge deutsche Künstler aus Böhmen, von denen 10 in Prag, 7 in Wien, Leipzig, München und Paris studieren. — Eine genaue Liste aller Bewilligungen, sowie ein Verzeichnis der jüngsten Veröffentlichungen der Gesellschaft folgen im Anhang des Jahresberichtes.

Vorträge.

* **Prag.** Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde. 15. April. E. Herzog: Inwiefern kann man von Lautgesetzen sprechen? — J. Rieber: Die El-Amarnatafeln als historische

Zeugnisse des 15. und 14. vorchristlichen Jahrhunderts.

* **Verein „Deutsche Mittelschule“** in Prag. 16. April. J. Bihan: Zur analytischen Methode im deutschen Unterrichte.

* **Deutscher pädagogischer Verein.** 19. April. J. Pohl: Ueber den gegenwärtigen Stand der Reformbestrebungen auf dem Gebiete des naturgeschichtlichen Unterrichtes.

* **Verein deutscher Aerzte** in Prag. 18. April. F. Queppe: Buchners Theorien über Abschwächung und Alogie. — F. Neumann: Ueber Paraffininjektionen (mit Demonstrationen). 25. April. A. Pich: Demonstration klinischer Fälle.

* **Deutscher polytechnischer Verein** in Böhmen. 4. April. Schubert-Soldern, Was ist Stil? — 18. April. A. Jaray: Die elastische Linie als Seilkurve. — 25. April. Schubert-Soldern, Ueber den Einfluß der Kulturverhältnisse der Völker auf Stilbildungen.

* **Oesterreichische Gesellschaft zur Förderung der chemischen Industrie.** 26. April. L. Auherwinkler: Ueber Nidelfcarbonyl und seine technische Verwendung.

* **Verein „Frauenfortschritt.“** 12. April. Hedwig Schulhof: Frauenbewegung und Entwicklungsethik. — 16. April. Unterhaltungsabend. Klona v. Jarosy, Gedichte von Paul Leppin. — W. J. Harmuth, Gedichte von Hugo Salus und Hedda Sauer.

* **Deutscher Gabelsberger Stenographen-Verein.** 8. April. A. Stahler: Ueber die vom System-Prüfungsausschusse der Gabelsbergerischen Schule eingebrachte Systemänderungsvorlage.

* **Verein deutscher Handelsangestellter.** 12. April. E. Kalmus: Die Sinnesorgane des Menschen (mit Demonstration).

* **Deutscher Fortbildungsverein „Walhall.“** 19. April. L. Bloch: Illegitimität und Legitimation in Oesterreich. — 26. April. E. Wahle: Leben und Arbeit.

* **Smichow.** Deutscher Fortbildungsverein. 22. März. Anstony: Der gegenwärtige Stand des Spiritismus. 5. April. Altschul: Ougiene der Kleidung und der Wohnung.

* **Altenteich.** Verein der Lehrer im nördlichen Egerlande. 19. April.

A. Ebert: Ueber meine Reise nach Bosnien.

* **Aussig.** Elternabend des freien pädagogischen Vereines. 6. April. Dr. Walter: Ueber Schutzpocken-Impfung. — A. Stoisl: Die Wahrheit in Erziehung und Unterricht. — Verein für Gesundheitspflege. 18. April. M. Schniger: Gründe, welche gegen die Impfung sprechen. — Technischer Verein. 18. April. Christmann: Ueber die Ausnutzung des Dampfes in Abwärmekraftmaschinen.

* **Brüx.** Ortsgruppen des Bundes der Deutschen in Böhmen. 8. April. Skioptikonvortrag. A. Prosche: Am Bierwaldstättersee.

* **Chotieschau.** Lehrerversammlung. 5. April. L. Blechinger: Zur Umgestaltung des naturgeschichtlichen Unterrichtes.

* **Dauba.** Bezirks-Lehrerkonferenz. 13. April. Dübel: Zur Methode des Schreibfeinunterrichtes an minderorganisierten Schulen. — F. Flanderka: Pädagogische Mittel gegen den Alkoholismus. — F. Quaißer: Erfahrungen beim Unterrichte.

* **Duppau.** Lehrerverein. 19. April. F. Weis: Das Zeichnen in der Volksschule. — F. Willomitzer: Reisebilder aus der Schweiz, dem Schwarzwalde, dem Rhein und Mainthale.

* **Leipa.** Lehrerverein. 7. April. Diefel: Pädagogische Rundschau. — Markgraf: Die neue Rechtschreibung und die dieser zugrunde liegenden Regeln. — Leipziger Museumsverein. 15. April. M. Winn: Die Ziele und Aufgaben des Leipziger Museums.

* **Liebenau.** Bildungsverein. (Besteht seit 1868.) 15. März. Grillparzerfeier. J. Dejnec: Ueber die Bedeutung Grillparzers. O. Hirschmann: Das goldene Blies. — 5. April. L. Loos: Das Messen in seiner physikalischen, technischen und praktischen Bedeutung.

* **Plan.** Leseverein Geselligkeit. 14. April. A. Ritschel: Reiseeindrücke in England. — J. Polak: Die Pflanze und ihr Leben.

* **Pömmmerle.** Verband der Volkshildungs-Vereine im politischen Bezirk Aussig. 13. April. Strohschneider: Kulturbilder aus dem 30jährigen Krieg.

* **Teplitz.** Teplitz-Schönerer Leseklub. 9. April. F. Carus: Oesterreichische Handelspolitik.

* **Trautenau.** Bund der Deutschen Ostböhmens. Familienabend 31. März. A. Bachmann: Wie kam Böhmen zum Hause Oesterreich? — Deutscher Schulverein. 24. April. A. Nestler: Verfälschung vegetabilischer Nahrungs- und Genußmittel.

* **Warnsdorf.** Werkmeister- und Fabrikbeamten-Verein. 5. April. D. Kantor: Gesundheitsverhältnisse. — Pädagogischer Verein. 16. April. Willkomm: Zwei Charakterfehler der Kinder. — Richter: In den Kohlenbergwerken. (Mit Bilddemonstration.) — Werkmeister-Verein Fortschritt. 26. April. F. Bergmann: Wanderung durch das Jeschken- und Isergebirge.

* **Wien.** Gesellschaft der österreichischen Volkswirte. 29. April. F. v. Wieser: Probleme der direkten Besteuerung in Oesterreich.

* **Berlin.** Kunstgeschichtliche Gesellschaft. 15. April. E. Pazau: Norddeutsche Künstler und Kunsthandwerker in Prag vom 16. bis 18. Jahrhundert.

Aus den Museen.

* **Aussig.** Zuwachs: Originalmodelle der in Fürglitz aufgestellten Büste des Fürsten Egon von Fürstenberg und des Reliefs „Cyrill und Method unter den Slaven“ (Prag, Teinfirke) von Emanuel Max von Wachsenstein. Del-Porträts. Ansichten von Auffig. Bleistiftskizze aus 1863 von Julius Gruh. Münzen in Kupfer, Silber und Gold. Erinnerungsmedaillen. Urkunden, von Kaiser Leopold I. und Josef II. gezeichnet. Pazifikale in Silber und vergoldet.

* **Teplitz.** Zuwachs: Durch Aushebungen der Gräber 37—45 auf dem Libochowanner Grabfeld typische Gefäßformen der Lausitzer- und Halstattkultur sowie Bronzen der ersteren und Eisenschmuckfragmente der jüngeren Epoche. Gesamtzahl der aus den Gräbern 1—45 gehobenen Urnen: 160. — Fagettierter Steinhammer aus einem neolithischen Skeletgrave. — Taubmannia von 1713. — Assignate und Broschüren.

* **Reichenberg.** Nordböhmisches Gewerbemuseum. Ausstellung von Aquarellbildern des Pariser Malers Henry O. Dorn. Ausstellung der Licht- und Farbendrucktafeln des vom Kuratorium herausgegebenen Ver-

tes „Die Gläserammlung des Nordböhmischen Gewerbemuseums.“

Vereine.

* **Skt. Joachimsthal.** Verein „Fortbildung.“ Dieser vom k. l. Notar Dr. F. Cartellieri geleitete Verein besitzt eine stark benützte Bücherei von 779 Bänden, erhält eine Suppenanstalt, die im verfloßenen Winter 3000 Teller Suppe an arme Schulkinder unentgeltlich verabfolgte, und beschloß jüngst die Gründung einer Kinderkrippe. An den Vortragsabenden dieses Jahres sprachen unter anderem Bergverwalter Step: Ueber Salzgewinnung und die Werte von Wicliczka, Bürgerschuldirektor F. Dirschberg: Die Nähnael und deren Erzeugung.

* **Berlin.** Die am 19. April begründete Deutsche bibliographische Gesellschaft hat zu ihrem zweiten Vorsitzenden Prof. Dr. A. Sauer (Prag) gewählt.

Theater und Musik.

* Die im XI. Jahrgange stehende Neue musikalische Presse in Wien bringt regelmäßige Berichte über die Opernaufführungen am Deutschen Theater und über sämtliche Konzerte in Prag aus der Feder von Dr. Viktor Joh in Prag. — In Nr. 17 dieses Fachblattes wurden neuere Liebeskompositionen von Heinrich Rietsch op. 12, 13 (siehe Deutsche Arbeit S. 432) durch H. G. anerkennend besprochen.

* Neue Kompositionen von Heinrich Rietsch:

Das Walten der Liebe (A. Schulmeister) op. 10a. Bearbeitung für Männerchor mit Klavier vom Komponisten. Partitur und Stimmen K. 1.80. Wien, Josef Eberle.

Fantasia (F-moll) für zwei Klaviere zu vier Händen. op. 14. Mk. 2.70. Leipzig, Robert Forberg.

Britische Werbung Aus den Burenliedern des Hr. Lienhard) für Männerchor mit Orchester oder Pianoforte. op. 15. Orchesterpartitur mit unterlegtem Klavierauszuge Mk. 2.50. Chorstimmen Mk. 1.— Leipzig, Robert Forberg.

* Nachahmenswert erscheint das Vorgehen des Lehrers Herrn Höppler in Warnsdorf, der dort selbst eine Gesellschaft ins Leben rief, die vor allem Anderen beabsichtigt,

deutschböhmisches Künstler durch Auf-
führung ihrer Werke zu ehren.

* In der Universal-Edition
(Wien) sind vor kurzem die von un-
serem Landsmann Kamillo Dorn
neu bearbeiteten Lieder und Gesänge
von Beethoven (Nr. 522) und Mo-
zart (Nr. 523) erschienen.

* Der Gesangsverein „Dreizehnlin-
den“ (Wien) brachte kürzlich einen
wohlklingenden Männerchor seines
Sangwartes Herrn F. Sabel (Maria-
schein) zu Gehör, betitelt „Das Lied
in Oesterreich.“

* Fris Nowak hat mit seinem im
Eigenverlag (Prag, Wredawerg. 7) er-
schienenen Männerchor „Der Schatz“
ein dankbares Stück geschaffen.

* Nachbenannte Werke von Ka-
millo Dorn fanden in letzter Zeit
erfolgreiche Wiedergabe. Lieder: „Wid-
mung“, „Im April“, „Marein“,
„Wiegenlied“ (Wien), „Der schwere
Abend“ (Berlin). Chöre: „Germanen-
lied“ (Weitra), „Loblied der deutschen
Frau“, „Blümlein im Hain“, „Won-
nige Maid“ (Wien), „Mädchenlied“
(Znaim), „Zwei Herzen voll Treue“
(Brünn) u. s. w.

* Der älteste Musikverein Oester-
reichs ist die philharmonische
Gesellschaft in Laibach, die zu
Beginn des Jahres 1702 als „Academia
Philharmonicorum“ begründet wurde
und die in den Pfingsttagen des
16.—19. Mai in einer Reihe von Fest-
konzerten (mit Veranziehung fremder
Kräfte) die Jubelfeier ihres zwei-
hundertjährigen Bestandes begeht. Die
Gesellschaft ist in diesem langen Zeit-
raum unablässig im Dienste der Musik
thätig gewesen, sie gehört jetzt zu den
ersten Musikvereinen des Reiches und
hat sich in all' den Stürmen der Zeit
ihren völlig deutschen Charakter, als ein
Vorzug der deutschen Arbeit in Krain,
bewahrt. Sie veranstaltet (und zwar
seit 1891 in einer neu erbauten präch-
tigen Tonhalle) alljährlich mehrere
philharmonische Konzerte und Kammer-
musikabende und sie unterhält eine
Schule für Gesang, Klavier, Streich-
und Blasinstrumente, die dauernd
gut besucht ist und sich eines aus-
gezeichneten Rufes erfreut. Als Violin-
lehrer, Leiter der Kammermusik und
Konzertmeister wirkt in der Gesellschaft
im Ganzen seit mehr als dreißig Jahren
ein Deutsch-Böhme: Hans Gerst-
ner, der am 17. August 1851 zu Ludwig
in Böhmen geboren wurde und das

Prager Konservatorium als Schüler
von Wildener und Bennewig 1864—1870
besuchte, vorübergehend dem Bennewig-
Quartette angehörte und September 1871
dem Rufe nach Laibach Folge leistete.
Hier hat er die Violinschule auf eine
hohe Stufe gebracht, als Konzertmeister
wesentlichen Einfluß auf die erlesene
Auswahl der Konzert-Programme ge-
nommen und im Jahre 1882 im
Rahmen der Gesellschaft die Kammer-
musikvereinigung begründet, die bisher
unter seiner Leitung schon 100 Abende
geben konnte. Verschiedene ehrenvolle
Rufe (so auch als Konzertmeister an
das Kur-Orchester in Tepliz) hat er
abgelehnt, um sich dauernd in rührigstem
und ergebnisreichem Wirken dem
deutschen Musikleben in Laibach zu
widmen. — Der Vorsitzende der
philharmonischen Gesellschaft ist Landes-
gerichtsrat Josef Hauffen, ein Bruder
des Leiters unserer Monatschrift. t.

Bildende Kunst.

* **Preisauusschreiben.** Die ge-
plante Kunstausstellung des
Vereines deutscher bildender
Künstler in Böhmen wird mit
Unterstützung der Gesellschaft zur
Förderung deutscher Wissen-
schaft, Kunst und Literatur in
Böhmen in Wien, Salon Miethke, vom
1. November 1902 bis 31. Januar 1903
stattfinden. Der Verein deutscher
bildender Künstler hat im Monate
März d. J. für diese Kunstausstellung
einen Wettbewerb unter deutschen in
Böhmen geborenen, lebenden oder nach
Böhmen zuständigen Künstlern zur
Erlangung von geeigneten Entwürfen
für ein künstlerisches Ausstellungs-
plakat, welches zugleich dem Vereine
dauernd als solches zu dienen be-
stimmt ist, ausgeschrieben, zu der nur
persönliche Einladungen erfolgten. Für
die 3 besten Arbeiten sind Preise im
Betrage von: 500, 300 und 200 Kronen
ausgesetzt worden. Es besteht die
Absicht, sämtliche eingelangten Arbeiten
in Prag auszustellen. Die gekrönten
Entwürfe sollen in der Deutschen
Arbeit veröffentlicht werden. Nach
Schluß der deutsch-böhmischen Aus-
stellung in Wien, dürfte diese für
einige Zeit nach Prag und in einige
deutsch-böhmische Städte kommen.

* **Wien.** Emil Orlik's Bild
„Kirche in Ausha“ wurde von Marie
Frein von Fersfel angekauft und dem

Unterrichtsminister für die moderne Gallerie übergeben.

* **München.** Bericht über die hier lebenden deutsch-böhmischen Künstler. Die Luitpoldgruppe veranstaltete in den Räumen der Kunsthandlung Heinemann in München eine Frühjahrsausstellung von Arbeiten ihrer Mitglieder. Dortselbst sind Herr Professor B. Löwith mit einem neuen reizenden Bilde „Beim Antiquar“, ferner Herr Emil Uhl mit einem sonnigen und farbenprächtigen Städtebild „Büchera“ und zwei kleineren Bildern, „Arabisches Bad“ und „Kaffeehäuschen“ vertreten. — Das kgl. Kupferstichkabinet hat einen Raum zur Ausstellung von Neuwerbungen hergerichtet. Hier finden wir Arbeiten von Herrn Friedrich Wahle und Herrn Walter Ziegler. — Im Münchener Kunstverein befanden sich in der letzten Woche des März zwei vorzügliche Damenporträts von Herrn Leopold Schmutzger, welche ungeteilt Beifall fanden. Walter Ziegler.

Bücherschau.

* **Destinn Emmy**, Sturm und Ruhe. Gedichte. Berlin, C. Duncker. 91 S. M. 4.—

* **Variété.** Ein Buch der Autoren des Wiener Verlages. Wien, Wiener Verlag. 147 S.

Mit einem Umschlag von Emil Orlik. Unter den Gedichten dieser Sammlung befinden sich auch: „Ghetto-Liedchen“ und „Morgenkonzert“ von Hugo Salus.

* **Roge A.**, Das Liebesmahl. Schauspiel. Tetschen a. G. O. Hendel. 64 S. R. 1.00.

Roge ist Pseudonym des Gerichtsadjunkten Rokos in Tetschen.

* **Peter Joh.**, Im tiefen Keller. Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande. Linz. Wien. Leipzig. Österreichische Verlagsanstalt. 205 S.

* **Vollbrecht C.**, Nach dem Sturme. Der Supplent. Novellen. Breslau. S. Schottlaender. 256 S. M. 2.50.

Vollbrecht ist Pseudonym der Prager Schriftstellerin Ottilie Söllner.

* **Baier Karl**, Neue Jeschenblumen. Gedichte in Reichenberger Mundart. Mit einem Begleitwort von Th. Gutter. Friedland. F. Kiemer.

Besprechungen der zuletzt genannten Bücher folgen demnächst.

* **Kessel E.**, Deutsche Kämpfe. Walas Kunde. Dichtungen. Rumburg. E. Pfeifer. 80 S. M. 0.50.

„Deutsche Kämpfe“ ist eine erzählende Dichtung aus der Zeit Arnulfs von Kärnten in 12 Gesängen. In Nibelungenstrophen. „Walas Kunde“ ist ein Julnachtsstraum in 12 Bildern in verschiedenen Versmaßen. Mit einem Nachwort des Verfassers.

* **Preis Gabriele**, Es fiel ein Stern . . . Erzählungen. Aus dem Böhmischen von Franziska Farář. Prag 1902, J. Otto. 2. M.

* **Jerusalem-Rotanyi Else**, Gebt uns die Wahrheit! Ein Beitrag zu unserer Erziehung zur Ehe. Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 83 S. M. 2.00.

* **Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts.** Herausgegeben von August Sauer.

Die seit mehr als zwanzig Jahren erscheinende und seit 1891 von Prof. Sauer in Prag geleitete und herausgegebene Sammlung der „Deutschen Literaturdenkmale“ tritt nun mit Nr. 121 in die „dritte Folge“ ein. — Von Anfang an hat diese Sammlung erfolgreich und zielbewußt ihre Aufgabe verfolgt: Dem Literaturhistoriker und Vertretern verwandter Fächer das unentbehrliche Handwerkszeug darzubieten, indem sie selten gewordene oder unzugängliche Drucke der letzten zwei Jahrhunderte in kritischem Neudruck, in guter Ausstattung und zu wohlfeilem Preise veröffentlicht. Durch sie sind z. B. Goethes Faustfragment von 1790, die für den jungen Goethe so wichtigen Frankfurter gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772, Fausts Leben von Maler Müller, Friedrichs des Großen Schrift *De la littérature allemande*, A. W. Schlegels Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst, mehrere Jahrgänge des Göttinger Musenalmanachs, Schnabels Insel Felsenburg, Die Blätter von deutscher Art und Kunst (herausg. von D. Lamberl), Thümmels Wilhelmine (herausgeb. von H. Rosenbaum), Deutsche Erzähler des 18. Jahrhunderts, darunter A. G. Reihner (herausg. von H. Fürst) u. v. a. allgemein zugänglich geworden.

Eines der letzten Hefte bildeten die Nr. 91—104 „Deutsche Säkulardichtungen an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts.“ Herausgegeben und eingeleitet von August Sauer. —

Wir finden hier neben einer umfangreichen, für die Kulturgeschichte des ausgehenden 18. Jahrhunderts wichtigen und belehrenden Einleitung gegen 200 Säkulardichtungen (drei Übersetzungen des *Carmen saeculare* von Horaz, ferner Lyrisches, Epigrammatisches, Theaterprologe und Epiloge, Dramatisches, Geistliche Lieder und Gebete, Satirisches und Humoristisches). Neben vielen verschollenen Namen sind in dieser Versammlung auch Goethe, Schiller, Herder, die Brüder Schlegel, Tieck, Fouqué, Gleim, Lavater u. s. w. vertreten. Ungemein sorgfältige Anmerkungen und zwei Register folgen dem Abdruck.

In neuerer Zeit hat sich das Programm der Literaturdenkmale dahin erweitert, daß auch handschriftliches Material in kritischer Bearbeitung veröffentlicht wird. Von Ausgaben nach Handschriften sind unter der Presse G. D. Lichtenbergs Aphorismen und H. von Platens Dramatischer Nachlaß.

* Bachmann Adolf, Die Heimchronik des sogenannten Dalimil. (Sonderabdruck aus dem Archiv für österreichische Geschichte. Band XCI erste Hälfte.) Wien. Gerolds Sohn. 61 S.

* Schreuer Hans, Zur Verfassungsgeschichte der böhmischen Sagenzeit. (Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller. Bd. 30 Heft 4.) Leipzig, Dunder und Humblot. 108 S. M. 3.—

* Tragl A., Vaterländische Aufsätze für die Unterstufe der österreichischen Mittelschulen. Mit Berücksichtigung der deutschen Lesebücher von Kummersteinskal und Lampel. Innsbruck. Wagner. VIII und 93 S.

* Fleischner R., Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. 2. Auflage. Leipzig. Verlag der Handelsakademie. Mf. 2.75.

* Stern S. (Rabbiner in Saaz), Der Kampf des Rabbiners gegen den Talmud im 17. Jahrhundert. Breslau, Schottländer. 344 S. M. 5.—

Mit einer Einführung über die Religion des Individuums und die Religion des Volkes.

* Verhandlungen der ständigen Tuberkulose-Kommission der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Hamburg. 1901. Herausgegeben von Ferdinand Hueppe.

156 S. Berlin, Hirschwald. Preis Mf. 3.50.

* Fünfter Jahresbericht der Kommission für die Kanalisierung des Moldau- und Elbe-Flusses in Böhmen über ihre Tätigkeit im Jahre 1901. Prag. Haase. 132 S. Mit Abbildungen und Tafeln.

* Jahresbericht der städtischen Volksbücherei und Freilesehalle in Auligg über das 4. Verwaltungsjahr 1901. Auligg. Verlag der Anstalt.

Die statistischen Beilagen erweisen durchwegs einen erfreulichen Fortschritt. Von 1900 auf 1901 ist die Zahl der Werke von 3240 auf 4034, die der eingeschriebenen Teilnehmer von 1576 auf 2261, der Besucher des Lesezimmers von 22,887 auf 25,280 gestiegen. Das Verzeichnis der meistgelesenen Roman-Schriftsteller zeigt das auch anderwärts zu beobachtende auffallende Ergebnis, daß H. May 1309 (1), Ohnet 655, E. Marlitt 596, Nathalie von Eschstruth 565 Gesamtbenützigungen aufweisen, während sich die besten Namen, wie z. B. Paulsen mit 405, Moser mit 365, Marie von Ebner-Eschenbach mit 138, E. F. Meyer mit 87, Gustav Freytag mit 78, Wilhelm Raabe mit 69, F. Saar mit 55 Benützigungen begnügen müssen.

Zeitschriftenschau.

* Sitzungsberichte des deutschen naturwissenschaftlich medizinischen Vereines für Böhmen „Lotos“. XXI. Nr. 7. Lecher E., Neues vom Hamburger Naturfortschritztage. Molisch S., Ueber lokale Blutungsdruck. Schiffner B., Die österreichische Forschungs-Expedition nach Brasilien im Jahre 1901 und ihre botanischen Ergebnisse.

— Nr. 8. Zupnik R., Ueber den Angriffspunkt des Tetanustoxins. — Schiffner B. (Siehe unten S. 675 unter den botanischen Arbeiten.)

* Freie Schul-Zeitung. Herausgegeben vom deutschen Landeslehrerverein in Böhmen. Verantwortlicher Leiter: F. Legler. XXVIII. 3. Grünauer, Ueber Kunstpädagogik. — Günther A., Die Lehrer als Dichter. (Besprechung der Sammlung: Die Lehrer als Dichter von E. Kosel und E. Hofmann.)

Nr. 11. S., Das Volksschulwesen Böhmens.

Nr. 12. 23. Trübswasser J., Alte und neue Kinderbücher.

Nr. 13. Peter J., Erziehung zur Menschenliebe. Eine Weihnachtsepistel. — Floth F., Die dumme, stumme Bifa. (Auch eine Weihnachts-Skizze.)

Nr. 16. S. Sch., Oesterreichs Volksschule und Lehrerbildung. — Nr. 16. 24. 25. Stibitz J., Zur Jugendschriftenfrage. (Antwort auf Nr. 12 und Nr. 23.)

Nr. 17. Siegert G., Zum Mechanismus des Denkens. — F. B., Die künstlerische Bildung und unsere Jugendschriften.

Nr. 19. Fahn J., Bilder aus dem Schulleben des Dorfes XV. Aschenbrödel.

Nr. 20. L., Zum Aufbau der österreichischen Bürgerschule.

Nr. 21. Geschichtliches und Kritisches zur Entwicklung der österreichischen Bürgerschule.

Nr. 28. Günther A., Neue Lehrdramen. I. Trübswasser, Chrysef.

* Im allgemeinen verwiesen sei in diesem Abschnitt auch auf die von Bürgerschuldirektor Franz Jos. Pirschberg in Joachimsthal herausgegebene im fünften Jahrgang stehende „**Stenographische Monatschrift Stift Heill**“ Sie ist das Organ des deutschen Gabelsberger Stenographen-Verbandes in Böhmen, der „Vereinigung nordböhmischer Stenographen-Vereine“ usw. Sie enthält neben dem Hauptblatte eine Reihe von Beilagen: ein Lieblingsblatt mit Gedichten, Erzählungen, Abhandlungen in stenographischer Schrift, eine Kurzschriftliche Beilage, eine Sonderbeilage mit Beiträgen zur Systemfrage u. a. Der gleiche Verlag veröffentlicht auch unter dem Titel: **Deutsch-österreichische Stenographenbibliothek Gabelsberger** in kleinen Bändchen Novellen, Erzählungen, Skizzen verschiedener Verfasser in stenographischer Voll- oder Kurzschrift.

* **Bohemia**. LXXV, 92. Batla A., Hugo Wolf. — 94. Batla A., Aus Plüddemanns Nachlaß. — Altjuchl, Die Hygiene der Kleidung. (Vortrag.) — 98. 105. 118. Adler F., Prager Kunstausstellung 1902. — 99. 104. Reiniger G., Alkoholismus und Schule. (Vortrag.) — 101. Ebenste in G., Der verwunschene Burggraf. (Nach einer Egerländer Sage. — Beim Preisauschreiben ehrend erwähnt.) — Engels G., Deutsch-böhmische Künstler. IV. Gabriel Wag. —

103. Engels G., Wilhelm Busch. — 107. 108. Die Entstehung der farbentragenden Verbindungen an Prager Hochschulen (Nach dem gleichnamigen Artikel von G. Laube in Nr. 7 der „Deutschen Arbeit“.) — 108. Söhnstorff A., Auf Friedland. (Zum Preisauschreiben.) — Wihan J., Zur analytischen Methode im deutschen Unterricht. (Vortrag.) — 110. Mahler A., Pariser Privatsammlungen. — 115. Fieg A., Für Sie . . .! Skizze aus Nordwestböhmen. (Preisauschreiben.)

* **Prager Tagblatt**. XXVI, 94. 101. Eweles J., Prager Salon. 94. Zela A. v., Kellamebilder. — 96. 97. Fischer L., Die deutschen Jugendspiele in Prag. — 98. Werther A. von, Zur Zundertriffl. — 99. S., Deutsche Namen. — 101. Frensd Theres, Ueber moderne Frauenbücher. — 105. G. R., Juristendeutsch. — 107. Sedlac G., Prag im Jahre 1810. — 108. Eine Reform des griechischen Unterrichtes an den Gymnasien. — 110. Guth Alfr., Dialog. Aus einem Cyclus „Wir Junggesellen.“ — 114. Fieb W., Das Wahrzeichen Berlins. — 118. Prof. Wieser über die direkten Steuern in Oesterreich. (Nach dem gleichnamigen Vortrag in der Gesellschaft österreichischer Volkswirte in Wien.)

* **Deutsche Böhmerwald-Zeitung**. XXIV, 16. Sch., Johann von Capistrano in Krummau.

* **Bote aus dem Egerthal**. XXIX, 27. 31. Wolf A., Aus meinem Skizzenbuche. — 28. Schwaab G., Aus Falkenau's Vergangenheit. — 31. Gedichte von Fr. Desteren, A. Raaff.

* **Egerer Zeitung**. LVI, 47. John A., Das Archiv des St. Klara-Klosters in Eger.

* **Elbe-Zeitung**. XXIX, 39. 42. Marian A., Die Ärzte und das Gesundheitswesen in Auffigs Vergangenheit. — 45. 46. Pittschl J., Renovierung der Auffiger Klosterkirche. — 46. Perthen G., Du sollst'n Feiertag heilichn!

* **Leitmeritzer Zeitung**. XXXII, 27. 29. 31. 33. Alt-Zeitmeritz. — 28. 30. Gaudel J., Musikalisches aus Alt-Zeitmeritz. — 29. Pröhl A., Der Gewehre-Schluder. — 30. Kirchner A., Reisebilder zwischen Rundratig und Zeitmeritz. — 31. Göbligiana. (Gedichte von Georg Göblig.)

* **Tetschen-Bodenbacher Zeitung**. XLVII, 9. April. Schödl Erna, Das

Liebesmahl von M. Hoge. — 30. Heber G., Tetzchen. (Erklärung des Namens).

* **Ceplitz-Schöner Anzeiger.** XLII, 38. Wenisch J., Kirchenmusik.

* **Crautener Wochenblatt** XXXV, 13. 14. Czerny B. (Heidelberg), Ein Ferienausflug nach S. Francisco. — 14. Bachmann A., Wie kam Böhmen zum Hause Oesterreich?

* **Oesterreichisch - Ungarische Revue.** XV, 6. J. Haase, Sterben im Winter. (Gedicht.) — F. Herold, Verstummt. (Gedicht.)

* **Historische Zeitschrift.** LXXXIX, 3. Michael W., Wallensteins Vertrag mit dem Kaiser im Jahre 1632.

* **Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung.** XXIII, 2. Goll J., R. Ottolani von Böhmen zweiter Kreuzzug. — Jaksch A. von, Die Anlegung eines landesfürstlichen Urbars in Kärnten, Krain und der Mark im J. 1267. — Erben W., Das Aufgebot Herzog Albrecht V. von Oesterreich gegen die Hussiten. — Jung J., Bericht über die am 4. März 1901 von der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen aus Anlaß ihres zehnjährigen Bestandes abgehaltenen Festigung.

* **Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Klasse.** Band CXLIV. IX. Studien zur Erzählungsliteratur des Mittelalters von Anton E. Schönbach. Viertes Teil: Ueber Caesarius von Heisterbach. I. Wien, 1902. Karl Gerolds Sohn.

* **Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik u. Verwaltung.** Organ der Gesellschaft österreichischer Volkswirte. XI 1. Ringg E., Staatsrecht und Steuerrecht.

* **Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur.** Goede A., Zu Theobald Hoed. (Gibt zahlreiche metrische und sprachliche Bemerkungen zu der Gedichtsammlung: Schönes Blumenfeld 1601 des deutsch-böhmischen Dichters Hoed.)

* **Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte.** XLVI Nr. 8. Fred A. W., Japanisches Leben. Nach den Skizzenbüchern von Emil Orlik. (Mit 11 zum Teil farbigen Abbildungen nach Skizzen von Orlik.) — Lendenfeld H. von, Kolonisation im Thier- und Pflanzenreiche.

* **Die Kultur** III, 5. Kralik A. von, Kulturideale. — Neuwirth Josef, Wiener Kunstleben. Herbst 1901.

* **Die Zeit.** XXXI, 392. Watka A., Bunte Bühne.

* **Die Wage.** V, 17. Solzner E., Ueber eine neue Gestalt des Dramas. (Besprechung der allegorischen Dramen von Christian von Ehrenfels.) — 19. Fleischner L., Pädagogische Rundschau XXIV.

* **Deutsche Dichtung.** XXXII, 1. 2. Salus D., Das Moosmeibchen. Die Puderchale. (Gedichte.)

* **Die Jugend.** 14. Wilhelm Busch (Nummer.) Willomiger J., Florian, der gefund gewordene Dichter. (Nachgelassenes Gedicht.)

* **Dichterstimmen der Gegenwart.** XVI, 7. Domanig A., Ambros Mayr (1849—1898) biographisch-literarische Skizze.

Mayr, ein geborener Tiroler, der mehrere Jahre lang als Professor am Gymnasium zu Komotau wirkte, war der erste Schriftleiter der 1880 begründeten Erzgebirgszeitung. Neben kleineren wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte er auch zwei Bände Gedichte: „Hundertlieder“ und „Selige Stunden“.

* **Der Scherer** IV, 15. Dostören F. W. van, Königsloos. Tragödie. Gedichte. — 17. Danich A. (Auffig), Gestindel. Gedicht. (Schluß beschlagnahmt).

* **Die Gesellschaft.** XVIII, 7. Dostören F. W. van, Drei Gedichte. (Weißt du? Wenn sich dein Aug . . . Ich harre dein.)

* **Neue Bahnen.** II Nr. 8. Dostören F. W. van, Wilhelm Holzamer.

* **Neues Wiener Tagblatt** 6. März. Dostören F. W. van, Auktion. Eine Skizze.

* **Wiener Abendpost.** Nr. 75. Fleischner L., Kunstpädagogik.

* **Botanische Arbeiten seit Herbst 1901.**

I. Arbeiten, die aus dem k. k. pflanzenphysiologischen Institute der deutschen Universität hervorgegangen sind.

Blumentritt Franz, Ueber einen neuen im Menschen gefundenen Aspergillus. (Berichte d. deutsch. bot. Gesellschaft, Bd. XIX, Heft 7. Berlin.) Molisch Hans, Ueber lokalen Blutzungsdruck und seine Ursachen. (Botanische Zeitung 1902.)

Derselbe, „Ueber den Goldglanz von Chromophyton Kosanoffii Woronin“ (Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissenschaften zu Wien. Bd. CX. Abt. I. Nov. 1901.)

Derselbe, „Peristrophe angustifolia Nees fol. var. eine Cumarinpflanze aus Java.“ (Ber. d. deutsch. bot. Gesellschaft. Bd. XIX. Heft 9. 1901.)

Derselbe, „Ueber Heliotropismus im Bacterienlichte.“ (Sitzungsberichte der kais. Akad. d. Wissensch. zu Wien 1902.)

Reßler Anton, „Das Sekret der Drüsenhaare der Gattung Primula mit besonderer Berücksichtigung seiner hautreizenden Wirkung.“ (Ebenda 1902.)

Derselbe, Nachweis von extrahiertem Thee durch Sublimation.“ (Zeitschrift für Unterfuch. d. Nahrungs- u. Genußmittel 1902, Heft 6.)

Richter Oswald, „Untersuchungen über das Magnesium in seinen Beziehungen zur Pflanze, I. Th.“ (Sitzungsberichte d. kais. Akad. d. Wissenschaften zu Wien 1902.)

Portheim v. Leopold, „Ueber die Notwendigkeit des Kaltes für Keimlinge, insbesondere bei höherer Temperatur.“ (Ebenda 1901.)

Singer Maximilian, „Experimente beim botanischen Unterricht im Obergymnasium.“ (Programm d. k. k. deutschen Gymn. der königl. Weinberge.)

II. Arbeiten, die aus dem k. k. botanischen Institute hervorgegangen sind.

Bed v. Günther, „Die Vegetationsverhältnisse der illyrischen Länder.“ (Leipzig, Engelmann 1901.)

Derselbe, „Die Entwidlung der Pflanzengeographie in Oesterreich während der Jahre 1850—1900.“ (Zeitschrift d. zoologisch-bot. Gesellschaft, Botanik und Zoologie in Oesterr. während d. letzten 50 Jahre.)

Derselbe, „Reichenbach: Icones florae germanicae. XXII. 2. Hef. 23—28, S. 97—136. 40 Tafeln.“ (Reichenbach, Icones.)

Derselbe, „Die deutschen Drobanthaceen.“ (Wohlfarts Synopsis d. Flora Deutschlands 1902.)

Derselbe, „Die Drobanthaceen Griechenlands.“ (Halaczy, Consp. florae graeciae 1902.)

Derselbe, „Hilfsbuch für Pflanzensammler.“ (Leipzig 1902.)

Portheim v. Leopold, „Beiträge zur Entwidlungsgeschichte der Achaeae und des Embryos der Kompositen, I. Senecio vulgaris, L.“ Botos XXI. Nr. 5.)

Schiffner Viktor, „Kritische Bemerkungen über die europäischen Lebermoose, II. Serie.“ (Botos XXI, Nr. 8.)

III. Andere Arbeiten deutsch-böhmischer Botaniker.

Bauer Ernst, „Bryotheca Bohemica“ III. Centurie. (Selbstverlag.)

Derselbe, „Beitrag zur Moosflora von Bayern.“ (Leimbach, D. bot. Monatschrift 1901, Nr. 7.)

Derselbe, „Interessante und neue Moosformen Böhmens.“ (Ebenda 1902, Nr. 1.)

Matouschek Franz, „Bryologisch-floristisches aus Salzburg“, I. Teil. (Botos XXI, Nr. 6.)

Derselbe, „Ueber eine merkwürdige Windbestäubung bei der Giche.“ (Leimbach, D. bot. Monatschrift 1901, Nr. 17.)

Derselbe, „Ein Beitrag zur Kenntnis der Laubmoose aus dem Süden des Trentschiner Komitates.“ (Verhandl. d. Vereines für Natur- u. Heilkunde zu Preßburg 1901.)

Derselbe, „Ranunculus auricomus L., auch eine malakophile Pflanze.“ (Magyar botanikai lapok [Magyarische botanische Blätter] 1902.)

Derselbe, „Bryologisch-floristische Mitteilungen aus Böhmen XI.“ (Mitt. d. Vereines d. Naturfreunde in Reichenberg, 1902.)

Derselbe, „Eine Berichtigung und Ergänzung meiner, in den vorjährigen Mitteilungen des Vereines der Naturfreunde in Reichenberg“ (32. Jahrgang) veröffentlichten Skizze: „Ueber alte Herbarien, insbesondere über die ältesten in Oesterreich angelegten.“ (Ebenda 1902.)

Frey J., „Ueber neue und bemerkenswerte orientalische Pflanzenarten. V. (Bulletin de l'herbier Boissier 2me série I S. 245—289.)

Derselbe, „Plantae Karoanae amuricae et zeaeanae. (Oesterreichische botanische Zeitschrift 51 S. 350—355, 374—384, 436—440.)

Gapek F. (Siehe Deutsche Arbeit S. 596.)

Nachtrag. Die von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien herausgegebene Zeitschrift **Die graphischen Künste** hat ihr eben erschienenes letztes Heft durchwegs deutsch-böhmischen Künstlern gewidmet. Das kostbar ausgestattete Heft XXV, 2 bringt folgende Aufsätze: Leisching Jul., Emil Drlik. Mit Reproduktionen von Zeichnungen, Radierungen und Farbenholzschnitten Drliks. — Drlik E., Anmerkungen über den Farbenholzschnitt in Japan 1900. — Darlas F. X., Heinrich Jaksch. Mit Reproduktionen von Zeichnungen und Radierungen von Jaksch. — A. W. Zu Rudolf Jettmars Radierung. Mit Wiedergabe zweier Radierungen Jettmars zum „Bau der Höllenbrücke“.

In Sachen der Redaktion.

Die Erfahrungen des ersten Halbjahrs bestimmen uns zu der nachstehenden Erklärung. Da thatsächlich viel mehr an Beiträgen (namentlich an Gedichten, Erzählungen, Skizzen, landschaftlichen Schilderungen u. a.) einläuft, als wir zu veröffentlichen in der Lage sind, so ist die Redaktion leider genötigt, den überwiegenden Teil der Einsendungen abzulehnen. Auch gute und verwendbare Arbeiten können oft genug aus Raumangel nicht angenommen werden. Gleich im ersten Vierteljahr hat sich soviel Stoff angehäuft, daß es Monate dauern wird, ehe alles gedruckt werden kann. Darum müssen wir auch die Verfasser bereits angenommener Arbeiten um Geduld bitten. Es langen immer wieder einzelne wichtige und aktuelle Aufsätze ein, die nicht zurückgestellt werden dürfen, und mehr als durchschnittlich fünf Druckbogen im Monat stehen uns nicht zu Verfügung. Bei dauernder Beachtung der Gesichtspunkte und Wünsche, die zur Gründung dieser Monatschrift geführt haben, werden auch in Zukunft Arbeiten zur deutschen Kultur in Böhmen grundsätzlich einen viel breiteren Raum einnehmen müssen, als Dichtungen.

Ervähnt sei noch, daß der verantwortliche Leiter über Aufnahme oder Ablehnung, sowie über die Zusammenfassung des Inhalts nicht allein ent-

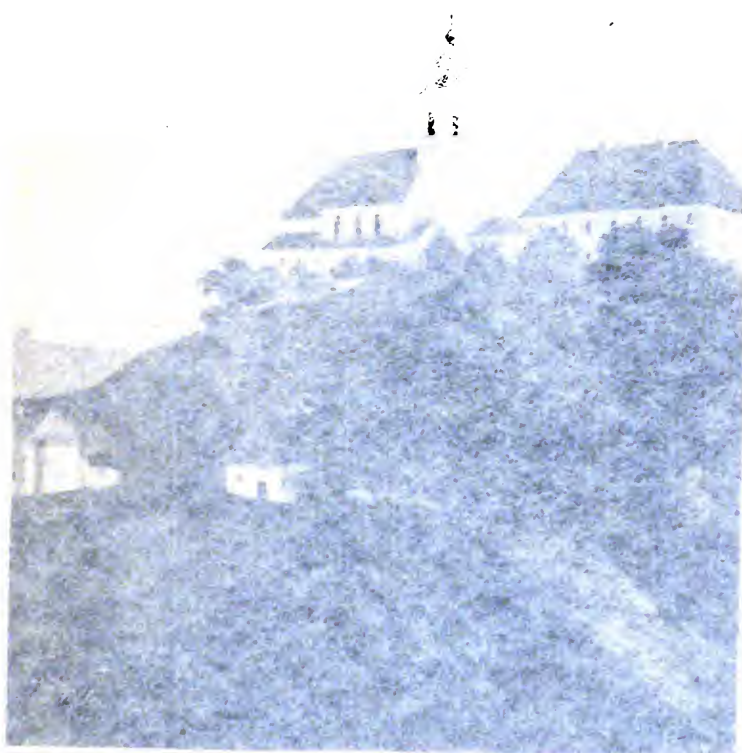
scheidet, sondern im Verein mit einem von der Gesellschaft gewählten mehrgliedrigen Redaktionsausschuß. Das ist auch bei einer Monatschrift, die unter dem Namen der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur“ in Böhmen herausgegeben wird, eine selbstverständliche Einrichtung. Darum können auch Anfragen über wichtige Angelegenheiten von der Redaktion nicht gleich, sondern erst nach deren Beratung im Ausschuß beantwortet werden.

Die Einsendungen werden ohne Rücksicht auf die Person gewissenhaft geprüft. Bei ihrer großen Anzahl aber ist es der Redaktion unmöglich, die Gründe der Ablehnung im Einzelnen anzuführen oder gar, was sehr oft verlangt wird, über die gesamten handschriftlichen Arbeiten eines Einsenders sachmännische Gutachten abzugeben und ihm Verleger zu vermitteln und dergleichen. Diefür gibt es eigene literarische Bureaus, die sich berufsmäßig damit befassen.

Aus dem Gesagten ergibt sich für uns die Nötigung, in Zukunft auf den Umschlag unserer Hefte die auch bei anderen Redaktionen ähnlich lautenden Bemerkungen zu setzen: Anfragen können in der Regel nicht umgehend beantwortet werden. Unverlangt einlaufende Handschriften werden nur zurückgesendet, wenn die Einsender es ausdrücklich wünschen. Ausjährliche Begründungen der Ablehnung, sowie sachmännische Begutachtungen einlaufender Arbeiten werden von der Redaktion grundsätzlich nicht gegeben.

Einsendungen von Jahresberichten der deutschen Vereine in Böhmen, von Büchern und einzelnen Nummern von Zeitschriften zur Besprechung, sowie Beiträge zu den Mitteilungen und Nachrichten unserer Rundschau sind uns immer sehr willkommen. Die Redaktion muß sich aber natürlich das Recht wahren, an den Berichten Kürzungen und Umstellungen mit Rücksicht auf die Forderungen und die Anordnung der gesamten Uebersicht vorzunehmen.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Lužgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg F. W. Callwey in München.



Druck auf Holz 1832

Original in der Sammlung des Herrn v. S.

Blick auf Gutwaller bei Oberplan.

(Zeichnung von Herrn v. S.)



Werbild auf Holz 1832.

Gem. von Ad. Stifter.

Blick auf Gutwaller bei Oberplan.

(Besitzer: J. Funke in Bodenbach.)

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mf. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mf. 1.—
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Juni 1902

Heft 9. (Stifter-Heft.)

Merkspruch.

Das höchste irdische Gut ist die
Kunst, die Darstellung des Göttlichen
im Kleide des Reizes.

Adalbert Stifter.
Aphorismus 1851.

Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.

Von Adolf Hauffen.

4. Das Erzgebirge und das mittlere Nordböhmen.

Deutlich heben sich von der jüngst behandelten westböhmisches Mundartengruppe die nordböhmisches Mundarten ab, die im ganzen Verlauf des Erzgebirges und in dem breiten mittleren Stück des deutschen Nordböhmen vom Duppauer Gebirge bis zum Jeschkengebirge gesprochen werden. Sie sind verwandt dem Meißnischen oder Oberfähnischen, wie es im westlichen Teil des Königreiches Sachsen üblich ist und sie können darum auch im Ganzen als oberfähnisch bezeichnet werden. Die meisten Forscher aber fassen diese Gruppe als Uebergangsmundart zum Schlesischen auf, wie denn thatsächlich besonders rechts von der Elbe die Sprechweise von Ort zu Ort allmählich ins Schlesische übergeht. Mit dem Schlesischen gemeinsam gehören die nordböhmisches Mundarten dem Mitteldeutschen an, also im Gegensatz zu den oberdeutschen Mundarten des Böhmerwaldes und des Egerlandes samt Umkreis. Sie haben daher das alte, nichtverschobene p (Kop für Kopf, Appeln für Äpfel); außerdem ist für sie (im Gegensatz zum Oberpfälzischen) die geringe Zahl der Zwielaute und das starke Vorherrschen der Vokale a, e, i bezeichnend, was diesen Mundarten einen hellen, beweglichen Charakter verleiht.

Auf dem genannten von West nach Ost sehr weit sich erstreckenden Gebiet wimmelt es natürlich auch von Unterschieden der Sprechweise im Einzelnen. Im Großen kann man aber zwei bis drei Färbungen als größere Mundartengruppen scheiden. Erstlich das Erzgebirgische, das noch völlig ober-sächsisch ist und auch jenseits der Grenze, im sächsischen Teil dieses Gebirgszuges gesprochen wird. Es hat in Böhmen nur eine geringe Verbreitung: von der Reichsgrenze im Westen bis nach Sebastianenberg und Reizenhain. Kennzeichen ist *a* für altes *ei* (*kane* für kleine, *ham* für heim). Die Mundarten des übrigen Gebietes: Mitteleger, Elbufer, Rumburger Land, Mittelgebirge, Leipziger Kreis werden als *nordböhmisch* im engeren Sinne des Wortes bezeichnet. Unter ihnen sind vor allem zwei Gruppen zu scheiden. Im Westen bis zur Linie Rumburg-Zwickau-Hirschberg herrscht *ee* für altes *ei* (*kleen* für klein, *Geche* für Eiche, *Heemt* für Heimat). Ostlich davon aber geht die Sprechweise schon merklich ins Schlesische über. Wir hören *ej* für altes *ei*, (*kleine*, *hejßn*, *Hejmt*.) Manche Forscher rechnen darum auch dieses Gebiet zum Schlesischen. Zu erwähnen ist ferner noch, daß das Nordböhmische schon von Ratharinaberg und Brüx angefangen gleich dem Schlesischen das verstärkende Fliedwort *oß* (mittelhochdeutsch *oder*, z. B. *komm oß her: komm nur her!*) häufig anwendet, während die Deutschen in der ganzen westlichen Hälfte Böhmens dafür das Fliedwort nur (*ner*, *na*) verwenden, so daß man nach diesem Kennzeichen die gesamten Deutschböhmen in die *nur-Deutschen* und in die *oß-Deutschen* scheiden könnte.

Innerhalb der hier zusammengefaßten Landstriche, die alle größtenteils vom 12. Jahrhundert ab von Meißnen aus durch eine Reihe mächtiger Adelsgeschlechter besiedelt, beziehungsweise in den südlichen Teilen friedlich germanisiert worden sind, was auch die besondere Färbung der hier üblichen Mundarten natürlich erklärt, bildet das Erzgebirge ein besonderes Gebiet für sich. Eine stärkere Besiedlung dieses früher von Urwäldern bedeckten Gebirgszuges und seiner Ausläufer fand erst seit Eröffnung des Bergbaubetriebes, also seit dem Ausgang des 12. Jahrhunderts statt. Meißner überschritten an mehreren Seiten die Grenze und setzten sich hier zu Lande fest. Eine neue stärkere Besiedlung und ein großer Aufschwung der ganzen Gegend begann mit der Entdeckung der Silberfluten 1470 und 1516, die zur Gründung zahlreicher Bergstädte führte. Mit dem Beginn des 17. Jahrhunderts aber erschöpfte sich der Bergsegen und so mußte sich der Erzgebirgler, da auch der

Ackerbau dieser Gegend wenig erträglich ist, nach anderen Erwerbszweigen umsehen. Die Hausindustrie wird hier in verschiedenen Formen betrieben. Berühmt ist vor allem die Spizenklöppelei (die 1561 erfunden wurde), die Anfertigung von Gewehren (Weipert), von Spielwaren (Oberleutensdorf), von Musikinstrumenten (in Graslitz und anderwärts). Aber die Gewerbsthätigkeit trägt den fleißigen Arbeitern oft nur geringe Löhne ein und bietet ihnen nur zu kärglicher Nahrung und einfachster Lebensführung die Mittel dar. Die wirtschaftliche Not drückt sich auch vielfach äußerlich an den hageren Gestalten und den blassen Gesichtern aus. Aber die Erzgebirgler sind dabei genügsam, treuherzig und zufrieden. Aus besseren Zeiten her haben sie eine gewisse Sorglosigkeit und Vertrauensseligkeit geerbt, so daß sie im geselligen Kreise rasch der harten Sorgen vergessen. Viele leben dem Spruche nach, der ihre Häuser als Inschrift zielt: „Nur immer heiter, Gott hilft schon weiter.“

Diese Lebensauffassung äußert sich auch in ihrer Dichtung. Die Erzgebirgler sind seit Alters ein musikliebendes, fangesfrohes Völklein. Als hier zu Beginn des 16. Jahrhunderts der Bergbau seinen vollen Segen austreute und Städte wie Joachimsthal zu üppigem Aufblühen brachte, da hallten die Berge wieder von den Liedern der wacker schaffenden und lebenslustigen Bergknappen. Die bekannte reichhaltige deutsche Volksliederammlung Bergreihen, die 1531 in Zwickau gedruckt wurde, ist zum großen Teil im Erzgebirge entstanden (wie die Ortsangaben der Lieder erweisen) und daselbst gesammelt worden. Die hier vereinigten weltlichen und geistlichen, teils ernsten, teils ausgelassen lustigen Lieder sind noch oft in neuen vermehrten Auflagen verbreitet worden. *) Die schönen ergreifenden Bergmannslieder aus älterer Zeit, die mit frommem Sinn dem ernsten Vose der Häuer ihr Glück auf zurufen, aber auch Liebeslust, Wein und Tabak nicht vergessen, sind heute noch auf der böhmischen Seite des Erzgebirges lebendig und werden in immer neuen Fassungen gegeben. **)

Auch unter diesen älteren Volksliedern des Erzgebirges gibt es neben vielen schriftdeutschen einige mundartliche Stücke: Bergmannslieder, Lob-

*) Vgl. Bergreihen. Ein Liederbuch des 16. Jahrhunderts. Herausgegeben von John Meier. (Neudrucke deutscher Literaturwerke Nr. 99—100) Halle 1892. — Wolkau, Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen bis zum Ausgang des 16. Jhs. S. 304 ff. — Siehe auch Deutsche Arbeit 1 S. 394 und S. 602.

**) Vgl. Gruska und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen S. 244 ff. Nr. 255—274 und dazu die Anmerkungen S. 514.

lieder auf den traulichen Ofenwinkel in der warmen Stube, auf die beliebten Nebenbeschäftigungen des Vogelstellens und des Beerenjuchens, ein Streitgespräch über den Schaden, den der Bergbau der Landwirtschaft bringt, wobei der Bauer in der Mundart, der Knappe schriftdeutsch eifert, bis sich beide beim Bier versöhnen, und das besonders beliebte, auf beiden Seiten des Erzgebirges in verschiedenen Fassungen gesungene Lied: „Das erzgebirgische Madl“, das gleich in den ersten Strophen die sorglose, genügsame Art der Erzgebirgler gut wiedergibt.

1.

Ich bin a gebergerisch Madl
Bin frumm und bin a gut,
Un dreh zum Klippln mei Fagl,
So arm ich bin, ho ich doch Mut!

2.

Ho Ardäppln of man Fischl,
Ka Schminkel Buttr dobei,
Un bin gesund wie a Fischl,
Un trog a sa'n Dokt'r wos ei.*)

Die älteste mundartliche Dichtung des Erzgebirges knüpft unmittelbar an das heimische Volkslied an. Pfarrer Dertl, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts in Reischdorf als Localist wirkte, dichtete hier einige aus örtlichen Verhältnissen und heimischen Stoffen erwachsene mundartliche Gedichte. Die größte Beliebtheit und weiteste Verbreitung in ganz Nordböhmen erzielte darunter „Dr Reischdorfer Pfarr(d)himmel“, worin Dertl das alte und in verschiedenen Fassungen gesungene Volkslied vom Bauernhimmel auf die besonderen Verhältnisse und Anschauungen der Reischdorfer Fuhrleute anwendet, die vor den Zeiten der Eisenbahn böhmisches Getreide und Obst über das Gebirge nach Sachsen verfrachteten und durch ihre eigenartige Tracht, sowie durch Wiß, Grobheit und Schlagfertigkeit weithin bekannt waren.**) Herzhaft und derb sind auch die Freuden des Himmels nach dem Ideale der Reischdorfer:

Ich dos sei holt schware Zeiten
Bei uns ormen schlachten Leuten, sa, sa!
Wenn mr schie im Himmel war'n
Dos war unser gonz Begahm, sa, sa, sa!

Wenn mr warn im Himmel ruhne,
Ka mr seine Glieder schune.
Wenn mr woll'n bis Mittoch schlof'n
Derf es a noch kaner strof'n.

Wenn mr war'n in Himmel kumma,
Got die Plog a End genumma,
Darf mr a la Fuhrwart treib'n,
Ko ban Weib derham hübsch bleib'n.

Och im Himmel is a Lab'n,
Izt mr nisch ols Pfonnewab'n
Sauerkraut mit Schweinebrotan,
Preßworst, Ziegnfas, Butterstodn.

*) Ebenda S. 251—254. Besonders Nr. 274. S. 259 f. Nr. 284. Auch in der unten S. 681 angegebenen Sammlung: Alte Gedichte 10 S. 4.

**) Vgl. Naaff in den Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen 22, S. 47 ff. — Volkslieder vom Bauernhimmel vgl. z. B. Mittler, Deutsche Volkslieder Nr. 1323 ff.

Sonischschneiden, daß se laden,
 Daß mr so de Finger laden,
 Solot, neugebochne Sammeln,
 Sonz gebrotne fette Sammeln, sa, sa, sa!
 u. f. w.

1,3 schie, schier. — 3,2 schune, schönen. — 4,2 Pfonnenwabn, Pfannenluchen. — 5,1 laden, triesen.

Zusammenfassende Sammlungen mundartlicher Dichtungen gibt es auf der böhmischen Seite des Erzgebirges meines Wissens nicht, wohl aber auf der sächsischen. Dort haben der Annaberger Kürschnermeister J. G. Grund am Beginn und der Breitenbrunner Pfarrer E. G. Wild*) im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, Schuldirektor E. Röder zu Johanngeorgenstadt in den sechziger Jahren, Heinrich Roselitz, Doktor E. Göpfert und Andere bis zur Gegenwart in der heimischen Mundart gedichtet. Die schon auf zwölf (mehrfach aufgelegte) Hefte angewachsene Sammlung: „Alte und neue Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“**) bringt von diesen Dichtern zahlreiche Sachen in Versen und in Prosa. Romische Erlebnisse, wie sie sich in dieser Bergwelt gelegentlich zutragen, das Leben und Treiben einzelner Berufe, Streitgespräche, das Lob der Heimat und der alten Zeit bilden ihren Inhalt. Daneben finden sich zahlreiche namenlose vom Volk gesungenen Bergmanns-, Wiegen-, Weihnachtslieder, Bierzeiler, Lieder zu Sitte und Brauch, die alle Charakter und Lebensweise der Erzgebirgler in den wesentlichsten Zügen zeichnen. Das 8. Heft bringt insbesondere Lieder „aus der verworrenen Zeit“ 1848 und 1849. Echte Zeugnisse der volkstümlichen Anschauungen und Gefühle bilden aber namentlich die mannigfaltigen Gedichte Röders, von denen die umfangreichen gereimten Erzählungen, die Umdichtung von Hebels Winter aus dem Allemannischen ins Erzgebirgische und das gemütvolle Gedicht „Arzgebirgische Zufriedenheit“ hervorgehoben seien. Das letztgenannte gibt auch gleich im Beginn die Art der Erzgebirgler treffend wieder.

1.

Ihr Rinner, sogt mr wos ihr wollt:
 Bei uns is's warlich schiel
 Mr hoorn gerod net Pfaar' un Gold,
 Doch enn zufriedna Si(nn)!

2.

Wächst aa bei uns kaa Ziteru(n),
 Kaa Wei(n) un aner Zeig:
 Uns machen unnre Schwörzbeer fruh
 Un viel Ardäppln reich. u. f. w.

1,2 schie, schön. — 3 Pfaar, Pferde. — 2,4 Ardäppln, Kartoffeln.

*) Das von Wild 1815 gedichtete Bergmannslied ist in Böhmen zu einem Volkslied geworden. Vgl. die oben genannte Sammlung 1 S. 6 und Gruschka und Toischer a. a. O. S. 251 Nr. 270.

**) Annaberg, H. Grafers Verlag.

Auf der böhmischen Seite sind mundartliche Gedichte bisher nur verstreut gedruckt worden. Zunächst in dem Jahrbuch des Erz- und Riesengebirgsvereins (1858). Friedrich Steinbach über die verschiedenen Gattungen Beeren, dann besonders in der seit 1880 bestehenden Erzgebirgszeitung, die schon in ihrem ersten Jahrgange das Lied „Mei Erzgebirg, mei Hamet!“ und dann Jahr um Jahr zahlreiche mundartliche Gedichte und Erzählungen brachte. In den zweiundzwanzig Bänden dieser Zeitschrift, gelegentlich auch in anderen deutschböhmischen Zeitschriften, („Aus deutschen Bergen“ u. a.) ferner in der vor kurzem erschienenen Festschrift „Erzgebirger Heimatklänge“¹⁾ treten uns zahlreiche mundartliche Dichter mit zumeist kleineren und der Mehrzahl nach scherzhaften Beiträgen entgegen, in denen das Leben und Fühlen, die stille Zufriedenheit, das heimatlche Behagen der Erzgebirgler, die dajelbst üblichen Erwerbszweige, namentlich das Spizenkloppln u. s. w. in ähnlicher Weise behandelt werden, wie auf der sächsischen Seite. Zu nennen wären besonders F. Franzl (Duz), dem das lustige Gedicht, „Der neue Prager Kalender“ gelungen ist, Johann Alboth aus Joachimsthal (S' Puppenmadl), Alexs Kolb aus Potjcherad mit launigen Geschichten, Oskar Grimm (geboren 1855 in Joachimsthal, Verfasser zahlreicher größerer und kleinerer Humoresken, des „Arzgebärcher Schworbeerliedes“ u. a.), M. Schreyer („Zum heiling Ohnd“), W. Peiter, A. Salzer (Weipert), E. Mahner und W. Großmann (Krima), Adalbert Dietel, Anton Bichorn (aus Joachimsthal, jetzt Bürgereschullehrer in Wien), der unter anderem die prächtige Geschichte erzählt, wie in Joachimsthal bei der Aufführung eines Krippenspiels eine schwarze Kage, die sich unversehens ins Spiel mengt, die Meinung erweckt, als wolle der Teufel das Spiel stören, so daß Spieler und Zuschauer vor Schrecken zur Stube hinausstürzen;²⁾ endlich P. Gustav J. Grunes (geboren 1840 in Bärzingen, jetzt Professor in Nikolsburg), der viele heimische Erlebnisse in Reime gekleidet und unter anderem auch Verse von Fritz Reuter und Anakreon ins Erzgebirgische übersetzt hat.³⁾ Aus dieser ganzen Gruppe seien zwei kleine Proben in Reimen und in Prosa angeführt.⁴⁾ Zunächst ein kurzes Gedicht von Grunes, das an die landesüblichen Ortsneckereien anknüpft.

¹⁾ Erzgebirger Heimatklänge. Festschrift. Wien, Verlag der Landsmannschaft „Erz“. 47 S. 1902.

²⁾ Erzgebirger Heimatklänge S. 15 f.

³⁾ Ebenda S. 9 und Böhmens Deutsche Poesie und Kunst 6 S. 1221.

⁴⁾ Beide Proben aus den Erzgeb. Heimatklängen S. 9 f.

Un Barnicher, da Plott un Nowerdom,
Des sei drei Staadtla, wos sich garwoschen hom;
In Barnicher thunna da Finken schloogn,
Of der Plott thunna sa Böffel kloppen
Un in Nowerdom olta Hantsching stoppen.
Seid mer sei neet grom; ich ho(o) a luß Maul,
Zen Singa und Schreim, do bie ich neet faul,
Do kimmt an nu monnichsmool wos aus,
Wos dann ug genn neet gafällt in Haus!

B. 1 Bärtingen, Platten, Avertam, drei Städtchen des Bezirks
Joachimsthal. — B. 5 Hantsching, Hantschuhe. — B. 9 genn, jenen.

Und nun eine kleine Geschichte von D. Grimm.

Der Schusterpeppwenz beim Jochnistholer Rothhaus.

Der Schusterpeppwenz von Reischdorf hott venn dr Schloßawerther
Herrschaft öß Obist*) drstondn unn wollt mittera Wagl zenn Hondl off dr
Guttsgoh.***) Er hott aweng darb aufgalodn. Dorch Brond nauf gungs noch
oh. Dorch Jochnisthol nauf wurfch schlachter. Dr olta Schimmel schwißt wie
a Brotn. Da orma Haut hot enn Kopp gahängt, ols gungs zenn Schinder.
Emmer trübsaliger issa wurn. Dr Wenz gittn guta Wörter unn schlachta.
Deß wor da olta Leier. Wein Rothhaus enn Jochnisthol hots a verfluchts
Knöchl. Dr Schimmel loh nemmer; öß Fuhrwarf blätt stieh. Dr Wenz fängt
oh(n) za fluchn — ar haut nei. Deß gieht net. Enn Jochnistholer Rothhaus
hots viel Beamta. Deß is dort da Hauptmohschafft, öß Garicht, öß Steueramt,
öß Forstomt, da Sportkassa unn öß Gamahomt.***) Da Fenster stonden weit
offen. On da Fenster lohmtn a poor Beamta unn fanna unnern Wenz zu.
Dös hotn gapokt. „Nu, Krod, verfluchta“, schreit ar grodnau, „sa gieht doch
zu. Bist doch när a Pfahr! Wärschta a Rothhaussherr wurn, könnsta a mit
dr Fader hintern Uhr zenn Fenster nausguden!“ — Schwupps! worn da
Nausguder wag.

*) Obist, Obst. **) Guttsgoh, Gottesgab. ***) Gamahomt, Gemeinbeamt.

Einen eigenen Weg zur Veröffentlichung seiner mundartlichen Gedichte hat Anton Günther (geb. in Gottesgab 1870) gewählt, indem er sie selbst mit schlichten Melodien und hübschen Bildchen versieht und einzeln auf Ansichtskarten — er ist seines Zeichens Lithograph — vervielfältigt. Diese Karten, die in Böhmen wie in Sachsen schon eine außerordentliche Verbreitung gefunden haben, behandeln rein erzgebirgische Stoffe und Motive: Das Klippeln und Vogelstellen, das Schwarzbeerpflücken und Schwämmefuchen, das „Hamwef“ nach dem Bergdorfe und nach der behaglichen Ofenbank in der warmen Stube „drham“, die dem wandernden Händler im Winter als der idealste Aufenthalt erscheint.

Got Auer oft racht weit ze gieh(n),
 Do muß mr en Wenter viel austieh(n),
 Do zwidts en da Händ on en da Öhrn,
 On dr Bart is ei'gefroren.
 Ower kömmt mr ham, werd sich ausgezogn,
 En Schnee don stompt mr o
 On do sezt mr sich holt of die Ufnbonf,
 Zendt o Pfeiß a, werd da Zeit net long,
 Wenn is Feuer proßlt, is's en Stüwöl worm,
 Do so's wattern, deß Gott derborm.*)

*) Die 4. Strophe des Gedichtes: „Die Ufnbonf“.

Von Günthers Gedichten seien im Nachstehenden zwei Proben gegeben.

Mei Votterhaus.

- | | |
|--|---|
| <p>1.
 Dort wu da Grenz ve Sochs'n is,
 En Wold da Schworzbeer blüht,
 Dort wu mr heut noch klipp'l'n thut,
 En Wenter hyn gieht,
 Do stieht net weit von Wold druo,
 Sieht kla(n) on ärmlich aus,
 A Hüttl nár aus Holz gebaut,
 Dos is mei Votterhaus.</p> | <p>3.
 Do drauß'n en dr fremd'n Walt
 Do send i holt la Ruh,
 Da Heiser sei do gonz aus Sta'
 Da Menschn a a su.
 A Jeder sengt a onder'sch Lied
 Doch mittn drenna raus,
 Do klengt's on rust's: vergaß sei net
 Drham dei Votterhaus.</p> |
| <p>2.
 Dort is das Glackl, wu i ho
 Is erschta Wort gehärt,
 Dort wu mei Motter mer ols Rend
 Is Bat'n hot gelehrt,
 Wu ich ols Gong da Zieg'n oft ho
 Getrieb'n zen Stalla naus, —
 Wie wár ich doch galücklich do
 Drham en Votterhaus.</p> | <p>4.
 Dos Heisl is mei liebster Ort,
 Mei Den'n on mei Treib'n,
 Wu ich a remlaf on hiekomn,
 Wird nár dos Heisl bleib'n.
 Such ich a en dr Fremd mei Brod
 Muß ich a wieder naus,
 Ich fehr holt emmer garn gerüd,
 Ham en mein Votterhaus.</p> |
- 1,4 h u g e n, auf Besuch gehen. — 2,5 G o n g, Junge.

April.

- | | |
|---|--|
| <p>April is, drauß'n scheint da Sonn,
 Doch nár a paar Ramblid,
 Do komma wieder Wolken gezugn
 On schiebn da Sonn gerüd.</p> | <p>Of amol regnts ven Hemml wie
 Mit Konna wos nar so(n),
 Do zwingt da Sonn sich wieder dorch
 On 's gieht ven Reia o(n).</p> |
| <p>Dr Storm saust üwer de Wiesn hin
 Of Barch on Wälbr zu,
 Feist wie a Rend, ráht aus geschwend
 On wieder is drauß'n Ruh.</p> | <p>Jo s' lieve Rabn is a asu
 Bal Regn bal Sonnaschei,
 On eh dr Mai ens Parz eizieht,
 Is s' lierna Rabn verbei.</p> |
- 2,1 Ramblid, Augenblide.

Aus Gottesgab stammt auch Julius Reinwarth, geboren 1867 gegenwärtig in Prag Bibliothekar des Vereins für Geschichte der Deutschen

in Böhmen und Leiter der Erzgebirgszeitung. Reinwarth, der schon zahlreiche stimmungsvolle schriftdeutsche Gedichte veröffentlicht hat, arbeitet nun an einer großen Bühnendichtung, einem Festspiel, das ein Bild von der kulturellen Entwicklung des Erzgebirges während der letzten fünf Jahrhunderte enthalten soll.*) In diese dramatische Dichtung sind eine Reihe mundartlicher Szenen eingelegt, von denen wir hier eine Probe nach der Handschrift mitteilen. Die nachfolgende Episode spielt in der jüngsten Vergangenheit des Obererzgebirges: eine reisende Musikgesellschaft kehrt nach langer Wanderung wieder in die Heimat zurück. Im Hintergrunde der Reilberg und der Fichtelberg, dazwischen ein Städtchen. Von dem Wege herunter kommen, ein Lied singend, die Bewohner des Städtchens.

Wirtnaz: Zuchhe! Iga ko's wiedr lustich warn, freut üch Weibr, olla Sonntich holt mr Tonz!

Mehrere (juchzend): Zuchhe! Zuchhe! Zuchuchuchuz!

Ein Bursche: Du kost dich am meistn freua, Wirtnaz, wenigst'ns werfsta iha bei sauerstch Bier ol

Wirtnaz (mit Bezug auf des Sprechers krumme Beine):

Sauer mocht lustich on fahrt enn da Ba,

Wos kromm is, ward grob —

Drümm schmedt drsch jo a!

Der Bursche: Jo, bei Bier mocht ann lustich,

Dos muh mr schu sogn,

Wir wind't sich on krümmt sich,

Got mr a Tröppala enn Mogn!

Mehrere (fahren auf Wirtnaz los und verachten ihn schadenfroh): Etisch!

Etisch! Naz! — Do härst da bei Schand!

Wirtnaz: Mei Bier soll a Schand sei,

Wu denkt rr denn hie —

Ich zohl's heut dann Schandmaul

Blätt**) sei Kannl leer stieh!

(Neuerlich Spottgelächter.)

Junge Frau (Franzl): Bier on nischts ols Bier! Do ward emmer a Strit draus! — Satt liebr, epp sa noch net komma!

3weiter Bursche: Post nacht Franzl! (Winkt mehreren Genossen) kommt!

(Die Gerufenen halten die Leiter, der Sprecher steigt auf das Dach und hält oben Ausguck. Viele umstehen erwartungsvoll die Gruppe.)

Wirtnaz (zu Franzl): Kost's eppr nett drworten, wos'r dr mitbrennga ward?

Alter Mann: So, emms Mitgabring is era net za thu! Sa hot ma erscht gestern mitn Wassermo***) garedt, on enna extra bida Kerz aufsteden lossn benn Maria-oltor! (Gelächter bei den Umstehenden.)

Franzl: Wenigstens wärst da iha bessr sah be dr Vitanei, olta Spottbrossl, on dei Gabatbüchl net emmer vrkehrt holtn!

*) Vgl. Erzgebirgszeitung 22 S. 60—66.

) Bleibt. — *) Der Wassermann bringt die Kinder im Erzgebirge.

Der alte Mann (verlegen): Inu! — nu — nu — da alta Brill — } (zugleich).
Der Bursche (vom Dache): Hört 'rsch — sa komma!
(Man horcht gespannt auf, alle Köpfe sind auf die Straße gerichtet. Aus ziemlicher Entfernung hallen die Klänge einer Ziehharmonika in die Scene. Dies verursacht freudige Bewegung in der Menge.)

Alle:
Hört ersch — sa komma
Schu aus'n Wold raus,
Freua sich olla off drham!
Lochn on singa,
Sei ganz glücklich,
Freua sich olla off drham!

Der Bursche (springt von der Leiter herab): Cho! cho! — Sie sei's!

Die Anderen (schwenken Tücher und Mützen): Willkommen, Willkommen enn dr Samit!

(Die Weisen der Zugharmonika klingen näher. Man macht sich zum Empfange der Nahenden bereit. Frauen und Mädchen nesteln an Haaren und Kleidern herum, andere holen die spielenden Kinder, wischen ihnen Gesicht und Hände rein und besänftigen die Widerstrebenden. Die ganz alten Leute warten an ihren Stöcken herbei. Außerhalb der Scene ist das Lied der Heimlehrenden zu vernehmen, das immer näher schallt und von der Zugharmonika begleitet wird.)
(Lebhafte Begrüßungen und Umarmungen, Fragen und Antworten, Verwandte und Bekannte haben sich gefunden, man stellt sich in Gruppen zusammen, während dessen spielt die Musik einen kurzen fröhlichen Reigen. Wirta z geht von einem zum anderen, spricht lebhaft mit jedem und schüttelt jedem die Hände. Sein „Schie willkommen! Schie willkommen drham!“ ist öfters aus der Scene zu hören.)

Franz I (zärtlich zu ihrem Manne): Wie gut da aussiehst — un wie vuller!
— Weil ich dich ner wiedo do ho! (Schmiegt sich an ihn, er küßt sie.)

Kinder (um ihren Vater, fragen lebhaft durcheinander): On host m'r a wos mitgebracht? — Galt Vottr, a wos racht Schie 's? — Soch? — Wir a!
Wir a! — Eßa moch ner!

Vater: Wot ihr denn a racht flassich drham, on hott r a Gurer Motter gefolcht?

Mehrere Kinder: Uju! Uju!

Ein Kind: Sechs Stückla Wotn hon ich gasklappelt.

Ein anderes Kind: Motter, Motter, sochs enn Vottr!

Vater (verteilt unter die Kleinen Spielsachen): Do hott 'r amos, do, on do!

Kinder (durcheinander): Ujaß! Ujaß! Wie schie! — guck a, wie schie! (Blasen auf Kindertrompeten, spielen mit Trommeln 2c.)

Knabe (reitet auf einem Stedenpferde): Annala, sa ar mai Pfar! — Gotta!
Gotta, Wüsta he!

Mädchen (eine Puppe zeigend): On mei Doß, wie sa da Agn aufmocht!

Anderer Kinder (kommen herzu): Sat ner, wos Hansala hot!

Kinder (überrascht): Oje! Oje! Ujajala!

Ein Knabe: Enn Drochn! Enn Drochn!

Kinder (durcheinander): Kommt! Kommt! Loßt na fliegn!

Die Kinder stürmen mit „Hurra“ und „Gussa“ hinaus und machen auf ihren Instrumenten einen ohrenzerreißenden Lärm. Die Erwachsenen machen Platz und bezeugen ihre Freude an dem Jubel der Kleinen.

Wirtna: Herrgott, hot dos enna Freud, doch da grössta homm mir, daß 'r wieder ollazomm gasond on glücklich do seid!

Älterer Musiker: Könnt a enna Freud hom, es is uns recht gut gonga, on onner Gottlieb hot besmol sei Masterstück gamocht.

Mehrere (fragen, schnell durcheinander): D'r Gottlieb? — Was hot's denn gabn? — drählt! drählt!

Der Vorige: Do draußn worsche be'ren Grosn, weit hintn enn pommerisch, do hot onner Gottlieb gazeicht, was 'r so!

Mehrere: Nu ei, nu ei! — Dr Gottlieb, dos gonga Pössl?*) —

Der Vorige: Daß na su recht ve dr Labr maggieht, wenn r off sein Flötl bläht, dos wißt r ja olla, ovr seltsmol hot ersch huchmachlich galonnt! — Mr hott'n bis tief enn da Nocht nei gaspielt, ons 's muß daner Gasellschoft a gonz gut gasolln hobn. Do fällt aff amol enn sattn Herrn ven oltn Frix wos ei. „A Flötnsolo“ haszts — a „Flötnsolo dem alten Frix zu Ehren!“ — Mir songa o, dr Gottlieb sezt ei — sezt ei! — ovr wie soch ich Euch, wie enna Dabllerch! Immer stiller wards, sa Stuhl rührt sich, sa Glasl hot gekloppert, on alla holt'n sa enn Dth'n o an horchn, an horchn — on tüttl littlütt, tüttl littlütt giehts emmer höher nauf, mir salwer sei enneren ondern Walt, da Rott'n flieg'n ner a su ven Blattl, da Triller guchz'n naus a su vuller, a su flor, on galodnra — mir sanna on hörn nischd meh, wos ümm üch (uns) vür-gieht, bis mr fertig worn. Do wos noch a Wella still, mäufalastill, off amol gieht's lus: „Bravo! Bravo!“ Mit Händ on Füß trommeln sa, on aner trebt's ärcher wie dr andera. Sa komma off ons zu, podn ons bei dā Händ, on aner reißt enn andern enn Gottlieb aus'n Orm! — Nocherd worsche v'rbei mit'n Spielen, Wei homm sa ons hiegestell, on enn Gottlieb homm sa wuhl honertmol huch labn loss'n.

(Man drängt sich um Gottlieb und beglückwünscht ihn. Manche bezeugen Gottliebs Vater, andere wieder seiner Mutter ihre Teilnahme).

Ein Mädchen (reicht Gottlieb treuherzig die Hand): Gottlieb, ich waß 's ward dr on mir wennich drolieg'n — oder mich freuts holt doch, daß dr dos wiederfohr'n is.

Gottlieb: Doch, doch Mala! Be dir a guts Wort — dos hör ich epper am ollerliebstn!

Wirtna: (zu seiner Umgebung): Kinner, dos is enna Ehr für ons alla zomm, für'sch gonza Gabirch do ubn! (Man deutet ihm Zustimmung).

Ein Mann (zu Gottliebs Vater): Daß da dos noch off deina oltn Tog drlabn kost, vergönn ich dr ven Herzen!

Gottliebs Pathe: Dos will wos haß'n, Gottlieb, a su ver olla zomm! Musiker (der früher sprach): Loßt mich ner ausreden, satt hie — die goldene Uhr on die goldene Kett, wos er kriecht hot ven Grosen.

Gottliebs Vater (schließt seinen Sohn weinend in die Arme, sein altes Mütterchen daneben hält öfter die Schürze an die Augen): Vergalts Gott, viel tausendmol, du host's verdient, gut's Kind, on deina orma Eltern!

Gottliebs Mutter (zieht ihn zu sich nieder): Kind, Kind, wenn ich dr ner iha wos thu könnt, mei Herzblut wollt ich losz'n dofür!

*) Das junge Bürschel.

Gottlieb: Mutterla, meh als allis aff dr Walt is mr Guara Freud wart,
on Guara Jahr'n.

(Man bespricht das Ereignis lebhaft untereinander. Worte, wie: „Ar hots vordient!“ — 's wor meistoch a braver Suh!“ — 's so noch amol amos aus na warn!“ sind aus dem Durcheinander zu hören. Währenddessen sitzen Seff und Kesi am Bänchen vor der Hütte, halten sich innig umschlungen und küssen einander, was Gallentraudi aus dem geöffneten Fenster bemerkt).

Seff: On host mich emmer garn gahott'n, Kesi, soch?

Kesi: Du waßt 's jo salwer! (Sie küssen einander).

Gallentraudi: Bos gießt do für? — Schamt 'r üch net? — Ward'r galeich ausanonder gieß!

(Man ist auf Traudls kreischende Stimme aufmerksam geworden und wendet sich diesem Vorgange zu).

Ein Bursche: es Kesi on dr Seff!

Seff (hat sich erhoben und hält Kesi bei der Hand): 's Kesi braucht sich net za schama, Traudi, sie is mei Braut, on ich den, Ihr werd't nisch d'rwidder sogn!

Traudi: Mir is racht, du kost sa namma, da Mod — an holt mit era ran Hausstond!

Wirtnaz (hat einigen Burschen ein Zeichen gegeben): 's Brautpoor soll lab'n!
Mehrere: Juchhuhuhu! (Harmonielump läßt sein Instrument ertönen.)

(Die Jugend drängt sich um Seff und Kesi. Ein Teil hat geschickt den Burschen, die zweite Gruppe das Mädchen in die Mitte bekommen. Harmonielump begleitet zum folgenden Ansinglied):

Erster Teil: Iha Kesi, loß dr sogn,
Nicht dr sei dein Kommerwog'n,
Dein Kommerwog'n ons Faderbett,
Goldich's Kesi, war dich hätt!

Der zweite Teil: Wild d'r sch 's Kesi jo net ei,
Härscht da sei, dos so net sei!
's Kesi g'hört enn Seff'n o,
Nimmt kan ondern net zen Mo!

Beide Teile zusammen (die Mannsleute hupfen dazu im Tanzschritte und klatschen in die Hände. Das Brautpaar ist durch den Tanz getrennt worden):

Du nimmst mich net, ich namm dich net,
On ofogn laß ich mich net,
Ower ba dein Kommerwog'n,
Do war ich mit trogn, mit trogn!

Wirtnaz (klatscht in die Hände): Hahaha gut gamocht! Gut gamocht, iha gitt 's mos zen lö'n! Seff, mos is bei Kesi dir wart?

Seff (lachend): Das so ich jo noch net wiss'n!

Mehrere Mädchen (auf ihn zu): On nimmst so doch! On nimmst so doch!
(zu Kesi): Bos gitt da für dein Bräutichom?

Kesi: Baholt üch na, wenn 'r za mir enn Wäch net find't!

Wirtnaz (zu Seff): Wißt sa hom, sa mußt sa lö'n!

Seff: Weitmag'n ba dir ub'n wärd 's ausgemacht!

Wirtnag: Gott ersch gahört, Leut, dr Seff ward enn Brauttrunk zohln!
Loht sa jekta lus mitanonder, on kommt, macht, daß m'r ham komma,
's word so su schu Nocht!

Mehrere: Jo, jo, kommt, a hamm — a hamm!

(Man schidt sich an, ins Städtchen hinaufzugehen, Harmonielump schreitet spielend voran. Die Sonne ist bereits im Untergehen und glänzt noch einmal purpurn aus den Bergen heraus. Das Glöckchen im Bergwerke läutet, Harmonielump hört zu spielen auf, Bergleute im Grubengewande fahren vom Schachte auf und knien sich vor das Kreuzifix hin. In das helle Läuten des Bergglöckchens mischt sich das tiefe Geseumme der Glöden aus dem Orte. Es ist Nacht geworden, Mond und Sterne stehen am Himmel und im Städtchen oben erglänzt hie und da in den Fenstern ein Licht.)

Älterer Musiker: Rinner, 's lätt zen Gabat! — 's ershta Gabat enn d'r Hamit!

(Alle knien nieder, entblößen ihr Haupt und singen das Abendlied. Nach Beendigung des Liedes erhebt man sich und steigt gemeinsam zum Städtchen empor. Es ist mittlerweile völlig Nacht geworden, der Vorhang fällt.)

Die Vorlande des Erzgebirges sowie die übrigen gesegneten Ebenen und Hügelstrecken des mittleren Nordböhmen zeigen ganz andere Lebensbedingungen und darum auch einen anderen Volkschlag als das Erzgebirge. In diesen starkbevölkerten, wohlhabenden Gegenden wohnt ein arbeitsfreudiger, in Kämpfen mannigfacher Art gestählter, bildungsfähiger, beweglicher, wie alle Sachsen geistig „heller“ Menschenschlag. Vernünftig, sorgfältig und einträglich wird hier der Getreidebau betrieben. Die ganzen Elbeufer entlang gedeiht prächtiges Obst, im milden Saazer Land, um Aufsha und Dauba wertvoller Hopfen. Der lebhafteste Verkehr in diesen Gegenden, die ausgedehnten Kohlenbetriebe, die vielseitigen, großartigen industriellen Unternehmen haben durch eine starke Heranziehung fremder Elemente leider die ursprünglichen landschaftlich eigenartigen Grundzüge der Bevölkerung stark verwischt. Die Volkstrachten sind längst gänzlich verschwunden, die volkstümlichen alten Fachwerk- und Blockhäuser sind allerdings noch vielfach vorhanden und lebendig spricht noch auf dem ganzen Gebiete die heimische Mundart und zwar in zahllosen Verzweigungen zu uns, so daß die mundartlichen Dichtungen aus verschiedenen Teilen des mittleren Nordböhmen trotz gemeinsamer Züge die mannigfaltigsten sprachlichen Färbungen und Besonderheiten aufweisen. Doch die Unterschiede und die Eigenart des Volkscharakters in den einzelnen Strichen dieses Gebietes ist durch den gesteigerten Verkehr und die große Freizügigkeit dieser Gegenden stark abgegriffen worden. Und das ist auch an der mundartlichen Dichtung des mittleren Nordböhmen zu merken. Weit öfter als in anderen deutschböhmisches Landschaften finden wir hier mundartliche

Dichter, die nicht die besonders geartete Volksseele ihrer engeren Heimat wieder spiegeln, sondern die nur Allerwelts-Späße und fremde Stoffe in das mehr zufällige und oft wenig passende Gewand ihrer Mundart kleiden. Diese Art von Dichtungen können wir hier zumeist bei Seite lassen. Wurzelechte Eigenart, örtlich gefärbtes Anschauen, Denken und Leben aber finden wir in Nordböhmen vor allem bei solchen Dichtern, die aus frischer Erinnerung Geschehnisse und Sitten der guten alten Zeit mit ihrer stärker hervortretenden landschaftlichen Sonderart behandeln. Dies ist zunächst der Fall bei zwei Dichtern aus den Vorlanden des Erzgebirges, bei Hamelka in Bilin und Laube in Teplitz.

Die Sammlung „Allerlei Geschichten“ von Dr. Eduard Hamelka *) (geboren 1862 in Bilin, jetzt Professor an der Landesoberrealschule in Zwittau, Mähren) gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen auf dem hier behandelten Gebiete. Hamelka teilt allerlei Geschichten aus Bilin und Umgebung mit. Schwänke, Reiseerlebnisse, Gemeinde und Jagdgeschichten; die meisten sind beteiligten Persönlichkeiten, alten Herren mit frischen Jugenderinnerungen in den Mund gelegt, wodurch sie bedeutend lebendiger wirken. Der Zeit nach reichen sie zum Teil weit zurück, bis in die Tage der städtischen Gerichtsbarkeit, der Franzosenkriege 1813. Einige von den Geschichten haben sich wirklich so ereignet oder sind im Anschluß an wirkliche Ereignisse und historische Begebenheiten im Volksmunde so ausgestaltet und fortgepflanzt worden. So kommt hier Gesinnung, Denkart und Weltanschauung, das beschauliche Stillleben der alten Biliner unverfälscht zur Geltung. Als Beispiel sei die nachfolgende Geschichte mitgeteilt, die einem unverbesserlichen alten Sünder unter dem Galgen in den Mund gelegt ist.

Wauwau!

’S is eene ganz wohre Geschichte, die ich ige d’rzhle, notebene hot sie dar alte Salunke d’r Staffl Naz salw’r d’rzhlt, wie se’n in Brig aufgehengt hon.

Su enn spottschlachtn ¹⁾ Karl, wie dar wor, gibt’s kenn zweeten mehr uff Gott’s Ardbod’n. Kee Mensch in d’r ganz’n Gegend wor ver’n ²⁾ sicher. Und wenn’r de Laite schon nich tudtgemocht hot, hot’r’n wenichstens ’s Hemde vun Leibe waggenumm. Ow’r endlich hon se’n doch d’wisch, de Moß ³⁾ wor vull, und ar füllte baum’n.

Wie ar su in fann Ormsind’rhembl ⁴⁾ unt’r’n Gols’n gestand’n is, meent’r: „Herr Omtsricht’r, ich ho mir’s schon gestern beim Ormsind’rassen ⁵⁾ ausgemocht, dops ich heinte dan Leiteln do“ — ’s wor’n poor tausend Mensch’n

*) Hamelka E., Allerlei Geschichten. Lustige Erzählungen in Biliner Mundart. Bilin, J. Drescher. 68 S. — Einzelnes erschien vorher in Zeitungen und Zeitschriften.

do, die dan Karl hett'n schunn garne baum'ln sah'n — „noch eene lust'che Geschichte d'r'zehl'n konn. Mit Verlaub, derf ich?“

D'r Omtsricht'r meente:

„Na, ich habe es ihm gestattet, weil es seine letzte Bitte war; aber fasse er sich kurz, denn die Zeit drängt.“

„Dank schien,“ meente d'r Naz, greift sich on Hols, hust' emol und fängt dann on:

„Es wor in Oktob'r voriches Johr om gruß'n Getreдеморchte.⁹⁾ D'r reiche Franz Bauer is a do gewaß'n und hot eene gruhe Fuhre Korn und Weez⁷⁾ verlast. Mich hot's in'n Fingern gejudt, wie ich sah, wie dar Karl zweehundert horte Silw'rgulb'n in san Weit'l 'neingethon hot. Ich bin dan Karl 'n ganz'n Togh nochgeschlich'n, ow'r 's wor nisch't ze mochn — nich emol besuff'n hot sich dos Bauernlud'r mit dan viel'n Galbe.

Wie'r ob'nds hemmgefor'n is, bin ich'n ganz'n Wach hint'r fann llg'n-moch'n⁸⁾ getrobt; ow'r do wor a sei Knacht mit druffegefaß'n und dos wor su e hamlang'r Karl, on dan ho ich mich nich 'nongetraut.⁹⁾

Ob'nds imme sechse fein m'r hemmstumm; 's wor finst'r, wie in enn Sode und e Naw'l,¹⁰⁾ m'r hette reene mit enn Stad'n 'neinstach'n kinn.¹¹⁾ D'r Knacht sponnt de llg'n aus und fihrt se in'n Stool und d'r Bauer gih't in de Stube 'nein. Ich krieh' ib'r'n Zaum und stell' mich zu'n Ganst'r hin, wu ich ganz hibsch in de Stube sah'n kunnte. Dan Hilax¹²⁾ ho ich e Brederte Fleisch hingeschmiss'n, dar hot sich nich mehr gemugt, ar wor glei mausetudt.

In d'r Stube wor dan Bauer sei Weib und sei Klenner Suhn. Beerfcht bringt de Waierin eene gruhe Schiss'l Milch, su gruß, dosß e kleiner Hund hette drib'r'schwimm' kinn, und dann hon olle dreie mit ihr'n gruß'n Pulz-leffeln su ungeneisich¹³⁾ 'neingelangt und gegass'n, eens geschwind'r, wie's and're, dosß ja keen's ze kurz kimmt, dosß'n de Nach'n¹⁴⁾ wie de Kasenapp'ln 'rausgestand'n sein.¹⁵⁾

Wort ner, ihr ungeneisiches Bauernvulk, ho ich mir gedenkt, eich war' ich heinte schunn noch bezohl'n. Denn uff dan geiz'chen Franz Bauer ho ich schun imm'r eene But gehott'n. Dar hot mich dozemol, ols ich noch batt'ln gang' bin — 's Stahl'n ho ich erscht spät'r gelernt — mit'n Hunde 'nausgeheht, ols ich — und ich ho domols su viel Hung'r gehott'n — imme¹⁶⁾ Stidl Brud gebatt'lt ho.

Endlich wor'n se fertich mit'n Aff 'n und dann hullt d'r Bauer fann Weitl 'raus und zählt fann'r Alt'n 's Gald uff'n Tisch, zahn¹⁷⁾ Reih'n nab'n enand'r. 'S hot gebligt und geglangt, dos enn de Nach'n im'rgang'n sein. Wie dar kleine Junge dos viele Gald sieht, schreit'r vor laut'r Freede und gropscht¹⁸⁾ noch enn Guld'n. D'r Bauer schimst und stiekt'n wag. Do hot ow'r dar kleine Nisl ongesang'n ze brill'n und is ringesohr'n wie meß'ldrechtich. De Waierin redt'n zu und gibt'n enn Reigrusch'n. Ow'r dar kleine Buszipp'l schmeißt dan Grusch'n wag und rennt wied'r zu'n Tische.

Do nimmt dar Bauer 's Rehl und drischt in dan Jung'n 'nein wie in enn Rußsod.¹⁹⁾ Ow'r olles hilft nisch't! Je mehr dar Bauer zudrischt, desto ferner²⁰⁾ brillt dar kleine: „Ich will su enn gruß'n glänz'chen Grusch'n hon, ich will enn hon!“

„Du, wenn de kleine Ruche gibst,“ schreit endlich d'r Bauer, „su namm ch de ganz'n gruß'n und a dan klen'n Grusch'n und ga' se'n²¹⁾ Bauwau, dann host de gor nisch't!“

Om'r dar Kleene brilt wett'r. Do nimmt d'r Bauer de Silw'guld'n, steckt se in's Sackl 'nein, thut a dan Reigrusch'n mit 'nein, reißt's Gan'ftr=guderle²⁾ auf, redt's Sackl 'naus und schreit: „Do host de Baumau! Dar gorst'che Junge — — —“

Mehr kunnt'r nisch't sohn.^{2a)} Ich reiß dan Bauer 'n Beit'l aus d'r Hand, moch' enn Soß ib'rn Baum und wor wag wie's Werschl vun'n Kraute.

Wos fer e Gesicht' dar Bauer gemocht hon mog, weß ich nich; om'r seit dar Zeit heßt der Bauer ner d'r Baumau-Franz.“

Wie dar Staffl Naz dos d'rzehlt hot, hon olle ferschterlich gelocht, a d'r Herr Omtsricht'r, am merscht'n om'r d'r orme Sind'r salw'r. Dann meent'r zu'n Schorfricht'r:

„Su, iße gihn m'r bißl in de frische Bussf.“

¹⁾ Spottschlecht, ²⁾ vor ihm, ³⁾ sein Maß, ⁴⁾ Armensünderhemd, ⁵⁾ Armen-sünderessen, ⁶⁾ Getreidemarkt, ⁷⁾ Weizen, ⁸⁾ Ochsenwagen, ⁹⁾ herangetraut, ¹⁰⁾ Nebel, ¹¹⁾ mit einem Stod hineinstecken können, ¹²⁾ dem Hunde, ¹³⁾ gefräßig, ¹⁴⁾ Augen, ¹⁵⁾ sehr gierig essen, ¹⁶⁾ Um ein, ¹⁷⁾ zehn, ¹⁸⁾ greift, ¹⁹⁾ wie auf einen Rußsack, also kräftig, ²⁰⁾ mehr, stärker, ²¹⁾ gebe sie dem, ²²⁾ Sudfenster, ²³⁾ sagen.

Was Nühmliches über Hamelka gesagt wurde gilt auch für die mundartlichen Erzählungen von Gustav G. Laube (geboren in Teplitz 9. Jänner 1839, Professor der Geologie an der deutschen Universität in Prag). Auch hier spricht Humor und schalkhafte Laune aus diesen köstlichen Geschichten, die auf wahren Begebenheiten aus alter Zeit (Ende des 18. und erste Hälfte des 19. Jahrhunderts) beruhen. Der Verfasser erzählt sie mit gemüthlichem Behagen ganz in der Denk- und Redeweise der alten Teplitzer, wenn auch ein leiser Ton der Ironie kaum merklich über dem Ganzen schwebt. Die Erzählungen von Laube sind bekannt und jetzt von Neuem in vermehrter Zahl aufgelegt worden.*) Ungedruckt aber und bisher ganz unbekannt sind seine mundartlichen Gedichte geblieben. Wir geben hier nach den freundlichst zur Verfügung gestellten Handschriften des Verfassers zwei Beispiele. Zunächst ein ernstes, sinniges, sehr persönlich empfundenes Gedicht, das durch eine Naturbeseelung der Eiche einen echt dichterischen Vergleich für ein typisches Menschen-schicksal gewinnt.

De al(t)e Eeche.

Dr Junge soht:

Wie og ¹⁾ dar al(t)n Eeche mog' sein,
Diede do ubn vun'n Ha ²⁾ gußt rein,
ßz muß se su elleene blei(b)n wiedr,
Umedium lehn se de Zichn niedr,

*) Laube G., Volkstümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung. Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage. Prag, Calve 1902 (Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde. Herausgegeben von A. Daffner I, 2). Im Anhang mehrere „Geschichtln“ und „Spassetln“.

Steene enziche luſſn ſe nabn er ſtihn;
 Dos müßt 'r bal(d)e ze nohu³⁾ gihn!

Dr Bottr ſoh:

Dan al(t)n Echham, wos ſchier dos dan,
 Dar hot dos ſchun eſter drlabt und gefahn,
 Behn ſe heinte de Fichtn niedr,
 Morn⁴⁾ ſegn ſe andere wiedr,
 In zwanzich Johrn ſein ſe wiedr in dr Fih; ⁵⁾
 Wos zahl'n fer eene Geche die.
 Die denkt eppern: ⁶⁾ Mei junges Sabn,
 Zeit ⁷⁾ ſchun lange hintr mer abn,
 Und diedo mit mer jung worn,
 So 'ch olle ſchun longe verlorn.
 Oeb de Fichtn huch odr niedrig ſein,
 Untr die gehe ich emol nich nein.
 Sein ſe niedrich, guß ich iwr ſe wag;
 Sein ſe huch, daß ich drinne ſtad,
 Geche bleibt Geche! — 's warb ſich a noch erweiſn,
 Wenn ſe die umſachn⁸⁾, odr dr Wind ward ſe ſchmeiſn,
 Noz⁹⁾ nich uff ormseliche Riſtenbrattr,
 Uff Pfufſtn ſchnatt ſe 's Sachegatter.¹⁰⁾

¹⁾ Ein Gliedwort: wohl. ²⁾ Dau. ³⁾ Nahe, zu Herzen. ⁴⁾ Morgen.
⁵⁾ Höhe. ⁶⁾ Etwa. ⁷⁾ Siegt. ⁸⁾ Umsägen. ⁹⁾ Nachher. ¹⁰⁾ Auf Pfosten
 ſchneidet ſie das Sägegatter (die aus mehreren Blättern beſtehende Brettsäge).

Und nun im Gegenſatze dazu den beluſtigenden Bericht eines Bettlers,
 der auf dem Wege zur Wallfahrtskirche Mariaſchein bei Tepliz lange
 Jahre ſeinem Gewerbe nachging und der ſich nun bitter darüber beklagt,
 daß ſein Veruſſ gegenwärtig nicht mehr ſo leicht und „nahrhaftig“ ſei wie
 ehedem. Der Verfaſſer hat hier den wirklichen Bericht eines alten Bettel-
 mannes mit treuer Wahrung der urwüchſigen Redeweise in Verſe gekleidet.
 Sehr anregend iſt es auch, dieſes Gedicht mit dem Selbſtgeſpräch des
 egerländiſchen Bettelmannes (oben Heft 5 S. 371) zu vergleichen.

Dr Baddlmon uff dr Marescheinr Wullfort.

Glehn¹⁾ ſe's, ower glehn ſe's nicht, s is ower ganz gewiß,
 Doß heinting Tochs dr Baddl²⁾ nich mehr nohrhoſtig is!
 D(1)s wie geſtrn wore gruße Wullfort uff Mareschein,
 Ra — und wos ho'ch denn drbei genumm ein?
 En Gülln³⁾ Kreizer, fiñ Kuſfnknepp⁴⁾, e por Sticl'n Brud —
 Do ſchloß doch unſe Pargott n' Teiſl tud,
 Wemmer⁵⁾ dodrbei nich giht in Feßen.
 Do verdient mer niſcht, do muß mer og zuſegen!
 Und wenn dr Baddl in Summer niſchts treht⁶⁾, wos tut mer in'n Wint'r honn,
 Wu mer ſann Drwerb nich noch gihn konn?
 Wu drneht denn heinte dr Baddl noch ſann Monn,
 Sell ug enner kumm un ſell merſch⁷⁾ ſohn.

Und ware Weib und Rinner drheeme hot,
Dan treht r nich Brud und Ardeppln sob^a.
Und e Stidl fleesch, doß mer bei Krestn bleib^t,
Dos sieht mer kammst⁹) olle heiliche Zeit.
Wenn's su weddr gicht, do weech ich e besserch Mittl,
Do gih' 'ch in meine Heemt¹⁰) in 'n Spittl,
— Ize soht mer Armenversorgungshaus —
Debs su ovr su heest, s' kimmt uff eens raus,
Konn do a worm sign, ho a ze labn,
Brauch kenn Menschn nich e guts Wort ze gabn.
Og wos dr Menschn muß mit onhern abn¹⁰)
„Dr Waddl is s' rachste Faulenzenrlabn!“
Odr do drimr hot noch kenne noch gedocht,
Wos abn dr Waddl fire Ploche mocht.
Frühzeitlich schun uff n Ploche sein
Und n' ganzn Tog hallervag¹¹) schrein:
„Ein armer Mann, ein blinder Mann, ein armer stoßblinder Mann,
Rammt eich doch, christliche Wulforer, des blinden Kripls an!“
Bei dar Fiße und bei dan Staab¹²)
De Junge treiche¹³) wie darres Laab¹⁴)
Und dodr fir nisch wie die por Gretn¹⁵) friechn
Do konn enn nisch meh(r) on n' schinnsten Waddl liech.
Kenn Meschn dobornts, doß mer hot Vorscht,
Mer kenne imsohn, s' ware ollen Vorscht.
Lußt oder og e Kriech¹⁶) Bier bei eich sahn —
Do schrein de Leute glei: „Do guckt og dan, —
Do dan stoßblindn Waddlmon on,
Dan tut sei Geschäft noch Bier drtrohn¹⁷)!“
Got's og nor enner gesahn, bei en sich¹⁸) orm(n) Altn,
Nocher konn 'r n' ganzen Toch de Hand aufhalten,
Und konn sich drbei ganz hescherich¹⁹) schrein;
Dar nimmt kenn holbm Kreizer meh(r) ein.
Is mer n' ganzn Toch on'n Wache²⁰) gestan(b)n
Und hotte kammst e Rindl Brud ze han(bn
Und hot sich hungriß geschriern²¹) und gefassin
Und will in n' Wertshaus obnds e Stidl Bradl²²) assn,
Nu do konn mer erscht sei Loblied hörn:
„Dr Waddl muß doch racht hibsch drneern
Mir, wos'n²³) mir do sign sein doch alle Bauern,
Mir kinn²⁴) odr lange uff e Stidl Bradl lauern,
Uns treht unse Ploche²⁵) kammst treiche Brud,
Und su e Waddlmon hot um Bradl keene Rut.
Wir schindn uns ob um Steiern und Gohn,
Und dr Waddlmon zolt nisch und thuts besser hobn.“
Und wos iz die Schandarm und die Wachtr sein,
Die mengn sich alle Nachnblicke in's Gescheft ein.
Dar will n Heimatschein sahn, dar's Drmutsszeichnis — Herrje,
Is epper denn der Waddl ke freies Gewarwe meh(r)?
Nochr de Waddlleute salwr, s' is eene Schande,

Dos is arsch de richtiche neidhofsche Bande.
 „Dar gher²⁶⁾ nich do har, dar is vun Mareschein!⁴⁾
 Tun se in Ruftnlob²⁷⁾ und Matsch²⁸⁾ glei schrein,
 Wemmer hin kimmt und will dort wos verdinn'n
 Nich 's Schmorze unterm Nochl tut enn dos Bull vergünn!²⁹⁾
 Zwanzig Johre baddl'ich schun o(ß) blinder Mon,
 Odr wos mer igemo(l) enner ongeton,
 Dos hot mer su verbitrt mei Labn,
 Doß 'ch n Baddl war werklisch aufgabn.
 Kimmt do ige mo(l) ennr, blei(b)t fir mer stihn,
 Und tut sei Potremone raus zihn.
 Soht'r: „Ach das tut mich jekt recht verdrißn,
 Ich hab ig einen Gulden herunter geschmissn,
 Und kann ihn nicht wieder finden.
 Der ist auch verloren für den armen Blinden.“
 Ich dent: Wenn de furt bist, war'ch mer'n schon suchn,
 Und wort eene Weile. Is denn dos nich zum fluchn,
 Got dar Karl sich doch hinter en Baam verstoct³⁰⁾ und guckt mer zu,
 Wie'ch noch dan Gul(d)nstidl noch³¹⁾ suchn tu!
 Und schreit a glei wie besaßn: „Ihr Lump, seid auf eurer Gut,
 Ihr Spigbube, ihr seht ja wirklich gut!“
 Ich mußt og glei laaf'n, doß r mich nicht tote³²⁾ soßn,
 Dar Dingerich³³⁾ hatte mich richtig a noch einsparrn lossn.
 Und s' Gescheffe hett'r mer a halle³⁴⁾ verdorm,
 Doß mer lees mer glebt, tu ich glei noch su borm³⁵⁾.
 Nee, nee, do soß ichs frei, do bedank ich mich schien,
 Do is ig nisch meh(r) uff dr Bullfort mit'n Baddl gißn!

¹⁾ Glauben, ²⁾ handwerkmäßig betriebener Bettel, ³⁾ Gulden, ⁴⁾ die ihm, da er sich blind stellt, in den Gut geworfen wurden, ⁵⁾ wenn man, ⁶⁾ trägt, ⁷⁾ mir es, ⁸⁾ genug, ⁹⁾ kaum, ¹⁰⁾ Heimatsgemeinde, ¹⁰⁾ eben, ¹¹⁾ in einem fort, ¹²⁾ Staub, ¹³⁾ trocken, ¹⁴⁾ Laub, ¹⁵⁾ Kreuzer, Heller, ¹⁶⁾ Krügel, ¹⁷⁾ ertragen, ¹⁸⁾ solchen, ¹⁹⁾ heiser, ²⁰⁾ Wege, ²¹⁾ geschrien, ²²⁾ Braten, ²³⁾ die, welche, ²⁴⁾ können, ²⁵⁾ Plage, ²⁶⁾ gehört, ²⁷⁾ Kostenblatt, ²⁸⁾ Maria Matschig, Wallfahrtsorte, ²⁹⁾ vergönnen, ³⁰⁾ versteckt, ³¹⁾ nachher, ³²⁾ tat, ³³⁾ Grobian, ³⁴⁾ beinahe, ³⁵⁾ kläglich tun.

In Pöderfamer Mundart hat Em. Hirsch eine Reihe von Erzählungen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Schreiten wir vom Fuße des Erzgebirges weiter gegen Osten, so gelangen wir zunächst ins blühende Elbethal, das auch zahlreiche mundartliche Dichter aufzuweisen hat. In der Tetschener Mundart hat schon in den siebziger Jahren W. Tauche*) eine schöne Sammlung von Gedichten veröffentlicht, wo wir ein lustiges Lied vom Tetschener Vogelfsteller finden, ferner ein Gespräch zwischen einem gezierten Stuker und einem

*) Tauche W., Volksgedichte in Mundarten verschiedener Gegenden Nordböhmens. Tetschen. Selbstverlag 1879. 35 S. — Trotz dem Titel sind die mitgeteilten Gedichte fast alle in der Tetschener Mundart abgefaßt.

derben Landmann, ein patriotisches Gedicht eines Invaliden von anno 66, eine sehr eindringlich an die Bauernbirnen gerichtete Warnung vor den „hinterlist'gen Stodtkarl'n“ (den Stadtkerlen) und unter Anderm die Geständnisse eines heimkehrenden Handwerksburschen, der nach allem was er erlebt hat, zugeben muß:

„Gefahn hob ich vil in da Walt
Vun Handwart un vun Künst'n
Ihr könnt mar's oba warlich gleich'n
Die Pejmt is doch am schinnst'n!“

Im Elbenthal wären noch August Stolle in Schwaben bei Auffig, Anton Heller in Lobositz als mundartliche Dichter zu nennen. Südlischer in Leitmeritz vertreten die mundartliche Dichtung vor allem Grunert und Stibitz. — Josef R. Grunert*) ist 1857 in Schüttenitz bei Leitmeritz geboren, wirkte in Teplitz, Prag und Ronoged bei Ausscha als Lehrer und lebt nun als Direktor der Volks- und Bürgerschule in Ofsegg. Er hat bereits in drei Sammlungen eine Fülle von heiteren Gedichten und Erzählungen in der Leitmeritz-Ausschaer Mundart veröffentlicht: Späße, Schwänke, Redereien, Albernheiten aus der Schule und dem Wirtshaus, der Kinderstube und der Werkstätte, vom Markte und von dem Bauernhaus. Auch Zeit- und Streitfragen, neue Moden und Erfindungen in ihrer Einwirkung auf die Landbevölkerung. Vielfach sind es allbekannte Stoffe, die aber durch ihre Anwendung auf heimische Verhältnisse und Personen eine frische örtliche Färbung gewinnen. Zwei Beispiele dürften zur Charakterisierung der von Grunert verwendeten Dicht- und Mundart genügen.

Anno 48.

Ain Johra ochtunvarzich
wor gruša Revolution,
Dou trot ain Stadtl draußn
de Nationalgarda on.

Dr Hauptmonn wor ej Schustr,
steif wie ej Schindlnohl,
har schloppt enn langn Sabl
groda wie ej Jenrol.

San Tenglhommer hott
mit Wixa sich beschmiert;
hout vußr Dmt und Warden
geflucht und kummedirt:

„Du Stefan dart on Fliegl,
host dich zu nachts gewougt,
du hinkst ju mit dr Pfuta,
os wärscha ausgehouft.“

*) Grunert Jos. R., Schnol'n und Schnurr'n. Gedichte in der Mundart der Leitmeritzer und Ausschaer Gegend. Teitschen, Stopp. 1895 S. 96. 2. Aufl. 1896 — Spassejtl'n. Humoristische Vorträge, Gedichte und Erzählungen in der Mundart 2c. Leipa. Hamann. 1898 S. 92. — Großvotrsch Geshicht'n. Weitere Dichtungen und Erzählungen in Leitmeritz-Ausschaer Mundart. Auffig. Grohmann 1901 S. 159. 2. Aufl. in Vorbereitung. — Grunert veröffentlichte auch schriftdeutsche Gedichte: Jugendflänge 1876 eine Heimatskunde des Ausschaer Bezirkes, zahlreiche touristische, pädagogische und wirtschaftliche Arbeiten.

Dr Stefan loutscht uf wettr
und hout drzu gelocht:
„Du host mir, lieber Hauptmon
de Stiesln zu enga gemocht!“

2,2 Schindln o h1, Schindelnagel. — 3,1 Tenglhommer, Hammer, der zum Dengeln (Schärfen) einer Sense verwendet wird. — 5,1 loutschn, schwerfällig gehen.

Dr Bauerschmon.

Ich bi ej alder Bauerschmon,
Bau varzich Johr mei Feld,
Doch Knacht und Mejde kusten jek
Johr aus, Johr ein viel Geld.

Noch eb de liebe Sunne kimmt,
Bi ich geweihnt man Gang;
Doch, wenn mir keine Steiern zohlt,
Su spaßen se ni lang.

Frihzeitich gih ich uff de Arbt,
Bis Omds dos Gledel klinget,
Und arg'r midn Reiten mich
Bis moul de Golle springt.

Is viel Getrejbe, gilt's ju nisch,
Dout's mit'n Verleissen Ruth;
Und hon m'r wing, su ward's gebraucht
Uff unser teiglich Brut.

Is frihjohrmeißich schine Zeit
Und worm, wie sich's gehort,
Ein Summer briht de Sunne heß,
Doh Wies' und Wald verdorrt.

Und wenn's gewittert, donnert, blicht,
Der Sturmwind faust und pfeift,
Und rejnt poor Loge, hert nich auf,
Bis draußen Ol's d'rfeist,

Dou is gor schlacht f'r unsen Stand,
'S Getrejbe fault, wächst aus;
De Schann' und Bouden wardn leer,
Und orm dos Bauerhaus.

Is ober moul ej gudes Jahr
Und schwillt uns schun d'r Romm,
Dou kumm de Meise massenhofst,
Und fassen uns olls zomm.

De Bauerei gihet jek zu Grund,
Dos muß ej Jeder sohn;
War nich mej Bauer bleiben muß
Lejst furt, su weit'r kon.

Josef Stibiz (geboren 1872 in Krzeschitz bei Leitmeritz, jetzt Lehrer in Schritzenz bei Jglau) steht noch in den Anfängen seiner künstlerischen Entwicklung. Aber er hat schon in schriftdeutscher Lyrik seine echte Begabung, einen sinnenden Ernst und herbfriische Volkstümlichkeit erwiesen.*) So berechnen auch seine mundartlichen Lieder, Stimmungsbilder und Erzählungen, von denen er bisher erst sehr wenig veröffentlicht hat, zu den besten Hoffnungen.***) Einige noch ungedruckte Gedichte von Stibiz seien, um das Gesagte zu erweisen, angeschlossen:

*) Siehe Deutsche Arbeit S. 588 f.

**) Mitteilungen des nordböhmisches Exkursions-Klubs 24 S. 138 f.; 23, 250. — Wie e Schuster gefahn hot, doß mejer siche tumme Weiber gibt, wie seine Alde wor. (Schwanek.) Zeitschrift f. hochdeutsche Mundarten 2 S. 146—9. Vgl. Ebenda 1 S. 376—8. Säge und Redensarten in Leitmeritzer Mundart. — „Dr gemietliche Seff.“ Dialekt-Ausgabe des Rubezahl. 1900. In verschiednen Heften.

Muttersprouche.

Mei Muttersprouche, liebes Wort — Noch oll dan Fried'n kleen und still,
 Nie hoo ich schinneres gehoort! Dan ich nu nimmej find'n will.
 Dei Klang — mir is ar wie e Lied, O Muttersprouche, schlacht und orm,
 Als wie de Wiese, wenn se bliebt, Wie mochte mir mei Harze worm!
 Wie Gluckleit'n — Boug'lsong; Und klingst de andern Leit'n hort,
 Hör ich'n, ward mars Harze front Ich hoo nie Schinneres gehoort.

Doch hundertmoul sei's dan verdocht,
 Der dich du gutes Wort verdocht.

Und eemoul is dann olles goor.

Ein Feld'n, wenn de Karsch'n blichn, Doch wenn dos Harze mieder schlejt
 Worn mir ei lauter Sunne gieh'n. Ward meiches, meiches ogelejt
 Nou kimmt dar Schniet — 's reist immarzu Su Tog um Tog, su Johr um Johr . .
 Wie fein mer glücklich — ich und du. Und eemoul is nou olles goor!

Mei Obdied vom Väter.

(Dreikönigstag 1887.)

Und als ich ging om Dreikönigstag, On andern Morgn hult mar mich ob,
 Du gobst mar de Hand — su kost. Dar Schlietn fauste hemm.
 Und dos vergaß ich mei Babn ni, Und als ich bei mennar Muttern stond,
 War ich hundert Johre gleiolt; Dou thot se nisch als flemm.
 Dei Age soh mich su stille o, Du obbar logst ein Stiebl su still,
 Es log wie Segn drin. — Und rechst mar keene Dond,
 Und drauß dornou der kalte Schnie, Und host se Age aufgethon,
 Durch dan ich gewandert bin. Als hätt'st mich nie gekonnt . . .

Und heita — nu schlejst da schon fuß'n Johr
 Und der Franz und der Wenzel derzu.
 Denf ich o olls, thut mar's Harze wies
 Und ich wünsch a mir de Ruh.

Beim Reen. (Regen).

(Mai 1902.)

Dar Himmel grou, vor ubn rauscht Geschwind, geschwind! — Ruhie,
 Dar Reen ei eene fort. wuhie?
 Mir is, als murmlts hie und har Eis Meer, eis tiefa Meer.
 Bald leis, bald laut meich Wort. Su uffta schon denselba Wag —
 Es fällt enn orndlich schwer!
 Trupp trupp, trupp trupp. — Zu wos, zu wos?
 Su rinnts und rauschts ei eene fort,
 Doch Gros und Blümln blichn — Rauscht mir ei Harz und Sinn.
 Zum Boch — bein Müllar übars Rod — Und rauscht ei enner Melodie . .
 Konn keene Zeit verziehn. „Ninn zu, rinn zu — verrinn.“

Das letzte östlichste Stück des hier zu behandelnden Gebietes ist das deutschböhmisches Land zwischen der Elbe und dem Jeschkengebirge. Dieses ungefähr 46 □ Meilen umfassende Gebiet hat keinen zusammenfassenden

Namen. Die schmale Zunge im Norden, die mit den Städten Schluckenau, Rumburg und Warnsdorf ins Königreich Sachsen hineinragt, heißt „das Niederland“, südlich davon ist die böhmische Schweiz, das Uebrige könnte man als den Umkreis von Leipa bezeichnen. Die Stadt Leipa bildet den örtlichen und geistigen Mittelpunkt dieser Gegenden. Hier ist auch der Sitz des nordböhmischen Excursions-Klubs, der das ganze oben bezeichnete Stück als sein Club-Gebiet betrachtet, welches er seit 1877, also seit 25 Jahren (unter der Leitung von Prof. A. Paudler in Leipa) heimatkundlich nach allen Zweigen von Geschichte und Naturwissenschaft eifrigst durchforscht. Die Mundarten auf diesem Gebiete weichen in den verschiedenen Thälern und Orten natürlich im Einzelnen von einander ab, im Ganzen gehen sie aber, wie einleitend hervorgehoben wurde, schon deutlicher ins Schlesiache über. Die folgenden Proben sollen dies zeigen.

Mundartliche Gedichte sind für „das Club-Gebiet“ schon aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu belegen. Sie wurden aber in jener Zeit weder gesammelt, noch überhaupt gedruckt. In Handschriften oder mündlich fanden hingegen einzelne dieser Gedichte die weiteste Verbreitung oder gingen vollends in den Volksmund über. Auch hier wie im Erzgebirge finden wir die nächsten Berührungen zwischen mundartlicher Kunst- und Volksdichtung. Viele mundartliche Gedichte und Schwänke sind auch hier namenlos überliefert.*) Das nachweislich älteste mundartliche Gedicht dieser Gegenden ist die „Bauernhöhle“ von Johann Hille. Der Verfasser, der in der Heimat zu großem Ansehen gelangen sollte, ist am 11. September 1816 zu Schönau bei Schluckenau geboren, studierte die Rechtswissenschaft in Prag und Wien, trat 1844 in das Bandwarengeschäft seines Vaters in Schönau und gründete später mit seinem Schwager E. Hampel ein großes Fabrikunternehmen in Schönau und Hainspach. Im letztgenannten Orte ist er 1870 gestorben. In seiner Prager Studentenzeit 1841—44 hat er Lieder und Novellen verfaßt, die dazumal auch in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind. Von seinen mundartlichen Gedichten und Erzählungen soll „der Sonnentanz am Ostermorgen“ besonders gelungen sein. Erhalten hat sich aber nichts, als nur die noch vor 1848 gedichtete Bauernhöhle, die ein merkwürdiges Seitenstück zum oben erwähnten

*) Sie finden sich in den unten genannten Sammlungen von Jarisch, Tieze, sowie bei Gruschka und Loischer. Besonders bemerkenswert bei Jarisch S. 252: Mei Pepsch oder der Vöter os Brautwerber. Schwabener Mundart 1836.

Reischdorfer Bierdehimmel bildet und wie dieses in Böhmen zum Volksliede geworden ist. *)

Die Bauernhölle.

Prügel kriechen d' ormen Sielen,	Nast an Winter müßmr Loujen
Doch se's Lader nimmiel fühlen.	Und of alden Malen schlosen.
Sausen müß' mer dort aus Pfögen,	Und an Sommer möcht' mer brouten,
Wu de Frösch' ai Hassen sögen.	Denn sö foiern nou n Noten.
Wenn mer Hunger hon geliten,	Dort sain Schinder, dort sein Richter
Kriech mer gor nou Kühdrachsniten.	Und gor vie vo dan Gelichter.
Stinken thut's dort, wie mer hieren,	Nadern müßmerch möt'n Pfarden,
Doch mer konn de Rose spieren.	Doch mer möchtens Teufels warnden.
Denkt of, soußt do ward mer olle	Schlachter hommers os dö Hunde,
Ohgebunden ai en Stolle.	Hon ne eene gute Stunde.
Roubot hommer olle Tage,	Keene Sneipe, keene Schänke
Doch es eene Höllenplage.	Und kenn Trobben guts Gedränke.
Dou sezt's Watschen kriebeldöcke,	Dort es ou tee Sundch zu finden,
Och dos hout sich tee Geschöcke.	Olle Tage müßmerch schinden.
Schwoben, Wanzen, Kotten, Moise	Glühndes Eisen müßmer schleppen
Bousen of uns rimm wie Loise.	Nuf und runder tausend Treppen.
Gemnekehten ohne Ende	Biese Weiber, thierch'the Kathen
Krieg mer o dö Füß' und Hände.	Müssen dort larn ohdächtch bathen.

Nalen, Nägel — Sundch, Sonntag — Kathen, Dirnen.

In derselben Gegend, im böhmischen Niederlande hat Prof. Cölestin Johne in den 50ger Jahren Dialektgedichte veröffentlicht.**)

Der erste der auf den Gedanken kam mundartliche Gedichte des hier behandelten Gebietes zu sammeln war Dr. Hieronymus Anton Jarisch, der zu Leipa am 23. September 1818 geboren wurde, in Wien als Professor am Taubstummeninstitut, in Graz als Landeschulinspektor und endlich nahe der Heimat in Komotau als Erzdechant wirkte, wo er 1890 verstarb. Jarisch hatte eine ganz besondere Vorliebe für die Mundarten, über deren Ausgestaltung und Wesen er sich allerdings eine ganz seltsame der deutschen Sprachgeschichte widerstreitende Anschauung ausgebildet hatte. In seiner zuerst 1853 erschienenen aber oft neu aufgelegten Sammlung „Heimatsklänge“ ***) hat er eine Menge von älteren mund-

*) Alles Nähere über Gille, sowie den oben mitgetheilten Text bringt A. Paudler in den Mittheilungen des nordböhmisches Ertursions-Klubs 21 S. 188—190.

**) Jahrbuch des Erz- und Riesengebirgsvereins 1, (1857) S. 28—42.

***) Jarisch Hier. Ant., Heimatsklänge, Gedichte in der Mundart der Deutschen in verschiedenen Gegenden Nordböhmens u. s. w. Verfaßt und gesammelt. 1. Auflage 1853. 5. Aufl. Wernsdorf, Opitz. 1893. S. 283 u. III. Dagezu eine Einleitung: Ansicht über die Entstehung der Dialekte.

artlichen Gedichten, die ihm zumeist handschriftlich zugekommen sind, aus Nordböhmen, Mähren und Schlesien, hauptsächlich aber aus dem hier behandelten weiteren Umkreis seiner Heimat veröffentlicht. Neben namenlosen Volksliedern finden wir hier liebenswürdige Lieder in Warnsdorfer Mundart von Joachim Liebig, längere Streitgespräche zwischen verschiedenen Ständen von P. W. Frost aus Rossau bei Dauba, lyrische Betrachtungen von M. Jaksch aus Drum, das Schweineschlachten im böhmischen Niederlande, eine Parodie auf Schillers Glocke von W. C. Ernst u. s. w. Eine größere Reihe von Gedichten in der Leipaer Mundart hat Jarisch selbst beigezeichnet. Die landläufigen Späße und Schwänke, ferner längere erzählende Gedichte, dann aber auch ernste, rührende und erbauliche Stoffe. Die Klage eines Waisenkindes, das Mütterchen auf dem Friedhofe, Heimkehr aus der Fremde, patriotische Gedichte u. A. Er meint in der Vorrede, die Leute sollten nicht glauben, „unse Sprouche is og zu'n Gelächter. Nej, niicht dou. Mir künn uns o arnst und ftennerhöstich (weinerlich) ausdrücken.“ Aus Raumangel kann nur eine Probe gegeben werden.

Der Heiratsantrag.

Du Reissel, hör mich eimoul on,	Poor Gilden ho 'ch mer zomgelejt
's driekt zu sehr uf'n Darzen,	Ward's Meisterstücke machen;
Ich muß der heute alles sohn,	's is Alles, Alles schon gerejt,
Ich lons nimmej verschmarzen.	Sugor de Bräutchenfachen;
Ob'r Reissel, schlou mers ju nie ob:	's Alles fertig — bis uf dich;
Du wehst, wie ich dich garne hob.	Ru so's, mei Reissel, mogste mich?
'ch lons nimmej enden ohne dir,	Man Voter, meine Mutter o
'ch mog arbtien ober schloufen,	So ich dervon beschieden;
's verdriekt mich's ganze Leben schier,	Glei sohten alle Weide Jo:
Aus der Walt 'naus mecht ich loufen,	Mit dar sein mier zufrieden!
Schleijst du mir meine Bitte ob,	Wenn sie dich mog, uns is' ganz racht,
Dou welt ich glei, ich fiel eis Grob.	Hör, Franz, dei Gusto is nie schlacht.
Du wehst, ich kon en Gruschen Gald	Si is geschait, gesund und frumm,
Mid'n Hampriche mir verdien'n,	Is tichtich uf'n Morcka,
Mir hout's ai Nisch't'n nou gefahlt,	Hout immer sich zusomm genumm,
En Fagen ho ich onzuzieh'n:	Wie sie de Wirtschaft b'forgta.
'ch bin kej Verthuer, ho gespoort,	Sicht! ich und d' Eltern lieben dich:
So sejne schlachte Lebensort.	Ru soh's og, Reissel, mogste mich?

's Reissel hängt 'n Koup und spielt
 'ne Weil' an' Schirzenbandel,
 Guckt rüm und nimm und seufzt und schielt:
 's wor ju kej schlachter Handel. —
 „Soh's, Reissel, jegund frant und frei;
 Dou hoste d' Hand! Gieh, gieh, schlou ai.“
 's Reissel kunde gor nisch't sohn:
 Mit Frejden hout se aigeschlou.

B. 2,2 a r b t n, arbeiten. — B. 3,2 S a m p r i c h, Handwerk.

Jüngere mundartliche Dichtungen des Gebietes zwischen der Elbe und dem Jeschengebirge finden wir in der Zeitschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst“, ferner in der „Nordböhmisches Touristen-Zeitung“ und deren Fortsetzung „Aus deutschen Bergen“, in den 25 Jahrgängen der von Prof. A. Paudler und Dr. F. Hantschel geleiteten Mitteilungen des nordböhmisches Erkursions-Klubs, in verschiedenen Tages-Zeitungen und endlich in der dreibändigen Sammlung „Unsere liebe Heimat“ von F. Tieze.¹⁾

Erwähnt seien daraus u. A. die auch volkskundlich bemerkenswerten Geschichten des blinden Wittner, eines Wunderdoktors aus dem Grunde (böhmisches Niederland) von A. W. Stellzig (Schönlinde)²⁾, Gedichte und Erzählungen von Hermann Weiß, Josef Tippel und F. Efstner (Warnsdorf), Ludwig Schlegel und F. Rothe (Kreibitz), Josef Hille (Schönau), Gustav Mhne (Steinschönau), Wilhelm Fuder (Haida) und viele Andere. Franz Wenzel (Apotheker in Ruditz) verfaßte ernster gestimmte Gedichte in der Kamnitzer, S. Bergmann Dorfgeschichten in der Milschaer Mundart³⁾, Ignaz Richter beschrieb in einem längeren Gedichte den „Jounsdoffer Maskenball“⁴⁾. Auch einige Dichterinnen gehören dieser Gruppe an.⁵⁾ So Johanna Lenisch mit „Agathel“ und andern Prosastücken, Mirza Klapper mit der hübschen Traumerzählung von den Wetterbändchen.

Franz Tieze selbst hat zu seinen Sammlungen viele eigene Sachen in der Mundart von Windisch-Kamnitz (Böhmische Schweiz) beigezeichnet. Zumeist Prosazerzählungen, worin allerlei Volksbräuche, die Freuden der alten Rodenstube, der Kermis, komische Erlebnisse, Hirschauer Stücklein berichtet werden. Wiederholt läßt Tieze auch typische Volksgehalt in besonders wirksamen Selbstgesprächen oder Jcherzählungen auftreten.

Volksgehalt der Böhmischen Schweiz sind auch die Helden der zwerchfellerschütternden Humoresken von Josef Schwaab, der sich ein besonderes Gebiet dadurch geschaffen hat, daß er um einzelne „Originale“

¹⁾ Tieze Fr., Unsere liebe Heimat. Humoristische Vorträge, Gedichte und Erzählungen in allen nordböhmisches Mundarten mit einem Anhang ernster Dialekt-Dichtungen. Verfaßt und gesammelt. Warnsdorf, Strache 1. Teil 1892 S. VIII u. 104. (2. Auflage 1899), 2. Teil 1893, S. VIII u. 116. 3. Teil 1895 S. VI u. 120. — Hier S. 84—120 ein Anhang mundartlicher Volkslieder.

²⁾ Bei Tieze.

³⁾ Zumeist in der Tetschen-Bodenbacher Zeitung erschienen.

⁴⁾ Mitteil. d. nordböhmisches Erk.-Klubs 22, 345—347. — ⁵⁾ Ebenda 22, 270 ff.; 23, 352 ff.

der heimischen Dörfer je einen ganzen Kranz von Schwänken windet. Josef Schwaab, geboren zu Böhmiſch-Ramniß 1856, war Redakteur der Leipziger und der Hohenelber Zeitung und gibt jetzt als Buchdruckerei-Besitzer in Dug die Dugger Zeitung heraus. Er hat bereits vier Sammlungen von Prosa-Humoresken in Böhmiſch-Ramnißer Mundart veröffentlicht*), den Pachnaz, eine typische derbe, humorvolle Volksgestalt wie sie lebt und lebt in den wichtigsten Ereignissen eines ganzen Lebenslaufes dargestellt, ferner Born Male & Co. zwei sitzen gebliebene Mädchen, deren Freundschaftsbund durch arge Zermürnungen oft gestört wird und deren Zank- und Schimpfgespräche überaus naturgetreu wiedergegeben sind, die Muhme Reje, ein alleinstehendes Weibsbild, das im Dorfe zu allerlei Aushilfsgeſchäften verwendet wird, aber hiebei infolge ihrer Kurzſichtigkeit und wegen ihres lojen „Güſchl“ die ärgerlichsten oder ſeltſamſten Mißgriffe begeht, endlich der unverträgliche Pott Joachim, der ſich ſelbſt einführen mag.

Wos Pott Jachim fa e Mon is.

Pott Jachim heeßt a fa gewöhnlich ein Dorfe. Suft heeßt a ein Labn Joachim Kiedl, oba a weeß dos kamm ſalba, denn ſeit da Schulzeit, die a übrigns mea daheeme, ofn Felde und ein Boſche¹⁾ zugebrocht hotte, os ei da Schule, hot n Niemand meh Kiedl geheeßen. A hot wing gelernt, a ſon ne laſn, ne rachn und ne ſchreibn und s is a ne nothwendſch, meent Pott Jachim imma. „Ich hos no ne gebraucht und muß'ch denn olls mitmachn, wos ei die Mode kimmt?“

A is e eegſinncha Mon und ſei Weib, Schuſta Hanneſſns Klare, hot s reene Kreuze mit n ofgehocht. Soot die „ſüße“, do ſoot a „ſaua“, macht ſe mo Knötl, do wi Jachim Kräppl und pußt ſe mo ſeine Stiefl, wos olle hehren Loge mo virkimmt, do meent a, dos wär gor ne nothwendſch, do gienge of s Lada bald entzwee. Is ſe emo närrſch, weil e Weib die Muckn vo enn ſichn²⁾ Monne doch a emo ſot kriedt, do ſoot a, die Weibvölka derſtn übahaupt gor ne muckſch, die hätte da liebe Derrgot of daſchoffn, doß ſe n Monne s Labn e bißl leichta machn und imma lachn ſinn, und lacht ſe dros wieda, do is s Jachim wieda ne racht, weils bei dan ſchlachtn Zeitn gor niſcht zu lachn gäbe. Die Klara ſunnde grode ofangn, wos ſe wollde, dan Monne wor niſcht racht und wenn f n enn ſotoll³⁾ Dukotn higetaßt hätte, do hätt a amende a no geſoot: „Wos ſoch denn mit dan bißl Zeuge do — wu laugt d'n dos hi? Wenn Da ne zwee brengſt, ſtehſt ne daſür, doß De erſcht groß thuſt!“

Jeds ein Dorfe weeß, wos Jachim fa Muckn hot und Jeds hat Daborm⁴⁾ mit da Klarn. Oba Jachim hot daſtwagn a vie auszuſtehn, denn die Dorfſchn und Bauan kühl'n ſich imma s Mützl o dan „ebch'n Feenza“,⁵⁾ wie ſn heeßen

*) S c h w a a b Josef, Pachnaz. Ein Humoreskenkranz in nordböhmiſcher (Böhmiſch-Ramnißer) Mundart. VIII u. 75 S. — Born Male & Co. Ein Humoreskenkranz u. ſ. w. 58 S. — Pott Joachim. Ein Humoreskenkranz u. ſ. w. 61 S. — Die Muhme Reje. Ein Humoreskenkranz u. ſ. w. Zweites Tauſend. 64 S. Dug. Selbſtverlag v. J. (1895 und 1896).

und honn n zunn Norn, wos of ogeht. Jachim theelt wu a aus, oba a kimmt ne of, denn a hot ne s Geschiede dazu und so bleibt a halt imma da Gefoppte. A weß wu, doß die Fopperei of do dawo hatimmt, weil asch mit fenna Aldn nu gor ne vatroon wi, und die u nu gor nischd racht machn kon, oba a machts dastholbn abn ne andasch. „Ei menn Krom lossch ma nischd neiredn,“ soot a „und wenn da Popsd kimmt. Die Klare is meine, die geht Niemandn wos o. Und wennch se mit Butta bestreiche, oba mit Pflaumtonke begiße, do hot Niemand dro zu lachn. Bastett a?“

¹⁾ Bald, ²⁾ solchen, ³⁾ Sack voll, ⁴⁾ Erbarmen, ⁵⁾ ewigen Mörgler, ⁶⁾ Versteht ihr?

In der Mundart der böhmischen Schweiz dichtet ferner auch der Wirthschaftsbesitzer Wilhelm Wendel in Alt-Ohlisch. Er hat manches in den obengenannten Zeitschriften veröffentlicht und zwei größere Sammlungen für den Druck vorbereitet: „Ollahand dumms Zeug“ und „Bei uns daheeme. Plätta und Blüten aus der bühmschen Schweiz.“ Wir finden hier manches derblustige Gedicht, satirische Schwänke, komische Solojzenen, Parodien auf bekannte Gedichte (z. B. da Casser nach Schillers Lied von der Glocke) und dergleichen mehr. Zwei Proben aus der Handschrift mögen auch diese Art zu Worte kommen lassen.

A Bazohlskout.

Da Michlbaua fuhr ei' d Stodt,	Do soat: „ich half a bissl ziehn“
An Uchsn hotta eigesponnt	Und spennt sich glei o d'Handseit ei
Und weil ha schwer gelodn hott,	Und „rutsch!“ worn se dos Bargl nauf,
Koms, doß on Barg ha stille stond.	Dou dankt da Michlbaua glei:
Da Uchse, da dazugs nemmei,	„Doß Sie mir ghulfsen wor sehr schien
Da kunnbe prügln nou su sehr,	Drum nahmse an Bazohlskout mit!
Und wie dos Ding halt gor nej ging,	Wein Alt' soat schun wie'ch furtgjoehn bin,
Dou kom douha a fremda Herr.	Doß e h Uchse dos nej dazieht.“

Worum ha heute erscht fiennte.

Da kleene Toubis da kom hem	„Och Mutta!“ bößt da Toubis dou
Und fiennte heeß und sehr,	„Ich bi gestern früh su gsohn!“
Dou frärt die Mutta mitleidisch ihn,	Dou lochte die: „Und dou läßt du
Wos denn passiert ihm wär.	Erscht heut die Knutschn schohn?“

„Natürlich!“ meent da, „muß I ju
Erscht heute lamatiern,
Du worscheit ju gestern nej dahem
Denn du worscheit gangen spoziern!“

Hier können wir schließlich die Algersdorfer Gruppe anreihen. Aus Algersdorf bei Benzen stammt eine kleine Schaar von mundartlichen Dichtern, die sich zu gemeinsamen litterarischen Veröffentlichungen verbinden. An ihrer Spitze steht Hans H. Kreibitz (geb. 1863 in Algersdorf, jetzt Professor an der 1. deutschen Oberschule in Prag), der zunächst 1895

eine eigene kleine Sammlung von heiteren Geschichten und Gedichten, Späßen, Neckereien in Vers und Prosa, „Olelee aus'n Darfe“ *) veröffentlicht hat. Das Jahr darnach gab er gemeinsam mit Emil Perthen (geboren 1866 in Tysa bei Tetschen, jetzt Oberlehrer in Ober-Algersdorf) ein Buch über den Hutberg bei Mertendorf heraus, **) dem im zweiten Teile mehrere mundartliche Schwänke und Gedichte von den beiden Herausgebern, ferner von Florian Böhm, Franz Vayer, Stephan Sander u. A. beigelegt sind. Die eben Genannten und außerdem noch Franz Karl haben sich endlich nochmals um Kreibitz gesammelt zur Herausgabe einer eben im Druck befindlichen Sammlung „Pachblüml und Blattlzwadn“. ***) Auch hier wieder heitere Geschichten und Gedichte, die uns einen tiefen Einblick in die Volksseele und die Sitten und Bräuche dieser Gegend gewähren. Daß die nordböhmisches Mundarten, wie die sächsischen, besonders geeignet seien zur humoristischen Darstellung, das hat Kreibitz in der Vorrede seiner ersten Sammlung betont. Er hat aber mit Recht hinzugefügt: „Obe doß me ei unse Sprouche gor nisch Arnsthofsches schreibn künnde, wie monch behauptn, dos ejs a wiede nej wohr. Ich hos ju salbe schun proubiert.“ Hans R. Kreibitz's noch ungedrucktes Gedicht auf die Muttersprache möge den Beschluß unserer Darstellung über das mittlere Nordböhmen bilden.

D'Muttelsprouche.

Muttelsprouche, schinnste Sprouch ouf Aldn!

Gibt's denn wan, da dich vegassn kon?

Und verocht vou oßn muß da wadn,

Da sein Muttelsprouch verocht, da Mon!

Deine Mutte, die dich hout geburn,

Hout ju d' ierschtn Wiertl¹⁾ dir gesurt²⁾

Ei da Sprouche — 's wur vür vieln Juhren --

Schinnre huf du nie seit dan gehurt.³⁾

Ei da Sprouche huft gelannt⁴⁾ du batn,

Duht gelannt monch gudes, schienes Wurt;

Jercht wie du ei d'Walt bist nausgetratn,

Huf du andersch rejd'n a gehurt.

*) Kreibitz Hans R., Olelee aus'n Darfe. Heitere Geschichten und Gedichte in nordböhmisches Mundart. Leipzig, Künstler. 76 S.

**) Perthen E. und Kreibitz H. R., Der Hutberg bei Mertendorf und dessen Umgebung. Touristisches, Geschichtliches und Weiteres. Mertendorf 1896.

***) „Pachblüml und Blattlzwadn“. Lustige Geschichten und Gedichte in Algersdorfer Mundart. Im Druck. Einen Druckbeitrag gewährte die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst u. s. w. in Böhmen. Kreibitz und Perthen haben auch in den oben (S. 702) genannten Sammlungen und Zeitschriften Manches veröffentlicht.

Doch dein Muttesprouch huf nie vegassn,
Dust vou Freede dir kenn Routh gewußt,
Wenn ei Muttesprouch ouf emou daffn⁵⁾
Du gehurt e eentsches⁶⁾ Biertl huf.

Und wie fruh bist endlich heem geluffn,
Rohmst de Zeit kammt⁷⁾ nouch'n Wag zu fturn⁸⁾,
Dust's gesurt⁹⁾ zu jeidn, dan d' getruff'n:
D'Muttesprouche hout mich heem gezurn.¹⁰⁾

Und deheem thot's Sag bei jeidn Biertl,
Woß d' gehurt, dir huppn ei de Brust:
Flug wur wiebe heemlich dir ein Zertl¹¹⁾
Grod os wenn du nie draus nausgemußt.

D'Muttesprouche, jo die gieht zu Sagn;¹²⁾
Wenn e Kummie nouch su ei dir frißt,
Lechte¹³⁾ wann¹⁴⁾ die Sargn und die Schmañn,
Wenn ei denne Sprouch dich enne trift.¹⁵⁾

Und wenn d'fruh du bist, halt's nej zurüde,
Sprich dich aus, sur 's Freundn, die de's ginn:¹⁶⁾
D'Freed wird schinne, griffe wird bei Glüde,
Wenn du's Leutn surst, die dich vastinn.¹⁷⁾

D'Muttesprouch ejs d'schinnste Sprouch ouf Abn,
's ejs lee Mensch, da die vegassn kon,
Und verocht vou olle muß da wadn,
Da sein Muttesprouch verocht, da Mon.

¹⁾ Wörtchen, ²⁾ gesagt, ³⁾ gehört, ⁴⁾ gelernt, ⁵⁾ draußen, ⁶⁾ einziges,
⁷⁾ kaum, ⁸⁾ fragen, ⁹⁾ gesagt, ¹⁰⁾ gezogen, ¹¹⁾ Dertchen, ¹²⁾ Herzen, ¹³⁾ leichter,
¹⁴⁾ werden, ¹⁵⁾ tröstet, ¹⁶⁾ gönnen, ¹⁷⁾ verstehen.

(Schluß folgt.)



Adalbert Stifter als Landschaftsmaler.

Von Dr. Ad. Horricha.

Ad. Stifter hatte das seltene Glück, im Dienste zweier Musen zu stehen. An seiner Wiege standen die Genien der Dichtkunst und Malkunst, die ihm auf seinem Lebenspfade treue Begleiter blieben, ihnen folgte er willig in jeder Lage seines Lebens, sie pflegte er bis zum letzten Atemzuge. Wenige Tage vor seinem Tode ließ er sich noch, wie sein Freund Aprent erzählt, die Handschrift des unvollendeten zweiten Bandes der „Mappe“, mit deren Umarbeitung er sich seit ihrem Erscheinen und noch während der Krankheit beschäftigte, reichen, blätterte darin, und legte sie endlich mit den Worten aus der Hand: „Hieher wird man schreiben: Hier ist der Dichter

gestorben.“ Die allerletzte, selbständige Abhandlung, die Ad. Stifter vor seinem Ableben am 28. Januar 1868 in Angriff genommen und fertig gestellt hat, behandelt die Bleistiftzeichnungen J. M. Kaiser's, das Schloß Buchenau, Steyregg und den Traunstein, welche in der Linzer Zeitung am 8. Januar 1868 abgedruckt wurde. Dies sein letzter Gruß. Er galt der Kunst, die ihm das höchste irdische Gut ist nach der Religion, welches die Herzen der Menschen sänftigt, veredelt, reiner macht, auf die eigentliche Höhe der Menschheit hebt, und dabei Seelengenüsse gibt, mit denen sich keine vergleichen lassen. Von dieser idealen Auffassung betrachtet er die Kunst als die Darstellung des Göttlichen im Kleide des Reizes, daher sind auch die Künste so gerne die Gesellschafterinnen und Dienerinnen der Religion geworden, welcher Standpunkt ihr höchster und in der Geschichte auch ihr erfolgreichster geworden ist.

Ich erlaube mir, in diesen Zeilen an den eben erschienenen XIV. Band der Gesamtausgabe der Werke Ad. Stifters, welcher sich mit ihm als Kunstkritiker und Maler beschäftigt, anzuknüpfen, um einige Worte über ihn als ausübenden Künstler zu sagen. Wer Ad. Stifters große Werke, wie die Studien, Bunte Steine, Nachsommer, Witiko mit Verständnis liest, bewundert an dem Dichter die ihm eigene, unter den deutschen Dichtern nur noch bei Jean Paul wiederkehrende Gabe, das Leben der Natur und ihre Erscheinungen — die Geheimnisse des Waldes, die Pracht der Blüten und Felder, selbst die Schönheit der Heide — mit trefflichem Verständnis zu belauschen, mit zutreffenden Worten ihre von ihm vergötterte Großartigkeit, die er bis in die kleinsten Einzelheiten scharf beobachtet, zu schildern. Sein „Hochwald“ und das „Heidedorf“ sind die wertvollsten Gaben nach dieser Richtung. Und doch mußte es bei dem Leser dämmern, daß Stifter mehr als Dichter war, daß in seinen Schilderungen Landschaftsmalerei ruht und er mit dem wohlgeübten Auge und Blicke des Künstlers Wärme und Empfindungen, Töne, reizvolle Abstufungen und Schönheiten der Natur abgewinnt, die der Dichter allein wohl kaum in solcher Fülle und Reichhaltigkeit herausfinden würde. Mir schreibt darüber ein guter Freund und großer Verehrer Stifters: „Ich gestehe, daß ich zum ersten Male aus diesem Bande erfuhr, daß Stifter auch als Maler und Zeichner, sowie als Kunstkritiker Bemerkenswertes geleistet hat. Und doch mußte ich mir sagen, daß, wenn ich es besser verstanden hätte, meine Empfindungen mir klar zu machen, ich aus den Naturschilderungen Stifters hätte den Eindruck gewinnen müssen, daß er ein Landschaftsmaler gewesen sein müsse, denn nur ein solcher kann so sehen, wie er geschildert hat, wie er vielleicht auch ein Naturforscher oder doch ein Naturbeobachter gewesen sein mochte.“ Auch da behält mein Freund Recht, denn Stifters Domäne war die Natur in ihrer Großartigkeit, Einfachheit und Gesetzmäßigkeit, wie sie aus der Hand des Schöpfers hervorgeht, unangestastet von dem Menschen, der statt zu veredeln, nur störend in das harmonische Gepräge von Berg und Thal eingreift. Gebildet wurde sein Kunstgefühl in zartester Jugend beim Anblick der herrlichen Wälder in der Umgebung Oberplans, die sich in ununterbrochener Masse vom

Blöckenstein bis Wittinghausen hinziehen und abwechseln mit den saftigen, grünen Matten zu beiden Seiten im Thale der Moldau, dann in Kremsmünster, wo er die Lateinschule besuchte, der altherwürdigen Stiftung des Bajuwarenherzogs Tassilo III., um die der Hauch der Alpenkette zieht, wie ein lustiger Feengürtel; die herrliche Gegend, die sich wie ein reizender Garten um die Abtei ausbreitet, mochte seinen lebhaften empfänglichen Sinn ganz besonders anregen. Hier versuchte er sich mit Glück, von seinem Lehrer belobt, in seinem ersten Gedicht, welches die Gründungsjahre des Klosters behandelt, hier genoß er aber auch seinen ersten Unterricht im Zeichnen. Seine erste bekannte Jugendarbeit aus dem Jahre 1823 zeigt uns das vielgeliebte Kremsmünster, und das 1825 entstandene Aquarell zu dem alten Volksliede:

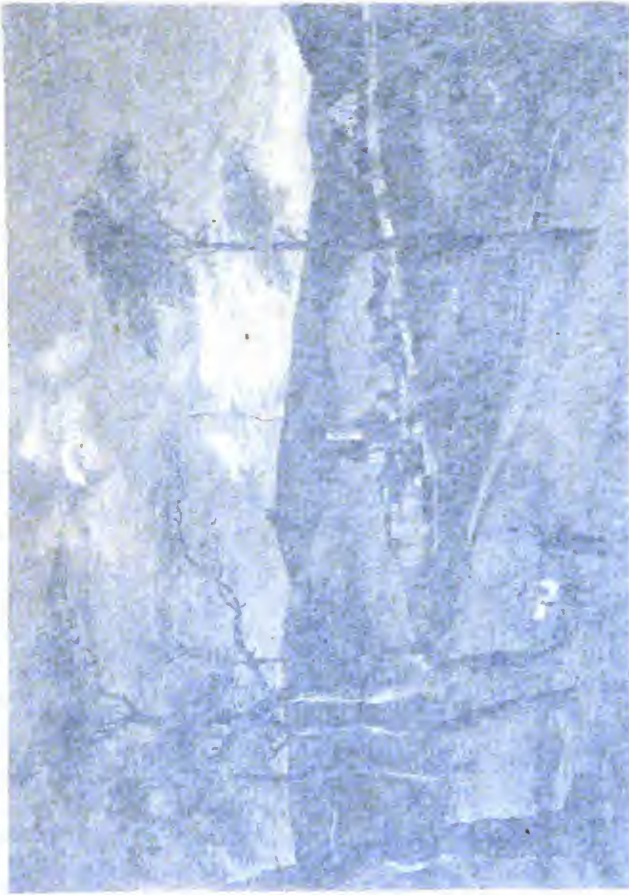
I hab an schens Häuserl am Roan,

Das Häuserl is sauber und kloan u. s. w.

ist wohl nur eine ideale Landschaft, der aber gewiß ein Motiv aus der Gegend von Kremsmünster zu Grunde liegt.

1826 bezieht Ad. Stifter die Hochschule in der Kaiserstadt an der Donau, um sich den Rechtsstudien zu widmen, doch seinem inneren Drange folgend, verlegte er sich mehr auf Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte und Forschungen im Gebiete der Kunst. Leider folgte er bei der Wahl der Fächer mehr seiner Neigung, als daß er seine Arbeit in streng systematischer Form in Angriff genommen hätte, wie es nötig ist, um dann dereinst die Wissenschaft auch vollständig zu beherrschen. Dazu kamen die Verlockungen der Großstadt. Er war ein sehr fleißiger Besucher der Theater, wie wir aus seinem Tagebuche erschen, kaufte die Werke der hervorragendsten Dichter der älteren und seiner Zeit, um sich in ihre Ansichten zu vertiefen. Vielfache Zerstreuung und Anregung bot der Umgang in hochangesehenen Familien, in denen er Unterricht erteilte, so bei dem Juwelier Türck, bei Ritter von Lebzeltern, in den fürstlichen Familien Metternich, Schwarzenberg u. a. m. Damals, als er in das Mannesalter trat, gelangte in ihm die Lust zur Malerei mit unwiderstehlicher Macht zum Durchbruch. Wir finden ihn in den Ausstellungen, wo er sich an den Werken der Zeitgenossen erfreute; die große Fülle gewaltiger Schöpfungen aus der älteren Zeit, welche öffentliche Sammlungen, aber auch die Salons Privater in Wien bergen, waren ihm eine unverstiegbare Quelle fortwährenden Studiums; immer wieder floß aus ihnen neue Nahrung für den Kunstjünger, der aus so einfachen Verhältnissen emporgewachsen, durch den überwältigenden Eindruck der herrlichen Erzeugnisse der Malkunst sich berufen fühlte und glaubte, auf diesem Pfade sein höchstes Lebensglück zu finden. So griff der schönggeistig veranlagte junge Mann zum Stifte, zu Farbe und Palette, entschied sich für die Malkunst und arbeitete bis in die Mitte der vierziger Jahre frisch und fest drauf los, ein tüchtiger Maler zu werden.

Sein Wohnzimmer glich einem Maleratelier. Ueberall Stizzen und Entwürfe auf Papier, Leinwand und Holz. Studien des Himmels über Wolkenbildung betrieb er mit Vorliebe, insbesondere war er be-



the ship on the water

the ship



Quatrefflüge auf Papier o. J.

Gem. von Alb. Stiller.

Friedberg mit dem Blick auf Wittinghausen.

(Geßter: K. Albfriedrich von Göt in Wien-Zufrieden.)

Zeitung zu Göt 1. 9 der Monatschrift: „Deutsche Arbeit“.



2005-06-01 10:00

2005-06-01 10:00



Ölbild auf Leinwand o. J.

Gem. von Alb. Sittler.

Die Straßerau bei Linz.

(Best. v. K. Adolf Bachofen von Edt in Wien-Zulsdorf.)

müht, den schwärmerischen Zauber einer prächtigen Mondlandschaft möglichst getreu wiederzugeben. Im Condor beschreibt er sein äußerst bescheidenes Heim jener Zeit, und Ab. Stifter selbst ist der junge Künstler, der das Aufsteigen des Luftballons so ängstlich verfolgt. Leider blieb er mit Ausnahme der Grundlagen für die Zeichenkunst, namentlich des Baumschlages, die ihm in Kremsmünster beigebracht wurden, auf dem Gebiet der Malerei Autodidakt. Unbegreiflich, daß er in Wien, wo ihm doch so leicht Gelegenheit geboten war, Studien in dem Atelier eines Künstlers anzustellen, weder die Akademie der bildenden Künste noch sonst einen hervorragenden Landschaftsmaler besuchte, um von ihm zu lernen. Was er als Maler geleistet, hat er ohne Anleitung nur aus sich selbst geschaffen, seine Malereien sind die Wiedergabe der Natur, die er mit scharfem Kennerblicke genau nachzuahmen sich bestrebte. Seine Zeichnung ist einfach und korrekt, mit sicherer Hand entwirft er, mit wenigen kräftigen Strichen bringt er den Gegenstand seiner Studie zu Papier. Schon in seinen Erstlingsarbeiten treffen wir ein richtiges Verständnis für die perspektivische Auffassung. Eine wirksame Verteilung der Einzelheiten für den Vordergrund, und das richtige Zurücktreten des Hintergrundes sind Schönheiten und Vorzüge seiner Landschaften. Er versteht — da kommt ihm wohl sein dichterisches Talent zu Hilfe — in der Regel aus einem großen Naturgebilde mit seinem Geschick eine kleine Partie so reizend herauszuwählen, daß sie ungemein ansprechend wirkt. Seine Landschaften sind sanfte Stimmungsbilder oder zarte Idyllen, in welchen Farbe und Zeichnung die berebten Worte zur Erklärung des Gegenstandes selbst bilden. Wie er in seinen poetischen Schöpfungen am liebsten die Natur schildert, Affekt und Leidenschaft als „unsittlich“ meidet, sie höchstens aus den Begleitumständen, dem Nachzittern oder den Folgen derselben erraten läßt, so zeichnet oder malt er am liebsten Gottes freie und schöne Natur, wie sie so herrlich und unübertrefflich aus seiner Hand hervorgegangen, ohne Beigaben, welche nur störend die feierliche Ruhe in ihr unterbrechen würden. Nie finden wir ein Tier, selten nur einen Menschen zur Belebung verwendet; die Landschaft soll durch sich selbst die volle Aufmerksamkeit des Beschauers für sich in Anspruch nehmen. Streng naturalistisch entlehnt er die Motive für seine Landschaften der Natur so getreu, daß es voriges Jahr dem begeisterten Verehrer Stifters, Herrn R. Adolf Bachofen von Echt in Wien-Rußdorf, bei Gelegenheit eines längeren Aufenthaltes in Berchtesgaden gelungen ist, die Stelle am Ausfluß der Hintersee Ache in der Ramsau genau festzustellen, von der aus ein Bild aufgenommen wurde, das sich in seinem Besitze befindet, weil die Steine, zwischen denen das Wasser hervorbricht, wie auch die umgebenden Felspartien heute noch ganz unverändert so dastehen, wie sie Stifter vor mehr als siebenzig Jahren gesehen hat. Für figurale Malerei hatte er weniger Anlage und Eignung, vielleicht weil er dieses Fach weniger pflegte, wenigstens die Copien nach Raffael und Rubens, die ich gesehen habe, erreichen kaum den Grad der Mittelmäßigkeit. Eine prächtige Tierstudie, einen großen Hund darstellend, die allerdings gelitten hat, verwahrt das Stifterhaus in Oberplan.

Eine nicht unverkennbare Schwäche zeigen seine Bilder im Korlorit und in der harmonischen Farbenstimmung. Nicht daß es ihm an Farbensinn mangelte, oder die formale Behandlung der Farbengebung Hindernisse bereitete, hier tritt der Nachteil einer nicht wahrhaft künstlerischen Schulung und Ausbildung hervor, die nur an der Seite und unter der Anleitung eines hervorragenden Meisters gelernt werden können. Die großen technischen Schwierigkeiten der Malerei kann ein Autodidakt nur mit Aufopferung von großer Ausdauer, mit unermüdlichem Fleiße und nach vielen mißlungenen Versuchen, aber auch da nur zum Teile überwinden. Und darunter hat Stifter als Maler bedeutend gelitten. Die Bilder sind in Ton und Farbe meist so gehalten, wie die Landschaften jener Zeit überhaupt. Die einzelnen Partien sind mit außerordentlichem Fleiße, jede für sich als ein abgeschlossenes Ganzes, sorgfältig durchgeführt, doch gelingt selten ein Zusammenstimmen aller Teile zu einem vollständig abgerundeten Werke. So flott und leicht legt Ad. Stifter seine Skizzen an, daß die Art seiner Auffassung nahezu an die moderne Kunst unserer Tage erinnert, wie ein Blick auf das Farbenbild im XIV. Band der Gesamtausgabe seiner Schriften lehrt, dann aber, als es zur Ausföhrung kam, verdrängte eine Idee die andere, immer neue Gedanken wurden in die Skizze hineingetragen. Das bereits Fertige stimmt nicht mit den neuen Zugaben, wurde daher mit der Spachtel verrieben, neu angelegt, übermalt, vielleicht zu seinem Vorteil fortwährend umgestaltet, bis in der letzten Ausführung von der ursprünglichen Anlage wohl nur mehr wenig übrig blieb. „Seine Studien gerieten matt und stumpf“, berichtet Emil Ranzoni, „wenn er sie zu einer Landschaft umstimmen wollte. Hunderte und Hunderte von Lüften malte er, um die Natur zu erreichen; selbstverständlich vergeblich.“ Die Natur in ihrer abwechslungsreichen Farbenpracht, deren Gewand sich in den verschiedenen Abstufungen und Tönen dem Kreislaufe des Jahres anpaßt, war Stifters Lieblingsstudium, wie keiner seiner Zeitgenossen verstand er mit Worten den Schmelz dieser Schönheit zu schildern, aber es war ihm nicht gegeben, diese Empfindungen und Geföhle in gleicher Feinheit und Zartheit in die Farbe zu übertragen. Dem Dichter fehlte, wie P. K. Rosegger trefflich bemerkt, die richtige Ausdrucksweise. Anstatt der Feder wollte er sich des Pinsels bedienen. Die Leinwand, so äußerte sich Stifter gelegentlich zu Rosegger, sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarle und Wahrschaste aber durchfalle. Wie schwer dem Maler Stifter die Arbeit von statten ging, erhellt aus einem Brief an seinen Jugendfreund, Sigmund Freiherrn von Handel, aus dem Jahre 1837, dem er nach Uebermalung eines versprochenen, früher schon fertigen Bildes schreibt: „Freilich, viel schöner war die neue Lust, die statt Kobalt mit Ultramarin gemacht wurde — aber die elenden Felsen, die nun wie Rot in die reine, klare Lust standen! es konnte unmöglich so bleiben, — darauf zu malen macht nur Alles dick und paßig, also mußten auch die Felsen ausgerieben und an ihre Stelle neue gemacht werden. Nun der See, die Wälder — — Alles zu matt!! — — Kurz, ich kam in die lächerliche Notwendigkeit, das fertige Bild von oben bis unten von Zoll zu Zoll auszureiben,

und ein neues, nämlich besseres darauf zu malen. — Besser ist es viel, aber nicht fertig, da der alte See fort ist und der neue noch nicht da. Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe. Gebe nur Gott, daß, wenn ich von den Ferien, die ich in Hadersdorf verleve, zurückkomme, der Rahmen auch fertig und da ist. Was nützt es, wenn es Scherr (sein Freund, ein Architekt,) gut findet, wenn mir immer wieder neue Colorite einfallen, die schön im Kopfe sind und wie oft so elend auf der Leinwand im Konflikt mit anderen. Sei froh, Lieber, daß dir der Teufel kein solches Ei in die Wirtschaft legt, das man dann nicht ausbrüten kann, oder statt lustiger Vögel kriechen Frösche aus.“ Diese Unzufriedenheit mit seinen Leistungen macht Stifter zum größten Feinde seiner Bilder, deren größte Zahl er selbst vernichtete, wenn sie nicht rasch in fremden Besitz übergingen. Wie schade um die viele Mühe und Arbeit! Notwendig war dieser Vernichtungsprozeß aber durchaus nicht, denn seine Bilder sinken nie herab unter die Stufe der Mittelmäßigkeit, wenn sie auch die wahre Höhe der Meisterschaft nur in vereinzeltten Fällen erreichen. Er arbeitete nicht besser, auch nicht schlechter, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Daß Stifter damals in Wien als Künstler galt, beweist die Besichtigung der Kunstausstellungen zu St. Anna (1839—1842) in Wien, wo eines seiner Bilder 1841 vom Kunstverein selbst angekauft wurde, und in Budapest (1842), wie auch seine Aufnahme in den Witwen- und Waisenspensionsfond bildender Künstler in Wien (1844). Welche Stücke er selbst aber von sich als Künstler hielt, beweist seine Aeußerung zu Emil Ranzoni, die in eine Zeit fällt, als seine ersten Abhandlungen in der *Fris* allgemeinen Beifall gefunden hatten: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen.“

Als Beleg für Stifters Leistungen als Maler bringen wir drei Bilder: Das erste Bild, „Blick auf Gutwasser bei Oberplan“, gezeichnet: Stifter 1832 ($17\frac{1}{2} \times 14$ cm), ein Oelgemälde auf Holz, ist eine Widmung Stifters an die Eltern des Herrn Gustav Greipl in Friedberg, von dem es an seinen gegenwärtigen Besitzer Herrn Josef Funke, gräflich Franz Thun'schen Rentamts-Kontrollleur in Bodenbach a. d. Elbe überging. Den Gegenstand der Darstellung bildet die auf einem Hügel über Oberplan weithin sichtbare Kapelle, die Begräbnisstätte der Oberplaner. Diesen malerisch reizend gelegenen Hügel hat Stifter wahrscheinlich im Roßberg des Haidedorfes verherrlicht; denn hier verbrachte er als Knabe viele Stunden mit Spiel und Bewunderung der Natur. Die Aufnahme erfolgte von einem Punkte der Straße, welche von Oberplan aus zu der Kapelle führt. Die Szenerie ist heute noch nahezu unverändert. In Zeichnung und Farbe ist das Bild gut. Der Himmel ist lichtblau, ganz gleichmäßig, das Kolorit des Rasens und der Blätter mattgrün, mehr als Masse behandelt, im Einzelnen nicht ausgeführt, mit Ausnahme des Blattwerkes der Bäume an der Straße im Vordergrund, mit der Farbe der Bauwerke aber zu einem harmonischen Ganzen abgetönt!

Das zweite Bild: Die Straßer = Mu bei Linz (33 cm

× 24 $\frac{1}{2}$ cm) im Besitze des Herrn A. Adolf, Bachofen v. Echt senior in Wien-Rußdorf, ist in graubraunem Tone gehalten und eines seiner besten Bilder, da es in der Farbenwirkung sehr weich und warm ist. An dem ruhigen, gleichmäßig abgetönten Himmel spendet die Mondscheibe überall hin sanftes Licht, das die Gruppen entsprechend beleuchtet je nach ihrem Standorte, so daß das Zurücktreten gegen den Hintergrund, wie aber auch die Spiegelung der Bäume an dem Ufer in dem Wasser ohne allen Zwang sich naturgemäß vollzieht. Will man an ein Vorbild denken, das Stifter bei der Darstellung dieses Bildes vorschwebte, so fühlt man sich unwillkürlich unter den älteren Meistern an die Motive des Art van der Meer erinnert, von seinen Zeitgenossen mahnt die Farbengebung an August von Piepenhagen, der landschaftliche Gegenstand an A. Zwengauer in München. Und in der That wissen wir, daß das Studium gerade dieser Meister auf ihn eingewirkt hat. Hier fehlt jede Beigabe im Vordergrunde, etwa ein Kahn, ein zur Tränke gehender Hirsch, oder sonst ein Wild, das vielleicht mehr Leben in die heilige Stille der Nacht gebracht hätte, doch nicht nötig war — und Stifters Anschauung nicht entsprach — da die Landschaft als solche durch sich selbst allein den gewünschten Erfolg erzielen müsse. Seine Worte der Kritik über eine Landschaft Albert Zimmermanns (Band XIV, S. 160) kann man auch hier in Anwendung bringen: „Der Maler muß das stille, einfache und in unzählige zarte Abstufungen gegliederte Walten dieses Gegenstandes so in sich aufgenommen haben, daß dessen reiner Inhalt ihn mit wahrer Liebe erfüllt hat, wie eben ein sinniger Dichter uns das stumme Brüten, Knospen und Treiben einer Steppe oder die Wunder eintöniger, weitgehender Wälder vorführt.“ Mondlandschaften übten auf Stifter überhaupt einen mächtigen Eindruck aus; sie malte er mit Vorliebe.

Das dritte Bild, im Besitze des Herrn Bachofen von Echt, ist eine nur flüchtig hingeworfene Skizze in Aquarellfarben, bei deren Beurteilung man wohl, was Farbe, selbst Zeichnung betrifft, schon Manches aussagen könnte, doch hat es eine recht interessante Geschichte. Stifter malte diese Landschaft 1829 für seine Jugendliebe Fanni Greipl, seine „teuerste Freundin“, wie er sie in Briefen anspricht. Sie stellt ihren Geburts- und Wohnort Friedberg im Böhmerwalde dar, aufgenommen von einer Höhe über dem Marktflecken, so daß wir über den Ort hinwegsehen, im Hintergrunde ist der mächtige Waldberg mit dem deutlich sichtbaren, viereckigen Turme von Wittinghausen, der den natürlichen Abschluß bildet. Diesen reizend gelegenen Ort, der durch Fanni Greipl für ihn eine noch ganz besondere Anziehungskraft bildete, verewigte er in dem Hochwald. „Das Thal trägt dem wandernden Waldwasser (Molbau) gastliche Felder entgegen und grüne Wiesen und auf einer derselben, wie auf einem Sammtkissen, einen kleinen Ort mit dem schönen Namen Friedberg. Von da, nach kurzem Glanze, schießt das Wellensilber wieder in die Schatten erst des Jesuitenwaldes, dann des Kieberges und wird endlich durch die Schlucht der Teufelsmauer verschlungen“. (Ebenda. S. 287.)

Dort in dem gastlichen Hause der Greipl'schen Familie verbrachte der Dichter die glücklichsten Stunden seines Lebens, über die

uns seine Briefe an Fanni Aufschluß geben. Als er 1829 von dem Ferienaufenthalt nach Wien zurückkehrte, da entstand in der Erinnerung an die schönen, so rasch verschwundenen Tage der Jugendliebe in Friedberg sein Gedicht „An ihre Heimat“, die erste poetische Arbeit, mit welcher Stifter 1830 vor die Öffentlichkeit trat, so daß seine ersten Versuche literarischer Thätigkeit nicht, wie man gewöhnlich annimmt, in das Jahr 1840, sondern eine ganze Dekade vorher fallen. Und ist es nicht bezeichnend für ihn, daß dieses Gedicht unter dem Pseudonym Ostade, das dem berühmten holländischen Maler entlehnt ist, erschien? „Alle Gedichte, die du mit dem Namen Ostade unterzeichnet finden wirst, sind von mir“, schreibt er am 1. Oktober 1829 an Fanni Greipl.¹⁾ Das Gedicht erschien in Nr. 15, 19. Febr. 1830, der Zeitung „Oesterreichisches Bürgerblatt“ für Verstand, Herz und gute Laune (Wien, Linz). Wir veröffentlichen es an dieser Stelle, weil die genannte Zeitung sehr schwer zugänglich, das Gedicht bisher ganz unbekannt ist und selbst Stifterforschern entging. Es lautet:

An ihre Heimath.

Du kleiner Ort! — — —

Sey immerhin unscheinbar, unbekannt,
Mein Herz bleibt doch vor allen dir gewogen.

Wie Land.

Wende dich ab, mein Herz, von den lastenden Massen der Hauptstadt;
Dort, wo im Abendrot goldene Streifen erglüh'n,
Dorthin liegt mein Land, mein abgeschlossenes Waldthal,
Dorthin — tausend Mal — heftet das Auge den Blick,
Dreht ihn stundenlang, als zög' ein goldener Faden
Aus dem Leibe das Herz sehnend nach Westen hinaus —
Wie so nach und nach des Abends Rosen verglimmen,
Und am dunklen Gewölb' einzelne Sterne hervor
Treten, und die Nacht so still am Himmel herauf walt:
Da lebt manches Bild schöner Vergangenheit auf.
Wieder seh' ich jenen Strom mit der bräunlichen Woge,
Der wie ein silbernes Band glänzend die Wiesen durchschlingt,
Wieder seh' ich den Hügel, geschmückt mit gaulichen Dächern,
Wie er mit dunklem Grün sich von dem Wasser erhebt.
Rechts am Laufe des Stromes dehnt sich sachte die Gegend
Erst durch Dorf und Feld, dann durch Gebüsche hinan,
Strebt dann jäh auf zu sanft hinstreichendem Bergjoch,
Das mit lichtem Grün glänzender Rasen bedekt.
Einzelne Hirten steh'n auf der sonnigen Weide, und zeichnen
Schimmernd ihr goldiges Laub gegen den finsternen Wald,
Welcher hinter dem Hang' in schwarzer Dämm'ung empor steigt —
Und von seinem Kamm' blickt die Ruine herab.
Gran und verwittert — ein Zeuge längst versunk'ner Geschlechter —
Schaut der gewaltige Thurm weit in die Länder hinaus.
Und so ruhig liegt der Forst, die glänzenden Lüfte
Weben geheimnißvoll über den schweigenden Wald.
Und so einsam ruht das Thal, nur einzelne Säulen
Blauen Rauches zieh'n langsam gen Himmel hinan.



¹⁾ Vgl. J. J. Anmann: A. Stifters Beziehungen zur Familie Greipl in Friedberg in Böhmen. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. 1895. Band XLVI. S. 693.

O du süßes Land, du Land der düsteren Tannen!
Einstens nimm mich auf, wenn die Locke mir bleicht.
Nimm mich auf in deine Schatten, und hege mein Alter.
Ruht mich dann der Herr einstens vom Tagewerk! ah,
Schau ich noch ein Mahl rings um auf die Berge, und lege
Dann das müde Haupt nieder zur ewigen Ruh'.

Ende.

Friedberg blieb Stifter immer eine Stätte lieber Erinnerung, selbst dann, als das Verhältnis zu Fanni Greipl gelöst war. Als Beweis dafür diene der schöne Aufruf, den er in der „Linger Zeitung“ am 31. August 1856 einschalten ließ, um Sammlungen für den durch eine schwere Feuersbrunst heimgesuchten Ort einzuleiten (Band XIV, S. LXXXI—LXXXIII).

In den öffentlichen Sammlungen verwahrt meines Wissens nur die Gallerie der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Prag im Rudolfinum eine sehr schöne „Landschaftsstudie aus dem Hochgebirge“ (Nr. 670) von Ad. Stifters Hand, ein Geschenk des Herrn Adalbert Ritter von Lanna aus dem Jahre 1885, welche an dem Orte ihrer Aufstellung im Vergleiche mit den anderen benachbarten Bildern sehr vorteilhaft wirkt, gewiß ein sprechender Beleg, daß Stifter es ebenso gut wie mancher andere Künstler verstanden hat, seine Gedanken durch Farbensprache zum Ausdruck zu bringen, wenn er auch selten über seine Leistung volle Befriedigung empfand.

Gewiß stand Stifter bis in die Mitte der vierziger Jahre der Malerei näher als der Dichtkunst. Damals vollzog sich endgiltig nach schwerer, freier Entscheidung der Umschwung seiner Berufswahl für die Zukunft. Es scheint, daß gute Freunde, welche das Lob seiner Novellen und die Werke seiner Malkunst kannten, auf ihn in diesem Sinne einwirkten, vielleicht nicht am wenigsten Franz Stelzhammer, der da meinte: „Lasse die Malerei! Das ist nichts für dich!“ Lange schwankte der gottbegnadete Mann, welcher Muse er folgen sollte, wie einst Herakles auf dem Scheidewege, bis er nach reiflicher Ueberlegung beschloß, den Pfad der Dichtkunst zu wandeln. In einem Alter, das anderen Dichtern wie Hauff und Körner zu erreichen nicht beschieden war, oder in dem Männer wie Schiller u. a. auf dem Höhepunkt ihres Schaffens angelangt waren, beginnt Stifter erst den Reigen seiner prächtigen Naturschilderungen, deren jede eine glanzvolle Perle in der Folge seiner Studien bildet, durch die er in der Literatur sich einen ehrenvollen Platz geschaffen hat, und die wohl noch viele Geschlechter ergözen und erbauen werden.

Seine Werke werden in der Zukunft sicher fortleben, soweit der Klang deutscher Zunge reicht, seinen Bildern wünschen wir auch so lange Dauer und Erhaltung, doch vergleichen wir beide, so müssen wir unbefangenen gestehen, daß der Mann, der sich für die Dichtkunst entschied, den richtigen Weg seiner Sendung erkannte. Aus dem Jüngling, der sich als Künstler wähnte, wurde der Dichter, der die Malkunst mit gleicher Liebe pflegte, wie in jungen Jahren, aber aus — Liebhaberei. Als gereiftem Mann mußte es ihm 1856 (Ebenda S. 100) bei der Besprechung eines Bildes von Robert Zimmermann nicht erspart bleiben, dieses Urtheil selbst auszusprechen mit den Worten:

„Wenn einem in der Kunst untergeordneten Manne, der nur auf der Stufe des Liebhabers steht, ein Rat erlaubt ist, so würden wir sagen, der Künstler bewahre die kräftige Männlichkeit“ u. s. w. Also er selbst gelangte schließlich zur Erkenntnis, daß die Malerei nicht das richtige Feld seiner Betätigung war, doch gepflegt hat er sie, freilich nur als Liebhaber, bis zu seinem Tode. Er war ihr ein treuer Diener, sie hat ihm Zerstreuung und Auffrischung gewährt in Stunden der Ermüdung nach Amtsgeschäften oder nach verschiedenen Unannehmlichkeiten, wie sie das Alltagsleben und der Beruf mit sich bringen. Dann griff er zu Pinsel und Palette und hat, wie wir aus seinem bis auf Tag, Stunde und Minute (1854—1867) pedantisch geführten Tagebuch erschen, sich mit der Malkunst, wenn auch nur einige Minuten beschäftigt, um auf andere Gedanken zu kommen. Gewiß hätte Stifter unter streng sachmännischer Anleitung auch auf dem Felde der Landschaftsmalerei sich einen ehrenvollen Namen geschaffen — aber lassen wir diese müßige Frage — und freuen wir uns, daß er auf dem Gebiete der Schriftstellerei dies gethan hat zu seinem und seines Volksstammes unvergänglichem Ruhme. Seine Bilder werden uns stets werthe Früchte seiner Mußestunden bleiben, die wir mit Freude betrachten und verehren als das, was sie sind, nämlich als Schöpfungen eines Kunstliebhabers.



Historische Musik und Böhmens Anteil daran.

Von **Heinrich Rietsch.**

Zeiten hoher Kultur haben in ihrem Gefolge auch das Wiedererwachen der Pflege älterer versunkener Bildungen. Wie wir im Thal nur die umliegenden Höhen bemerken, im Ansteigen aber uns immer entferntere Gipfel in den Gesichtskreis kommen, so auch bei dem aufsteigenden Bildungsgang des Einzelnen wie der Völker.

Für die Musik ist nun unzweifelhaft eine Zeit hoher Kultur angebrochen. Gevaert, der gelehrte Direktor des Brüsseler Konservatoriums, hat geradezu die Musik als jene Kunst bezeichnet, welche dem verflochtenen Jahrhundert ihren Stempel aufgedrückt habe. Thatsächlich hat die Musik sich nicht nur als Kunst einen hervorragenden Platz im Kulturleben unserer Zeit erobert — nichts ist hiefür bezeichnender als der Unterschied der gesellschaftlichen Stellung bedeutender Musiker heute und ehemals bis herauf zu Haydn und Mozart — sondern auch als Wissenschaft nimmt sie seit einigen Jahrzehnten einen erneuten Aufschwung. Als eine besonders glückliche Betätigung der wissenschaftlichen Richtung ist es nun zu begrüßen, daß man, von der Erkenntnis ausgehend, die Geschichte einer Kunst ohne Vorführung ihrer Schöpfungen bleibe ein toter Buchstabe, nunmehr die Schätze alter Musik zu heben begonnen hat. Ein Wettstreit ist zwischen staatlich

unterstützten Kommissionen und einzelnen Gelehrten entbrannt, die in Archiven schlummernde, handschriftlich oder in wenigen alten Drucken aufbewahrte Musik vergangener Zeiten durch schön ausgestattete Neuausgaben allgemein zugänglich zu machen.

So gewiß diese Thätigkeit historische Schulung voraussetzt, ebenso gewiß kommen aber ihre Ergebnisse nicht bloß wieder dem Musiksorcher, also der geschichtlichen Erkenntnis zugute, sondern es wird damit dem schaffenden, wie dem nachschaffenden Künstler eine Fülle von Anregung geboten, die, wenn erst einmal richtig gewürdigt, von bedeutendem Einfluß auf die weitere Kunstentwicklung sein wird und muß. Und zwar in rückschreitender (beileibe aber nicht rückschrittlicher) Art. Es wird uns nämlich gelingen, von der letzten uns geläufigen Höhenentwicklung der Kunst die nächst zurückliegende Blütezeit zu erschließen. Haben wir diese uns wieder zu eigen gemacht, etwa die Bach-Händel'sche Zeit, so mag nun eine weiter zurückliegende große Epoche wie die der unbegleiteten mehrstimmigen Gesangsmusik des 16. Jahrhunderts an die Reihe kommen und sich unserem Verständnis allmählich erschließen. Für die schöpferische Kunst geschieht aber die Aufnahme nicht etwa in der Weise, als ob nun die Errungenschaften späterer Zeit wieder fallen gelassen würden, es ist keine vollständige Rückstauung, sondern der Tondichter läßt z. B. die schwierige, fast gänzlich verloren gegangene Technik der alten Vokalmusik, gesehen durch das Prisma der modernen Instrumentaltechnik auf sich wirken und bringt so eine neue Kunst hervor. Derartige Einflüsse durch die Musik vergangener Jahrhunderte lassen sich bei den Komponisten des 19. Jahrhunderts leicht aufweisen. So verriete die Behandlung der Molltonart bei Brahms die Kenntnis der alten Tongeschlechter, auch wenn wir nicht wüßten, daß er sich lebhaft für jene ältere „historische“ Musik interessierte.

Diese Bewegung in der Musikwissenschaft blieb nun zwar nicht auf Deutschland beschränkt, es muß aber hervorgehoben werden, daß sie bei den anderen Völkern nicht den Umfang angenommen hat, wie in Deutschland und Deutschösterreich und daß selbst der Musikbestand anderer Völker zum Teil deutscher Unternehmung seine Neuausgabe verdankt, sei es, daß Herausgeber oder Verleger oder beide Deutsche sind. Vor allem gilt dies von zahlreichen Ausgaben niederländischer und italienischer Gesangsmusik aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Ja von dieser ging sogar der Anstoß zu allen Unternehmungen ähnlicher Art aus. Wie die Bewegung mit der Begeisterung für die Musik Palestrinas (+ 1594) zu Beginn des 19. Jahrhunderts einsetzte, anknüpfend an die Namen Kaspar Ett, M. F. F. Chibaut und Gottlieb Freiherr v. Tucher, und allmählich erstarkte und sich ausbreitete, das ist sehr schön in einem Aufsatz von H. v. Liliencron über „Denkmäler der Tonkunst“ in der Beilage der „Allg. Zeitung“ (München 1900 Nr. 244) zu lesen. Liliencron, der mittlerweile an die Spitze der reichsdeutschen Kommission zur Fortsetzung der „Denkmäler deutscher Tonkunst“ berufen worden ist, nimmt in jenem Aufsatz auch Bezug auf einen Vortrag des Kulturhistorikers W. H. Riehl, den dieser 1871 in Karlsruhe unter dem Titel „der Musiker in der Bildergalerie“ gehalten hat. Demnach sollen die

Denkmäler der Tonkunst (welche Bezeichnung wir nun in Deutschland für diese Neuauflagen bevorzugt sehen) dem Musiker das sein, was dem Maler die Bildergalerien: sie sollen ihm die Fühlung mit den Erzeugnissen älterer Kunst erleichtern, ihm eine Uebersicht über die Entwicklung seiner Kunst und ihrer Technik ermöglichen und so wieder befruchtend auf das weitere Schaffen einwirken. Eine große Zahl von Männern hat sich den Obengenannten im Laufe des 19. Jahrhunderts zum weiteren Ausbau dieser Idee angeschlossen, mit Begeisterung dafür werbend; ich nenne von älteren nur Karl Proste, Franz Commer, F. A. de Witt und den kürzlich verstorbenen Friedrich Ehrhander.

Und wie in den Galerien neben den in eigenen Sälen vereinigten Schöpfungen der Großmeister die Werke der anderen Künstler der betreffenden Zeit eine Stätte gefunden haben, um so die Entwicklung künstlerischer Anschauung und Technik lückenlos aufzuzeigen, so geht man nun auch in der Musik daran, die Meister zweiten und dritten Ranges, auf die Hans Sachsens Ermahnung an das Volk in Wagners Meisterfingern Bedacht nimmt, der Vergessenheit zu entreißen. Ja es hat sich durch den Umstand, daß die ersten, bahnbrechenden Tondichter vom 16. Jahrhundert ab in eigenen groß angelegten Gesamtausgaben veröffentlicht sind (Palestrina, Vassuz, Schütz, Bach, Händel u. s. f.) von selbst ergeben, daß die als „Denkmäler“ erscheinenden Sammelwerke jene wichtigen Zwischenglieder in der Kunstentwicklung besonders berücksichtigen.

So wirken Gesamtausgaben und Denkmäler, Gesellschaften und Einzelne zusammen, um allmählich ein möglichst geschlossenes Ganze praktischer Musik vergangener Zeiten zu liefern, also eine historische Musik, bei der aber das Beiwort nicht den Nebengeschmack „unpraktisch“, „abgethan“, „erstorben“ besitzen soll. Um ein Beispiel des Zusammenwirkens obengenannter Faktoren zu geben, möge auf die drei großen S, d. h. die drei hervorragendsten deutschen Meister des 17. Jahrhunderts, Schütz, Scheidt, Schein, hingewiesen werden. Heinrich Schütz hat durch den leider früh verstorbenen Berliner Gelehrten Philipp Spitta eine Ausgabe seiner Werke und biographische Würdigung erfahren. Samuel Scheidt's Hauptwerk für Orgel bildete in der Ausgabe durch Max Geiffert den ersten Band der „Denkmäler deutscher Tonkunst“. Endlich ist nun auch Johann Hermann Schein an die Reihe gekommen, ein Verdienst des Leipziger Forschers Arthur Prüfer, der ihm eine biographische Studie gewidmet, dann zunächst eine Ausgabe von 20 Choral Liedern für den praktischen Gebrauch veröffentlicht hat (den Vereinen zur Bereicherung und Auffrischung ihres Vorrates hiemit wärmstens empfohlen), worauf jetzt eine kritische Gesamtausgabe folgt, deren 1. Band im Sommer v. J. bei Breitkopf und Härtel erschienen ist. Die Denkmäler der Tonkunst in Bayern haben gleich in ihrem ersten Bande einem Italiener, dem im 17. Jahrhundert in München wirkenden dall' Abaco aus Verona zum Wort verholten.

Wie hier, so ist auch in dem Titel der „Denkmäler der Tonkunst in Oesterreich“ das geographisch-politische Moment statt des nationalen in den Vordergrund getreten, was in Oesterreich allerdings in der Natur der Dinge begründet liegt. Daß trotzdem der überwiegende Teil

der in den österreichischen Denkmälern unter Leitung Guido Adler's veröffentlichten Werke deutschen Meistern zugehört, ist weder Zufall, noch Absicht, sondern einfach der Ausdruck kulturgeschichtlicher Entwicklung. Denn die anderen Völker der österreichischen Erblande treten vor dem 19. Jahrhundert künstlerisch noch wenig hervor und wo sie es thun, geschieht es unter starker Beeinflussung durch deutsche und italienische Vorbilder.

Was nun insbesondere Böhmen anbelangt, so haben eine Anzahl der in den österreichischen Denkmälern vertretenen Meister Beziehungen zu dem Lande gehabt. Da ist zunächst der Elsfässer Georg Muffat, der sich, bevor er in Salzburg ein auskömmliches Amt erhielt, unter anderem auch in Böhmen aufgehalten hat, wie er selbst gelegentlich erwähnt. Während er später Salzburg wieder verließ und in die Dienste des Passauer Bischofs trat, wo er sein Leben beschloß (1704), blieb Johann Franz Heinrich Biber, ein nachher mit dem Prädikate „von Bibern“ geadelter Deutschböhme („aus Böhme zu Wartenberg gebürtig“) bis zu seinem Lebensende in salzburgischen Diensten; er starb wenige Monate später als Muffat. Von ihm bringen die österreichischen Denkmäler acht Violinsonaten. Die harmonische Stütze der Geige, nach damaliger Sitte nur durch eine bezifferte Baßstimme angedeutet, ist für den Gebrauchszweck der Neuauflage von dem deutschböhmischem Komponisten und Orgelvirtuosen Josef Labor in einer Klavierstimme im Geiste des alten Kunstwerks ausgeführt worden.

Zurück ins 16. Jahrhundert versetzt uns die Ausgabe des kirchenmusikalischen Werkes *Opus musicum* von Jakob Handl, dessen Name nach damaliger Sitte in Gallus latinisiert wurde. Er war ein gebürtiger Krainer, der lange in Mähren und Böhmen gelebt hat und als Kantor an dem heute nicht mehr bestehenden Johanneskirchlein zu Prag gestorben ist. Die spärlichen Nachrichten über sein Leben hat der Herausgeber Josef Mantuani in einer trefflichen einleitenden Studie zu einem möglichst einheitlichen Bilde zusammengefaßt.

Noch einem zweiten Deutsch-Böhmen des 17. Jahrhunderts haben die Denkmäler Raum für eines seiner Werke geboten: Andreas Hammer Schmidt (1611—1672) aus Brüx ist mit geistlichen Gesängen vertreten, die nach damaliger Sitte den weisevollen Titel führen „Dialoghi oder Gespräche einer gläubigen Seele mit Gott.“ Endlich ist auch der berühmte Nürnberger Orgelkomponist Johann Pachelbel, der gleichfalls in den Denkmälern vertreten ist, in diesem Zusammenhang insofern zu nennen, als das ansehnliche Geschlecht, dem er entstammt, hauptsächlich in Eger seinen Sitz hatte. Noch stehen die Werke manches Deutschböhmen zu erwarten, so des Reichenbergers Christof Demant, der übrigens im 6. Jahrgang der Vierteljahresschrift für Musikwissenschaft schon eine eingehende Würdigung erfahren hat, ferner des allerdings stark verwelkhten Florian Leopold Gassmann, des Franz Josef Habermann aus Königswart u. A.

Wenn ich nun zu einer anderen Gruppe von Komponisten aus Böhmen hauptsächlich aus dem 18. Jahrhundert übergehe, so geschieht es, weil auch für diese durch die Arbeit eines Einzelnen die Zeit ihrer Wiedererweckung gekommen ist. Der Verkehr über das Erz-

gebirge und der mittleren Elbe entlang scheint schon in älterer Zeit ein sehr reger gewesen zu sein. Der eben genannte Demant findet in Sachsen sein Fortkommen, desgleichen Andreas Hammer Schmidt, andererseits kommt David Köhler aus Sächsisch-Zwickau nach Schönfeld in Böhmen; aber auch Komponisten des anderen Volksstammes wenden sich nach Norden und Nordwesten. Dresden insbesondere wird ein Mittel- und Anziehungspunkt für die musikalische Welt, als nacheinander berühmte Tonkünstler und Sänger (Antonio Lotti, Johann Adolf Hassse und Faustina Bordoni) an den kursächsischen Hof berufen werden und nach Regierungsantritt Friedrich Augusts II. das Konzertwesen einen großen Aufschwung nimmt. Ueberhaupt kennt das 17. und 18. Jahrhundert die eifrige Pflege der Musik an deutschen Fürstenthöfen, die umso mehr blühte, wenn die Fürsten selbst zu einem Instrument griffen oder sogar die Feder in die Hand nahmen, um eigene Kompositionen zu entwerfen. Unsere Zeit ist auch diesen hochgeborenen Kunstäußerungen nachgegangen und in Berlin und Wien wurden musikalische Werke der Regierenden in schönen Ausgaben veröffentlicht: von Friedrich dem Großen in Deutschland, von den drei deutschen Kaisern Ferdinand III., Leopold I. und Josef I. in Oesterreich. In Dresden hat nun Otto Schmid der Musik am sächsischen Hofe nachgeforscht und hat unter eben diesem Schlagworte eine Anzahl Kompositionen veröffentlicht, von denen ein Band den komponierenden Fürstlichkeiten gewidmet ist (nicht weniger als sieben Namen aus dem Herrscherhause sind vertreten). Andere Bände befaßten sich mit den Werken jener hervorragenden Meister, die zu verschiedenen Zeiten, auf mehr als 300 Jahre verteilt, am Dresdener Hofe gewirkt hatten.

Bei diesen Studien kamen dem Herausgeber auch einzelne Werke der böhmischen Meister zu Gesicht, die ihren Weg nach der kunstfreundlichen Elbestadt gefunden hatten. Da haben wir vor Allem an Johann Dismas Zelenka zu denken, den Geiger und Komponisten am Dresdener Hofe, dessen musikalischer Nachlaß seiner Beschützerin, der Kurfürstin Maria Josepha zufiel und so Dresden erhalten blieb. So dürfte Otto Schmid auf das Wirken der böhmischen Meister des 18. Jahrhunderts gelenkt worden sein und die Früchte davon liegen in literarischen und musikalischen Ausgaben vor, von denen in dieser Zeitschrift jedenfalls Kenntnis zu geben ist.

Den biographischen Kern der Mitteilungen über die „altböhmische Schule Czernohorský's" hatte Schmid schon im 2. Sammelband der Internationalen Musikgesellschaft veröffentlicht. In dem Buche „die böhmische Altmeisterschule Czernohorský's und ihr Einfluß auf den Wiener Klassizismus mit besonderer Berücksichtigung Franz Tuma's" (Leipzig, Seemann 1901) hat der Verfasser nun jene Thatfachen in einen großen kulturhistorischen Zusammenhang mit der religiösen und Geistesentwicklung in Deutschland gebracht. Mag auch dabei Manches mehr zu empfinden als zu beweisen sein, so folgt man doch mit Anteil der großzügigen Darstellung, und der eröffnete weite Gesichtskreis rechtfertigt einigermaßen den Obertitel des Buches „Musik und Weltanschauung".

Im besonderen behandelt er vier Meister, den Minoriten Bohuslav Czernohorský (1684—1740) und seine drei einheimischen Schüler

Zach (1699—1773), Tuma (1704—1774) und Seeger (1716 bis 1782).

Mit Ausnahme Tuma's haben sie alle als Organisten gewirkt und sind hauptsächlich auf dem Gebiete der Orgelmusik schöpferisch thätig gewesen. Die von Otto Schmid in einer (fortzusetzenden) „Sammlung ausgewählter Orgelwerke altböhmischer Meister“ (Berlin, Schlesinger) gegebenen Proben lassen Czernohorsky als den bedeutendsten erscheinen. Zach's Talent kam — in dieser Beziehung ein Seitenstück zu Friedemann Bach — nicht zur vollen Entfaltung. Seeger dagegen hat nachhaltiger gewirkt. Als Lehrer zog er eine dritte Generation böhmischer Musiker auf, darunter J. A. Koželuh und Josef Mysliveček. Von seinen Orgelkompositionen wurden schon früher durch Daniel Türk acht Tockaten und Fugen veröffentlicht (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Man findet Proben auch in J. D. Manzer's Sammlung von Uebungssätzen für die Orgel (Leipzig, Karl Schulze) und in Dr. Goldmar's Orgelalbum (Leipzig, Peters). Für seinen begründeten Ruf spricht am besten die Thatsache, daß J. Seb. Bach einen ihm empfohlenen Lernbessenen namens Mathias Soyka, den er wegen seines hohen Alters nicht mehr selbst zum Schüler annehmen mochte, an Seeger verwies.

Während Czernohorsky in Italien und in seiner Heimat wirkte (dort wird Tartini, hier Gluck als sein Schüler genannt), während Zach nach Mitteldeutschland ging und Seeger ganz auf Böhmen beschränkt blieb, hat Franz Anton Ignaz Tuma Wien als Hauptwirkungsstätte erwählt. Er wurde dort zunächst noch Schüler des berühmten Johann Josef Jux, der durch sein Bestreben, die Gesetze der alten unbegleiteten Vokalmusik wieder in ihrer Strenge zur Geltung zu bringen, sich ein unsterbliches Verdienst erworben hat, indem dadurch dem italianisierenden Zug der Zeit ein Gegengewicht geboten wurde, und gleichsam als Resultierende aus diesem Kräfteparallelogramm die Technik der Wiener Klassiker hervorging. Die Bedeutung Tuma's wird mit Recht von Schmid nach seiner Anteilnahme an diesem künstlerischen Amalgamierungsprozeß eingeschätzt. Nach den Bruchstücken, die Schmid aus Werken für Streichinstrumente, aus Messen und anderen geistlichen Gesangswerken in drei Bändchen (Breitkopf und Härtel) veröffentlicht hat, läßt sich auch über Tuma's künstlerisches Vermögen ein Urteil fällen. Wenn E. F. Pohl in seiner Haydnbiographie von Francesco Tuma's kunstvoll gearbeiteten Kirchenkompositionen spricht und Ambros' Jubiläumsschrift über das Prager Konservatorium zitiert, der besonders die Messen in D-moll und E-moll als Meisterwerke Bachscher Richtung bezeichnet, so ist das wohl zu weit gegangen. Insbesondere ist die Technik des Gesangsjazes eine wesentlich homophone, von Bach's Durcharbeitung und Kraft des Ausdrucks weit entfernt. Aber die Gesänge sind gut deklamirt, zeigen Empfindung und empfehlen sich in ihrer für bescheidene Mittel eingerichteten kurzen Art sehr gut als praktische Kirchenmusik, da sie auch ohne Beihilfe anderer Instrumente, als teilweise der Orgel, spielbar sind und daher auch den zäxilianischen Anforderungen entsprechen. Im Einzelgesang ist Tuma bedeutender als in den Chören, in der Instrumentalmusik wieder freier als im Gesang. Von der Instrumentalmusik gibt

uns die Schmid'sche Ausgabe allerdings nur einen Klavierauszug. Es war eben nicht eine wissenschaftliche Monumentalausgabe, welche ja auch das Prinzip der Auswahl einzelner Sätze aus Sinfonien oder Suiten verwerfen müßte, sondern eine volkstümliche Gebrauchsausgabe bezweckt. Erstere, in das Arbeitsgebiet der österreichischen Denkmäler fallend, ist daher keineswegs gegenstandslos geworden.

Einem fünften Meister aus Böhmen hat Schmid sein Augenmerk zugewendet, dem schon oben erwähnten Johann Zelenka (1679—1745), von dem er im Anschluß an eine Studie in den Blättern für Haus- und Kirchenmusik mehrere Gesänge (Alt-solo aus den Lamentationen und Weihnachtsgesang für drei Frauenstimmen) herausgegeben hat (Langensalza, Herm. Beyer & Söhne). In einer freilich heute wenig bekannten „Sammlung vorzüglicher Gesangstücke vom Ursprung gesetzmäßiger Harmonie bis auf die neue Zeit“, herausgegeben von Friedr. Joh. Rochlitz, findet sich im dritten Band ein Messensatz Zelenka's. (Schott 1840). Auch diese Musik ist einer Wiederbelebung würdig.

Zum Schluß möchte ich noch einen Punkt erörtern, die Frage nach der Nationalität der fünf genannten Meister, denen sich insbesondere unter Seegers Schülern noch eine große Reihe weiterer Landsleute angeschlossen. Ich glaube, daß wir sie, solange nicht der Gegenbeweis erbracht ist, als dem tschechischen Volk zugehörig oder ihm entstammend ansehen müssen. Zwar läßt das den Luma'schen Kompositionen beigegebene Bildnis aus des Meisters Jugend mit seinem länglichen schmalen Gesicht und der langen geraden Nase keinen slavischen Typus erkennen (Schmid sagt nicht, wo sich das Original des Bildes befindet, ob es etwa das im Wiener Musikvereinsarchiv befindliche Selbstbild ist), auch klingen die Namen Zach und Seeger (oder Segert?) nicht eben tschechisch; doch wollen wir auf einen etwaigen germanischen Rassenanschlag keine weiteren Folgerungen aufbauen. Tatsächlich sind alle fünf im überwiegend tschechischen Sprachgebiet geboren (Černo-horšky in Rimburg, Zach in Čelakowitz, Seeger in Rzepin, Luma in Adlertosteletz und Zelenka in Launowitz) und da unter den slavischen Stämmen neben dem russischen der tschechische Stamm große musikalische Veranlagung zeigt, ist auch nach dieser Richtung kein Hindernis, die Genannten unserem Nachbarvolke zuzuweisen. Ähnliches mag von Johann Stamitz aus Deutsch-Brod zu sagen sein, dem verdienstvollen Vorläufer Josef Haydn's, dessen Instrumentalwerke unter den Symphonien der pfalz-bayerischen (Mannheimer) Schule gegenwärtig im dritten Band der bayerischen Denkmäler erscheinen.

Aber ebenso gewiß ist es auch, daß diese Meister deutsche Bildung in sich aufgenommen haben und daß ihre Werke nicht nur auf deutscher Technik fußen (man denke an die herrschende Stellung der deutschen Orgelmusik), sondern auch geradezu deutschen Geist atmen. Diese Durchdringung mit deutschen Bildungselementen, wie sie hier so deutlich zu Tage tritt und ja eigentlich so ganz selbstverständlich ist, muß aus dem Grunde wieder einmal betont werden, weil ernsthaft gemeinte tschechische Geschichtsbücher den Einfluß deutscher Kultur geradezu verneinen und nur von einer Vermittlung französischer Kultur sprechen

(Tomet). Heute mögen mit Bewußtsein Fäden über den deutschen Nachbar hinweg mit dem fernerem Kulturland gesponnen werden, da die politische Arbeit des tschechischen Volkes — zum überlegenen Vorteil gegenüber den Deutschen in Böhmen und außerhalb — alle Kreise, also selbst die künstlerischen gleichmäßig und gemeinsam durchdringt, für das 18. Jahrzehnt und auch noch einen Teil des 19. gilt dies nicht, am allerwenigsten für die Musik. Andererseits hat es die deutsche Bildung auf keinem Kunstgebiet und wieder am allerwenigsten auf dem der Musik nötig, sich Namen, wenn auch von noch so gutem Klang, zu erborgen oder ihre Träger auf Grund einzelner Anzeichen für sich in Anspruch zu nehmen. Haben übrigens die österreichischen Denkmäler der Tonkunst, wie oben erwähnt, Deutschböhmen aus früheren Jahrhunderten ihrer Bedeutung entsprechend ans Licht gezogen, so wird unsere Zeitschrift auch von deutschböhmischem Musikern des 19. Jahrhunderts nähere Kunde zu geben in der Lage sein.

Es möge aber immerhin festgestellt werden, daß es wieder ein Deutscher war, der in uneigennütziger Forschung die eingehendere Bekanntschaft einer Musikerschule mit dem Padre boemo Czernohorásky an der Spitze vermittelt hat, einer Schule, die in Böhmen wurzelt, aber ihre Kreise über Nord- und Süddeutschland gezogen und wohl auch der heranreisenden Wiener Schule manche Anregung gegeben hat.



Der Böhmerwald in Literatur und Kunst.

Von Alois John.

Lange Zeit war der Böhmerwald eine literarische Wildnis, in dem zu wandern keinem einfallen mochte, der sich auf den glatten geebneten Bahnen und Wegen des Zeitgeistes und des herrschenden literarischen Modegeschmacks wohl befand. Schweigend begrub er seine Geheimnisse und wartete seiner Entdecker. Da schleuderte zum erstenmal die Empörung gegen Welt und Menschen eine Rotte wilder Leute in die „böhmischen Wälder“ und unter den alten Wettertannen des Böhmerwaldes erklang der rauhe Gesang der „Räuber“: „Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne“. Nieder mit dem „tintenfleckenden Säfulum“. „Zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzuzäuen und die Helden des Altertums mit Kommentationen zu schinden und zu verhunzen mit Trauerspielen! Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus. Stelle mich vor ein Heer Karls wie ich, und aus Deutschland soll eine Republik werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöster sein sollen.“

Das ist der Ideengang Karl Moor's und seiner Bande; große Gedanken dämmern auf in seiner Seele, Riesenpläne gähren in seinem schöpferischen Schädel! Sein Geist dürstet nach Thaten, sein Atem nach Freiheit. Räuber und Mörder! Hauptmann einer Räuberbande

in den böhmischen Wäldern! Damit ist das Gesetz der Menschen unter seine Füße gerollt, er hat der bürgerlichen Welt mit ihrer Gemeinheit und Abscheulichkeit, ihrer Rohheit und Narrheit den Krieg erklärt, er steht stolz, ein großer Empörer und Herrenmensch, der gemeinen Herde und ihrer Sklavenmoral gegenüber.

Ein zweiter Michael Kohlhaas ist Karl Moor mit seiner Räuberbande in den böhmischen Wäldern der starre Individualist, der große Selbstmensch, der über die Kläglichkeit seiner Zeit und ihrer erbärmlichen Menschen hinausgewachsen, unter den rauschenden Tannen und Fichten des Böhmerwaldes das erste Lied der Freiheit des Mannes singt. Die ganze Woge der Empörung, die echt fin de siècle-mäßig am Ende des vorigen Jahrhunderts sich gegen die absterbende und faule Generation angesammelt, ist in Karl Moor und seinen Banden verkörpert und speit von den Urwäldern des Böhmerwaldes ihren Abscheu und ihre Verachtung in die Welt hinunter.

Hier auf den Höhen des Gebirges, in den undurchdringlichen Urwäldern geborgen, aus der von Menschen nie betretenen Wildnis heraus, donnerten die von der „Gesellschaft“ Verfehmten ihre Flüche und Verwünschungen hinab in jene feile Welt und stellten das Recht der „Selbsthilfe“ über die des Staates und seiner Gesetze. Der Böhmerwald war die Kanzel für das neue Evangelium. „Du trittst hier gleichsam aus dem Kreise der Menschheit — entweder mußt du ein höherer Mensch sein, oder du bist ein Teufel“, sagt Karl Moor zu Kofinský!

Schillers Räuber sind die erste literarische Bergpredigt, der erste Pfahl der Freiheit, der uns noch heute erfrischend aus der Wildnis des Böhmerwaldes dringt. Die erste Kriegserklärung gegen den deutschen Philister, gegen die verschrobene Erziehung, gegen die Willkür und Laune des Gesetzes, gegen die Gesellschaft und ihre Verderbtheit, in der nur „Franz, die Canaille“ gedeiht und geschützt wird. In tyrannos! grollte es mit Löwenstimme aus dem Motto der ersten Ausgabe der Schiller'schen „Räuber“, die 1781 erschien und einen Sturm der widersprechendsten Urteile erregte, aber die Kühnheit und Genialität ihres Verfassers erwies.

Karl Moor ist der erste, neue, moderne Mensch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts, in dem schon etwas von der Herrenmoral des Nießsche'schen Uebermenschen steckt, der kein „guter Europäer“ mehr ist, sondern ein Brecher, ein Verbrecher alter Vorurteile. Aber er ist es noch nicht ganz, denn er findet in der Abkehr von der Welt, im Umgange mit minder edeln Genossen nicht die innere Versöhnung seines Thuns, er ist noch ein Erzeugnis alter altruistischer Empfindungen, die nicht absterben können; er ist noch gebunden an die Ueberlieferungen der Jugend, der Heimat, des Vaterhauses, einer weinerlichen sentimentalsten Liebeschwäche, und so endet seine Kriegserklärung an die alte Ordnung der Gesellschaft im Bekenntnis ohnmächtiger Schwäche, während Zarathustra erhaben in die hehre Einsamkeit und Majestät des Hochgebirges schreitet, zufrieden mit seinem Adler und seiner Schlange.

Der Böhmerwald ist in Schillers Räubern zum ersten Mal literarisch aller Welt bekannt geworden, als „Freiland“, als Zukunftsstaat

eines kühnen Weltverbesserers, der an sich selbst scheiterte, eines Kolumbus, der ein Neuland ahnte und entdeckte, aber dessen Früchte und Segnungen nicht mehr genießen durfte. Was Schiller sich unter dem allgemeinen Namen „böhmische Wälder“ für ein Gebiet des Böhmerwaldes gedacht haben mochte, wird heute Niemandem mehr Kopfzerbrechen machen. Thatsächlich mochten die uralten unbekannten Wälder zu Ende des vorigen Jahrhunderts als unwirtlich und rauh, von wilden Menschen und Räubern durchzogen, in den Herzen aller „Guten und Braven“ ein Grausen erregen. Unentdeckt lag noch die Großartigkeit dieser Bergwildnis, und die groteske Phantasie der Menschen bevölkerte schon seit jeher die Finsternis mit Drachen, Dämonen, Räubern und Gespenstern.

Bald darauf sollte, nach dem Sturm, den die Räuber erregt hatten, eine neue Entdeckung des Böhmerwaldes in die Welt ziehen und allerorts die Herzen rühren und erfreuen. Wie die Sonne durch die Waldstämme bricht und nun ein feierliches geheimnisvolles Licht durch den Tann zittert, aber immer noch voll dunkler Rätsel, voller Geheimnisse, so ging der „Freischütz“ von Karl Maria von Weber in Deutschland auf und zog im Triumphe durch ganz Europa. Eine echte Böhmerwaldsage, mit den düstern dämonischen Gewalten einer großartigen Natur- und Bergwildnis; der Kampf des Menschen mit diesen in den Schluchten der Gebirge lauernden Dämonen, gibt den großen tragischen Zug. Die Tannen und Fichten rauschen, der Mond scheint wild über zerrissene Schluchten, Wolken ziehen, es heult und schluchzt der Sturm an den Steinwänden. In einer solchen Umgebung wird der Mensch schweigsam und düster, er hat seine Ahnungen, er hat seinen Aberglauben. Mächtig und grotesk arbeitet die Phantasie in seinem Gehirn. Da sind die Geister, die Gespenster, die Toten, der Teufel, die Dämonen noch in Kraft, eine letzte Erinnerung vielleicht an den alten Wotanglauben der Germanen. Hier kann man noch dem Fluche des Bösen verfallen. Das sind die Voraussetzungen der Freischützsage. Und in den Vordergrund dieser düsteren geheimnisvollen Urkräfte des Landes ist eine Idylle hineingezaubert, geschmückt mit allen Reizen und aller Poesie deutschen Gemüts. Ein Forsthaus im Böhmerwald! Einsam, weltfern, im Gebirge. Drin ein Mädchen, Mennechen, ganz der Typus deutscher Mädcheninnigkeit, und Schalkhaftigkeit, aufgewachsen in Wald und Sonne, eine Waldblume von urwüchsigem Reiz. Da ist Max, der junge Freier, schon ein Doppelmensch, in dessen Seele der Zwiespalt klappt zwischen dem traulichen Frieden seiner Liebe und der dämonischen Natur dieser Bergwelt. Kaspar, der alte Beschwörer und Zauberer, tritt wie ein Vertreter des alten Heidenglaubens in sein Leben; die Szene in der Wolfsschlucht malt alle Schrecken und Gefahren dämonischer Natur und treibt den Stachel des Wahnsinns in das weiche, schwächliche Gemüt des Menschen, der ihre fürchterliche Größe nicht ertragen kann.

Samiel, der „wilde Jäger“, braust verheerend durch die Nacht und wehe denen, die ihn beschwören! Diese furchtbare Großartigkeit und Einsamkeit der Wälder, die den Menschen, der länger in ihr weilt, vernichtet — das ist der eigentliche Inhalt des „Freischütz“. Dieser tragische Inhalt ist aber durch eine so reiche Fülle traulicher herzer-

freuender Zuthaten gemildert, es quillt ein so reiner frischer Brunnen echtdeutschen Lebens, Fühlens und Denkens auf, daß der „Freischütz“ bald als Typus einer deutschen Oper, als deutsche Nationaloper gepriesen wurde, im Gegensatz zu der französischen und italienischen Effektoper. Keiner hat das mehr gefühlt und für keinen war der „Freischütz“ bestimmender und einflußreicher auf seine späteren Meisterwerke, als Richard Wagner. Ausführlich und mit inniger Begeisterung hat er den Pariser im Jahre 1841 das „Deutsche“ desselben in seinen Aufsätzen: „Der Freischütz in Paris“ erklärt.¹⁾ Die Sage von Freischütz, sagt er, scheint das Gedicht jener böhmischen Wälder selbst zu sein, deren düsterer feierlicher Anblick uns sofort begreifen läßt, daß der vereinzelt hier lebende Mensch sich einer dämonischen Naturmacht, wenn nicht verfallen, doch unlösbar unterworfen glaubte.

Das frivole Publikum der Boulevards und des Bois, übersättigt an den hohlen Genüssen äußerlicher raffinierter Effektmusik, hingegen der öden Bewunderung unwahrer Opern-Helden, verweist er auf den stillen Gang deutscher Natur, der den Deutschen aus seinem (fremden Einwirkungen übel und ungeschickt nachgebildeten) großstädtischen Wesen zur Natur hinzieht, in die Waldeinsamkeit lockt, um dort jene wunderbaren Urempfindungen sich immer wieder neu zu erwecken, für die selbst ihre Sprache keine Worte hat, die aber jene geheimnisvollen Töne unseres Weber deutlich kundgeben. Und in überströmender Begeisterung ruft er aus: „O mein herrliches, deutsches Vaterland, wie muß ich dich lieben, wie muß ich für dich schwärmen, wäre es nur, weil auf deinem Boden der „Freischütz“ entstand! Wie muß ich das deutsche Volk lieben, das den „Freischütz“ liebt, das noch heute an die Wunder der naivsten Sage glaubt, das noch heute im Mannesalter die süßen geheimnisvollen Schauer empfindet, die in seiner Jugend ihm das Herz durchbeben. Ach! du liebenswürdige deutsche Träumerei! Du Schwärmerei vom Walde, vom Abend, von den Sternen, vom Monde, von der Dorfturnglocke, wenn sie sieben Uhr schlägt! Wie ist der glücklich, der euch versteht, der mit euch glauben, fühlen, träumen und schwärmen kann! Wie ist mir wohl, daß ich ein Deutscher bin!“

Richard Wagner war der erste, der das Nationale, das Urwüchsige des „Freischütz“ in seinem Kernpunkte erkannte, der die Provinz der Großstadt gegenüberstellte und, wo alle Welt nur die Melodie trällerte, den „Freischütz“ zum geistigen und künstlerischen Ausgangspunkte seiner späteren Meisterwerke Lohengrin, Tannhäuser, Nibelungen, Tristan und Isolde, Parsifal, also der großen germanischen Nationalsagen, nahm. So hatte der Böhmerwald mit seinem „Freischütz“ zum zweiten Mal eine Revolution der Welt gegeben. In den Schiller'schen „Räubern“ war es eine soziale Auseinandersetzung mit der Gesellschaft, im „Freischütz“ der Kampf für die neue nationale Kunst gegen die wälsche und italienische Oper, ein Kampf, der in Richard Wagner

¹⁾ In Band I seiner gesammelten Werke und Dichtungen, Leipzig, G. W. Fritsch. 2. Aufl. S. 207.

fortwährend lebte und zum Inhalt seines Lebens und Schaffens geworden ist.

Aber die Geheimnisse und Rätsel des Böhmerwaldes waren durch die großartige Anregung noch lange nicht gelüftet. Der Welt blieb er trotz dem „Freischütz“ noch unbekannt. Obwohl dem Kind'schen Textbuch zum Freischütz eine geschichtliche Begebenheit, ja Prozeß-Akten aus Taus zu Grunde lagen, obwohl man die „Wolfschlucht“ als das Thal der Angel, östlich vom Esergebirge, bezeichnete, so stimmten doch die auf den feudalen Gegensatz gestimmten Zustände nur wenig mit der Wirklichkeit. An Typen wie das Försterkind, den zagen Forstgehilfen Max, den dämonischen Kaspar, mochte man gern glauben. Auch das Jägerleben mit seinen frischen Chören paßte zum Gemälde. Aber der alte Feudalgraf war schon sehr fraglich und die tanzenden „böhmischen Bauern“ konnte man in ihrer unsicheren Charakteristik in Paris eben so gut für Tschechen halten, sie waren noch nicht mit den typischen Eigenheiten ihrer Rasse geprägt und gaben eben nur den üblichen „Chor“ ab, der auftritt und verschwindet, wie es die Lage erfordert. Von dem wirklichen Volk des Böhmerwaldes, von seinen Leuten, ihren Bräuchen und Sitten, ihrem Leben und ihrer Art, ihrer Freude und ihrer Trauer, davon wußte man auch damals noch so gut wie nichts.

Mit der Entdeckung der „Wäldler“ selbst beginnt nun die dritte Epoche in der Literatur des Böhmerwaldes. Sie ist an die Namen Adalbert Stifter, Josef Rank, Josef Meßner, Johann Peter geknüpft — alle vier eingeborene Söhne des Böhmerwaldes selbst, aufgewachsen in seinen Wäldern, unter seinen Bewohnern. Mit ihnen wird es ganz licht und hell, keine Geheimnisse und Rätsel, nichts Finsternes und Unbekanntes schreckt mehr. Ihnen ist der Böhmerwald die Heimat, sie sind Kinder seines Bodens, und schreiben aus seiner Natur heraus. Und wunderbar! Jedem erschließt sich eine neue Seite dieser Heimat, jedem geht ein neuer Zauber, eine neue Offenbarung des Böhmerwaldes auf, und jeder schreibt wie unter einem bannenden Zwang, in freiem Zuge, unter dem mächtig quellenden Strom einer stillen, aber liebeskräftigen Begeisterung. Deswegen haftet auch allen nationalen Schriftstellern dieser Art und ihren urwüchsigsten Schriften eine so wunderbare Frische und ein eigener Reiz an.

Ihre Schriften haben wirkliches inneres Leben; sie sind er-
lebt, sie atmen das Klima, den Boden, den Erdgeruch, Sonne und Harzgeruch des Waldes. Am feinsten und reinsten wirkt heute noch Stifter.²⁾ Er ist ein neuer Entdecker des Böhmerwaldes, er offenbart und erschließt eine neue Anschauung, wo man bisher nur die Schrecken der Wolfschlucht kannte, deren grauenhafte Wildheit

²⁾ Ausgabe der Stifter'schen Werke bei Amelang, Leipzig, II. Bd. 1888. — Stifters Briefe, herausgeg. von Johann Aprent, 10. Aufl. (Pest 1869). Eine neue kritische Stifter-Ausgabe begann eben zu erscheinen. (Siehe Deutsche Arbeit I S. 578 ff.) Vgl. ferner Alois R. Hein, Stifter. Sein Leben und seine Werke (Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen. 39.) u. v. a.

Weber in bewunderungswürdiger Naturtreue durch die Töne malte. Stifter ist der unerreichte Meister in der Schilderung des jungfräulichen Waldes; seine Erhabenheit, seine Majestät, seine Größe, sein Schweigen wird er nie müde zu beschreiben. Etwas Feiertägliches, Kindliches ist in der Art, wie er den Stimmen der Natur andächtig lauscht und das Gelauschte keusch und rein darstellt. Die Wunder der Einsamkeit blühen ihm auf. Es ist etwas ganz Neues in seiner Art, er ist ein Träumer des Waldes, einer, dem aus dem Rauschen und Säusen des Bergwaldes neue Gedanken, neue Gefühle, neue Stimmungen immer mit einer elegischen, sentimentalen Nuance aufdämmern. Nichts Großes, Gewaltiges, nichts Titanisches in ihm, er geht auf in den geheimnisvollen Stimmen des Waldes. Am meisterhaftesten hat er dies in seiner 1842 erschienenen „Hochwald“-Studie verkündet.

Während Jean Paul einige leuchtende brennende Farben auftrug und gleich Claude Lorrain nur Ideallandschaften schuf, sagt R. Pröll,³⁾ erreicht Stifter in der Landschaftsbildung eine mikroskopische Genauigkeit, die nicht mehr überboten werden kann. Er strebt nach ruhiger Abgeschlossenheit des Bildes, während die besten unter den neuen Federzeichnern auf der Wanderschaft durch geographische, ethnologische, historische Vergleiche und Bezüge Land und Leute in dramatischen Fluß zu bringen suchen. Am häufigsten betritt er den geheimnisvollen Bannkreis einer feiertägigen Natur, in dem alles köstlich glitzert und flimmert, wie in einem Märchenheim, dessen Schlüssel er wieder gefunden. Er zeigt uns den Ruheort der schlichten Seelen, die „Insel der Seligen“ für eine jünglingsholbe Phantasie, die beflügelt von der Sehnsucht für eine bessere Welt, ausgegangen ist und sich in Walddämmern verträumt hat. Stifter ist also in erster Reihe Stimmungspoe^t. Breitausmalend, beschaulich, liebevoll baut er in kleinen Sätzen die Landschaft vor uns auf wie sie ist, nicht phantastisch, grotesk, nicht ausmalend, sondern in realistischer Klein- und Anschauungskunst, die der Wahrheit nahe kommt. Diese Wahrheit ist aber nicht die öde photographische Treue, sondern aus den Stifter'schen Landschaftsbildern strömt auch die ganze Stimmung, die ganze Poesie, der ganze stille Hochwaldzauber in die Seele des Lesers über. Eine wunderbare Sehnsucht dämmert dann auf, unwillkürlich fliegt man in Gedanken nach der wunderbaren Einsamkeit dieser Wälder, möchte dort rasten, sinnen, träumen, schwärmen und die Welt und das Leben vergessen. In diesem stillen Reiz der Stifter'schen Studien, der seitdem immer neue Leser in den Böhmerwald zieht, liegt das fortbildende Moment in der literarischen Entdeckung des Böhmerwaldes. Dieses elegische, stille, beschauliche Lauschen auf die Stimmen des Hochwaldes, der vertrauliche Umgang mit ihm hat Unzählige gebannt, gefesselt und mit seinem inneren Zauber so lange festgehalten, bis die Sehnsucht gestillt war, und man selbst an den beschriebenen Stellen des Böhmerwaldes stehen durfte.

Die „böhmischen Wälder“ der Schiller'schen Räuber, die Schrecken der Weber'schen Wolfs'schlucht, wichen dem Rousseauartigen modernen

³⁾ In der Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Prag. Calve. Nr. 161.

Zug zur Natur, um der Natur selbst willen. Es erwacht das moderne Gefühl zur Landschaft, zur beschaulichen Betrachtung, die Naturfreude, deren freudigster Verkünder A. Stifter war und die er in Unzähligen neu entfachte. Jeder, der heute als Tourist im Böhmerwalde wandert, hat in der Jugend, als Student seinen Stifter gelesen und geschwärmt für diejenigen Stellen, die er beschrieben. Am Plöckensteinssee, wo die dankbare Nachwelt den Stifter-Obelisk errichtete, wird jeder an die wunderbare Beschreibung dieser Stelle in seiner „Hochwald“-Studie denken und sie in ihrer unübertroffenen Wahrheit der Schilderung nachfühlen. Mit dieser Charakteristik Stifters dürfte das wesentliche und eigentlich fortbildende Moment in der literarischen Erschließung des Böhmerwaldes getroffen sein.

Mit Josef Rant, Josef Meßner und Johann Peter, wie erwähnt ebenfalls drei eingeborenen Böhmerwäldlern, kommt eine neue Seite dazu: die Erschließung des Volkes und des Volkslebens im Böhmerwalde. Von den Bewohnern des Böhmerwaldes, ihrer Art zu leben, ihrer Arbeit und Freude, ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Leidenschaften und Gefühlen, wußte man bisher so gut wie nichts. Das „Volk“, die Kunde und das Wissen vom Volke war noch in den ersten Anfängen seiner Entdeckung. Die großen Bahnbrecher auf diesem Gebiet, die Brüder Grimm, Brentano, Schmeller, Nischl mit seinen Büchern vom Volke, die in neuerer Zeit einsetzenden Vereine für Volkskunde, die anthropologischen, ethnographischen und volkstündlichen Untersuchungen brauchten ziemlich lange, ehe sie auch an die Thüren des Böhmerwaldhauses anklopfen konnten, wo sich eine reiche Fülle des Volkslebens und deutscher Volksgebräuche in natürlicher, unverfälschter, urwüchsiger Natur und Lebensfreude aufthat, noch frisch und unberührt von der Kultur der Großstadt, von dem modernen Getriebe. Ein urdeutscher Volksstamm wurde jetzt zum ersten Male mit den Wurzeln und dem Erdbreiche, mit der Welt seines unerschlossenen Lebens aus dem Dünster seiner Berge und Hochwälder ausgegraben und ein neuer Stolz, ein stärkeres deutsches Fühlen, der nationale Wert und die Bedeutung des Böhmerwaldstammes war die herrliche Frucht dieser Erkenntnisse. In Stifters Studien, Novellen und Romanen mit ihrem weltabgewandten, waldträumerischen, elegischen Zauber haben die Personen und Charaktere noch nicht den richtigen, kernigen Schlag des Böhmerwaldes. Dem Charakter, der Rasse, der Psychologie seiner Bewohner, ihres sozialen Lebens, ihrer Leidenschaften und Instinkte wich er aus. Das Leben in den Hütten, in den Gehöften, die Bräuche und Sitten zu schildern, entsprach nicht der besonderen Art seiner Begabung. Hier setzt nun Josef Rant ein, der eigentliche Novellist und Erzähler des Böhmerwaldes.

Herausgeboren aus den kraft- und saftstrogenden Ueberlieferungen des Heimatsbodens, erwachsen im Umgang mit dem Volke und seinen Gestalten, im Anblicke seiner Arbeiten und seiner Freuden, strömt er im Gegensatze zu der träumerischen Muse des Dichters Stifter den kräftigen, urwüchsigen Hauch realistischer Schärfe und Bestimmtheit aus. Vielsach im Leben herumgeworfen, in allen Schichten und Kreisen der Gesellschaft, bleibt ihm die wahrheitsgetreue Darstellung des Heimats-

volles immer das Grundelement seiner zahlreichen Schilderungen, Romane, Novellen und Erzählungen. Die Landschaft und Natur tritt mehr zurück, die breite Flut der Zeitgeschichte dagegen wächst herein. Er zeigt den im Böhmerwald Aufgewachsenen im Kampf mit der Neuzeit, ihren politischen und sozialen Bestrebungen. Er zeigt, wie der Charakter des Böhmerwäldlers, die angeborene Rasse und Grund-Elemente seiner Natur, sich im Kampfe mit dem Leben bewähren. Er will seine Art und die Durchsetzung derselben in der Welt und Gesellschaft zum Ausdruck bringen. Bauernleben und Bauerncharakter versteht er meisterhaft darzustellen. Hier ist nicht die süßliche Verlogenheit Auerbachs, wie Pröll⁴⁾ mit Recht bemerkt: Rant ist deutscher, drahtischer, unmittelbarer. Nichts Salonbauernhaftes, keine Gefühle, die nicht existieren, wie bei Auerbach, nichts Weltverträumtes wie bei Stifter, aber überall frischer Erdgeruch, die realistische Wahrheit im besten Sinne des Wortes.

Wer Rant ganz verstehen will, muß seine „Erinnerungen aus meinem Leben“ lesen.⁵⁾ Es ist sein letztes, leider unvollendet gebliebenes Werk, bei dem ihn der Tod überraschte. Man kann es nicht ohne tiefe Teilnahme und Rührung lesen. Da sehen wir ihn in seinem Böhmerwalddorfe in Friedrichsthal, wo lernen sein Geburtshaus, jeden Winkel darin, seine Eltern und Geschwister kennen. Als kleines Bübel sieht er da noch die uralten Volksspiele „Adam und Eva“ u. a. Sitten und Bräuche, wie sie sich heute nur noch selten finden. Wie ist diese Welt des Dorfes so getreu, so einfach, mit so rührender Sorgfalt und Treue in Stimmung und Ton wiedergegeben! So mächtige Zugendeindrücke konnten nie verblassen. Auch in der Gymnasialzeit in Klattau, als Hochschüler in Wien bleibt er dieser Welt getreu. Und sie sind es auch, die seine literarischen Erstlingswerke erfüllen. „Aus dem Böhmerwalde“, heißt dieses erste Buch, in dem er die Sitten und Bräuche des Böhmerwaldes aufzeichnete. Es erregte große Aufmerksamkeit, Jakob Grimm munterte ihn durch einen Gruß auf, Uhland, der Schweizer Jeremias Gotthelf schrieben ihm. Es war die Zeit der ersten Anfänge jener großen Entdeckung des Volkes, der Darstellung ihrer Sitten und Bräuche oder ihres Lebens in Form von Geschichten und Erzählungen. Auch Auerbachs Schwarzwälder Dorfgeschichten waren damals erschienen und es ist interessant zu lesen, wie sich Rant und Auerbach in Leipzig über ihre Ziele in der Schilderung des Volkes gegenseitig aussprechen (Seite 296): „Das Volk mit seinem Leben und Treiben, in seiner Bedeutung und Eigenheit in die Literatur und Poesie dauernd einzuführen, nachdem es bereits früher oft und bedeutsam durch Hebel und Immermann behandelt worden“ — dies Ziel war von beiden, ohne daß sie von einander wußten, hier für den Schwarzwald — dort für den Böhmerwald erreicht worden. Den Schilderungen „Aus dem Böhmerwalde“ folgten bald darauf ebenso freundlich aufgenommen: „Neue Geschichten aus dem Böhmerwald.“ Diese beiden Erstlinge und ihr Erfolg haben

¹⁾ In der Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 168.

²⁾ Erschienen in der Bibl. deutsch. Schriftst. in Böhmen. 5. Band. Prag 1895.

Rant für die Literatur gewonnen, der er auch bis zum Tode treu blieb. Seine „Erinnerungen“ schließen mit dem Jahre 1848, der Wiener Bewegung, seiner Wahl in das Frankfurter Parlament und seinem Besuch bei Uhland in Tübingen. — Josef Rant (geb. am 10. Juni 1816 in Friedrichsthal) starb am 27. März 1896 in Wien (Sieking). Es wäre eine Neuauflage seiner gesamten Werke dringend zu wünschen in unserer Zeit, welche gerade den Sieg seiner Bestrebungen sieht.

An dieser Stelle sei auch gleich ein anderer, erst in neuerer Zeit entdeckter Böhmerwäldler mit erwähnt: Josef Meßner. Er ist am 3. Februar 1822 in Prachatitz geboren, studierte am Gymnasium in Budweis, ging dann zur militärischen Laufbahn über, ließ aber schließlich seiner unbegrenzten Wanderliebe und Zugvogelnatur die Zügel schießen und durchwanderte als gelernter Weißgerber in den Jahren 1847—51 die Welt. In diesem Drang und Trieb ins Weite, in die Welt liegt etwas Ursprüngliches, Echtes. Mit der frischen Stimmung der Jugend schaute er das Leben von der Landstraße aus und gewann Einblicke in Welt und Menschen. — Man möchte ihn den Seume des Böhmerwaldes nennen. So kam er, nachdem er jahrelang des Gottes und der freien Natur voll, 1852 trübselig in der Heimat an, wo man allerdings sein freies ungebundenes Leben mit wenig günstigen Blicken betrachtete. Nachdem er abwechselnd daheim und in Bergreichenstein zugebracht, und in den Jahren 1852—60 eine rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltet hatte, starb er in Prachatitz am 4. Jänner 1862. Meßner ist Volkschriftsteller im besten Sinne des Wortes. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte sein Nefse Paul (Selbstverlag Prachatitz), eine Auswahl bringt der 7. Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen (Prag, Tempsky 1897), welche seine besten Schriften: „Handwerksburschen“, Bilder aus dem Volksleben, „Waldgeschichten“ und „Hantierer im Böhmerwalde“ enthält. Das erstere ist eine Art Biographie, in der er seine Wanderjahre beschreibt und enthält viel Anziehendes, Frisches, Erlebtes und Erschautes.

Die Poesie der Landstraße und des Handwerksburschentums, die Kunst des Zechtens, die Poesie der Schenken und Herbergen, der Gefellen- und Zunftbräuche, das Aufdingen vor der „Lade“, die alten Begrüßungsformeln der einzelnen Handwerke, kurz eine heute in der Zeit der Eisenbahnen längst vergangene Welt ist hier ausgebreitet, der auch Holtei in seinen „Vagabunden“ ein Opfer brachte, und deren Wonne in unzähligen, feuchtfröhlichen und traurigen Wander-, Gefellen- und Volksliedern gefeiert und gepriesen wird.

In seinem wahren Element befindet er sich in der Darstellung von Volksgestalten aus dem Böhmerwald. Es ist eine ganze Galerie origineller „Wäldler“, die in den „Hantierern“ und „Waldgeschichten“ aus ihren Waldschlupfwinkeln ans literarische Licht hervorgezogen werden. Solche Hantierer sind: die Holzschuhmacher, die Bildlmalers, die „Stachaden“ (fahrende Leute, Vaganten), die „Kocherleute“, die Glasmacher, der Wandellehrer — kurz Leute, die nicht „Herrn“ oder sehr harte Bauern sind, also der Gewerbestand in seinen ursprünglichsten einfachsten Formen, den die neue Zeit wohl auch schon verschlungen hat. Außer diesen Werken spielen noch mehrere vaterländische Erzählungen

im Böhmerwald, zahlreiche landschaftliche und volkstümliche Schilderungen, endlich auch ein größerer Roman „Der Primator“ (1852) aus dem 30jährigen Krieg (zum Teil in Prachatiß).

Ein weiterer Volkschriftsteller des Böhmerwaldes ist Johann Peter. Wenn Stifter mehr den südlichen Teil, Rant den nördlichen Böhmerwald zu ihren Darstellungen benützen, so ist Johann Peter der eigentliche Entdecker des schönsten, des mittleren Böhmerwaldes. Hier ist seine Heimat, hier stand sein Vaterhaus, hier hat er studiert, hier lernte er seine biedereren Wäldler und ihr Leben aus unmittelbarstem Umgang kennen, hier lauschte er der Poesie des Waldes, hier lernte er seinen Wald, sein Volk kennen und lieben. Gefättigt mit den Ueberlieferungen seiner Heimat, wird er zum begeisterten Schilderer seines Volkes. Sein Gebiet ist also die Landschaft vom Dreissesselberg bis zum Oßer, sowohl des böhmischen wie des bayerischen Waldes. Und dieses Gebiet ist ihm, wie er in der Einleitung zu seinen „Charakter- und Sitten-Bildern aus dem Böhmerwalde“ sagt (Graz, Leykam 1886), ein ideales Gut, „weil er diesem wildromantischen Waldgebirge mit seinen stolzen ätherumwobenen Berggipfeln und poesiereichen Hainen, mit seinen melancholischen Hochwald-Seen und schroffen Seewänden, wildschönen Schluchten und freundlichen Thalmulden, murmelnden Bächlein und plaudernden Quellen, grünen Triften und blumigen Auen, trauernden Wogen und sonnigen Schlägen, alles: Jugend und Frohsinn, Herz und Gemüt, Patriotismus und Loyalität, Liebe und Leben verdantt.“

Geboren zu Buchau, einem lieblichen Dörfchen am Molbau-Ursprung, der Sprosse einer bäuerlichen Familie, studierte er in Bergreichenstein, verlebte die Ferien in Eisenstein, war 8 Jahre Lehrer in Budweis, von wo aus er auch den südlichen Böhmerwald bis Rosenberg kennen lernte — er umspannt also mit seinen Schilderungen ein weites Gebiet aus eigener Kenntnis. Er saß in der Bauernhütte und lauschte dem Märchen, der Sage, er spielte in der Dorfschenke die Geige und Flöte, schleifte mit den drallen Dirnen den gemüthlichsten „Deutschen“, maß im „G'raß“ seine jugendliche Kraft — kurz, er ist im Böhmerwald zu Hause wie in der väterlichen Stube. (Vorrede zu „Buchengrün“. Leipzig 1887.)

Mit dieser Voraussetzung sind alle Bedingungen zu einem echten und gebiegenen, fröhlichen und urwüchsigen Volkschriftsteller gegeben; und in der That, allen seinen Büchern entströmt eine frische, gesunde Kraft des Lebens und Fühlens. Er schreibt aus der Volksseele heraus und ist Böhmerwäldler mit Leib und Herz. Troßdem Rosegger's Volksbilder aus Steiermark ihn angeregt haben mochten, ist er doch kein Nachbildner, sondern er hat seine eigene innere Art der Darstellung, wie es eben nur Selbstkenntnis und Selbstempfindung ausdrücken kann.

Und nun zum Inhalt seiner wichtigsten, bisher erschienenen Schriften. Sein erstes Buch erschien 1886 unter dem Titel: „Charakter- und Sittenbilder aus dem deutschen Böhmerwald“. In den Charakterbildern entwirft er zum ersten Mal mit trefflicher Charakteristik eine Reihe typischer Volksgealten des „Böh-

merwalbes“. Wir lernen den „Waldbauer“ kennen, den „Wildschütz“, den „Vogelsteller“, den „Pascher“, den „Holzhauer“, den „Gmoahiat“ u. s. w., kurz die Gestalten einer unbekannten Welt, einer stillen Wald- und Dorfgemeinde im Böhmerwald. In den Sittenbildern entwirft er die Sitten und Gebräuche zu Ostern, Pfingsten, Weihnachten und Neujahr, Stimmungsbilder ländlicher Arbeit (das „Schlagräumen“, „'s Gros'n“, das „Hang'n“, „'s Strahrecheln“, „'s Vielgehn, 's Schwommasuch'n“, „'s Erpflgrab'n“, „'s Brecheln“ u. s. w.), daneben sind prächtige Naturbilder (Wintertag) eingestreut und Szenen ländlicher Freudenfeste (Bauernhochzeit, „'s Fensterln“), Fasten und Faschingsbilder, kurz ein herzerfreuender Einblick in das Leben und Treiben einer Böhmerwaldgemeinde. Durch das Einschalten der mundartlichen Bezeichnungen, alter Lieder und Gesänge gewinnt das Ganze noch einen bedeutenden kulturhistorischen Wert.

1887 erschien eine neue Schrift „Buchengrün“, neue Gestalten und Geschichten aus dem deutschen Böhmerwald. Hier verläßt Peter die einfache beschreibende Form des Volksdargestellers und wählt sich die Form der Novelle und Erzählung, um die Leidenschaften und Gefühle, die Seelenkämpfe und die tragischen Schicksale aus dem Leben des Volkes anschaulicher und lebendiger zur Darstellung zu bringen. Seine Geschichten tragen den Stempel der Wahrheit. Brächtig ist zum Beispiel der „Altleuteball“ in der Erzählung „Pimps und Alal“ geschildert. „Am Tanzboden“ schildert er mit Naturtreue einen Faschingsstanz in einem Böhmerwäldler Dorf, die Erzählung „A G'raff“ eine dabei ausbrechende Kauferei, die an Anschaulichkeit an das bekannte Bild von Bantier erinnert. „Im Hochwald“ spielt das Wildschützentum herein. „In der Christnacht“ ist eine Erinnerung aus der Studentenzeit. Andere längere und kürzere Erzählungen, dem Jäger- oder Pascherleben entnommen, tragen bald einen heiteren, humoristischen, bald einen ernsten Charakter, überall aber in all die Freuden und Leiden dieser Menschen ragt der Hochwald herein, vernehmen wir das Säusen der Fichten und Tannen.

In den folgenden Schriften „Wildfarren“ (1889), „Dorfgeschichten aus dem Böhmerwald“ (1890), „Junges Blut“ (1891) ist das Thema noch weiter ausgestaltet. Zumeist spielen diese Erzählungen in der Rachel- und Moldauursprungsgegend oder um den Dreifesselberg, manchmal auch im bayerischen Wald. Man gewinnt einen vortrefflichen Einblick in die soziale Geschichte so eines Böhmerwalddorfes, man lernt die „Herrenleut“ kennen, den Förster, Pfarrer, Lehrer, Heger, Finanzier, Postmeister, Glasfabrikant, den Holzhändler bis hinab zum letzten Dorflumpen. Es ist eine ganze Psychologie dieser typischen Gestalten, ihres Wirkungskreises, ihrer Arbeit, ihrer Freuden und Feste, ihrer Kämpfe und Sorgen. Ein gesunder, froher Lebenszug geht durch alle diese Geschichten. Da gibt's noch urwüchsige Waldleute mit eigener Redensart. Da gibt's noch „a G'raff“ beim Faschingsstanz, es wird gezechet, gefensterlt, geschuhplattelt, der „Rundum“ oder der „Langaus“ getanzt unter jauchzenden Bierzeilern, da gibt's noch Kaufereien zwischen bayerischen und böhmischen Burtschen, ganze Messerschlächten, eine urwüchsige Kauflust der Burtschen um ihre

Mädel's — kurz, es geht „satriſch“ zu. Zuweilen auch tragisch, z. B. in „Eine Waldfchlacht“ (Junges Blut), wo ein Kampf mit den Finanzern und Grenzfägern geſchildert wird. Aber auch luſtig und kreuzſidel. Beſonders köſtlich iſt das prächtige Stück „Eine originelle Strafe“, wo der ſelig verfloſſene Schulmeiſter aus der Konfordatszeit auf den Plan tritt und beim „Dreſch aus“ im Leitnerhof tapfer ſeinen Mann ſtellt.

In neuerſter Zeit iſt Joh. Peter auch als Dichter aufgetreten in ſeinem Buche „Der Poet im Dorſſchulhauſe“ (Leipzig, Baumert & Ronge, 1894), das ſein Bildniß bringt. Auch in den Gedichten, die uns einen Einblick in die Poeſie ſeines Heims, in das ideale und dem hohen zugewandte Streben und Ringen ſeines Geiſtes und des Lebens Freud' und Trübfal gewähren, hat er den Böhmerwald in prächtigen Gedichten geſeiert: „Meine Heimat“, „An den Böhmerwald“, „Am Raſchſee“, „Dörſchen im Schnee“, „Beim Deutſch-Budweiſer“, „An Krumman“. Köſtlich iſt ſein Gedicht „Der Sommer“, poeſievoll und anheimelnd „Mein Stübchen“, fröhliche Weinlaune ſprüht in den Liedern „An den Donauwein“, und den Wald, das Dorf, das Landleben, die Natur, wird er nicht müde, zu beſingen und zu preiſen.

Auch in ſeinen neuerſten Schriften „Waldmeiſter und Enzian“ (1896) und „Tanne und Rebe“ iſt dies Motiv feſtgehalten. Seit 1899 gibt Peter eine Monatsſchrift für den Böhmerwald und die angrenzenden Gebiete unter dem Titel „Der Böhmerwald“ heraus, in dem wir manchem neueren Aufſatz von ihm begegnen. In dieſer Zeiſchrift (Verlag von Karl Pohl in Prachatitz) kommen auch die neueren Dichter und Schriftſteller des Böhmerwaldes zu Wort (ich erwähne nur Wilib. Böhm, Paul Meßner, Gangl, Vogel, Schott u. A.). Hier finden ſich auch einzelne Biographien und Lebensſchilderungen jüngerer und älterer Böhmerwaldſchriftſteller, Geſchichtliches, Volkskundliches (von Ant. Schacherl, H. L. Weber) u. ſ. w.

Hervorzuheben aus dieſer Reihe wäre beſonders Anton Schott, der mit einigen größeren Arbeiten von ſehr ſelbſtändiger Art hervorgetreten iſt. Geboren am 8. Februar 1866 in Hinterhäuser bei Neuern als Sohn armer Eltern, ſtudierte er einige Jahre in Pilsen an der Realschule, konnte aber ſeine Studien nicht vollenden, trat 1883 als proviſoriſcher Unterlehrer in Rothenbrunn ein und blieb ſchließlich nach Ablegung der Lehramtsprüfung (1887) bei dieſem Berufe biß 1897, wo er auf den Lehrerpoſten verzichtete und ſich auf ſein in Hinterhäuser gebautes Haus zurückzog, um ſich ganz der Schriftſtellerei hinzugeben. Er hat ſehr viel Erzählungen und Novellen aus dem Böhmerwalde geſchrieben, die zuerſt in der „Kölniſchen Volkszeitung“, dann auch in Buchform erſchienen ſind (Der Hüttenmeiſter (1894), Der Wildhof (1895), Der Königſchütz u. v. a.). Ich habe nur zwei davon geſeſen: „Der letzte Richter“, kulturhiſtoriſche Novelle (Köln, J. P. Bachem) und „Die Geierbüben“, Erzählung mit Illuſtrationen von Fritz Bergen (Freiburg i. B., Herderſche Verlagshandlung), und beide haben mir einen hohen Begriff von ſeiner Art, ſeinem Geſtaltungsvermögen, ſeinem Stil gegeben.

Der „letzte Richter“ hat einen historischen Anflug oder sollte ihn wenigstens haben, doch ist dies Moment nicht entschieden genug ausgenützt worden. Diese Novelle spielt nämlich unter den künischen Freibauern des Böhmerwaldes, einer durch alte Privilegien und Gerechtsame aus der übrigen Bauernschaft hervorragende kleine Volksgenossenschaft, welche ähnlich den Ghoden bei Taus in neun Freigerichten das Waldgebiet vom Pässe bei Neumarkt bis Jdítáu bewohnten. Dieses Waldgebiet war Eigentum der königlichen Kammer, daher königlicher (künischer) Wald genannt und umfaßte 6 obere und 3 untere Gerichte, welche ihre Richter selbst wählen durften und nur dem Oberamt unterstanden. Unter diesen Freiheiten und Privilegien entwickelte sich diese kleine deutsche Volksgenossenschaft, welche den Wald gerodet, die Grenze beschützt und Ackerbau und Kultur in dieses Gebiet getragen hat, zu einem stolzen, selbstbewußten Bauernadel, der treu an seinen überkommenen Rechten und Bräuchen festhielt, wenn diese auch im Laufe der Jahrhunderte immer mehr Einbuße und Schmälerungen erlitten. In diesem Kampf einer Volksgemeinde gegen das Neue, das ihre alten Lebensformen Störende oder Antastende liegt immer etwas Tragisches. Wir sehen es auch an andern stolzen, einst reichsfreien Städten und Landschaften. Das Mittelalter kämpft gegen die Neuzeit, die alte Lebensform gegen eine neue, alte Bräuche gegen moderne Ansichten, alter Stolz, der sich etwas zu gute thun konnte, gegen einen alles nivellierenden gleichmäßig einordnenden Geist der Mittelmäßigkeit.

Zwei Mächte stehen einander gegenüber, welche wird siegen? Das ist etwa das Motiv, das Schott beim „letzten Richter“ vorschwebte. Die Erzählung spielt im Jahre 1847. Die alte Volksgenossenschaft, an der Spitze der „Baderlenz“ als Dorfrichter, ist trotz großer Schmälerungen noch immer im alten Bestande unangetastet. Wir sehen ihre prächtigen Bauerngüter, lernen verschiedene Volksgestalten kennen, der Dorfrichter ist erfüllt vom Stolz auf die alten Freiheiten und Gnadenbriefe, alte Bräuche, wie der Leonhardiritt heimehnen uns an, wir wohnen einer Richtervahl bei, einem Steuer- und Gerichtstag, dem Tanz, dem Kirchgang. Das Revolutionsjahr 1848 bedeutet auch für diesen weltfernen, weltabgewendeten Waldgau die Wende! Die letzten Freiheiten, die freien Gerichte des königlichen Waldes samt allen Sonderrechten sollen fallen, gleiches Recht, gleiche Pflichten. Noch rafft sich der letzte freie Dorfrichter einmal auf und sendet eine von allen neun freien Waldgemeinden unterfertigte Schrift nach Prag an die Landtafel, aber der Sendbote ist ein unwürdiger. Das alte Recht, die alte Freiheit ist für immer dahin, der letzte freie Richter verläßt sein altes Erbe und geht ins Kloster. „Seine Treue“, heißt es von ihm, „ist wie die Felswand ober dem See und am alten Recht und der uralten Gerechtsame hängt er, wie der Baum mit allen seinen Wurzeln und Würzelchen im Boden haftet.“

In diesem historischen Gegensatz sollte also wohl, wenn ich Schott recht verstehe, diese kulturhistorische Novelle gipfeln. Aber die Herausarbeitung dieses gewiß dankbaren und bedeutenden Motivs ist meiner Ansicht nach nicht entschieden genug ausgenützt worden, die Liebschaften sind zu breit ausgeführt, waren aber, wie ich zugebe, zur Dar-

stellung verschiedener Volkscharaktere notwendig, die Gestalt des Dorfrichters, der doch diesen angedeuteten großen historischen Gegensatz in sich verkörpern, in sich auskämpfen soll, erhebt sich nicht zu entsprechender Höhe und sein trostloser, kampfloser Abgang in ein Kloster ist matt. Schott ist noch zu viel Erzähler, behaglicher, breit ausmalender Erzähler. Man folgt ihm, Dank seiner wunderbaren Sprache ja gerne durch Dick und Dünn, aber die Kraft große Motive groß zu gestalten, scheint ihm versagt. Dies soll kein Tadel sein, sondern nur eine Anregung, wo er demnächst einzusetzen hat, wenn er, wie zu wünschen, weitere historische Stoffe bearbeitet. In den „Geierbuben“ ist gegenwärtiges Leben des Böhmerwaldes mit großer Kunst der Darstellung und Schilderung im Einzelnen dargestellt.

Geradezu hervorragend ist bei Schott die Sprache, der Stil, die Art der Darstellung. Ich habe selten eine so sorgfältige schöne Sprache in Volkserzählungen gefunden, einen solchen Reichtum an echten, ursprünglichen, volkstümlichen Wortbildungen und Sprachgut, wie gerade bei ihm. Da wird man immer mit Freude gewahr, welch gesunder Born in der Mundart quillt, und wie glücklich der ist, der daraus schöpfen kann. Bedeutungsvoll, gehoben und vornehm wirkt so eine Sprache durch das Einflechten dieser seltsamen Wortgebilde und Wortformen, die wie uralte Ornamente hervorleuchten. Für die Freunde der Volkstunde sei eine kleine Auslese hergestellt: große Hornung (für Jänner), kleine Hornung (für Feber), Auswärts (Frühling), Leibtumhäusel, Inhäusel, Inmann, Häuserin, Schnur, Schwäher, „das Recht“ (Würdestab des Dorfrichters). Häufig sind: sel (selm, dasselb schon), du mein (oder bloß mein), überlings, es geht sie ein Krant an, es geht sie kein Scheu an, der Krant hat ihn angepackt, zum Gesund helfen, so ein flachshaariges Ziefer (oder: so ein altes Ziefer), sie ohrt hin und her, ein firrsaures Gesicht, gerührig, Gevieh, Geschnee, scheusames Wettergewölk, eine scheusame Stunde, es hat keinen Heißel und keine Gefahr u. a. m. In der Hauptsache also aus dem Volksmund geschöpftes Sprachgut, Wort- und Satzbildungen, die echt volkstümlich sind, auch einige gute Neubildungen — das alles wirkt ganz eigentümlich beim Lesen und erweckt hohe Meinungen von dem Fleiße und der Sorgfalt, mit der der Verfasser seine Volksstudien getrieben hat.

Auch ein Sohn des bayerischen Waldes, Maximilian Schmidt, hat in seinen Romanen und Erzählungen der letzten zwei Jahrzehnte wiederholt den Boden, die Bevölkerung, die Geschichte des Böhmerwaldes geschildert. (Doch ist in diesen Blättern schon hierüber gehandelt worden. Siehe S. 421—423.)⁶⁾

Alle die bisher erwähnten Schriften zeigen also ein beachtenswertes, geistiges Leben. Wir wissen nun, wie man im Böhmerwalde wohnt, arbeitet, lebt und liebt. Es ist die soziale Geschichte und Psychologie eines seit Jahrhunderten in ihren Wäldern hausenden germanischen Stammes, dargestellt in seiner urwüchsigsten Wahrheit und Natur-

⁶⁾ Anmerungsweise sei noch verwiesen auf die kleine Studie von W. Böhm, Der Böhmerwäldler in der Literatur der Gegenwart. Prager Tagblatt. XXVI, 38. (Unterhaltungsbeilage.)

treue, noch nicht angefault von der modernen Kultur, ein Volksstamm, stark, groß, gesund und urdeutsch wie die hochstämmigen Fichten und Tannen seiner Wälder.

Inzwischen ist eine große Wandlung im Böhmerwald vorgegangen. Wer denkt heute noch an die „böhmischen Wälder“ der Schillerschen Räuber? Wer an die Schrecken der Wölfschlucht! der jahrzehntelang von der Kultur unberührte Waldboden ist heute von den Eisenbahnen der Bahnen gestreift und durchquert. Die alten Furten und Pässe haben ihre Bedeutung verloren. Unzählige Touristen ziehen heute in den Böhmerwald und fühlen und studieren nach, was Stifter und Rant in ihren Schriften dargestellt haben. Von der großen Völkerwanderung, die im Frühjahr und Hochsommer jeden Jahres beginnt, fallen ganze Schwärme und Züge im Böhmerwald ein, durchstreifen die Wälder, besteigen die Berge, rasten in den Sommerfrischen und Waldorten und fühlen sich wohl im Rauschen der Wälder, in der ewig jungen Natur, im Umgang mit den biedereren, treuherzigen Wäldlern, deren Leben ihnen nichts mehr Fremdes und Unbekanntes ist. Wie aus langem Schlafe sind auch die alten Böhmerwaldstädte erwacht mit ihren Rathhäusern, ihren alten Gebäuden, ihren deutscher Kultur entstammenden Einrichtungen. Ein starkes nationales Gefühl, das im „Böhmerwaldbund“ sich als deutsches Bollwerk verkündet, gegen die langsam anspülende slavische Flut zum Schutze aller deutschen Böhmerwäldler versammelt und die Höriger Passionsspiele bringen Tausende in den Böhmerwald und erschließen ihnen einen großartigen Reichtum volkstümlichen Lebens und deutscher Volksbräuche.

Literatur und Kunst haben also den Böhmerwald der Kultur erschlossen. Die Provinz, der deutsche Gau, wird der Ausgangspunkt einer neuen nationalen Epoche in der Literatur und Kunst. Das ist die neue Richtung in der Literatur des deutschen Gaues, die ich seit Jahren vertreten habe.⁷⁾ Während die Großstadt mit ihrem gemischten Milieu, ihrer flüchtigen Hast nach Neuem vor allem den Modegeschmack zu befriedigen sucht, bereitet sich in der Provinz eine echt deutsche, nationale, volkstümliche, gesunde Richtung in Literatur und Kunst vor, die nicht in die Ferne zu schweifen braucht, sondern die urwüchsig in heimischer Eigenart wurzelt.

Eine Literatur, welche das Leben und die Geschichte des eigenen Volkes darstellt, Volkschauspiele, die seit dem Mittelalter üblich — wieder von Neuem erstehen, Gemälde, welche der Geschichte, der Sage, dem Volkstum, den Bräuchen und Sitten des Volkes entnommen sind, Künstler, die in der einheimischen Landschaft, in den Bürgerstädten, im Dorf, im Volksleben Motive suchen, Komponisten, welche aus den Volksliedern, aus der Legende und Sage der eigenen Heimat den Text ihrer Opern gestalten — das wird früher oder später zum Durchbruch gelangen und hat heute schon unter dem Namen „Heimatkunst“ eine feste Stätte in der Literaturgeschichte.

⁷⁾ Vgl. „Literarisches Jahrbuch“, herausgegeben von Alois John, Eger I—VI 1891—1896. „Heimatkunst und Egerländer Briefe“ (i. Stoffhäuser, Bzg II Heft 5). — Ein Teil des obigen Aufsatzes ist vor 2 Jahren in der Zeitschrift „Der Böhmerwald“ II, 5 erschienen.

Böhmisches Glas.

Von Julius Leischnig (Brünn).

Seit drei Jahrhunderten, seit deutscher Fleiß und Geschäftssinn die leichteste und zerbrechlichste aller Waren auf Schubkarren durch die ganze Welt gefahren haben, ist Böhmens Ruhm mit der Verfertigung und Veredlung des Glases verknüpft. Einer dieser Pioniere, der Steinschönauer Georg Franz Krehbich, hat uns in seiner Chronik die Freuden und Leiden jener binnenländischen Hanseaten erzählt, die durch Oesterreich und Salzburg nach Bayern, durch Schlesiens nach Preußen und Polen und Livland wanderten, ja über die unsicheren Wässer sich nach Dänemark und London und im Jahre 1700, mitten in den türkischen Wirren, gar bis Konstantinopel wagten. Krehbich hat auch Italien besucht, Andere gingen nach Spanien und Portugal und nach den überseeischen Kolonien. Derselbe Krehbich hat uns aber auch bezeugt, daß „zur selben Zeit (um 1685) bei uns noch kein gut Glas gemacht ward als nur Schodglas, und waren noch keine Kogler auch noch keine Edigreiber, auch noch wenig Glasschneider.“ Das Privilegium von Krehbich, wo er Meister geworden war, spricht 1669 auch zuerst von Glasmalern, und erst in der Folge vom Schneiden, Vergolden und Reissen. Fünfundzwanzig Jahre später ist das Verhältnis bereits umgekehrt: jetzt stehen schon an erster Stelle die Glasschneider, wie wir aus dem Steinschönauer Statut von 1694 wissen. Seither ist der Begriff des geschnittenen Glases mit Böhmen untrennbar verbunden. Hier war ja auch, am Hofe Rudolfs II. zu Prag, zuerst versucht worden, die Technik des Edelsteinschnittes und -schliffes auf das zerbrechlichere Surrogat zu übertragen. Denn lange, ehe man den wahren Wert des Glases zu würdigen verstand, galt es als willkommener billigerer Ersatz für den kostbaren Bergkristall. Zu Prag erhielt der „Vater des geschnittenen böhmischen Glases“, Kaspar Lehmann am 1. September 1601 von Rudolf die Bestallung zum kaiserlichen Hofdiener und Kammeredelsteinschneider und acht Jahre darauf, am 10. März 1609 die Begünstigung ganz allein den Glasnchnitt ausführen zu dürfen zur Belohnung dafür, daß er „die Kunst des Glasschneidens wieder von neuem erfunden und an den Tag gebracht.“ Jeder Eingriff in dieses Privileg sollte mit 20 Mark löthigen Goldes bestraft werden, so hat es uns die „Teutsche Academie“ J. v. Sindratis überliefert, der auch Zacharias Belzer, Georg Schwanhardt, sowie dessen beide Söhne als Lehmanns Mitarbeiter nennt.

Hatte Rudolf die Kristallschneider aus aller Herren Länder, aus Antwerpen, Brüssel, aus Königsberg, Lüneburg, Breslau, Nürnberg u. a. D. an seinen Hof gezogen, so waren auch die ersten Glasschneider ihnen dahin nachgefolgt. Lehmann stammte aus dem lüneburgischen Orte Uelzen, die Familie Schwanhardt aus Nürnberg. Sie legten den Grundstein zu jener hochentwickelten, ehren- und erträgnisreichen Kunst, deren Erzeugnisse zu den bestgehüteten Schätzen unserer Museen gehören. Insbesondere das Nordböhmische Gewerbemuseum zu Reichenberg verwahrt in pietätvoller Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit und noch immer fortschreitende Tüchtigkeit der Glasindustrie jenes Be-

zirkes eine große Reihe prachtvoller Gläser, deren beste Beispiele vom Kuratorium des Museums soeben in einem großen Prachtwerk veröffentlicht worden sind. Der verdienstvolle Leiter des Reichenberger Museums, Dr. Gustav E. Pazaurek, schrieb zu diesem reichen Illustrationsstoff den Text.¹⁾ Nicht bloß Erläuterungen der Abbildungen, die durch die scharfe Wiedergabe des Originals am besten für sich selbst sprechen. Pazaurek's Einleitung ist vielmehr die gewissenhafte, auf reichem Anschauungs- und Urkundenstoff aufgebaute erschöpfende Arbeit eines kenntnisreichen Fachmannes, der mit sichtbarer Liebe und unermüdlichem Eifer die Museen Europa's auf ihre Glasschätze hin studiert hat und die reiche Literatur vollständig beherrscht.

Ist auch das Buch zunächst für den Fachmann berechnet, so vermag doch auch der Laie mancherlei Anregungen daraus zu empfangen. Pazaurek gedenkt zunächst jener Zeiten vom Ende des 15. und des 16. Jahrhunderts, da Venetianer Glasbläser nach Deutschland, umgekehrt aber auch deutsche nach Venedig kamen. Bekanntlich hütete Murano seine Geheimnisse mit Eifersucht. Mit der schwerflüssigeren deutschen Glasmasse vermochte man auch die zierlichen dünnwandigen Vorbilder Venedigs nicht zu erreichen. Dafür gelang es zunächst in dem billigen Stoff allerlei germanische Trinkerscherze darzustellen: man bildete Gefässe in Fisch- und Ragenform daraus, auch Schmeine, Stiefel, Pistolen, Jungfrauen und Tanzbären, vor allem Beziergläser, trefflich geeignet, dem Ueingekehrten das Gewand statt der Lippen zu neken. Das vielgebrauchte und selten verstandene Wort „Römer“ erklärt Pazaurek (wie Andere) aus seiner niederrheinischen Schreibweise Roemer; der Holländer spricht dies Rühmer, d. h. Rühmer aus. Es ist das geborene Toastglas und Shakespeare kennt es bereits als „runner“. Man rühmt, wenn es erhoben wird, den lieben Nächsten damit — manchmal allzu überschwenglich, je nach der Stunde des Trunkes.

Das 16. Jahrhundert kannte indes auch bereits künstlerisch verzierte Gläser des Nordens. Von Ferdinand von Tirol, Philippinens Gemahl, verwahrt das Wiener Hofmuseum mit dem Diamant geschmückte Arbeiten. Man liebte es zumindest Namen mit ihm auf das Glas zu reizen, auch Wappen. Der Joachimsthaler Pfarrer Matthejus bestätigt in seiner „Bergpostill“ von 1562, daß „man hezt . . . venedische glezer mit Demant“ reiße. Indes kam mit dem 17. Jahrhundert die Farbenfreude neuerdings in die Künste, so auch in die Glasverzierung: die Emailmalerei drängt den Diamant zurück. Man kennt die in allen Sammlungen vorfindlichen Reichsadler- und Kurfürstenthumpen, die Schar der Zunft- und Familiengläser; insbesondere die Sächsishe Hofkellerei hatte einen starken Bedarf an derart geschmückten Gläsern. Trotzdem wird gerade von dorthier bestätigt, daß „auch die geringsten Gläser aus Böhmen müssen geholet werden“. Um 1640 kam durch den Harburger Johann

¹⁾ Die Gläsersammlung des Nordböhmisches Gewerbemuseums in Reichenberg, im Auftrage des Kuratoriums herausgegeben von Dr. Gustav E. Pazaurek. M. W. Diersemann, Leipzig. 37 Lichtdrucktafeln, 3 Farbentafeln und 18 Zeichnungen von Carl Reberle.

Schaper dann auch die nach ihm benannte Bemalung mit schwarzer oder brauner Farbe auf. Der Glasschnitt hat aber bald alle früheren Techniken wenigstens für Brunkarbeiten beseitigt. Sein Siegeslauf mußte in Böhmen beginnen, wo außer der geeigneten Glasmasse auch die Ueberlieferung der Edelsteinbearbeitung und treffliche Meister zur Verfügung standen. Neben Böhmen kommt für das geschnittene Glas eigentlich nur noch das nahverwandte Schlesien in Betracht.

Zur Bearbeitung des Glases konnte man drei Arten verwenden: indem man entweder wie bei dem Edelstein die Zierlinien durch Abarbeitung des Grundes erhaben stehen ließ oder indem die Zieraten durch Gravieren vertieft wurden. Erstere, die schwierigere Methode war die ältere, erhielt sich indes für derbere Arbeiten bis ins 18. Jahrhundert. Im Tiefschnitt, der zweiten Art, sind die hervorragendsten Schöpfungen zu Tage getreten, trotzdem das Werkzeug zu seiner Herstellung, das Rädchen, noch heute von derselben Unbehilflichkeit ist wie anno dazumal. Dieses älteste, von Jost Amman schon 1568 in seiner Darstellung einer Steinschneiderwerkstatt abgebildete Glasschneidezeug ist uns in einem Holzstock mit Eisengehäuse und Rädchen erhalten geblieben, der datiert von 1697 noch im Reichenberger Gewerbemuseum zu sehen ist. Die Schwierigkeit, größere Entwürfe, besonders Figuren mit diesem unbequem zu behandelnden Hilfsmittel gut durchzuführen, war die Ursache, warum nur wahrhaft große Künstler wirklich hervorragende Leistungen hervorzubringen vermochten.

Die figürlichen Darstellungen hielten sich zumeist an Holzschnitte und Stiche, mußten jedoch der Form des Gefäßes entsprechend häufig verändert werden. Die Welt der Glasverzierungen ist groß und mannigfaltig und schließt sich gerne an den jeweilig herrschenden Kunststil an. Sie führt uns in das bürgerliche Leben, in Handel und Gewerbe, in die Sehnsucht liebesbedürftiger Herzen, sie predigt gute Sitte und Freundschaft, sie lacht und scherzt mit uns. Sie wird mit dem Schnörkelwesen der Barocke kalligraphisch, mit den Ostindienfahrern chinesisch, mit dem Rokoko still anmutig tändelnd, mit der Weltgeschichte patriotisch und sentimental. Diese Welt hat wie gesagt vor allem in Böhmen ihre Heimat und Hauptpflegestätte gehabt. Doch gibt es durch Schliff und Schnitt ausgezeichnete Gläser auch aus schlesischer, sächsischer, brandenburgischer Herkunft. Böhmisches Händler nicht bloß, auch böhmische Graveure wanderten durch Deutschland.

Dem zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts gehört dann das Wiederaufleben einer eigenartigen Glasverzierung, die an frühchristliche Vorbilder erinnert: die Zwischenvergoldung, zu der man zweier genau in einander passender Gläser bedurfte. Das äußere Glas bildete hiebei nur den durchsichtigen Schutzmantel für das vergoldete oder farbig bemalte innere Glas. Leider schlossen die Fugen dieser beiden Gläser doch selten gut genug, so daß leicht Feuchtigkeit eindrang und uns verhältnismäßig wenig gut erhaltene Kunstwerke dieser Art überliefert blieben. Das Reichenberger Tafelwerk illustriert diese Geschichte des Glases, dank der Reichhaltigkeit seiner Museumsammlung, in anschaulichster Weise, wobei der Text noch mit trefflichen Zeichnungen Karl Lederle's geschmückt ist.

Dr. Pazaurel hat übrigens kurz vorher auch der gegenwärtigen Glaserzeugung und -veredlung eine lezenswerte Schrift gewidmet, die nicht verfehlen wird, in Interessententreisen Beachtung zu finden.²⁾ Darin bestreitet er vor allem, daß sich die Glasdekoration unserer Tage auf dem richtigen Wege befinde. Und indem er dem venetianischen Glasstil den böhmischen Glasstil gegenüberstellt, verwirft er die überzerbrechlichen Ziergläser des Berliner Radierers Koepping, verwirft die dem Goldglanz zulieb undurchsichtig gewordenen Tiffanysgläser und fordert die strengere Pflege des altüberlieferten, so hochentwickelten Glasschnittes. Es gibt nun freilich Anlaß zum Nachdenken, wenn man hört, daß man heute selbst in Böhmen schon „namentlich bei größeren figuralen Arbeiten bereits in Verlegenheit gerät“ — aus Mangel an tüchtigen Kräften. Die Kunst nährt offenbar ihren Mann nicht mehr. Gewiß ist daran der, wie erwähnt, unglaublich vernachlässigte Zustand des Glasschneidezeuges mit Schuld. Pazaurel thut daher sehr Recht, von den Technikern eine Verbesserung dieses Hilfsmittels etwa in Art jener biegsamen Welle zu fordern, wie sie der Zahnarzt benutzt. Die allgemein verständlich geschriebenen Absätze von Pazaurel's „Modernen Gläsern“ über die Farbenfreude und Farbenflucht, die Emailmalerei, dann namentlich über die weitbekannten französischen Glaskünstler Emile Gallé, Daum Frères u. A., seine „Ausblicke in die Zukunft“ u. s. f. werden auch in Laienkreisen gerne gelesen werden. Wohin er aber auch uns führt, immer berührt die warme Begeisterung des Verfassers für diese edle Kunst und ihre deutschböhmische Heimat besonders sympathisch.



Ballade.

Ich weiß einen König im Reiche,
Dem man die Krone stahl,
Jetzt trägt er die blutige, bleiche
Dornenkrone der Qual.

Jetzt muß er beten und dienen,
Die Stirn zur Erde gesenkt,
Mit dunklen Perlenzardinen
Sind seine Burgfenster verhängt.

Und wo in der Kapelle
Das ewige Feuer flammt,
Dort kniet er an der Schwelle
Im schwarzen Kleid von Sammt.

Und seine Worte suchen
Den Traum, den er verlor
Und seine Schmerzen fluchen
Den Schwüren, die er schwor.

Mit tausend goldnen Galeeren
Entfloh ihm sein Weib zur Nacht,
Sie hat ihm nie mehr den schweren
Goldreif der Liebe gebracht.

Und nie mehr hat er erfahren
Wo sein Reich versank
Und wo die Ufer waren,
An denen vor bösen Jahren
Sein böses Glück ertrank.

Paul Leppin.

²⁾ Monographien des Kunstgewerbes. Herausgegeben von Dr. J. B. Sponfel. Verlegt von Hermann Sreemann Nachfolger. „Moderne Gläser“ von Dr. Gustav E. Pazaurel. Mit 4 farbigen Beilagen und 149 Abbildungen.

Vier Gedichte.

1.
Du armes Herz, das ich betaste,
Willst du denn nie vernünftig sein?
Es dringt das ewig Unerfaßte
Von allen Enden auf dich ein.

Was soll das rastlos wilde Jagen
In deiner Träume Schattenzug;
Kannst du das Leben nicht erfragen,
So lebe es; das ist genug.

2.
Mein Sinn ward taub dem jähen Ruf
der Freude,
Und selbst im Abendwind das leise Wort
Weiß nicht mit Frieden mehr das Herz
zu täuschen;
Das pocht so fort.

Das ringt und zittert mit gebrochenen
Flügeln,
Ein mißgeachtet, eingesponnen Ding,
So unentrinnbar stricken sich die Fäden,
Drin ich mich fing!

3.
Wie fiel mir das nur wieder ein?
Im Städtchen liegt der Mondenschein
Auf den beschneiten Wegen.
So friedlich ist die Winternacht,
Ein silbern Stimmchen nur erwacht
Von eines Schlittens Schellen. —

Ich weiß nicht, ist's ein schwarzer Traum:
„Dort draußen will ein riss'ger Baum
Die nackten Aeste regen.
Der träumt von einem jungen Grün,
Und eh' die Stare zu ihm ziehn, —
Wird deine Art ihn fällen.“

4.
Nun ward es still. Von mir entwich
Das bange Kind, die keusche Klage.
Nur manchmal, richtend frag' ich mich,
Wie ich die Sehnsucht all ertrage,

Indes ich fremd, mit kaltem Blut
Meine Träume töte und — verwinde
Und, tollend noch, den traur'gen Mut
Zu einer Kirchhofode finde.

Paul Adler.



Erwartung.

Die allertiefsten Nächte,
Die ich bisher verwacht,
Das sind nur die dunklen Schächte
Zu einer kommenden Nacht,
Die ihre segnenden Hände
Ins Herz mir senkte saft
Und die rankenden Rosen fände,
Die ihm das Leben gebracht.

Diese Nacht wird die schwarze Krone
Meiner hungernden Nächte sein,
O allerschönste, schon
Das herbe Herz mein;
Es klingen deine Flöten
In meinen Traum so klar,
Du darfst mein Herz nicht tödten,
Weil es traurig war.

Du darfst mein Herz nicht kränken,
Denn es ist jung und zag,
Willst du es nehmen und schenken
An deinen liebsten Tag?
Eine Stunde hat es zertreten,
Es ist noch kaum vernarbt,
Es hat bei den stummen und steten
Schmerzen der Sehnsucht gedarrt.

Ich stand auf einsamen Borden,
Und das Meer war heilig und gold,
Mein Herz hat den schmerzlichsten Orden,
Das Großkreuz der Liebe gewollt. —
O Nacht mit deinen Flöten,
Wo bist du, o sag, o sag!
Ach ich will beten, o beten,
Daß sie kommen mag.

Paul Leppin.



Sonntagsmorgen.

Erzählung von Gustav Tentelt.

Es ist wieder der alte Maienglanz und wieder ein Sonntagsmorgen. Wie damals sind die Wiesen mit den zahllosen, gelbflammenden Tupfen des Löwenzahn übersät und zwischen seinen strogenden Stengeln hüpfen die Stare. Kräftiger Erdgeruch, Blumenduft und der herbe Harzgeruch der Wälder mischen sich in jener Frühlingsluft, die den Stubenhocker fast schwindlig werden läßt, wenn er zum erstenmal nach langer Winterhaft wieder diesen Gesundbrunnen in sich trinkt.

Maienzeit! — wie mühelos knüpft die Erinnerung ihre Fäden an längst Entschwundenes, so du in Herz und Sinn einziehst. Aus dem Jubilieren deiner tausend Vogelkehlen dringt ein sehnächtiger Ton rückwärts gegen die Pforte des verschollenen Paradieses und die zehnfach Verschüttete thut sich weit auf und eröffnet einen Blick in das Eden unserer Kindertage.

Und siehe! — Ich höre wieder die trauten Klänge der heimatischen Kirchenglocken und sehe die geputzten Leute dem Gotteshause zuwandern; denn es ist Sonntag. Aber nicht allein der Glocken wegen ist im Herzen des kleinen Knaben die Feiertagsstimmung eingezo-gen, und nicht deshalb, weil die Leute in ihren besten Kleidern einhergehen, sondern weil es einfach undenkbar erscheint, daß ein Werketag sein kann, wenn es im Gemüthe so goldig leuchtet und blüht. Möglicherweise nimmt auf diese Stimmung auch der Umstand Einfluß, daß die Schule geschlossen ist und in ihrem nüchtern geweißeten Zimmer statt des gestrengen Herrn Vaters und Kantors heute nur der Sonnenstrahl einsam von Bank zu Bank wandert.

Und ich sehe den kleinen Knaben mit dem Flachsblond seiner Locken ebenfalls zur Kirche gehen unter den Ebereschen hin, aus deren Kronen schwere Blütendüfte auf ihn niedersinken. Aber nicht der Wohlgeruch drängt sich mit Macht seinen Sinnen auf; er ist ganz Ohr für die Vogelstimmen, die vom nahen Waldestrande herübertönen. Die Geige, die er vorsichtig trägt, zupft er verstohlen an den Saiten und wie sich ihr dünnes Stimmchen in den unablässig jubilierenden Maienchor mischt, hüpfst er freudig und seine blauen Augen leuchten vor Entzücken.

Und dann statt der sonnenwarmen Luft die Kühle der Kirchenhalle und strenger Geruch nach Wachs und Weihrauch, das mächtige Einsetzen der Orgel und hierauf das einförmige Gemurmeln der Betenden, während

der sehnüchtige Blick durchs hohe Kirchenfenster nach Außen dringt, wo die blauen Bänder der Wälder gehen und die Lerchen in den Himmel steigen.

* * *

Von all' dem Wunderschönen, das ich aus den Kindertagen ins Mannesalter herübergerettet habe, ist diese Sonntagsfreudigkeit mit am sorgfältigsten gehütet worden. Und doch war zu einer Zeit auch dieser geheime Schatz in Gefahr, an Wert für mich dauernd einzubüßen und das war so gekommen:

— — Meine ersten Studienjahre waren insofern wohlbehütete zu nennen, als die geringe Entfernung der städtischen Lehranstalt von dem Heimatdorf es mir ermöglichte, die Sonn- und Feiertage im Elternhause verbringen zu können.

An jenem Maisontage nun, von dem hier die Rede sein soll, war ich von dort nach etlichem Repetieren in den Wald hinausgelaufen und durchstreifte ihn meiner Neigung folgend, weglos. Die Frühsonne breitete Lichtinseln über den Waldgrund, und von dem Glanze, der über den Baumkronen lag, huschte es tausendfältig gespalten um die Stämme, fing sich im Astwerk und ruhte, zwischen den aufstrebenden Säulen des Hintergrundes verloren, wie goldene Dunstschleier. Fünkchen gleich zogen Insekten durch die niedergehenden Lichtbäche und regenbogig glitzerte es auf jedem Spinnenfaden. Dem Licht- und Longewimmel des Waldes mich endlich entziehend, lenkte ich meine Schritte gegen eine wohlbekannte Stelle des Saumes, die ich einer besonderen Eigentümlichkeit wegen öfters aufzusuchen pflegte. Dort ragte ein leicht besteigbarer Felsblock in die Nische einer gewaltigen Doppelbuche so hinein, daß man — ungesehen von der Dorf- wie von der Waldseite her — von ihm entweder Umschau halten oder zeitweiliger müßiger Träumerei auf seinem breiten Rücken ungestört nachhängen konnte. Als ich dort oben stand, sah ich fast mit einer gewissen Zufriedenheit, daß der Ort schon geraume Zeit nicht betreten sein mochte; denn der Moosüberzug zu meinen Füßen zeigte keine Verletzung und seine ungezählten rötlichen Sporenträger waren wie ein kleiner Lanzenwald alle steif zur Höhe gerichtet. Das Frühlingsgrün des Buchenlaubes, das von allen Seiten herandrängte, erschien gegen den Sonnenschein draußen gesehen wie transparent und ich lugte vergnügt durch die Lücken zwischen dem Astwerke, um die Aussicht, die das Blättergerank reizvoll umrahmte, zu genießen.

Seitwärts, gegen Sonnenaufgang hin, verdeckte die geringe Anhöhe

des Steinberges das tiefer liegende Dorf; doch sendete dieses einen Bogen seiner Bergstraße bis in meine Nähe und die wenigen Häuschen, welche zwischen den Hangwiesen hier oben verstreut lagen, schienen geflissentlich die Wegnähe zu meiden, wie es im Gebirge leicht zu geschehen pflegt, wenn die Wohnstätten vor der Beschaffung zweckdienlicher Wege entstanden sind. Eines der Häuschen aber war neueren Datums, ohne doch die Nähe der Straße gesucht zu haben; es lag vielmehr unweit des Waldrandes, der, im Halbrund wiederkehrend, den drüben ansteigenden Hang säumte. Vor zwei Wintern hatte ich den Holzfällern zugeesehen, die den Waldstreifen an eben der Stelle niederlegten, wo jetzt das neue Holzhaus inmitten des Rodlandes lag. Noch zeigte der rückwärts liegende Forst das Merkmal des stattgefundenen Abtriebes: die kahlen, dürrästigen Randstämme, die nur oben ein dürrtiges Wipflein festhalten. Das Haus selbst in seinem frischen Holzton aber war, wie der flüchtigste Blick lehrte, nicht fertig; denn die Fugen der Balkenlagen waren erst mit feinen Hobelspähnen ausgefüllt und ermangelten noch jenes weißgetünchten Lehmüberzuges, der diesen Blockwandbauten ein gestreiftes Aussehen verleiht; die Thür aber lag hoch über dem Boden und die ortsübliche Steinstiege mit dem herkömmlichen Aschenloch darunter fehlte noch ganz. Die Bewohner des Hauses mochten unterdeß durch die rückwärtige, der Erde gleiche Thür aus- und eingehen. Jetzt war niemand von den Insassen zu sehen oder zu hören und selbst dem niedrigen Schornstein entrang sich nicht der dünnste Rauchfaden, der auf das Vorhandensein hausender Menschen hätte schließen lassen. Gleichwohl war der Bau bewohnt. Ich kannte den jungen Siebeneicher und ich kannte sein Weib, die blonde Magdalene, die miteinander darin wirtschafteten. Im vergangenen Frühsommer hatte der junge Holzschläger den Bau an der kaum gerodeten Stelle auführen lassen, wobei er selbst mitgeschafft trotz dem besten Zimmermeister, und im Spätherbst war ihm sein eben angetrautes Weib in das neue Nest gefolgt. Nun mußten die Zwei freilich sehen, wie sie mit der doppelten Aufgabe fertig würden, sich der entstandenen Schulden zu erwehren und gleichzeitig das Anwesen nach und nach in Ordnung zu stellen. Jetzt, im ersten Frühlinge, hatten sie am Raine drüben bereits einen Kartoffelacker hergerichtet, einen Teil des Rodlandes eingeebnet, und wenn sich auch zwischen hinein noch mancher Felsbrocken drängte und hin und wieder auf größeren Steinblöcken eine Wirrmis von Baumstrünken und Wurzelwerk breit machte, so waren doch der Spuren ordnender Händearbeit so viele, daß der Fleiß des jungen Ehepaares recht sichtbarlich vor Augen trat.

Seitwärts vom Hause sah ich den Wasserpiegel des Brunnentroges in der Sonne erglänzen und vermeinte förmlich — trotz der ziemlichen Entfernung — das Plätschern des kalten Strahles vernehmen zu können, der sich darein ergoß. In Wirklichkeit kam dieses Getön aber nicht von drüben, sondern aus dem hinter mir liegenden Walde, wo ein spärlich rinnender Wasserfaden, in den angeschwemmten Fichtennadeln eine Reihe von Tümpeln zeichnend, beständig seinen eintönigen Sang wiederholte. Gleichwohl nahm die arme kleine Melodie mein Ohr gefangen, und die gehobene Stimmung, die der strahlende Maimorgen bewirkte, ließ mich die endlose Tonreihe als den Pulsschlag der Einsamkeit im innersten Gemüte empfinden. — Und die Finken, die übermütigen Finken, wie sie lockten! Und das wirbelnde Lärchensingen, das, sich darein mischend, das kleine Rieselgetön in seinem Jubel ersticken zu wollen schien! Aber siegreich drang dieses in seiner unausgesetzten, endlosen Beharrlichkeit immer wieder zu meinen Sinnen; und es klang doch so bescheiden, und so demütig, und so weltverloren. Immer mehr lullten mich Träumereien ein und ich wäre wohl ganz in deren Abgründe versunken, wenn nicht ein liebliches Bild sich dem Auge dargeboten hätte.

In die Thüröffnung des gegenüberliegenden Hauses war ein schlantes Weib getreten und von dem dunklen Flurhintergrunde hob ihre beleuchtete Gestalt sich wirksam ab. Die Züge des Antlitzes konnte ich nicht unterscheiden; aber an dem lichten Scheine, der über ihrer Stirne lag, erkannte ich sie. Es war die blonde Magdalene, die junge Siebeneicherin, und wie sie dort stand, mit dem roten Rock und dem weißen, bauschigen Hemd bekleidet, aus dem die Arme frei hervorgingen, erschien sie mir wie die Verkörperung einer rührenden Guldgestalt aus dem Märchen. Nun blickte sie herüber und beschattete die Augen mit der Rechten, wobei aus ihrer Haltung zu sehen war, daß sie nicht den Lauscher hinter dem schützenden Blätterdache zu gewahren strebte, von dessen Anwesenheit ihr überdies keine Ahnung kommen konnte. Ihre Blicke schienen vielmehr einer Steinanhäufung zu gelten, die etwa halbwegs her gelegen, zur Seite des geebneten Rodlandes von einem kümmerlichen Fichtenbäumchen und etlichem niederen Ebereschengestrüpp überragt wurde. Geraume Zeit blickte sie so, dann ließ sie ihre Hand wie lieblosend an dem blanken Thürpfosten niedergleiten und wendete sich ab; noch ein Augenblick des Zauderns, wobei sie mit halbem Ohre den rings jubelnden Vogelstimmen zu lauschen schien, und hinter ihr schloß sich die Thür, so daß das Haus nunmehr ebenso dalag, wie vordem.

Von der erwähnten Anhäufung her vernahm ich nun mit einemmal ein metallisches Klingen, wie der Häufel des Steinbrechers es hervorbringt, der auf den Stahlbohrer niederfällt. Eigentlich hatte ich das Picken schon längst gehört, aber in meinem Bestreben, das Quellgeriesel durch den Lärm der Vogelwelt wahrzunehmen, mir keine Rechenschaft über sein Entstehen gegeben und es bislang nur dunkel als etwas Störendes empfunden. Um den Steinhaufen war niemand zu erblicken, aber ich konnte leicht denken, daß es der junge Siebeneicher war, der dort irgendwo in einer Vertiefung saß und den Minenbohrer handhabte. Die Wochentage lang mußte er im Holzschlage gegen Taglohn arbeiten und benutzte die heutige Sonntagsfrühe, um Steine aus den Blöcken zu brechen, die wahrscheinlich später zur neuen Hausstiege zusammengefügt werden sollten.

Der leichte Osthauch, der in den Morgenstunden die Blätter gerührt, hatte sich unterdeß gelegt; es war jetzt eine vollkommene Windstille. Die garten, durchscheinenden Wölkchen oben gingen so lind über die Waldberge und durch die ruhige Luft schwammen die sanften, schleierhaften Töne der Kirchenglocken, welche jenseits des Steinberges eben zur zweiten Messe riefen. Die Bergstraße herab kamen zwei Frauengestalten. Beide trugen, im Gegensatz zu ihrer dunklen Kleidung, schneeweiße Kopftücher, die unter dem Kinn zusammengeknötet waren, was ihnen ein strenges, fast nonnenähnliches Aussehen gab. Ihre Hände drückten dabei etwas gegen die Brust, das auf solche Entfernung freilich nicht erkennbar war, von dem ich aber als Ortskundiger genau wußte, daß es Gebetbücher seien, nach altem Brauch sorglich von den weißen Taschentüchlein umhüllt. Ich kannte auch diese beiden Kirchgängerinnen — Mutter und Tochter — wie man im Dorfschulhause leicht die gesamten Bewohner eines Ortes mit Namen zu nennen weiß.

Die rüstig Auschreitenden hatten bald die nahe Wegkrümmung erreicht und wendeten sich im Weitergehen wieder dem Dorfe zu, wobei ihre langen Schatten hinter ihnen einhererschwankten, wie graue Schleppenzipfel. Sie verschwanden darauf hinter den Granitblöcken, die, vom Steinberg niedersteigend, der ohnehin schmalen Bergstraße nur den eben nötigen Raum zum Durchschlüpfen gestatteten.

Das Geseumm der Kirchenglocken lag nicht mehr in der Luft und wiederum webten nur die kleinen Waldgeräusche um mich und führten im Verein mit den gelassenen Tactschlägen des Steinbrechers drüben eine kunstvolle Fuge um die andere durch, während die weiche Luft lautlos

durch die Blätter ging und holte Träumereien mich tiefer und tiefer in ihre Irrgärten verstrickten.

Wie lange ich meinen Phantasien nachgegangen war, vermag ich nicht zu sagen. Die hochgestiegene Sonne mahnte endlich an die Heimkehr; ich trat zu den Räden des Blättervorhanges, um meine Blicke noch einmal die mittagstillen Hangwiesen auf und nieder schweifen zu lassen. Auf dem nächsten Raine sah ich den Siebeneicher gehen. Mit großen, energischen Schritten strebte er gegen die Straßenkrümmung, über die er noch ein Stück hinausging und wendete sich stehenbleibend wieder der Steinanhäufung zu, von wo er augenscheinlich hergekommen war. Dort flog ein gewundener, dünner Rauchfaden durch die zitternde Luft und verlor sich in dem Genadel des Fichtenbäumchens, das von dem höchsten Felsblocke emporragte. Ich stand mit verhaltenem Athem, den Sprengschuß erwartend; der Rauchfaden sank endlich in sich zusammen, aber der erschütternde Knall blieb aus. Der Mann drüben hob seinen Hut von einem Ohre zum anderen und that darauf wieder geraume Zeit nichts als schauen. Ich theilte meine Aufmerksamkeit zwischen ihm und dem Steinhäufen, jeden Augenblick gewärtig, den schmetternden Krach vernehmen zu müssen; aber nichts war zu hören, als die fernen Schläge der Kirchenglocke, welche die Mittagsstunde verkündeten und die in dem seitlichen Hangwalde ein schwaches Echo hervorriefen. Auch der drüben Harrende schien den Tönen zu lauschen, bis die letzten Schwingungen sich zwischen den Wipfeln verloren hatten, dann ging er nach dem Wege zurück und blickte von demselben nach den Fenstern seines Hauses, als erwarte er jemand dahinter zu sehen. Es glitzerte aber nur der Sonnenschein auf den leeren Scheiben und der Mann ging weiter. Bald zögerte er jedoch und sah nochmals gegen das Haus empor, als wäre er nicht im reinen darüber, was zu thun sei. Endlich schritt er vorsichtig gegen die Minenstelle und verschwand hinter den grauen Blöcken. Ich stieg nunmehr, die wohlbekannten Griffe benutzend, von meinem Lauscherposten nieder und hatte eben den Fuß auf den Waldgrund gesetzt, als ein dumpfer, schütternder Schlag die Luft zerriß.

Wie ein Gefühl jäh eindringender Kälte durchrieselte mich der Schreck; denn im Augenblick war mir klar, daß ein Unglück geschehen sein müsse, und in dem Drange, mir schnell Gewißheit zu verschaffen, kletterte ich zu der eben verlassenen Felsplatte empor.

Ein leichter, bläulicher Schwaden zog von dem Steinhäufen hinweg, sonst war alles wie zuvor; aber ich hätte viel darum gegeben, den jungen

Siebeneicher nunmehr aus irgend einer Vertiefung lebend und unverletzt auftauchen zu sehen.

Die Bestätigung meiner bangen Ahnung ließ nicht lange auf sich warten. Die Thür drüben wurde geöffnet und auf ihre Schwelle trat die blonde Magdalene. Ein Stutzen — ein schwacher Schrei — und mit einem Sage war das Weib zu Boden gesprungen und eilte der Unglücksstätte zu. Auch ich rutschte mehr als ich kletterte die Felsvorsprünge herunter und drang durch das Gestrüpp ins Freie. Vom Wege eilten ebenfalls Gestalten herbei, denen ich in der Eile keine Aufmerksamkeit schenken konnte.

Und nun; ich bebe noch heute davor zurück, eine Schilderung des jammervollen Anblickes niederzuschreiben, der sich mir darbott: Eine einzige, gräßliche Wunde die mir zugewendete Seite des Kopfes, das Auge in seiner Höhle zermalmt . . .

Mit Zügen, die so weiß waren wie ihr blütenreines Hemd, kniete das Weib zwischen den verstreuten Steinsplittern und hielt den Kopf des Sterbenden auf ihrem Schoß. Mit der freien Rechten wischte sie nur immer mechanisch das fortquellende Blut weg, und ich sah ihrem Thun eine Weile wie gelähmt zu. Endlich fiel mir ein, eine Frage thun zu wollen; ich brachte aber keinen Laut über die Lippen.

Und da geschah das Entsetzliche. Hinter mir wurde im Flüstertone, jedoch deutlich vernehmbar gesprochen: „Sonntagsarbeit bringt keinen Segen.“

Ich fuhr herum. Da standen die Kirchgängerinnen von vorhin und eine von ihnen mußte den gleich einem Peitschenhieb wirkenden Ausspruch gethan haben. Was mich aber weit mehr als diese grenzenlose Lieblosigkeit erschütterte, das waren die Worte des knieenden Weibes, das sich wie eine Löwin gegen die unberufenen Richterinnen aufbäumte: „O Ihr! — Ihr!“

Ich sehe noch das verzerrte Gesicht der Sprechenden, deren Worte sich schwer wie geschmolzenes Erz vom Munde lösten, indes sie ihre blutige Faust gegen die Zurückweichenden ausstreckte. Welch unbeschreiblicher Ausdruck schmerzitternder Verachtung in diesen wenigen Worten lag, ist nicht zu sagen. Noch heute gellen sie mir in den Ohren und ich bin überzeugt, daß so der dunklen Engel Höchster sprechen muß.

Ihr Arm sank endlich herab und der Brust des gequälten Weibes entrang sich ein Stöhnen: „Hilfe!“

Ich eilte, nein, ich rannte auf Tod und Leben nach den nächsten Häusern, um Leute zur Stelle zu schaffen. —

Es war aber nichts mehr zu helfen . . .



Das Denkmal Ad. Stifters in Linz

nach dem Entwürfe des Bildhauers B. Rathausky in Wien,
enthüllt am 24. Mai 1902.



Das Denkmal Ad. Stifters in Linz
nach dem Entwurfe des Bildhauers H. Rathausky in Wien,
enthüllt am 24. Mai 1902.



Das Adalbert Stifter-Denkmal in Linz.

Am 24. Mai ist die Hülle von dem Denkmale Adalbert Stifters in Linz gefallen. Mit um so größerer Freude konnte seitens der Bevölkerung dieser Ehrentag der Stadt begangen werden, weil die Landeshauptstadt von Oberösterreich in diesem Denkmale das erste Kunstwerk dieser Gattung erhalten hat. Für die Deutschen in Böhmen ist dies aber auch ein bedeutungsvoller Tag, denn man hat damit das Zeichen der Dankbarkeit und der Verehrung für den hervorragenden Dichter geschaffen, dessen Wiege auf dem Boden des deutschen Böhmerwaldes in Oberplan gestanden, dem die Empfindungen, die er in seiner Jugend auf heimatlichem Boden empfangen, zum Leitstern für sein ganzes Leben wurden, der in seinen trefflichsten Werken die Wälder und Berge seiner Heimat besungen hat. In Linz, wo er durch nahezu zwanzig Jahre (1850—1868) als Dichter und Schulmann wirkte, ist ihm das erste Denkmal errichtet worden, das erste Denkmal überhaupt, das einen deutschböhmischem Dichter ehrt.

Die Anregung zu der Errichtung des Stifterdenkmales gab 1894 Herr Adalbert Markus, Spargasse-Sekretär i. R. in der Vollversammlung der Bundesgruppe Linz des deutschen Böhmerwaldbundes. Da die eingeleitete Geldsammlung nicht die Höhe des Betrages erreichte, welchen die Errichtung eines würdigen Denkmals benötigte, wurde die Lösung der Frage rasch dadurch ermöglicht, daß der Herr Minister für Kultus und Unterricht, Seine Excellenz Dr. Ritter v. Hartel, einen Staatsbeitrag von 10,000 Kronen bewilligt hat. Von den 14 eingelaufenen Entwürfen erhielt den ersten Preis Bildhauer Scheinkowitz, den zweiten Rathausky, den dritten Bitterlich. Mit der Ausführung des Denkmals betraute zu Beginn 1901 der Unterrichtsminister den Wiener Bildhauer Hans Rathausky (geb. zu Wien am 28. November 1858), der seine Aufgabe zu vollster Befriedigung löste, wie man aus dem ungeteilten Beifall und Lob ersehen konnte, das dem Denkmal zu teil wurde, als die Hülle gefallen war. Einfach und würdevoll hat Rathausky seinen Stifter geschaffen, wie die beiliegendeervielfältigung zeigt, welche von dem Modell in der Darstellung des Hagenbundes in Wien abgenommen wurde. Der Dichter, ein Bronzeuß der Wiener Erzgießerei, sitzt in ganz ungezwungener Haltung auf unbehauenen Granitblöcken, welche man vom Plöckenstein nach Linz geschafft hat; umgeben ist er von Fichten und Eichen, so daß der Künstler, der des Dichters Werke mit gutem Verständnis erfaßt hat, den Beschauer gleichsam in die freie Natur hineintäuscht, in die der Dichter sinnend ausblickt, der dargestellt wird, wie er nach Besteigung eines Berges ausruht. Im Garten auf der Promenade vor dem Hause, in dem Adalbert Stifter als Schulrat so lange gewirkt hat, ist der richtige Platz für das herrliche Standbild, dessen Porträtähnlichkeit und richtige Wiedergabe der gan-

zen Gestalt insbesondere von den älteren Herren gerühmt wurden, die den vor 34 Jahren verstorbenen Dichter noch persönlich gekannt haben. Es ist ein Glück, daß der Künstler, der sonst auch versteht, im Geiste der „Modernen“ zu schaffen, bei diesem Kunstwerke den klassischen Stil zur Anwendung brachte. Wie würde Stifter, das rechte Kind der vor-märzlichen Zeit, der Schulmann mit streng pedantischer Lebensanschauung, der Kleinstädter vom reinsten Wasser, sich in der Umgebung modernen Beiwertes fremdartig ausnehmen? Wer die wenigen, nahezu insgesamt für die Studien eines Bildhauers unzureichenden Behelfe kennt, mit denen Rathausky arbeiten mußte, um ein den wirklichen Verhältnissen entsprechendes, überlebensgroßes Bild des Dichters zu schaffen, wird die Arbeit vollauf zu würdigen verstehen. Nicht einmal die von J. Hint abgenommene Totenmaske stand zur Verfügung, da sie sich erst vorgefunden hat, als das Modell für den Guß bereits hergestellt war. Und doch stimmen die Maße und Verhältnisse, welche der Künstler frei geschaffen, mit denen der Totenmaske vollständig, wohl der beste Beweis für das gründliche Vertiefen und das wahrhaft ernste, künstlerische Schaffen des Meisters. Stifiers Geburtsstadt hat, wie mir vertraulich mitgeteilt wurde, den Beschluß gefaßt, im Jahre 1905 ihren berühmtesten Sohn zum Andenken an die 100jährige Wiederkehr seines Geburtstages durch die Aufstellung eines Denkmals zu ehren. Die Enthüllung des Denkmals erfolgte unter sehr zahlreicher Beteiligung der Bevölkerung aus Rah und Jern. Aus der Heimat Stifiers erschienen Abordnungen von Budweis und Oberplan, auch der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen war vertreten. Besonders freundlich berührte die Anwesenheit Seiner Exzellenz des Herrn Unterrichtsministers, der lediglich aus dieser Veranlassung Linz aufgesucht hat. Herr Landtagsabgeordneter Karl Reininger hielt die tiefempfundene, nach Form, Inhalt und Wirkung ausgezeichnete Rede. Eine schöne Festschrift, „Adalbert Stifter als Schulmann“, mit einem passenden Gedichte von Edward Samhaber eingeleitet, wurde an die Teilnehmer verteilt, denen der schöne Tag wohl in unvergeßlicher Erinnerung bleiben wird.

Dr. Ad. Horcicka.

Zur 40jährigen Jubelfeier des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Am 27. Mai feierte der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen die Gedenkfeier seines 40jährigen Wirkens. Nachdem der Obmann, Hofrat Schindler, die Festversammlung begrüßt hatte, warf der Geschäftsleiter, Professor Dr. G. Laube, einen Rückblick auf die ergebnisreiche Thätigkeit des Vereins in den letzten 15 Jahren. Prof. Dr. Weber hielt hierauf den Festvortrag „Prag im Jahre 1757“, eine schöne lebensvolle Zusammenfassung der neuesten Forschungen über die Prager Schlacht und die ihr vorausgehenden und nachfolgenden kriegerischen Unternehmungen Friedrichs II. gegen Maria Theresia. Zuletzt verlas der Obmann-Stellvertreter Prof. Dr. Lambert die eingelaufenen zahlreichen Begrüßungszuschriften.

Die Glückwünsche und ehrenden Würdigungen, die dem Verein anlässlich seiner Festversammlung zugekommen sind, waren durchaus berechtigt und verdient. Der Verein kann auf eine erstaunlich reiche und vielseitige wissenschaftliche Wirksamkeit hinweisen. Seine Begründung, die am 27. Mai 1862 erfolgte, ward bei den politischen Verhältnissen geradezu eine Notwendigkeit für die Deutschen in Böhmen. Die tschechischen Historiker, namentlich Palacký, hatten Böhmen in seiner kulturellen und politischen Entwicklung als einen rein tschechischen Staat dargestellt und den bedeutenden, bis in die Anfänge Böhmens zurückreichenden Anteil der Deutschen verschwiegen oder abgeleugnet. Hier wollten die jungen Männer einsetzen, die im Jahre 1861 die erste Anregung zu dem neuen Verein gaben: Ludwig Schlesinger, Julius Lippert, Alexander Wichomský, Hermann Hallwich und Andere. Der damals ins Auge gefassten Aufgabe: die Geschichte der Deutschen in Böhmen aufzuhellen, urkundlich zu belegen, in geschichtlicher Treue darzustellen und die bezüglichen Quellen zu sammeln und herauszugeben, ist der Verein alle die vier Jahrzehnte hindurch treu und mit reichem Erfolge nachgekommen.¹⁾

Der Verein hat eine Büchersammlung zusammengebracht, die an 25,000 Bände zählt, neben Sammlungen von Kunstblättern, Handzeichnungen, Urkunden, Handschriften, Münzen, Wappen u. s. w. Er gibt eine Zeitschrift heraus, „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen“, die nun in 40 Bänden vorliegt und neben landesgeschichtlichen Darstellungen und Quellen, auch Besprechungen einschlägiger Werke bringt. Sie hat, was anfänglich noch nicht möglich war, in dem letzten Jahrzehnt eine streng wissenschaftliche Richtung angenommen, ein Zeugnis nicht nur für die Tüchtigkeit der Leiter (gegenwärtig die Professoren Horcicka und Weber), sondern auch für die geistige Reife ihrer Leser. Die Mitteilungen erscheinen in einer Auflage von 1600 Exemplaren, die an die 1200 Mitglieder des Vereins kostenlos und an 200 wissenschaftliche, meist landesgeschichtliche Vereine im Schriftenaustausch abgegeben werden. Neben der Zeitschrift hat aber der Verein auch zahlreiche einzelne Werke, so Schlesingers Geschichte Böhmens und mehrere große Publikationsreihen veröffentlicht, von denen nur in Kürze erwähnt werden können die Sammlungen der deutschen Chroniken und der deutschen Städtebücher aus Böhmen (zuletzt erschien: Röpl, Urkundenbuch der Stadt Budweis), die von Ernst Martin begründete Bibliothek der mittelhochdeutschen Literatur in Böhmen und die Beiträge zur Kenntnis deutschböhmischer Mundarten (beide geleitet von H. Lambel). Die Studien zur Geschichte der Gothik (von Prof. Neuwirth) und zur Geschichte der Musik (von Dr. Batka) in Böhmen, die Beiträge zur Geschichte der deutschen Industrie in Böhmen (geleitet von Prof. Weber), u. a. m.

In diese Reihe besonderer Veröffentlichungen gehört auch die

¹⁾ Vgl. Weber D., Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Deutsche Geschichtsblätter 3. Jahrgang S. 167—172) und den oben genannten Aufsatz Laubes in der Festschrift.

Festschrift²⁾ des Vereins, die anlässlich der Gedentfeier herausgegeben wurde. Sie enthält eine große Reihe von wissenschaftlichen Aufsätzen, teils kleine Beiträge, teils abgerundete Darstellungen und gibt durch die Reichhaltigkeit ihres Inhalts ein völlig entsprechendes Bild von der Vielseitigkeit und Rührigkeit des Vereins, das sich nicht nur auf die politische Landesgeschichte beschränkt, sondern auch der Geschichte der einzelnen deutschen Gebiete und Städte, sowie der deutschen Literatur, Kunst, Kultur, Wirtschaft u.s.w. seine unausgesehten Forschungen zuwendet.

Wir führen, da uns ein größerer Raum nicht zur Verfügung steht, nur kurz den Inhalt der Festschrift mit gelegentlichen knappen Bemerkungen an: Reinwarth Julius, die Weyer, Gedicht. — Laube Gustav C., Rückblick auf die Geschichte des Vereins 1887—1902. — Bretholz C., das Schlussblatt des *Granum catalogi praesulum Moraviae*. — Hallwich H., Wallensteins „Dame“. (Aus der Zeit von Wallensteins Beziehungen zur italienischen Frage 1629—1630. Wallenstein machte sich allerdings vergebliche Hoffnungen auf die Erwerbung eines oberitalienischen Fürstentums, das er in seinen Briefen an Collalto als „welsche Dame“ bezeichnet. — Hauffen A., Kleine Beiträge zur Biographie Egon Eberts. (Unter anderem: Briefe Eberts an Zauper, aus denen hervorgeht, daß der Aufsatz über Ebert in der *Libussa* 1843 im wesentlichen eine von Zauper redigierte Selbstbiographie Eberts ist.) — Horcicka A., Ueber eine im Besitze des Vereins befindliche Handschrift J. Kants. (Abschrift der Abhandlung über das „radikale Böse in der menschlichen Natur“ mit eigenhändigen Korrekturen und Zusätzen von Kant). — Knott R., Ueber Einquartierung und Verpflegung der Truppen in der Teplitzer Gegend im dreißigjährigen Kriege. — Köpl R., Bericht der zur Sperrung der protestantischen Kirche nach Braunau abgeordneten kaiserlichen Kommissäre. (Die Kirche wurde nicht, wie angenommen, bereits 1618, sondern erst 1622 gesperrt.) — Lambert H., Einige Bemerkungen zu Clemens Stephanis Satyra. (Vergleicht eingehend die Satyra von einer Mülnerin und ihren Pfarrherrn 1568 mit der Quelle, einem Schwank in Lindeners Raßbüchlein und stellt die Beeinflussung der Behandlungsweise durch die humanistische Schulkomödie, namentlich durch Neuchlins Henno fest.) — Neuwirth J., Eine Abschrift der Prager Malerordnung aus dem Jahre 1515. (Aus dem kgl. Reichsarchiv in München mit geschichtlichen und sachlichen Erläuterungen). — Sauer A., Adalbert Stifter als Stilkünstler. (Weist darauf hin, wie sorgfältig Stifter seine Werke in den späteren Auflagen stilistisch geglättet hat und gibt als Probe eine Liste von guten deutschen Ausdrücken für frühere Fremdwörter im ersten Teil der „Studien“). — Schmidt Val., Das Krummauer Heilumsfest. (Geschichte eines Reliquienfestes, das 1417 durch die Hussiten sein Ende fand.) — Siegl R., Geschichte der Egerer Münze. (Eine abgeschlossene Darstellung der Egerer Münzgeschichte von den Anfängen bis 1520 mit neuen urkundlichen Belegen). — Uhlirz R.,

²⁾ Festschrift des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen seinen Mitgliedern gewidmet zur Feier des 40 jährigen Bestandes 27. Mai 1902. Prag. (Kommission Calve.) 191 S.

Die Kriegszüge Otto II. nach Böhmen 976 und 977. — Vielhaber G., der Libellus de bono mortis des Erzbischofs Johann von Jensein. — Weber D., Die Prager Revolution von 1848 und das Frankfurter Parlament. — Wolkán R., Mathias Schuffenhauer S. J., ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur Böhmens im 17. Jahrhundert. (Mit vielen Proben.)

Wer die Wirksamkeit des Vereins vorurteilsfrei prüft, muß die Worte aus der Begrüßungsrede des Vorsitzenden billigen. „Unser Verein ist demnach schon ein alter Verein, aber er ist nicht gealtert. Jugendlich frisch und kräftig, arbeits- und leistungsfähig steht er da und voller Bereitwilligkeit, dem treuen deutschen Volke in Böhmen und seiner heimatlichen Geschichte zu dienen.“

Mögen diese Worte für alle Zukunft ihre Geltung bewahren!

Ab. Hauffen.



Besprechungen.

* Kralik Richard von, Weihe-
lieder und Festgedichte. Münster.
Alphonsus-Buchhandlung 1901.

Wer das Gedichtbuch zur Hand nimmt, dem rate ich, zuvörderst die Einleitung des Autors aufmerksam zu lesen. Sie ist an sich lesenswert und sie weist überdies erst den rechten Standpunkt, von dem aus die Gedichte betrachtet werden wollen: Diese Poesien sind nämlich nicht *Dichtung an sich*, sondern *Texte*, die mit anderen Künsten, vor allem mit Musik zusammenwirkend erst ein Kunst-Ganzes geben sollen. Sie sind bei geselligen Festen im Chor und Einzelgesang wirklich gesungen worden, in voller musikalischer Gestaltung oder auch nur melodramatisch behandelt; einzelne, so der Cylsus „Kreuzweg“ waren der verbindende Text lebender Bilder. — Wir haben es hier also im Wesentlichen mit Librettis zu thun; der Autor selbst hebt hervor, daß das papierene Büchlein zu dem aufgeführten Werk im Verhältnis des Text-Buches zu der Oper stände.

Das muß durchaus berücksichtigt werden. Die freie selbständige Dichtung hat andere Wege und Gesetze, als eine Poesie, die erst mit einer anderen Kunst und durch diese zu einem künstlerischen Ganzen erwächst. Eine Dichtung, die, als selbständige betrachtet, durchaus nicht hervorragend ist, kann ein treffliches Libretto sein, insofern sie nämlich den eigenartigen Voraussetzungen der Musik an den Text entgegenkommt und so ihr Teil gibt zu einem guten Gesamt-Kunstwerk. — Nicht immer scheinen mir Kralik's Poesien ein schönes Libretto zu sein; aber darüber könnte man ein maßgebliches Urteil eben nur aus der Wirkung des aufgeführten Gesamtwerks sich bilden.

Der Stoffkreis dieser Texte ist die Welt des Katholizismus, seine Gestalten, seine Einrichtungen, seine Erinnerungen, und darüber hinaus: eine katholische Weltanschauung. — Das eigentlich dichterische Können v. Kralik's, das ja auch den Lesern der „Deutschen Arbeit“ in echten Poesien ent-

gegengetreten ist, darf natürlich nicht nach diesen Libretto-Poesien allein beurteilt werden.

Georg Brandt.

* Urbach Benno, Dr. phil., Leibnizens Rechtfertigung des Uebels in der besten Welt. Prag. Calve. 1901. 64 S.

Fordert das Dasein eines unendlich vollkommenen Wesens die Schöpfung der besten aller möglichen Welten? Läßt sich von der, die ist, behaupten, oder leugnen, daß sie es sei? Ist mit dem Begriffe der bestmöglichen Welt die Zulassung des Uebels vereinbar? Kann das unendliche Gute Ursache eines Schlechten sein? Ist das Uebel eine bloße Beraubung des Guten oder etwas Positives? Wie vereint sich die Freiheit des göttlichen Willens mit der Wahrheit des Zukünftigen und dem Vorherwissen Gottes? Diese Fragen behandelt U. in den 6 Kapiteln seiner Schrift, mit imponierender Schärfe des Gedankens, wohlthuender Klarheit des Ausdrucks und, was besonders sympathisch berührt, mit warmer Begeisterung für die Sache. Er beantwortet die Fragen teils mit, teils gegen Leibniz. Wie sich die Antworten im einzelnen Falle auf die beiden Philosophen verteilen, bleibt leider zuweilen unklar, weil U. sich merkwürdiger Weise des einfachsten Mittels, hierüber Klarheit zu schaffen, des Citates, nur spärlich bedient. Da sein Buch aber sicherlich lezenswert ist, so mag gerade dieser Mangel manchem Interessfähigen für ein paar weishevolle Stunden Leibnizens herrliche „Theodicee“ wieder in die Hände führen. So wäre in dieser besten Welt auch die Versäumnis

des Autors durch ein überwiegendes Gut gerechtfertigt.

Rastil.

* Leichtfaßliche Vorlesungen über Elektrizität und Licht, von Dr. G. Jaumann, o. ö. Professor der Physik an der deutschen technischen Hochschule in Brünn. Mit 188 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag von Johann Ambrosius Barth 1902. 375 S.

Wie dem Vorworte zu entnehmen ist, gaben dem Verfasser volkstümliche Universitätsvorlesungen, welche er in den Jahren 1899 und 1900 in Prag abhielt, die Anregung zu diesem Buche. Es verfolgt das Ziel, Anfänger an Hochschulen in die schwierige Maxwell'sche Theorie einzuführen und Lehrern an Mittelschulen bei ihren Bemühungen, den Unterricht modern zu gestalten, einige Hilfe zu bringen. Offenbar ist es aber dem Autor nebenher darum zu thun, seine eigenen theoretischen Anschauungen über das Wesen des Volta'schen Stromes, der Elektrolyse und der Kathodenstrahlen breiteren Kreisen bekannt zu machen.

Die Maxwell'sche Theorie ist von einer Reihe von Autoren zum Gegenstand eingehender Untersuchungen und ausführlicher Darstellungen gemacht worden. Vergleicht man die verschiedenen Bücher, welche sich als Vorlesungen über die Maxwell'sche Theorie, Einführung in diese u. dgl. bezeichnen, so findet man, daß viele von ihnen von ganz verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen. Was aber allen gemeinsam ist, das sind die Resultate, zu welchen sie führen. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung liegt wohl in dem Um-

stande, daß Maxwell selbst im Laufe seiner Untersuchungen eine Fülle verschiedener Ausgangspunkte der Betrachtung gewählt hat, von deren jedem ein Weg zu dem einen Schnittpunkte führt, in welchem sich alle Wege treffen. Einem dieser Wege, welcher der populären Darstellung der schwierigen Probleme besonders günstig zu sein scheint, ist Jaumann in seinem Buche mit großer Konsequenz gefolgt.

Der Vergleich scheinbar ganz heterogener physikalischer Erscheinungsgebiete führt häufig zu dem überraschenden Ergebnis, daß die gegenseitige Abhängigkeit gewisser Größen des einen Gebietes von einander in formaler Beziehung fast vollständig mit derjenigen gewisser Größen anderer Gebiete übereinstimmt. Die genaue Kenntnis eines der Gebiete wird dann dazu dienen können, um durch Ausnützung der formalen Analogie neue Beziehungen innerhalb des andern Gebietes zu entdecken, schon bekannte in einem neuen Lichte zu erblicken und endlich die Grenzen der Analogie selbst festzulegen. Der erste, welcher dies theoretisch ungemein fruchtbare Prinzip der Vergleichung wirklich anwandte, scheint Maxwell selbst gewesen zu sein. In dem Jaumann'schen Buche ist diese Methode in, wie schon erwähnt, äußerst konsequenter Weise zur Durchführung gebracht. Die Erscheinungen des Elektromagnetismus gestatten, wie bereits Maxwell zeigte, bis zu einem erstaunlichen Grade die Heranziehung der Analogie mit den Gesetzen der Flüssigkeitsbewegungen. Es erscheint daher sehr gerechtfertigt, daß in dem Buche der Darstellung der letzteren ein breiter Raum gegönnt ist. Eine

Reihe sorgfältig ausgeführter Figuren unterstützt hier, wie im Weiteren, das Verständnis des Textes.

Auf der in der Einleitung über die stationären Wasserströmungen gewonnenen Grundlage werden dann ausführlich die Gesetze des Magnetismus, der Elektrostatik und der Elektrodynamik aufgebaut. Ueberall erscheint der Zusammenhang zwischen Theorie und Erfahrung durch die Beschreibung der — zum Teil vom Verfasser selbst herührenden — Experimente, welche den vorgetragenen Lehren zu Grunde liegen, gewahrt. Die Entdeckung der elektromagnetischen Wellen durch H. Hertz bildete die glänzende Bestätigung der Maxwell'schen Ideen, welche die bis vor wenigen Jahrzehnten scheinbar beziehungslosen Gebiete der Elektrizität und Optik mit einander verknüpfte. Es erscheint daher natürlich, daß der Verfasser der Darstellung der Hertz'schen Versuche einen — in einer Neuauflage wohl etwas zu erweiternden — kurzen Abriss der optischen Erscheinungen folgen läßt. Einige Paragraphen sind auch den Röntgen-, Becquerel- und Kathodenstrahlen gewidmet. In diesen Teilen des Buches, wie in einigen andern ist der Verfasser, wie er selbst in der Vorrede betont, seinen eigenen theoretischen Vorstellungen gefolgt, ohne die augenblicklich modernen Hypothesen zu berücksichtigen. Es muß bemerkt werden, daß dies der Erreichung des beabsichtigten Zieles — Darstellung der Maxwell'schen Theorie — keinen Abbruch thut. Die durchwegs originelle Darstellungsweise macht das Buch nicht nur lehrreich für die Kreise, an welche es gerichtet ist, sondern gestaltet es auch für den

engeren Fachgenossen zu einer interessanten Lektüre. Geitler.

* Lecher Ernst Professor Dr., Ueber die Entdeckung der elektrischen Wellen durch Heinrich Herz und die weitere Entwicklung dieses Gebietes. Vortrag, gehalten in der Hauptsitzung der Hamburger Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, am 23. September 1901. gr. 8^o, 32 Seiten 1901, Verl. von Joh. Ambr. Barth.

Eine zusammenfassende Darstellung der Herz'schen Entdeckung und der durch sie bewirkten weiteren Fortschritte schien so recht die Art, wie die Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in der Vaterstadt des so früh dahingegangenen großen Physikers, dessen Andenken würdig feiern konnte. Professor Lecher war von dem Vorstande der Gesellschaft dazu ausersehen worden, das erwähnte Thema zu behandeln. So ist die nunmehr im Drucke vorliegende Rede entstanden, welche trotz der durch den Anlaß gebotenen Kürze dennoch in sehr vollständiger und übersichtlicher Weise den vielverzweigten Stoff erschöpft.

Die Entdeckung der elektrischen Wellen durch Heinrich Herz bildete den Schlußstein des großartigen Lehrgebäudes, dessen Grund durch die beiden großen englischen Physiker Michael Faraday und James Clerk Maxwell gelegt worden war. Gleichzeitig eröffnete sie ein bis dahin unbekanntes Gebiet der experimentellen Forschung, welchem sich seither eine immer wachsende Zahl von Physikern mit großem Erfolge zugewendet hat. Aber auch weit über die Grenzen des theoretischen

Interesses und des Laboratoriumsversuches hinaus beginnt die Herz'sche Entdeckung für die Praxis ungeahnte Bedeutung zu gewinnen, wie die unerwarteten Erfolge der drahtlosen Telegraphie beweisen.

Innerhalb der engen Grenzen dieses Referates erscheint eine, wenn auch noch so knappe Wiedergabe des Inhaltes der Lecher'schen Rede unmöglich. Es sei nur noch darauf hingewiesen, daß trotz der sorgfältigen Berücksichtigung der Verdienste anderer, der Redner es unterlassen hat, seines eigenen Anteiles an der Behauung des durch Herz erschlossenen Gebietes zu gedenken.

Geitler.

* Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen von Dr. Eduard Langer. Braunau. 1902. II. Band. 1. Heft. S. 1.50.

Das eben erschienene Heft enthält folgende Beiträge: Bauten im Ablergebirge (mit Abbildungen aus Rokitník). Ein mundartliches Gedicht: „Die Mühle in der Au“. Einen Robot-Vermietungs-Vertrag der Herrschaft Landskron mit der Gemeinde Thomigsdorf 1815 aus handschriftlich vorhandenen Vorlesungen, die Professor Lumbe 1846 an der Prager Technisch über Verwaltungskunde der böhmischen Landgüter hielt. Mehrere Sagen vom Gründel bei Rokitník mit erläuternden Bemerkungen. Hochzeitsgespräche von Wiclistabtel bei Grulich. Zwei Hochzeitslieder aus Trschings. Stedener Zuschlieder. Berichte über einen Lawinensturz im Melzergrunde, sowie über die neue deutsche Rechtschreibung. Als Beigabe eröffnet der Herausgeber einen Abdruck der Erzählungen und Gedichte von

Uffo Horn, der auch gesondert bezogen und gebunden werden kann. Das vorliegende Heft enthält eine kurze Lebensskizze und das Bild Uffo Horn's mit dem Abdrucke der Erzählung „Die Mühltraub“ aus der Sammlung „Bunte Kiesel“.

Hiezu sei bemerkt, daß im Vorjahre der deutsche Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse als Nr. 268/269 seiner Sammlung gemeinnütziger Vorträge ein Uffo Horn's Heft herausgegeben hat, mit einer kurzen Einführung von Wolfgang von Wurzbach und dem Abdruck der Novelle „Gellert im Karlsbade“. A. H.

Vorträge.

* **Prag.** Deutscher naturwissenschaftlicher-medizinischer Verein „*Lotos*“ 3. Mai G. Münzger: Das Nervensystem; Grundlagen seines Aufbaues und seiner funktionellen Bedeutung.

* **Verein deutscher Ärzte.** 2. Mai. Demonstrationen. — F. Pizl: Ueber Beeinflussung der Blutgefäße durch mechanische und thermische Einwirkungen.

* **Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde.** 13. Mai. H. Dönnig: Ein angeblicher Roman Desfoes als Geschichtsquelle des dreißigjährigen Krieges. — E. Steinhertz: Ein Diplomat des 16. Jahrhunderts.

* **Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.** 7. Mai. III. Sektion H. Lambel: Ueber Clemens Stephanis Satyra. — 27. Mai. Festversammlung. O. Weber: Prag im Jahre 1757.

* **Verein „Deutsche Mittelschule“.** 7. Mai. B. Singer: Zur Methodik des deutschen Unterrichtes auf der Unterstufe.

* **Deutscher polytechnischer Verein für Böhmen.** 30. Mai. Taufig: Ueber Sentperrbremsen.

* **Deutscher pädagogischer Verein in Prag.** 28. Mai. H. Marchner: Die Mitwirkung der Lehrer am sozialen Friedenswerke.

* **Verein deutscher bilden-**

der Künstler in Böhmen. 15. Mai. K. Krattner: Ueber Klingers Beethoven und moderne Tempelfunst. — 22. Mai. Derselbe: Ueber Kunst im Leben des Kindes. — 29. Mai. H. Steiner: Die junge Münchner Sezession.

* **Deutscher Fortbildungsverein „Walhalla“ in Prag.** 26 April. F. Wahle: Die moderne Arbeiterbewegung.

* **Deutscher Verein „Frauenfortschritt“.** 10. Mai. F. Wieschowsky: Einige Bemerkungen zur Aussprache des Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Beeinflussung desselben durch das Böhmische. — 14. Mai. Ahnelt: Pflege und Erziehung des Paars.

* **Smichow.** Deutscher Fortbildungsverein. 19. April. K. Hilgenreiner: Das Handwerk und die moderne Zeit.

* **Hussig.** Verband der Volksbildungsvereine im politischen Bezirk Aussig. 11. Mai. Wagner: Ueber die Sparsamkeit und den damit zusammenhängenden Ordnungssinn. — 25. Mai. Wittner: Volksbildung und Volkswohl.

* **Brüx.** Verein deutscher Mittelschullehrer in Nordböhmen. 4. Mai. H. Graber: Ueber die Stellung des Geographieunterrichtes im Lehrplane der Mittelschulen. — Kaufmännischer Verein. 14. Mai. J. Toppel: Sibirien und die transsibirische Eisenbahn.

* **Haida.** 30. April. Charlotte von Zimmermann: Vortrag neuer Dichtungen von Heinrich von Zimmermann und Andern.

* **Leipa.** Zentralverein deutscher Ärzte in Böhmen. 8. Mai: H. Jaksch von Wartenhorst: Lungentuberkulose mit besonderer Berücksichtigung der Initialsymptome und der Heilstättenbewegung.

* **Modlau.** Aussig-Karbiker Lehrerverein. 7. Mai. Dieke: Aus dem Gebiete großer Zahlen.

* **Teplitz.** Der Verband der Bildungsvereine im Bezirke Teplic. Aus den Berichten der am 15. Mai abgehaltenen Generalversammlung ist folgendes hervorzuheben: Der Verband zählt 21 Kollektivmitglieder mit ungefähr 3000 Mitgliedern. Es wurde in Aussicht

genommen, im kommenden Vereinsjahre zusammenhängende, systematische Lehrlurse zu veranstalten und in dieser Beziehung ein gemeinsames Vorgehen mit dem Verbands der Bildungsvereine in Aussicht anzustreben.

Aus den Museen.

* **Prag.** Kunstgewerbliches Museum. Ausstellung österreichischer Kunstgewerblicher Fachschulen. Deutsch-böhmische Schulen: Keramische Abteilung: Tepliz. — Abt. für Holzbearbeitung: Wallern. — Abt. für Weberei: Landskron, Utsch, Freudenthal, Reichenberg. — Abt. für Glasindustrie: Paida, Steinschönau.

* **Aussig.** Stadtmuseum. Zuwachs: Schlittenfah aus dem Besitz der Patrizierfamilie Thomm. 18. Jhd., reich geschnitten und polychromiert. — Schmuckkästchen im Renaissancestil; Altarschrein, zwei Reliquienbilder (Silbgranarbeiten in Silber und Gold). — Mehrere Bronzemedailen. — Kopie von da Vinci's „Das letzte Abendmahl“ von Franz Marian (geb. 1775, † 1857 Leitmeritz).

Bildende Kunst.

* Die vom Vereine deutscher bildender Künstler in Böhmen für seine im Herbst stattfindende Ausstellung in Wien mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen ausgeschriebene Plakatkonkurrenz hat folgendes Ergebnis erzielt: Von den 21 aus München, Wien, Dresden, Tepliz und Prag eingelassenen Arbeiten wurde der 1. Preis dem Maler und Radierer Fritz Gegenbarch in München zuerkannt. Der 2. und 3. Preis wurde nicht vergeben, da von den drei Vereinsgruppen (Prag, Wien, München) je zwei andere Kandidaten namhaft gemacht wurden, deren Arbeiten so ziemlich gleichwertig waren. Darum wurde beschlossen, die für den 2. und 3. Preis zur Verfügung stehende Summe für die sechs gewählten Arbeiten als Accessite zu bestimmen. Es sind dieses Entwürfe von Rudolf Jettmar und Verthold Löffler in Wien, Ottilie Schneider in Dresden mit zwei Arbeiten, Richard Teschner in Prag und Prof. Sergius Gruby in Tepliz. — Die mit dem ersten Preis ausgezeichnete Arbeit kommt zur Ausführung und wird auch

in der Deutschen Arbeit veröffentlicht werden.

* **Paris.** Prof. Wilhelm Löwith aus München hat im Mai in Paris eine Kollektivausstellung seiner Gemälde und Studien veranstaltet, die gut besucht wurde und in Künstlerkreisen großes Interesse hervorrief.

Theater und Musik.

* **Sängerweihe.** Chordrama von Chr. von Ehrenfels. Das Drama ist genau so wie das Epos nur nach der einen Richtung hin objektiv, nach der andern Seite hin aber so wie alle Dichtung ein Organ zur Mitteilung innerer Erlebnisse des Autors. Und diese Funktion des Dramas, die meist unterschätzt wird im Kräftepiel der Wirkungen, hat ihm vielleicht mehr Impulse gebracht als die noch so verschärfte Erfassung des Gegenständlichen. Rich. Wagner selbst hat diesen subjektiven Faktor in der Bewertung der einzelnen konstituierenden Elemente des Dramas besonders stark hervorgehoben und der Veranschaulichung des innerlichen Motivengetriebes schon in seinen ersten Werken einen prägnanten musikalischen Ausdruck verschafft. Seine Anschauungen hat er wiederholt theoretisch ausgesprochen: praktisch hat er sie bis zum „Parsifal“ in immer sich steigerndem Grade beethätigt. Ihrem tiefsten Wesen nach sind alle seine Werke Aussprache innerer Erlebnisse an gleichfühlende Menschen. Das menschliche Ausdrucksvermögen hat also hier ein neues Organ für die Darlegung des inneren Wandlungsprozesses gefunden. Es ist nun eine offene Frage, ob eine Vereinigung musikalischen und dramatischen Talentes, wie sie sich in Rich. Wagner äußerte, je wieder erscheinen wird: unabhängig hiervon aber bleibt die Thatsache, daß jenes Wagner'sche Emanationsbedürfnis anderen neuen Gestaltungen des Dramas Vorbild werden kann.

Das innere Erlebnis der Dichtersseele verdichtet sich zu einer dramatischen Handlung nicht auf dem Umwege über eine kalte Spekulation, sondern mit eruptiver Gewalt. Und das Kunstwerk, das so elementar entsteht, steht in unerschöpflichen Beziehungen zum Dichter selbst: er hat es geschaffen und steht ihm nun, wie einem selbständig Werbenden, liebevoll gegenüber, aber auch ehfurchtig, wie einem

Rätsel, das tausend Lösungen zuläßt. So stellt sich der Dichter gewissermaßen wie ein Mitforschender zu den Zuschauern und entfählt ihnen nichts vor, was zum Verständnisse des Dramas beitragen könnte: er führt sie gerne zurück in die Wehestunde seiner eigenen Konzeption und läßt sie womöglich alle die Werdestufen mitempfinden. Alle diese Stimmungen aus der Geburtsstunde des Dramas hat uns das Orchester des Musikdramas vermittelt. Aber die Musik kann nur Stimmungen, nicht Gedanken veranschaulichen. Wem soll man nun diese Gedanken in den Mund legen? Etwa einer Gestalt des Stückes? Da entstehen Störungen des organischen Zusammenhanges. In diese Lücke nun tritt Prof. von Ehrenfels ein, mit einem neuen Organ im Bau des Dramas — mit dem Chor. Dieser soll die subjektive Aussprache des Dichters auf sich nehmen. Das Dichterherz spricht durch das Orchester zu uns, sein Kopf durch den Chor. Auf erhöhtem Standplatz, im Rücken des Zuschauers wird dieser Chor mit seiner musikalischen Gestaltung zu der des Orchesters in denselben Gegenstand, wie eine Differenz besteht zwischen dem, was sich nur sagen und dem, was sich nur fühlen läßt. Daher wird — um das mehr Reflektierende seines Charakters auch durch die Sprache der Instrumente zu markieren — der Chor nur von der Orgel begleitet sein. Mit seinen Äußerungen aber wird er den Zuschauer im Sinne und Geiste des Dichters auf die Bahnen des richtigen Verständnisses leiten. Natürlich ergibt sich andererseits aus den Beziehungen musikalischer Natur, die sich zwischen der Chormusik und der Orchestermusik anspinnen, eine Fülle neuer Möglichkeiten: das Orchester wird manches Motiv des Chors übernehmen und so wird symbolisch das innere subjektive Agens des dramatischen Gebildes auch in die äußere Handlung überströmen. Andererseits wird das Orchester bei geschlossenem Vorhang nun erst ein berechtigtes Eigenleben führen: es wird nicht mehr als eine Art Programm-Musik die Stimmungen der folgenden Szenen musikalisch vorwegnehmen müssen.

Der Chor, wie sich Prof. v. Ehrenfels ihn denkt, steht in gar keinem organischen Verwandtschaftsverhältnis zum Chor der griechischen Tragödie,

noch auch zu dessen Wiedergeburt in der „Braut von Messina“. Rein äußerlich könnte man den Umstand, daß der Chor im Namen des Dichters spricht, an Vorbilder aus der Zeit des Verfalls des griechischen Dramas anknüpfen: auch damals ward der Chor zum Sprachrohr der subjektiven Ansichten des Autors. Der Chor des Chordramas aber steht prinzipiell außerhalb der Handlung — der antike war bald innerhalb, bald außerhalb der Handlung gedacht — er ist eine subjektive Emanation des Autors. Vorbildlich wirkte auf Prof. v. Ehrenfels nur das Ritual der Kirche: hinter den Andächtigen auf erhöhtem Plage steht der Chor, vor den Andächtigen im Wechselgesange mit dem Chor der gelebrierte Priester. Der Chor bleibt im Chordrama, wie er auch in der Kirche steht. An Stelle des Priesters aber tritt Bühne und Orchester. Und so stark war der Einfluß, der von dieser vorbildlichen Struktur auf den Dichter überströmte, daß er anfangs nur legendenhafte Stoffe behandelte: erst spät betrat er mit der „Sängerweihe“ weltlichen Boden.* Es ist dies eine Tragödie, von einer neuartigen Romantik durchhaucht, voll hinreißender Stimmung und in ihren beiden Hauptmotiven, in Liebe und Sterben, voll dankbaren Stoffes für den gestaltenden Musiker. Eine kleine Vorprobe, an der Prof. v. Ehrenfels jüngst in seinem Heim einen kleinen Kreis von Kunst- und Musikfreunden teilnehmen ließ, erwies in unzweideutiger Weise, daß Dichter und Musiker in überraschender Harmonie ihres künstlerischen Amtes gewaltet haben: auch aus dem kleinen Fragmente, das zur Aufführung gelangte, strömte ein überreicher Stimmungsgehalt auf die Hörer wieder und erfüllte sie mit der Ahnung, wie erst das unverkürzte Kunstwerk wirken müsse, zumal wenn sein integrierender Bestandteil, der Chor, zu Worte käme. Die Aufführung selbst leitete der Dichter durch die Rezitation des größten Teiles der Dichtung ein: er erwies sich dabei als ein Meister der Rede. Das Bruchstück wurde von unserer Primadonna Frau Fränkel-Claus, von Fr. Lederer-Schiesel, einer stimmbegabten Konzertsängerin, und Frn. Fränkel,

*) Gedruckt in dem Buche Ch. von Ehrenfels, Allegorische Dramen. Wien 1895.

dem Gemahl der vortrefflichen Künstin, mit feinsühligem Verständnis für das Eigenartige des Wertes zu Gehör gebracht. Am Klavier sah der jüngste unserer Dirigenten, Herr Egon Pollak, und gab durch sein überaus charakteristisches Spiel ein plastisches Bild der orchesterlichen Komposition. Die Gesamtwirkung war eine mächtige: in Allen ward instinktiv der Wunsch rege, das ganze Werk in allen seinen Teilen auf der Bühne kennen zu lernen.

Eugen Holzner.

* Buzal-Federn Julius, Drei neue Lieder für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Prag. S. Porques. Maurisches Ständchen. Dorfglöcklein. Antwort. — Auch die Texte rühren vom Komponisten her.

* Leo Blech's Oper „Das war ich“ (Text von Dr. H. Batka) wird in Prag und Dresden zur Aufführung vorbereitet. Den Verlag hat Bote & Bock in München übernommen.

Literatur.

* Der Pande-Preis des Vereins deutscher Schriftsteller und Künstler in Böhmen Concordia (1000 Kronen) für ein dramatisches Werk wurde geteilt unter die Herren L. Weinert (geboren 1875 in Wefersig in Westböhmen) für die Dorftragödie „Die Mühlgösbauerin“ und Dr. Theodor Kirchner (geboren 1862 in Karolinenthal) für das Satyrspiel „So sterben Götter“ zum Teile abgedruckt im vorigen Hefte der Deutschen Arbeit).

* Kölner Blumenstücke. 4. Mai. Preisgekrönt wurden u. a. das vaterländische Gedicht „In der Neujahrsnacht 1813“ von dem Chemnitzer Prof. Dr. Anton Dhorn (geboren 1846 in Theresienstadt) und die Märchendichtung „Blumenspiel“ der in Prag lebenden Dichterin Henriette David.

Bücherschau.

* Freihold G. Frühlingsstürme. Gedichte. Prag. Selbstverlag. 82 S. Freihold ist Pseudonym für Lehrer Tins in Prag—Lilien.

* Schubert Ossip, Peterl. Eine Hundegeschichte. 5. bis 10. Tausend. Berlin 1902, Gebr. Paetel. 2 Mk.

* Salus D., Ghefrühling. 3. und 4. Tausend. Leipzig. E. Diederichs. Die neue Auflage ist mit neuem reicheren Buchschmuck von Heinrich Vogeler versehen.

* Seydler Max, Schwarze Dia-

manten. Volksstück mit Gesang in 5 Akten. Musik von Adam Rosenbergs. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Selbstverlag. 79 S.

Aufführungsrecht zu erwerben durch Dr. D. F. Girich, Wien II, Praterstr. 38.

* Batka H., Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst. Herausgegeben vom Kunstwart. Dritte Folge. München, Georg D. W. Callwey. 94 S. Mk. 1.—.

* Schmidt Maximilian, Meine Wanderung durch 70 Jahre. Autobiographie. Zwei Teile. (Schmidts Gesammelte Werke. 22. Band). Neutlingen, Enßlin und Laiblin. 304 und 274 S.

Der bekannte volkstümliche Dichter des bayerischen und des Böhmerwaldes, an dessen 70. Geburtstag wir in der Deutschen Arbeit (S. 421 f.) erinnert haben, hat nun in gemüthlichem Erzählerton sein wechselreiches Leben geschildert. Seine Wanderung wird jeder mit Vergnügen lesen. Sie bringt bemerkenswerte Beiträge zur Zeitgeschichte, z. B. Schmidts mannigfache Beziehungen zum Kronprinzen und nachmaligen König Ludwig II., seine Theilnahme als bayrischer Offizier am Kriege 1866, wo er wegen der im Gefechte bei Helmstadt bewiesenen Tapferkeit ausgezeichnet wurde, seine Erlebnisse als Besitzer einer Holzstoff-Fabrik im bayrischen Walde u. s. w.

Dem Litterarhistoriker ist es zu Dank geschehen, daß Schmidt immer die Erlebnisse, Motive, Quellen und sonstigen Anregungen angibt, die ihn zu seinen einzelnen Dichtungen bewogen haben. Für uns ist besonders beachtenswert die Schilderung der Wanderungen, die Schmidt von seiner Heimat, dem bayrischen Wald über die Grenze in den Böhmerwald unternommen hat (namentlich 1, S. 247 bis 282; 2, 237 ff.), um auch hier Land und Leute, Sitten und Sagen kennen zu lernen und Studien zu machen für seine zahlreichen im Böhmerwalde und im Grenzgebiete spielenden Erzählungen. Insbesondere erzählt er von seiner Auffindung des „Liedes vom Böhmerwald“ 2, S. 239, von seinen Studien zu den „Künischen Freibauern“ S. 244 ff., von der Dank-Feier in Friedrichstal S. 260 u. a.

Es ist bei der großen Verbreitung der liebenswürdigen Werke Schmidts anzunehmen, daß auch seine Selbstbiographie viele Leser finden wird.

Ad. Hauffen.

* Eisler R., Nietzsche's Erkenntnistheorie und Metaphysik. Darstellung und Kritik. Leipzig. S. Daacke. 118 S. M. 5.20

* Endler F., Succinctus de anima humana tractatus philosophico-theologicus studiosae juventuti dedicatus. Prag. Rohlicek & Sievers. 103 S. K. 2.—

* Eihan R., Menschenglück und Veredlung. Trautenau. Selbstverlag. K. 1.80.

„Ein Versuch, alle unanfechtbaren Behauptungen in diesen wichtigsten Fragen der Menschheit festzustellen und überall zur Anerkennung und Beachtung zu bringen, behufs einer höheren Veredelung der Menschen. Begründung einer voraussetzungslosen Vernunftmoral.“

* Klaar Alfred, Wir und die Humanität. (Kulturprobleme der Gegenwart. Hg. von E. Berg. III.) Berlin, Hilde. 229 S. M. 2.50.

* Prag und Umgebungen. Praktischer Führer. 12. Auflage bearbeitet von Dr. O. Klauber. Mit einem Plan von Prag. Berlin, Goldschmidt. 151 S. M. 1.50.

* Pantchel F. Dr., Der Prager Ausflügler. Ein Verzeichnis von 165 Nachmittags und 567 Ganztags-Ausflügen von Prag in deutsches Sprachgebiet. Herausgegeben mit Unterstützung des deutschen Vereins für städtische Angelegenheiten in Prag. Prag-Smichow. (Kommission G. Neugebauer) 109 S.

Der Verfasser, der schon eine große Reihe tüchtiger touristischer Schriften für Deutsch-Böhmen veröffentlicht hat, gibt uns hier eine handliche Zusammenstellung zahlreicher Ausflüge, die von Prag in das deutsche Gebiet von Böhmen unternommen werden können. An die verschiedenen Eisenbahnstrecken schließen sich ganz knappe, aber genügende Angaben über Richtung, Dauer, Ziel und Sehenswürdigkeiten der einzelnen Wanderungen an. Möge das Büchlein recht vielen deutschen Pragern zum Führer werden in die deutschen Berge des Landes.

* 53. Bericht der Les- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1901.

Beilage. R. Watka, Die moderne Oper. Berichte. Zahl der Bände am Ende des Jahres 1901: 47964.

* Schüch J., Handbuch der Pastoraltheologie. Neu herausgegeben von Virgil Grimmich. 12. verbreiterte und

vermehrte Auflage. Innsbruck, Rauch. XXIV und 1041 S. K. 10.80.

* Adalbert Stifter als Schulmann. Festgabe zur Enthüllung des Stifterdenkmales in Linz am 24. Mai 1902.

Inhalt: Samhaber G., Gedicht auf Stifter. — Görner R. von, Bericht des Denkmal-Ausschusses. — Jenz W., Einige Beiträge zur Kenntnis Stifters als Schulmann. (Mit dem Abdruck verschiedener Gutachten und Neuerungen Stifters als Schulinspektor.)

* Wien F., Ueber Entscheidungsgründe. Wien, Tempsky. 32 S. K. 0.60.

* Kleinwächter F., Lehrbuch der Nationalökonomie. Leipzig. C. L. Hirschfeld. XIV. 477 S.

* Zemmrich J., Sprachgrenze und Deutschum in Böhmen. Mit 4 Kartenblättern und 1 Textkarte. M. 1.60.

* Gastein G., Geburtshilfliche Neuorganisation in Oesterreich. Stuttgart, F. Erbe. 53 S. M. 1.20.

Der Verfasser ist Arzt in Teplitz.

* Kittel M., Die giftigen-harnsauren Ablagerungen im menschlichen Körper. (Schleichende Gift), ihre Entstehungsurache und Behandlungsweise für Laien und Ärzte. 3. vermehrte Auflage. Leipzig. 109 S. M. 2.—.

Der Verfasser ist Arzt in Franzensbad.

* Urban M., Ueber Volksheilmittel als Beitrag zur Volksheilkunde in Deutsch-Böhmen. (Sonder-Abdruck aus der Prager medizinischen Wochenschrift. Jahrgang XXVII.) 32 S.

Der durch seine volkstündlichen und heimatgeschichtlichen Sammlungen und Abhandlungen bestbekannte Planer Arzt Dr. Michael Urban gibt hier auf Grund seiner eigenen eingehenden Kenntnis des Volksbrauches und mit Benützung alter aus dem Nachlasse seines Vaters stammender handschriftlicher Peste einen Ueberblick über die beim deutschen Volk in Böhmen (hauptsächlich aber in Westböhmen) vor Zeiten üblichen, aber auch heute noch nicht vergessenen Volksheilmittel. In der Einführung scheidet Urban zwei Gruppen: die natürlichen, aus Kräutern u. s. w. bereiteten Mittel, die zum Teile wirklichen medizinischen Wert besitzen und die rein abergläubischen Vorsehungen. Diese werden im Egerlande und Umkreis als böhm. bezeichnet (mhd. hüezen ursprünglich bessern, gut machen, heilen, daher noch heute Schühbüßer = Hütschuster; Lädenbüßer u. a.;

vgl. auch Deutsche Arbeit S. 372) und bestehen in Besprechungen, Beschwörungen und allerlei sympathetischen Handlungen.

Urban geht nun die einzelnen Krankheiten und Leiden durch und gibt zu jeder die verschiedenartigsten Mittel und Vorschriften des Volks, nebst den hiebei üblichen Sprüchen, Zaubersormeln und Gebeten. Der überaus reichhaltigen Sammlung folgen als Anhang volkstümliche Mittel zur Tierheilkunde und einige alchemistische Formeln.

* Bericht der Karlsbader Volksbücherei über das III. Verwaltungsjahr. 1901—1902. Karlsbad. 4 S.

März 1902. Bücherstand 2144 Bände. Besucher der Freileihhalle 348. Die Bücherei ist seit ihrer Begründung von 1470 Personen benutzt worden.

* Verwaltungsbericht der Gesellschaft zur Errichtung und Erhaltung eines deutschen Studentenheims und einer deutschen mensa academica in Prag für das Jahr 1901. Prag. 8 S.

Zeitschriftenschau.

* **Prager medizinische Wochenschrift.** XXVII. 1.10.11. D. E. Dering. Bemerkungen zur Erklärung des unregelmäßigen Pulses. — Ritter G. von, Zur Casuistik der Pneumomycosis aspergillina hominis. 2. Nathan D., Ueber einen Fall von Tetanie mit trophischen Störungen im Bereiche des Nervus medianus. — 2.—7. Frank A., Wie wird die Uebungstherapie von Frenkel in Heiden gehandhabt? — 2—16. Pietrzikowski G., Die Begutachtung der Unfallverletzungen. — 3. Schenk J., Ueber die Wertigkeit der einzelnen Symptome und Zeichen bei Beginnender Schwangerschaft. — 4. 5. Schwarz L., Ueber einige Fälle von Nervenkrankheiten. IV. Pons-Erkrankung. V. Paralysis agitans. — Weishaupt J., Zur Errichtung interner Primariate an allgemeinen öffentlichen Krankenhäusern. — 6. Risch Jos., Ueber einen Fall von Cholecystitis tuberculosa chronica. — 7. Frieser J. W., Ueber Pertussis und deren Behandlung. — Teichl A., Ein Fall von Pyopneumothorax subphrenicus. — 8. 9. 10. Springer C., Venaesectio bei Uraemie im Verlaufe der postcarladinösen Nephritis. — 9. Pribram A., Ueber Bantische Krankheit. — 12. Stein J., Ein casuistischer

Beitrag zur hereditären Ataxie. — 12. 13. Grünberger B., Ein Fall von Lues cerebri. — 13—15. Smoler J., Die durch Operation geheilten Fälle von Peritonitis nach Darmperforation. — 15. Salus G., Ganghofer J., Raudnitz A., Vanger, Die bakteriologische Diagnose der Diphtherie. — 16. 17. Liebscher A., Ueber einen Fall von multipler, disseminierter Kalkifikation zumal im Myofard, in der Leber und in der Milz. — Ryska C., Ein Fall von Icterus catarrhalis mit letalem Ausgang.

* **Juristische Vierteljahrsschrift.** (Prag.) XXXIV, 1. Urban O., Die Kompensations-Einrede im österreichischen Zivilprozeß.

2., 3. Pfaff J., Zur Lehre von der *condemnatio pecuniaria* im römischen Formularprozeß. — Perschke C., Strabeneigentum und Gemeingebrauch.

* Im allgemeinen sei in diesem Abschnitt auch verwiesen auf die „**Oesterreichische Moorzeitschrift**“, Monatshefte des Deutschösterreichischen Moorvereins. Sie erscheint in Staab und wird geleitet von dem Direktor der dortigen landwirtschaftlichen Schule Hans Schreiber unter Mitwirkung von Dr. Gustav Schreiner und vielen Andern. Diese im dritten Jahrgange stehende Zeitschrift enthält zahlreiche fachmännische Aufsätze von Hans Schreiber und Andern.

* **Leitmeritzer Zeitung.** XXXII, 37. Alt-Leitmeritz (Schluß). — 37. 38. 39. 42. Böhrl A., Die Lösung der Wohnungsfrage auf dem Wege der Selbsthilfe. — 38. Prüll A., Eine Seelenrettung. — 39. Haubel J., Eine vergessene Burgruine im böhmischen Mittelgebirge. — Ankert S., Der große Brand in Hirschberg am 30. Mai 1842.

* **Tetschen-Bodenbacher Zeitung.** XLVII. 40. Kirchner A., Die ersten ausgegrabenen Denkmäler aus Tetschens Vorzeit.

* **Zeitschrift für österreichische Volkskunde.** VIII, 1—2. Ankert S., Bienenzucht und Bienenzauber im nördlichen Teile Böhmens. — Verein für Egerländer Volkskunde.

* **Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien.** LIII, 3. Juritsch G., Ein Vorschlag zur Reform der mündlichen Maturitätsprüfungen.

* **Zeitschrift für Sozialwissenschaft.** V. 5: Rippert J., Ueber den Ursprung des Adels, an der Hand der Geschichte des Adels in Böhmen.

* **Archiv für slavische Philologie.** 24. Berneder G., Ein Katechismus Trubers von 1567.

* **Mitteilungen der k. k. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.** 3. Folge. I. 1—3: Grüber P. Gotthische Wandmalereien. (Aus dem romanischen Kirchlein zu Hofin bei Budweis.)

* **Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark.** L. Heft. Schönbach Anton G., Miscellen aus Grazer Handschriften 4. Reihe. (Auch als Sonderabdruck. Graz 1902.)

* **Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel.** II, 3. Schmerber G., Arthur Mahlers „Polyklet und seine Schule.“

* **Beiträge zur chemischen Physiologie und Pathologie.** II. Heft 1—3. Wiener Hugo, Ueber synthetische Bildung der Harnsäure im Tierkörper. II. Reihe. Arbeiten aus dem pharmakologischen Institute der deutschen Universität zu Prag. (Ausgeführt mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen.) Zugleich Sonderabdruck. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 85 S.

* **Neue Bahnen.** II, 8. Stibitz J. Mein Lied. Gedicht — 10 Desteren F. W. v., Peer Gynst.

* **Deutsche Dichtung.** XXXII, 4. 5. Virsch G., Frühlingsnacht. — Virgatum gehen. (Gedichte).

* **Velhagen & Klasing's Monatshefte.** XVI. 9 Salus G., Ständchen. (Gedicht). — 10. Castor, Pilsen als Bierstadt.

* **Leipziger Illustrierte Zeitung.** Nr. 3071. Wiedergabe von Em. Degener's Delgemälde „Treiber“.

* **Neues Wiener Tagblatt.** 18. Mai Feischner L., Der volkswirtschaftliche Unterricht in Bürgerschulen.

* **Reichspost.** 1902. Nr. 100. Dehl W., Literarischer Stoffwechsel.

* **Allgemeine Zeitung** (München). Beilage. 1902. Nr. 102. 103. Winter-nig W., Das Schicksal im Glauben und Denken der Indier.

* **Berliner Tagblatt.** Beilage Zeitgeist. 5. Mai. Desteren F. W., von, „Brannte das Licht?“ Skizze.

* **Vossische Zeitung.** Nr. 213. Solzner G., Allerlei Sprachgeschichtliches.

* **Literarisches Beiblatt** zum „Mähr.-schles. Korrespondent“ vom 10. Mai 1902. Nr. 5.

Dedda Sauer (mit Bild), Son-
mertag. — Biographisches. — Gedicht.

* **Deutsche Erde.** Beiträge zur Kenntnis deutschen Volks-tums allerorten und aller-zeiten. Herausgegeben von Prof. Paul Langhans. I 1 Gotha, Justus Perthes.

Mit dieser Nummer beginnt eine neue Zeitschrift, die erwachsen ist aus einer Beilage zu Perthes' Mitteilungen und die es sich zur Aufgabe setzt, das Werden, Wachsen und Wandern des deutschen Volkes und die Ausbreitung seiner geistigen und sachlichen Kultur auf der ganzen Erde zu verfolgen. Was immer Anthropologie und Völkerkunde, Geschichte- und Sprachfor-schung, Volkskunde und Statistik, Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Rechts- und Staatswissenschaft, Schrift-tum und Kunst zur Kenntnis deutscher Volks- und Stammeseigenart bei-steuern, faßt die „Deutsche Erde“ zu einem neuen Wissenschaftszweige, der Deutschkunde, zusammen.“ Die Zeit-schrift ist gut ausgestattet und mit Karten versehen. Schon die erste Nummer nimmt bei den Besprechungen, sowie bei dem Abschnitte: Deutsche Gewinn- und Verlustliste für Oester-reich 1901 von J. Ziemmrich auf Deutsch-böhmen Rücksicht. Größere Aufsätze sind über unser Gebiet in Aussicht gestellt, so werden wir noch öfter Ge-legenheit haben auf diese Zeitschrift hinzuweisen, deren Erscheinen wir aufs herzlichste begrüßen.

* **Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.** Wirkliches Mitglied Prof. G. Goldschmidt überreicht eine in seinem Privat-laboratorium fertig gestellte Arbeit von Rud. von Daxlinger „Die Herstellung künstlicher Diamanten aus Silikat-smelzen.“ Vorgelegt wurden ferner Arbeiten von Prof. M. Pelikan „Beiträge zur Kenntnis der Zeolithen Böhmens. I. Ein neues Vorkommen von Groß-Priefen. Von Doctrat Kelle: „Untersuchungen über das Speculum ecclesiae des Honorius und die Libri deflorationum des Abtes Werner von St. Blasien.“

Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.

* **Beschlüsse der Vollversammlung** vom 31. Mai 1902. Zu korrespondierenden Mitgliedern wurden auf Antrag der Abteilung für Wissenschaft gewählt: J. J. Ammann, Professor am Gymnasium in Krummau, Dr. W. Toischer, Direktor des Gymnasiums in Saaz und Dr. H. Wolkán, Skriptor an der Universitätsbibliothek in Wien, die alle drei bedeutende Leistungen auf dem Gebiet der deutsch-böhmischen Litteraturgeschichte aufzuweisen haben. — Die Stanka-Stiftung (Erträgnis 1902 für Künstler) wurde dem Maler Heinrich Jakesch in Prag verliehen. — Beschlossen wurde den nächsten Band der Bibliothek deutscher Schriftsteller in Böhmen: Briefwechsel zwischen Goethe und dem Grafen Kaspar Sternberg, herausgegeben von Prof. A. Sauer, den Teilnehmern des im September in Karlsbad stattfindenden Naturforschertages als Geschenk der Gesellschaft zu überreichen. Ferner die Mitwirkung an der vom Verein deutscher bildender Künstler in Prag zu veranstaltenden Ausstellung deutsch-böhmischer Künstler (Wien, Salon Miethke, 1. November 1902 bis 31. Januar 1903) unter gleichzeitiger Beteiligung am Preisaus schreiben für die Plakate und an der Subskription der vorbereiteten deutsch-böhmischen Künstlermappe. (Kredit 5000 K.) Bewilligt wurden neue Kredite für die Fortsetzung der „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde,“ und für die Skizzenmappe der Gesellschaft, Stipendien an die in München studierenden Kunstakademiker Dugo Steiner (aus Prag) und Fritz Gärtner (aus Aussig), schließlich eine Subvention zu einer kunstgeschichtlichen Forschungsreise nach Italien dem Kunstso Dr. G. Pazzaurek in Neichenberg.

* **Bericht der volksekundlichen Kommission.** 1. Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde geleitet von Prof. Dr. A. Hauffen: Das im Vorjahre erschienene Heft IV 1, „Grüner, Ueber die ältesten Sitten der Egerländer 1825 für Goethe niedergeschrieben, herausgegeben von Alois John“ hat

rasch eine große Verbreitung gefunden und eine Fülle von durchaus anerkennenden Besprechungen erfahren, nicht nur in fast sämtlichen deutsch-böhmischen Zeitungen und Zeitschriften, sondern auch auswärts (z. B. Beiträge zur Allgemeinen Zeitung 1902 Nr. 82; Globus LXXXI, 3; Zeitschrift f. Volkskunde, Berlin, XII, 1; Neue freie Presse u. s. w.) — Heft I, 2 G. Laube „Volkstümliche Ueberlieferungen aus Tepliz und Umgebung“ ist vollständig vergriffen und muß — es ist dies bisher der erste Fall bei einer Veröffentlichung der Gesellschaft — neu aufgelegt werden. Die zweite bereits in Druck befindliche Auflage wird vielfache Erweiterungen aufweisen, u. a. neue Erzählungen nach dem Volksmunde und Abbildungen von 4 alten Bauernhäusern aus der Umgegend von Tepliz. — Im Verlaufe des Jahres 1902 erscheint ferner auch Heft IV, 2 A. John, „Geschichte und Volkskunde des Dorfes Oberlohma bei Eger,“ die mit Bildern und Karten versehen wird, und die eine Probe für die wünschenswerte Durchführung weiterer Monographien deutsch-böhmischer Dörfer abgeben soll. — 2. Sammlung der volkstümlichen Ueberlieferungen. Diese wurde im Sommer 1900 abgeschlossen (siehe Mitteilung Nr. XI der Gesellschaft). Nachträglich liefen noch ein: von Oberlehrer W. Elsner in Nieder-Mositz Beiträge zum Aberglauben, von Bürgerschullehrer Wenzel John in Gablonz Flurnamen, von Lehrer Anton Hauptvogel in Aussig Bräuche, von Marie Bayerl in Silberberg volkstümliche Lieder, von Realschullehrer Leo Reidl ein Weihnachtsspiel aus Dux, von Bürgerschullehrer Karl Fischer in Gablonz umfangreiche und gewissenhafte Antworten des Fragebogens, Abbildungen u. s. w. (unter anderen ein Aquarell: Mittelhaus in Schumburg), endlich als Geschenk des Bundes der Deutschen in Böhmen 70 große photographische Aufnahmen von Bauernhäusern, Kirchen, Hausrat, Trachten und hundert deutsch-böhmischen Ansichtskarten. — Die Kommission für deutsch-böhmische Volkskunde (Vertreter Dr. Hauffen) ist der Abteilung für Volkskunde innerhalb des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine beigetreten.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Fußgasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg D. W. Callweg in München.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

Juli—August 1902

Heft 10/11

**Eingedenk der Väter
unerschütterlich treu unserem Volke!**

Wahlspruch des Vereins für
Geschichte der Deutschen in Böhmen.

Wallenstein.

Eine Studie von **Ottokar Weber**.

Mit besonderer Leidenschaftlichkeit hat sich die wissenschaftliche Forschung der Gestalt des Wallensteiners bemächtigt, ungeheuer angeschwollen ist die Litteratur über ihn, die Bibliographie derselben umfaßt nicht weniger als 2081 Nummern; die verschiedensten Anschauungen sind darin vertreten: eine, die ihn als einen Mann feiert, aus dessen Geschick der Dichter die schmachvolle Lehre „Dank vom Hause Habsburg“ gezogen hat; eine andere, die in ihm vom ersten Augenblicke an den schwarzen Verräter an Kaiser und Reich, den geborenen politischen Intriganten sieht.

Aber auch in der nicht wissenschaftlichen Welt ist er bekannter, als mancher andere historische Held, auch hier begegnet man des Oefteren der Frage: ist Wallenstein schuldig oder unschuldig? Das verdankt er wohl zumeist dem Umstande, daß sich frühzeitig die Dichter seiner bemächtigt haben und daß nach den mehr oder weniger unvollkommenen Versuchen eines Claphorne, Komarek, Halem der Genius Schillers diesen Mann erfaßt, ihm in bisher unübertroffener Meisterschaft wieder Leben eingehaucht und ihn zum Gemeingute aller Gebildeten gemacht hat.

Was Schiller vor mehr als hundert Jahren, des kritischen Rüstzeugs unserer Zeiten bar, intuitiv, mit den Augen des Sehers Vergangenheit und Zukunft gleichzeitig meisternd, in seinem Helden erschaut, dem soll

hier der Wallenstein entgegengehalten werden, der sich auf Grund der neuesten Forschung dem unbefangenen Auge des Historikers darstellt.

Einer alten, weitverzweigten Familie ist Wallenstein entsprossen; im 13. Jahrhunderte begegnet uns eine Burg Waldstein zwischen Groß-Stein und Turnau, nach der das Geschlecht sich benennt. 1509 trennt sich von dem Hauptstamme eine Arnauer Linie ab; dieser gehörte der Vater unseres Waldstein, Wilhelm, an; durch Heirat mit einer vermöglichen Dame, Margarethe von Smiřich, erwarb er das Gut Ěřmanitz bei Nachod und hier kam am 24. September 1583 Albrecht Wenzel Eusebius zur Welt; zwei ältere Brüder waren vor ihm gestorben, zwei Schwestern folgten auf ihn. Aus „Waldstein“ hatten bereits die Tschechen, der Konsonantenhäufung „ldst“ abhold, „Valstejn“ gemacht; als dann Spanier und Italiener häufiger mit dem Namen in Berührung kamen, war ihnen aus gleichem Grunde „Valstain“ bequemer, woraus dann „Wallenstein“ wurde. Unser Held hat sich beider Formen bedient, in seiner späteren Zeit aber mehr der zweiten, unter der ihn auch Schiller unsterblich gemacht hat.

Den Lehren der Böhmisches Brüdergemeinde und sohin auch der tschechischen Nationalität gehörte die Familie an. Wenig wissen wir von der Kindheit Albrechts; frühe verlor er Vater und Mutter; unter der Obhut eines Oheims, Slawata von Chlum und Roschlumberg, wuchs er heran; aus dem Städtchen Chrast ward ihm der erste Unterricht, der dann auf der lutherischen Akademie Goldberg in Schlesien, einer damals schon wenig bedeutenden Schule, fortgesetzt wurde. Um die Wende des Jahrhunderts finden wir den Jüngling auf der lutherischen Akademie Altorf bei Nürnberg, die in der heutigen Universität Erlangen weiterlebt. Dem tollen, wüsten Studentenleben schloß sich der junge Albrecht mit Begeisterung an; gelernt wurde nichts, dafür viel getrunken, gelärmt und gesofchten. Leicht faß den jungen Leuten der Degen in der Scheide und wenn sie dann des Weines voll in der Jugend überschüssiger Kraft und Thatenlust durch Markt und Gasse stürmten — manchmal geführt von Professoren, vom Rektor selbst — da wurde auf dem Wege zer schlagen, was sich im Wege befand, gleichgiltig ob ein leblos Ding, ein Tier oder ein Mensch. Auch Karzerstrafen, die Albrecht und seine Kumpane trafen, läuterten nicht; im Gegenteil, auf des Karzers Langweile und Stille mußte doppelt lärmendes Leben gesetzt werden. Da stieß einmal der Degen von Waldsteins Begleiter zu tief in eine junge Menschenbrust; es gab argen Lärm, der Betroffene war ein Altorfer Knabe, die Sippen forderten Gerechtigkeit, der Waldsteiner sollte relegiert werden, verließ aber die Akademie freiwillig.

Auf diese seltsamen Lehrjahre folgten die Wanderjahre; er durchreiste Deutschland, Frankreich und Italien, soll in letzterem Lande auf den Hochschulen Padua und Bologna das in Deutschland Verjämte nachgeholt und sich seine Sitte angeeignet haben. Genaueres ist darüber nicht erhalten. Frühzeitig treffen wir ihn im Hofdienste, zuerst wird er als Page des Markgrafen von Burgau, Sohnes der Philippine Welser, genannt; als solche dienten damals auch ältere Jünglinge. Aus dieser Zeit wird die wunderbare Mär berichtet, daß der Schlafende von einem Fenster der Burg in Innsbruck herabgefallen sei, da er unverletzt geblieben, unter dem besonderen Schutze der Jungfrau Maria zu stehen meinte und deshalb zum katholischen Glauben übergetreten sei. Vergebens suchen eben die Biographen — von dem ältesten Gualdo Priorati an — nach einer einleuchtenden Erklärung für seinen Glaubenswechsel. In obiger Erzählung wird man vielleicht nur den Wunsch erkennen, nachträglich in der Jugendzeit eines großen Mannes etwas Außerordentliches nachweisen zu können. Es kann immerhin aber doch ein wirkliches Erlebnis zu Grunde liegen, das in dem bald zu überirdischem Verkehre hinneigenden Jünglinge das Gefühl geweckt oder gefördert haben mag, er sei zu Großem berufen.

Eine Lieblingsbeschäftigung der Gebildeten war damals die Sternkunde, aber nicht zu wissenschaftlichen Zwecken, sondern um durch die Stellung der Gestirne Schicksal und Lebenslauf vorauszubestimmen. Das Sternenzelt wurde in Segmente geteilt: die Häuser, und ein jedes solches Stück Himmel hatte eine festliegende Bedeutung: Haus des Lebens, Haus der Brüder, der Liebe, der Ehren u. j. w. Wie nun in diesen Himmels teilen zu einer ganz bestimmten Frist, z. B. im Momente der Geburt des Betreffenden, die Sterne standen, daraus erkannte man die Zukunft. Man nannte das die Nativität. Auch dazu war eine größere Kenntnis des gestirnten Himmels nötig und gerade die bedeutendsten Astronomen jener Zeit, wie Johannes Kepler, gaben sich mit solchen Dingen ab; letzterer klagt darüber: „es ist wohl diese Astrologie ein närrisches Töchterlein, aber lieber Gott, wo wollt ihre Mutter, die hochvernünftige Astronomie bleiben, wenn sie diese ihre närrische Tochter nit hätt? Auch sind sonst der Mathematicorum Salaria so selten und gering, daß die Mutter gewöhnlich Hunger leiden würde, wenn die Tochter nichts erwürbe.“ Aber gerade solche Männer wie Kepler erhoben diese Narrheit etwas zu psychologischer Höhe „die Sterne allein enträteln nicht die Gesichte des Menschen; das Gemüt, die Seele, Vernunft, Kraft, Leibesgestalt desjenigen Menschen, dem es begegnen soll, müssen erwogen werden: fintemal Alles was der

Mensch vom Himmel zu hoffen hat, da ist der Himmel nur Vater, seine eigene Seele ist eben die Mutter dazu.“ Wir besitzen nun von demselben Astronomen die Nativität Wallensteins, die er im Jahre 1609 berechnet hat, also zu einer Zeit wo noch nichts die spätere Bedeutung des Mannes vorherkünden konnte. Als Lebensregenten wurden Saturn und Jupiter bestimmt, „ersterer macht müßige, melancholische, allzeit wachende Gedanken, Alchymiam, Magiam, Zauberei, Gemeinschaft zu den Geistern, Verachtung und Nichtachtung menschlicher Gebote, Sitten, auch aller Religion, macht Alles argwöhnisch und verdächtig, was Gott oder die Menschen handeln, als wenn es alles Betrug wäre; solches wird ihm zu merklichem Nachtheil und Verachtung bei denen, mit welchen er zu konversieren hat, gedeihen, daß er für einen einsamen, leichtschätigen Unmenschen wird gehalten werden. So wird er auch unbarmherzig, ohne brüderliche und eheliche Liebe, geizig, betrügerisch, ungleich im Verhalten, meist stillschweigend, auch streitbar, unverzagt sein. Es ist aber das Beste an dieser Geburt, daß Jupiter darauf folgt und Hoffnungen machet, mit reiserem Alter werden sich die meisten Untugenden abwezen und also diese seine ungewöhnliche Natur zu hohen wichtigen Sachen fähig werden. Dann sich nebenst auch bei ihm sehen lassen großer Ehrendurst und Streben nach zeitlichen Dignitäten und Macht, dadurch er ihm viel größer und heimlicher Feind machet, aber denselben meistens abliegen wird.“

Mußte eine solche Schicksalsverkündung auf einen ehrgeizig und ungewöhnlich veranlagten Mann nicht einen großen Einfluß ausüben und manchmal geradezu bestimmend einwirken? Waldstein, der diese Wissenschaft wahrscheinlich in Padua kennen gelernt hat, ist denn auch Zeit seines Lebens ihr, die ihm so große Versprechungen gemacht hat, unterthan geblieben; er hat selbst die Sterne beobachtet und sich Hofastrologen gehalten, auch Kepler war unter diesen; in der letzten größten Periode seines Lebens, wo er besonders einer überirdischen Führung bedurfte, war der Genuese Zenno (bei Schiller Seni) der Mann seines Vertrauens, aber auch noch andere Astrologen frug er gleichzeitig um Ansicht und Kunde. „Die Sterne lügen nicht“ läßt ihn der Dichter sagen: Rat, Trost und — Rechtfertigung hat sich Wallenstein bei ihnen geholt. —

Der langandauernde Krieg mit den Türken, dessen Schauplatz Ungarn und Siebenbürgen war, bot ihm leichte Gelegenheit sich als Soldat zu versuchen. Wir finden ihn 1604—5 dort unter dem kaiserlichen Feldherrn Georg Basta nicht unrühmlich fechten. Diese kurze militärische Thätigkeit genügte, um ihn den böhmischen Ständen für ähnliche Posten zu empfehlen,

er wurde von ihnen zum Kriegskommissär, dann bald zum Obersten eines Regiments Fußvolk bestellt. Der Friede von Szitva Török (1606) setzte aber auch dieser Carriere ein Ende.

Aus diesen Jahren wissen wir wenig von Wallenstein, was um so bedauerlicher ist, als er wahrscheinlich damals den wichtigen Schritt gethan hat, für den uns eine bestimmte Begründung fehlt: den Uebertritt zum katholischen Glauben. Sein ganzer Bildungsgang, die Beziehungen zu dem charaktervollen Führer der Protestanten in Mähren, Karl von Zierotin, der vielleicht schon früher, wie auf andere junge Adelige, so auch auf Albrecht einen gewissen Einfluß ausgeübt hat und 1604 dessen Schwester, Katharina Anna, heiratete, sowie mancherlei andere Umstände lassen darauf schließen, daß er bis dahin der Religion seiner Väter treu geblieben war. Nun hören wir 1607 zum ersten Male, daß er zur heiligen Messe geht. Wir wissen nicht, wer da auf ihn eingewirkt hat. Sein streng katholischer Oheim, Ramka von Ríčan, sein langjähriger Gönner und Freund, Karl von Liechtenstein, der vor wenigen Jahren übergetreten war, oder der menschenkundige und geschickte Jesuit P. Veit Pachta, der Beichtvater jenes Oheims? Vielleicht war es auch der Wunsch des jungen aufstrebenden Mannes in der Welt des katholischen Hofes eine größere Rolle zu spielen. Jedenfalls hat P. Pachta, der damals Regens des Olmüzer Jesuiten-Convicts ist, später nach Gründung der Brünnner Anstalt Rektor derselben wurde, von jetzt ab einen starken Einfluß auf Albrecht von Waldstein ausgeübt. Die Jesuiten waren in jenen Jahrzehnten zunächst berufen, auf die gebildeten Elemente im katholischen Sinne einzuwirken; durch Predigen, durch Beicht hören, durch persönlichen Verkehr wurden sie die ersten Vorkämpfer der Gegenreformation in den österreichischen und deutschen Ländern, die ja zum großen Teile von dem Protestantismus erobert worden waren. Naturgemäß mußte in diesem Kampfe einem Orden die führende Rolle zufallen, der im Gegensatz zu der mönchischen Abgeschlossenheit früherer Klostervereinigungen, werbend und streitend ins Leben hinaustrat. Für die unteren Volksschichten hat ihm der Kapuzinerorden wirksame Beihilfe geleistet. Auch das nationale Moment hat der Orden Jesu in seiner Bedeutung zu erfassen gewußt; er ist in Böhmen besonders der tschechischen Richtung entgegen gekommen.

Nicht als ob Waldstein sofort zum eifrigen Anhänger des streitbaren Katholizismus geworden wäre. Er hat die Verbindung mit seinem Schwager Zierotin trotz des Todes der Schwester aufrecht erhalten, ja über dessen Empfehlung ist er in die Dienste des Erzherzogs Mathias

getreten, der in politischer wie in religiöser Beziehung eine vermittelnde Stellung einnahm. Es mag ihn da eine gewisse Klugheit, die ihn nie im Stiche gelassen hat, bewogen haben ohne Rücksicht auf den alternden geistig nicht mehr normalen Kaiser Rudolf II., lieber sich dem Gefolge des voraussichtlichen Thronfolgers anzuschließen und den Einfluß Zierotins in dieser Beziehung auszunützen.

Die neugewonnene Sympathie des Jesuitenordens für Waldstein äußerte sich bald in einer sehr wertvollen Weise. Lukrezia Refes von Vandes — eine Katholikin — war eben Witwe nach Herrn Archleb von Bičkov geworden, der ein eifriger Protestant gewesen war. Um die reichen Güter, über die Lukrezia jetzt allein zu verfügen hatte, Bsetin, Nimmitz, Lukov, Bsetul dem katholischen Glauben zu sichern, strebten die Jesuiten eine Wiederverheiratung der Witwe mit einem verlässlichen Katholiken an. Als solchen scheint Pachta unseren Waldstein empfohlen zu haben; der junge Edelmann, der sich bereits einen Namen gemacht hatte, mit seiner eleganten Gestalt, dem interessanten Kopfe, den höfischen Manieren dürfte das Wohlgefallen der ältlichen unschönen Frau erregt haben. Für ihn selbst bedeutete diese Ehe, die 1609 zu Stande kam, ein großes Vermögen und eine bedeutende Stellung. Fortab widmete er sich eifrig der Bewirtschaftung und Rekatholisierung seiner neuen Besitzungen. Er tritt uns ganz als mährischer Landstand entgegen; die Verbindung mit Böhmen löste er, sogar sein Erbgut Hermanitz überließ er einem Verwandten. Sein Reichthum ermöglichte es ihm am Hofe des Erzherzogs — seit 1612 Kaisers — Mathias mit Glanz und Pracht aufzutreten, wobei manchmal das ökonomische Gleichgewicht seiner Einnahmen ins Schwanken geriet und durch Verkäufe von Maierhöfen und Aufnahme von Anlehen ins Gleichgewicht gebracht werden mußte.

Seiner Gattin scheint er ein guter Ehemann gewesen zu sein; 1614 schied sie aus dem Leben, er hat ihr über das Grab treues Andenken bewahrt und mehrere Jahre später ihren Leichnam in die von ihm gegründete Karthause Walditz bei Gitschin übertragen lassen. Sonst ist er sicher im Geiste seiner Zeit kein Tugendspiegel gewesen; Spielen und Trinken waren die Hauptlaster von dazumal, und auch Waldstein schreibt seine Erkrankung im Jahre 1620, die als dauernden Gast das Podagra zurückließ, dem vielen Saufen zu.

Wie angedeutet, blieb er trotz seines Glaubenswechsels im festen Kontakte mit dem protestantischen Teile des mährischen Adels; 1615 wird er zum Obersten eines ständischen Regiments ernannt. Dabei weiß er

aber wiederum den Zusammenhang mit der Zukunft sich zu sichern; da Mathias kinderlos ist, ruht Habsburgs Hoffnung auf dem steirischen Ferdinand; an ihn schließt sich auch Walbstein an; er tritt als Kammerherr in seine Dienste und benutzt eine 1617 sich darbietende Gelegenheit, um sich den Erzherzog zu verpflichten. Als Landesherr in Krain ist dieser in Konflikt mit den Venetianern geraten, es kommt zum Kriege. Da rüstet Walbstein auf eigene Kosten ein paar Fähnlein Reiterei und Fußvolk aus und zieht Ferdinand zu Hilfe. Von keiner großen Waffenthat der Truppen wird uns bezeugtermaßen berichtet, aber der Erzherzog mußte diese uneigennütziges That mit lebhaftem Dankgeföhle vergelten, und wahrscheinlich sind sich damals die beiden Männer im losen Verkehre des Krieges, ohne höfische Beschränkung, näher getreten.

So hatte Walbstein sein fünfunddreißigstes Lebensjahr fast erreicht, als 1618 die Katastrophe eintrat, die aus unruhigen Zeiten politischer Erwartung die gewaltsame Lösung des dreißigjährigen Krieges schuf und damit Verhältnisse zeitigte, in denen ein groß angelegter Mensch voll Ehrgeiz, voll Selbstvertrauen, ohne sonderliche Skrupel über Moral und Recht, dem ja auch der Beistand dunkler Mächte sich augenscheinlich nicht versagte — man denke an Keplers Horoskop — Gewaltiges erreichen konnte, was in ruhigen Zeiten eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

Mit wenigen Strichen mag das Bild der Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege hier geschildert werden.

Das bedeutende Werk Luthers, gemeinhin die Reformation genannt, hätte niemals so gelingen können, wenn es sich dabei lediglich um die Eroberung der Geister gehandelt hätte. Aber es waren auch andere Dinge im Spiele, andere Triebe der Menschen wurden ausgelöst. Es wurde ein Kampf um Macht und Besitz. Konnten doch nunmehr reiche Besitzungen der römischen Kirche in weltliches Besitztum umgewandelt werden, hörte doch die Abhängigkeit der Deutschen in Geldsachen von Rom auf; viele Tausende von Gulden, bisher in Form von Sporteln, Zehnten, Annaten an die Kurie gezahlt, blieben nunmehr im Lande. Noch mehr, der Fürst, der soweit nur Herr über Leib und Leben seiner Unterthanen gewesen war, wurde es jetzt auch über die Seelen, da er Oberhaupt der neuen protestantischen Landeskirche wurde. Und was im Dienste der Wohlthätigkeit, der Gelehrsamkeit, der Armenpflege von der römischen Kirche geleistet worden war, wurde jetzt verweltlicht, um nicht zu sagen verstaatlicht. Freilich sehr oft zum Schaden der Menschlichkeit und des Menschentums, aber es ward doch zur neuen Waffe für die weltliche

Fürstenmacht. So wurde der religiöse Kampf des 16. Jahrhunderts bald zu einem Kampfe um Macht und Besitz.

Vorübergehend schuf der in Augsburg 1555 geschlossene Religionsfriede einen Ausgleich zwischen den streitenden Parteien. Der Landesherr erhielt, sofern er weltlichen Standes war, das Recht, den Glauben seiner Unterthanen zu bestimmen. In Besitzungen geistlicher Fürsten sollten auch Andersgläubige wohnen dürfen, dafür aber der geistliche Fürst, wenn er Protestant wurde, seinen Besitz verlieren. Der damals bestehende Besitzstand der Katholiken und Protestanten sollte unveränderlich bleiben.

Für den aus so verschiedenen Ursachen entstandenen Kampf der Glaubenden und Besitzenden konnten diese Bestimmungen kein endgiltiges Hemmnis bilden. Gewaltthätig wird weiter reformirt und katholisirt, oft werden Bischöfe und Äbte protestantisch, ohne darum auf ihren Besitz zu verzichten.

Gleichzeitig aber schwingt sich das durch alle diese Umstände gestärkte Landesfürstentum zu immer größerer Machtausübung gegenüber dem römisch-deutschen Kaisertum auf. Schon werden Bündnisse mit dem Auslande gegen den obersten Herrn im Reiche geschlossen. Die Verhältnisse greifen sogar über die religiösen Parteiungen hinüber; oft finden wir das katholische Bayern auf habsburgfeindlicher Seite, das lutherische Sachsen auf Seiten des Kaisers. Innerhalb der Fürstentümer kämpfen wieder die ständischen Herren gegen die anschwellende Fürstengewalt an.

Im ganzen können wir um die Wende des 17. Jahrhunderts von einer Erstarkung des Katholizismus reden, gestützt auf die im Trienter Konzile neu geläuterte Kirche, gestützt auf den Jesuitenorden, unterstützt von dem zunehmenden Zwiste zwischen Calvinisten und Lutheranern im anderen Lager; ebenso können wir von wachsendem Zerfalle kaiserlicher Macht sprechen, bedingt auch durch Kaiser Rudolf II. unglückliche Persönlichkeit.

Zu den religiösen und politischen Kämpfen kommt in Böhmen noch der nationale Gegensatz hinzu. Die protestantischen Herren sind auch tschechisch gesinnt; das starke Selbstbewußtsein, das Unabhängigkeitsbedürfnis des böhmischen Adels wird durch religiöse und nationale Motive gegenüber den regierenden Habsburgern wesentlich verstärkt. Während im Reiche sich die Parteien in die katholische Liga und die protestantische Union sondern, zum zukünftigen Kampfe rüsten, gelingt es in Böhmen, dem müden Kaiser Rudolf den Majestätsbrief abzurufen, protestantisch-nationale und ständische Vorteile zu sichern. Die Zeit des Kaisers Mathias,

1612—1619, bedeutet im allgemeinen eine Störung im ganzen Flusse der Dinge, nur in Böhmen verschärfen sich die Gegensätze immer mehr; 1618 kommt es zum Losbruche. Die Protestanten, besorgt vor der Zukunft, wollen rechtzeitig das Errungene, auch mit Gewalt, sicher stellen. Am 23. Mai werden zwei ihnen mißliebige kaiserliche Statthalter, die Herren von Martiniz und Slavata, aus einem Fenster der Prager Burg in den Schloßgraben hinabgeworfen. Diese drastische Aeußerung ihres Unwillens begleiten die tschechischen Herren mit nicht mißzuverstehenden Entschlüssen, auch gegen die Wiener Regierung ihren Standpunkt zu verteidigen; sie wappnen sich zu äußerstem Kampfe. Bald darauf stirbt der friedliche Kaiser Mathias. Sein Nachfolger ist sein Neffe, Ferdinand von Steiermark, der von den Jesuiten in Ingolstadt erzogen worden war und in seinen Erblanden den katholischen Glauben mit rücksichtsloser Hand wieder hergestellt hatte.

Einen solchen Landesherren wollten die Böhmen nicht; obwohl sie ihn bereits früher als König „angenommen“ hatten, schritten sie, auf alte Vorrechte sich stützend, jetzt zu neuer Wahl und riefen den jungen Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich V., den Schwiegersohn Jakob I. von England, auf den böhmischen Thron. Und dieser ehrgeizige Fürst, bauend auf die Unterstützung der Protestanten in und außer dem Reiche, folgte dem lockenden Rufe. Krieg brach aus zwischen Böhmen und Oesterreich; es war der Anfang des furchtbaren Kampfes, der dreißig Jahre lang die deutschen Lande verheeren und das Reich an den Rand des Abgrundes bringen sollte.

Die Böhmen wollten zunächst die Unterstützung der sogenannten Nebenländer der böhmischen Krone, Mähren und Schlesien, gewinnen. Ihr zielbewußter Führer war Graf Mathias Thurn. Die protestantische Mehrheit der mährischen Stände zeigte nicht übel Lust, den böhmischen Herren sich anzuschließen. Sie rüsteten und brachten ihre ständischen Regimenter zusammen. Eines derselben hatte, wie wir wissen, Albrecht von Waldstein zu befehligen, dazu war er von den Ständen in Eid und Pflicht genommen worden. Dieser weiterdenkende Mann konnte aber unmöglich etwas Ersprießliches aus dieser Aktion sehen; seine Ueberzeugung, sein Vorteil riefen ihn an die Seite Ferdinands. Statt allein zu kommen, nahm er indes sein Regiment und eine ihm anvertraute ständische Rasse mit.

Als er bei den Untergebenen Widerstand fand, schoß er seinen Oberstwachmeister eigenhändig nieder und ritt mit den gehorjam gebliebenen

Soldaten — es waren das freilich recht wenige — und mit 96000 Thalern ständischen Geldes nach Wien.

Es war das erstemal, daß er Politik über Treue gesetzt hat. Freilich hatte er insofern eine Entschuldigung, als er kurz vorher vom Kaiser zum Obersten eines Kürassierregiments ernannt worden war und sich offenbar nur mehr in Ferdinandischen Diensten stehend betrachtete. Aber das konnte doch nur für seine Person maßgebend sein, nicht aber für seine Soldaten. Graf Thurn schrieb damals: „Da sitzt die hoffärtige Bestie, hat die Ehr verloren, Hab und Gut und die Seel, so er nit Buß thut, darf wol ins Purgatorium kommen.“ Diese Worte, obwohl von einem Gegner stammend, sind doch charakteristisch für die Art, wie man im Kreise der Standesgenossen die That Waldsteins beurteilt hat. Ferdinand zahlte wohl den mährischen Ständen einen Teil des geraubten Geldes zurück, wird aber durch die energische That, mit der Albrecht sich ganz als der Seine bekannte, stark beeinflusst worden sein. Damit waren die Würfel gefallen; entgegen ständischen Unabhängigkeitsgelüsten hat dieser sich entschieden auf die Seite der habsburgischen Partei gestellt.

In Böhmen nahm das Schicksal seinen Lauf. Ferdinand war gegen der Böhmen Hoffnung zum römisch-deutschen Kaiser gewählt worden, erlangte in den anderen Erbländern Anerkennung, von seiten der katholischen Mächte, wie Spanien, Bayern Unterstützung; Frankreich, damals politisch unselbständig, blieb neutral; die ersehnte englische und holländische Hilfe für Friedrich V. versagte; die protestantischen Fürsten in Deutschland waren uneins und unentschlossen: das Spiel war ungleich, es ging für den Pfälzer verloren. In der Schlacht am weißen Berge, 8. November 1620, verlor er sein Königreich. Flüchtig verließ er Böhmen und schwer traf ihn des Kaisers rächende Hand; auch sein Stammland wurde ihm genommen, mit seiner Kurwürde später der Bayernfürst bekleidet; die katholische Partei triumphierte.

Wallenstein hatte an diesen Kämpfen kein Teil gehabt; er war krank gewesen. Ende 1620 bekam er aber den Auftrag, nordböhmische Städte, wie Schlan, Laun, Brüx, Saaz, Komotau, Raaben, Schlackenwerth, Elbogen, Aussig, Leitmeritz zum Gehorsam gegen Kaiser und Katholizismus zurückzuführen, was er mit höchster Energie und Rücksichtslosigkeit that. Die Geldauslagen und Brandschatzungen, die er diesen Städten auslegte, ließen ahnen, was der Mann bei noch größerer Machtvollkommenheit dann würde leisten können. Er mußte eben bei dieser Gelegenheit für seine eigene Tasche sorgen. Die mährischen Stände hatten seine Güter mit

Beislag belegt, zugleich hatte er viel Geld angewendet für die Werbung seiner Regimenter — der Kaiser hatte ihm noch ein zweites verliehen. Er war ein Soldat geworden, der ganz auf die Kriegsfortun und auf die Gnade des Kaisers angewiesen war und beides nun in seltener Weise auszunützen verstand, um sich eine neue Stellung zu schaffen. Er entwickelt dabei ein ausnehmendes Geschäftstalent. Bald gelang es ihm wieder in Böhmen festen Fuß zu fassen, ja, als ihm später die mährischen Güter zurückgegeben wurden, entäußerte er sich ihrer sofort.

Mit eiserner Konsequenz war die Rekatholisierung Böhmens durchgeführt worden, zugleich die Bestrafung der Rebellen. Ihre Güter wurden konfisziert, sie an Leib und Leben belangt, die meisten flüchteten.

Zum Statthalter des Landes wurde Karl von Liechtenstein, der Freund Wallensteins, ernannt; er war kurz vorher auch Reichsfürst geworden. Eine Zeit lang scheint das alte harmonische Verhältnis zwischen beiden noch fortbestanden zu haben; Wallenstein wird „Oberster von Prag und Gubernator des Königreichs“, eine Art Landeskommandierender, dann Stellvertreter des Statthalters. Diese machtvolle Stellung hat er in umfangreichster Weise zu seinen Gunsten ausgenützt.

Folgende Ziffern werden einen Begriff von Waldsteins Finanzthätigkeit geben: er erwarb in den Jahren 1622—1633 Güter in Böhmen im Werte von über 7 Millionen Gulden damaligen Geldes (Verhältnis zum heutigen Werte wie 1 : 5), dann hat er um nahezu 4 Millionen Güter wieder verkauft, von den anderen 3 Millionen ist er zwei schuldig geblieben und hat also nur etwa 1 Million gezahlt. Weit über diese Summe hat er dem Kaiser direkt geborgt oder aber zur Werbung und Erhaltung seiner Regimenter, später der Armee, verwendet, endlich hat er auf seinen Gütern sofort große Meliorationen mit bedeutendem Aufwande durchgeführt. Die Deckung dieser großen Ausgaben erreichte er durch die Erträgnisse seiner Güter, die vortrefflich bewirthschaftet wurden — von 1627 an konnte er dem Heere jährlich 70 000 Strich Korn von seinen Gütern liefern; er lieferte ferner Waffen, Kugeln, Tuch u. Sehr groß ist jedenfalls die Kriegsbeute gewesen, die ihm als Oberst, später als General zufließte; wir wissen, daß er allein im ungarischen Feldzuge von 1621 über 300 000 Gulden erhielt.

Von Vorteil war für ihn eine gleichzeitige Münzspekulation. Der Krebschaden in der Finanzwirtschaft jener Zeit war die Unsicherheit des Münzwesens; unzählige Münzstätten gab es ja damals, jeder Landesherr hatte das Recht, Geld zu machen, und bei der Vielheit der Fürsten,

Grafen, Herren, Bischöfe, Äbte, Reichsstädte gab es da ein buntes Durcheinander von Geld. Nun waren wohl durch die Reichstage bestimmte Normen dafür erlassen worden, aber es gab ja keine Instanz, um diese Beschlüsse durchzuführen und so war es eine beliebte Maßregel, Geld zu verdienen, indem man gutes Geld einzog und schlechteres ausprägte.

Man nannte das kurzweg: „Kippen und Wippen“, obwohl dies ursprünglich nur das Beschneiden und das betrügerische Wägen der Münzen bedeutet. Ferdinand II. geriet naturgemäß in den ersten Jahren seiner Regierung gleich in starke Finanznot und half sich durch eine ähnliche Münzverschlechterung. Er verpachtete am 16. Februar 1622 auf ein Jahr das Recht, an sämtlichen Münzstätten in Böhmen, Mähren und Niederösterreich Geld zu prägen, an eine Gesellschaft, an deren Spitze der Kleinseitner Kaufmann De Witt stand, deren Seele der Handelsmann Jakob Bassevi war, der außerdem eine Reihe hoher Persönlichkeiten angehörten, wie die Fürsten Eggenberg und Liechtenstein und auch unser Waldstein. Diese Gesellschaft sollte aus einer Mark reinen Silbers, die bisher im Werte von 37½ Gulden gestanden hatte, 79 Gulden prägen dürfen, also mehr als das doppelte. Dafür hatte sie dem Kaiser für dieses Jahr 6 Millionen Gulden zu zahlen. Um aber noch mehr zu verdienen, wurde der Vertrag in gröblichster Weise überschritten. Wir wissen, daß Albrecht von Waldstein für eingezahlte 5000 Mark Silber die Summe von 617 000 Gulden in langer (neuer) Münze herausgezahlt bekam, also aus einer Mark über 123 Gulden prägen ließ. Und wir wissen, daß andere noch größeren Raub machten. Mit dieser langen Münze hat Waldstein damals einen Teil seiner Schulden gezahlt; andere ist er überhaupt schuldig geblieben und hat sich wiederholt Zahlungen vom Fiskus schenken lassen; besonders ungerne übernahm er die auf seinen neuen Gütern haftenden Hypotheken. Nicht einwandfrei ist dann auch die Art und Weise, wie er sich der Smirichschen Familiengüter — aus der Verwandtschaft seiner Mutter — bemächtigt hat. Der Hauptvorteil für Waldstein lag aber jedenfalls darin, daß er seine Güter großen Konfiskationen verdankte und sie da jedesmal zu sehr niedrigem Schätzungspreise zuerkannt bekam. Allerdings wird man dabei immer berücksichtigen müssen, daß er dem Kaiser große Summen Geldes zu verschaffen verstand, bar oder durch Stellung von Soldaten, für die er von jenem Ersatz und Vergütung mit Recht zu heischen hatte. Hauptsächlich hat er seinen Besitz in den Jahren 1622—24 erworben, als die Güter der Anhänger Friedrichs von der Pfalz eingezogen wurden; noch einmal bot sich ihm aber solche

Gelegenheit, die er auch nicht ungenutzt vergehen ließ, als 1632 Böhmen von den Sachsen besetzt worden war und auch da sich zahlreiche Adelige zu ihrem Schaden mit dem Feinde eingelassen hatten, auch diese wurden dann 1633 durch Einziehung ihrer Besitzungen bestraft.

Der ganze Besitz Waldsteins umfaßte schließlich über 3000 Quadratkilometer; wir finden darunter folgende Güter: Friedland, Reichenberg, Böhm. Mita, Altenburg, Arnau, Drum, Hirschberg, Hohenelbe, Horitz, Hühnerwasser, Kopidlno, Rumburg und Aulibitz mit Jičín, Böhm. Leipa, Neuschloß, Riemes, Semil, Skal, Smidar, Trnowan, Turnau, Weißwasser; 105 kleinere Güter, darunter Münchengrätz, Wartenberg, Miletin, Hermanseifen, Forst, Gutwasser, Starkenbach. Ebersdorf hat er selbst zu Lehen gegeben und darüber eine Art Oberlandesherrlichkeit bewahrt. Einer ganzen Reihe von großen und wertvollen Besitzungen hat sich Waldstein bald wieder entäußert, wie Adersbach, Dimofur, Konopist, Schwarzkostelež, Alt-Vieken bei Prag, Neustadt a. d. Mettau, Teinitz, Zäsmuk. Acht Städte zählte er in seinem Besitz: Mita, Friedland, Gitschin, Leipa, Münchengrätz, Reichenberg, Turnau, Weißwasser. Er war sichtlich bemüht, seinen Güterkomplex abzurunden und in kompakter Masse in Nordböhmen an die Grenzen von Schlesien und der Lausitz anstoßend zu erhalten.

Da damals nicht nur Richtenstein, sondern auch die Eggenberge in den Reichsfürstenstand erhoben worden waren, mochte ihm bald ein Ähnliches vorschweben, frühzeitig vielleicht der Gedanke in ihm aufkommen, einen möglichst großen Besitz möglichst unabhängig zu besitzen; leichter mußte ein solches Fürstentum unabhängig gemacht werden, wenn es nicht inmitten eines Landes lag, sondern wenn es aus der Mitte anderer Provinzen oder Erbländer sich als neue Provinz herauskristallisierte.

Seine Stellung verstärkte er in jener Zeit durch eine zweite Heirat; er führte 1623 die Tochter des angesehenen Grafen Karl von Harrach, Jjabella Katharina, heim; aus dieser Ehe ist dann 1625 eine Tochter Elisabeth entsprossen, die später den Grafen Rudolph Kaunitz geheiratet hat, von dem die jetzige gräfliche Linie abstammt. Ein Sohn, der Ende 1627 geboren wurde, starb nach wenigen Wochen. Das Verhältnis Wallensteins zu seiner zweiten Frau ist stets ein sehr herzliches geblieben, besonders sie scheint mit demütiger Liebe zu ihrem hohen Herrn emporgeschaut zu haben. Damals mochte diese Heirat seine ehrgeizigen Wünsche weit fördern; im selben Jahre 1623 wurde die Herrschaft Friedland zu einem Fidei-Kommiss ausgestaltet, am 7. September ihm der Reichsfürstenstand — als Fürst von Friedland — verliehen. Er bekam damit das

Recht, den Titel „Seine Liebden“ zu führen, der Kaiser redete ihn „lieber Oheim“ an. Zwei Jahre später wurde aus dem Fürstentum ein Herzogtum.

Nun hat Wallenstein in dem nächsten Jahrzehnte mit Umsicht und Ausdauer an der Ausgestaltung seiner Herrschaften gearbeitet.

Es wäre unmöglich, auf diesen Blättern die Einzelheiten seiner landesväterlichen Fürsorge zu schildern. Eine Seite derselben muß aber in Kurzem berührt werden, denn sie hängt mit dem Streben Wallensteins nach einer unabhängigen Herrschaft zusammen; er hat seinem Herzogtum einen Landeshauptmann (Gerhard von Taxis) gesetzt, hat seinen Unterthanen ständische Gliederung gegeben: Klerus, Adel, Städte; er hat ihnen eine unabhängige gerichtliche Stellung verschafft durch Erlangung eines Landrechts (Gerichts); er errichtete eine Hofkanzlei, eine Hofkammer; er verließ selbst Güter wieder weiter, um sich dadurch einen Stamm von Lehensleuten zu schaffen, er suchte seine Unterthanen auch finanziell möglichst unabhängig von Böhmen zu stellen, dagegen seine eigene Stellung ihnen gegenüber zu verstärken; so hat er überall — beispielsweise in Reichenberg — den Bürgern ihre Brauberechtigung genommen und sich selbst diese wichtige und einträgliche Funktion vorbehalten. Auch in das kaiserliche Vorrecht, allein Geld prägen zu dürfen, griff er ungestraft ein; immer mehr sollte klar werden, daß der Landesherr nicht Ferdinand II. sondern Albrecht I. heiße. Als fürstliche Residenz wurde Gitschin ausersehen; diese Stadt mit allen Mitteln künstlicher Fürsorge erweitert und gehoben, ein neuer Stadtteil angelegt, Kirchen und Klöster geschaffen, für den künftigen Hofhalt eine Edelknabenschule gestiftet; ein Bistum und eine Hochschule sollten hier noch errichtet werden. Und in festem Gefüge sollte das Herzogtum organisiert werden; der Ueberzeugung, daß sein Fürstentum energisch und fürsorglich nur in einer Sprache regiert werden könne und zwar in einer Sprache, die auch im Reiche verstanden wurde, unterordnete er seine angestammte Neigung zum Tschechentume; „auch müßt ihr zu der Kanzlei einen teutschen Secretari haben, dieweil ich nicht will, daß bei der Kanzlei was böhmisch sollte tractirt werden“, bejahl er. Eine besondere Vorliebe bethätigte er stets für schöne Bauten; seine eigenen Architekten, so Spezza und Sebbregondi, fanden ein reiches Feld für ihre Thätigkeit; von ersterem stammt der herrliche Palaß in Prag; der andere wirkte vornehmlich in Gitschin. In Allem äußerte sich Wallensteins Vorliebe für Prunk und Gepränge; er begann bald reichen Hof zu halten, in Prag und anderwärts, bei Ausfahrten, Reisen und täglichen Festlichkeiten von

sich reden zu machen; gewiß nicht aus müßiger Eitelkeit, sondern um die Welt daran zu gewöhnen, daß der Friedländer ein großer Herr sei, der mit anderem Maß gemessen werden müsse, als sonst ein General oder Beamter des Kaisers.

Und auch die Entwicklung der äußeren Verhältnisse rief ihn jetzt zu großen Dingen. Der rasche unerwartete Erfolg des Kaisers zog neue Gegner gegen diesen ins Feld; der Fürst von Siebenbürgen, Bethlen Gábor, hatte ihm manche bange Stunde verursacht; die nordischen Fürsten hielten die Gelegenheit für günstig einzugreifen, so zuerst der ehrgeizige Christian IV. von Dänemark, andere Mächte schlossen sich an, auch Frankreich begann jetzt unter Richelieus Führung seine neutrale Politik aufzugeben. Ueberdies empfand man es am Wiener Hofe bitter, daß des Kaisers Sache im Reiche durch den katholischen Fürstenbund, die Liga, allein militärisch vertreten war. Ihr Feldherr, Tilly, gehorchte doch mehr dem Gebote des Bayernfürsten als dem kaiserlichen. So haben sich offenbar manche sachliche und persönliche Einflüsse vereint, um den Gedanken zur Reise zu bringen, der Kaiser solle selbst mit einem eigenen Heere eingreifen und General dieses Heeres der Friedländer werden. 1625 erging an ihn der Ruf eine Armada von 40,000 Mann zu sammeln, er folgte ihm willig und wurde zum Capo über das kaiserliche Volk in Deutschland ernannt. In seinem Ernennungsdekrete wurden ihm eine Reihe von wichtigen Vorrechten eingeräumt, die dann zwei Jahre später unter Einfluß des vornehmsten Rates des Kaisers, Ulrich von Eggenberg, noch weitere Ergänzung erfuhren. Damit wurde Wallenstein in seinem Kommando ziemlich unabhängig, konnte seine Offiziere bis zum Obersten ernennen, „leidliche“ Kontributionen in den eroberten Städten und Ländern einheben, er sollte Verhandlungen anknüpfen und selbst im Punkte der Religion Konzessionen machen dürfen. Auf eigene Kosten warb Wallenstein das Heer, das sich dann bis auf 70,000, ja endlich auf 100,000 Mann steigerte; dabei benützte er die Hilfsquellen seines Fürstentumes zur Ausrüstung und Verproviantierung desselben; er legte große Lager von Wein, Getreide, Tuch an zu erfolgreicher Verwendung. Auf diese Art ward der Kaiser immer mehr sein Schuldner und mußte beide Augen zuthun, wenn jener um Sold zu schaffen und seine Ausgaben ersetzt zu erhalten bald bei Freund und Feind „unleidliche“ Kontributionen einhob. Denn dafür sorgte Wallenstein peinlich, daß seine Soldaten nie Mangel litten und stets Sold bekamen; er wußte scharfe Disziplin in militärischer Hinsicht mit vielfacher Duldung in anderen Dingen zu verbinden und dadurch

einen ungeheueren Einfluß auf seine Soldateska zu gewinnen, die ihn bald wie ihren Abgott verehrte.

Durch Wallenstein ging eine große Wandlung im Heerwesen vor sich. Während im 16. Jahrhunderte das aus der Schweiz stammende Landsknechtswesen allein blühte, mit seinem demokratischen Gefüge, der Wahl der Offiziere, der Zusammenhanglosigkeit der einzelnen kleinen Gruppen, der Fähnlein unter ihren Hauptleuten, wurde jetzt das Zusammenfassen von mehreren Fähnlein zu einem Regimente die Regel. Die Obersten wurden vom Kriegsherrn bestellt, erhielten bestimmte Bezirke zugewiesen, wo die Werbetrommel gerührt werden konnte und freiwillig oder gezwungen die Soldaten das Handgeld nahmen, den Handschlag leisteten und dann in Eid und Pflicht genommen wurden. Der betreffende Oberst betrachtete das als ein selbstständiges Unternehmen. Für die in den Musterrollen angeführten Mannen bezog er den festgesetzten Sold.

Die ordnungsmäßigen Fähnlein zählten 300 Mann zu Fuß oder 100 Reiter; nun lichte sich aber die Zahl durch Tod, noch häufiger durch Desertion, oft bis auf die Hälfte, trotzdem bezogen die Obersten aber für die ganze Zahl den Sold weiter: das war ein Teil ihrer Einnahmen. Dazu kam die Beute im Kriege, an der auch die unteren Offiziere und Gemeinen regelmäßig ihren Teil hatten, auf die sie oft ganz angewiesen waren, wenn der Sold ausblieb. Damit wurde der Krieg zu einem Gewerbe, das man möglichst einträglich zu gestalten versuchte. Da hatte man dann wenig Lust in offener Feldschlacht seine Haut zu Markte zu tragen; wenn man etwas riskieren wollte, so that man es lieber bei Einnahme einer Stadt, wo doch reiche Beute als Lohn winkte. Auch die Obersten hatten nicht Ursache ihre Mannschaft der Decimation oder dem Auseinanderlaufen in einer eventuell unglücklichen Schlacht auszusetzen, sie verloren damit sozusagen ihr Handwerkszeug. Ueber die einzelnen Kriegsunternehmer, die Obersten, war nun bisher vom Kriegsherrn als Exekutivorgan ein Feldherr bestellt worden, der in vielem ganz abhängig von dem guten Willen seiner Untergebenen war. Zum ersten Male hat Wallenstein selbst als General ein Heer als Spekulation en gros geworben; nun war er die Seele der ganzen Unternehmung, seine Oberste von ihm ganz abhängig, er allein war für das Wohl und Wehe der Armee verantwortlich, ihm mußte sie durch Glimpf und Schimpf folgen, von ihm hing Sold und Lohn und Beförderung ab; besaß ein solcher General noch dazu militärische Talente und wußte er sich gegen oben hin, gegen seinen Kriegsherrn, freie

Hand zu verschaffen, so war er eben an der Spitze seiner Truppen allmächtig und ohne Schranken.

Die Qualität dieser Heere war eine sehr ungleiche; da waren Leute darunter, die den Abschaum der Menschheit bedeuteten, die nur in dieser Gestalt überhaupt dem Galgen und Kerker entrinnen, nur hier, zu allem friedlichen Handwerke untauglich, den nötigen Lebensunterhalt finden konnten; da waren Leute, die aus Lust und Liebe zum ungebundenen Zugvogelleben des Soldaten, aus heller Freude am Raufen und Fechten bei diesem Handwerke blieben und, wenn ein Krieg zu Ende war, rasch einen anderen suchten, die daher oft eine wohlerfahrene und wohlgeübte Kerntruppe bildeten. Gewisse Gegenden waren berühmt geworden für solche Mannschaft. So die wallonischen Teile Belgiens für die schwere Reiterei, die Kürassiere; so die südslavischen Länder und Ungarn für die leichten Reiter, kurzweg Kroaten genannt. Eine Uniform gab es dazumal auch nicht, obwohl die Einförmigkeit der allgemeinen Tracht — eine Veränderung derselben nach individuellem Geschmack ist wenig zu bemerken — und die Rücksicht auf ihre Zweckmäßigkeit im Kriege da doch große Ähnlichkeit schuf. Auch die Bewaffnung war Sache des Einzelnen; in Beidem sah der Friedländer auf größere Gemeinsamkeit, liebte es seine Soldaten durch Abzeichen kenntlich zu machen, sie aus seinen Werkstätten mit gleichen Waffen zu versehen. Außerordentlich tief stand in einem solchen Heere der Standpunkt der Ehre und Moral; die größten Ausschweifungen, Raub, Diebstahl, Schändlichkeiten der ärgsten Art besonders gegen Bauern, Bürger und ihre Weiber, waren mit der Waffenehre wohl vereinbar. Desertion war etwas ganz häufiges; viele nahmen das Handgeld nur, um sofort durchzubrennen und an anderem Ort sich neu anwerben zu lassen. Das Bewußtsein, heute für diese Sache, morgen für jene zu kämpfen, stumpfte das Gefühl für Treue, für den Zweck im Kampfe vollständig ab. Als alleinige Triebfeder für Treue oder Verrat bleibt nur der persönliche Eigennutz. Auch ein patriotisches oder nationales Zusammenhörigkeitsgefühl gab es im Wallenstein'schen Heere nicht; seine Offiziere waren Belgier, Italiener, Deutsche, Slaven, Katholiken, Lutheraner, Calvinisten; aus aller Herren Länder waren sie zusammengekommen um für eigenen Ruhm und Vorteil — aber nicht für den Ruhm des Kaisers und den Vorteil des Hauses Habsburg — zu kämpfen. Auch darin blieb ihnen ihr Feldherr maßgebend.

Das Bild der Heere jener Zeit wäre nicht vollständig, wollte man des ungeheuren Troffes vergessen, der dazu gehörte. Der Soldat nahm

sein Weib mit, das für ihn kochen, waschen mußte, seine Wunden pflegte: er nahm seinen Buben mit, ihn zu bedienen oder auch für ihn zu stehen: Trödler, Krämer folgten den Fähnlein, um in jedem Lager einen Markt aufzuschlagen; Spieler, Spielleute, Gaukler sorgten für die Unterhaltung, die Marktetenderin für den Wein, und daß in Spiel und Liebe, im Kauf und Verkauf auch nicht immer seine Sitte waltete, wird nicht erst zu betonen sein.

Als Herr und Meister einer solchen Truppe zog Wallenstein 1625 in's Feld; in Eger hielt er am 31. Juli die erste Musterung ab.

Der Krieg, der nun begann, ist nicht von großen militärischen Ereignissen erfüllt, nimmt man etwa die Schlacht bei Lutter am Barenberge aus, bei der Tilly den Dänen schlug, oder den Kampf an der Dessauer Brücke, wo der Mannsfelder von Wallenstein besiegt wurde. Das Ende war, daß alle Gegner des Kaisers zum Schweigen gebracht wurden, daß Christian IV. um Frieden bitten mußte, daß Wallenstein siegreich die norddeutschen Lande brandischend durchzog, ganze Provinzen für seinen Kaiser erobernd. Gewaltig stand er da an der Spitze des Heeres, das im Namen des Kaisers zogt; große Pläne erwog er: Bildung einer kaiserlichen Schiffsmacht, um die Ostsee ganz zu behaupten und künftige Ausfälle des Königs von Dänemark oder des Königs von Schweden unmöglich zu machen; zum „General der kaiserlichen Schiffsarmada zu Meer, wie auch des ozeanischen und baltischen Meeres General“ ließ er sich ernennen, obwohl dann gerade seine abschließende Unternehmung auf Stralsund völlig mißlang.

Den glücklichen Feldherrn, dem er Dank und Gold schuldete, überhäufte der Kaiser mit Ehren, das Fürstentum Sagan durfte er erwerben und noch mehr, das Herzogtum Mecklenburg wurde den angestammten Herzogen weggenommen und Waldstein gegeben. Eine Urkunde wurde ihm ausgestellt, die ihm versicherte, selbst im Falle Hochverrats sollten er und seine Nachkommen keine Schmälerung an ihrem fürstlichen Stande erfahren.

Das war nun etwas ganz Anderes: Herzog von Mecklenburg, als Herzog von Friedland zu sein. Herr eines alten angesehenen Reichsfürstentums, in glücklicher Lage, weit von dem Machtzentrum des Kaisers entfernt. Nun mußte es sich für Wallenstein darum handeln, für seine neue Erwerbung die Anerkennung der Standesgenossen, der anderen Reichsfürsten zu finden, in das Reichskollegium feierlich aufgenommen zu werden. Denn wenn auch rechtlich die Bestellung des Kaisers genügte, so gehörte doch gewohnheitsüblich das Andere dazu. Es fragte sich zunächst, ob die

Macht des Kaisers hinreichen werde, die im Laufe der letzten zehn Jahre geschehenen Veränderungen anerkannt zu erhalten: die Einziehung des Markgraftentums Jägerndorf, der Kurpfalz, Mecklenburgs und die Verleihung an andere Herren: den Liechtensteiner, den Bayern und an Wallenstein?

Bisher war Wallenstein im Dienste des Kaisers emporgekommen; das hatte sich für ihn vorteilhaft erwiesen, er war Stufe um Stufe hinaufgestiegen auf der Staffel menschlicher Würden, nun sollte er auch des Schicksals Gegenschlag erfahren. Es ist begreiflich, daß die deutschen Fürsten das Aufkommen dieses Emporkömmlings mit scheelen Augen betrachteten und über die Art seiner Kriegsführung gerechte Klage erheben konnten, die freilich im Tone der Zeit manchmal zu weit übertriebenem Umfange emporchwoll. Es ist ebenso begreiflich, daß die Fürsten eine Weiterentwicklung kaiserlicher Macht, die sich auf ein Ehrfurcht gebietendes Heer stützte und im Begriffe war, nach Belieben Reichsstände abzusetzen und zu erhöhen, nicht wünschen konnten. Wo blieb dann die deutsche Libertät? was so viel hieß, als machen können was man wollte. Und eben jetzt holte der Kaiser zu mächtigem Schlage aus: durch das Restitutionsedikt von 1629 wurden die Protestanten angewiesen, alle in den letzten 75 Jahren angemakten Güter und Würden den Katholiken zurückzugeben; die Calvinisten sollten überhaupt ausgeschlossen bleiben von des Reiches Anerkennung. Zu Gunsten der heißgeliebten katholischen Religion wollte Ferdinand II. das Resultat seiner Erfolge benützen. Scharf hatte Wallenstein solche Maßregel widerraten, ahnte er doch im Voraus, daß da seine Stellung als neuer Reichsfürst in Konflikt mit seiner Stellung als kaiserlicher Diener kommen würde. In diesem Dilemma Partei zu ergreifen, wurde freilich Wallenstein vorläufig überhoben. Denn gerade dieser Schritt des Kaisers wurde von den Reichsfürsten, besonders von den katholischen, wie Max von Bayern, dazu benützt, um ihm die Entlassung Wallensteins und die Reduzierung des kaiserlichen Heeres abzu drängen.

Es war Gefahr vorhanden, daß Kurfürst Maximilian von Bayern, jedenfalls unter den damaligen deutschen Fürsten der schlaueste und zielbewußteste, mit Frankreich paktiere, wenn der Kaiser da nicht nachgab; denn zu tödtlicher Feindschaft hatte sich das Verhältnis zwischen Max und Wallenstein entwickelt. Die Absetzung des Letzteren war geradezu der Preis, den die Liga für ihre weitere Verbindung mit dem Kaiser forderte.

Ungerne gab der Kaiser nach; Verdächtigungen, die von Wallensteins Gegnern dazumal verbreitet worden sind, über seine Treue, scheinen keinen Eindruck hervorgebracht zu haben; ob aber manchem Herrn am Hofe die

Macht des Feldherrn nicht bereits allzugroß zu sein dünkte und der Kaiser in diesem Sinne beeinflusst worden ist, wissen wir nicht. Jedenfalls erfolgte die Ab dankung unter den höchsten Ausdrücken kaiserlicher Guld und Gnade. Ferdinand glaubte seiner Politik dieses Opfer schuldig zu sein; er blieb im Bunde mit der Liga, hoffte auf die Durchführung des Restitutionsedikts und entließ Wallenstein mit Worten wärmster Anerkennung.

Worte, nur Worte! Was nützten sie Wallenstein, der in einem Augenblicke seines mächtigsten Werkzeuges, der Armee, beraubt wurde, der aus dem Kreise der hohen Politik, wo er allein sich Geltung verschaffen konnte, ausgestoßen wurde, der als einfacher Privatmann in seine Residenz Gitschin zurückkehren mußte und als Herzog eines für seinen Ehrgeiz viel zu kleinen Friedlands das Feuer seines nach großer Thätigkeit heischenden Wesens durch Erlässe über die Anpflanzung von Bäumen und die Ableitung von Gewässern stillen mußte. Denn von Mecklenburg war nicht mehr die Rede gewesen.

Grollend zog er sich auf seine Herrschaften zurück, philosophischen Gleichmut zeigend, aber im Innern mochte ihm der Wunsch aufkeimen, wenn er nochmals emporsteigen konnte, dann besser sich vorzuziehen gegen die Wechselfälle kaiserlicher Gnade.

Im unglücklichsten Augenblicke hatte Ferdinand sein Schwert gesenkt, eben brach der Löwe des Nordens, König Gustav Adolf von Schweden, auf deutschem Boden ein. Eine Festsetzung des Kaisers in Norddeutschland war nicht nach seinem Geschmacke; im Gegenteile er selbst wollte für sein Land die Küsten der Ostsee gewinnen und dazu schien ihm der Moment gekommen, jetzt, da der nordische Rivale Dänemark aus dem Kampfe geschieden war. Ungleich bedeutender war dieser Monarch als Mensch und Krieger, als es Christian IV. gewesen war, eine ungleich lebhaftere Unterstützung fand er von Seiten der deutschen protestantischen Fürsten, denen das Messer an der Kehle saß; immer mehr begann sich Kardinal Richelieu der für Frankreich so bequemen deutschen Libertät anzunehmen. Auf dem Schlachtfelde von Breitenfeld wurde am 17. September 1631 das kaiserlich-ligistische Heer unter Tilly geschlagen, das Restitutionsedikt zerrissen, der Traum eines starken Kaisertums in Deutschland vernichtet; frohlockend wies die spanische Partei am Kaiserhofe, die aus streng egoistischen Gründen eine starke habsburgische Familienpolitik verfolgte — saßen ja auch Habsburger auf dem spanischen Königsthron — darauf hin, wie mit Wallensteins Entlassung das Glück vom Kaiser gewichen sei. Wer bei dieser Nachricht in des Friedländers Seele gelesen haben könnte! Es ist erwiesen, daß

vorher von Seiten der Böhmen durch einen gewissen Seshma von Rasin, dessen Glaubwürdigkeit freilich sehr kritisch geprüft werden muß, eine Verbindung Wallensteins mit Gustav Adolf angebahnt worden war. Es ist nicht zu ersehen, was ersterer damit erreichen wollte; man würde ihm auch keinesfalls einen Vorwurf machen können. Er fühlte sich als Reichsfürst mit vollem Rechte und für einen solchen war Verbindung mit dem Auslande etwas Gewöhnliches geworden. Die Anknüpfung führte zu keinem Resultate; Gustav Adolf mochte dem Anderen mißtraut haben, wie sollten auch zwei so bedeutende Männer, deren jeder bestimmten Zielen nachjagte, sich ohne Hintergedanken zu gedeihlichem Werke finden. Wallenstein hat drastisch gesagt: es können nicht zwei Hahnen auf einem Mistke sein.

Was sollte aber Ferdinand in diesem Momente der Gefahr thun?

Man hat diesen Kaiser oft als schwarzen Fanatiker geschildert. Mit Unrecht. Er war freundlich, wohlwollenden Gemüths, der Arbeit und Pflichterfüllung treu ergeben, durch Jagd, Musik, Tafelfreuden liebte er sein arbeitsames Leben zu verschönern. Freilich die für einen selbständigen Herrscher notwendige Urteilskraft und Einsicht fehlte ihm. Er war sich dieses Mangels bis zu einem gewissen Grade bewußt, darum mißtrauisch gegen sich selbst, darum leicht zu beeinflussen. In einem war er unbeugsam: es schien ihm äußerste Pflicht, ja Daseinszweck, die katholische Religion zu fördern. Peinlich genau war er in der Erfüllung der religiösen Vorschriften, überaus sensitiv und ängstlich in Gewissenssachen, da brauchte er unablässig geistliche Führung, nur daß ihm oft zur Religions- und Gewissenssache wurde, was von einem ganz anderen Standpunkte zu betrachten gewesen wäre. Er hat vieles nur als Katholik, als Diener der Kirche behandelt, was er als Politiker, als weltlicher Landesfürst zu besorgen gehabt hätte. Von einem solchen Mann war politische Klugheit nicht zu erwarten, durch eine leicht machgerufene Gewissensregung, die ihn mit Angst und Zweifel erfüllte, konnte er rasch umgestimmt werden; man wird ihn aber auch nicht für alles, was geschehen ist, verantwortlich machen können.

Von den Männern, die damals Einfluß auf ihn gehabt haben, ragen hervor: Ulrich Fürst Eggenberg, die Spanier Quiroga und Onate, der Beichtvater P. Lamormaini, ein Jesuit. Von diesen war der erstere wohl aus persönlicher Ueberzeugung ein Freund und Gönner Wallensteins, die zweiten dasselbe aus politischen Rücksichten; der Beichtvater, der die Menschen besser durchschauende mochte, mißtraute ihm und konnte sich auch jetzt mit dem Gedanken, den tief gekränkten Mann wieder zurückzurufen, nur ungerne befremden. Und doch schien das die einzige Möglichkeit,

um die Sache des Kaisers aus schwerer Not zu retten. Der hatte erkennen können, welcher Verlaß auf die deutschen Fürsten, selbst auf die katholischen sei; nur aus eigener Kraft, mit einem eigenen Heere vermochte Ferdinand die verlorene Stellung im Reiche wieder zu gewinnen. Und wie er ganz im Banne einer Idee stand: Wiederherstellung der katholischen Religion, wie in den österreichischen Erbländern so im Reiche, so meinte er in seiner kurzfristigen Selbstbeschränkung, es müßten auch die anderen Menschen ohne Neben Zweck ganz der Ausführung dieses Gedankens sich widmen.

Er hatte kein Arg, daß Wallenstein, soferne es nur gelang, ihn zu gewinnen, sich so wie früher dem kaiserlichen Dienste weihen werde. Mit allen Mitteln mußte der grimme Mann versöhnt werden. Die Ausführung des schwierigen Werkes wurde dem Fürsten Eggenberg übertragen. Mit Eifer vollzog er es. Man wird es nicht lediglich Sprödigkeit und Berechnung nennen dürfen, wenn der Herzog, der vor kurzem so schwer gekränkt worden, nicht so ohne weiteres sich finden ließ, nach langen Unterhandlungen zuerst nur bereit war, ein Heer zu werben, und als dieses auf seinen Namen hin in Windeseile zusammengekommen war, gewaltige Bedingungen stellte, um sich vor neuen Ueberraschungen zu sichern. Zu Göllersdorf, halbwegs zwischen Znaim und Wien, wurden im April 1632 die letzten schwerwiegenden Unterhandlungen gepflogen, die mit der neuerlichen Uebnahme des Oberbefehls von seiten Wallensteins endeten.

Eine authentische Urkunde darüber ist bisher nicht aufgefunden worden, obwohl die höchste Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß der vorsichtige Friedländer sich alles mit Brief und Siegel hat geben lassen. Es ist möglich, daß da nur Zufall im Spiele ist, es ist auch möglich, daß der Wiener Hof später Mittel und Wege gefunden hat, nach Wallensteins Ermordung dieses Dokument verschwinden zu lassen, das ja höchst gravierend für den Kaiser war, weil der General darin eine solche Fülle von Macht eingeräumt bekommen hat, daß manche seiner späteren Handlungen dadurch Entschuldigung finden mochten. Vielleicht hat aber auch der Eggenberger, in der Sorge, seine Mission durchzuführen, mehr versprochen, als er sollte.

So viel ist sicher, daß Wallenstein hier ganz außerordentliche Gewalten erhielt: zum Generale in absolutissima forma wurde er ernannt; er sollte ganz allein Herr über seine Truppen sein, niemand neben ihm im Reiche befehlen. Er erhielt unstreitig das Recht, Friedensverhandlungen anzuknüpfen und KonzeSSIONen auch in religiöser Beziehung machen zu dürfen. Er bekam eine glänzende Bestallung: 30 000 Gulden monatlich; mehrere

hunderttausend Gulden, die er dem Fiskus zu zahlen verpflichtet gewesen, wurden ihm nachgesehen; er wurde neuerlich als Herzog von Mecklenburg anerkannt, ihm sofort als „ordinari Belohnung“ die Belehnung mit dem Herzogtume Groß-Glogau zugesagt, als „extraordinari Kompens“ aber überdies im Reiche noch weitere Ausstattung in Aussicht gestellt. Gleichzeitige Gewährsmänner dachten dabei an die beiden Laußige, die 1623 an Sachsen verpfändet worden waren; möglicherweise ist sogar von einem Kurfürstentum die Rede gewesen. In den eroberten Gebieten sollte er nach Belieben schalten können, bestrafen, Güter konfiszieren, kein Pardon vom Kaiser ohne seine Zustimmung gegeben werden können. Es ist eine offene Frage, ob Wallenstein dem Kaiser bei dieser Gelegenheit einen neuen Treueid hat schwören müssen.

Aus den verschiedenen, oft unsicheren Nachrichten über diesen Vertrag wird man das eine Bestimmte herauslesen können, daß Wallenstein eine ungeheure Machtvollkommenheit überlassen bekam und daß es Zugeständnisse waren, die der Not des Augenblicks abgerungen, für die Zukunft schwere Verwicklungen in sich bargen, ja, unmöglich durchgeführt werden konnten, ohne die Autorität des Kaisers auf das tiefste zu schädigen. Bezüglich des Landzuwachses lehrt ein Blick auf die Karte, daß die Herzogtümer Friedland, Sagan, Groß-Glogau und die Laußige einen großen, ganz zusammenhängenden Besitz ergaben, der Wallenstein die Mittel gegeben hätte, auch ohne Mecklenburg seine Rolle als Reichsstand mit Bedeutung zu spielen. Daß ihm letzteres Land als etwas Unsicheres erschienen ist, zeigt seine Bemühung, gleich nach der Belehnung es gegen ein italienisches Fürstentum umzutauschen, ein Plan, der freilich ohne Ausführung blieb.

So begann der letzte Teil von Wallensteins Laufbahn. Er säuberte zunächst Böhmen von den Sachsen, drang dann in die Oberpfalz ein und lagerte hier Wochen lang dem Schwedenkönige gegenüber in einem befestigten Lager vor Nürnberg. Ein Angriff Gustav Adolfs mißlang; dann zogen beide nach Sachsen ab, um sich dieses Landes zu versichern. Eine Anknüpfung von seiten des Gegners lehnte Wallenstein schroff ab, mit diesem gab es keine Vertragung. Auf den weiten Ebenen von Leipzig, die mit so viel Blut gedüngt worden sind im Lauf der Jahrhunderte, kam es am 16. November 1632 zur Entscheidungsschlacht; die kaiserlichen Truppen verloren die Schlacht, die Feinde aber viel mehr: den König selbst, der im Kampfe fiel. Damit war Wallensteins größter Gegner aus dem Wege geräumt. Seinem Ehrgeize stand nichts mehr entgegen. In

die nächsten fünfzehn Monate drängen sich die Ereignisse zusammen, die zur Katastrophe von Eger geführt haben.

Versuchen wir, uns in die Gedankenwelt Wallensteins hineinzudenken. Es war sein Wunsch, ein selbständiger Fürst zu werden, von des Kaisers Seite hatte er ein Recht auf diese Stellung erhalten, er mußte das aber auch von seiten des Reichs anerkannt erhalten, da hatte es keinen Zweck, jezt, da der gefährliche Offensivgegner tot war, den Krieg in die Länge zu ziehen. Dem kühl erwägenden Politiker mußte es klar sein, daß das Ziel, das der Kaiser erstrebte, nicht zu erreichen sein werde, daß er froh sein mußte, gegenüber der Lage von Anfang 1619, so viel erlangt zu haben. Es war darum Wallsteins klar vorgeschriebener Weg, in einem Frieden seine Reichsstellung sich zu sichern.

Ungeheure Schwierigkeiten gab es da zu überwinden. Zuerst einen möglichen Widerstand des Wiener Hofes. Diesen scheint Wallenstein sehr gering angeschlagen zu haben. Glaubte er doch unbedingter Herr über seine Armee zu sein und ohne Armee war der Kaiser machtlos. Ferner mußte er sich von den führenden Geistern am Wiener Hofe gehalten und durfte auch von seiten der Geistlichkeit nur Förderung erwarten; hatte er ja doch, seitdem er mit P. Pachta in Verbindung getreten, die katholische Religion auf seinen Besitzungen stets unterstützt, zahlreiche Klöster und Kirchen gegründet, erst vor wenig Jahren, 1628, durch eine überaus namhafte Stiftung die Errichtung einer Jesuitenschule auf der Kleinfeste zu Prag ermöglicht — der Urbeginn des heutigen Kleinfestner Gymnasiums.

Mit Sicherheit auf die endgiltige Unterwerfung des Kaiserhofs unter seine Maßnahmen bauend, versuchte er zunächst zwei Parteien zu befriedigen: die böhmischen Exulanten, die Rückkehr in ihr Vaterland, Duldung ihrer Religion und Wiedereinsetzung in ihre Güter ersehnten — letzteres freilich konnte kaum in seinen Absichten liegen, hätte er ja da selbst den größten Teil seiner Güter dazu hergeben müssen —, dann die deutschen protestantischen Fürsten, die Sicherheit für ihren Besitz und ihre Religion forderten. Und hatte er da nicht schon Anfang 1632 von Wien aus die Vollmacht erhalten, Sachsen die Ausnahme von dem Restitutionsedikt zu versprechen? Aber gerade Sachsen, wo Hans Georg von Armin gerne eine selbständige Rolle gespielt hätte, versagte sich dem gewünschten Frieden, da dessen Kurfürst Johann Georg, der meist trunken durchs Leben wandte, aus Angst vor den Schweden zu keinem ordentlichen Entschlusse kommen konnte. Und auch der andere mächtigste protestantische Reichsfürst, Georg Wilhelm von Brandenburg, war ein Herr, der keinen

großen Thaten gewachsen war und der ebenfalls zaudernd und hilflos den Dingen zusah.

Das dritte war, die auswärtigen Mächte, die sich gierig in den deutschen Streit eingemischt hatten, wieder hinauszutreiben, „aus dem Reich zu schmeißen“, so Frankreich, so Spanien, so Schweden. Wallenstein hat diese Gegner unterschätzt, es nicht erwartet, daß Politik und Krieg, auch nach Gustav Adolfs Tode, so glänzend vertreten sein würden, wie sie es durch den Kanzler Orenstierna und den Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar dann waren.

So auf Erwartungen und Erwägungen fußend, die sich größtenteils als trügerisch erwiesen, begann er Anfang 1633 seine „Praktiken.“ Dabei hatte er sein Heer in Böhmen in Winterquartiere gelegt, ergänzte und reorganisierte es, strafte und belohnte für die Thaten des verfloffenen Feldzuges. Er knüpfte mit den Böhmen, den Sachsen, den Schweden an. Es scheint keine Frage zu sein, daß man ihm von seiten der Böhmen die Krone des Landes angetragen hat; Friedrich von der Pfalz war eben gestorben, nach der Meinung der Nationalen war das Königtum erledigt. Wallenstein äußerte aber: „was die Krone beträfe, das wäre ein groß Schelmstück.“ Es ist unwahrscheinlich, daß er im Ernste jemals daran gedacht hat, König von Böhmen zu werden; er mußte sich wohl sagen, daß er dazu des Kaisers Einwilligung nie erhalten würde und er wollte ja im Einvernehmen mit dem Kaiser die Dinge ordnen. Deshalb wollte er ja auch nicht, wie ihm von Armin vorgeschlagen wurde, im Spätsommer 1633 sein Heer mit dem gegnerischen vereinen. Es ist unbedingt daran festzuhalten, daß er damals einen Verrat am Kaiser im landläufigen Sinne des Wortes nicht beabsichtigt hat. In eine feindliche Haltung gegen den Habsburger Hof ist er vielmehr durch diesen selbst hineingedrängt worden, wobei freilich zugegeben werden muß, daß auch dieser für seine Handlungsweise volle Entschuldigung verdient. Es bildeten sich eben da Gegenjake heraus, die auszugleichen unmöglich wurde.

Nach dem energischen Kriegszuge des Friedländers von 1632 hatte der Kaiserhof volle Berechtigung gehabt, anzunehmen, derselbe werde die Günst des Schicksals, der er den Tod seines großen Gegners verdankte, ausnützen. Der Augenblick war wie kein anderer günstig, um wie ein Wetter über die entmutigten Gegner herzufallen, die immer schwankenden deutschen Fürsten zum Frieden zu zwingen, das führerlose schwedische Heer zu werfen, den Bayernfürsten von seinen Bedrängern, den Schweden, zu befreien.

Statt dessen mußte man sehen, wie Wallenstein nach Böhmen zurückging, sich hier zu Lasten des Landes festsetzte und höchstens zum Schutze von Schlesien — wo seine neuen Besitzungen lagen — Maßregeln traf. Und spät, Mai 1633, brach er dann mit seinem Heere auf, wiederum zuerst nach Schlesien sich wendend. Es war auch unmöglich, daß seine Anknüpfungen mit den Gegnern trotz aller Heimlichkeit unbekannt bleiben konnten; wenig nützte es ihm da, zu seiner Entschuldigung anzuführen, daß er zu Unterhandlungen mit Sachsen direkt von Wien aus autorisiert worden war. Neid, Mißgunst, Haß gegen ihn bekamen reichliche Nahrung, auf Wahrheit und vergrößerten Gerüchten beruhend. Ja, als dann in Schlesien ein Waffenstillstand mit den Sachsen geschlossen wurde, der ganz lokal beschränkt blieb und die anderen Kriegsschauplätze im Reich nicht berührte, da hatten die Gegner in Wien leichtes Spiel.

Man wird es begreiflich finden, daß Männer wie P. Lamormaini ihre früheren Besorgnisse vor Wallensteins Eigenmächtigkeit wieder aufleben sahen und daß man nun in Wien daran dachte, dem gefährlichen Vogel die Schwingen zu stutzen. Mit spanischer Hilfe sollte ein zweites Heer in Deutschland gebildet werden, dann Wallenstein einen Teil seiner Armee abgeben, unabhängig von ihm sollte es handeln. Das war un-leugbar ein Verstoß gegen die Abmachungen von Göllersdorf, der Wallenstein mit tiefem Ingrimm erfüllte. Seine Zustimmung dazu zu geben, lehnte er entschieden ab und vergrößerte dadurch die Mißstimmung in Wien, verletzte besonders die Spanier, die mit jener Absicht eigennützige Pläne verfolgten. Die Unthätigkeit Wallensteins, der überdies damals, Juni 1633, krank danieder lag, gab dem Feinde Gelegenheit, sich zu rühren; in Norddeutschland wurden die kaiserlichen Waffen besiegt, im Westen Breisach belagert. Daraufhin wurde in Wien die Aufstellung einer spanischen Armee im Elsaß unter dem Herzoge von Feria wirklich beschlossen, General Aldringen zur Verstärkung des Kurfürsten Maximilian abgeordnet, andere Generale bekamen aus Wien direkte Weisungen mit Uebergehung des Feldherrn. Wallenstein war durch diese Beschlüsse auf das Höchste empört und nahm seine Unterhandlungen mit des Kaisers Feinden aufs Neue auf. Daß aber dieses Verhalten des Friedländers nur darauf berechnet gewesen sei, letztere zu täuschen und er immer noch nur daran gedacht habe, des Kaisers Dienst zu fördern, ist eine Annahme, die sich durch den heutigen Stand der Forschung nur schwer vertreten läßt.

Freilich ganz wollte sich der Feldherr keinesfalls den Gegnern ausliefern — es gelang ihm durch einen geschickten Marsch, die Schweden

bei Steinau zu überfallen und ihnen beträchtlichen Schaden zuzufügen. Solches Verhalten mußte die Schweden und Sachsen mit starkem Mißtrauen gegen Wallensteins ehrliche Absichten erfüllen. Es war eine Schaukelpolitik, die alle Teile abstieß. Wallenstein wollte die Verhältnisse meistern und wurde von ihnen gemeistert. In Wien war man über die Steinauer That, der ein weiterer Vormarsch des Heeres durch Schlesien nach Sachsen folgte, hocherfreut, aber wiederum kam rasche Enttäuschung.

Zum größten Erstaunen des Friedländers unternahm gleichzeitig Bernhard von Weimar einen kühnen Zug, der ihm Regensburg in die Hände fallen ließ. Rasch warf Wallenstein sein Heer dem Weimarer entgegen, kam aber nur bis in die Böhmerwaldpässe; der strenge Winter gebot ihm entweder Halt oder ließ sich als Ausrede benützen, wie es fast 200 Jahre später Napoleon in Rußland gethan hat. Er ging zurück und nochmals sollte Böhmen die Winterquartiere für die wilde Soldateska bilden, während das Donauthal vor den Truppen Bernhards unbeschützt blieb. Es ist der Augenblick, wo sich die Wege Ferdinands und Wallensteins endgiltig schieden. In Wien wurde die Abziehung des unverlässlichen Generals beschlossen, wogegen dieser jetzt in neue dringende Verhandlungen mit Schweden, Sachsen, Frankreich sich einließ. Aber wiederum fand er hier nicht das nötige Zutrauen. Man beurteilte die Lage dort schärfer, als Wallenstein selbst. Das Hauptmoment lag darin, war Wallenstein seiner Soldaten, seiner Obersten sicher oder nicht? War er es, dann blieb er ein begehrter Bundesgenosse. Wenn nicht, ein meuternder General. Das ist nun der große Rechenfehler, den der Friedländer gemacht hat: auf seine Kreaturen, auf Männer wie Gallas, Piccolomini, Albrington glaubte er sich verlassen zu können, und war schon damals von ihnen verlassen. Sie hatten mehr Zutrauen zur Macht des Kaisers, als zu den ehrgeizigen Plänen ihres Generals. Von Wien konnten sie Ehren und Gold erwarten, ja Mancher hoffte sicher schon damals auf die Erbschaft nach Wallenstein in doppelter Beziehung. Dazu kam das oft aufbrausende stolze Wesen Wallensteins; seine Herrschsucht ihnen gegenüber, der unbedingte Gehorsam, den er von ihnen verlangte; großen Eindruck hatte auch das Strafgericht gemacht, das er nach Lützen gehalten hatte und dem das Leben von 11 Offizieren zum Opfer gefallen war: er war kein bequemer Befehlshaber. Alle maßgebenden Faktoren in Wien vereinten sich zum Sturze Wallensteins — auch Eggenberg. Einen solchen General konnte man in Wien nicht brauchen; wie man es schon einmal gethan hatte, wollte man es neuerlich thun, ihn absetzen. Aber das ließ sich der Wallen-

steiner nicht ein zweites Mal bieten. An der Spitze des Heeres dachte er dem Wiener Hofe Widerstand zu leisten. In seinem Hauptquartiere in Pilsen liefen alle Fäden der „Praktiken“ zusammen. Zweimal wurden seine Obersten durch Reverse an ihn gefesselt; zwanglos erging sich Wallenstein in Klagen über den Kaiser, sprach von Rücktritt, drohte seinen Hauptleuten mit Auflösung des Heeres; das versagte nur bei den Wenigsten; er war von Verrätern an seiner Sache umgeben, ohne daß er es ahnte. Im Februar 1634 brach sein Lustschloß zusammen; da mußte er erfahren, wie die Regimenter von ihm abfielen, Prag mit seiner Garnison sich ihm verschloß; mit wenigen Getreuen zog er in tiefem Winter nach Eger, der Stadt, von wo er 1625 seine große Laufbahn begonnen hatte.

Rasch brach die Katastrophe herein; am Abende des 25. Februar wurden die wenigen Wallenstein treu gebliebenen Oberste niedergemacht, in derselben Nacht er selbst von Hauptmann Deverour, im Auftrage der Gordon, Butler, Leslie — lauter irländische und schottische Offiziere im Dienste des Kaisers — mit einer Partisane durchbohrt.

Es scheint, daß diese Männer ohne direkten Befehl aus Wien vorgegangen sind; allerdings wußten sie um die Ordre, sich des Friedländers um jeden Preis, lebendig oder tot, zu bemächtigen. Es lag eben im Geiste der Zeit ohne viel prozeßuales Federlesen einen gefährlichen Mann einfach aus dem Wege zu räumen. Besitzen wir doch einen Brief der ehrwürdigen Abtissin des Klosters Buchau am Federsee in Schwaben, Katharina von Spaur, aus dem Jahre 1628, worin sie rät, der Kaiser möge dem bösen Wallenstein, der mit seinen Soldaten Deutschland ruiniere, durch einen unzufriedenen Obersten den Garaus machen lassen.

Seinem Leichnam freilich wurde dann der Prozeß gemacht; auf Grund vielfach verdächtiger Zeugnisse viel mehr herausgebracht, als wirklich zu beweisen war; sein mächtiges Vermögen wurde zerteilt, die Güter seiner Anhänger konfisziert, seine Feinde damit glänzend belohnt. Gallas bekam Friedland, Aldringen Teplich, Piccolomini Nachod. Immerhin blieb der Witwe auch einiges, bei der Heirat der Tochter mit Rudolf Kaunitz konnte diese mit Neuschloß und Leipa ausgestattet werden. Wallensteins Leiche wurde in aller Stille zunächst im Franziskanerkloster zu Mies bestattet, zwei Jahre später in der Karthause Walditz beigesetzt, 1782 nach Münchengrätz überführt.

Wallenstein wird uns von hoher, schlanker Gestalt geschildert, mit ernsten unergründlichen Gesichtszügen; blizende Augen verrieten Gedanken und Temperament, ein feingeschnittener Mund Energie; nach der Sitte der

Zeit trug er einen Knebelbart. Mit Grandezza pflegte er sich zu bewegen; später zwang auch das böse Podagra zu gemessener Gangart. Erst zu Geselligkeit geneigt, wurde er immer zurückhaltender und verschlossener. Je gewaltigere Gedanken seinen Geist beschäftigten, desto vorsichtiger war er in seiner Ausdrucksweise, nichts Schriftliches gab er aus den Händen. Auch die Nerven mochten die übergewöhnliche Spannung, die ihnen zugemutet wurde, nicht mehr ertragen, in seiner Umgebung mußte dann das leiseste Geräusch vermieden werden.

Die Ungleichmäßigkeit seines Benehmens, der Wechsel zwischen vornehmer Zurückhaltung und leidenschaftlichem Sich-Begeben-Lassen, zwischen fühler Ruhe und barscher Heftigkeit mag ebenfalls auf das gestörte Gleichmaß des Nervensystems zurückgeführt werden.

Einsam schritt er, trotz Frau und Kind, Freunden und Geschöpften, die hohe Lebensbahn hinauf, um endlich zu straucheln und in den Abgrund zu stürzen, in den ihm dann Schmähung und Verkleinerung nachgerufen wurde. Nicht eigentlich ein bedeutender Feldherr, war er doch damals unübertroffen als Schöpfer und Bildner der Heere, ebenso als Regierer in seinen Besitzungen; selbst in den wenigen Monaten, da er wirklich Herzog in Mecklenburg gewesen ist, hat er dort ein rühmliches Andenken hinterlassen. Es war ein Mann, der im Quattrocento ein Tyrann eines kleinen italienischen Fürstentums hätte werden können, aus dem Holze der Napoleons geschnitten; zu groß für einen ruhigen normalen Lebenslauf, aber doch nicht gewaltig genug um das Schicksal zu zwingen.

Sein Fehl muß im Geiste der Zeit gemessen werden; was war den Menschen des 17. Jahrhunderts ein Fahneneid, was war ja auch dem Kaiser der verbrieftte Vertrag, den er mit seinem Generale geschlossen hatte!

Von Gleich zu Gleich wollte Wallenstein mit dem Kaiser und dessen Gegnern verhandeln. Gestützt auf das Heer, die selbstgeschmiedete Waffe, wollte er den Frieden im Reiche und damit seine Stellung als Reichsfürst sichern. Aber diese Waffe versagte, als er von ihr das verlangte, was er selbst und sein Kaiser nicht gekannt: die Treue.

Doch alle Ehre von der Treue kommt!



Die politischen Dichtungen der Deutschen in Böhmen.

Von **Rudolf Wolkan.**

II.

Die Türkengefahr und die durch sie hervorgerufenen Türkenlieder hatten die Aufmerksamkeit weiter Kreise von den eigenen nächstliegenden Verhältnissen einer fremden Ferne zugewendet; aber je länger die Gefahr anhielt, desto vertrauter wurde man mit ihr, desto mehr verlor sie an ihrer Schreckhaftigkeit; die Türkenlieder verschwinden ebenso plötzlich, als sie aufgetaucht waren. Inzwischen war ein neues Jahrhundert angebrochen mit trüben Anzeichen und schweren Sorgen für eine nahe Zukunft. Kaiser Rudolf kränkelte, wurde immer reizbarer und die Befürchtung, er sei geisteskrank, schien zu trauriger Wahrheit werden zu wollen. Immer energischer wurden auch seine Bemühungen, den Protestantismus im Lande zu vernichten. Das Wladislaw'sche Edikt gegen die Brüderunion vom Jahre 1508 wurde erneuert und schloß bei seiner Dehnbarkeit eine unmittelbare Gefahr auch für die Protestanten ein; — schon begann der Kaiser in Ungarn mit scharfen Maßregeln gegen sie vorzugehen. In diese Zeit muß ein Pasquill fallen, das man eines Tages im kaiserlichen Hof zu Prag angeschlagen fand und dessen lateinisches Original gleichzeitig ins Deutsche übertragen wurde. Es ist dialogisch abgefaßt und besteht fast nur in Bibelcitaten. Aber sie sind so trefflich ausgewählt, daß sie die bitterste Satire auf Kaiser und Papst bilden. Papst, Cardinäle und die Katholischen freuen sich, daß der Kaiser die „verkehrte und verfluchte Lutherische dämpfen und ausrotten“ werde. Jesus tritt unter sie und scheucht sie auseinander mit den Worten: „Weicht von mir, alle übelthäter.“ Der Papst ruft nach Kaiser Rudolf um Hilfe gegen die Lutherischen und dieser verspricht: „Ich will ih, allerheiligster Vatter, mit meinem Eysern Scepter zuschlagen, und wie Töpfe will ich ih zuschmeißen, dann ich bin jr König“. Aber das Reich ruft dem Kaiser zu: „Verfolgst du die Lutherischen, so kannst du nit Kayser sein, leg dein Kron ab“. Dann ertönt die Stimme Christi, der den Kaiser fragt, warum er ihn verfolge. Rudolf erwidert, er sei unschuldig, die Lügner hätten ihn „verschürt“. Christus warnt ihn, sein Wort weiter zu verfolgen und der Kaiser schließt: „Ehre sey Gott in der höhe, fried den Lutherischen, Bues und bekerung den Papissten.“

Das Jahr 1609 brachte den Majestätsbrief und damit die Gleichberechtigung der Konfessionen im Lande; 1611 folgte der Passauer Einjall, in welchem die Protestanten einen von der katholischen Partei ins Werk gesetzten

Schlag gegen sich erblickten, und ihrerseits bittere Rache an den zahlreichen Mönchen und Klöstern in Prag nahmen. Zur Verpottung der Katholiken wurde öffentlich in der Jesuitenkirche eine uns erhaltene Parodie auf das Lied: „Es ist das Heil uns kommen her“ gesungen; ein anderes Spottlied läßt den Papst so sehr erschrecken, daß er „Zeter und Mordio schreit“.

Die Töne, die hier angeschlagen werden, sind die Ouvertüre zu dem großen Spektakelstück, das die Jahre 1618—20 auf die böhmische Bühne bringen. Der Prager Fenstersturz, die Vertreibung der Jesuiten, der Fall Khlesls, die Wahl Friedrichs II. von der Pfalz zum böhmischen Könige, sein kurzes Glück und sein rasches Ende, das die Schlacht am weißen Berge besiegelt, sind seine schnell einander folgenden Akte, die alles politische, religiöse und soziale Empfinden im Lande zutiefst aufwühlen. Und diese Erregung, die alle Schichten ergreift und überall auf Verständnis trifft, hat das trefflichste Spiegelbild in den politischen Dichtungen der Zeit. Keine Phase der Geschehnisse gibt es, die nicht im Liede ihren Widerhall fände; Haß und Liebe kämpfen hier für und gegen die leitenden Strömungen und ihre Führer; alle Leidenschaften sind aufs Höchste gespannt und suchen im Liede sich auszulösen. Es ist die Blütezeit der politischen Dichtungen; kein Ereignis des ganzen Jahrhunderts hat deren so viele geschaffen, wie die wenigen Jahre des böhmischen Aufstandes. Freilich, den großen, freien Standpunkt der politischen Dichtung früherer Jahrhunderte vermißt man hier vollkommen; alles ist vom engen provinziellen und Parteistandpunkte aus geschrieben; aber gerade er, mag er einen Mangel gegen früher auch bedeuten, bringt in die Lieder einen vertrauten, einen heimatlichen Ton, der in uns verwandte Saiten mitklingen läßt. Uebrigens Provinz! Seit Böhmen als des Reiches reichste Zierde zu Oesterreich gehört, sind des Landes Fragen immer auch entscheidend für das Reich gewesen; in seinem Lager ist Oesterreich.

In allen Formen spricht die politische Dichtung dieser Zeit zu uns. Nur das eigentliche historische Lied, dessen Verfasser als Mittkämpfer die Schlachten besingt, tritt hier in den Hintergrund; begreiflich, da trotz aller Gefechte und Scharmügel der böhmischen und kaiserlichen Heere, die das blühende Südböhmen zur Wüstenei wandelten, doch nur die eine Schlacht am weißen Berge das Kriegsglück Böhmens entschied. Eine um so größere Rolle spielt das satirische Lied, das sich in Wiß und Hohn, in Spott und Verachtung des Gegners nicht genug thun kann. Daneben steht das Pasquill, das, italienischen Ursprungs, schon im 16. Jahrhundert zur Zeit der ersten Kämpfe gegen die katholische Kirche in Deutschland große

Bedeutung erlangt. Die zweibändige Sammlung von Pasquillen, die 1544 in Basel erscheint, wendet ihre Spitze gegen den Papst ebensoviel wie gegen Karls V. Versuche, die deutsche Freiheit zu unterjochen; die Form des Pasquills ist zumeist der Dialog, wofür Hutten das klassische Beispiel gegeben; das Auftreten mehrerer Personen verleiht ihm größere dramatische Bewegung und Lebendigkeit. Mit Vorliebe verwendet es Bibelstellen bei seiner Darstellung, nicht aus Mangel an Erfindungsgabe, sondern hervorgegangen aus dem immer stärker zur Geltung kommenden Reize der Parodie, die, weil sie das Maß des Gewohnten jetzt übersteigt, auch das in den Kreis ihrer Darstellung zieht, was sonst den Menschen jener Zeit noch als heilig galt, das religiöse Gefühl. Wohl finden wir schon im Mittelalter Sprache und Ausdrucksweise der Bibel zu profanen Zwecken angewendet und die *Carmina burana* haben ein derartiges lateinisches Gedicht, das die Habgucht der römischen Geistlichkeit geißelt; aber allgemein hatte diese Art der Parodie doch nicht um sich gegriffen. Ausgesuchte Bibelstellen aus dem Munde derer vernommen, die in ihrem Leben und Handeln gerade diesen bestimmten Stellen Hohn sprachen, nährten und stärkten den Haß. Dieselbe Lust an der Parodie führt dazu, auch das Vater unser, das Ave Maria, den Glauben, einzelne Psalmen und Evangelienstellen parodiert als Kampfmittel zu verwenden, führt dazu, entweder geistliche Lieder ihrem vollen Inhalte nach für den bestimmten Zweck umzugestalten, doch so, daß der ursprüngliche Text auch in der Verkleidung noch überall durchleuchtet, oder Spottlieder wenigstens dem Anfang nach an bekannte geistliche oder weltliche Lieder anzulehnen. Auch bei der Wahl der Melodie sucht man nach parodistischer Wirkung; Spottlieder werden gern im getragenen Ton feierlicher geistlicher Lieder gesungen oder aber nach der Melodie solcher weltlicher Lieder, deren Inhalt in schneidendem Gegensatz zu dem Spottliede stand. So geht ein satirisches „Klagelied“ des Winterkönigs auf den Ton des Liedes: „Wohlauf, gut Gsell, von hinnen, deins bleibens ist nit mehr hie“, ein anderes, darin der Pfalzgraf über den Verlust der böhmischen Krone klagt, auf die Weise des Liebesliedes: „Es geht wol gegen der Sommerzeit, mein herziger Schatz auff Erden“; wieder ein anderes Spottlied stimmt den Ton des Liedes an: „Venus, du vnd dein Kind, seid alle beide blind vnd pflegt auch zu verblenden, wer sich zu euch thut wenden“ und ein viertes greift auf den Ton des alten, wohl einem Osterspiel entstammenden Judasliedes zurück, den schon Luther in seinem Kampfe gegen Hans Worst (Herzog Heinrich von Braunschweig) angeschlagen hatte. Solche parodistische Verwendung der Melodie liebte das

Jahrhundert. Als im Jahre 1627 die Truppen des Markgrafen Hans von Brandenburg-Gulmbach vor die kleine nürnbergische Festung Welden rückten und sie zur Uebergabe aufforderten, blies ein Trompeter des Heeres das Lied: „Wohlauf, gut Gsell von hinnen“, worauf die Eingeschlossenen, die keinesfalls an eine Uebergabe dachten, schlagfertig mit dem Liede antworteten: „Ich dank dir, lieber Herr“.

Neben der Parodie stellt sich die Allegorie ein, die der Geschmack des 17. Jahrhunderts bevorzugt, während wir ihr im 16. Jahrhundert nur vereinzelt begegnen; sie ist ein Zeichen des Verfalls, mehr für gelehrte Kreise berechnet als für das Volk, deutlicher im Bilde, als im Wort, deshalb zumeist nur dort verwendet, wo das Lied mehr Erläuterung eines Spottbildes ist; aber sie erleichtert dem Künstler die Aufgabe, der sich nicht an konkrete Thatfachen zu halten hat und seiner Phantasie freien Spielraum lassen kann, wenn er an Stelle der handelnden Personen, der um den Sieg ringenden Heere, die Wappentiere der streitenden Fürsten mit einander kämpfen läßt. Auf solchen Bildern sehen wir den pfälzischen Löwen neben dem böhmischen, beide umschlungen von einer Kette, deren Schließe ein Herz bildet; der böhmische Löwe stürzt sich auf die fliehenden Jesuiten und rupft im Verein mit dem pfälzischen dem kaiserlichen Adler die Federn aus. Aber auf ihn stürzen sich der bayerische Bär, die Spinne (Spinola), der Drache (Buquoy) und die Schlange (Tilly), um ihn zu vernichten; nun wird der Pfalzgraf zum kranken Geier, dem die Schwungfedern ausgerissen werden, zum Affen, der sich in einem Spiegel besieht, zum Löwen, der den verbundenen Kopf in die Hand stützt, während die Rechte einen Krückstock hält; Mücken umschwärmen ihn, ein Affe nimmt eine Mücke von seinem Mantel, ein anderer eine Spinne aus seinem Haar.

Das Bild wird jetzt zu einem wesentlichen Bestandteil des Spottliedes; denn

Was glerte durch die Schrift verstaht

Das lehrt das Gemähl den gemeinen Mann,

ja es erhebt sich oft zu vollkommen selbständiger Bedeutung und sucht im begleitenden Lied oder Spruch nur eine nebensächliche Ergänzung, es wird zur politischen Karikatur. Vom kleinen handwerksmäßigen Titelholzschnitt, der auf den Inhalt des Liedes hinweist; — oft ist nicht einmal dies der Fall und der Holzschnitt nur ein äußerer bedeutungsloser Schmuck gleich einer vignette — führt die Entwicklung aufwärts zum oft künstlerischen Kupferstich, der Wit und Satire und Ironie noch schärfer zum Ausdruck bringt, als das Lied. Wie schon im 16. Jahrhundert bemächtigen sich die Parteien, zuerst die böhmische, dann die kaiserliche jetzt auch dieses Kampfmittels,

das eine Art officiöser Bilderbogen für das Volk wird, berufen, hier Stimmung für eine Richtung zu machen. Diesen Zweck zu erreichen, müssen die Parteien offenbar viel Geld opfern, denn die Zahl der Stiche ist auffallend groß, die Kupfer von tüchtiger Hand entworfen. Aber man ist auch praktisch dabei; die Kupfer sollen überall wirken, in Böhmen nicht nur, auch in Deutschland, Holland und selbst Frankreich; deshalb wird der Text des Liedes nur unter den Stich geklebt und der gleiche Stich kann so mit Liedern in verschiedenen Sprachen prangen.

Doch ist es Zeit, daß wir zu den Liedern selbst uns wenden. Schon der Beginn des böhmischen Aufstandes, der Prager Fenstersturz, wird durch ein Lied gefeiert, das sein Verfasser, der Prediger Johann Faber in Kuttenberg drucken ließ. Die Ansicht des Volkes über die Vorgänge in Prag und die Absichten der kaiserlichen Räte Slavata und Martinik kommen hier zum Ausdruck. Nicht auf des Kaisers Befehl, sondern nach eigenem Sinne hätten sie als falsche, meineidige Leute darnach getrachtet, Bosheit und Frevel zu üben, die Stände und die Ritterschaft zu tribulieren, zu verhöhnen und zu verzerren und endlich auf dem Prager Schlosse hinzurichten; ihre Bundesgenossen seien die Jesuiten, die unverhohlen sagten, der Papst habe ihnen geboten, die Lutheraner zu vertilgen. Mit Recht seien deshalb die falschen, meineidigen Hunde aus den Fenstern des Prager Schlosses geworfen worden. Ein anderes Lied sagt über den Fenstersturz:

Solch Thun hat zwar kein Loben,
Doch Jorn hält übel Haus.

Der nächste Schritt, der allgemein als eine befriedigende That begrüßt wurde, war die Vertreibung der Jesuiten. (19. Juni 1618.) „Dieser Zeit“ schreiben die Acta Bohemica, „hatt es an Pasquillen nicht gemangelt, vnd ist sonderlich der Psalm: In exitu Israel ganz auff diß Böhmisch Unwesen gezogen Lateinisch und deutsch außgesprenget worden.“ Wir lassen ihn deutsch als Probe der Prosafatiren jener Zeit folgen:

Da die Jesuiten auß Böhmen zogen, das Hauß Voio! auß dem Hussitischen Volk. Da ward Wien sein Wohnung, Bamberg sein Gehaltnuß. Die Evangelischen schriehen ihnen nach: Machet euch von dannen behendt, nichts solt ir mit euch nehmen, nimmer solt ihr wiederkommen. Welcher unter euch anders thun wirdt, derselb eines schmähllichen Tods sterben soll. Die Capuciner hupfften wie die Lämmer, die andern Mönche wie die Schaffe. Michna reuchts vnd gibt die Flucht, Smekansky zum Fenster hinunter fleucht. Was war dir, du Michna, daß du flohest? Vnd du Smekansky, daß du dich zum Fenster hinunter begabst? Für den fürnehmsten bebete vnd ward bewegt die Gangley, für den Wütenden vnd Tobenden. Der Burggraff zitterte ganz vnd gar, da verstummte der Prior,

Popeleus genandt. Verschonet, verschonet, schrye Slawata, ey, lasset mich doch erst Buße thun. Daß Vold schrye herwider, Die ist weder Raum noch Zeit, jetzt, jetzt wirstu büßen im hellischen Feuer. Ihr Capuciner, daß ihr hüpfet wie die Lämmer? Ihr Mönche wie die jungen Schaffe? Darumb, weil die Jesuiten trachteten, uns zu vertreiben auß unsern Wohnungen, vnd an sich zubringen unsere Eynkommen. Aber sie findt selber gesunden in die Grube, die sie zugerichtet hatten, ihr Fuß ist gefangen im Neß, das sie den Ständen gestellet hatten. Sie mögen hin vnd her wandlen mit betteln vnd in ihren Oeden Ruhe suchen vnd sie werden keine finden. Gleichwie auch für dem Herrn vnd ihr Gedächtniß wirbt außgerottet werden von der Erden. Sie mögen ausziehen den fluch wie ihr Hemdd vnd mag in ihr innenwendiges gehen wie Wasser vnd wie Oele in ihr Gebeine. Ach daß der Herr die Jesuiten zur Hellen lehrete vnd alle, die unsern fürnemsten Herren nach dem Leben stehen. Das sollen alle die zu Lohn haben, die dem Euangelio so feind seyn vnd die da wider der Evangelischen Seelen streiten. Wie das Wesel hörte, erkalte sein Herz in ihm vnd ward gleich einem Stein. Weil der Strich, den er gedrehet, zurißten ist, vnd die Evangelischen auß seinem Neß los sind. Sein Mund ist voll flüchens, falsches vnd Trugs, seine Zunge richtet Mühe vnd Arbeit an. Er sitzt vnd lauret in den Höfen, sinnet, wie er die Unschuldigen erwürgen möchte heimlich. Seine Augen halten auff die Lutherischen. Er hat gelauret im Verborgenen, wie ein Löw inn der Höle: Er hat gelauret, daß er die Unschuldigen erhasche vnd in sein Neß ziehe. Siehe, der hat Böses im Sinn, mit Unglück ist er schwanger, er wird aber ein Fehl gebahren. Er hat eine Grube gegraben vnd außgeführt vnd ist in die Grube gefallen, die er gemacht hat. Sein Unglück wird auf seinen Kopff kommen vnd sein Fressel auff seine eygene Scheitel fallen. Dancket dem HERREN ihr Evangelischen von ganzem Herzen vnd erzehlet alle seine Wunder. Freuet euch vnd seyd frölich in ihm vnd lobet den Namen des Allerhöchsten. Prieset Gott vmb seiner Gerechtigkeit willen, der euch auff emer Vertrauen schützet. Jauchzet, Jauchzet dem HERREN immer vnd ewiglich. —

Der Kampf gegen die Jesuiten war seit ihrem ersten Auftreten in Deutschland geradezu vollständig geworden, ein instinktiver Haß suchte die Römlinge von der Heimat fernzuhalten. Schon 1563 eröffnet Martin Chemnitz den Kampf gegen sie mit einer heftigen Streitschrift und ihr folgen in fast ununterbrochener Reihe eine Unzahl von Schmähschriften und Hohngedichten bis in unsere Zeit. Mit zu den schärfsten Liedern dieser Art gehören, die aus Böhmen stammen, da sie oft alle Grenzen überschreiten. Wenn man die Jesuiten schwarze Ritter, kastilianiße Vögel, greuliche Heuschrecken, vergiftete Skorpione und höllische Syndici, Belial's Gesellen und Lucifer's Söhne nennt, so sind diese Beinamen nur die ausgesucht höflichsten. Ein überlanges Gedicht vergleicht sie in einer Reihe von Beispielen den Flöhen; der Vorwurf, daß sie viele Fürsten ermordet oder vergiftet, kehrt beständig wieder; Lügen und Trügen gilt ihnen ebenjowenig als Schande, wie der Meineid, denn

Sie sprechen: Sie können ein Eydt
Ja tausent schwern mit dem beschegdt
Vnd doch kein halten zu keiner Zeit,
Weil sie mit solchen ihren Mendtñ
Anders inn ihren Herzen denden
Alß sie mit Hand vnd Mund bezeugen.

So sind sie „der Christenheit ein Gift, dem ganzen Land ein Pestilenz, ein Schad des heiligen Reiches Grenz“ und haben „des Frieds Natur vnd Wesen ganz verderbt“; ihre Werke kommen aus des Teufels Schatzkammer her und gottlos und verflucht ist der Mensch, der Trost bei ihnen sucht. Ein höflicher Wunsch ist es noch, daß man ihnen den Rücken mit „aichen Gläderwischen“ salben möge, besser ist's, man hänge sie „fein, kurz vnd rund“ am nächsten Aste auf. Nach ihrem Abzuge aber klagt die katholische Geistlichkeit:

Ach, Vatter Papst, sich doch darein
Vnd laß es dich erbarmen,
Daß wir Pfaffen, die Schnürling dein,
So plötzlich müssen verarmen,
Dann unser Küchen vnd Praebend
Werden vns fast an allem End
Deß Böhmerlands entzogen.

Einen Monat nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde Kardinal Khlesl durch König Ferdinand gewaltsam aus der Umgebung des Kaisers Matthias, dessen einflußreichster Ratgeber er allzeit gewesen war, entfernt, weil er die Politik des Friedens betrieb, der sich Ferdinand widersetzte, da er nur in einem energisch geführten Kriege gegen die böhmischen Rebellen eine Sicherheit für die Zukunft sah. Khlesl war den Protestanten in Böhmen seit jeher verhaßt, da sie in ihm den moralischen Urheber aller gegen sie gerichteten Bestrebungen des Hofes sahen. So begrüßten sie seinen Fall mit Jubel und einer Menge von Spottliedern. Man nannte ihn eines Eselbeckens Sohn (sein Vater war in der That Bäcker) und schätzte ihn durch die veränderte Schreibung seines Namens Ulesel gleich 150 Eseln. In einem Dialoge wünscht ein böhmischer Bauer ihm einen Staubbesen, einen Strick, einen Galgen, ein Rad, eine Brandfäule und das höllische Feuer, und ein Lied, das auch tschechisch existierte, läßt ihn klagen:

Mit Böheim ist's nicht gerathen,
sie schmedten solchen braten
vnd hetten drab ein grauß;
darumb sie meine gesellen,
die mir auch helfen wollen,
warfen zum fenster aus.

Von Tag zu Tag mehrte sich der Jubel der Böhmen; die Jesuiten waren vertrieben, einer ihrer gefährlichsten Widersacher unschädlich gemacht, die Mährer und Oesterreicher stellten sich auf ihre Seite, Bethlen Gabor und die protestantische Union versprachen reiche Hilfe. Der kaiserliche Feldherr Buquoy wurde trotz seiner wirklichen Erfolge in Liebern verspottet, während man auf den Grafen Thurn, den Führer des böhmischen Ständeherees, der eben zu einem Zuge gegen Wien rüstete, alle Hoffnung setzte. In Anlehnung an Luthers Weihnachtslied „Vom Himmel hoch da komm ich her“ sang man:

Was kan ons thun des Keyfers macht?
wir sind von Gott daher gebracht.
Laßt zürnen habst, Keyser vnd hell,
gotts wort ist worden ewer gesell

und in den gewaltigen Tönen der alten Weise „Nun komm der Heiden Heiland“ erscholl es im böhmischen Heere:

Nun kombt Graff Thurn in das Land,	Nicht von stolzen paffen gerweist,
schröck den König Ferdinand,	allein von dem heiligen geist
allen paffen in der Welt	dieser heldt ist worden geführt,
Gott ihn hat zum grausen bestelt.	Gotts wort er recht defendirt.

Warnend ertönt zwar eine vereinzelte Stimme aus Böhmen in des Kaisers Sold, man möge sich dem Kaiser nicht widersetzen — und rät den Böhmen:

Colatschen thut feil haben
Vnd baut groß Urbeiß an,
Mit Bimo thut euch laben,
Gebt euch vom Krieg hindan.
Ihr kündt doch nichts aufrichten,
Ihr kumbt omb Ehr vnd Guet,
Gedenkt doch ewrer Pflichten,
Verschont auch ewres Bluet,

aber sie mußte in der allgemeinen Begeisterung verhallen. Denn der Pfalzgraf Friedrich hatte die ihm angebotene Krone von Böhmen angenommen, hielt am 31. Oktober 1619 seinen Einzug in Prag und wurde am 4. November in der Weitskirche feierlich gekrönt; so konnte die Zukunft, wie man glaubte, nur die Erfüllung der kühnsten Träume bringen. Man begreift aber den Jubel, der den König „Fried- und Freudenreich“ begrüßte, wenn man sich die trostlosen Verhältnisse vergegenwärtigt, unter denen namentlich das südliche Böhmen zu leiden hatte, das Freund und Feind in eine Wüstenei zu verwandeln redlich bestrebt war. Simon Comnick's Lied auf den Einzug Friedrichs in Böhmen stellt uns das Elend jener Tage recht lebhaft vor Augen. Gärten und Ställe sind geplündert, die

Häuser verwüstet, die Kirchen zerstört, Städte und Dörfer in Brand gesteckt, selbst im wüsten Wald, den die Menschen flüchtend aufsuchen, werden sie aufgespürt und erwürgt. Und noch immer ist dem kein Ende abzusehen: „Das Unglück wächst für und für.“ So erhofft man von dem neuen König alles Heil und sieht in ihm allein Rettung, Friede und Ruhe; für ihn erfleht man des Himmels Segen; ein Lied schließt mit den Worten: „Die Morgenroethe bricht an mit Gewalt, herrlich reicht der Sonnenschein über Jung und Alt.“

Aber die Schlacht am weißen Berge vernichtete jäh alle Hoffnung. Und nun bricht über den unglücklichen König eine Flut von Schmä- und Spottschriften herein, wie sie in dieser Ueberfülle nicht leicht eine andere Zeit aufzuweisen hat. Es gibt keine gute Seite an ihm, alles wird in den Kot gezerrt und verhöhnt. Wohl hatte der Reichstag verboten, „man soll Famoslibell nit schreiben, Passquill vnd Schmachred lassen bleiben“, wie eines der Spottlieder selbst höhnend zugibt, aber man setzte sich leicht über solches Verbot mit der Entschuldigung hinweg, es beziehe sich nicht auf den Pfalzgrafen, der in den Bann gethan und kein Glied des Reiches mehr sei. Man nennt ihn jetzt ein verwöhntes Kind, den treulosen Fritz, dessen Ehrgeiz teuflisch sei und dessen Hochmut ihn zu Fall gebracht habe. So zeigen sich denn jetzt die Folgen:

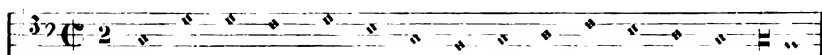
Der hett zuvor viel Leit vnd Land,
Der hat jekund ein läre Hand,
Der vor hett auf dem Haupt ein Cron,
Dat jekt kaum ein gang Hemet an.
Helff Gott dem armen Friderich,
Er kompt doch nimmer ober sich.

Kein Wasser, ja weder Tod noch Grab kann seine Schmach tilgen. Ihm ist die Hölle als Lohn bereitet. Besser wäre ihm eine geweihte Ruthe als diese Schande, und wer weiß, vielleicht muß er noch in diesem Jahre die Schweine hüten und statt des Szepters einen Narrenkolben tragen. Nach Holland mag er ziehen und dort Stodffisch essen; die holländischen Staaten bieten ihm Weinwand an

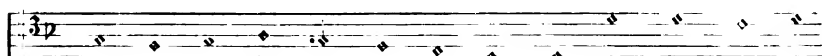
Theils ist schön bleich, darumb so weiß
Zu Hemmetern taughts für die Leuß,
Theils wirds zu Facinetlin taugn,
Daß jhr damit wischt ewre Augn,
Wann jhr das Königreich bewaint,
Das euch vor diesem ward vermaint,
Oder wanns euch den Schweiß auftreibt,
So jhr zu lang beim spielen bleibt,

Auch wann man euch nit reden sticht,
 (Man gibt hie stich, die bluetten nicht,
 Sie treiben oft an stat deß Bluet
 Herauß den Angstschweiß vnderm Quet),
 So nempt alßdann die Leinwat zart
 Wischt ewr langß Haar vnd kurzen Bart.

Während der Winterkönig seine Sache vollkommen verloren gab und in einer hastigen Flucht, vorerst nach Breslau, das Heil für seine Person sah, ballte sich das Unglück über den Häuptern der zurückgebliebenen Teilnehmer am Aufstande zusammen. Am 21. Juni 1621 brach das Blutgericht über sie herein; Augenzeugen berichten in Prosaschriften über diesen Tag, und selbst ein Lied hat uns seine Ereignisse überliefert, indem es zugleich eine Uebersicht über den ganzen Verlauf des Aufstandes gibt. Aber nicht dadurch wird es uns interessant, sondern durch den Umstand, daß es vielleicht das einzige politische Lied aus Böhmen ist, das eine eigene Melodie hat; aus dem Grunde sei die erste Strophe hier mitgeteilt:



Böß an - ge-fangn zu je - der zeit, hat nimmer wol ge - en - det,
 Das hat er - fahrn mit hert-zen-leit, der dir diß Lied zu - sen - det.



Vr - hebr die Cal - vi - ni - steu sein, die Böh - men ko - chen



auß den Prein, Re - beln seynd groß vnd klein.

Eine der nächsten Folgen des kaiserlichen Siegs war die Vertreibung der nicht katholischen Geistlichkeit. Die Gegenreformation, die Rekatholisierung des Landes unter Anwendung von Waffengewalt begann. Am 10. März 1621 wurden die kalvinistischen Geistlichen ausgewiesen, am 13. Dezember 1621 die tschechisch-lutherischen, am 29. Oktober 1622 auch die deutsch-lutherischen, von denen viele nach Sachsen sich wandten. Ein Spottbild auf die Vertreibung der Protestanten, die nach Leitmeritz ziehen, ist wohl eine Erwiderung auf jenes Spottbild, das die Vertreibung der Jesuiten aus Prag zeigte, die eilends nach Amsterdam zu St. Rospino fliehen.

Wie es aber sonst in Böhmen ausjah, darüber läßt sich ein Lied aus dem Jahre 1622 vernehmen, worin es heißt:

In Böhmen seind erschlagen
viel Hundert Tausendt man,
das thun die Weiber klagen,
die jetzt kein' Mannen han,
nichts denn nur kleine Kinder,
Verbrunnen Hauß vnd Hoff,
auch weder Schaaff noch Rinder,
ist als geraubt, geplündert,
die noht zerbricht den Schlaß.

Die politische Lyrik des Landes, die jetzt rein katholisch wurde, versteckt sich nun, wie wir ähnliches schon im 16. Jahrhundert bemerken konnten, hinter die Erzählung von Wundergeschichten, um ihr Ziel zu erreichen. Da wird uns ein bei der Stadt Walchan gefangener Fisch abgebildet, ein Fisch mit gekröntem Menschenkopf, ein Kreuz im Maul, auf dem Rücken eine Kanone, und ein Lied dazu geschmiedet, das die Form des alten Wächterliedes benützt, um die „werte“ Christenheit wachzurufen zu dem, was vor allem not thue, nämlich katholisch zu werden. Und ein Lied vom Jahre 1625 beschreibt, wie sich über der Stadt Elbogen die Sonne vielmal in „roth und schwarz gewandelt, daraus auch Feuerfugeln gefahren“, um an solches Ereignis die notwendigen Heilsbemerkungen zu knüpfen. Sonst aber tritt für ein volles Jahrhundert tödtliche Stille auf dem Gebiete der politischen Dichtung in Böhmen ein, nur ganz selten und fast zufällig durch ein besonderes Ereignis unterbrochen. So haben wir aus dem Jahre 1639 ein unbedeutendes Pamphlet der jesuitisch gesinnten Theologen der Prager Universität zu erwähnen, die sich gegen den Plan des Kardinals Harrach wehrten, in Prag ein Priesterseminar zu gründen; die Jesuiten, denen die theologischen Studien anvertraut waren, fürchteten für ihre Machtstellung und stifteten die Studenten zur Auflehnung gegen die geplante Maßregel an; unter ihrem Einfluß ist das Lied entstanden, das in der Weise der Bagantenlieder deutsche Verse mit lateinischen abwechseln läßt. Ein anderes Lied verspottet den Rückzug Baners, der im Jahre 1639 zweimal vergeblich Prag zu erobern versuchte, und der, weil er der Hauptstadt nichts anhaben konnte, Güter im Lande abbrennen ließ, arme Leute „krudelisierte und tirannisierte“ und viel Beute mit sich führte. Endlich noch ein Lied aus dem Jahre 1697: „Der Juden Au-Weh“, das die „Verarrestirung ihres hohen Patrons Oppenheimer“ besingt.

Nur eine Gestalt aus dem dreißigjährigen Kriege hat uns noch zu beschäftigen, die Wallensteins. Wie nach seinem Tode Stimmen für und gegen seine Unschuld sich erhoben, so stammen schon bei seinen Leb-

zeiten die Lieder auf ihn aus zwei gegnerischen Lagern. Aber es ist kennzeichnend für die niedrige Gesinnung der Verfasser dieser Dichtungen, daß Lieder für ihn fast ausschließlich der Zeit entstammen, als das Kriegsglück ihm treu war, während die feindlichen erst dann sich hervormagten, als sie seinen Stern im Niedergange sahen. Auffallend ist nur, daß die bildliche Satire ihn so ganz aus dem Spiele läßt. Ich kenne kein Bild, das ihn verhöhnnte weder im Leben noch nach dem Tode. War es die Uebermacht, die er im Leben besaß, und später das Entsetzen über das Verbrechen, das an ihm geübt wurde, daß auch gefühllosere Menschen davor zurückbebt, ihm im Bilde zuzutreten? Und weiter, mit Sicherheit läßt keines der Lieder für und gegen ihn auf einen Verfasser aus Böhmen schließen und keines weist einen Druckort auf. Aber daß Lieder auf ihn in Böhmen bekannt und gesungen worden, ist uns glaubwürdig überliefert.

Daß die Landsknechte für ihn sich begeisterten, ist natürlich, kam er doch ihren Wünschen gern entgegen; so singen sie denn:

Fürwahr er ist ein Gelbe,
Lebt auch nit einer Seinesgleich
Liegt immerdar im Felde,
Gönnt uns all Beut und Gelde.

Aber viel erstaunlicher ist es, daß auch Lieder, die nach seinem Tode erschienen, ihn gerecht zu werden trachten; ein Lied läßt ihn selbst jagen:

Ein großer General ich war,
Noch reden werden lange Jahr
Von mir der Menschen Zungen,

und ein anderes, das ihm manches vorzuwerfen hat, klingt am Ende doch friedlich aus:

O Wallenstein, du allen ein Stein,
Der Tod thut dich der Noth und Pein,
Der Weltpracht Last entheben.
Gott gnade deiner armen Seel,
Wöll dir all Sündenschuld und Fehl
Um Christi Blut vergeben.

Neben solchen friedlichen Liedern stehen nun freilich andere, die sich nicht genug thun können an niedrigster Verläumdung und Beschimpfung und von der Verrohung dieser Art der Dichtung zeugen. Besonders nach der verunglückten Belagerung von Straßburg brach der Haß gegen ihn los; da heißt es in einem Liede:

Recht werr, er ließe König seyn,
Dem Gott die Ehr hat geben.
Vnd thet in Böhmen wol daheim
Recht als ein Edelmann lebn.

Von fremdbder Speise hat er Lust,
Seinn dicken Bauch zu füllen,
Ich sorg, wenn er den Pfeffr mehr kost
Er wird ihn wenig kühlen,

und in einem anderen Liede, das ihn einem wütenden Hunde vergleicht:

Wer hilffet dir thun widerstandt,
Weil du das ganze Teutschelandt
Selbsten hast auffgefressen,
Geplündert, beraubt und bestohlen,
Welchs in der ganzen Welt erscholln.
Soll dich nicht bald der Teuffel holn?

Klanglos ziehen die weiteren Ereignisse des Jahrhunderts an Böhmen vorüber, das bis zum Tode erschöpft, vom Abschluß des furchtbaren Krieges hörte, der ihm das Mark ausgedörret hatte. Es brach die Pest herein, die Bauern rotteten sich zusammen, um sich von drückender Ausjaugung zu befreien, französische Truppen zogen sengend und brennend durchs Land und an den Pforten Wiens pochte das alte Schreckgespenst, der Türke; aber Böhmen fand kein Wort der Klage mehr für solches Elend. Erst der Anfang des 18. Jahrhunderts befreite es aus tiefer, tödtlicher Erstarrung. Den Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken bei Peterwardein (5. August 1716) beschreibt und besingt ein Lied, trocken und hölzern, und klingt in die Worte aus:

Gja! So stimmt allzusamm
Te Deum laudamus an,
Gebt eure Händ
Zu Gott behend,
Um Hülf thut ihn ferner bitten,
Daß er uns stets woll behüten
Vor der Türken großen Schaar.
Amen, ja das werde wahr!

Ihm folgt ein anderes auf den Sieg gegen die Türken bei Temesvar (12. Oktober 1716), wohl von demselben Verfasser; er träumt von einer völligen Vertreibung der Türken aus Europa:

Gott hilf Prinz Eugenii tapferer Hand,
Den Türl zu besiegen zu Wasser und Land,
Bis wir in Jerusalem kommen zusammen!
Wer dieses recht wünscht, sing Alleluja Amen!

Doch die Türkentriege konnten die Aufmerksamkeit nicht mehr so fesseln wie einst. Die Zeit der Türkenfurcht war vorüber, die Macht des Erbfeindes der Christenheit für immer gebrochen. Aber ein anderer, größerer und mächtigerer Feind war Oesterreich und seiner jungen Herrscherin Maria Theresia in Friedrich dem Großen erstanden. Die beiden schlesischen Kriege, der siebenjährige Krieg brachten hüben und drüben der politischen Dichtung eine neue, langwährende Blüte, mit der nur die Zeit der ersten Reformationskämpfe und des 30jährigen Krieges verglichen werden kann.

Aber schon dem flüchtigen Blicke zeigen sich manche und nicht unwesentliche Unterschiede zwischen jetzt und einst. Die Bibel, die Psalmen, das Vater-unser und die Glaubensartikel werden nicht mehr von der Satire herangezogen; die Satire, die zugleich fast vollständig auf die Allegorie verzichtet, wird dadurch kräftiger, selbständiger und wächst mehr aus dem Gegenstande selbst heraus. Im Liede macht sich das gelehrte Element weit mehr geltend als in früherer Zeit; auch sie hatte wohl und vielleicht in größerem Maße als wir heute anzunehmen gewohnt sind, studierte Männer als Verfasser politischer Dichtungen gesehen, aber sie hatten sich dabei möglichst eng der Weise des Volkes zu dichten angeschlossen; jetzt aber gelang es nur selten Männern wie Gleim volkstümlich zu werden. Doch berührt andererseits bei dieser mehr gelehrten Dichtung angenehm die Mäßigung, die den Gegner auch dort achtet, wo sie ihn bekämpft. Worte, wie sie Gleim gedichtet hat:

Aus deinem Schädel trinken wir
Bald deinen süßen Wein,
Du Ungar! Unser Feldpanier
Soll solche Flasche sein

stehen in dieser Zeit ganz vereinzelt da. Die Dichtungen, besonders die aus Böhmen stammen, sind durchaus würdevoll und werden auch dem Feinde gerecht; so heißt es in einem Prager Liede aus dem Jahre 1757 von Friedrich dem Großen:

Wie Caesar Buch und Schwerdt in seinen Händen truge,
der das gebuckte Rom in neue Fesseln schlug,
So trägt auch Friederich in Händen Buch und Schwerdt
Und ist in bejden groß, wann es die Zeit begehrt.

und in einem anderen aus demselben Jahr:

Daß König Friederich ein großer Kriegsheld sey,
Dem stimmt Freund und Feind im Grund der Wahrheit bey,
Doch daß auch dieser Held kan überwunden werden,
Hat uns der Sieg gelehrt.

Friedrich der Große schrieb selbst Satiren gegen die Größen der Zeit und sparte Spott und Hohn nicht, wenn er Maria Theresia oder ihre Verbündeten angriff, war aber ungemein empfindlich, wenn er selbst die Zielscheibe des Spottes wurde. Bekannt sind die Worte, die er an Kaunitz schreiben ließ, als dieser ihn von einem gegen ihn beabsichtigten Attentate benachrichtigte: „Qu'il était obligé à l'Impératrice de l'information qu'elle voulait bien lui donner, mais que comme il y avait deux manières d'assassiner, l'une par le poignard, l'autre par des écrits injurieux et déshonorants, il assurait l'Impératrice,

qu'il faisait peu de cas de la première et qu'il était infiniment plus sensible à la seconde". Es gab übrigens auch Dichter, die den Mut hatten, gegen das Uebermaß der Pamphletlitteratur aufzutreten; so schreibt ein „unparteiischer Poet“ aus Böhmen:

Die Worte gelten nichts, man fechtet mit den Degen,
Der allerschärfste Kiel wird keinen Feind erlegen,
Laß du den Preußen Preuß, den Ungar Ungar seyn,
Und misch dich nicht so frech in fremdes Spiel hinein.
Von hohen Häuptern muß man nicht verächtlich schreiben
Und sich mit Stachelwort an ihrem Unglück reiben.

Die ersten politischen Dichtungen dieser Zeit wenden sich gegen den französischen General Belleisle, der die bayrisch-französischen Truppen befehligte, die im November 1741 das schwach besetzte Prag mühelos eingenommen hatten, und der, als die Oesterreicher nach Eroberung Bayerns zur Befreiung der Stadt heranrückten, in eine so mißliche Lage kam, daß er gezwungen war, am 16. Dezember 1742 mit seinem Heere nach Eger zu entweichen. Es ist kein Wunder, wenn sich der Spott an die Fersen der fliehenden Franzosen heftete:

Wie Bel-Isle aus Prag geschlupft,	Da gabs Reuter ohne Pferd,
und von dar nach Frankreich g'hupft,	Pferd, die kaum drey Heller werth.
o, da waren seine Leute	Dufarn, wie die guten Stunden,
recht im Herzen voller Freude;	hat man auch darunter g'funden,
Sahen prächtig überaus	und der Musquetier sah aus
wie das lust'ge Glend aus.	wie eine dürre Fleder-Maus.

In einem anderen Liede klagt der französische Hahn, wie er von den Freunden verlassen sei, auf deren Unterstützung er mit Sicherheit glaubte rechnen zu können:

Und endlich kommt des Stephans Frau
Mit einem dicken Prügel;
Sie wirft und trifft mich sehr genau
Und lähmt mir meine Flügel.
Enfin je pleure, enfin je crie.

Ritirisi!

Die Krönung Maria Theresias in Prag (11. Mai 1743) war für Böhmen ein freudiger Lichtblick, der auch im Liede nach Ausdruck suchte. Ein freilich recht schwach begabter Dichter preist sie und noch mehr ihre Thaten in überschwenglichen Worten:

Der Ahnen Thaten seynd zwar groß,
Theresens thaten seynd weit größer,
Carl gab den Feinden manchen Stoß,
Theresia konnts schier besser.
Wann jener tausend Mann erschlägt,
hat diese Zehn mal mehr erlegt

und schließt mit den wenig geschmackvollen Worten:

So steht dein Tzechen Reich desgleichen,
du wollst, o aller Menschen lust,
Ihm stets die gnaden Volle brust
Als Milde Landes Mutter Reichen.

Ein Jahr später war der 2. schlesische Krieg im Gange. Friedrich marschierte gegen Prag, das sich ihm am 16. September ergab; doch schon am 19. November wurde die Hauptstadt wieder geräumt und die Preußen durch Karl von Lothringen und den Grafen Traun aus Böhmen verdrängt. Ein Spottbild auf die Räumung Prags zeigt einen Ungarn mit der Peitsche hinter einem ausziehenden preußischen Pilger. In Spottliedern machte man sich besonders gern lustig über die geringe Besoldung der preußischen Soldaten, die trotz der strengsten Maßregeln des Generals von Einsiedel zahlreiche Desertierungen zur Folge hatte. „Tags drey Kreuzer und drey Pfennig ist für Mann und Weib zu wenig“ spottet ein Lied, und ein anderes meint, die Franzosen hätten mehr Dukaten bejessen als die Preußen Pfennige: „So lohnet seine Leuth der Preysen König.“ Die praktischen Folgen aber aus solcher Armseligkeit zieht eine Prager Köchin, die den Preußen mit den Worten die Thüre weist:

Kerl, wilst du hier carafiren,
mußt mit Thälern brast flangiren,
Schuh, Pantoffel, Hauben, Band
und ein Thaler in die Hand.
dann begehre einen Kuß,
wann es ja geliebt sein muß.

Noch im siebenjährigen Kriege werden Lieder auf preußische Deserteure gesungen. Wieder war Prag allen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt. wieder standen die Truppen Friedrichs vor der Stadt und schlugen die österreichischen am 6. Mai 1757, wobei auf Seite der Preußen General von Schwerin fiel, auf der österreichischen General Browne tödtlich verwundet wurde; er starb in Prag „beherzt, fromm und unerschrocken, wie er gelebt“. Prag, wohin sich die österreichischen Truppen zurückgezogen hatten, wurde einer langwierigen Belagerung und einem schonungslosen Bombardement unterworfen. Zu seinem Entsatze rückte Graf Daun heran; Friedrich eilte ihm mit einem Theile des Belagerungsheeres entgegen, traf ihn bei Rolin und wurde hier am 18. Juni 1757 geschlagen. Zahlreiche Jubellieder priesen diesen Sieg des österreichischen Heeres und seinen Führer, der „figet in dem Traum und wachet, da er schläft“, und der Moses genannt wird, „den der Herr uns zugehieht Zum Heyland, eh uns noch die

Sklaverey erdrückt.“ In einem der vielen Dialoge dieser Zeit treffen Schwerin und Browne in der Unterwelt zusammen; Schwerin sieht beständig Leichen herankommen und hält sie für Oesterreicher, bis Browne ihn eines anderen belehrt und ihm Nachricht von der Schlacht bei Kolín gibt. Doch Schwerin glaubt ihm nicht früher, als bis Browne ihn durch eine Nummer der Berliner Zeitung überführt. Auf die Frage Brownes:

Was dünkt Euch nun, Herr Graf, wird noch Therese müssen
Den Lorbeerreichen Stahl von Eurem König küssen?

muß nun Schwerin die Antwort schuldig bleiben. Die unmittelbare Folge der Schlacht war die Befreiung Prags; das Belagerungsheer zog sich nach Sachsen zurück. In diese Zeit fällt ein „Gespräche zwischen Victor einem aufrichtigen Tyroler und Daniel, einem vom Böhmer Markt kommenden Kaufmann aus dem Reich“. Wie oben Schwerin, will hier auch Daniel die Nachricht von dem Siege der Oesterreicher nicht glauben: „Du machest den Sieg zu groß, daß ichs nicht glauben kann.“ Aber Victor erwidert ihm:

Doch wann der Preuß gesiegt, war alles leicht zu glauben,
Nichts wäre in dem Stand, die Meinung dir zu rauben:
Da zwanzig tausend Mann gestreckt das Gewehr,
Da Prag schon über war, und was dergleichen mehr
Erlangers Zeitungs-Blat so falsch als kühn geschrieben,
Das ist bey dir doch stets gewiß und wahr verblieben.
Alleine schämst du dich und deines gleichen nicht?
Reichs-Bürger wolt ihr seyn und brecht doch eure Pflicht:
Wie seyd ihr Kaiserlich, da ihr doch Preußisch denket,
Und ihm zu Glück und Sieg, Gebeth und Vorschub schenket?
Was suchet ihr dadurch für Nutzen und Gewinn?
Werft eure Augen auf das arme Sachsen hin.
Da könnt ihr, wenn ihr wollt, noch jezt mit Schröden lesen,
Welch trauriges Geschick auch euch bestimmt gewesen,
Wenn Gott nicht das Gebet der Seinigen erhört
Und durch zweyfachen Sieg der Preußen Wuth gestört.
Jedoch ich finde stets bey dir nur taube Ohren,
In deinem Sinn hat noch der Preuße nichts verlohren;
Was man von Oesterreichs Sieg, Ruhm und Ehre spricht,
Das glaubest du zur Zeit und deines gleichen nicht.
Doch kommet du nach Haus, so wirst es glauben müssen.

Triumphierend ruft ein anderes Lied aus:

Dein Glück, Berlin, gehst auf die Reige,
Die Blut besprigten Lorbeer-Zweige
Verwelken nun auf deinen Haupt,
Zu siegen ist auch uns erlaubt

und wieder ein anderes verspottet die sonst so gefürchteten Totenbeinhäufen,

die der Volksmund „Sans Pardon“ nannte, und die jetzt das Miracul zeigen, daß Totenbeine bluten.

Von dem weiteren Verlaufe des Krieges wurde Böhmen nicht mehr unmittelbar betroffen; so verstummten denn auch die Lieder auf ihn und wandten sich mehr den inneren Angelegenheiten des Landes zu. In einer handschriftlichen Sammlung zeitgenössischer Dichtungen aus Böhmen finden wir die Notiz: „Anno 1765 sind auf allerhöchsten kaiserlichen Befehl im Königreich Böhme neue k. k. Patenten publiciret worden, Kraft welchen gebothen war, alles Böhmisches Gewicht als Maß, Ehlen, Gedrendt Maas und nasse Maß abzuschaffen und statt der böhmischen Nieder Oesterreicher Messingenes und Eysernes Gewicht, dann Oesterreicher Ehlen und detto N. O. Mezen und kleine Trindt Maas einzuführen. Das hat dem armen Böhmerlande erstaunliche Unkosten gemacht und soll von dieser Umänderung Ein Jesuit Namens P. Franz schuld gewesen seyn, der es nemblich Projectirt haben soll, weßentwegen ihm auch aus Haß ein Pasquill nebst einer Grabchrift nemblich in Versen gemacht worden.“ Leider müssen wir uns hier begnügen, auf beide nur hinzuweisen. Ein anderes Pasquill aus dem Jahre 1772 wendet sich gegen den Erzbischof Anton Peter Przichowsky (Przichowich) von Prag, dem erbarmungsloser Geiz vorgeworfen wird, da er Schätze auf Schätze ansammelt, während er die Armen um sich verhungern sieht, und ruft ihm zu:

Fürst, Fürst, schäme dich, dennach, hegst du dann kein Erbarmen,
Die Vorsicht hat dich nicht zum Hirtenamt bestellt,
Damit du wuchern sollst, auch nicht damit die Welt
Den Pracht bewundern soll, ja Güter und Pallästen,
Auch nicht, daß du dich sollst an fetten Taffeln mästen.

Aus dem Jahre 1773 endlich besitzen wir ein Gedicht, das, eine Seltenheit, sich gegen die Aufhebung des Jesuitenordens wendet und sich Mühe gibt, die Verdienste der Gesellschaft Jesu in hellstes Licht zu stellen: „Ihr warft den Saamen aus, den andern bleibt der Schnit.“ Die Ungerechtigkeit gegen die Jesuiten sucht der Verfasser auch dadurch zu beleuchten, daß er hervorhebt, daß den andern geistlichen Gesellschaften kein Haar gekrümmt wurde; doch gibt er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht auf:

Die Freunde sind zu schwach, euch Hilfe zu verschaffen,
Die Waffen des Gebetts sind eure beste Waffen.
Mit diesen nebst Gedult und Hoffnung ausgeschmückt
Wird oft der Feinden Macht und ihre List zerstückt.
Ob eure Stützen schon jetzt aller Orthen bersten,
So denkt zu eurem Trost, das Feinste fällt zum ersten.

Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.

Von Adolf Hauffen.

5. Das östliche Böhmen.

Im östlichen Böhmen bildet das deutsche Sprachgebiet einen schmälern, zuweilen tiefer ins Land eintretenden, zuweilen ganz durchbrochenen Saum, der vom Jeschkengebirge angefangen längs der Grenze von Preussisch-Schlesien verläuft, dann in den Schönhengster Gau überspringt und in dem von Mähren nach Böhmen eingreifenden Steckener Teil der Iglauer Sprachinsel sein Ende findet. Die Deutschen, die auf diesem Gebiet wohnen, sind schlesischen Stammes, nächstverwandt ihren Nachbarn jenseit der Landesgrenze.

Die eigentliche Besiedlung des (ursprünglich von den Tschechen nur an den Flußufern spärlich besetzten) Nordosten Böhmens ist ja vom 13. Jahrhunderte ab durch deutsche Einwanderer zumeist aus der Lausitz und aus dem schon früh germanisierten Schlesien, zum Teil auch aus Franken und Thüringen erfolgt. Fremde Elemente, die früher (so slämische Tuchmacher und Harzer Bergleute) oder später in das wesentlich schlesische Volkstum dieses Gebietes eingesprengt wurden, sind entweder aufgesogen worden (so alles Niederdeutsche), oder an Mundarten-Inseln zu erkennen. Mitteldeutsche Kolonisten besetzten unter den Herren von Duba und anderen Adelligen den ursprünglich nicht zu Böhmen gehörigen Umkreis von Friedland, um später weiter ins Innere vorzudringen. In dem früh vom Prager Benediktinerkloster Břevnov besiedelten Braunauer Ländchen entstanden schon im 13. Jahrhunderte die Städte Braunau, Arnau, Politz u. a. Ottokar II. siedelte auf seinen ungeheuren Kronwäldungen von Olag bis Zittau deutsche Bauern an. Um 1260 etwa ist Reichenberg durch Zuwanderer aus der Görlitzer Gegend begründet worden. Auch im 16. Jahrhunderte sorgten deutsche Adelige dieser Gebiete nachdrücklich für den Zufluß neuer Bevölkerung von jenseit der Grenze. Die deutsche Sprachinsel des Schönhengster Gaues bestand schon am Ende des 13. Jahrhunderts und zwar in viel größerem Ausmaße als heute, weil sie später durch das gewaltthätige Vordringen der Hussiten schwere Einbuße erleiden sollte.

Die schlesische Mundart dieses gesamten Gebietes zeigt auch viele Verzweigungen und mannigfache Färbungen, doch sind im ganzen etwa drei Hauptgruppen zu scheiden: 1. die Mundart des Tiergebirges (mit den Vororten Reichenberg, Friedland und Tannwald), 2. die Mundart

des Riesengebirges 3. die Mundart des Braunauer Ländchens und des Adlergebirges, der auch die Sprechweise des Schönhengster Gaues (um Landskron) nahe verwandt ist. *) Daß die ober-sächsisch gefärbte Mundart des mittleren Nordböhmen östlich der Elbe allmählich ins Schlesische übergeht, wurde schon im früheren Abschnitt betont. Der langsame Übergang greift aber noch in das schlesische Gebiet ein. Die Mundarten des Jeschken- und Hegergebirges zeigen noch die Verkleinerungs-silbe -l (z. B. Mannel, Krojtel, Bänkel) und erst im Riesen-, Falken- und Adlergebirge hören wir das echt schlesische -la und Mehrzahl -lan (Kendrla, Pfarbla, die Häuslan). Die Mundart der Iglauer Sprachinsel endlich zeigt (was durch die Verkehrsverhältnisse und die Geschichte der Besiedlung begreiflich wird) merkbare Anklänge an die bayrisch-österreichische Mundart des nahen Niederösterreich. Im ganzen aber steht die schlesische Mundart von Ostböhmen in Rhythmus und Vokalismus dem Nordböhmischen nahe; unter den Mundarten der preussischen Provinz Schlesien ist sie jener der Grafschaft Glatz am engsten verwandt.

Wie die Schlesier im Reich, so zeigen auch die Schlesier in Ostböhmen in ihrer Redeweise eine gemüthliche Breite, ein bequemes Sichgehenlassen, aber doch auch einen regen verständigen Geist. Die Kennzeichen des schlesischen Stammcharakters zeigen sich auch bei den Deutschen des östlichen Böhmen. Zwei echte Schlesier, der gelehrte Dichter Gustav Freytag und der dichterisch fühlende Gelehrte Karl Weinhold haben über ihre Landsleute das Urtheil gefällt, daß sie einen sinnigen Genuß darin finden, sich mit aller Wärme und dem Reichtum ihres Gemüthes in einen kleinen Kreis von Genossen abzuschließen gegen das Ganze und in diesem Kreise alte Bräuche treu zu bewahren. Daß sie gemüthlich, gesprächig, voll trockenen Humors sind, die Musik lieben, gern Verse machen, wenn sie verliebt sind oder wenn eine Festlichkeit dazu Veranlassung gibt. Daß sie eine witzige schlagfertige Rede, Epithamen und traulich kofenden Ausdruck lieben. Daß sie trotz ihres nüchternen praktischen Sinnes zu Schwärmerei und Gefühlseligkeit, zum Phantastischen Neigung haben und daß sie endlich innige Liebe zu Heimat und Familie empfinden. **)

*) Vergl. darüber die tüchtige Arbeit von Franz Knoch, Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen. Pöhlenbe. 1888.

**) Vergl. J. Partsch, Schlesien, eine Landeskunde für das deutsche Volk auf wissenschaftlicher Grundlage I. S. 373—385.

Alle diese Charaktereigenschaften aber sind ein guter Nährboden zum Aufsprießen der mundartlichen Dichtung. Darum gingen auch aus dem Stamm der Schlesier schon seit dem 17. Jahrhunderte eine große Reihe von fruchtbaren und begabten Dialektdichtern hervor.*) Zu litterarischer Bedeutung kam die schlesische Mundart mit Karl von Holtei, der in seinen volkstümlichen, innigen, formvollendeten „Schlesischen Gedichten“ 1830 ein Spiegelbild seines heimatlichen Volkstums gibt. Ihm folgten unter anderen Robert Köhler mit gemütvollen Dorfgeschichten in Prosa und lustigen „Schnoken“, Philo vom Walde (Joh. Reichelt), der sich auch mit Erfolg in ernster Dyrk und in einem Epos mit getreuer Wiedergabe des schlesischen Dorflebens und seines Bauerntypus versucht hat, endlich Gerhart Hauptmann, der mit seinen gewaltigen dramatischen Kulturbildern der unverfälschten schlesischen Gebirgsmundart die Bühne der Welt erobert hat.

Diese Dichter Schlesiens haben — und darum mußten sie hier genannt werden — vorbildlich und anregend auf ihre Nachbarn und Stammesgenossen im östlichen Böhmen eingewirkt. Wollen wir die heimischen Dichter dieses Gebietes näher ansehen und würdigen, so müssen wir unsere Wanderung dort fortsetzen, wo wir sie am Ende des vorigen Abschnittes abgebrochen haben.

Gleich am Fuße des Jeschkegebirges und am Ufer der (Görlitzer) Neiße, die beide von verschiedenen Forschern als Westgrenze der schlesischen Mundart bezeichnet werden, liegt die Stadt Reichenberg, die sich, ob schon in den letzten Jahrzehnten zu einer großen Stadt mit reicher Industrie und starkem Fremdenzug aufgeblickt, die heimische Mundart und den altüberlieferten Volkstypus bewahrt und darum in älterer, wie in jüngster Zeit mundartliche Dichtungen gezeitigt hat. Aus älterer Zeit überliefert und mündlich verbreitet waren hier neben zahlreichen mundartlichen Volksliedern Gedichte von Ferdinand Klinger, dem sogenannten „Grundtklinger“, und von P. F. Keil (1788—1848), dessen großes Gedicht „Der Tuchmacher von Ehedem“**) (eine Travestie auf Schillers Lied von der Glocke)

*) Vergl. Karl K l i n g s, „Schlesische Dialektlitteratur“ und andere Aufsätze des Heftes XIV, 22 der „Deutschen Zeitschrift“, ferner die Zeitschrift: Das Riesengebirge VIII S. 104 f., IX S. 33 f. Die folgende hübsche Sammlung schlesischer Gedichte aus dem Rothkeuschegebirge im Grottkauer Kreise sei nur darum erwähnt, weil sie im östlichen Böhmen veröffentlicht worden ist: Karl K l i n g s, Aus 'em Ruttatelgebirge. Schlesische Gedichte. Friedland 1902. Verlag des Rübzahl.

**) Abgedruckt bei S i e g m u n d. Im Volksmunde führte das Gedicht, wie mir Herr W a t t e r mitteilt, den Titel: „Die Tuchmacherei der Alten.“

überaus volkstümlich geworden und von Alt und Jung in ganz Reichenberg und Umgebung immer wieder „aufgesagt“ worden ist. Es behandelt eingehend alle Stufen der Tuchmacherei, wie sie von den alten Reichenberger Bürgern vor der Einführung des fabrikmäßigen Maschinenbetriebes als Hausgewerbe betrieben worden ist und bietet uns daher ein wertvolles Kulturbild aus Altreichenberg. Bis ins Einzelste wird hier Schillers wechselvolles Lied in Aufbau und Form nachgebildet, z. B.

Namt od Holz von Fichten-Kumpen
Klej gespahlen muß es sein.
Greite, du magst Wasser plumpen
Dou haste nou enn göldchem Schein.
Dul od Seiche glai
Thut de Wolle nai,
Sacht'r drnou 's schiene Weisse,
Führt mr se flugs zor Reiske.

Und dazwischen treten heiter-idyllische Bilder aus dem bürgerlichen Leben der Tuchmacher, immer in geschickter Nachahmung des Vorbildes:

Denn noch'n Usterfeiertagen
Wöll Josef ai de Fremde gieh'n,
A wöll en Roud, en sammtnen Krage'n,
Nischt noies hout a ozoziehn.
Dr Schneider kon 's dernou ne blousen,
De schwarzen und de blouen Housen.
Für de Wäsche mag de Mutter sorgen
Und soll se sich zwee Demben borgen;
Drömm loht de Zeit ne müsch' vergien.
Od's Mabel kon ha ne vergassen,
Se sejint 'n gleibsch' de Tüchel ou,
A wrd ne sihr de Walt dorchmassen
Ai en halben Zuhre es a dou.
Denn's liebe Hejmwieh wrd 'n plougen,
A wrd wol od bis Brödl' sahn!
A Broitschen' wrd a sein dernouchern,
'S Mensch wöll'n sejne Ruh ne gahn.

oder:

Der Meister muß naus,
Noch Wien und of Bölsen
Mit Tüchern; dou soll'n sen
De Wolle verschaffen,
Dou muß a sich zusamme raffen,
Muß sich schinden und radern
Und de ganze Zeit pladern.
Nu brängn se de Kummerhuhre runder vo Prouge,
Flugs schafft a se of's Mouthhaus zo'r Bouge,
Wo dou of'n Achseln tron f'es as Daus;

Und drönne ban Kessel!
 Nochts Weib — of'n Kessel,
 Dou söhen de Jungen,
 Die huzeln und reihen,
 De Madel thun schleihen;
 Dege brengt de Mutter
 Rählschnitten mit Butter.

¹ müßig, ² glaub' ich, ³ Eisenbrod, ⁴ Bräutigam, ⁵ Enkel.

Und nach der Fertigstellung des Meisterwerkes:

Od rai, od rai,
 Ihr Porschen alle kummt geloufen,
 Nr man de noie Farbe toufen,
 „Nachtshatten“ heijßt se, 's bleibt drbai;
 Of Rödel, Housen und of Westen
 Dou schödt se sich am allerbesten!
 Und doudergu ds ou bestömmt.
 Nu saht, dah's nöm zon Luchsfar kömmt.
 Dar 's leejst, dar wrd sich ne betrügen,
 Ja wenn a lang en Himmel sögt,
 Do wrd der Guhn orscht 's Rödel kriegen,
 Ai dan der Gindöl⁵ nou schwögt.
 'S soll eine Pruse fein und bleiben,
 Vos Reichenberg vor Lucher macht,
 Se sollen sich se unten ruff verschreiben,
 Se wann drgegen doch ausgelacht.

u. f. w.

Der erste, der (schon Anfang der Sechzigerjahre) Reichenberger mund-
 artliche Gedichte für ein Büchlein gesammelt hat, war Ferdinand Sieg-
 mund*) (geboren 1829 als Sohn eines Tuchfabrikanten in Reichenberg,
 journalistisch thätig, von 1881 bis zu seinem 11. Februar 1902 erfolgten
 Tode Chefredakteur der Linzer Zeitung). Seine Sammlung, die rasch
 große Verbreitung fand, enthält neben dem oben erwähnten Liede Keils,
 mundartliche Volkslieder zu alten Reichenberger Bräuchen (Saatreiten,
 Maifingen) und eigene Gedichte, worin er Volkstypen und Ereignisse
 seiner Heimatstadt behandelt. Er besingt unter anderem die eigenartigen
 Reize der durch Reichenberg fließenden Reiffe:

*) Siegmund Ferd., Gedichte in Reichenberger Mundart. Gesammelt
 und herausgegeben 1865. 2. Auflage 1878. 3. vermehrte Auflage. Reichenberg.
 J. Fritzsche. 105 S. — Vorher hatte Siegmund veröffentlicht: Ernst und Scherz.
 Zwei Hefte. Reichenberg 1864. Schöpfer und Waage. Enthalten neben schrift-
 deutschen Aufsätzen, Volksliedern u. f. w. einige mundartliche Gedichte und
 Erzählungen (Reisefabenteuer Reichenberger Tuchmacher). Siegmund hat auch
 populäre naturwissenschaftliche Schriften verfaßt.

De Reisse wolln mr laben louhn,
Se ðs wie a Chameildoun
Doit ðs se grüne, morne blou,
Wenn Demuth schauert, ðs se grou
Und bahle schwarz und bahle ruth
Wie Jantsch*) halt grode färben tut.
Dröm hout se ou dos gonze Johr
Kenen Tropfen Wasser rein und flor,
Und wenn de Weiber schweissen gieh,
Müssens hinter Siegenbs*) Farbe ziehn,
Sunst sägen ja de Qemben aus
Als kämen se aus der Kiepe raus. . . .

In anderen Gedichten wird der beginnende Verfall des Tuchmacher-
kleingewerbes in Ausschnitten ihres Betriebes geschildert.

Rei, wie 's ðge gieht, 's ðs ne zon Bleiben,
Sahd od amoul zon Fanster raus,
Wie de Tuchtrajger anandr treiben
Bei den Kousloiten rai und raus.
Und 's ðs schun nemieh schiene,
Hout mr schwarze, woll'n se grüne
Und Preise, o dos Herze pocht;
S' ðs mit Tüchern wie besät
Mr leijt jo röm, as wie verdreht.
Schödt mr lichte, wolln se vohle**))
Hout mr brejte, woll'n se schmole.
Rei ich weiß ne, woß ich mache
Mr hält doch ne siehr a enner Sache
Wenn mr konn, mr göbts ja hie,
Ohr dos ðs ja zu arg,
Die brücken ejne bis ofs Markt.

*) Namen bekannter Reichenberger Tuchfabrikanten. **) fahle.

Beigegeben sind der Sammlung Siegmunds auch zahlreiche Ge-
dichte von Benjamin Baier (gestorben 1881),*) der überdies knapp vor
seinem Tode eine eigene Buchausgabe seiner übrigen mundartlichen Ge-
dichte unter dem Titel „Jeschkenblumen“ herausgegeben hat. Baier schlägt
in seinen zahlreichen Gedichten die verschiedenartigsten Saiten an. Auch
die höhere Lyrik ist bei ihm vertreten (Liebe, Frühling, Natur, National-
gefühl, politische und philosophische Betrachtungen). In dieser Art von
Gedichten verfällt er wohl ab und zu in schriftdeutsche Wendungen. Den
frischesten Volkston aber trifft er bei Liedern, welche Sitten und An-
schauungen des Volkes wiedergeben (z. B. in der Aufzählung der katho-
lischen Rothelfer und ihrer besonderen Schutzgebiete oder in seinem

*) Baier Benjamin, Jeschkenblumen. Gedichte in Reichenberger Mundart.
Reichenberg, J. Jannasch 1888. 128 S.

Storchenliede). Es wurden auch mehrere Lieder Baiers mit einfachen Melodien versehen, in Reichenberg oft und gern gesungen.

So recht im eigensten mundartlichen Fahrwasser aber bewegt er sich bei der Darstellung alles Dertlichen. Als humorvoller, zum Teil spöttischer Beobachter schildert er die Entwicklung seiner Vaterstadt, ihre Freuden und ihre Sorgen, die Reichenberger Schützen- und Gesangsfeite, die Gemeindevahlen, die Folgen von Geschäftskrisen. Durch den Mund des Vater Anton beklagt er sich über die schwindende Frömmigkeit der Zeit. Mit Benützung einer heimischen Sage läßt er einen alten Reichenberger Tuchmacher, der zweihundert Jahre lang im Jeschen geschlafen hat, eines Tages wiedergehren und die Neuerungen in seiner Vaterstadt sehr kritisch beleuchten. Baiers mehrfache Betrachtungen über die wachsende Notlage der kleinen Tuchmacher, gipfeln in einem großen Gedichte aus dem Jahre 1870, von dem nachfolgend einige Strophen gegeben seien:

Laben und Leiden der Tuchmacher.

A Schödsol òs, gewiß ne zu beneiden,
A Tuchmacher bei heutigen Tag zu sein!
Mir Ormen hon gur siehr vill zu drleiden, . . .
War könnte sich od' dou des Labens freun?
Fortwährend sein mr of'n Füßen,
Ihr wösst, wie mir oft renntern' müssen!

Dos ganze Juhr brenzt Arbeit od' und Plougen,
Bill Kummer, Nisisko und watter mieh;
Doch oll's dos wollt mr gern drtrohn drnochen,
Wenn holbwaigs od' nou ej Verdienst ou wier,
Des Juhr ohne Verlost vergangen,
Su muß mr halt vu vorn' ofangen!

Raum òs fr uns de liebe Sunn' drstanden,
Don sohr mr schun od' flink a d' Housen nei,
De Aermel, die warn rusgestölpt an Händen,
Und schnurstracks giehts nu a de Werkstohdt nei.
Früh òs mer, hirt mr's drönn schun klöppern,
Wenn olle bal sich z'ommenleppern.

Dr erschte B'such an ollerfrühsten Morgen
Dos sein de Herrn Kassiere as dr Banf.
Die hul'n sich's Gald, mr mußtens uns wu borgen
Und hie und har spröng'n oft vill Stunden lang.
Oft mußt mr, unter tausend Fluchen,
De Pfenng' a ollen Winkeln suchen.

Dr ahlen Kundschoft muß de Hand mr drücken,
Doh se ne etwa zu en Andern leißt,
Tief Komplemente machen und sich böden,
Od' doch mr a puur Fagen Tuch vrleißt.

Und nohm a en mos ob, dr Koufmohn . . .
Mit 'n Galde — muß oft lange Zeit hon!

Und hout a Koufmahn — ich sohs unvrhoulen —
Uns ordlich obgequält und obgeheht,
Bei manner Seel! ols hätt' m'n Schuß gestouhlen,
Su wörd von ihm dr Preis schier runter g'fekt!
An Mouße stiehlt a, macht vill G'häckel,
Dann schmiert a of fex Monate en Wegel.

Scheint Winterscheit de Sunne klar und helle,
Des Ausföcht, doß mr doch mos trojgen kon,
Dou kummen Meister, Viehrjung' und Gefelle
Mitt Woll' und Wersten wie die Bienen on.
Dou wörd geborscht, gekloppt, gerieben
Und tausend ander Zeug getrieben.

De Tuchmach'erei wier grob sei schlaicht Geschäfte,
Mr stiehlt und maust uns od zu vill drbei:
Dan Wollewoschen giebt schun mos ei d' Löste
Und etwas bleibt ou ei dr Färberei.
Und kömmt erst 's Gorn zurück von Spönnner,
. . . Do wur's weit über d' Hälste klenner.

Su hout mr seine Last und schwiere Plouge
Um bei dan theuern Zeiten zu bestiehn.
Rej Battelmohn beneidet unsre Louge,
Bei ja und nej schun kon mr untergiehn.
Trox Arbeit, Sparfamkeit und Fleiße, —
De Tuchtrajger gan de Beweise!! — — —

¹ rennen.

Auch Benjamin Baiers Sohn Karl Baier, der 1861 in Reichenberg geboren wurde, mehrere Jahre in den vereinigten Staaten Nordamerikas zubrachte und seit 1885 in der Heimat eine Wurstfabrik betreibt, hat sich auf dem gleichen Gebiete versucht und nachdem vorher manches mundartliche Gedicht von ihm in verschiedenen Zeitungen erschienen war, kürzlich eine Sammlung „Neue Jeschenblumen“ *) herausgegeben, die allerdings von den gleichnamigen Gedichten des Vaters wesentlich verschieden sind. Karl Baier nimmt zum Gegenstande vorzugsweise Erscheinungen aus dem Kulturleben der Gegenwart, neue Moden Einführungen oder Erfindungen, wichtige politische Ereignisse u. s. w., die er im Dialekt, meist ziemlich umfänglich, aber mit derb-drastischem Humor behandelt. So finden wir in seiner Sammlung belustigende Ge-

*) Baier Karl, Neue Jeschenblumen. Gedichte in Reichenberger Mundart. Mit einem Begleitwort von Th. Dutter. Friedland, F. Riemer. 148 S. Beigegeben sind dieser Sammlung noch zwei Gedichte von Benjamin Baier: „'s Gelöbnis“ und „Himmel und Hölle.“

dichte über die Hutmoden der Damen, über den Kohlenwucher des Jahres 1900, über die Temperenzler in Amerika, über das Naturheilverfahren, über die Obstruktion der Tschechen im Reichsrat, über die Feuerbestattung, über die Schenk'sche Kindertheorie und anderes mehr. Mit einigen Gedichten aber ist er auch dem heimischen Boden treu geblieben. Er singt seiner Vaterstadt ein Preis- und Loblied, schildert die auffälligen Schicksale der Reise und kleidet einige heimische Schwänke in mundartliche Reime. Von der letzten Gruppe sei ein Beispiel beigebracht.

's Teßwasser langt ne.

Frau Walenta, die gude, böde,
Brängt die a Kindl, dos hout Glöde,
Denn alle die se brocht' vun Storche
Und zum Teßsen trug a d' Korch
Al' die se brocht vun Klängelborn,
Die warn vu echten Schrut und Korn.
Gjmol, a 'n Sunnt'che früh an Morgen
Hatt' se a Teßsen zu besorgen
Und wie 's su Brauch ös dou und Sitte,
Gijn de Gevattern alle mitte.
Dr Pothe darf drbei ne fahlen.
Denn dar muß 's Kind ban Teßsen halen.
Acht G'vattern warn of groß Brlangen
A d' Korch heute mitgegangen
Und jeder hand ou allsuglei,
A schienes G'schent fr 's Kindl ei.
Pater Antoun teßst das Kindl,
Gur forz macht' a 's a — Börtlstündl.
Demringt vu dan Gevatterschwarm
Hölt ög dr Pothe 's Kind of 'n Arm
Und Pater Antoun öge nu,
Frout die Gebamm' a aller Ruh,
Wie a ou heißen soll, dar Junge;
Dar zeterete aus vuler Lunge.
„Suchwürden! Nomen sein 'r achte!“
A fängt schon o zu teßsen sachte. —
„Jusef, Antoun, Wilhelm, Pantraz,
Franz, Otto, Heinrich, Igenaz.“ —
Ban vierten Namen schrie a g'schwind:
„A Bößl warten mit 'n Kind,
's Teßswasser ös alle wuren,
An Wasser darf mr dou ne spuren.
Glöckner! g'schwind mieh Wasser raus
Of su viel Nomen langt's ne aus!“ —

Ein echter Dichter im ernstesten Sinne des Wortes ist Julius Batter. In Reichenberg am 8. April 1846 als Sohn eines Tuch-

machermeisters geboren, studierte Batter in Leipa das Gymnasium, war zwei Jahre Novize im Prämonstratenserstifte Tepl, ging dann zur Bahn, diente lange Jahre in Trautenau und wirkt nun als Inspektor und Stationsvorstand der Südnorddeutschen Verbindungsbahn in seiner Vaterstadt. — Zur mundartlichen Dichtung regte ihn P. Reils Tuchmachergebidicht an, das er als Knabe oft auffagen hörte. Auch seine schriftdeutschen Gedichte, die „Leipaer Erinnerungen“ (1893), bezeugen eine seelenvolle Auffassung auch enger und beschränkter Verhältnisse, einen feinen Sinn für das Idyllische im Kleinleben, Eigenschaften, die ihn gerade zum mundartlichen Dichter besonders befähigen. Seine Dialektgedichte, die zuerst verstreut in Zeitschriften, bei Tieze und dann 1896 in der Sammlung *Undern Jaschken**) (Unter dem Jeschken) erschienen sind, erfüllt eine rührende Anhänglichkeit zur Vaterstadt und ihrer Sonderart. Die Heiteren darunter führen kleine Späße und Scherze der Heimat vor, wechselreich auch in der äußeren Form, gewürzt von Humor, aber niemals derb oder abgeschmackt. Von eigenartigem Reiz ist besonders das Wiegenlied eines ungeduldigen Knaben, der widerwillig sein kleines Schwesterlein einlullen soll und sich hiebei nach den wilden Spielen seiner Kameraden sehnt. Ergreifend sind die ernstesten Lieder, die inneren Erlebnissen des Dichters entsprossen sind. Ich wähle als Probe das nachstehende Gedicht, das mein Urteil bestätigen möge.

Drhejme.

Drhejme wär 'ch! Seit villen Juhren,	Ich den! an Vater, dar gestorben
Drhejme a dr Vaterstodt.	Wie 'ch nou ej klenner Junge wur,
Oh, wär ich doch ne hargefuhren!	As Vaterhaus, dos sich drworben
Wie ho ich hoite dos beflot.	Ej Wetter hout schon monches Jühr.
Drhejme fein und doch ne wössen,	Ich den! a meine Spiellomroten,
Bu hie mir leht sei müdes Dejt,	As Schlejsefuhren, Pölzegiehn,
Gehiert zun grißten Bötternössen,	Wie öm de Hoiser rom mir joten,
Dos macht en 's grißte Parzelejß.	As Rejstentreiben, Drachenziehn.
An Wrtshaus soll ich hoite schloufen?	Grußalttern kummen, ale Voite
An Wrtshaus, lieber würch drvou	Und gucen mich su traurich o. —
Kaus ei de weite Walt geloufen!	Ich glejß, ich flenne gur nou hoite
De Mutter öß halt nemie dou.	Is 'ch su ej Wiederfahn drtro.
A forzes Bette, fales Zömmmer;	Au kömmt de Mutter, frou, wie 'ch liege,
Rei Schlouf a meine Augen kömmt;	Deb lejne Gale nou mich drödt?
Ich den! of ale Zeiten ömmer,	Deb 'ch worme Füße denn schon kriege?
'S Similieren gur lej Ende nömmt.	Deb ich nou ne hale eigenödt?

*) Batter J., *Undern Jaschken. Gedichte in Reichenberger Mundart*. Reichenberg, Söllors 1896. 53 S. — In der Sammlung von D ä h n h a r d t, *Heimatlänge aus deutschen Gauen*, 2. Band ist S. 182 von Batter ausgewählt das prächtige launige Gedicht: „Schab öm dan Mon.“

Nou Eine kömmt.— Göb du mr Frieden! Und Stund öm Stunde schlät vun Thorme
Du nohmst en andern dir zun Mon; — s ös nou dr ale liebe Klang. —
Zu orm wor ich.— Mir sein geschieden! Ich zähl' und zähl' — und wie 'ch ou borme,
Ich ho's vergassen, ho's getron. — Rej Schlouf! — Wie ös de Nacht su lang!

2,2 Hejt = Haupt. — 4,4 Similieren = nachsinnen. — 6,2 Schittensfahren
und Schwämmesuchen. — 9,4 getron = getragen. — 10,3 bormen = Weh
empfinden, klagten.

Ich füge noch ein bisher ungedrucktes Gedicht Vatters bei, das
gewissermaßen ein Programm seines mundartlichen Dichtens gibt und sehr
nachahmenswerte Grundsätze ausspricht, auf die wir noch im Schluß-
abschnitt eingehen müssen:

Faldblümel.

Of Wies' und Rejn de mölden Blümel,	Rej gößtsches Schallkrotzsch ⁶ nahm 'ch drzu,
Su lojchtend, doß en 's Parze locht,	Ordnare Wejblum ⁷ loss ich stiehn,
Pflösch oste, bind se zu en Strauße,	Stiehn loss 'ch die weißen Getterneffeln, ⁸
Du Rindsbenn ho ich's su gemacht.	Die od öm gorschtsche Wöðgen blüñn.
Blou Glödel, ¹ gale Bottrschmorchel, ²	Du leine Gurtenblumen mösch ich,
Briegheimnicht und Grünes Gros, ³	Mag nou su schiene sein ihr Klejd.
Und Flejsscherblümel, ⁴ Zolkerbödel, ⁵	Zun Wiesenblümeln, die allejne
Die olle lumme nei eis Glos.	Of machen rajchte Parzensfrejd.

Su hal' ich's ou ba man Gedöchten.

Die 'ch ei dr Mutterprouche schreib':

Ken Unrouth und lej huchdoitschklömpern!

Od, wie mr redt — drbei ich bleib.

¹ Blou Glödel = Glodenblume. — ² Bottrschmorchel = Sumpf-
dotterblume und Hahnenfußarten. — ³ Grünes Gros = Aderfrauenmantel. —
⁴ Flejsscherblümel = Wiesenschaumkraut. — ⁵ Zolkerbödel = Kufuslicht-
nelle. — ⁶ Schallkrotzsch = Schellkraut. — ⁷ Wejblume = Löwenzahn. —
⁸ Getterneffel = Taubnessel. —

Deftlich von Reichenberg steigt das waldbreiche, lang sich hinstreckende,
von vielen Flußthälern durchbrochene Isergebirge auf. An seinem Fuße
liegen mehrere industriereiche Städte, die wie Gablonz oder die Schwester-
städte Schumburg-Tannwald eine Reihe von Dichtern der Isergebirgs-
mundart hervorgebracht haben. Der fruchtbarste unter ihnen ist Ferdinand
Schmidt aus Gablonz, der eine umfängliche Sammlung von mund-
artlichen Gedichten und Prosaschwänken in drei Teilen veröffentlicht und
ihr den Namen einer im Isergebirge sehr verbreiteten Blume „Wölde
Hejde“ (Erika) zum Titel gegeben hat.*) Die Sammlung enthält, wie

*) Schmidt Ferd., Wölde Hejde. Gereimtes und Ungereimtes in der
Mundart des Jeschen- und Isergebirges. Erster Teil 3. Auflage. 1893. 112 S.
Zweiter Trieb 2. Auflage o. J. 99 S. Dritter Trieb o. J. (1893) 95 S. Gablonz,
Verlag D. Mößler.

der Verfasser es selbst angibt, „nicht os lauter Dummhejtn, lauter spözig Zeug“, Schwänke und lustige Geschichten, Lügengeschichten voll komischer Uebertreibung, scherzhafte Erlebnisse auf Schützenfesten u. s. w., die Schilderung einer Sängersfahrt nach Wien, die Reiseabenteuer zweier Gablonzers in Brasilien. Alles ziemlich umfänglich, aber mit so wirksamer Bewertung heimischer Gestalten, Redewendungen, Kraftausdrücke und Sprichwörter, daß wir die rasche Verbreitung und Beliebtheit dieser Geschichten leicht begreifen. Beigegeben sind auch zwei kurze dramatische Spiele in der Mundart: „Ei dr Brodnörfer Schule“, ein Bild aus der guten alten Zeit, wo der Schulmeister in seiner engen Wohnstube jämmerlich schlechten Unterricht erteilte — mehr eine Karikatur, als realistische Schilderung — und ein erheiternder Schwanke „D' Wette“, wo drei geriebene Handwerksburschen einen täppischen Wirt durch eine Wette pressen. Als Probe können wir nur eines der weitaus kürzesten von Schmidts Gedichten geben:

Aus dr Schule.

Ich' denke noch monch liebes moul
o jene Zeit zuröck,
wu mir noch ei de Schule gingen,
dö Wäke an Genöck.
Mr worn gehörig biese Jungn
und mocht'n halt ne folg'n,
dr ale Kantr, triest n Gout,
proßzeit uns oft n Golg'n.
Doch aus dr ganz'n Klasse wor
dö ollrteste Kroppe
dr kleine Schustr=Phillips=Franz,
dar mit n ruth'n Kroppe.
Sej Bougl'nast wor dan zu huch,
zu brejt sej Woffrgröbn,
und krapp'n konnte dar, dos hejßt,
os wie de jung'n Robn.
Sej Oppl, sejne Borne wor
oich söchr vor dar Krete,
sej Humml'nast, sej Rusnstoud,
sej Woffrrübnbeete.
Kenn bessern „Schmejkr“ gobs wie dan,
dos wor bekannte Sache,
a schmejkr suglei, offs erschte moul,
an Ruthwüstlich vun Dache.
Gimoul gings bei dr Korch'e nuff,
mr hort'n a Gepinke,
und off'n Dache übr uns
soß ane Reitscharfinke.

Post uf dou, schunt hott a an Stejn,
sahrt se dorte sögn?
Gieht weg und trat ne hindr mich,
die war ich rundrblögn.
A hullte aus und zielte forz,
su lange ne wie 'ch schreibe,
dou glitscht a aus, dr Stein ging schief
und — plauß — ei ane Scheibe.
„Ra woort od, na du konnst dich freen,
dou worscheit r obr kriegn“;
doch Franzl riß schun lange aus,
a tote urntlich fliegn. —
A andern Tag dou kom wie sunst,
dr Patr ei de Schule,
a nohm n Katechismus raus
und staltte sich zum Stuhle.
Kaum hott'n Phillips=Franz gesahn,
macht a an krummen Rücken,
und fuhr geschwind untr de Bank
und ließ sich ne mi blödn.
Dr Patr pruste a poor Jungn
und s thot sich grobe traff'n,
daß a an rachten Blooß muß froun:
„Wer hat die Welt erschaffen?“
Dr Junge brengt sei Maul ne uff.
„Dast du 's denn nicht gelesen?“
Dr Patr rufts su ziemlich laut:
„Wer war's, wer ist's gewesen?“

Dr Junge dort unter dr Pant
hört od die legt'n Wurte,
und s übrleift n heiß und kalt
o san vrstact'n Urte;
s Gewöß'n lies n leine Ruh,
a dochte, s wär verrouth'n

und s Kwäme öhe s Stroufgerdcht
fr seine Wissethoun;
und hoilend kroom a ei de Dieh,
dö Angst thot an drwackn:
„Verzeihn ses od, ich bins gwast,
'ch wars obr ne mi machn!“

10. Kroppe, Kropf, Scheltname für böse Kinder. — 15. Krappen, rasch zugreifen, stehlen. — 21. Schmeißer, Schleuderer. — 24. Rutchwüßlich, Rutschwänzchen.

Weit mehr Abwechslung in Stoff und Stimmung bieten uns die Gedichte von Ludwig Kotrba, geboren in Tannwald am 14. Oktober 1851, gestorben am 21. Jänner 1901 als Centralbuchhalter der Waggonfabrik Ringhoffer in Schmichow. Kotrba hat seiner Sammlung den bescheidenen Titel *Gänseblümel* *) gegeben und in einem einleitenden Gedichte in deren Namen gebeten:

Doch em ejs of sat gebaten,
Daß er euch halt Dubacht gah't,
Uns ne groufom zu zertraten,
Wenn er uns on Wage fah't.

Seine *Gänseblümel* aber fanden so viele Freunde, daß sie bald in einem neuen größeren Sträußchen dargeboten werden mußten. Es sind schlichte gemüthvolle liebe Gedichte mannigfachen Inhalts, die einen schalkhaft, unterhaltend, die andern ernstern oder begeisternden Tones. Sie zeigen glatte Verse, eine sichere Beherrschung der Mundart und eine durchaus poetische Auffassung. Die erste Gruppe ist unmittelbar dem Lobe der Heimat gewidmet. Der Refrain „Liebe Hejmt, wie best de schiene!“ ist für sie alle die Losung. Die blühenden Elbeufer erregen sein Entzücken:

De deutsche Elbe, jo se es su schiene,
Hölt mit 'n Rheine aus schun an Vergleich,
Wie strozen ihre Bösche softig grüne,
De Gorten su o Dubst und Weine reich.

Die zweite Abteilung „*Bun Garne hon*“ enthält zumeist Liebesgedichte. Aus ihnen ertönt ein heißes Sehnen und Streben, ein starkes Ringen nach dem Glück, und sobald es endlich errungen ist, der lauteste Jubel, innige Freude über den Segen der Ehe und der Familie. Darn folgen zahlreiche „*Lustige Geschichten*“, wie sie sich in der Heimat zutragen haben oder seit Alters vom Volk erzählt werden. Alle mit ört-

*) Kotrba L., *Gänseblümel*. Fer seine lieben Landsleute gepflocht von Mülhonnels Treseßs Ludewiken. Reichenberg 1890. Zweite vermehrte Uflage. Prag 1900. (Zu Gunsten des deutschen Schülerhaltungsvereins.) 133 S.

lichem Hintergrunde und mit guter Laune wirksam vorgetragen. Die weitere Gruppe „Bekannte Leute“ schildert mehrere in der Heimat beliebte und sprichwörtlich gewordene Gestalten, doch auch wirklich bekannte Erscheinungen. So feiert ein Gedicht den großen schlesischen Stammesgenossen Gerhard Hauptmann. Der Verfasser erzählt, wie bei der Auf- führung des „Fuhrmann Henschel“ die schlesische Mundart von der Bühne her als ein heller Freudenruf zu ihm gedrungen sei. Er glaubte den heimischen Bergwald um sein Ohr rauschen zu hören und in ihrer vollen Pracht stieg die Heimat vor seinem inneren Auge auf.

A Denkmol tot'it de unser Sprouche seken,
 Dos ewich stiehn werd, ewich wie bei Ruhm,
 Ne dorf sich miß der Spout san Schnobel wegen,
 O unses biedern Volles Eigenthum.
 Donk, tausend Donk, daß du se brocht'it zu Ehren
 De Sprouche, de a ehrlich Volkstum spricht,
 Dos sich o Ländergrenzen ne mog kehren
 Ei Ewichseit ne deutsche Treue brecht.

Der Abschnitt „Unser Rolander“ schließt sich an die Volksbräuche und Sitten der verschiedenen Kirchenfeste an. Den Beschluß bilden Lieder- Cyklen, die sich auf zwei im deutschböhmischem Volksmunde berühmte und sagenumwobene Persönlichkeiten beziehen, auf den 1783 verstorbenen Schum- burger Arzt Johann Rittel, der infolge seiner glücklichen Kuren in den Ruf eines Zauberers und Teufelsgenossen gekommen ist, und auf Hode- wanzel, den 1808 als Erzdechant in Politz verstorbenen eulenspieglichen Wenzel Hode.

Im Nachlaß Kotrbas fanden sich noch weitere gereimte Schwänke aus dem Leben Kotrbas und zahlreiche empfindungsvolle, meist zu be- stimmten Gelegenheiten verfaßte schriftdeutsche Gedichte. Ein lebens- würdiges Talent, das uns noch manche Gabe hätte bieten können, ist mit ihm zu früh ins Grab gesunken. Zwei Proben seien von Kotrbas Gänse- bliemeln mitgeteilt:

Klopperstorch.

Zwee Mabel hon mer; s' wär genug,	A schienes Jungel hout a brocht,
Su hott' mer ogenummen,	Na, hott mei Weibel Frejde!
Doch, wie's halt es, mer sein noch jung,	I hätt a Mabel ou gemocht,
Der Storch es wiederkommen.	Doch freht der Jung' uns beide.

Und wieder sohn mer: Klopperstorch,
 Eh loß uns ol ei Ruhe,
 Drei Kinder, na, die breng' mer dorch,
 Doch miß schlepp ne azue!

Deutschböhmerland.

Deutschböhmerland, du schienes Land, Und wu a Flüßel lostich springt
Rej andersch kon der gleichen, Du Barg zu Thole nunder,
Rej schieners ho ich je gekannt, Dou werd's zur Arbeit glei verdingt,
Wer dir muß jedes weichen. Muß leisten wahre Wunder.

Wie stolz sich deine Bösche ziehn Jo, Menschenleiß und Menschenrost
Wie de Bargesriesen, Die sein bei uns zu finden,
Wie halle loichten lostich grün, Deutschböhmerland das werkt und schofft,
De bliemelreichen Wiesen! Sei Loub muß ich verkünden.

Wie schiene reist sich Dorf und Stodt Deutschböhmerland, du meine Hejmt,
Zun forbenreichen Kranze, Du liegst mer tief an Harze,
Mei Duge siht sich gor ne sot Deutschböhmerland, vu dir of trejmt
D banner Schienheit Glanze. Dei Euhn an Trennungschmarze.

In Schumburg wirkt als vielseitiger Dialektdichter Franz Grundmann (Hehlnamen Friedbert Walther und F. Dessendörfer) geboren 1867 in Brettgrund im Rehorngebirge, seit 1884 als Glaschleifer in verschiedenen Werkstätten des Isergebirges beschäftigt, wo er seine zweite Heimat gefunden hat. In dem Bestreben, einen Sammelplatz für mundartliche Dichtung zu schaffen, begründete er unter Opfern 1899 das illustrierte humoristische Volksblatt „Rübezahl“, worin zahlreiche mundartliche Gedichte aus verschiedenen Landschaften Böhmens und Schlesiens, vor allem aber aus dem Isergebirge veröffentlicht werden.*) Die meisten rühren von Grundmann selbst her, der anschaulich und wirksam das heimische Volksleben zu schildern versteht. Er bringt Humoresken, Reiseabenteuer, Lügengeschichten, Träume, Gespräche, heitere dramatische Szenen (vor Gericht u. a.). In ähnlicher Weise wie Rudolf Greinz in seiner Tiroler Bauernbibel 1897 erzählt er die biblischen Geschichten in der heimischen Mundart und bäuerlicher Auffassung (Aus'm alten Testamente. Wie's Schleifer Seff d'rählt.) Auch die hohe Politik wird in diese Erzählungen eingesponnen, Grundmann schildert erheiternd die Reise einer Deputation zum Handelsminister und läßt in mehreren Humoresken den Grafen Badeni auftreten und in isergebirgischer Mundart von seinen Regierungsforgen berichten. Am besten aber sind die Ausschnitte, die uns Grundmann aus dem Leben der Glaschleifer im Isergebirge gibt.

*) Die mundartlichen Beiträge zur Zeitschrift Rübezahl sind in Sonderausgaben unter verschiedenen Titeln neu veröffentlicht worden. So „d'r gemüthliche Seff“. Unter-Polaun 1900, 5 Hefte. „Aus 'm Gebirge“. Unter-polaun, i. J. 2 Hefte. „Nordböhmische und schlesische Mundarten“. Friedland 1901 f. bisher 4 Hefte. — Von Grundmann rührt auch das schriftdeutsche Drama Edelweiß her. — Neben dem Herausgeber ist als Dichter dieses Kreises besonders noch der gegenwärtige Schriftleiter des Rübezahl Rob. Preußler zu nennen.

Wahrheitsgetreu bis in alle Einzelheiten, ohne Beschönigung, aber mit warmem Anteil legt er die trostlosen Verhältnisse der Arbeiter und ihrer Familien dar. Bei aller Trübseligkeit des Hintergrundes und des Stoffes erfreut die dichterische Auffassung und Darstellung. Ein Abschnitt aus der Erzählung „Schleifer=Seffs Antonl“, der Geschichte eines armen Schleiferkindes, das in überaus trauriger Umgebung einem frühen Tode entgegenwehlt, sei als Probe mitgeteilt.

Jo, dosmol hotte dr Storch seine Sache wirklich schlecht gemacht. Zu Schleifer=Seffen hätt a dos Kindel ne brengen sollen. Das sohten olle Leute un dr kleine Anton soch dos ou salber ei. A wor drfir ou ei ewich schlechter Laune. Tag un Nacht thota pröllen. Doss a sich mit san' Geprölle ne grobe beliebt machte, son sich jeder Mensch virstellen; a hotte sich de ganze Familie of'n Hols gepröllt. Olle schömpften of'n. Vorer Seff hie'n an v'rdommten Prölloten, de Garte, Seff's Schwaster nämlich, salber a grundbiefes Weibsvoll, schlug 'm zahnmol täglich 'n Tschuttsch um's Gufcherle un wos de Herrn Brieder wor'n, die drei grißern wenigstens, wos die mit'm uffspielten, dos gieht bale ne zum beschreiben.

Ol de Mutter sohte nischit un thot'm nischit. Die log ei'm Bette un lauerte of'n Tüb. A mußte jeden Dogenblick 'reikommen, denn a schlich sich schun seit a poor Wochen um's Haus 'rum. Se hott'n fugor schun gefahn. Gjomol hott'a vir'm Fanser gestanden un a andermol staht a fugor 'n Roup zu d'r Thiere 'rei —. De Leute, dan se 's d'rzahlte, thoten se auslachen, se meinten, dos wär of de gruze Schwäche un wenn se wieder müre zu Kräften kummen, dann mü'r'se salber drüber lachen müssen.

Sie un wieder zu Kräften kummen! do d'r ber hätt' am liebsten lachen wollen. Se thot sich worhastig fir'm Tübe ne förten, ober ane Zeitlang hätt' se sich's ju gerne noch ogefahn, denn wenn se sich ihre sed's biesen Jongen betrachten thot, dann v'rgieng'r de Kurasche zum starben. Täglich un stündlich froit' se sich: „Wos wird of dos böffel Zeug machen, wenn ich ne mieh fein war?“

Of'n Seff kunnt se sich ne mieh rajcht verlossen. Erstens wor a salber schun recht wadlich un zwejstens hott' a sich seit a Zeit ane gorschtige Mode ogewöhnt: A fing o Branntwein zu trönken. Dos is gewöhnlich 's Legte bei an Monne un bei an Schleifer 's ollerlegte. A Schleifer hot doch su of a Neigel nischnödhige Jauche vo Blut ei fann Odern, wenn a die au noch mit Branntwein vergösten thut, dann giehts per Extrapost of's Grobe zu. Dos verstond ju de Mina un darum wor'n ou ihre letzten poor Tage recht trauriche.

„Ihr ormen Dinger, wos wardt'r of amol begiehn?“ Su seufzte sie mul hundred un hundred mol ei an' Tage. Hauptsächlich um 's klenkste Wirmel thots 'r lejd.

Wenn se sich's of mitnahmen könnte!

Gjomol, wie Seff grobe nichtern wor, rief 'n zu sich zum Bette hie.

„Du Seff“, fing se ibern o, „wär denn dos a gruß' Verbrechen, wenn ich amol 's Antonl zu mir ei's Bette nähm un thät's o mich dröcken, su feste . . . halt su feste, doß 's nischit mieh wöhte vo d'r Walt?“

Seff machte gor obfscheulich gruze Dogen of se.

„Weibsvoll, Weibsvoll“, meint a, „Du böst wull gor ne mieh bei Truft? Wöllst wul of'n Golgen starben stots ei dann Bette? Ne ihr Leute, hört of amol Zummhejen o!“

„Is dos d'r ganze Truſt, dan de mir gahn konnt?“ froite de Mina. „Siehſte Seff, ich hotte gehofft, Du wirſt ſohn, doß ich kenn Kummer zu hon brauch um unſe Kinder, doß ſe o Dir an orndlichen Vöter hon warn — ober ne muhr, dos konntſte ne ſohn? Su weit böſte halt doch noch ne rondergekommen, doß de mich ou noch of'n Starbebette beliegen wöllſt?“

Seff ſtand do, ſu tomm un eifellig, wie a klej Kind, wenn 'm was poſſiert is. A mochte wirklich ne, ſoll a bieſe warn ober ſoll a zu ſlenn ofangen. Doß a ſeit a Zeit ne grobe a Muſter vo an Monne gewaacht is, dos v'rſtand a muß ſalber. A ärgerte ſich ou monchmol driber un noch jedem Kaufche nohm a ſich vir, 's Sauſen zu loſſen un wieder a v'rnönſtiger Menſch zu war'n. Ober . . . ma weiß ju: D'r Geiſt is wöllich, ober 's Fleiſch — na, vo Fleiſche kunnte bei Schleifer-Seffen eigentlich ne geredt warn — kurz un gutt, wenn halt de Sorgen komen, wur ei's Glos geguckt. Weil nu de Mina lejmol niſcht ſohn un ne zanken hot, do docht a: „'s is halt doch a vernönſtiges Weibsvoll, meine Ale, ſe v'rſtiehts gutt, doß a ormer Menſch Möttel gegen de Verzweiflung omenden muß“. — Nu hort a 's ober, doß ſe ganz anderſch vo'm denken thot. Schlecht, ober gerecht.

's wur 'm gor furios ums Harze. A wor ju 'm Grunde genummen ehr a guder Mon, a kunnte lej Würmel leiden ſahn un wie a ſich's bedenken hot, doß ſei Weib de Ränder lieber tut ſahn wüllte ols wie ei ſan'n Händen, do kunnt a ſich ne halſen: Tropfen, gruß wie de Taubenejer, lugelten ihm iber de Wangen 'ronder.

„Glenn' mußte ne“, ſohſte de Mina. „Dos noht Di ſich niſcht un mich niſcht und de Kinder niſcht. — Kumm, Seff, gib mer de Hand! Su! — Un öß v'rſprieche mer, doß De a orndlicher Mon un a orndlicher Vöter ſein wöllſt.“

Nu ſing Seff oh laut zu heulen. 's wur 'm ſu weijch, doß a nemieh of'n Ben'n ſtiehn kunnte. A ſohſte ſich of'n Bettrand, lehſte ſann Roup naben d'r Minn's un thot ſich für's Erſte amol gehärich ausſlenn'.

's tauerte gor lange, eh' a ſich wieder zu gutte gob.

„Glenn ol, ſlenn“, dochte de Mina, „'s wird D'r ne ſchoden. Hoffentlich v'rgößt de die jehiche Stunde ei dann ganzen Raben nemieh.“

Lange, lange blieben ſe beifammen, un Seff v'rſproch ſann Weibe hoch un theuer, doß a 's Trinken wieder eiſtellen wiß und doß de Ränder o ihm ane orndliche Stöße hon ſollen.

Daſelben Tag ſoog's aus, ols wenn's mit d'r Mina noch amol beſſer warn ſüllte. Se öß, ſe redte mit'n Rändern, thot lachen un ihre Wangen bliechten ruth wie de Feuervallen.

Ober dann kom de Nacht. De lezte Nacht. Wie frieh de Sonne zum Fanſter' reiſchann thot, do log de Mina ſteif un ſaalt of ihrem Reger. Se redte ne, ſe lachte ne un iber ihr Geſichte wor a weiß Tuch gebret't.

In den gleichen Kreis führt uns Grundmanns umſänglichſte Dichtung, das (augenſcheinlich von Hauptmanns Webern beeinflusſte) Schauſpiel „Schier-Maz“,*) wo zahlreiche Glaſſchleifer und Schleiferinnen auftreten, die aus Verzweiflung wegen der ſtets fallenden Löhne einen Strife

*) Grundmann Fr., Schier-Maz. Ein Schauſpiel aus dem Iſergebirge in 4 Akten. Unter-Polaun. 1900.

veranstalten. Im Mittelpunkt steht der Schier-Naz, ein fleißiger, sparsamer, ja geiziger Arbeiter, der sich über die Genossen erheben und ein kleines Kapital zurücklegen will, die Sache aber so übertreibt, daß seine Frau vor Arbeitslast und Hunger zu Grunde geht. Er wird schließlich zum Branntweinsäufer und erschlägt während des Strikes seinen Brotherrn. Die Szenen, wo die Arbeiter (eine Reihe gut abgestufter verschiedenartiger Charaktere) über ihr wenig erträgliches, die Gesundheit schädigendes Gewerbe sich beklagen und gegen ihren Dienstherrn sich verschwören, sind ungemein lebensvoll und geben uns einen klaren Einblick in diese besondere Welt. Schritt für Schritt naht die drohende Katastrophe. Minder gelungen scheint mir die psychologische Entwicklung des Helden und nicht strenge genug durchgeführt die Einheit des dramatischen Interesses.

Eine Reihe lustiger Geschichten, Parodien, Anekdoten und Sagen, komischer Beschreibungen und Betrachtungen neuerer Kulturerrungenschaften, die meist dem alten Bauer Hansjörgel in den Mund gelegt werden, veröffentlichte der Bürgerchullehrer Josef Schmidt in Morchenstern.*)

Im Riesengebirge und im Braunauer Ländchen, wo die mundartliche Volkspoesie namentlich an Kinderliedern, Bierzeilern, Hirtenliedern, Weihnachtsspielen zahllose Blüten gezeitigt hat, vermissen wir fast ganz die mundartliche Kunstdichtung. Ein „Himmelslied“, das dem Reischdorfer Pferdehimmel im Stoffe nahekommt, aber sehr fromm gehalten ist, hat Kaplan A. B. Hadwich 1836 zu Altenbuch im Riesengebirge in der heimischen Mundart nach dem Volksmunde umgedichtet. Volkserzählungen in der Riesengebirgsmundart haben Josef Stiller in Arnau und Lehrer Friedrich Hoffmann in Proschwitz niedergeschrieben. Manches andere ist verstreut und verweht.**)

Ueberaus reich ist hingegen die mundartliche Dichtung im Adlergebirge aufgeblüht. Das Adlergebirge ist wiederum eine Welt für sich

*) Schmidt Josef, Hansjörgels Geschichten. Costliche Vorträge ei uns'rer lieben Gebörgsprocche. 1. Büchel. Morchenstern 1899. 54 S. 0.70 k. 2. Büchel Morchenstern 1900. 79 S. 0.80 k.

**) Volkslieder und Weihnachtsspiele vgl. bei Gruska und Loischer, bei Knothe a. a. O., ferner Knothe in der Zeitschrift „Riesengebirge“ Band 9—13, Das Himmelslied ebenda 10 S. 75. Stiller und Hoffmann bei Tieze a. a. O. 1 S. 84—91. Vgl. auch Nordböhmisches Touristen=Zeitung; Böhmens deutsche Poesie und Kunst u. a. Die mir nur dem Titel nach bekannte Schrift: Ein lustiges Gespräch zwischen zwei schlesischen Bauern Hans und Peter, Prag 1741, gehört wahrscheinlich auch in's Gebiet des Riesengebirges.

und zwar eine arme Welt. Der Ackerbau auf den kalten Berghängen ist wenig ergiebig, die mit dem größten Fleiße betriebene Hausindustrie (Weberei und Holzwaren) wird gering entlohnt. Bei all ihrer Bedürfnislosigkeit sind die Bewohner in steten Nahrungsforgen. Sie erscheinen darum nach außen hin zurückhaltend, ernst und verschlossen. In trauterem Kreise aber werden sie gemüthlich, lieben Sang und Scherz; an altüberlieferten Liedern, Sprüchen, Sagen und Schwänken besitzen sie einen unvergleichlich großen Schatz.*)

Auch die mundartliche Dichtung ist hier seit Alters heimisch. Schon der aus einer kleinen jüdischen Familie stammende Rokitnißer Moriz Reich (1831—1857), ein begabter, vielseitiger aber an Körper und Gemüt unglücklich beanlagter Dichter, hat sich 1851 in kleinen mundartlichen „Gebirgsliedern“ versucht.**)

Eine charakteristische Erscheinung ist der Landwirt und Weber Hieronymus Brinke***) in Lanndorf bei Rokitniß, der zu Beginn des Jahrhunderts geboren, hochbetagt im Jahre 1880 verstorben ist. Brinke hat sich als langjähriger Gemeindevorsteher an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaft beteiligt, die deutsche Sache mannhaft vertreten und sich in weiten Kreisen Ansehen und Beliebtheit verschafft. In seinen schriftdeutschen, wie in seinen mundartlichen Dichtungen ist er hauptsächlich Satiriker. Mit gesundem Hausverstande, Witz und Freimut beleuchtet er die Schäden und Schwächen der Gegenwart, mißt die Neuerungen an den Vorzügen der alten Zeit, städtisches Gebahren an bauerlicher Schlichtheit. In dem Gedichte „Klage eines Deutschböhmen oder die Präsidentenwahl zum ökonomischen Kreisvereine in Königgrätz“ verbreitet er sich, an einzelne Ereignisse anknüpfend, über das Verhältnis zwischen Deutschen und Tschechen im Lande. Treffend bezeichnet er hier namentlich die Lage der deutschen Grenzbewohner:

*) Vgl. Mitteilung Nr. XI der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft etc., S. 6 f. und vgl. jetzt auch Dr. E. Langers Zeitschrift: Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen.

**) Moriz Reich, *Ausgewählte Werke*. Herausgegeben von R. Fürst (Bibliothek deutsch-böhmischer Schriftsteller 1) S. 62 f. —

***) Langer E., *Aus dem Adlergebirge I*. Prag 1891, S. 164—183. Hier auch der Abdruck mehrerer mundartlicher Gedichte von Brinke. Ferner ebenda 3 S. 146. Brinkes Bildniß findet sich in dem Werke: *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Böhmen I, 613.

Ich weßt noch moncheß, odr ich bin stelle,
Ich gehör' doch aa ei's Biemerland;
Es moor a fu halt Gottes Welle,
Ons Doitsche thot a oo a Rand.
Da setz m'r halt, mir orma Jörcha, *)
O dr Granze, off da kaala **) Gebercha
On müßa dos schiene Land bewacha,
Doh se ons en Ausland ne Schande macha!
Endeß wos helfst'n dos ganze Gerede,
Der Biemsche is halt eh a Herr;
Dos macht m'r freilich keene Freede.
Ich wellt', ei am doitscha Lande ich wär!

*) Kerle. **) kalten.

Brinkeß Weberlied ist in Ostböhmen zu einem Volkslied geworden.

Unter den mundartlichen Dichtern des Ablergebirges sind ferner noch zu nennen der Rokitnitzer Dr. Eduard Langer, der in seiner reichhaltigen schriftdeutschen Lieder Sammlung auch zwei stimmungsvolle mundartliche Gedichte veröffentlicht hat, die Lehrer Josef Tschander und Anton Pohl in Deschnei, E. F. Kastner in Wien (geboren 1859 in Neuborf bei Rokitnig).*)

„Ein östlichste Zeppel vom Böhmerlande“, hart an der Grenze endlich liegt das Städtchen Grulich. Dort lebt als Sparsassebeamter Wilhelm Dehl (geboren ebenda 12. September 1860), der eine größere Sammlung mundartlicher Dichtungen schon in dritter vermehrter Auflage**) und außerdem vieles verstreut in Zeitschriften hüben und drüben der Grenze veröffentlicht hat. Dehls eingeständenes Vorbild waren Holsteis Schlesische Gedichte und dessen Ausruf „Susste nischd ad heem!“ kann als Wahlspruch für sein ganzes Dichten gelten. Denn nicht nur jene Lieder, welche ausdrücklich das Lob seiner Vaterstadt fingen, alle seine Stoffe und Gestalten sind bodenständig. Seine Sammlung mit dem bezeichnenden Titel „Drheeme is drheeme“ bringt neben Gedichten auch mehrere Erzählungen und eine kurze dramatische Scene mit tragischem Abschluß, Heiteres und Ernstes, neben lecken Scherzen und derben Späßen gemüthvolle tiefe Betrachtungen, neben Selbsterlebtem auch erdichtete

*) Langer E., Aus dem Ablergebirge 3. Band S. 34 f., S. 53 f. Von Tschander stehen mehrere Liebeslieder und ein Gedicht „Ein Geberche“ in verschiedenen Fests des „gemüthlichen Seff.“ Von Kastner, Karl Schweiß (Rokitnig) und R. Deschinger (Landskron) finden sich mundartliche Gedichte in der Zeitschrift „Böhmens deutsche Poesie und Kunst.“

**) Dehl W., Drheeme is Drheeme. Grulicher Mundart. Grulich (1. Aufl. 1892, 2. Aufl. 1898) 1900. 138 S. K 0.60.

Schwänke, Geschichten aus der Zeit vor 1848 und altüberlieferte Sagen, Naturanschauungen, kernige Sprüche, gelegentlich mal ein bißchen Liebeslyrik und dann wieder fromme Stimmungen des Feiertages oder der Dämmerstunde und kräftige nationale Töne. Die ländlichen und kleinstädtischen Berufe sind bei Dehl alle in lebensvollen Gestalten vertreten: Pfarrer, Richter, Wirte, Kaufleute, Lehrer, Förster, Bauern treten auf, die verschiedensten Vorfälle aus dem Lebenskreise eines abgechiedenen Landstädtchens werden uns vorgeführt und in wirksam abgerundeten realistisch behandelten Bildern gewährt uns Dehl tiefen Einblick in die besondere Welt seiner Heimat.

Statt Proben aus seiner leicht zugänglichen Sammlung zu bringen, veröffentlichen wir hier einige noch ungedruckte Sachen von Wilhelm Dehl. Zunächst zwei Gedichte im Tone des Volksliedes, und dann einen Ausschnitt aus dem Leben des Tages.

**„Summrkalbla flieh ok aus,
ei der Muttr steena Haus!“**

Summrkalbla flieh ok aus,	Summrkalbla flieh ok aus!
Ei dr Muttr steena Haus! —	Recht a schiefnes Grüßl aus!
Die Muttr hot a Tochter fein,	Sä 'r, ondr'm Rosmarin,
Die soll glee gohr mei Schokla fein!	Wardt hennt Nochts dr Freir stiehn!
Nalka, Wertha, Rosmarin,	Summrkalbla flieh ok aus!
Dot se ei dam Janstr stiehn;	Blopp'r's ne dr Muttr aus!
Flieh ok zu da Sträuchlann hie,	
Thu' dr ok schon ja ne wiehl!	

Summrkalbla, Marienkäfer. — V. 2. steinern. — V. 4. glee, glaub ich.
— V. 11. Sä 'r, sag' ihr.

A Rengla.

A Rengla schant ich memm Bräutla,
A Rengla mid amn Steen,
Wie ich 'r'n o's Fengrla stecte,
Thot's Bräutla zu mr sän:
„Ich konn dr halt nisch schenka,
Bin orm wie a Rerschamaus;“
Drbei flossa dam justa Gezeukla,
Zwee Tröppla aus a Gußlichtlann 'raus.
Die fänkla wie Diamanta,
Noch schiennt wie ei'm Rengla dr Steen,
„Dr Ormuth holbr“ sprach ich
„Brauchst du wull ne zu klän! —
„Die Trähkla ei denn Nechlann,
Die galda mr tausendmohl mehr,
Dass wenn d' mr a Häusla thäst schenka,
On wenns vo Golde wär!“

V. 3. ihr ihn an das. — V. 12 klagen. — V. 14. gekten.

„No, no!“

's wor ei'm Huchsummr. Die Leute spracha scho ei dr Mordstunde: doß hennt a Waatr komma werdt; 's wor a Heze zum Drvolaasa!

Die Fliche on Gelsa plocht'n die Leute on die Biechr bis off's Blutt. — Schon ei a Nochmetichstunda hot's uhfgethörnt; orndtliche Wollabarche koma gezäh'n, ei olla Forba; bis se ganz schworz koma. 's wor orndtlich fenstr on entrsch on do on dort soch ma ei da Häuslann die Waatrferze ogelecht.

Die Schmolbe fluch'n wie welde zu kuhre on streef'n kost die Urde; eka lom a Wendstuf on fuhr ei die Deeme on übr die Stroße on Aedr on wrblte die Bläät'r on a Staab ei dr Kost remm, doß me la Nache uhfmache kunn.

Dann koma die erste Troppa, gruze Troppa, die orndtlich a Staab uhfjäh'ta; ah'su platshta se uff, on gohr ne lange druß gings lu.; 's Waatr wor do. — 's stürmte, a förmlich'r Wollabruch ging drniedr. Dr Himml wor olleuvuhl Feur, grell zockte dr Waatrstrohl rondr. Off olle Eda on Enda stunn a Waatr, on dunnnr thot's, doß ma gedachte, 's kömmt 's jüngste Gerechte.

Weilaweise ließ dr Keen immr awing noch; immr bevür a Schlog komm, on druß thot's immr vo freschen wie aus Krücha schieta.

Dr Puschechr Prause, dan se wecha dam viele Gesluche „Fluchprausla“ benomst'n, dan troof a fella gruß Dunnrwaatr ei'm Pofche. Gohr lostrbendich hot a geschempft wie a's uhfziehn on asu ploge komma soch.

Kamm doß a's on hot noch gebrett ei dam erste Häusla awing ond'rzu-traata; sonst wär a, noß worn wie a gebodte Maus. — „Dos is ju a vrflucht Waatr“ sprach a zun sich on stoppte sich a fresch Pfeifla on säte wettr „do wa'mr halt 's Größte urbei lohn; ewich wardt wull dos sacrmentsche Gegieße ne daurn!“ — Ei dam lom dr Häuslamoon raus on sprach zu Prausann, „komma se of awing ei die Stuhbe, bis sich's Waatr 'n Grohßl geläht hoot.“ „Ach ja“ säte dr Dchr „ich wa'mr die vrfluchte Zocht noch a beßla ofahn; ich sah zu sehr garne dam Waatrlechta zu, wenn ma of ei'm treucha stieht.“ — Weil'Prause asu viel Kurasche hott on blie hauffa stiehn, woch't's dr Häuslamoon a on; do socha se halt olle Deede dam Gepratsche on Geblixe on Gedunnr zu. —

Wenn ernt a Bleß a beßla grellr lechte, sprach Prause immr „imu vrflucht noch amohl, dos wor wiedr a Schlog“, on a lom gohr ne aus 'm Gesluche raus, denn Schlog off Schlog ging drniedr. Dr Häuslamoon wor a beßla Centr vo dr forchticha Sorte; bei jedem Bleße bekreuzta sich on wenn dr Dchr fluchte, sät a immr zun'm „ich bitt' euch, emm olls ei dr Welt, Dchr hört uhf zu flucha, ihr wardt euch noch staab reen vrsündicha.“ —

Obr Prause ließ sich ne aus semm Concepte bringa „dos is ju grode, olls wenn's on wöllt' ju Olls zusomma schlonn“ sprach a „dos is ju a vrfluchte . . .“ — Wettr lom a ne, ei dam bligt's, on broßlt's, on dunnr't's orndlich zum äuh'n. Die zwee Monne stunna eim völli'che Feur; kamm zah'n Schriete vom Häusla weß, hot's ei 'n Wahn geschlän. Dr Häuslamoon wor vo Schreck'n laafseblech on Prause wor für 's erste salbr awing betroffa on dann sprach a, asu olls wenn a's thät zum Waatr fän „no no“ sprach a „ma werdt wull doch noch a Wörtla reda derfa!“

6. Nachwort.

Wir haben nun das ganze deutsche Randgebiet von Böhmen durchschritten und es ergibt sich jetzt von selbst noch die Frage, ob nicht auch

die über ein Jahrtausend alte deutsche Gemeinde in Prag eine besondere Mundart spricht und in dieser Mundart Dichtungen gezeitigt hat. Die Umgangssprache der Prager Deutschen nimmt bekanntlich vom Ausgang des Mittelalters in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Schriftsprache eine wichtige Stellung ein. Denn hier, wo seit dem 13. Jahrhundert die verschiedensten deutschen Mundarten zusammentrafen, hier in der Mitte zwischen den Oberdeutschen Oesterreichs und den Mittel- und Niederdeutschen im Norden mußte früh eine Mischung und Abschleifung der besonderen Laute und Formen in den verschiedenen Mundarten vor sich gehen. Die deutschen Kaiser aus dem Hause der Luxemburger, die in Prag residirten, verwendeten darum auch die hiefür sehr geeignete Umgangssprache der Prager Deutschen für ihre Kanzlei. Von da drang sie allmählich in andere fürstliche und städtische Kanzleien des Reiches und wurde zu einer Grundlage unserer im 16. Jahrhundert ausgestalteten neuhochdeutschen Schriftsprache.

Dieses Prager Deutsch, das also möglichst frei von mundartlicher Färbung ist, hat sich dauernd erhalten, weil sich seiner in der Regel nur die gebildeten Kreise bedienten und weil eine breite deutsche Volkschichte, die allein eine bestimmte Mundart festhalten könnte, hier niemals vorhanden war. Neben diesem oft als rein und musterhaft gepriesenen Prager Deutsch, gibt es aber noch (auch schon seit Jahrhunderten) eine zweite Sprechweise, die aber nicht als alte gesetzmäßig entwickelte Mundart, sondern nur als ein Mischjargon aufgefaßt werden kann. Sie wird von jenen Deutschen gesprochen, die von Kindheit an das Tschechische als zweite Umgangssprache anwenden oder die aus utraquistischen Familien hervorgegangen sind. Diese Sprechweise war bis vor etwa dreißig Jahren in Prag und den Städten des Landesinneren überaus verbreitet, wird aber in neuerer Zeit in Folge der immer schärferen gesellschaftlichen Scheidung der beiden Volksstämme des Landes, in ihrer Verwendung immer stärker eingeschränkt. Diese Mischsprache, das sogenannte Böhmisches-Deutsch, zeigt natürlich verschiedene Grade der Beeinflussung des Deutschen durch das Slavische. Kennzeichnend ist es für sie überhaupt, daß bei ihr die Laute der allgemein österreichischen Sprechart von Sprachorganen wiedergegeben werden, die an tschechische Artikulation gewöhnt sind. Die getrübbten Laute *ö, ü, äu, eu* werden hell ausgesprochen, wie in ganz Oesterreich, aber anlautendes *e* der Nebenfilbe erscheint als *ä*. Ganz und gar slawisch ist die Aussprache des *l* und des *r*. Die anlautenden *b, d, g* und *s* sind stimmlos, *p* und *t* ohne Aspiration.

Die Artikulationsstelle für den *ach*- und den *ich*-Laut ist nur wenig verschieden. Bei einzelnen Sprechern geht die Verfälschung des Deutschen noch viel weiter bis zur Verwendung unrichtiger Formen und bis zur massenhaften Aufnahme tschechischer Ausdrücke.

Auch dieses Mischdeutsch ist oft litterarisch verwertet worden. In Witzblättern, wie in Wiener Volksstücken aus älterer und jüngerer Zeit sind Böhmen, die mit ihrem Deutsch allein schon die Lachlust des Publikums erregen, ständige Figuren. Allein hier handelt es sich doch in der Regel um die Darstellung der deutschen Sprache im Munde eines Tschechen, also nicht um Verwertung einer Mundart. Das merkwürdige Deutsch aber, das in früheren Jahrzehnten allgemein in den mittleren Schichten in Prag gesprochen wurde, hat auch ein deutscher Dichter Prags, Egon Ebert, für (natürlich nur) humoristische Dichtungen verwendet in seiner pseudonym erschienenen Sammlung „Böhmische Kolatschen“. Ich gebe eine kurze Probe aus einer gereimten Legende, in der Ebert das bekannte Märchenmotiv vom Bärenhäuter in einer ungemein derben, wahrscheinlich auf heimischer Ueberlieferung fußenden Umgestaltung erzählt, und führe die Probe so weit, bis die Dichtung aufhört, salonfähig zu sein.*)

Calbl und Schusterbub.

Legende.

Andresel war a Schusterbub'
Mit hübsches Gesicht un g'scheidts Rup.
Andresel geht aus Vater sein Haus
Af Wanderschaft in Welt hinaus.
Seinige Mutter, die böse Zuchtel,
Hat sie ihm gebn nur zwei Buchtel
Un eh is in Welt gegangen,
Z'fressen hat a angefangt
Un frißt e su, bis hat nig mehres
Un Schnappsfad war un Rapsen leeres.
Andresel lauft e frisch un g'schwind,
Daß aus dem Wold e Stroken find',
Er lauft un find nit aus dem Wold
Un dumper werd schunt überolt.
Andresel fangte a zu manne,
Zeschische hob i schon Buchtel kane!

*) Ueber das Prager Deutsch. Vgl. A. Nitschel, das Prager Deutsch. (Phonetische Studien 6 S. 129–133). Und Deutsche Arbeit 1 S. 170 f. — Eberts Sammlung lautet: Böhmische Kolatschen. Eine Sammlung böhmischer Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Herausgegeben von Franta Wotravliczek, 2. Auflage. Leipzig 1861.

Un schlofen muß i mit hungriges Magen
In dieses schredliches finsternes Wold!
Was möcht denn Pany mama sagen,
Wann mir ein Has' hier fressen sollt?
Su want das Sub — da kommt a Mann,
Der hat grüne Gabut an,
Aß Kup hat ane grüne Muzen,
Aß Budl tragt e hübsche Stugen:
„Ich hilf dir Sub aus Wold hinaus,
Kummst du nur mit mir nacher Haus.
Ale wenn gehst Du in mei Haus hinein,
Mußt du zwei Jahr schunt bei mir sein
Un Oles mußt machen, wos i befehlt,
Su wirst du großes Herr in Welt . . .

6. Buchtel, eine beliebte böhmische Mehlspeise. — 10. Kapse, Tasche.
— 14. dumper, düster. — 15. wane, weinen. — 19. Pany mama, Frau
Mutter. — 22. Gabut, Rod. — 27. Ale, aber.

* * *

Wir sind am Schlusse unserer Darstellung angelangt, aber vielleicht ist uns noch ein Ausblick in die Zukunft verstatet. Es liegt im Geiste unserer Zeit, welche für die Heimatkunst schwärmt, welche die volkstümlichen Ueberlieferungen der einzelnen Stämme zu erforschen und zu pflegen bestrebt ist und das Charakteristische und Sonderartige als besonderen Vorzug preist, daß auch die mundartliche Dichtung immer reicher aufsteigt. Diese Erscheinung ist an sich gewiß sehr erfreulich, doch nur unter bestimmten Bedingungen. Diese Einschränkungen sollen ebensowenig verschwiegen werden, wie die Bedenken, die mit Recht gegen Uebertreibungen und Abwege der mundartlichen Dichtung auftauchen. Es gibt nicht wenige, welche die Mundart als einen Mantel betrachten, mit dem sie die Blößen und Mängel ihres Dichtertalentes verdecken können, als einen Freipaß für unpoetische Auffassung und Darstellung, für wertlose oder zu derb-niedrige Stoffe, für schlechte Verse. Das ist doch eine selbstverständliche Forderung, daß ein mundartlicher Dichter vor allem ein echter Dichter sein muß. Ja er hat die besondere Schwierigkeit: er muß seine Mundart völlig beherrschen. Wer von Haus aus in einer bestimmten Mundart aufgewachsen ist, der wird ihre lautliche Gestaltung, die sich ja mit wunderbarer Gesetzmäßigkeit aufbaut, nicht leicht verfehlen, aber wenn er nicht in dauerndem Verkehr mit den breiten Schichten seines heimischen Volkstums bleibt, wenn er nicht Lust und Leid mit ihnen teilt und ihrem Herzschlag lauscht, dann wird er namentlich als gebildeter Mensch leicht in anderen Formen denken und die Redewendungen, die Wortwahl und den

natürlichen Satzbau der Mundart, der ja die innere Form des Denkens widerspiegelt, nicht treffen. Die besondere Wirkung der mundartlichen Dichtung geht aber gerade davon aus, daß die Einfalt des sittlichen Empfindens eine entsprechende Schlichtheit des gedanklichen Ausdrucks erzeugt. Wenn ein Dichter sich die Sache hochdeutsch ausdenkt und dann erst mühsam in die Mundart überseht, dann wird sein Werk nicht aus einem Gusse sein, nicht der wahren Rede- und Denkweise des Volkes entsprechen, ja es kann je nach dem Grade der Verfälschung bis zu bärer Unnatur herabsinken. Das Bedürfnis, in der Mundart zu schreiben, muß ferner aus dem Stoffe und der Stimmung des Dichters hervorgehen. Es muß natürlich begründet sein. Nur wenn ein Gegenstand in der Mundart entsprechender, d. h. künstlerisch wirksamer behandelt werden kann, als in der Schriftsprache, dann greife man nach ihr. Nicht zu einem Handwerk oder Geschäft, nicht zu einer Mode würdige man die mundartliche Dichtung herab.*)

Auch der Stoffkreis der mundartlichen Dichtung ist begrenzt. Darauf

*) Gedanken, die sich mit meinen Ausführungen berühren, wurden wiederholt ausgesprochen. Ich verweise unter anderem auf J. Schiepel, der Satzbau der Egerländer Mundart S. IX. Maximilian Schmidt, Meine Wanderung 1 S. 192 f. und 262. A. Pauler in seinen Mitteilungen 15, 80 f. Jarisch, Heimatlänge S. 13, John, Litterarisches Jahrbuch 4 S. 29—31, A. Zolder in der Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten 1, 62 f. — Ein Beispiel grasser Unnatur sind Th. Koschats Kärntner Lieder, die eine Unmasse von schriftdeutschen Ausdrücken, Redewendungen, verstiengenen Bildern, fad-süßlichen Stimmungen und erzwungenen Situationen enthalten, welche der Denkweise des Kärntner Volkes ganz und gar widersprechen. Man vergleiche damit echte Kärntner Volkslieder! (Vgl. R. Viebleitner in Pommers Zeitschrift Das Deutsche Volkslied 3. Jg. Heft 10, 4. Jg. Heft 1.) Nur gegen solche Verfälscher der Mundart richtet sich das scharfe Urteil des Sprachforschers Heinrich Müdert, die mundartliche Dichtung sei „das Erzeugnis einer raffinierten und reflektierenden Bildung, die sich aus bloßer Kuriosität oder aus einem gewissen Drange nach einem frischeren naturwüchsigeren Material, als die Büchersprache bildet, mit der Mundart beschäftigt“. — Eine ernste, ganz unseren Ausführungen entsprechende Mahnung hat J. B.atter in seinem in der Deutschen Arbeit 1 S. 28 mitgeteilten mundartlichen Gedichte „De Moutersprache“ den Dichtern zugerufen. — Es sollte auch bei uns in Deutschböhmen viel mehr Stelzhamer und Hebel, als etwa Stieler zum Vorbild genommen werden. — Anders als bei mundartlichen Gedichten verhält sich die Sache bei den für ein größeres Publikum schreibenden Erzählern, wie Rosegger, Friz Reuter u. f. w., die ihre Personen in einer etwas gemilderten und geglätteten Mundart sprechen lassen, welche in den mittleren Schichten tatsächlich üblich ist. Die unverfälschte Form der Mundart ist ja allerdings ferner Stehenden schwer verständlich und viele Leser scheuen die große, aber lohnende Mühe sich in eine fremde Mundart einzulesen.

wurde schon in der Einführung hingewiesen. Nicht hohe und fern abliegende Gegenstände, sondern wirkliche Personen oder Typen und wirkliche Begebenheiten des vertrauten heimischen Kreises sind ihr gemäß. Alles gemachte, alles der Stammesart widersprechende und fremdbartige bleibe ihr fern. Auf der Bühne z. B. ist die Mundart nur möglich, soweit Bauern, Handwerker, Vertreter der unteren Schichten auftreten, sprechen sie gebildete Persönlichkeiten, dann ist ihre Verwendung unwahr, sprechen sie Fürsten und Helden, dann kann sie nur den Zweck parodistischer Wirkung verfolgen.

Der Humor nimmt in der mundartlichen Dichtung einen breiten Raum ein und das ist sein volles Recht. Leute, die in kleinen oder drückenden Verhältnissen leben, durch scherzhafte, in Form und Auffassung ihnen leichtverständliche Dichtungen zu erheitern, ist ein löbliches Vorgehen. In den Vorreden zahlreicher deutschböhmischer Sammlungen wird in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit dem alten Volksbuch vom Eulenspiegel als Zweck der Veröffentlichung angegeben: „nur allein um ein fröhlich Gemüth zu machen in schweren Zeiten“. Aber den echten deutschen Humor mit der heitern Gemütsstimmung, dem behaglichen Lebensmuth, den Humor, der launig und freundlich die menschlichen Schwächen belächelt, wünschen wir uns in den mundartlichen Dichtungen, nicht den verletzenden, bitteren Spott, nicht den blendenden, geistreichelnenden Witz. Der Humor aber muß schon im Ton der Erzählung, in der Redeweise der Personen, in Situation und Charakteristik liegen. Jene vielen belanglosen mundartlichen Gedichte, bei denen man erst in der mehr oder minder überraschenden Schlusspointe auf die Kosten kommt, stellen meiner Ansicht nach eine sehr minderwertige Gattung dar. Aber gerade sie sind sehr beliebt, weil sie wirksame Vortragsstücklein abgeben, und wenn auch ein dutzendmal ein und dieselbe alt- und allbekannte Anekdote in den verschiedensten zum Stoff oft gar nicht passenden Mundarten wiedergegeben werden soll. Auf ganz verkehrte Wege, ins Abgeschmackte oder Widerliche verfallen wieder jene, die eine travestierende Behandlung höherer Stoffe oder freies Schalten mit dem Rohen und Anstößigen für das Um und Auf der mundartlichen Dichtung halten. Wo das Derbe nur der realistischen Darstellung wirklicher Verhältnisse dient, da ist es natürlich nicht abzuweisen.

So wenig als das Volksleben nur komische und närrische Seiten zeigt, so wenig soll der Humor allein in der mundartlichen Dichtung herrschen. Sie soll wie das Volkslied uns vielmehr das wahre Wesen

des Volkes, all sein Leben und Fühlen, die ganze Volksseele bis in die geheimsten Falten enthüllen, das Dämonische in der Bauernnatur aufdecken, und sie wird gerade in der innigen Schilderung tiefer, ernster Seelenkämpfe des schlichten Mannes ihre schönsten Wirkungen erzielen.

Und noch ein ganz eigenes Feld gehört der mundartlichen Dichtung zum Pflügen und zum Ernten an: die Ausmalung des Heimatlischen, des Besondern, des landschaftlich Begrenzten in der betreffenden Stammesart. Der Deutschböhme Dichtant Jarisch hatte schon die Beobachtung gemacht, daß die Mundart die besondere Lebens- und Weltanschauung eines bestimmten Stammes wiedergebe, daß sie darum auch an eine besondere Stimmung gebunden sei und daß es unmöglich sei, fremdartige mundartliche Gedichte, z. B. die schneidigen nieder- und oberösterreichischen Lieder in das gemüthliche Nordböhmische zu übertragen. Die mundartliche Dichtung muß auch die sozialen und politischen Verhältnisse, das Rechtsgefühl der Bevölkerung, die Aufnahme von Neuerungen und fremden Einrichtungen schildern und sie wird im Liede, wie in Dorfgeschichten noch bedeutend an kulturgeschichtlichem Wert gewinnen, wenn sie die besondern landschaftsüblichen Sitten und Bräuche, die Ernte- und Kirchensefste, die eigentümliche Poesie des Dorfes mehr als bisher verwertet.

Heute, wo im gesteigerten Wechselverkehr und in dem mächtigen Eindringen der städtischen Kultur jede Sonderart der einzelnen Völker und Stämme immer mehr verwischt und ausgeglichen wird, sind die Mundarten fast der einzige Schutz des Bodenständigen geblieben. Möglich, daß auch sie, wie geweisagt wird, im Laufe unseres Jahrhunderts dahinschwinden, heute ist davon noch nichts zuverspüren. Die mundartliche Dichtung kann schließlich auch dazu beitragen, daß dem Einzelnen seine heimische Sprechweise lieber und werter werde, sie fesselt ihn durch ästhetische Genüsse an die heimatliche Scholle. Wie sie aus dem Volke hervorgeht, wirkt sie wieder auf dieses ein, fördert die Liebe zur Heimat und zum Volkstum und das muß ihr in einem Lande wie Deutschböhmen ganz besonders hoch angerechnet werden.



Volkslied und Urheberrecht.

Eine Erwiderung von **Heinrich Schuster**.

Bekannt ist die Grille Grillparzers, darin bestehend, daß er gegen das Volkslied eine wahre Feindschaft hegte. Er nannte es „Wegspur und Lache“ im Gegensatz zum „Brunnen“, d. i. zu Homer und Shakespeare, ohne zu bedenken, daß diese Beiden echtste Volksdichter sind. Unwillkürlich werden wir nun an die Idiosynkrasie unsers großen Dramatikers dadurch erinnert, daß umgekehrt, nämlich aus Begeisterung für das Volkslied einer der vortrefflichsten Köpfe unter den heutigen deutsch-österreichischen Dichtern und Denkern, Richard von Kralik, in dieser Zeitschrift einen leidenschaftlichen Angriff gegen ein anderes Erzeugnis des Volksgeistes richtet, das sich eine Gegnerschaft um dieser Sache willen schwerlich je hat träumen lassen, das Urheberrecht. Nachdem nun die Gesellschaft, welche die „Deutsche Arbeit“ herausgibt, vor Kurzem aufs Entschiedenste für eine weitgehende Ausdehnung eben desselben Rechtes eingetreten ist,¹⁾ so wird es füglich einem ihrer Mitglieder gestattet sein, auf jenen Vorwurf zu antworten, umso mehr, als der Kralik'sche Aufsatz schon eine gewissermaßen gläubig staunende Aufnahme gefunden hat.

Der genannte Verfasser sieht nämlich für das Volkslied die fortschreitende Entwicklung darin, daß durch jedes neue Subjekt, welches das Lied übernimmt, dieses stufenweise abgeschliffen und abgeklärt, dadurch immer objektiver gemacht, und immer geeigneter werde, Eigentum der Gesamtheit zu werden, bis man endlich wirklich mit einem gewissen Recht sagen könne, daß hier nicht ein Einzelner, sondern das ganze Volk gedichtet hat. Dies sei aber nur dann und dort möglich, wo nicht unsere pedantischen Anschauungen über geistiges Eigentum und Urheberrecht, sowie über philologische Quellenkritik bestehen. Hier herrsche das für die Entwicklung der Kultur geradezu tödtliche Prinzip, daß man das Kunstprodukt eines Individuums, so wie es diesem eben einmal „ausgerutscht“ ist, mit allen seinen zufälligen Schwächen und beschränkten Unzulänglichkeiten in alle Ewigkeit „mumifizieren“ muß! Von diesem Fluch seien heutzutage fast nur mehr die namenlosen Schnaderhüpfeldichter in Berg und Flur verschont. Sie allein könnten daher noch etwas Klassisches zu Stande bringen.

Hier ist vor Allem schon die Voraussetzung unhaltbar, daß das Wesen des Volksliedes in der größtmöglichen Objektivität bestehe, gerade die echten Volkslieder zeichnen sich durch die Stärke der Empfindung aus, und somit durch sehr ausgeprägte, ja oft lapriziös einseitige Subjektivität, so z. B. das nach der Limburger Chronik allgemein gesungene und gepfiffene: „Gott geb ihm ein verdorben Jahr, der mich macht zu einer Nonnen.“ Dasselbe gilt von allen Liedern, die gewissen Ständen gemeinsam sind, wie Lieder der Fahrenden, Landsknechtslieder u., wo zum Mindesten eine generelle, nämlich standesmäßige Subjektivität herrscht. Aber auch, wo derlei fehlt, ist doch

¹⁾ Durch ihr Votum für den Beitritt Oesterreichs zur Berner internationalen Urheberrechts-Konvention, s. die Mitteilungen der Gesellschaft. No. X.

immer jene Subjektivität vorhanden, durch welche das ganze Volk sich von einem anderen Volke unterscheidet; andererseits ist selbst das Individuelle vom Volkslied nicht ausgeschlossen, enthält doch schon das oben angeführte Nonnenlied eine individuelle Empfindung, nämlich eine solche, die von der standesgemäßen wesentlich verschieden ist, noch individueller ist der tief ironische Zug, mit dem ein anderes solches Lied (Herders Stimmen der Völker V.) beginnt: „Kein schön're Freud' auf Erden ist, als in das Kloster zu zieh'n.“ Und wie individuell sind Rüge- und Antwortlieder, insbesondere aber Trug- und Streitlieder, die ja beim Volk als Wechselgesang noch heute manchmal aus wirklichem Streit hervorgehen, oder dazu führen. Gar, wenn wir das Volkslied in musikalischer Hinsicht betrachten, so kann von Objektivität keine Rede mehr sein, denn sein musikalischer Charakter ist, wie der einer jeden Musik, notwendig ein subjektiver, weil Musik keine darstellende, sondern eine ausdrückende Kunst ist. Wie scharf sich nun die subjektive Eigentümlichkeit in den Volksweisen verschiedener Nationen geltend macht, weiß jeder, der deutsche, schottische, ungarische und italienische Nationalmelodien kennt. Aber auch Stammesverschiedenheiten innerhalb eines Volkes spiegeln sich musikalisch in Volksliedern wieder, wie anders klingen rheinische Volkslieder als bairisch-österreichische, und selbst kärntnerische sind von Liedern über den Tauern merklich verschieden. Um endlich Beispiele für das Individuelle im Volksgesang anzuführen, verweisen wir auf Pommers „252 Judzer und Jodler“ S. X. und insbesondere auf Nr. 143, den man mit dem kurzen Lied „S'Gamsel jag'n“ im „Liederbuch für die Deutschen in Oesterreich“ von demselben Herausgeber vergleichen möge, um zu sehen, wie individuell verschieden beide sind. Das Wahre an Aralit's Ansicht ist nur die Naivetät des Volksliedes, welches nämlich in textlicher Hinsicht frei von einer durch Schule oder Bildung vermittelten Reflexion, in musikalischer Hinsicht frei von Schwärmerie, also überhaupt von Sentimentalität im Schiller'schen Sinn des Wortes ist.

Ferner läugnen wir, daß ein Volkslied oder sonst ein Lied durch jedes neue Subjekt, von dem es übernommen worden ist, zu immer größerer Objektivität abgeschliffen und abgeklärt werde. Vielmehr tritt zur alten Subjektivität eine neue hinzu, oder an ihre Stelle, regelmäßig findet also eine Veränderung oder Fälschung statt, insbesondere eine Fälschung des für die Volkstümlichkeit so wichtigen lokalen Charakters. Dieses Schicksal hat das als Muster derber Volks satire wohlbekannte Pinzgauer Lied erlitten, schon Vinzenz Maria Süß, der Sammler von Salzburger Volksliedern klagt: „Von diesem alten Scherzlied fänden sich weitverbreitete unzählige Varianten. Viele davon wurden sogar im Ausland mit beliebigen Zusätzen, die oft die größte Unkenntnis vom Lande beweisen, fabriziert und gedruckt. Wer kann noch den Urtext verbürgen?“ — Wirklich bestehen also die Veränderungen, welche Volkslieder durch ihre Weiterverbreitung erfahren, erstens gewöhnlich in einer Abschwächung; dies betont auch Uhland (Deutsche Volkslieder II, Seite 983). Er gesteht wohl zu, daß gerade die lebendigsten Lieder „nicht so leicht in ihrer ersten Gestalt, sondern nur in irgend einer ihrer Wandlungen sich ergreifen lassen“, fährt aber so-

gleich fort: „Unter diesen wird freilich je die frühere zugleich die bessere sein, und man gelangt daher von verschiedenen Seiten zu demselben Ergebnis, ob man auf die ältere Form, oder auf den frischeren Ausdruck das Augenmerk richtet.“ Vollends in unserer Zeit wird, wie wir hinzufügen, die Wandlung in einer Annäherung an den Charakter des Kunstliedes bestehen, um so mehr als heute die Uebersieferung vorwiegend durch die Schrift und durch Personen stattfindet, welche modern gebildet sind, die dann mehr oder weniger unwillkürlich, zumal wenn sie aus der Erinnerung niederschreiben, das Volkstümliche gegen Unvolkstümliches vertauschen. Ein Beispiel dieser Art ergibt sich aus einer Vergleichung des sog. thüringischen Volksliedes in der ursprünglichen Fassung mit der heute allgemein (nach der bekannten Rüden'schen Komposition) gesungenen. In Ersterer, welche in Erft's Liederhort, und 1884 ins Liederbuch für die Deutschen in Oesterreich aufgenommen worden ist, richtet ein Mädchen an den Geliebten die Worte, welche so lauten:

- | | |
|--|--|
| <p>1) Ach wie ist's möglich dann,
 Daß ich dich lassen kann,
 Hab' dich von Herzen lieb,
 Das glaube mir.
 Du hast das Herz mein
 So sehr genommen ein,
 Daß ich kein Andern mehr
 Liebe so sehr.</p> <p>2) Ob schon das Glück nicht wollt',
 Daß ich dein werden sollt',
 So lieb ich dennoch dich,
 Glaub's sicherlich.
 Es soll kein Andern sein,
 Der mich soll nehmen ein,
 Als du, o schönstes Kind,
 Dir treu ich bin.</p> | <p>3) Stoß mir das Herz entzwei,
 Wann eine falsche Treu!
 Oder nur falsche Lieb'
 Spürest an mir.
 Dir will ich jederzeit
 Zu Diensten sein bereit,
 Bis daß ich kommen werd'
 Unter die Erd'.</p> <p>4) Nach meinem Tod' alsdann,
 Damit man sagen kann,
 Nimmst auf meiner Totenbah',
 Die Grabchrift wahr:
 Hier liegt begraben ein,
 Die dich geliebt so fein.
 Die dich geliebet hat
 Bis an das Grab.</p> |
|--|--|

Im modernisierten Text dagegen werden die Worte im Widerspruch mit der echt weiblichen Art der Empfindung einem Mann in den Mund gelegt, schon dadurch, noch mehr aber durch die weiteren Aenderungen bekommt das Ganze einen gegenüber dem Original als geziert erscheinenden Charakter, wobei noch eine Strophe ausfällt und die dritte als Liebeswerbung zu den vorhergehenden als Versicherungen der Treue gar nicht paßt.

- | | |
|--|---|
| <p>1) Ach wie ist's möglich dann,
 Daß ich dich lassen kann,
 Hab' dich von Herzen lieb,
 Das glaube mir.
 Du hast die Seele mein
 So ganz genommen ein,
 Daß ich kein Anders lieb'
 Als dich allein.</p> | <p>2) Blau ist ein Blümlein,
 Das heißt Vergißnichtmein.
 Dies Blümlein leg ans Herz
 Und den' an mich!
 Stirbt Blüth und Hoffnung gleich
 Wir sind an Liebe reich,
 Denn die stirbt nie bei mir
 Das glaube mir.</p> |
|--|---|
- 3) Wär' ich ein Vögelein,
 Bald wollt' ich bei dir sein,
 Scheut' Falt und Dabicht nicht,
 Flög' schnell zu dir.
 Schöb' mich ein Jäger tot,
 Ziel ich in deinen Schoß,
 Säh'st du mich traurig an,
 Gern stürb' ich dann.

Noch häufiger ist die bis zur Sinnlosigkeit gehende Verstümmelung, selbst noch im Munde des Volkes, man sehe z. B. die zwei Ueberlieferungen des in der ersten Ueberlieferung entzückenden Liedes „Ich hört ein Eichellin rauschen“. Uhland Nr. 34. Schon Herder sagt ja (Volkslieder 2, 19), „Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, der schreit und verstümmelt.“

Kralik geht aber von einer kuriosen Annahme aus, und kommt durch einen nicht minder sonderbaren Gedankengang zu seinem Ergebnis. Das erste Entstehen findet nach ihm durch „Ausrutschen“ statt, also durch eine Art von Früh- oder Fehlgeburt, und deshalb gilt ihm die Bewahrung der ursprünglichen Beschaffenheit, wie sie angeblich vom Urheberrecht bewirkt wird, als etwas für die ganze Kulturentwicklung Tödtliches. Nun ist aber doch die Kulturentwicklung eine Entwicklung im Allgemeinen, der Kulturfortschritt besteht nicht in der allmählichen Veränderung des einzelnen Kulturproduktes, das nach Kraliks Auffassung etwa wie eine Kaulquappe zur Welt käme, und dann den Schwanz abwerfend, zum Frosch würde, sondern die Kultur schreitet fort, indem sie verschiedene Einzelprodukte schafft, von welchen Jedes gelungen ist und ausgereift, aber jedes Spätere immer mehr Vorzüge aufweist, als die Früheren.²⁾ Diese Veränderung will das Urheberrecht nicht nur nicht hindern, sondern sogar fördern, und zwar um so mehr, je übertriebener es ist, weil die Uebertreibung in übermäßigen Forderungen betreffend die Neuheit besteht, ohne deren Erfüllung das Spätere als unerlaubte Reproduktion des Früheren gilt. Uebrigens dürfte der Fall des Weitergedeihens von einem ursprünglich mangelhaften poetischen Produkte ebenso selten sein, wie das Fortleben und Gedeihen einer physischen Frühgeburt; sagt ja doch schon Herder in der Vorrede der „Volkslieder (Stimmen der Völker): Auf eine gute Weise folgten ohne Zweifel zehn und fünfzig elende, die freilich nicht nachgesungen wurden, die im Munde des Sängers selbst erstarben.“ Wirklich hat selbst Kralik kein einziges Beispiel eines Volksliedes angeführt, das aus einem mißratenen oder halbgeratenen zu einem wohlgestalteten geworden wäre, oder gar aus einem vorwiegend subjektiven zu einem objektiven, gerade in letzterer Beziehung geschieht regelmäßig das Gegenteil, was namentlich von den auch bei Kralik erwähnten ganzen Sagenstoffen gilt. Die Wandlung der Nibelungensage aus einer Brunhilden- in eine Kriemhildensage ist keine Objektivierung, und keine Verbesserung; auch im Einzelnen ist die Verbesserung durch die vielen Dichter, die am mittelhochdeutschen Nibelungenliede gearbeitet haben, als solche bekanntlich sehr bestritten, unbestreitbar ist nur die größere Subjektivierung durch die verschiedenen Einzel-

²⁾ Darum ist Volkslied nicht das, woran das ganze Volk gedichtet hat, sondern was im Geiste des Volkes von einem Einzelnen gedichtet ist, es genügt, auf die Dialektgedichten von Stelzhamer, Rosegger u. a. hinzuweisen. Aus demselben Grunde wird zum Volksliede so manches, was von einem literarisch gebildeten Dichter herrührt, aber in der naiven, stark empfindenden Weise gedichtet ist, wie das von „Ungebildeten“ herrührende Volkslied fühlt, denkt und spricht, z. B. das Feuchtersleben'sche: „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, das vielfach als ein aus dem „Volk“ hervorgegangenes Lied gilt, und allgemein verbreitet ist.

heiten. Wie wenig paßt zum objektiven alten Redentum das minnefingerlich-subjektive Erröten Siegfrieds beim ersten Anblick von Kriemhilden, ja selbst die Schilderung höfischen Brunkes und häuslicher Anmut, so kunstvoll genial sie auch als malerisches, besonders aber als zu der Katastrophe kontrastierendes Element erscheint, ist keine Objektivierung, sondern eine Subjektivierung. Doch auch diese Subjektivierung knüpft an etwas Bedeutendes an, Unbedeutendes ist verweht, und gerade in jenen Zeiten, wo es kein Urheberrecht gegeben hat, welches, wie wir sehen werden, aus rechtswissenschaftlichen Gründen auch das Unbedeutende auf dem von Kralik dargelegten Weg sich frei entwickeln läßt. Zunächst indessen haben wir noch von etwas Anderem zu reden. Das Verlehrteste nämlich ist es, wenn Kralik die erhaltende Wirkung des Urheberrechtes auf die Richtigkeit der Ueberlieferung eine Mumifizierung nennt; Mumifizierung ist nicht Erhaltung, sondern Veränderung, und zwar eine ganze Reihe von Veränderungen, die erste ist der Tod, die zweite die Ausweidung, dann kommt die Einbalsamierung und Umwicklung mit harz- und ölgetränkten Binden, kurz sie ist eine vollständige künstliche Erstarrung. Mumifizierungen sind daher die Uebertragungen von Volksliedern und Volksfagen in schulgerechte lateinische Hexameter, wie dies im Mittelalter Klosterjchüler thun mußten, und Bishop mit der alten Volksballade von Lord Heinrich gethan hat (Herder, Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian u. in deutscher Art und Kunst, 1773), ferner die Bearbeitungen antiker Sagenstoffe in Dramen von Racine und Opern von Metastasio, wo überall Leben getötet, Beweglichkeit in Steifheit verwandelt wird. Dagegen ist die Erhaltung von Wort und Weise, sowie sie ursprünglich waren, Erhaltung des Lebens, nämlich der ursprünglichen wirkenden Kräfte; sie wäre eher der Aufbewahrung edlen Weines im Fasse zu vergleichen, aber auch das sagt zu wenig, denn der Wein ist im Faß verschlossen, bei der Behütung durch das Urheberrecht findet aber keine Verschließung statt. Demgemäß hat bisher die richtige Erscheinung des Wertes als der Punkt gegolten, worin das Interesse des Urhebers um Schutz gegen eigenmächtige Reproduktion mit dem Interesse des Volkes oder Publikums an diesem Schutze zusammentreffen. Wirklich haben gerade die Urheber ächt volkstümlicher Werke der Sorge und Furcht wegen Veränderungen Ausdruck gegeben, und damit dem Verlangen, davor ihre Werke geschützt zu sehen, so der durch die unmittelbare Volkstümlichkeit seines Fühlens und Denkens, seiner Worte und Werke einzig dastehende, auch dichterisch hoch veranlagte Eike v. Repgow in der „praefatio rhythmica“ zu seinem Sachsenspiegel:

Große Angst geht mich an
Ich fürchte sehr, daß mancher Mann
Dies Buch wolle mehrren,
Und beginne Recht verkehren.

worauf dann nebst andern im Mittelalter typischen Verwünschungen auch eine originelle folgt:

Des Teufels Pandfeste bleibe
Ihr Schrift, daß er sie habe gewiß,
Dieweilen sie unvertilget ist.

und Luthers Klage über die ihm noch bei Lebzeiten durch eigenmächtigen Druck widerfahrenen Verunstaltungen seiner Werke ist auch wohlbekannt.³⁾ Aber für Volkslieder von bekannten Verfassern besteht noch ein besonderes Interesse an der treuen Bewahrung des ursprünglichen Textes, denn nur unter dieser Voraussetzung kommt auch ihnen die für die Person des Verfassers anerkannte Autorität zu; man denke an die (von Uhland mit Recht in seiner Volksliedersammlung aufgenommenen) Lieder von Luther, von Ulrich von Hutten, und von ihrem Gegner Murner. Ferner liegt bei den vielen Volksliedern mit Verfasserstrophe in der Ursprünglichkeit des Textes eine Voraussetzung, ohne welche die Pointe ganz verloren ginge, die mit jener Strophe beabsichtigt wird.

Wir wollen übrigens auf das Urheberinteresse nur noch mit der flüchtigen Frage zurückkommen, ob Kralik damit einverstanden wäre, wenn wer Anderer seine Dichtungen abschleifen und objektivieren wollte, dann aber haben wir ihm bloß einen Schritt weiter zu folgen, das ist bis zu den namenlosen Volksliedern, von welchen er ganz treffend als heutiges Beispiel die namenlosen Schnaderhüpfel anführt, und zwar so, daß sich die Namenlosigkeit fast als wesentliches Merkmal des Volksliedes in seinem Sinn ergibt.⁴⁾ Gerade damit aber treten wir aus seinem Gesichtskreis heraus, d. h. wir erreichen einen Standpunkt, von dem aus sich seine Befehdung des Urheberrechtes vollständig als Kampf gegen Windmühlen zeigt. Denn das Urheberrecht gewährt ein subjektives Privatrecht, aus seiner „Pedanterie“, d. h. in streng juristischer Konsequenz ergibt sich daher, daß das einzelne namenlose Volkslied für sich allein keinen Urheberrechtschutz genießt, weil es an einem Subjekte mangelt, das einen Schutz fordern könnte; in jedem Urheberrechtslehrbuche ist das zu lesen.⁵⁾ Niemand hat somit weniger Ursache, das Urheberrecht wegen seiner Pedanterie anzuklagen und mit „Fluch“ zu belegen, als Kralik, denn abgesehen davon, daß er selbst sogar für diesen Fluch den Segen des Urheberrechtes genießt, wird gerade durch jene Pedanterie Jedem die Schleif- und Bearbeitung freigestellt, welche das namenlose Lied erst zum Volkslied machen soll. Es wird nur unter vollständigem Gewährlassen eines solchen Werde- oder Zerstörungsprozesses die Möglichkeit für die Erhaltung des Ursprünglichen geboten, daß Sammlungen von Volksliedern als solche geschützt werden, und dadurch mittelbar jedes

³⁾ „Nu were der Schaden dennoch zu leiden, wenn sie meine Bücher nicht so falsch und schendlich zurichten. Nu aber drucken sie . . . daß ich meine eigenen Bücher nicht kenne, da ist etwas außen, da ist's verkehrt, da gefehlt, da nicht corrigiert.“ (Auslegung der Episteln, 1525, am Schluß.)

⁴⁾ Wie unrichtig dies aber ist, beweisen die schon oben erwähnten Volkslieder mit Verfasserstrophe, die sogar eine besonders echte Volkstümlichkeit, nämlich eine echt volkstümliche Naivetät bildet, und nicht selten den Namen, nicht bloß den Stand des Verfassers nennt, vgl. Uhland S. 692, Strophe 10, S. 700, Str. 10 u. a.

⁵⁾ Wächter, Autorr. I, S. 66 f., Schuster, Grundriß des (österreich.) Urheberrechtes S. 32, No. 8, Kuhlstedt, das (neue reichsdeutsche) Urheberrecht. S. 77 No. 10. Selbst das so weit gehende französische Urheberrecht steht auf diesem Standpunkte, vgl. Pouillet, traité de la propriété littéraire et artistique No. 70 S. 65 f.

einzelne Lied vor der Veränderung, die es durch einen eigenmächtigen und eigenmächtig veränderten Abdruck der ganzen Sammlung erleiden könnte. Selbst das hindert aber nicht, daß in andere selbständige Sammlungen andere Fassungen desselben Liedes aufgenommen werden, ja, namenlose, über 30 Jahre alte Sammlungen können selbst als solche von Jedem veröffentlicht und nach einer Veröffentlichung nachgedruckt werden, wie die mittelalterlichen Liederfassungen, z. B. die Weingartner, Zenaer u. s. w.; nicht einmal die kritischen Resultate sind geschützt, trotz aller dahin gehenden anmaßlichen Vermerke von Verlegern, sondern nur der beigegebene kritische und sonstige gelehrte Apparat.

Endlich aber ist die Gegenüberstellung von Volkslied und Urheberrecht noch aus einem besondern, übrigens gleich zu Anfang von uns angedeuteten Grund falsch. Sie sind nicht nur nicht kontrastierende, sondern parallele Erscheinungen der Kulturgeschichte, sowohl zeitlich, als auch sachlich; d. h. rechtsgeschichtlich ist das Urheberrecht etwas ebenso Volkstümliches, wie literargeschichtlich das Volkslied, dessen Blüte bekanntlich dem ausgehenden 15. Jahrhundert angehört, in welches auch die Anfänge des Urheberrechtes fallen. Dieses ist nämlich wie das Volkslied, nicht aus der Gelehrsamkeit hervorgegangen, nämlich nicht aus dem römisch-kanonischen Recht, ja nicht einmal aus der Jurisprudenz überhaupt, sondern aus dem Laientum, seine Grundgedanken sind daher kein Erzeugnis der Schulweisheit, sondern des Lebens und der vom Leben neu geschaffenen Bedürfnisse, d. h. des neuen technischen Aufschwunges, der durch die Typographie Geisteswerke zu neuartigen Objekten im juristischen Sinne machte, und des neuen geistigen Aufschwunges, der diese Werte selbst schuf. Solchen Objekten stand die bisherige Jurisprudenz ratlos und nicht anerkennend gegenüber, daher wurde ihnen anfänglich der Schutz nur durch Privilegien gewährt, und daher unmittelbar von den Vertretern des literarisch-künstlerischen Lebens gefordert, auch des eigentlich volksmäßigen; haben wir doch soeben an Luther gesehen, daß ein- und derselbe Mann von dem gleichen geistigen, d. i. dem reformatorischen Drang, der ihn zum Volksliederdichter macht, zum Bewußtsein von der Notwendigkeit eines Urheberrechtsschutzes gebracht wird, wahrlich ein glänzendes Zeugnis für die gemeinsame Wurzel des Urheberrechtes und des Volksliedes. Aber auch zu seiner weiteren Ausbildung haben Verlagsunternehmer, Literaten und Künstler weit mehr beigetragen⁶⁾, als die Juristen und Staatsmänner, welche auch später sich oft widerwillig dagegen verhielten, ja es wurde dem Staat und dem Recht geradezu mühsam abgerungen, haben doch selbst seine Gönner unter den Juristen es nur mit großen Einschränkungen anfänglich anerkannt und empfohlen. Als einen schwer erkämpften kostbaren Selbsterwerb des Volkes (letzteres Wort im besten

⁶⁾ S. die schöne Zusammenstellung von Otto Dambach: „Wider den Nachdruck, Aussprüche berühmter deutscher Gelehrter, Schriftsteller, Dichter etc., älterer und neuerer Zeit (1506—1859) „über Nachdruck und Nachbildung.“ Von Nichtjuristen erscheinen hier Dürer, Luther, Klopstock, Lichtenberg, Kant, Wieland, Fichte, Schiller, Jean Paul, Hegel, Müllner, Goethe (mit dem Epigramm gegen den Nachdrucker Dimberg, den „frechen Sotius“), Meine, Schopenhauer, Jak. Grimm, Chodowicki, außerdem nur 2 Juristen, Carpzow und Pütter.

Sinne genommen) und eben deshalb als ein echtes Volksrecht, als ein nationales (und glücklicherweise zum Teil auch als internationales¹⁾ Gut, das unser ist, müssen wir daher das Urheberrecht behaupten, auch um des Volksliedes willen, es nützt ihm vielfach, es schadet ihm niemals, selbst nicht einem Homunculus von Volkslied, d. h. einem Retortenerperiment, als welches Kralik selbst seine Darstellung bezeichnet.



Gegenantwort.

Ich bin herzlich erfreut, mich mit meinem Gegner darin einig zu wissen, daß eine praktische Befehdung des Urheberrechts in unserer Zeit ein „Kampf gegen Windmühlen“ wäre, wie sich der um uns Schriftsteller so hochverdiente Jurist ausdrückt. Es wäre ebenso lächerlich, gegen das Urheberrecht ankämpfen zu wollen, wie gegen Eisenbahnen, Elektrizität, Telephon u. s. w., obwohl Postkutschen und Fußwanderungen in mancher Beziehung recht poetisch waren. Man mag auch unsere Zeit poetisch finden, aber es fehlt an einer großen nationalen Kunst, deren Grundlinien ich an anderer Stelle z. B. in meinem „Kunstbüchlein“ zu ziehen mich bemühte, und für die ich auch in dem angegriffenen Aufsatz zu wirken suchte, allerdings ohne das Problem erschöpfen zu können. Gleichstrebende Freunde muß ich da auf meine übrigen Publikationen verweisen. Was die ganzen Sagenstoffe betrifft, so habe ich diese Frage in meinem „Deutschen Götter- und Heldenbuch“, auch ein wenig in meinem „Prinz Eugenius“ gestreift, von Grund aus wird sie in meinem eben zum Druck vorbereiteten „Homer“ behandelt. Ueber das Volkslied sind wir allerdings noch nicht ganz einig. Die Gedichte von Stelzhamer, Rosegger, Feuchtersleben halte ich, so gut sie sein mögen, nicht für Volkslieder im eigentlichen Sinn. Aber damit ist ja nichts bewiesen. Ich muß vielmehr auf den Vorwurf antworten, ich hätte kein einziges Beispiel eines Volksliedes angeführt, das aus einem mißratenen oder halbgeleratenen zu einem wohlgestalteten geworden wäre, oder aus einem vorwiegend subjektiven zu einem objektiven. Nun, ich bin so kühn, gerade das von Schuster bequem zum Vergleich beigebrachte „Thüringische Volkslied“ zu meinem Zeugen zu machen. Die erste Fassung ist die unvollendete, subjektiv beschränkte, die zweite die klassische, vollendete. In der ersten kann man sogar ganz genau zwei vorarbeitende Subjekte unterscheiden, ein weibliches in der 1. und 4. Strophe, ein männliches in der 2. und 3. Denn „schönstes Kind“, „zu Diensten sein bereit“, kann ursprünglich nur ein Mann zu einer Frau gesagt haben. Man sieht also hier genau, wie mehrere Subjektivitäten gerungen

¹⁾ Als welches es noch heutzutage um die volle, ihm gebührende Stellung ringt, s. die Kämpfe um den Beitritt Oesterreichs zur Berner Konvention.

haben, bis der richtige Ausdruck gelang. Mit Recht hat daher Georg Scherer die zweite Fassung zur echten Volksmelodie gegeben.

Wenn ich schließlich gefragt werde, ob ich damit einverstanden wäre, wenn wer anderer meine Dichtungen abschleifen und objektivieren wollte, so antworte ich mit Ja. Hat sich doch sogar Goethe seine Dichtungen von Schiller, von Herder, von Humboldt u. s. w. abschleifen lassen. Ich habe nicht den Ehrgeiz, mich mit Werken vorzudrängen, die jede Mitarbeit ausschließen, im Gegenteil, ich möchte der Nation Werke vermitteln, die der vollendete Ausdruck dessen wären, was ihre treuesten Diener hingebungsvoll und mit Entäußerung alles selbststischen Trachtens gepflegt haben.

Eben kommt mir das neueste Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft in die Hand und bestärkt mich in der Ueberzeugung, daß der größte Dramatiker bei der Art seines Schaffens wohl ebenso mit dem modernen Urheberrecht in Konflikt geraten wäre, wie ihm das der Sage nach mit dem Jagdrecht passiert sein soll.

Richard von Kralik.



Josef Labitzky.

Zur Erinnerung an den hundertsten Geburtstag des
Walzerkönigs von Böhmen.

Von **Ernst Rudynovský.**

Daß Mozart ein ebenso leidenschaftlicher als flotter Tänzer war, ist bekannt. Aber seine Walzer sind an sich nichts Hervorragendes. Sie bewegen sich in jener melodischen und harmonischen Einfachheit, als deren Typus für Walzer der vorklassischen Periode der als Scherzlied überlieferte „O du lieber Augustin“ anzusehen ist. So wie dieser sind viele andere „Deutsche“. Die Harmonie über der Tonika und Dominante markiert die drei Tanzschritte in vollkommen hinreichender Weise. Das ganze Tongebilde besteht aus zwei je achttaktigen Teilen, beide enden auf der Tonika; der über der Dominante aufgebaute zweite Teil leitet im fünften Takt zu einem mit dem Schluß des ersten Teiles identischen Abschluß. Mozarts Kontratänze, von denen er eine Partie bei einem Prager Aristokraten, in lustiger Weise gewaltsam gezwungen, eine Stunde vor dem Mahl komponiert hat, tragen ein viel edleres Gepräge als die Rundtänze. Beethoven, als Tänzer übel beleumundet, führt in dem der Sonate opus 106 beigefügten Verzeichnis seiner Werke auch sechs Ländler, zwölf Redoute-Deutsche, Menuette, Kontratänze, und zwölf Cossaijen an. Wilhelm von Lenz bringt in seinem Werk „Beethoven et ses trois styles“ ein vollständigeres Verzeichnis. Interessant ist in einer ohne Angabe des Verlegers erschienenen Sammlung von Kontratänzen der Kontratanz Nr. 2, weil darin das berühmte Motiv des Finales aus der dritten Symphonie dem Original getreu verwendet erscheint, so

getreu, daß sogar die Fermate im zweiten Teil beibehalten ist, und es muß sich possierlich genug ausgenommen haben, wenn eine ganze, eifrig dem Vergnügen huldigende Gesellschaft vor diesem „Halt“ stehen bleiben mußte.

Der Walzer von Diabelli, über welchen 32 tiefsinnige Variationen zu schreiben Beethoven sich den Spaß gemacht hat, gibt von der späteren Entwicklung ein recht anschauliches Bild. Der Rhythmus wird meist durch die Melodie fühlbar gemacht, die Harmonik wird reicher, viel reicher, als sie es in der Strauß-Lanner-Epoche gewesen ist. Manchmal gerät die Tanzmusik etwas sentimental wie etwa in Lidel's „Frauenwalzern“, die selbstredend in As- und Des-dur geschrieben sind, oder gar in den Polonaisen von Oginski, die angeblich der Ausdruck unglücklicher Liebe sein sollen. Auch Spohr's prunkhafte Polonaise aus seiner 1818 zum erstenmal aufgeführten Oper „Faust“ stand lange Zeit in gutem Ruf. Neben diesen Kabinetstücken spielten die Walzer damals noch eine klägliche Rolle. Gewöhnlich reihte man zwei oder drei sechzehntaktige Walzer aneinander oder jeder Walzer wurde statt aus zwei aus drei bis fünf Teilen zusammengesetzt. Ein Walzer löst den andern ab, bis eine mächtige Coda, die aber noch nicht die vorangegangenen Themen verwertet, sondern ein äußerlich angefügtes, ganz selbständiges Stück darstellt, das Ganze beschließt. In dieser Manier komponierten eine große Menge von Berufsmusikern und eine noch größere Menge von Dilettanten ihre Walzer Suiten, die oft herzlich naiv, oft falsch pathetisch waren. So schrieb Adalbert Ghroneß, so Johann Styka, Chorregent an der Prager Teinkirche, der in den Jahren 1816—1830 der beliebteste Prager Walzerkomponist war. Ein Walzerheft z. B. führt den eleganten Titel: „Six Walzes (!) avec coda, executés à l'occasion des piques-nuques que les seigneurs ont donnés à la salle du bain 1818“. Auch der Konservatoriums-Direktor Friedrich Dionys Weber verschmähte es nicht, in solch „galantem Stil“ zu schreiben. Auf seine Tänze paßt allerdings das bittere Wort der Xenie: „Was das Entsetzlichste sei von allen entsetzlichen Dingen? Ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu sein.“ Wie herrlich nimmt sich dagegen Karl Maria von Webers „Aufforderung zum Tanz“ aus. Eine wirkliche Reform aber ging erst von den Walzern Franz Schuberts aus. Der „Sehnsuchtswalzer“ aus seinen „Deutschen Tänzen“ ist sogar berühmt geworden und segelt oft noch unter Beethovens Flagge. Wo Schubert als echter „Weaner“ lacht und tollt, ist er der unmittelbare Vorläufer der eigentlichen Tanzkomponisten Strauß, Lanner und Labitzky. Was die Zeitgenossen, die Lerch, Blahetka, Ballin, Uhlir, Voittl, Wihan (Ueberredung zum Tanz), Barth, Kagerowatz, Kretschmer e tutti quanti geleistet haben, das zeigt wohl manchmal den Ansaß zu einem höhern Flug, aber bald erlahmen die Schwingen, und die mit hellem Gezwitscher aufgeflatterten Vögelin kehren recht schnell zur Erde zurück. Der Zeit nach muß man unserm Landsmann Josef Labitzky den Vorrang vor Strauß Vater einräumen, denn Labitzky's opus 1 erschien 1827, Straußens 1830.

Zu Labitzky's hundertstem Geburtstag, der auf den 5. Juli fällt,

bin ich in der Lage, aus der Autographen-Sammlung Fritz Donebauer (Prag) eine mir freundlichst zur Verfügung gestellte autobiographische Skizze, von der ich eine frühere Drucklegung nicht nachweisen konnte, der Öffentlichkeit zu übergeben. Labitzky schreibt unterm 14. Dezember 1849: ¹⁾

„Ich Josef Labitzky, Musik-Direktor in Karlsbad, wurde am 5. Juli in der k. k. Bergstadt Schönfeld, Elbogner Kreis, in Böhmen, geboren; nach neun Monaten übersiedelten meine Eltern nach Petřichau, wo ich erzogen und bei dem dortigen Regens chori Herrn Karl Weit die Musik erlernte. In meinem 12. Jahre aber verlor ich schon meine beiden Eltern, ich hatte keine Anverwandten, keine Freunde, und sah mich notgedrungen, trotz meiner Jugend mich an eine kleine, reisende Musikgesellschaft anzuschließen, um mir meinen Lebensunterhalt zu verschaffen, sowie auch um etwas zu ersparen, um auf meine fernere Ausbildung dasselbe verwenden zu können.

„Im Jahre 1820 war ich als erster Violinspieler bei dem Orchester in Marienbad. Die Hofkapellmeisterin und Dichterin Frau von Weißenthurn, und ein Beamter und Cellist Herr Hauschka aus Wien waren zur Mur in Marienbad und gewannen mich so lieb, daß sie mich mit nach Wien nehmen wollten und für meine Ausbildung sorgen wollten. Obwohl noch sehr jung, so kannte ich doch schon meine jetzige Frau und leistete Verzicht auf diese edle Wohlthat. Im Jahre 1821 wurde ich als Mitglied für das Karlsbader Orchester engagiert und machte dann beinahe jeden Winter mit einer kleinen Gesellschaft von acht Personen verschiedene Reisen. Z. B. von 1821 auf 22 war ich in Bern in der Schweiz bei dem dortigen Musik-Verein und der französischen Oper engagiert. Von 22 auf 23 war ich in München und zugleich bei dem damaligen k. russ. Gesandten Grafen Woronzoff-Daschkoff engagiert. Zu dieser Zeit hatte ich auch bei dem damaligen Hofkapellmeister Peter Winter ²⁾ Unterricht in der Komposition. Von 23 auf 24 machte ich eine Kunstreise in die übrigen großen Städte Bayerns und Württembergs, als: Regensburg, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Würzburg, Nürnberg u. s. w. 1824 den 21. September feierte ich die Trauung mit meiner Frau, welche ich unstreitig unter die besten zählen kann. Auch bin ich mit meiner Familie sehr gesegnet, ich habe elf lebende Kinder und fünf sind gestorben. Der ältere Sohn Eduard ist Techniker und bei der Baudirektion in Linz angestellt, er spielt als Dilettant ausgezeichnet Pianoforte. Die zwei folgenden Söhne Wilhelm und August sind Violinspieler, haben den sechsjährigen Kurs im Prager Konservatorium absolviert und sind jetzt zum Privat-Unterricht bei Konzertmeister David und Kantor Hauptmann in Leipzig, bis die musikalischen Zustände sich bessern und ich sie dann der musikalischen Welt aufführen kann.

„Von 1824 auf 25 brachte ich den Winter ebenfalls wieder in München zu. Von 1825 auf 26, und von 1826 auf 27, diese beiden Winter war ich mit meiner kleinen Gesellschaft in Wien und zu dieser

¹⁾ In neuer Rechtschreibung wiedergegeben.

²⁾ Da Winter schon 1825 gestorben ist, dürfte Labitzky einer seiner letzten Schüler gewesen sein.

Zeit wurde auch das neue Gasthaus, zur Kettenbrücke genannt, eröffnet, wobei ich mit meinem Orchester mich hören ließ, und der damalige Gastwirt nach Beendigung dieser Festlichkeit weiland Vanner und Strauß holen ließ, damit ich auch diese Gattung Musik zu hören bekomme, welche zu damaliger Zeit bloß aus einem Quartett bestand. Bis zu dieser Zeit habe ich eine große Anzahl von Tänzen jeder Art sowie auch mehrere Konzertstücke für die Violin, für Alt-Viola, für die Flöte, für ein und zwei Klarinetten und für ein und zwei Corni komponiert, habe aber diese sämtlichen Kompositionen dem Druck nicht übergeben. Von dieser Zeit an widmete ich mich bloß für die Tanzkompositionen, von denen Opus 1 bis 167 bis jetzt in Deutschland, England, Frankreich, Italien und auch ein Teil in Rußland im Drucke erschienen sind.

„Ich glaube es war von 1829 auf 30, als ich mit meiner Gesellschaft in Warschau engagiert war und die unglückliche Revolution ausbrach — ich mußte durch mehrere Nächte den Patrouilledienst mit versehen. Die folgenden Winter brachte ich dann in Prag zu, bis ich im Jahre 1835 vom k. k. Landespräsidium in Prag zum Musik-Direktor für Karlsbad ernannt wurde und noch in derselben Saison mir die Ehre zuteil wurde, bei S. M. Kaiser Ferdinand und J. M. Kaiserin Maria Anna Karoline mit meinem Orchester unter dem größten Beifall zu produzieren. S. Majestäten reisten dann nach Tepliz, wo auch S. M. der Kaiser von Rußland und S. M. der König von Preußen und mehrere Minister und Gesandte anwesend waren, wo ich mittelst Estafette von Karlsbad nach Tepliz abgeholt wurde, um die Hof-Neunionen zu dirigieren. In derselben Saison wurde ich auch von S. K. Hoheit des Großfürsten Michael Pawlowitsch von Rußland mit einer goldenen Cylinder-Uhr nebst Kette und von J. K. Hoheit, der Frau Großfürstin Helene mit einem wertvollen Brillantring beschenkt. Den Winter von 1837 auf 38 wurde ich vom Herzoge nach Altenburg berufen, um seine dortige Musik nach der meinigen einzuüben, so auch von Christ von Einsiedel nach Dresden, um die Musik vom Leibgarde-Regiment ebenfalls dahin zu bringen. In der Saison 1838 besuchte J. M. die Kaiserin von Rußland Karlsbad und ließ mir für die Widmung der Alexandrinen-Walzer einen sehr kostbaren Brillantring überreichen. Den Winter von 1838 auf 39 wurde ich mit meinem Orchester nach Petersburg berufen, die Reise hin und zurück, Kost und Logis, Bedienung und Honorar, alles ging auf Rechnung, die sämtlichen Auslagen mit Inbegriff des Honorars betrugen 75,000 Rubel Banco. Die Abreise erfolgte nach unserem Styl am 1. Mai und am 15. mußte ich schon in Karlsbad beginnen. S. M. der Kaiser, die Kaiserin und Prinzess Marie beschenkten mich bei meiner Abreise mit außergewöhnlich wertvollen Brillantringen. 1843 im September machte ich eine Vergnügungsreise nach Wien und wurde mit weiland Strauß die besten Freunde. Im Juni 1844 wurde ich von meinem Verleger, Herrn Robert Cods in London wegen Nachdrucks meiner Kompositionen in England als Zeuge nach London berufen. Der Prozeß wurde nicht allein zu Gunsten meines Verlegers, sondern zum Vorteil aller ausländischen Kompositeure, welche ihre Kompositionen nebst andern Län-

dern auch nach England verkaufen, entschieden. Die Rückreise von London machte ich über Paris, wo ich mich längere Zeit aufhielt, um die dortigen Musitzustände kennen zu lernen. Vom 15. Oktober bis 20. Dezember war ich nach Salin (?) berufen, um ein dortiges Orchester einzustudieren und einige Konzerte zu dirigieren. Freund Strauß war zu gleicher Zeit anwesend und wir verlebten mitsammen mehrere glückliche Tage. Vom 10. Oktober bis 9. Dezember 1849 machte ich mit meinem Orchester von 35 Personen eine Kunstreise über Prag, Reichenberg, Zittau, Berlin, Hamburg, Lübeck, Kiel, Lüneburg, Hannover, Magdeburg, Halle und Leipzig, wo ich in allen den bedeutendsten Städten mehrere Konzerte mit dem größten Beifall und Erfolg gab. Auch bin ich Mitbegründer und Direktor des Karlsbader Musik-Vereins, welcher seit ungefähr 7 oder 8 Jahren besteht, und habe unter dieser Zeit nebst anderen Aufführungen die Schöpfung und vier Jahreszeiten von Haydn, Christus am Ölberg von Beethoven und Paulus von Mendelssohn, letzteres mit 500 Musikern besetzt, zur Aufführung gebracht.“

Soweit Labitzky selbst. Im Jahre 1850 unternahm er seine letzte Konzertreise, deren Ziel London war. Von da an aber verließ er Karlsbad nicht mehr. Die Leitung des Orchesters behielt er solange in der Hand, bis ihm sein Sohn August — der jetzige Dirigent — 1868 im Amte nachfolgen konnte. 1872 feierte er sein Direktions-Jubiläum und 1874 seine goldene Hochzeit. Im hohen Alter von achtzig Jahren starb er am 18. August 1881. —

Seine letzte Auslandsreise, die ihn also bis nach England führte, hinterließ in Labitzky bleibende und tiefgehende Eindrücke. Manches seiner Musenkinder wurde auf einen Namen getauft, der sich mit dem Aufenthalt in London und den andern Städten Englands in Einklang bringen läßt. Ihre Entstehung verdanken dieser Reise: Die Jubelklänge aus Albion (op. 70), der Galopp nach einem Marsch englischer Grenadiere (op. 72), der Albertwalzer (op. 73), der Southlandwalzer (op. 76), der Dublinwalzer (op. 87), Edinburghwalzer (op. 88), Huldigung der britischen Nation (op. 89), Londoner Saisonwalzer (op. 90), Liverpoolwalzer (op. 123), Cambridgewalzer (op. 133), die Polka Gruß an London (op. 134), der Viktoriawalzer (op. 136), der Hyde-Park-Galopp (op. 172), der Walzer die Industriellen, Londoner Balltänze (op. 179), Erinnerung an London (op. 180, 251), die Exhibitionspolka (op. 181), die irische Quadrille (op. 182). Aber nicht genug daran. Als volkstümlicher Komponist, der aus dem Singen und Sagen des Volkes die poetischsten Anregungen zu schöpfen wußte — war ja doch er einer der ersten, der böhmische, polnische und russische Nationalweisen, die er auf seinen Reisen kennen gelernt hatte, in seine Tänze einwebte und diesen so einen damals noch ganz unerhörten Reiz verlieh — lauschte er eifrig den Volksliedern des Landes und schrieb, in die Heimat zurückgekehrt, drei Schottische über schottische Lieder (Edinburg-Glasgow- und Paisley-Schottisch op. 198). Uebrigens pflegte Labitzky den Städten und Landschaften, die seiner fröhlichen Muse ein freundliches Obdach gewährt hatten, in angenehmer Erinnerung an vergangene Tage seine musikalischen Grüße zu entbieten. Prag, Paris,

Karlsbad, Philadelphia, die sächsische Schweiz, Berlin, St. Petersburg, Hamburg, Jglau, Brünn, Olmütz, Gieshübel, Wien, der Böhmerwald, der Rhein, Hannover, Dresden, Warschau, Washington, Marienbad, Mailand, Venedig, Genf, Neapel und wohl noch manch andere, viele sogar wiederholt, erhielten den Zoll der Dankbarkeit in Form eines flotten Walzers oder Galopps, einer Polka oder Polonaise. Nur unser Freund jenseits der Leitha bekam seinen Magyar-Csárdás (op. 258). Doch blieb Labitzky, der im lauten Getriebe des Weltkurfurtes gelernt hatte, mit der Zeit zu gehen, auch den Erscheinungen des Tages nicht fremd gegenüber. Wo ein bemerkenswertes Ereignis die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, da trug gewiß auch der Dirigent der Kurkapelle mit seinen loder-lieben Weisen sein Scherflein bei. Die Erfindung der Daguerrotypie, eine Naturforscher-Versammlung, die Jubelfeier der Gründung Karlsbads, die Fliegenden Blätter, die Grenzboten u. v. a. wurden gebührend beachtet und in Tönen verherrlicht. Daß aber Widmungen an die Damenwelt unter den Tänzen am meisten vertreten sind, ist beinahe selbstverständlich. Wer ward da nicht alles verherrlicht! Die Helene, Aurora, Pauline, Alexandrine, Sophie, Eugenie, Katharina, Charlotte, Natalie, Klementine, Eleonore, Hortensia, Seraphine, Viktoria, Elisabeth, Amelie, Therese, Sarah, Gabrielle, Malwina, Valeska, Antonie, Viola, Dora, Alexandra, Marie! Wer „zählt die Namen, die gastlich hier zusammen kamen.“ Aber alle waren sie zu jener Zeit beliebt.

Labitzky hat also, wie wir schon aus dieser Aufzählung ersehen können, eine sehr fruchtbare Thätigkeit entwickelt. Seine Tänze wurden einestheils durch die Reisen, die er unternahm und die doch größtentheils der Verbreitung seiner Werke dienen sollten, andretheils durch das in Karlsbad zusammenströmende internationale Publikum bald so bekannt, daß sein Name schon frühzeitig mit den Wiener Glanzsternen Strauß und Lanner in einem Athem genannt wurde. Seinen Tänzen eignet vornehmlich die Frische der Erfindung, die leichte einprägsame Melodie und eine ungesuchte Harmonik, Eigenschaften, die für die Verbreitung unter der Masse unerlässlich sind. Man muß durchaus nicht auf dem Standpunkt jenes eingefleischten Lokalpatrioten stehen, der Labitzky über Strauß stellte (in den Tänzen des letztern walte statt der Poesie die Realistik), und kann doch die Bedeutung jenes neben diesem anerkennen. Daß seine Tanzweisen wirklich Eingang im Publikum gefunden haben, gern gespielt, daher auch gekauft wurden, erhellt schon daraus, daß die im Druck erschienenen 288 Werke von nur drei Verlegern in Verlag genommen wurden: Marco Berra in Prag verlegte 39, Hofmeister in Leipzig 190 und Schott in Mainz 59 Opuszahlen. Drei Lieber gab Franied in Karlsbad heraus; verschiedene Divertimenti, Variationen, Streichquartette und Konzerte sind über das Weichbild Karlsbads nicht hinausgebrungen und bis heute Handschrift geblieben. Wenn man von den vielen Tänzen — 138 Walzer, 50 Galoppe, 43 Polkas, 23 Quadrillen, u. s. w. — auf Bällen, in Promenadenkonzerten und bei Gartenmusiken keinen mehr hört, so liegt ein so frühzeitiges Vergessenwerden im Genre selbst. Die Tanzmusik dient ja vornehmlich nur der Lust des Augenblicks und ist dieser

vertrauscht, so denkt selten mehr einer daran, wem er eine Steigerung seines Vergnügens zu danken hat. Während beispielsweise die Musik der Kirche, entsprechend dem hohen, unverrückbaren Zwecke, dem sie gewidmet ist, ein fest umrissenes Gepräge angenommen hat, ist die Musik im Tanzaal dergleichen nach einem alten Sprüchwort der Satan neben das Gotteshaus zu bauen pflegt, dem Modegeschmack völlig unterworfen. Was heuer Begeisterung erweckt und ungebändigte Tanzlust auslöst, das ist vielleicht schon in der nächsten Saison begraben, um nie wieder aufzuerstehen. Wird nun gar auf diesem Gebiet ein klassischer Meister, der alle Errungenheiten seiner Vorgänger in seinen Werken wie in einem Brennpunkt vereinigt, wird vor Johann Strauß Sohn selbst Johann Strauß Vater zu weissenlosem Scheine, dann ist es kein Wunder, daß auch Josef Labitzky, dessen lebenswürdiges Talent seinen Zeitgenossen so manche frohe Stunde bereitet hat, von der raschlebigen Gegenwart vergessen wurde.



Aus meiner Briefmappe.

Von **Karl Prüll.**

Das geistige Band der Deutsch-Österreicher mit den Reichsdeutschen ist nicht zu zertrennen. Mündliche und schriftliche Anknüpfungen werden fort dauern und das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit erhalten. Daß ich als geborener Deutsch-Österreicher, der vor beinahe siebenundzwanzig Jahren die preussisch-deutsche Staatsangehörigkeit erworben, bestrebt gewesen bin, auch einige dieser Spätjommersfäden zu ziehen, ist selbstverständlich. Als mir die ersten Hefte der Zeitschrift „Deutsche Arbeit“ in die Hände kamen, welche dem Bekenntnis des Deutschtums, der Offenbarung deutscher Art und Kultur dienen soll, tauchten manche Erinnerungen in mir auf. Um diesen mehr Deutlichkeit und Farbenfrische zu verleihen, griff ich nach meiner Briefmappe und stöberte darin herum. Ich bin nicht besonders sorgfältig im Aufbewahren von Zuschriften, schon deshalb nicht, weil bei Häufung des Materials die Möglichkeit, das Gewünschte aufzufinden, immer mehr schwindet. Allein einen kleinen Vorrat besitze ich doch. Es sind darunter Mitteilungen von Männern, welche sich zur Zeit unseres Verkehrs im Wartesaal der Unsterblichkeit befanden, das heißt, deren Namen ein längerer Nachklang beschieden ist. Auch einige interessante Zeitboten entdeckte ich bei meinem Nachsuchen, welche ihre Wiege im deutschen Böhmen gehabt hatten und sich der Heimat rühmten, der sie neuen Ruf verliehen.

Es ist eine umstrittene Frage, ob durch das eifrige Sammeln des brieflichen Nachlasses bekannter Persönlichkeiten ihre eigentliche nationale oder Kulturthätigkeit besser beleuchtet oder verdunkelt werde. Sie sind in ihrem Leben und Wirken ja für Jeden sichtbar, der sich die Mühe geben will, in jenes oder in dieses einzudringen. Soll man die welken Blätter einstigen Gedankenaustausches zusammenkehren oder

ruhig liegen lassen, wohin sie gefallen? Da kommt die sorgsame Pietät und ermuntert: Auch im welken Blatt erkennt man noch dessen Struktur und die Art des Baumes, dem es entstammte. Und Briefe besitzen neben dem leicht abzuschüttelnden Konventionellen auch viel Unmittelbares und Intimes, das hie und da neue Wesensseiten erschließt. Sie werden Die erfreuen, welche sich um die Lebensarbeit der Schreiber gekümmert haben. So streife ich meine Bedenken ab und übergebe der Öffentlichkeit eine kleine Auslese des Inhaltes meiner Briefmappe. Weggelassen habe ich Unwichtigeres und, soweit es angängig, die mir zugebachten Lobsprüche, da ich keine Selbstretklame beabsichtige. Das Biographische aufzuwärmen, halte ich für überflüssig. Ich deute nur kurz den Anlaß des Schreibens und meine Beziehungen zu den Absendern an.

Zwei Briefe von Alfred Meißner.

Ich lernte Meißner erst 1882 in München kennen, wohin er zu einem mehrwöchentlichen Ferienaussflug aus Bregenz kam, also drei Jahre vor seinem traurigen Ende. Der erste Brief betrifft die von mir ausgehende Besprechung seiner letzten größeren Publikation: „Geschichte meines Lebens“ in einem Berliner Blatte. Der zweite Brief, zehn Wochen vor seinem freiwilligen Tode geschrieben, bezieht sich auf meine Polemik gegen einen Artikel Eduard von Hartmanns in der „Gegenwart“, der die Preisgebung des österreichischen Deutschthums vorschlug.

München, Maximil. 4. Juni 1884.

Hochgeehrtester Herr!

Es ist, eine kurze Notiz in „N. Z. u. M.“ abgerechnet — die erste Besprechung, und da der erste Band doch nun schon einige Wochen draußen ist und gar keine Stimme sich hören ließ, fing ich schon an, an meiner Arbeit irre zu werden und fragte mich, ob vielleicht nur ich die im Buche erzählten Dinge für interessant gehalten?

In der kleinen Stadt*) zumal — ich bin erst seit ein paar Tagen da — verliert man alle Orientierung.

Sie haben mein Buch vorzugsweise vom politischen Standpunkte aus angesehen. Daß es Ihnen auch von diesem aus zusagte, ist mir unendlich viel wert. Was hätte ich da alles noch sagen und erzählen können! Aber mein Buch hätte zu große Dimensionen angenommen und ich dürfte kaum hoffen, daß mir das Publikum durch zwei Bände folge . . . dabei lieft man immer wieder: man sei der politischen Debatten müde. Daher die möglichste Kürze, die wieder die Gefahr des Skizzenhaften mit sich führt, die Durchflechtung mit soviel Anderem. Und trotzdem ist mir in Briefen gesagt worden: ich habe zu viel Politik gebracht, ich hätte lieber mehr Profile deutscher Schriftsteller zeichnen sollen . . .

Mit aufrichtiger Verehrung

Ihr ergebenster

Meißner.

Bregenz, 7. März 1885.

Hochgeehrter Herr!

Der Artikel erhält eigentlich nur durch das Blatt, das ihn aufnahm, seine Wichtigkeit. Allerdings — der in ähnlicher Weise gedachte Artikel von Gregoritschek, sein Vorgänger, blieb unbeachtet. Nun, (E. v. S.**) ist ein Mann,

*) Bregenz.

**) Eduard von Hartmann.

der bei Halbkenntnis der Dinge über dieselben in höchst zuversichtlichem Ton zu schreiben versteht. (Und worüber schreibt er nicht?) Er kennt Oesterreich gewiß wenig oder gar nicht, ist über die heutigen Zustände nicht unterrichtet, das hindert ihn nicht. Er „konstruiert.“ Die süßsante und kalte Engherzigkeit teilt er mit Julian Schmidt.

Nun, die Zustände in Oesterreich sind schlimm, aber so verzweifelt steht es doch nicht, daß wir von den Slaven nur so verpeißt werden sollen! v. S. redet von deutschen Sprachinseln, aber es läßt sich sagen, daß die Czechen eine Insel bilden, eine andre große.

Wir haben allenthalben fest von Deutschland den Rücken gebekkt. In Deutschböhmen und in der Steiermark, wo vor 10 Jahren noch der geistige Tod herrschte, steht jetzt alles in Waffen und Rüstung da (allerdings nur allegorisch gesprochen).

Die Czechen sind talentvoll und energisch, glauben aber selbst nicht, daß sie einen Staat werden bilden können. Dazu gehört mehr. Was wären sie, wenn sie nicht die Feudalen und Klerikalen zur Seite hätten?

Eigentlich muß der Kronprinz wohl klug sein. Er ist nicht in Prag geblieben. Und doch hätte er sich sicherlich mit den Czechen besser gestellt, wenn er mehr von ihnen erwartete?

Ermatten Sie nicht!

Mit den besten Wünschen

Ihr

Weißner.

Briefe von Josef Rant.

Ich habe Josef Rant, den Schöpfer der Dorigeschichte, noch vor Auerbach, leider nicht persönlich kennen gelernt. Der Briefwechsel mit dem von mir längst verehrten Manne entspann sich, als ich auf Wunsch des „Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse“ in Prag einen Lebensabriß des „Erzählers des Böhmerwaldes“ entwerfen wollte. Ich bedurfte dazu noch einiger Angaben und wandte mich direkt an Rant, der in Wien-Hiezing wohnte. Den Briefen, die sämtlich aus dem Jahre 1892 stammen, aber bis auf einen des Datums entbehren, sei Folgendes entnommen:

Lieber verehrtester Herr und Freund!

In einigen Tagen werden Sie im Besitze von 4 Bänden meiner neuesten Gesamtausgabe sein und noch den Roman: „Im Klosterhof“ in Händen haben; zu diesem habe ich eine Ergänzung (2 Bände) unter dem Titel: „Höhenzauber“ geschrieben, sie ist aber noch Manuskript, nach einem Verleger suche ich, da die Verlagsanstalt in Stuttgart, die die 2 ersten Bände verlegt hat, nur solche Werke druckt, die vorher in ihren Blättern gestanden haben. — Für Ihren, von so schöner Tendenz geleiteten Nationalkalender kann ich leider wegen körperlichen Leiden keinen Aufsatz fertig bringen; ich bedaure dies gar sehr, da ich von Jugend auf ein warmer Deutscher war und dieser Gesinnung treu geblieben bin durch alle reifern Jahre, auch als Abgeordneter im Frankfurter Parlament. Die Stunden der Arbeit gehören jetzt meinen Lebens-Erinnerungen; ich habe 2 Bände davon fertig (I „Elternhaus und Jugendjahre“, II „In der alten Kaiserstadt“, neue Zeiten, neues Leben); am 3. Bande, Fahrt nach Frankfurt a. M., Parlament, 3 Jahre Aufenthalt in Deutschland, bei Uhländ, in Weimar, in Nürnberg, arbeite ich noch und die Erlebnisse am 1. f. Hofoperntheater in Wien (nicht Burgtheater) werden, wenn mich die Kräfte nicht früher verlassen, das Werk abschließen. Aus dem Fertigen dieses Wertes kann ich leider nichts abgeben, es wäre denn, daß ein großes Blatt das Ganze druckte oder eine Verlagsbuchhandlung die Ausgabe übernehme.

„Im Klosterhof“, der in zwei Ausgaben verkauft ist und die Ergänzung desselben „Höhenzauber“ hatten, wie gesagt, eines würdigen Verlegers; die

„Erinnerungen“, welche gegen Ende dieses Jahres abgeschlossen werden, werden, wie ich glaube ein glückliches Verlagsobjekt abgeben.*)

Doch genug; ich wollte nur nebenbei diese Dinge erwähnen.

Seien Sie herzlich begrüßt und halten Sie lieb
Ihren sehr ergebenen

Josef Rant.

Verehrter Freund!

Meine Biographie findet lebhaften Beifall; ich lege Ihnen nur ein Blättchen bei von einem tüchtigen Offizier und Freunde um dies zu beweisen. — Exemplare der Biographie habe ich der „Neuen freien Presse“, dem „Wiener Tageblatt“, der „Deutschen Zeitung“ geschickt; die „Wiener Zeitung“ hat sofort rühmlich darüber gesprochen.

Wie geht es Ihnen? Hoffentlich hat Ihnen die Hitze nicht geschadet; wie ich wünsche und hoffe, daß Ihnen die drohende Epidemie nichts anhaben werde.

Ich habe gehofft, daß Sie der deutsche Schriftstellertag nach Wien führen werde, aber diese Hoffnung ist zu Wasser geworden, da der Schriftstellertag, wie ich lese, verlegt worden ist für den Zeitraum eines Jahres. Nun vielleicht führt uns ein anderer glücklicher Zufall einmal zusammen, um uns persönlich kennen zu lernen.

Leben Sie wohl und erfreuen Sie mich einmal mit einigen Zeilen zum Zeichen, daß Sie denken

Ihres warm ergebenen

Josef Rant m. p.

Sehr verehrter Herr und Freund!

Beifolgend in kurzen Andeutungen die gewünschten Aufschlüsse über den Gang meines Lebens von der Zeit meiner Wahl nach Frankfurt a. M. Aus Besorgnis, daß ich meinen Bericht zu weit ausdehne, bin ich vielleicht zu kurz geworden; interessante Zwischenfälle habe ich leider umgehen müssen.

Nehmen Sie „halt“ vorlieb mit dem Wenigen, das ich biete, in meinen Erinnerungen wird das alles freilich anders aussehen.

Empfangen Sie jetzt erst den freundlichsten Dank für Ihren lebenswürdigen Blick aus der Ferne auf mein idyllisches Heimatsdorf Friedrichsthal in Ihrem vortrefflichen Büchlein „Vergessene deutsche Brüder.“

„Eine Mutter vom Lande“, ist gründlich umgearbeitet und wird, wie ich hoffe, im Druck eine noch reinere und tiefere Wirkung thun als in der ersten Auflage.

Uebrigens — doch ich drohe redselig zu werden und breche daher ab mit herzlichstem Gruße

Ihr ganz ergebener

Josef F. Rant m. p.

Vielleicht unterziehe ich meine Briefmappe später noch einer weiteren Prüfung, vorausgesetzt, daß die diesmal gebotenen Auszüge in weiteren Kreisen Interesse geweckt haben.

*) Bekanntlich wurden Rants „Erinnerungen aus meinem Leben“ in der von unsrer Gesellschaft herausgegebenen Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen Band V 1896 veröffentlicht. D.



Mittsommer.

Junge Sonnen, zur Liebe erwacht,
Jauchzend ins All ergossen,
Halten mit stolzer Siegermacht
Junge Rosen umschlossen.

Junge Rosen, dem Leben erblüht,
Zittern in loderndem Sehnen. —
Und durch die Lüfte die Liebe zieht
Mit ihren wilden Schwänen.

Lieb' ohne Ende im weiten Rund,
Liebe und flammende Wonne,
Als sei die Erde ein einziger Mund,
Bebend im Kusse der Sonne —

Liebe und Sommer still und leis
Weben schimmernde Bänder,
Und durch die Büsche hell und weiß
Leuchten Mädchenengewänder —

Und Herr Sommer im Silberkleid
Steht auf dem blühenden Hügel,
Hält die blaue Unendlichkeit
Kächelnd an goldenem Hügel. —

Rudolf Haas.



Abend.

fern an den tannendunklen Hügeln
Der Sonne Ppurpschein verglüht.
Ihr letzter Gruß liegt auf den flügeln
Des Falken, der zum Horste zieht.

Am Thalweg drängt die letzte Herde
Dem heimatlichen Stalle zu.
Von Tagesmüß dampft aus die Erde. —
Dampf brüllt im Pferch noch eine Kuh.

Der Abendglocken letztes Hallen
Nimmt durch die Thäler seinen Lauf. —
Nun Stille — . . . Nur die Nebel wallen,
Und prangend steigt der Mond mir auf.

Ingo Hauschild.



Herbst.

Ich fahre still den langen öden Weg,
So lang und leer, mit Bäumen seitenlängs
Bepflanzt, die wie in leht verkrampfter Qual
Die dürrn Aeste flehend beugen.

Ein kalter Sturm durchjagt das Stoppelfeld
Und düster liegt — ein graues Urmentuch —
Der Himmel; frierend hülle ich mich ein
In meinen blauen Reisemantel.

Wie war es doch, als ich im Frühling zog
Auf diesem Weg entgegen froher That?
Dem Sommer zu. Was träumt ich damals nicht
Von Kampf und Sieg! Vom blutgedüngten Feld
Auf das voll Stolz ich niedersah, da laut
Man mich als Herrn und Sieger grüßte.

Die Blumen reichten mir den Scheidegruß
Als riefen sie mir zu: Wir sind bereit,
Wenn heim du kehrest, mit unsrem schönsten Duft,
Mit unsrer Farben Hülle dir zu nah'n
Und schmeichelnd dir den Fuß zu küssen.

Dort auf den gold'nen Höhen stand mein Schloß,
In hohen Marmorhallen festesglanz
Erfüllt von lauter Pracht und stillem Glück. —
Und mitten drinnen die, in deren Schoß
Mein ruhmbekränztes Haupt ich betten wollte.

Der Winter naht; die holden Träume tot,
Ein letztes, gelbes Blatt nur grüßt mich leis,
— Des welken Hoffens welkendes Symbol. —
Und stumm fahr' ich den Weg zum Tode.

Ingo Hauschild.



In Träumen leben.

Gedicht in Prosa von J. J. Gorschick.

Hier sollten Nachtigallen singen und drüben, wo die weißen Marmorhermen aus den Rosenbeeten leuchten, müßten wir durch die Plantanen gehen, du und ich, blonde Hilde; und der Krokus müßte blühen, die Nelken duften und die Fontänen rauschen, leise, ganz leise; Und wenn dann unsere Augen, westlich schweifend, die zarten, rotbesäumten Streifwölkchen sähen, dann müßte eine weiche Musik durch die Bäume gleiten und langsam, langsam in den Rosenbeeten verhauchen.

Hier sollten Nachtigallen singen!

In den Mittnachtstunden aber, wenn die Lilien schwermütig ihre Kelche schließen und die unglücklichen Geister der Sommernacht in die Blumenkelche weinen, dann müßtest du deine lichtgoldenen Locken lösen, blonde Hilde, und mir deine zarten, blassen Hände reichen, denn deine Hände sind die Schönheit und deine Augen sind die Reinheit und du, du bist das Glück.

Du bist das beständigere Glück, Hilde, denn du giebst, weil du gern und oft genommen hast.

Oh seliger Austausch, reinen Herzens zu nehmen und zu geben! Du bist wie ein Märchenwesen, ein Elbchen, blonde Hilde. Warum mag mit dir immer das Träumen kommen?

Wenn du fern von mir bist, dann jäte, pflüge und arbeite ich. Dann aber kommst du und sieh, ich muß träumen. Deine Augen entwaffnen mich, deine Hände fesseln mich und du, du nimmst mich ganz gefangen.

Märchen du! Deutsches heimatliches Märchen! Bist du das Märchen? Du öffnest deine Augen, blickst mich an und ich bin im Sesamberge. Und nun träume ich.

Oh, wie weich sind deine Hände, Hilde!

Wie schön ist deine Sprache; oh wie schön und weich, Hilde! Erinnerst du dich noch des Klosters in den Sabinerbergen? Es war schön da unten! damals als der Waldmeister blühte und dann die Buschnellen lóhten. Und später, Hilde, als wir tiefer in den Bergen wohnten, weißt du noch, dort, wo die Adler freisten Und als dann der menschen scheue Wanderer kam, der mit dem Adelsblick; von Sils Maria kam er und führte wunderbare Reden im Munde; und wie er uns ansah so tief und schwer und dann hinunterging und sich vom Thale nach uns zurück wandte und weiter, weiter, weiter ging.

Es war ein großer, fremder Mann, den die Jahrhunderte preisen werden! Oh, wie zart sind deine Wangen Hilde! So, so, — drücke dich ganz an mich, du blondes Frühlingselbchen.

Die Morgenstunden; sie waren schön!

Weißt du noch, wie ich dich auf meinen Armen auf den Altan hinauftrug? Du warst so weich und leicht in deiner knospenden Schönheit.

Aber dann war dein Blick auf die Wetterfahne gerichtet, dein Antlitz erleuchtete ein seliges Sehnen, denn der Wind kam aus Norden.

Da lag eine Erfüllung in deinem Auge und du sagtest: „komm, es ist Nordwind, laß uns die Lust aus Böhmen trinken!“ Und dann bildetest du dir ein, daß es nach Hopfen röche, ganz deutlich und kräftig nach Saazer Hopfen. „O Hilde, du warst damals ein bizarrer Kopf mit deinem Hopfen!“

Und heute? Heute wohnen wir in Böhmen. Schönhof mit seinen Parkanlagen liegt vor uns. Wir waren in der Eremitage, am Glockenspiel, wo das Farrenkraut wuchert, am Sonnentempel und bei den tausendjährigen Eichen. Und dann waren wir bei der Steinbank, wo Goethe saß, vor langen, langen Jahren. Die Leute dort wissen es nicht, daß Er hier war; und sie wissen es nicht, daß Körner durch die wogenden Roggenfelder ging.

Schönhof. Wie schön es da liegt und wie die felder rauschen! Wie die Blumen duften! Hilde, Hilde, drücke dich fester an meine Wangen, so — oh wie weich sind deine schönen Hände. — — —

„Träumst du noch in der zehnten Vormittagsstunde?“ lachte mein Freund Sundermann und schüttelte mich. „Mensch, du verträumst noch dein ganzes Leben.“ „Zum Racker doch! wir wollten zum Mittag am Eichberg sein!“ — —

Ich hatte geträumt, tief geträumt! Es war taghell. Die Sonne lag auf meinem Schreibtisch und überflutete ein kleines Pastell. Es zeigte ein Mädchenantlitz mit seidenweichen blonden Haaren und stahlblauen Augen. Vor ihm lagen die ersten Zeilen dieser Aufzeichnung, nachlässig und verschlafen mit flüchtigen Zügen hingeworfen. — — —

Träumen und Wachen. Wer könnte sagen, daß wir im Träumen nicht auch wachen?

Ich sah im Wachen stets weniger als im Träumen. Ich sah den Einsiedler von Sils Maria im Wachen und erkannte ihn nicht; ich traf ihn im Traume und er erschien mir wie ein geliebter toter Bruder.

Ich kenne im Traume Italien bis Palermo und vermag im Wachen keine einzige Kontur zu zeichnen.

Wo ist das echte Leben? Wo beginnt das Leben und wo endet der Traum? Wer vermöchte es zu sagen?

Und dir, Mädchen mit dem milden Namen, dir, der ich im Traume so nahe war, was bin ich dir im Wachen?

Du gehst stolz an mir vorüber und meidest mich. Du reichst mir nicht die Hand und noch brennen deine Küsse auf meinen Lippen.

Träumerische Küsse — wachendes Leid, große himmelanstürmende Sehnsucht und trunkene Erfüllung — und nichts, nichts als armseliges, lastendes Sein im Wachen.

Traum! du liches schönes Leben!

Oh, wer doch immer, immer träumen könnte! In Schönheit und Reinheit träumen! . . .



Deutsch-böhmisches Liederbuch. *)

Lieder von Anton August Raaff.

Wandersehnsucht.

Es blühen die Auen, es grünet das feld,
Der frühling beglückt auf's neue die Welt.
Es wandern die Wolken, die Vöglein durch's Land,
Es eilen die Wellen von Strande zu Strand,
Es wandern die Fischlein, so fröhlich, so schnell,
Es wandert, hell singend, des Weg's manch' Gesell!

Es zieht mit den Lüften aus Blüten der Duft,
Es zittert ein Sehnen durch Wasser und Luft.
Vom Hügel ertönt es wie Glockengekling,
O Sehnen, o Bangen, o Herze, nicht spring!
Ihr lockenden Auen, du blühendes feld,
O könnt' ich in's Weite, hinaus in die Welt!

Zwei Herzen voll Treue.

Zwei Disteln, die stechen
Und wollen steh'n allein,
Die sollst du nicht brechen
Nicht winden,
Nicht binden,
In einen Strauß hinein.

Zwei Nesseln, die brennen
Und woll'n nicht lieblich sein.
Die mußt du trennen
Bei Zeiten
Und scheiden,
Sonst gibt es Not und Pein.

Zwei Herzen voll Treue,
Die wollen ein's nur sein,
Die soll ohne Reue
Und Leiden
Nichts scheiden,
Sie müssen eins ja sein.

*) Fortsetzung des Abdruckes von Liedern deutsch-böhmischer Dichter, die jüngst in Musik gesetzt worden sind. Die Gedichte Raaffs sind der Reihe nach komponiert von Andreas Stopfer, Paul Wittmann und Johannes Feghl für Männerchor. Verlag Lyra, Wien.

Wie Liebe grüßt.

Ich stand auf freier Berges Höh	Ich schaute sinnend weit in's Land,
Im Abenddämmerchein,	Wußt's nicht zu deuten gleich
Rings war's so still, im Busch nur sang	Woher dies' Schmeicheln mild und weich,
Ein einsam Vögelein;	So süß und blütenreich?
Da kam vom fernen Süden her	Da fühlt ich auf der Lippen Rand
Ein Lusthauch süß und weich	Den leisen, leisen Kuß
Und wehte mir um's Angesicht	Und sah das Meer, das Palmenland
So süß und blütenreich.	Holdlieb, das war dein Gruß.



Königsworte.

Jaunkönigin klagt dem Gemahl:	Bei denen Sucht und Ehrbarkeit
„Nun sit' ich Stunden sonder Zahl.	Su finden waren allezeit.
Ich habe jezt das Brüten satt,	Frau Königin, ich muß euch mahnen
Bin schon vom Sitzen müd' und matt.	An alle eu're Unterthanen,
Fürwahr, die Eier laß' ich liegen,	Denn nach dem Königsneste schauen
Denn fliegen will ich wieder, fliegen!“	Jetzt hunderte von Vogelfrauen! —
Jaunkönig spricht mit ernstem Ton:	Frau Gemahlin, tragt die Bürde
„Frau Königin, ich seh' es schon,	Eu'rer Pflicht mit Königswürde!“
Ich muß euch gar im Ernste mahnen	
An lange Reihen unsrer Ahnen,	franz floth.



Goldene Hochzeit.

„Großmutter, du gehst heut' im Seidentleid,
 Und so feierlich ernst ist dein Wesen.
 Was feuchtet dein Auge? Ist's Freud oder Leid?
 Großmutter, ich kann es nicht lesen!“

„Mein Kind, es sind heute fünfzig Jahr',
 Da stand ich als Braut beim Altare.
 Du weißt nicht, wie selig ich damals war,
 Die bräutliche Myrte im Haare!“

Halb Freud' ist's halb Leid, das die Augen mir näßt.
 Er, dem ich mich damals verbunden,
 Großvater mein Bräutigam, fehlt' heut zum Fest.
 Er hat schon — die Heimat gefunden.

Bald aber, bald bin ich ihm wieder vereint,
 Ich zähle bald achtzig Jahre.“
 Leis' lächelt Großmutter. — Die Entelin weint
 Und liebkost die silbernen Haare.

franz floth.



Die Lotterie.

Eine Erzählung in Briefen von **Christiane Gräfin Chun-Salm.**

Wien, 10. Jänner 1900.

Liebe Sory!

Ich bitte Dich sehr um Verzeihung, wenn ich heute mit einer sehr unbescheidenen Bitte komme, die ich Dir gleich erklären werde.

Wie Du weißt, hat mein Bub lang herumgezipst*); wahrscheinlich wars eine Influenza oder so was dergleichen; bei der ewigen Lernerei am Gymnasium weiß man nie, wie sich ein Bub verfühlt, und schonen kann er sich auch nicht, wenn man noch so acht gibt, weil er nicht alles zu Haus lernen kann, sondern wegen der Physik und allen den Präparaten oder Experimenten behauptet der Hofmeister, daß ers nur in der Schul ordentlich lernen kann, wo die Schulzimmer überheizt sind, und auf den Gängen ist es noch kälter als draußen. Natürlich verfühlt er sich da. Jetzt war er drei Wochen eingesperrt, und weil das Fieber endlich aufgehört hat, soll er Hals über Kopf nach Abbazia fahren. Der Doktor sagt, nicht so sehr wegen der Wärme, als wegen der Seeluft, und in diesem Alter bei einem langen Husten schon gar. Wir haben gleich um sonnige Zimmer telegraphiert und fahren morgen früh. Ich wäre noch heute zu Dir gekommen, aber ich war zu gehegt.

Aber jetzt die Bitte! Eine entfernte Verwandte von einem Beamten von uns ist schon ziemlich alt, und eine sehr anständige, gebildete Person. Sie ist die Witwe von irgend jemandem, ich weiß nicht mehr von wem. Kinder hat sie keine, oder sind sie gestorben, jedenfalls lebt sie allein. Sie waren einmal in besseren Verhältnissen, und haben dann gekracht; kurz, es geht ihr sehr schlecht, und sie hat schon eine Menge Sachen verkauft, die ihr von früher her geblieben sind. Jetzt hat sie nur mehr ein altes Bild, und war deswegen bei mir. Es ist von irgend einem alten, Niederländer Meister, aber ich habe vergessen von wem. Wenn es kein Original ist, so ist es jedenfalls eine Kopie. Es stellt zwei wilde Viecher vor, die kämpfen, Löwen oder so was, und dahinter ist eine sehr hübsche Landschaft. Wenn man sichs auch nicht obern Schreibtisch hängen möchte, denn kämpfende wilde Viecher sagen einem wenig, so wars doch sehr hübsch in ein Gastzimmer oder am Gang. Es hängt daweil bei unserm Sekretär, wo Du's anschauen kannst. Ich hätte es sehr gern gekauft, aber jetzt zu Weihnachten und zu Neujahr, wo man ohnehin so viele Rechnungen zu zahlen hat und von allen Seiten angebettelt wird, wars wirklich unmöglich. Aber ich habe ihr versprochen, für das Bild eine Lotterie zu arrangieren und sie zu verbreiten.

Das war vor vierzehn Tagen. Aber ich habe erst drei Lose angebracht, weil ich wegen meinem Buben fast nicht ausgegangen bin, und wegen der Influenza niemand zu mir gekommen ist. Jetzt muß ich abreisen, also bitte, übernimm Du die Lotterie: Es sind drei Bögen, das

*) Zipfen, tränkeln, ein Wienerischer Ausdruck, wie später Pazer ungeschickter, unfähiger Mensch, Tazen, Tasse (ital. la tazza), Pantisch, Gemengsel, Verwirrung; ähnliche Bedeutung hat Panadel (franz. la panade, Weißbrotsuppe). Der Leser wird leicht merken, daß ein typischer Briefstil ironisiert werden soll. A. S.

Los kostet eine Krone, und wenn alles voll wird, kommt doch etwas zusammen. Morgen oder übermorgen habe ich herumfahren wollen, um unterschiedliche Leute anzugehen, und habe mir sie schon nummeriert und topographisch aufgeschrieben, damits schneller geht. Da hast Du den Zettel mit allen Adressen und auch die Bögen. Bitt Dich, sang bald an! Den Namen von der Frau habe ich lieber nicht auf die Bögen geschrieben, weil sie eine verschämte Arme ist. Verzeih, daß ich Dich damit plage, aber von Abbazzia geht es nicht gut, und wenn man so was nicht mündlich macht, so bekommt man immer viel weniger. Schriftlich sagen die Leute „Nein“, aber mündlich genießen sie sich und geben auch viel mehr. Schau, daß Dein Mann auch was gibt. Er hat neulich so viel für den archäologischen Verein gegeben, also muß er sehr viel Geld haben. Und ein lebendiger Armer hat mehr davon als ein toter ausgegrabener Römer, von dem man doch nicht weiß, ob es wahr ist. Nochmals adieu. Sei so gut, und viele, viele Grüße. Von Herzen Deine

Lilly.

P. S. Der Doktor sagt, wir hätten keinen Grund, ernstlich besorgt zu sein, aber er wacht sehr. Übermorgen um die Zeit gehen wir schon in Abbazzia spazieren. Wenn nur das Meer allein dort wär und keine langweiligen Bekannten, denen man nicht aus dem Weg gehen kann, denn es ist nur eine einzige Straße dort, wo man sich den ganzen Tag begegnet! Aber wenns nur ruht, so ist das die Hauptsache. Wenns zu kalt wird, gehen wir nach Ragusa. Aber ich weiß nicht, wie man hinkommt. Per Schiff will ich nicht fahren, weils für den Buben zu windig ist oder speibt er zu viel, und per terra geht kein Weg. Oder vielleicht ist die Eisenbahn schon fertig, aber ein Stück muß man reiten.

Schreib mir dann, wie es ausgefallen ist. Die Adressen sind ganz genau notiert. Die Ziehung denke ich mir im Februar. Das kann dann alles unser Sekretär machen. Du brauchst nur um ihn zu schicken, er weiß schon davon. Jetzt ist er in Karlsbad, weil er etwas an der Leber hatte, aber es geht ihm schon gut, er bleibt nur über die Nachtur dort, damit er Ruh hat. Adieu!

Wien, 1. Februar 1900.

Liebe Lilly!

Danke für Deine Briefe! Ich bin froh, daß Dein Bub in Abbazia zunimmt. Verzeih, daß ich noch immer nicht wegen Deiner langweiligen Lotterie geantwortet habe. Also ja! Ich werde sie machen, und werde selber Lose nehmen. Aber, wenn ich das Bild gewinne, so will ichs nicht haben. Anschauen werde ichs gewiß nicht, weil ich mirs ganz gut denken kann. Wenns vor dreihundert Jahren vielleicht einmal hübsch war, so hats seitdem gewiß irgend ein Paker übermalt, und ich kenne diese übermalten Löwen mit vier Hinterfüße, oben unmögliche Bäume und drüber Wolken aus Watta. Danke! Da ist mir eine leere Wand lieber. Eine leere Wand ist nur eine leere Wand, aber ein garstiges Bild bleibt immer ein garstiges Bild.

Mein Mann wird schon mit der Zeit Lose nehmen. Aber zuerst hat er drüber raisonniert, daß die Frauen immer Lotterien und Samm-

lungen machen, und daß alle diese Bazare und Ausstellungen und Vorstellungen mit einem Defizit enden. Ich habe ihm bewiesen, daß alles mit einem Defizit anfangt, und wenn man nie ein Defizit riskieren wollte, so würde überhaupt nichts auf der Welt geschehen; zuletzt wird das Defizit doch irgendwie gedeckt, und wers dann schließlich zahlt, ist alleseins. Sie bauen ihr Museum auch von einem Defizit, und er hat selber gesagt, daß das Nebensache ist.

Darauf hat er nichts sagen können, denn es ist wirklich so. —

Gestern habe ich endlich angefangen mit Deinen langweiligen Bögen nach Deinem Adresszettel herumzufahren. Wenn Du glaubst, daß das unterhaltend ist, so irrst Du dich.

Deine Schwägerinnen waren sehr aimable. Da sie mich für ihren Bazar brauchen, waren sie zuckerfüß und haben zwanzig Bise genommen.

Die alten Schimmeln waren nicht zu Haus, da sie zu einer Laufe eingeladen waren.

Dein vis-à-vis war zu Haus, d. h. nur er. Er ist odios. Wir saßen in einem scheußlichen Zimmer mit chinesischen spanischen Wänden. Auf einer Staffelei steht ein Bild, auf das er sehr stolz ist. Es ist eine giftgrüne Wiese, auf der sitzt ein ausgehungertes Bub, dem die Füße aus den Schultern herauswachsen. Es heißt „Frühling“.

Er war sehr steif und feierlich, als ich ihm die Sache vortrug. Ich wartete eine Weile und fragte endlich mit meinem gewinnendsten Lächeln:

„Nicht wahr, Sie werden so freundlich sein, mir etwas zu geben?“

Er spielte langsam mit seinem Zwißer, und fragte dann:

„Darf ich fragen, wie die Frau heißt, welcher das Bild gehört?“

Das wußte ich nicht, denn Du hast mir nie geschrieben, wie sie heißt, und wo sie wohnt. Du hast mir nur die Leute aufgeschrieben, die ich anbetteln soll.

Ich reichte ihm den Bogen hin, in der Idee, daß er unterschreiben würde. Er unterschrieb aber nicht, sondern er sagte:

„Ich gehe von dem Grundsatz aus, daß man niemanden unterstützen soll, wenn man von seiner Bedürftigkeit keine genauen Beweise hat.“

Wenn ich etwas auf der Welt nicht leiden kann, so sind es Grundbirnen, die immer alles schwarz auf weiß haben müssen. Die Männer glauben nie, was die Frauen sagen, aber sie glauben alles, was in der Zeitung steht.

Er schaute den Bogen von allen Seiten an, und fragte wieder:

„Um die Bewilligung, diese Lotterie zu veranstalten, ist man wohl eingekommen?“

„Eingekommen? Wo? Bei wem?“ sagte ich.

„Bei der Behörde“, sagte er.

Ich fing schon an, mich zu ärgern, und sagte:

„Für so eine kleine Lotterie braucht man weder eine Behörde, noch eine Bewilligung.“

„Sie werden entschuldigen, wenn ich anderer Ansicht bin“, sagte er spitzig.

Da riß mir die Geduld. Ich schaute auf die Uhr, stand auf und

sagte adieu. Er machte ein tiefes Kompliment, und ich ging fort, so schnell ich konnte.

So etwas! So ein reicher Mensch, und so geizig! Wenn er schon nichts geben will, so soll er einfach sagen: „Ich bin geizig, und ich gebe nichts“, aber er soll nicht so einen Pflanz machen, soll sich nicht auf Beweise ausreden, die er nicht hat, und auf alle möglichen unnützen Bewilligungen von Behörden, die ohnehin nur dazu da sind, um allen Leuten das Leben zu erschweren. Heutzutage kann niemand „Nass“ sagen, ohne daß sich die Behörden hineinmischen. Wenn ich heute in meinem Garten eine Gartenbank aufstellen will, so kommt eine Sanitätskommission, um zu entscheiden, ob ich drauf sitzen darf. Dann kommt eine Feuerkommission, um zu schauen, ob die Bank nicht abbrennen kann. Und dann kommt noch eine dritte Kommission, die nimmt die Bank auf, notiert sie überall, und endlich muß ich noch eine Steuer zahlen, damit ich auf meiner eigenen Bank sitzen kann, und zuletzt kommts heraus, daß die Bank gar nicht mir gehört, sondern dem Staat. Wenn man nicht einmal mehr eine Lotterie für einen Armen machen kann, ohne den Staat um Erlaubnis zu fragen, so hört schon alles auf. Im Altertum hats Tyrannen gegeben, heutzutage ist der Staat da. Ich möchte wissen, wer von beiden unausstehlicher ist. Die Tyrannen kaum. Aber das ist die Freiheit, an die die Männer immer glauben, weils fies in der Zeitung lesen.

Am 12. Februar.

Ich konnte neulich nicht schließen, weil ich mich anziehen mußte. Dazwischen habe ich Deinen Brief bekommen. Du bist ein gutes Ding, und Deine Idee von der Lotterie war sehr gut.

Denke Dir, ich habe eine Menge Geld, und das habe ich auf eine so spaßige Art gesammelt, daß mans gar nicht denken kann.

Einiges bekam ich schriftlich, und mein Mann hat hundert Gulden geben müssen.

Du hast auf Deiner Liste eine Frau Reipert notiert, warum, das weiß ich nicht, denn sehr reich schaut sie nicht aus, aber vielleicht ist sie geizig, und stellt sich nur so. Sie wohnt irgendwo in einem dritten Stock in Mariahilf, am End der Welt. Da ich ohnehin in Penzing Karten abgeben mußte, lag es mir am Weg. Ich habe sie gebeten, mir etwas für eine Arme zu geben, und da ist sie endlich aufgestanden, hat in einem Kasten herumgekramt, hat sich am Bogen aufgeschrieben, hat ein Los genommen, und hat mir eine Krone gegeben!!! Es ist wirklich nicht dafür gestanden! Von da bin ich auf die Ringstraße, zu Guarem ehemaligen Hausherrn gefahren. Es ist sehr gut, daß er nicht verheiratet ist, denn einzelne Herren geben immer mehr. Er empfing mich in einer charmanten Bibliothek, und hörte mich sehr freundlich an. Aber eh ich noch ausgesprochen hatte, hörte man Musik im Nebenzimmer, und er sagte, daß er ein paar Leute zum afternoon tea da hätte, daß musiziert würde, und ob ich nicht auch hineinkommen möchte? Ich sagte ja, und als wir hineingingen, sah ich nichts als fremde Gesichter drinnen, aber dann entdeckte ich, daß eine Menge Bekannte da waren. Ich ließ mich einer alten Schachtel vorstellen, die am Kanapee saß, neben der ich Thee

trank, und von der ich noch immer nicht weiß, wer sie ist. Die andern wurden mir vorgestellt. Euer alter Hausherr ist wirklich ein sehr angenehmer Mensch. Ich weiß nicht, wie er erfahren hat, daß ich Klavier spiele, aber kurz, er bat mich, zu spielen, und sagte darauf den andern, daß ich versprochen hätte, für einen wohlthätigen Zweck zu spielen, und daß dann dafür gesammelt würde. Ich bin etwas erschrocken, aber dann dachte ich mir: „Dem Recken gehört die Welt,“ und setzte mich zum Klavier. Ich erklärte, daß es noch Fasching wäre, und daß ich unter allen Umständen nur Tanzmusik spielen würde. Ich spielte einen Walzer. Noch eh ich in der Hälfte war, fingen zwei oder drei Paare an zu tanzen, und auf einmal, eins, zwei, drei, hat die ganze Gesellschaft getanzt, daß es nur gestaubt hat. So oft ich aufhören wollte, rief man: „Weiter! Weiter!“ Und ich spielte weiter, einen Walzer nach dem andern. Der Theetisch wurde weggeräumt, die Tische fortgetragen, die Sessel an die Wand geschoben, alles tanzte wie besessen, sogar die dicke, alte Schachtel tanzte eine Tour, es war ein ganzer Ball, und der animierteste Ball, den je ich mitgemacht habe. Zuletzt ging es mir selber so in die Füße, daß ich Cari, der auch da war, mitten im Walzer rief, er spielte weiter, und ich tanzte mit. Es war köstlich, und ich habe mich königlich unterhalten, bis es sehr spät, und ich halbtodt war. Da kam der Hausherr und reichte mir eine silberne Tazn zum Sammeln. Aber eh ich noch anfing, kamen alle auf mich zu, und im Nu war die Tazn voller Geld. Es war wirklich sehr hübsch, und als ich an Deine Witwe dachte, wären mir ums Haar die Thränen in die Augen gekommen.

Als ich nach Haus kam, fand ich einen Brief da liegen. Er war von dem guten Hausherrn. Er sagte mir darin eine Menge hübsche Sachen über mein Klavierspielen, dankte mir für den Ball, und bat mich, die inliegende Summe meiner Armen zu geben. Es waren zweitausend Gulden!!! So viel hätte ich mir nie geträumt zu sammeln! Heute ist er bei uns, und dann soll ich wieder Klavier spielen. Heute wird aber klassische Musik gespielt.

25. Februar.

Ich konnte den Brief noch immer nicht schließen, er ist schon ganz altbacken und zieht sich fort wie eine Nudel.

Du hast einen furchtbaren Pantsch gemacht! Die Lose habe ich alle angebracht und im ganzen 2500 fl. beisammen. Als die Listen voll waren, habe ich um Deinen Sekretär geschickt, habe ihm alles übergeben, und er hat die Lotterie gemacht. Ob er eine Bewilligung bekommen, oder keine gebraucht hat, weiß ich nicht, aber es ist eine schreckliche Konfusion geschehen. Du hast mir diese Frau Reipert, der das Bild gehört, auf die Liste von den Anzubettelnden geschrieben, und ich war ahnungslos bei ihr. Sie hat nicht gewußt, daß das ihre eigene Lotterie ist, und ich auch nicht. Sie hat aus verschämter Armut ein Los genommen, und hat mit dem einen Los richtig ihr eigenes Bild gewonnen, das ihr ohnehin gehört hat. Der Sekretär war in einer gräßlichen Aufregung, weil das eigentlich nicht ganz korrekt ist, aber ich kann wirklich nichts dafür, und die Frau kann auch nichts dafür, und der Sekretär kann auch nichts dafür, und es ist noch das einzige Glück, daß der Name von

der Frau nicht oben am Bogen gestanden ist, sonst hätten wirklich alle die unausstehlichen Behörden noch irgend was dran finden können. Mein Mann hat wieder gesagt, daß die Frauen immer lauter unmögliche Unternehmungen anfangen, aber endlich hat er so drüber gelacht, daß ich auch gelacht habe. Wie der Sekretär sich da herausgesetzt hat, weiß ich nicht, aber es ist alles in Ordnung. Die Frau hat das Bild, das Geld, und ist ganz glücklich.

Aber das weiß ich, daß ich sobald keine Lotterie übernehme, und schon gar nicht, wenn Du sie ins Blaue hineinarrangierst ohne Kopf und Fuß zu haben, und wenn Du alle Leute in Panadln hineinbringst, ohne daß sie selber wissen, wie sie dazukommen, und es ist dann wirklich kein Wunder, wenn die Männer sagen, daß wir Konfusionen machen, obwohl sie selber auch Konfusionen machen, und ein Museum auf ein Defizit hinaufbauen, ohne zu wissen, wie es aufhören wird, und wo es hinausführt!

Merk Dir das!

Deine

Lortj.

Ich bin froh, daß es Deinem Buben gut geht.



Ich bin.

Sollst stauben und plätschern Element
Heute noch! —
Sollst drohen und drängen
In fahl oder dunkelgrün, blaß und grau
Heute noch! —
Aber morgen ist Frühling
Und mein Herz bebt
Vom Schwall der Arterie,
Aderauf — aderab
In Hirn und Hand
Rieselt und rinnt, stürzt sich und stürmt
Der Saft des Gedeihens;
Da kreisen und wirbeln
Zwei neue Gedanken,
Wie zwei große Sonnen
In endlich — unendlichen, stolzen Systemen. Ich bin! —

Berg hinan treibt der Wille
Ueber kreisende, atmende Erde,
Und wilde Lust klammert meine Fersen. —
Dort Blau und Gold in den Morgen hinaus
Reiten Uhlanten
Drei oder vier Fähnlein;
Und es hallt und schallt
Ihr Uhlantenlied.
Der Wald singt eiserne Sonette,
Und in meinem Herzen steigt
Eine jubelnde Lerche. —
Hustet und philosophiert der Tod,
So lach' ich und lebe,
Himmelan
Wirft mich die ewige Woge. —

Viktor Hadviger.



Blumenkönigin.

Die Füßchen gehoben, die Beinchen geschneelt,
Im Seidenstrümpfchen durch die Welt.
Es ist nicht das Wort und es ist nicht der Sinn,
Es ist aber doch so ein Etwas, ein Böses,
So ein bleiches Zucken, so ein nervöses,
Krankes, bittres Etwas darin —
Blumenkönigin.

Das Köpfchen geschüttelt, die Röslein zerwirrt;
Von Zukunft spricht kein kluger Wirt,
Wir sind nicht für Zukunft, vorzeit wir verblühen! —
Man spricht schon so manchmal von welkenden Blättern,
Murmelt Märchen von sterbenden Blumengöttern.
Werd' ich sein? — ich war und ich bin
Blumenkönigin.

Das Leben vertanzt, wer das Leben versteht,
Und wer philistert, der vergeht;
Es hassen die Elfen und Grazien ihn.
Man grübelt zwar manchmal so über die Küsse,
Ja man macht sich gar noch Gewissensbisse.
Rosen, Küsse, — Glück und Gewinn.
Blumenkönigin.

Schneeglumen im Haar und das Köpfchen bereift,
Es stirbt mit mir, wer mich begreift.
Wir lachten und tanzten, nun geh'n wir dahin.
Es hängt an der Wand ein zerrissenes Strümpfchen.
Und im Kühlen liegt mein verirrtes Nymphen.
Rosen, Nelken und auch Jasmin —
Blumenkönigin.

Sie haben genörgelt, geheßt und geeifert,
Mit ihrem Gifte dich begeistert.
Es war nicht das Wort und es war nicht der Sinn,
Es war aber doch so ein Etwas, ein böses,
So ein bleiches Zucken, so ein nervöses,
Krankes, bitt'res Etwas darin,
Blumenkönigin.

Ein Schuldiger geht — die unschuldigen Andern
Bewogen ihn gewiß zum Wandern.
Sie traten mit Füßen, indem sie verzieh'n.
Sie haben getötet und Tote geschändet,
Doch sie haben ja auch an dir verschwendet
Sorgen, Mitleid und Bürgerfinn,
Blumenkönigin.

Dittor Hadwiger.





Mittelalterliche Historiker Böhmens in neuer Beleuchtung.

Von Dr. Oskar Wanka Edlen von Rodlow.

Eine der Hauptaufgaben eines jeden Geschichtsforschers ist es, sich über den Wert und das Wesen der Geschichtsquellen, die er seinen Forschungen zugrundelegt, Klarheit zu verschaffen; von der Bewertung der Quellen, von der Beurteilung der Glaubwürdigkeit der Autoren hängt das Geschichtsbild ab, das er aus ihnen gewinnt, und wenn das Charakterbild so mancher Gestalt in der Geschichte noch schwankt, wenn über manche wichtige Fragen völlig verschiedene Meinungen herrschen, so liegt der Grund meist darin, daß man in der Beurteilung der herangezogenen Quellen noch zu keinem allgemein anerkannten Ergebnisse gelangt ist.

Die Quellenkritik ist aber nicht nur eine wichtige, ja unerläßliche Vorarbeit für jedes historische Forschen, sie ist auch gleichzeitig ein abgeschlossenes Gebiet für sich. So ist der Quellenkritiker, der sich der historischen Literatur eines Volkes oder eines Landes zuwendet, Literaturhistoriker ebensowohl wie Kulturhistoriker, denn stets und überall war die Entwicklung der Geschichtsschreibung ein Abglanz des kulturellen Verdeganges eines Volkes. Darum haben quellenkritische Forschungen nach den verschiedensten Richtungen hin große Bedeutung.

Ein reiches, dankbares Feld für kritische Forschungen dieser Art bieten die geschichtlichen Quellen Böhmens. Kaum ein anderes Territorium des alten römisch-deutschen Reiches kann so zahlreiche und eigenartige historische Literaturprodukte aufweisen wie dieses Land. Bei der Stellung, die Böhmen im römisch-deutschen Reiche einnahm und den engen Beziehungen, die es mit den übrigen Teilen des Reiches verknüpfte, hat diese Literatur auch ein allgemein historisches Interesse.

So hat sich denn auch frühzeitig die Aufmerksamkeit der Geschichtsforscher diesem Gebiete zugewandt. Namentlich seitdem Palacky seine eingehende Würdigung dieser Geschichtsquellen gegeben hat, sind zahlreiche Einzeluntersuchungen über die mittelalterlichen Historiker Böhmens erfolgt, welche seine Ausführungen berichtigten oder ergänzten. In jüngster Zeit hat Universitätsprofessor Dr. Adolf Bachmann einen großen Teil der mittelalterlichen Geschichtsquellen Böhmens einer neuerlichen Untersuchung unterzogen, wobei er zu vielfach ganz neuen Ergebnissen gelangte. Was dieser emsige und unermüdlche Forscher auf diesem Gebiete geschaffen, befindet sich heute zum größten Teil in mehreren historischen Zeitschriften zerstreut¹⁾, die meist

¹⁾ Beiträge zur Kunde böhmischer Geschichtsquellen des XIV. und XV. Jahrhunderts. Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXV. und XXXVI. Jahrgang, Prag 1897, 1898 (beh. die *Compilatio chronologica* 1310–1432, das *chronicon* Procopii notarii Pragensis, die *König-*

nur vom Fachmanne in die Hand genommen werden. Und doch beanspruchen diese Forschungen die Aufmerksamkeit und die Teilnahme aller Gebildeten, die sich um die Geschichte Böhmens oder um quellenkritische Geschichtsforschung überhaupt interessieren. Bachmann entwirft uns auf Grund seiner Untersuchungen oft ganz neue Bilder von verschiedenen Historikern. Er sucht jedem gerecht zu werden und in das Wesen und die Arbeitsweise eines jeden einzudringen. Er hütet sich, vorschnell verwerfende oder lobende Urteile abzugeben, sondern erwägt wohl jedes Wort und bringt für jede seiner Behauptungen klare Belege. So schreitet er auf einer festen Basis. Lebendig und sicher greifbar erscheinen die alten Historiker vor unsern Augen, jeder mit seinen charakteristischen individuellen Zügen, aus denen uns die Eigenart seiner Geschichtsschreibung verständlich gemacht wird. Wie Bachmann das durchführt, will ich im folgenden zeigen, indem ich aus der Fülle des Gebotenen einiges herausgreife.

Die Reihe der großen Historiker Böhmens eröffnet Cosmas († 1125), ein Priester von vermutlich polnischer Abstammung. Sein Geschichtswerk, eine in drei Bücher eingeteilte Chronik, ist die wichtigste Geschichtsquelle für die älteste Geschichte Böhmens. Erst als alter Mann wandte er sich der Geschichtsschreibung zu. Sein Werk zeigt reiche praktische Lebenserfahrung, eine natürliche Erzählergabe und lebendige, klare Gestaltungskraft. Doch zur Erfassung der großen politischen Zeitfragen fehlte ihm die Weite des Blickes. Den Glauben Paladys an die völlige subjektive Zuverlässigkeit und Offenheit des Cosmas können wir heute nicht mehr teilen. Wir wissen, daß politische Rücksichten aller Art, vor allem Furcht vor den Fürsten und Großen und eine entschiedene Voreingenommenheit gegen die Deutschen die Darstellung dieses Historikers oft beeinflussten. Doch ging Loserth²⁾ entschieden zu weit, wenn er Cosmas für einen absichtlichen Geschichtsverfälscher hielt. Bachmann urteilt über Cosmas viel milder.³⁾ Die offenbaren Unrichtigkeiten, die Loserth auf unreines Wollen zurückführte, glaubt Bachmann aus dem Mangel politischer Einsicht erklären zu können. Er betont, daß Cosmas kein politischer Kopf war und daß alles, was über seinen Gesichtskreis hinausging, seinem hausbackenen Verstande leicht anders erscheinen konnte, als es wirklich war. Dinge, die ihm nicht paßten, verschwieg er, aber absichtliche Entstellung der Thatfachen läßt sich bei ihm nirgends nachweisen.

saaler Chronik, die Series rerum gestarum et processus habiti contra Georgium de P. regni Bohemae occupatorem enarrati. — Beiträge zu Böhmens Geschichte und Geschichtsquellen. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XX und XXI, Innsbruck 1899, 1900 (enth. Studien zu Cosmas, die ersten Fortsetzer des Cosmas, die Chronik von Sagawa). — Ueber ältere böhmische Geschichtsquellen. Zeitschrift des deutschen Vereines für Geschichte Mährens und Schlesiens. IV. und V. Jahrgang. Brünn 1900, 1901 (beh. den Abt Gerlach von Mühlfhausen und sein Werk, die II. (Strahower) Fortsetzung des Cosmas von 1140—1196, die Grabisch-Opatorwitzer Annalen, Vincenz von Prag.) — Die Reimchronik des sogenannten Dalimil. Archiv für österreichische Geschichte. Bd. XCI. Wien 1902. (Separatabdruck.)

²⁾ Archiv für österr. Gesch. LXI, LXIV, LXV. Mitteilungen des Instituts f. österr. Geschichtsforschung II, IV, V.

³⁾ Mitteilungen d. Inst. f. österr. Geschichtsf. XX.

Mit Schlaueit, ja mit einer eigenartigen Pfißigkeit wußte der Alte auf diese Weise um so manche böse Klippe herumzukommen. So bringt er es zustande, von dem Zeitalter der beiden letzten Salier zu sprechen, ohne auch nur mit einem Worte den Investiturstreit zu erwähnen, der das Reich durchtobte und an dem auch Böhmen in hervorragender Weise beteiligt war. Von Gregor VII. und seinen Reformen zu sprechen war aber für einen Geistlichen schwer, welcher, wie immer er sich innerlich zu den siegreichen cluniacensischen Reformideen stellen mochte, als verheirateter Mann und Vater eines hoffnungsvollen Sohnes, Heinrichs, des nachmaligen Bischofs von Olmütz, die Dekrete Gregors bitter empfinden mußte. Sein Widerwille gegen die Deutschen veranlaßt ihn, die zahlreichen Beziehungen zu verschweigen, die Böhmen und sein Fürstenhaus seit alter Zeit in politischer und kirchlicher Hinsicht an Deutschland banden. Schon darum kann man Cosmas nicht als eine unbedingt verlässliche Quelle für staatsrechtliche Fragen betrachten, denn er wandelt hier auf dem Wege aller jener, die aus nationaler Voreingenommenheit und eigenartigen Vorstellungen von Patriotismus Offenkundiges nicht zugeben zu dürfen glauben.

Trotz alledem schätzt Bachmann Cosmas als wertvolle Geschichtsquelle und findet selbst in der Sagenwelt, die uns der Geschichtsschreiber vorführt, manchen historischen Kern und manchen neuen Fingerzeig für die Beurteilung des staatlichen Werdens Böhmens. Die oft diskutierte Frage nach der Quelle, der der Historiker die Meldung über die Taufe Borivojs durch den hl. Methodius entnahm, hat Bachmann neu aufgegriffen und spricht als solche den Epilogus Moraviae et Bohemiae an, woraus der geringe Wert, der jener Meldung beizulegen ist, ersichtlich gemacht wird.

Die wichtigsten Historiker in der Zeit nach Cosmas sind der Domherr Vincenz von Prag und der Abt Gerlach von Mühlhausen. Mit diesen beiden Historikern beschäftigen sich die Abhandlungen, die Bachmann im 4. Jahrgang der Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und Schlesiens (Brünn 1900 S. 106 ff. und 207 ff.) erscheinen ließ. Hier weicht der Verfasser insofern von der bisher herrschenden Meinung ab, als er das Werk Gerlachs, dessen Objektivität, historischen Sinn und hohe Bildung er besonders hervorhebt, höher stellt als das des Prager Domherrn, welchem er als Hofhistoriker König Wladislaws nicht die gleiche Unbefangenheit zuzuerkennen vermag.

Die hohe Wertschätzung Gerlachs gewann Bachmann durch eingehende Untersuchungen an der Originalhandschrift; hier eröffnete sich ihm ein Einblick in die bedachtsame Arbeitsweise des Autors, der stets verbesserte und hinzufügte, dem es aber nicht vergönnt war, sein Werk in vollendeter Form der Nachwelt zu hinterlassen. Bachmann zergliederte das Werk in seine Bestandteile und gewann dabei neue Gesichtspunkte für dessen Beurteilung, so daß er in dankenswerter Weise die Untersuchungen Palachys, Emlers und Wattenbachs ergänzen und berichtigen konnte; die Vermutung des letzteren, Gerlach habe die Papiere des Prager Domherrn benützt, hat der Ver-

fasser als irrig erwiesen. Die Möglichkeit der Entscheidung, welcher Nationalität Vincenz angehörte, verneint Bachmann mit guten Gründen, und ich glaube, daß man auch bei Gerlach, bei dem Bachmann eine tschechische Abkunft anzunehmen geneigt ist, infolge der Schwierigkeit der Unterscheidung nationaler Eigenart von nationaler Assimilation kaum je zu einer sicheren Entscheidung gelangen wird.

Das meiste Interesse dürfte entschieden Bachmanns jüngste Publikation⁴⁾ beanspruchen. Sie behandelt die vielumstrittene Reimchronik des sogenannten Dalimil, das bedeutendste Erzeugnis altslavischer Literatur in Böhmen bis zum Beginn des 14. Jahrhunderts. Schon seit dem 18. Jahrhundert beschäftigen sich die Geschichtsforscher eifrigst mit der Frage nach dem Werte jenes Reimwerkes. Nachdem Dobner, Dobrowský und Meinert⁵⁾ mit aller Entschiedenheit die von glühendstem Deutschenhaß erfüllte Reimchronik als Lügengewebe abgelehnt, trat Palach⁶⁾ für diese in die Schranken, indem er Dalimil zu entschuldigen und zu rechtfertigen suchte und seine Vorzüge in so kräftiger Weise hervorzuheben mußte, daß selbst deutsche Forscher sich von ihm beeinflussen ließen. Ja in neuerer Zeit ist Jireček⁷⁾ noch weiter gegangen und hat neue Momente zur Verteidigung Dalimils vorzubringen versucht und den Reimchronikisten sogar als eifrigen Erforscher der vaterländischen Geschichte gepriesen.

Sachlich und leidenschaftlos tritt Bachmann den beiden letzten Forschern entgegen. Er weist Palachs Ausführungen, soweit sie den Charakter des Reimchronikisten betreffen, nicht völlig ab. Um so energischer tritt er allen Versuchen entgegen, Dalimil zu einem wirklichen Historiker zu machen. In feinsinniger Weise hat er das ganze Werk einer Analyse unterzogen und fand in allen Teilen des Werkes, daß Dalimil jede Fähigkeit zu einer historischen Auffassung fehlte, daß ihm überhaupt die Gabe abging, zwischen Dichtung und Wahrheit zu unterscheiden, „daß er blindlings als geschichtliches Geschehnis annimmt und ausführte, was sich leicht als Produkt müßiger Phantasie erweist, daß er es weder verstanden hat, für die ältere Zeit nach den doch sicher auch ihm erreichbaren wirklichen historischen Quellen sich einen Einblick in den Gang der Geschichte Böhmens und das Streben und Thun der führenden Persönlichkeiten zu verschaffen, noch auch nur im bescheidensten Maße das Geschick zeigt, uns bei der Geschichte seiner Zeit der so sehr entbehrt Führer zu sein.“

Mag daher immerhin das Werk, das uns auch in einer etwas umgearbeiteten deutschen Uebersetzung vorliegt, mit seinen Traditionen, Namen- und Wappensagen nach mancher Richtung hin Wert behalten, dem Geschichtsforscher kann und darf es niemals eine wirkliche Geschichtschronik sein, denn Dalimil arbeitete nicht nach den Grundsätzen eines Historikers. Es kam ihm mehr auf Samm-

⁴⁾ A. Bachmann. Die Reimchronik des sogenannten Dalimil. Wien 1902.

⁵⁾ Vergl. J. Dobrowský. Geschichte der böhm. Sprache. Prag 1818. — J. J. Meinert. Wiener Jahrbücher d. Literatur. Jahrgang 1821.

⁶⁾ F. Palach. Würdigung der alten böhmischen Geschichtsschreiber (Neue Ausgabe. Prag 1869. S. 109 ff.)

⁷⁾ J. Jireček. Font. rerum Boh. III. Prag 1882. Einleitung VI. ff.

lung von Ueberlieferungen an. Das sagt schon seine Einleitung und beweist auch seine Chronik auf jeder Seite. Zu allem ist die Reimchronik eine ausgesprochen politische Tendenzschrift; der Reimchronist ruft zur Zeit, wo ein deutscher Kaisersohn — Johann von Luxemburg — unter der Führung deutscher Räte und der Förderung des deutschen Bürgertums und Hochklerus die Regierung ergreift, die Tschechen zum nationalen Widerstande auf, um die bleibende Deutschenherrschaft, die jetzt eben zu beginnen schien, abzuwehren. Er wählt aus den volkstümlichen Traditionen das aus, was seiner Tendenz entsprach und seine Phantasie bauscht das so Gewonnene derartig auf, daß es in der That sehr geeignet war, Deutschenhaß zu schüren, und daß die Reimchronik stellenweise einem Pamphlet ähnelt. Wenn Bachmann trotzdem den Reimchronisten nicht als gemeinen Lügner und Fälscher bezeichnet wissen will, so geschieht es eben mit Rücksicht auf den völligen Mangel jeglichen historischen Sinnes bei Dalimil und dann deshalb, weil Dalimils Chronik Aussprüche zeigt, die auch ein höheres und edleres Fühlen beweisen. Den ritterlichen Geist, den man häufig an Dalimil rühmte, vermag Bachmann allerdings in der Reimchronik nicht zu finden, wie denn auch alles, was für die ritterliche Abkunft Dalimils vorgebracht wurde, sich bei näherem Zusehen als nicht stichhaltig erweist; dagegen macht es Bachmann sehr wahrscheinlich, daß der Reimchronist ein Geistlicher war, denn mit Vorliebe handelt Dalimil von heiligen und Reliquien; auch manche Wendungen scheinen auf eine theologische Bildung hinzudeuten.

Aus dem Angeführten dürfte schon hervorgehen, daß Bachmanns quellenkritische Untersuchungen sehr wertvolle Studien sind, die sicher die Geschichtsforschung fördern werden, da sie manche Streitfrage wohl endgiltig klargelegt haben. Wir könnten es daher nur mit Freude begrüßen, wenn Bachmann nun daran ginge, das bisher zerstreut Publizierte in einem Buche zu vereinigen.

Besprechungen.

Neue Gedichtsammlungen.

Freihold E., Frühlingsstürme. Gedichte. Prag 1902. Selbstverlag. 82 S.

Floth Franz, Gedichte. Prag 1902. J. G. Calve. 132 S.

Hadwiger Viktor, Ich bin. Leipzig und Berlin 1902. Georg Heinrich Meyer. 58 S.

Diese drei Gedichtsammlungen können wir nur deshalb zusammenstellen und gemeinsam anzeigen, weil sie gleichzeitig erschienen sind. Im übrigen aber sind

sie voneinander sehr verschieden, in Auffassung und Durchführung Ausflüsse ganz verschiedener Dichtercharaktere, deren Besonderheit um so stärker hervortritt, wenn wir sie nebeneinander stellen.

Die Frühlingsstürme bilden, was leicht zu merken ist, die erste Sammlung eines jungen (pseudonymen) Anfängers. Liebe, Sehnsucht, Lenz, Rosen, Küsse, Wald, Mondschein, Freiheit, Treue, Deutschtum, alle die schönen Dinge, die drei Vierteile sämtlicher deut-

scher Jünglinge vom 16. bis zum 24. Lebensjahre zu Gedichten begeistern, werden auch hier von Freiholt in gut gebauten, meist wohlklingenden Versen in gewählten Worten und poetischen Bildern besungen. Alles lebenswürdig und nett, aber schon hundertmal dagewesen, in Motiven, Auffassung und Durchführung weder neu noch eigenartig. Neben den Liedern finden wir auch einige Balladen und den Lehrerberuf des Verfassers anzeigend, Gedichte, die für Bildung, Wissen, Gedankenfreiheit mutig eintreten, Fragen der Erziehung löblich behandeln und Geschichten aus dem Leben der Schule erzählen, die aber alle nicht frei sind von prosaischer Ausdrucksweise und Auffassung. Ob der Verfasser zu Höherem berufen ist, läßt sich nach diesen Proben wohl kaum entscheiden. Und ich möchte hier ein für allemal alle die zahllosen jungen deutschen Dichter in Böhmen, und alle die es werden wollen oder zu sein vermeanen, auf den ungemein feinsinnigen und lehrreichen Aufsatz von F. Avenarius „Habe ich Talent?“ (Kunstwart XV, 17) aufmerksam machen.

Kein unbekannter Name mehr ist Franz Floth. Im Jahre 1868 zu Schönfeld bei Elbogen geboren, wirkt er seit mehr als einem Jahrzehnt als Oberlehrer in Haiselbach und ist seit langem Mitarbeiter von Roseggers Heimgarten, Velhagen und Klasing's Monatsheften, Oesterreich's deutscher Jugend, zahlreichen Jahrbüchern für die Jugend und das Volk usw. Er schrieb Erzählungen aus dem Lehrerberufen, Dorfgeschichten, besides mit guter Verwertung der besonderen poetischen Reime dieser Stoffgebiete, (vgl. z. B. Deutsche

Arbeit, 1. S.) gehaltvolle Kindergeschichten von erzieherlichem Werte und zahlreiche Gedichte, von denen die vorliegende Sammlung eine Auswahl bringt. Sie ist in fünf Gruppen gegliedert. 1. „Mutter“, eine Reihe rührender, schöner Gedichte, die verschiedene Erlebnisse und Beziehungen zwischen Mutter und Sohn zu zartem, gemütvollem Ausdruck bringen. 2. „Klingen und Klängen“, zumeist Bekenntnisse des Dichters aus seinem äußeren und inneren Leben. 3. „Im Wechsel des Jahres“, dichterische Bilder vom Wehen und Wandel der Natur und von den hohen Festen des Jahres (das Gedicht „September“ soll in unserem nächsten Monatshefte mitgeteilt werden.) 4. „Tage der Liebe“, die wohl bei keinem Lyriker fehlen dürfen, bei Floth aber im Dichten und Leben weder an Zahl, noch an Bedeutung im Mittelpunkt stehen. 5. „Leute und Bilder“, erzählende und betrachtende Ausschnitte aus dem Leben Anderer. Die äußere Form all' dieser Gedichte ist rein und wohlklingend, aber im Ganzen etwas einförmig. Inhalt und Auffassung sind weder weltentstürmend, noch neuartig, bewegen sich zum Teil in ausgefahrenen Geleisen. Alles ist sanft, ruhig, aber überaus anmutend, von wahrstem Gefühl befeelt und von poetischer Stimmung gefärbt. Wie Floth auf dem bescheidenen, aber dankbaren, weil noch wenig bebauten Felde der Volks- und Jugendschriften als Erzähler das Beste geleistet hat, so treten auch in seinen für die Jugend berechneten Gedichten (von denen wir oben „Goldene Hochzeit“ und „Königsworte“ als Probe geben) seine Vorzüge am deutlichsten zu Tage.

Die Herausgabe der Gedichtsammlung von Flotth, ist ebenso wie die Veröffentlichungen der Gedichte Hadwigers durch einen Beitrag der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur ermöglicht worden. Es beweist, daß die literarische Kritik in der Gesellschaft ohne Voreingenommenheit und unparteiisch geübt wird, wenn so verschiedenartige Richtungen gleichmäßig gefördert werden. Im Gegensatz zur schlichten, einfachen, für die breiten Schichten des Volkes berechneten, mehr konservativen Lyrik Flotths, finden wir in Hadwigers Sammlung eine schwierige, kunstvolle, philosophierende Reflexionslyrik modernster Art, verständlich und wirksam nur für einen erwählten Kreis literarischer Feinschmecker und Nietzsche-fester Geinnungsgeistes. Ein junger Dichter (Studiosus der Philosophie an der Prager Universität) noch nicht abgeklärt in seiner Weltanschauung, noch nicht gereift und geläutert in seinem Können, aber ein selbständiges Talent von überschäumender Kraft verkündet hier in großangelegten Bildern, dunklen Anspielungen, kühnen Gedankensprüngen seine hochfliegenden Betrachtungen und seine sturmerregten Gefühle über und wider die heutige spießbürgerliche Kultur und Lebensauffassung. Ein pedantischer Erklärer käme wohl in große Verlegenheit, sollte er den Gedankengang und den Sinn der Einzelheiten in all diesen Gedichten deuten und erläutern. Aber Leser, die ähnlichen Stimmungen Raum geben, werden wohl die Sinnbilder erfassen und die Rätsel lösen können, wenn auch mehr ahnend, als begreifend, mehr mitempfindend, als in Worten aus-

drückend. Als Proben wählen wir das Gedicht „Ich bin“, das mit seinem kräftigen Selbstgefühl und seinem jubelnden Lebensmut der ganzen überaus persönlich gehaltenen Sammlung den Titel und ein Programm gibt und, die „Blumentönigin“, die beweist, daß Hadwiger, der sonst in freien, reimlosen stürmischen Rhythmen dichtet, es versteht, auch den Reim zu melodischem Reiz zu verwerten.

A. H.

* Schwarz Karl Joh. Der Weg zur Ehe. Schauspiel. Oberwalde-Berlin. Verlag. Jung-Deutschland. 80 S. K. 2.40.

Das Zuständliche, der sachliche Stoff, der diesem Schauspiel zu Grunde liegt, ist der Gegensatz zwischen den Angehörigen der sogenannten guten Gesellschaft und dem Eindringling aus tieferem Stande, der sich durch seinen Beruf sozial emporgearbeitet hat. Dieser Stoff kommt in dem Drama zu natürlicher und wohlumrissener Darstellung; aber diese Darstellung ist treffend nur unter der Voraussetzung — und die ist wohl auch die des Autors —, daß jener Hellweg, Grander und andere Figuren Angehörige der sogenannten guten Gesellschaft sind, nicht der guten. Die gute Gesellschaft sieht doch erheblich anders aus.

Aber das Zuständliche, die Dinge, sind das Geringste im Kunstwerk und vor allem im Drama: Auf das Persönliche, auf die Menschen kommt es an. In diesem Belang ist die Gestaltung im „Weg zur Ehe“ nicht eben kräftig und stark. Vor allem ist der künstlerische Mittelpunkt verschoben: Nicht der Dr. Bernaert ist der dramatische Held, sondern Marga. Ihr hätte das Interesse

des Dichters sich vor allem zuwenden, sie hätte psychologisch vertieft werden müssen. Dann wäre aus dem „Weg zur Ehe“ eine „Bezähmung der Widerspenstigen“ geworden; dahin drängt Entwicklung und Aufbau des Ganzen. — Am besten ist die arme Mizzi gestaltet; diese Figur ist lebenswarm.

Georg Brandt.

* Bollbrecht C., Nach dem Sturme. Der Supplent, Novellen. Breslau 1902, Schottlaender.

Die erste Novelle „Nach dem Sturme“ behandelt ein junges Mädchen, das nach dem Sturme einer ersten unerwiderten Jugendliebe zu einer reineren, tieferen und ruhigeren Liebe emporfindet. Die Geschichte der unglücklichen Ehe des ersten Geliebten ist nicht ungeschickt hineingesflochten. — Im „Supplenten“, der in einer nordböhmischen Provinzstadt spielt, schildert die Verfasserin einfach und mit innerer Wärme die Liebe zweier im Leben ernst gewordenen Menschen, die aus anderen, irrtümlich für echt gehaltenen Liebesbeziehungen doch zu einander finden. Der „Supplent“ steht m. E. in seiner schlichten Herzlichkeit höher als das romanhaftere „Nach dem Sturme.“ Das Anspruchlose des ganzen Buches berührt sympathisch.

Diese beiden Novellen sind mittlere Unterhaltungsliteratur, ab und zu in einem etwas ungeschickten Papierdeutsch geschrieben. Ich zitiere aus S. 11: „Sie schließt nicht, wie ihre zu dem Blattgewirr emporträumenden Augen bewiesen.“ Auch die schriftstellerischen Damen sollten mehr stilistische Arbeit an ihre Erzählungen wenden. Unsere künstlerischer wer-

dende Zeit verlangt das selbst außerhalb der Dichtung.

W. v. Sch.

* Strobl Karl Hans, Die Vaclavbude. Ein Prager Studenten-Roman. Leipzig 1902. Hermann Seemanns Nachfolger. M. 3.

Eine aus mehreren Gründen sehr beachtenswerte literarische Erscheinung. Ein Roman, der Prager Ereignisse der jüngsten Zeit wirksam, anregend und in beispiellos naturalistischer Wiedergabe erzählt. Es werden uns nicht nur die Düste der unsauberen Wirtsstuben und lichtlosen Höfe der Prager Judenstadt so drastisch vorgeführt, daß wir sie schier zu riechen meinen, es werden nicht nur die einzelnen Ereignisse und Details bis auf die Daten und Hausnummern genau der Wirklichkeit entsprechend vorgeführt, es treten auch im Roman eine Reihe lebender Persönlichkeiten mit allen ihren äußeren und inneren Eigenschaften, ja Einzelne mit ihrem vollen Namen auf.

Der noch junge Verfasser (geb. in Jgla 1877, jetzt Dr. juris und Finanzbeamter in Brünn) hat bereits zwei Skizzensammlungen in Buchform veröffentlicht. In dem vorliegenden Roman erzählt er uns die Geschichte der Prager Unruhen vom Ende des Jahres 1897, die hauptsächlich gegen die deutsche Universität gerichtet waren. Dem Ganzen liegt gewiß ein Tagebuch oder eine Selbstbiographie zu Grunde, aus der sich noch Wendungen wie S. 177 „Wir wußten“ erhalten haben. Als Prager Verbindungsstudent hat ja der Verfasser an diesen Ereignissen teilgenommen. Sein Bericht aber ist künstlerisch verdichtet, durch die sinnbildlichen Beziehungen zu Th-

cho de Brahe poetisch gehoben und durch den Tod des Helden, des Studenten Horak, zu einer Art tragischen Abschlusses gebracht. Unter den mit ihrem richtigen Namen genannten Personen erscheint nicht nur der wackere Hausmeister des Carolinums Adalbert Johann Wanke, sondern auch der „Kommissionär der Prager deutschen Studentenschaft“, der geniale Geldvermittler Abraham (recte Siegmund Pick) und als Mensurbader erscheint der Arzt und Schriftsteller Karl Johann Schwarz, dessen Roman, „Der Ungebändigte“ S. 76 das Urteil erhält: „ein Werk voll Jahrgigkeit und voll geistiger Lichter wie der Dichter selbst.“*)

Die Ereignisse der Straße und die großen politischen Bewegungen sehen wir hier gewissermaßen nur im Widerschein, in ihrer Einwirkung auf eine Studentenverbindung, deren Mitglieder in Mensuren, Quodlibetspiel und Biergenuß ihre Pflichten und Ideale verträumen und deren beengter Gesichtskreis von Strobels scharf erfaßt wird. Der Student Binder, der sich über seine Genossen geistig erhebt, scheint des Verfassers eigene Ansichten wiederzugeben. Gerade weil Binder für die Schönheiten des Verbindungslebens im Innersten empfänglich ist, sieht er auch deren „Hohlheiten und Auswüchse“ ein, die „Lächerlichkeiten, Eifersüchteleien und aufgeblasenen Eitelkeiten der Couleur-Politik“. „Binder stand auf einem andern Standpunkt. Kräftiges Eintreten in allen nationalen Fragen hielt er für die erste Pflicht.“ (S. 32.)

Die moralischen Gefahren, die den Verbindungen aus einem Mi-

lieu, wie dem der Baclav-Bude erwachsen, sind ja heute bei dem Bestande des Studentenheimes glücklicherweise beseitigt. Aber die engherzige, eifersüchtige Couleurpolitik! Bei dem Lesen des Romans von Strobl kommt einem wieder der Gedanke, ob nicht sie auch eine wichtige Quelle der (das Deutschtum in Oesterreich so schädigenden) Parteisehden in unserm öffentlichen Leben ist.

A. G.

* *Batta Rich. Bunte Bühne. Fröhliche Tonkunst, herausgegeben vom Kunstwart. Dritte Folge. München, Georg D. W. Callwey. Preis 1 Mk.*

Die „Bunte Bühne“ ist in einem neuen Gewand erschienen. Der Maler Gissarz hat den Umschlag mit einer Phantasiegestalt geschmückt, die träumerisch und sehnsuchtsvoll in's ferne Land hinausblickt, wo echter köstlicher Humor zu Haus sein mag. Der Inhalt des vorliegenden Heftes wird größtenteils aus Werken unserer musikalischen Klassiker und Romantiker gebildet. Mozart ist mit drei Liedern vertreten: „Mädchen, ich komme mit der Zither“, ein, wenn auch nicht vollwertiges Zeitstück zum „Gestörten Ständchen“, „die Alte“ (Hagedorn) und „der Zauberer“ (Weisse). Haydn steuert einen Canon „das böse Weib“ (Leising), Beethoven ein anspruchsloses Savoyarden-Liedchen „Marmotte“ aus Goethes Jahrmarktsfest zu Plundersweilern bei. Weber, dessen Humor man lange Zeit nicht recht gelten lassen wollte, hat sich mit einem durch groteske Komik wirkenden „Quodlibet“ und dem „Handwerksburschen-Abchied“ eingestellt. Schubert mit einem Terzett „die Advo-

*) Das Drama von Schwarz wird oben S. 876 besprochen.

laten“ und der Vertonung des Goetheschen Gedichtes „der Goldschmiedgefell“. Schumanns „Karntenlegerin“ (Chamisso) und Mendelssohns prächtiger Chor „Abschied vom Walde“ (Eichendorff) werden nicht weniger Freude bereiten als Löwes durch drastische Lebendigkeit ausgezeichnete Komposition „der Zahn“ (Claudius). Leo Blech, Kapellmeister am Prager deutschen Landestheater, hat nebst dem Klavierpart zu Haydns Canon ein in Wort und Weise mündlich überliefertes Volkslied „die Waldprinzessen“ für drei Frauenstimmen und Klavier gesetzt. „Der Krähwintler Landsturm“ kann schon aus kulturgeschichtlichen Gründen eine gewisse Beachtung beanspruchen. Die Liederfolge unterbrechen auf wirksame Art drei Instrumentalsätze: Schuberts Marsch (op. 51 Nr. 1) — anlässlich des im Theater veranstalteten Abends in der von Egon Pollak, Kapellmeister am Prager Landestheater, besorgten Instrumentierung gespielt —, Schumanns „Abendlied“ für Klavier und Cello und ein „Altfranzösisches Jagdstück“, das einst bei den Prager Studenten so beliebt war, daß seiner Melodie Eichendorffs Lied von den Prager Studenten (Nach Süden nun sich lenken die Vöglein allzumal) untergelegt wurde.

Bei solcher Mannigfaltigkeit und Güte des Inhalts fällt es schwer, als abschließendes Urteil einer Besprechung eine landläufige Redewendung zu gebrauchen. Besser ist's, das Heft spricht für sich selber und findet recht viele Freunde im deutschen Haus.

Ernst Rychnovský.

* Robitschek Robert. Menuett für Orchester. Klavieraus-

zug zu 4 Händen vom Komponisten. Prag. Edition M. U. Nr. 32. K. 1.20 h.

Mit vorliegendem Opus ist Robert Robitschek, ein Absolvent des Prager Konservatoriums und gegenwärtig Kapellmeister in Rudolfsstadt, bei den Austrittsprüfungen im abgelassenen Jahre als Komponist und Dirigent vor die größere Öffentlichkeit getreten. Sein Menuett — zu wünschen wäre für den Klavierauszug eine Angabe der Instrumentation, um den Spielern die richtige Differenzierung des Anschlags zu ermöglichen — zeichnet sich vornehmlich durch die Sauberkeit der Arbeit aus. Einige reizvolle, modulatorische Wendungen und rhythmische Feinheiten, so namentlich die sparsame, aber gerade dadurch fesselnde Verwendung der Synkopen, würzen den Genuß. Die Gegensätzlichkeit der Themen im Hauptsatz, die jeweilig in die verschiedenartigste Beleuchtung gerückt werden, das elegische Trio, dessen Gedanke durch thematische Arbeit so weit ausgesponnen wird, daß sich daran folgerichtig das derbkräftige Menuett anschließen muß, zeigen, daß der Komponist in erster Linie auf Grund der erworbenen Kenntnisse und Regeln arbeitet, um später, wenn er einen gefestigten Boden unter den Füßen hat, erfolgreich seiner eigenen Wege zu ziehen.

Ernst Rychnovský.

* Nach Franz, Das Religions- und Weltproblem. Dogmentritische und naturwissenschaftlich-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. Dresden und Leipzig, Pierson 1901. 2 Bde.

Es ist nicht leicht, einem Werke gerecht zu werden, welches nicht

nur eine Reihe wichtiger philosophischer und theologischer Fragen eingehend behandelt, sondern zugleich auch praktisch religiösen Zwecken, insbesondere der kirchlichen Einigung des deutschen Volkes auf urchristlicher Grundlage zu dienen bestimmt ist. Der letztere Umstand, sowie der vorangegangene Austritt des Verfassers aus der katholischen Kirche, welcher er als Weltpriester angehört hatte, bereiteten dem Buche das Schicksal einer Kampfschrift, obwohl es weder nach Inhalt, noch Form eine solche ist. Darum hat vor allem die theologische Seite desselben Beachtung gefunden, wogegen der philosophische Teil ziemlich unmerklich geblieben zu sein scheint. Mit Unrecht, wie mich dünkt, denn eine Reihe wichtiger philosophischer Fragen kommen darin zur Erörterung. Der Fleiß und die große Belesenheit des Verfassers, sein ernstes Streben nach Wahrheit, seine Objektivität und die glückliche Leichtigkeit der Darstellung verdienen volles Lob auch von solchen, die den hauptsächlichsten Ergebnissen des Buches nicht beizustimmen vermögen.

Das wichtigste Problem mußte für Mach die Frage nach dem Dasein Gottes bilden. Er prüft die herkömmlichen Beweise, um sie schließlich als unwissenschaftlich abzulehnen. Als Probe möge seine Behandlung des kosmologischen Arguments dienen, weil sie Gelegenheit bietet auch auf die eigene Weltansicht des Verfassers einen Blick zu werfen. Er formuliert den kosmologischen Beweis in folgender Weise: Alles, wovon wir Erfahrung besitzen, ist bedingt, demnach muß es etwas Unbedingtes geben (S. 94), das nicht in den Bereich der Erfahrung fällt (S.

477). Daß für alles Veränderliche und Gewordene etwas im Vorhinein Notwendiges angenommen werden müsse, davon ist Mach überzeugt (S. 100, 101). Abhängig und bedingt sind nach ihm jedoch nur die Erscheinungen und Formen der Natur, dagegen vermögen wir nicht ein solches Gewordensein und Vergehen hinsichtlich der Substanz und der Kräfte der Natur nachzuweisen (a. a. O.). Soweit wir erkennen, ist sowohl Stoff als Kraft unzerstörbar, also ungeschaffen, absolut (S. 99, 102), denn das Ewige trägt den Grund seines Daseins in sich selbst (436). Nur dann, wenn die Welt als etwas Entstandenes, Abhängiges erwiesen wäre, müßte zur Erklärung ihrer Existenz eine außer ihr befindliche Ursache angenommen werden (S. 112).

Gegen diesen Gedankengang läßt sich Mancherlei einwenden. Vor allem scheint mir die Forderung eines Nachweises für die Abhängigkeit der wirklichen Welt zu fehlen. Denn diese wirkliche Welt ist keine Erfahrungsthatsache, sondern eine Hypothese, welche wir bilden, um die Erscheinungswelt zu erklären. Die Annahme einer solch realen Welt genügt noch nicht zur vollständigen Erklärung der Erscheinungen, denn es bleibt noch immer die Frage offen, ob diese hinter den Erscheinungen stehende Welt den Grund ihres Daseins in sich selbst trage, d. h. ob sie absolut sei oder ob ihr Dasein von einer anderen Ursache abhängt. Mach entscheidet sich für das Erstere und zwar mit Berufung auf die Unzerstörbarkeit von Kraft und Stoff, aus welcher er auf die Ewigkeit und Absolutheit beider schließt. Indes besagt dieses Gesetz nur, daß weder von der Ma-

terie noch von der Kraft irgend etwas verloren geht, woraus jedoch offenbar noch nicht folgt, daß diese Faktoren absolut sind. Selbst unter der Voraussetzung ihrer Ewigkeit wären wir zu einem solchen Schlusse nicht berechtigt, denn ewige Dauer und abhängige Existenz sind Begriffe, die einander nicht widersprechen.

Einen weiteren Grund für die Absolutheit der Welt findet Mach in der „Thatfache des gegenseitigen Sichbedingens der Naturdinge und Naturkräfte“. Keines dieser letzten Wirklichkeits-elemente ist „die ganze und volle Ursache des anderen, da diesfalls ein Ding das andere erschaffen würde, sondern nur ihre Teilversuche, während die Summe der einzelnen Teilversuche und Teilkräfte das Univerfum ausmachen“ (S. 101). Weil also die Teile der Welt in dieser Weise einander bedingen, ist das Weltganze etwas sich Bedingendes, d. h. Unabhängiges (a. a. O.). Allein auch diese Begründung hält der Kritik gegenüber nicht Stand, denn die Annahme einer Wechselwirkung, vermöge welcher mehrere Realitäten einander gegenseitig ihre Existenz verdanken, schließt einen Widerspruch in sich, da sie notwendig zu der Behauptung führt, daß irgend etwas zugleich Ursache und Wirkung von etwas anderem sei, wenn auch nicht die nächste und nicht die ganze.

Die Bemerkung des Verfassers, daß die Welt auch deshalb als unabhängig (absolut) betrachtet werden müsse, weil ihre Abhängigkeit nicht erwiesen sei, bezw. erwiesen werden könne (S. 112, 436) braucht wohl nicht ernst genommen zu werden, da gewiß auch er die Ueberzeugung teilt, daß der

Mangel des Beweises für die Abhängigkeit, ja sogar die Unmöglichkeit eines solchen noch immer kein Beweis für die Unabhängigkeit ist. Die Frage müßte dann eben dahingestellt bleiben. Auf das Problem selbst einzugehen, welches den Gegenstand des kosmologischen Beweises bildet, liegt kein Anlaß vor; das Gesagte dürfte genügen, um zu zeigen, daß die Gründe, welche Mach gegen diesen, sowie zur Begründung seiner eigenen Ansicht vorbringt, nicht zureichen.

Von den sonstigen philosophischen Aufstellungen wäre noch als wichtig hervorzuheben, daß der Verfasser den Unterschied zwischen physischen und psychischen Erscheinungen läugnet und in der Frage nach der Freiheit des Willens der Meinung ist, jedes Wollen sei motiviert, ohne daß jedoch das Motiv den Willen mit Notwendigkeit bestimme (S. 1299). Beides, wie mir scheint, mit wenig Aussicht auf Einklang mit der Wahrheit. Auf eine nähere Erörterung der genannten Punkte, sowie mancher anderer, muß ich verzichten. Vielleicht legt indessen Mach weniger Gewicht auf seine positiven Lehren, als es Philosophen gewöhnlich zu thun pflegen, denn seiner Meinung nach ist der Erfolg des philosophischen Denkens hauptsächlich ein negierender, insofern uns nämlich die philosophische Kritik von allerlei Irrtümern befreit (S. 491). Diese Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß der Verfasser die von ihm aus dem Gebiete der Wissenschaft verwiesenen Sätze vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele nach dem Vorgange Kants als Gegenstände eines begründeten Glaubens wieder aufnimmt (S. 190, 259, 260,

264, 490 ff.). Das menschliche Gemüt fühlt sich, wie er ausführt, zu ihrer Annahme gedrängt und findet nur in einer positiven Religion volle Befriedigung (S. 1329). Als die beste von ihnen wird die reine Lehre Jesu gepriesen (S. 1351). In diesem Urchristentum, dessen Kern die Sittenlehre des Evangeliums und dessen Ziel die moralische Veredlung des Menschen ist, erblickt Mach die Religion der Zukunft. Unter ihren Glaubenssätzen finden wir auch die Lehre von der Erschaffung der Welt, die sich jedoch mit der von ihm als Ergebnis der wissenschaftlichen Untersuchung ausgesprochenen Annahme ihrer Absolutheit kaum in Übereinstimmung bringen läßt, da, wie er selbst hervorhebt, ein Satz nicht wissenschaftlich falsch und religiös wahr sein kann (S. 22). Die Untersuchungen über die Echtheit der christlichen Religionsurkunden, sowie über die Frage, in wie weit sich deren Inhalt mit der Lehre der katholischen Kirche deckt vom Standpunkte der Theologie zu beurteilen, muß den Sachmännern überlassen bleiben. Jedenfalls machen sie nicht den Eindruck der Oberflächlichkeit, wie so manche Sensationsbrochure, aus welcher das große Publikum seine Kenntnisse über Dogmen- und Kirchengeschichte schöpft. Ep.

* Wotke Karl, Vinzenz Eduard Milde als Pädagoge und sein Verhältnis zu den geistigen Strömungen seiner Zeit. Eine kultur- und quellengeschichtliche Einleitung in seine „Erziehungskunde“. Wien und Leipzig. W. Braumüller, 1902, XII. 264.

Es ist ein würdiger Beitrag, den die „Oesterreichische Gruppe der Gesellschaft für deutsche Er-

ziehungs- und Schulgeschichte“ in diesem Werke der Öffentlichkeit übergibt. Das Werk hat auch für unsere Monatschrift „Deutsche Arbeit“ eine besondere Bedeutung, da der Pädagoge Vinzenz Eduard Milde eine geraume Zeit seines Lebens vom Jahre 1823 bis 1832 als Bischof in Leitmeritz wirkte; hierüber bringt der Verfasser auf Seite 33—35 eine gedrängte Darstellung. Nicht darin jedoch liegt die Absicht des Werkes, den äußeren Lebensgang zu zeichnen, den Vinzenz Milde als Erzbischof von Wien im Jahre 1853 beschlossen hat, sondern den inneren Werdegang aufzuzeigen, der sich zu einem geistigen Bilde des Priesters und Lehrers gestaltet, auf daß es seinem Lebenswerke, der „Erziehungskunde“ vorangestellt werde.

Milde's Leben fällt in eine Zeit großer politischer Wandlungen und sozialer Umgestaltungen; hier erwächst dem Biographen die Aufgabe einsichtiger Sonderung der Zeitströmungen und parteifreier Beurteilung der Ereignisse. Professor Wotke verhehlt sich die Schwierigkeit nicht und spricht es offen aus, daß er „keiner Partei zu Leide, aber auch keiner zur Freude geschrieben habe“, er wollte nur darstellen, wie es war. Wohl hebt der Gegenstand selbst, auf den die Biographie hinleitet, die Darstellung in eine reinere Höhe, bei welcher Günst und Haß der Parteien ferne bleibt, ja Milde's menschenfreundliche Art und mildthätiges Schaffen weist ihr die Richtung und das Ziel, ebenso wie er nach seinem eigenen Spruche sich's im Leben vorgenommen hat, „nicht in der Zahl der Jahre, sondern in der Zahl der guten Werke bestche der Wert des Le-

bens". Diesen Wert suchte Milde in der Wissenschaft zu erfassen und in der That zu verwirklichen, deswegen erscheint auch seine „Erziehungskunde“ als ein bleibendes Denkmal seiner Persönlichkeit. Es ist ein geschichtliches Denkmal, das begriffen werden will aus der geistigen Umgebung, in der es entstand, und aus den verschiedenen Richtungen, die wir in der Philosophie und Pädagogik jener Zeit finden. Wotke ordnet in dem 2. Teile „Vinzenz Milde's Erziehungswerk“ den reichen und oft weit entlegenen Stoff, führt uns den Betrieb der theologischen und philosophischen Studien im katholischen Deutschland und Oesterreich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vor Augen, macht uns mit Milde's Professoren und den Lehrbüchern zu Milde's Studienzeit bekannt, spricht von der zeitgenössischen Literatur und Philosophie in Oesterreich, gibt einen Abriss über die Stellung und Pflege der Pädagogik auf dem Boden von Oesterreich zu jener Zeit, stellt in der Analyse von Milde's Werk das Verhältnis desselben zur Psychologie, zur Ethik und zu den Pädagogen Oesterreichs fest. Das Schlußwort würdigt Milde's Bedeutung innerhalb der österreichischen Pädagogen. Seit Comenius ist er der erste in Oesterreich, der ein zusammenfassendes Lehrgebäude der Pädagogik verfaßt hat; er war in Wien und wohl auch in ganz Oesterreich derjenige Mann, der die größte Velefenheit auf philosophischem und pädagogischem Gebiete besaß. Dazu hatte ihm die Natur einen gesunden praktischen Menschenverstand verliehen, den er sich auch zu erhalten wußte;

was Wissenschaft und Erfahrung dem Lehrer der Pädagogik an die Hand geben, war er bemüht in seinem Werke zusammenzufassen, dabei zeigte er einen weiten Blick für die künftige Entwicklung des Schulwesens. Daß seine Nachwirkung auf das österreichische Bildungswesen weniger zu spüren ist, liegt in seiner Stellung zur Herbart'schen Pädagogik, die er nicht näher kennen gelernt hatte. Wir dürfen jedoch hoffen, daß die gegenwärtige Generation, in der eine historische Betrachtungsweise der Pädagogik immer mehr zur Geltung kommt, endlich auch Milde gerecht werden wird. Die Psychologie, auf die sich Milde's „Erziehungskunde“ stützt, gehört nicht einer bestimmten Schule an; solche Beobachtungen der sich immer gleich bleibenden menschlichen Natur, die nicht in das systematische Fachwerk der Schule gefaßt werden, behalten stets ihren Wert. Ebenso wichtig sind noch die beiden Stützen der Milde'schen Pädagogik auf ethischem Gebiet, Kant und Pestalozzi. Gerade diese zwei Männer treten heute wieder mehr in den Vordergrund. Zu ihnen kommt noch als Dritter Plato, der gleichfalls ein Lieblingsautor Milde's ist. Milde hatte ferner ein warmes Verständnis für soziale Fragen, und es finden sich in seinem Werke bereits merklliche Spuren dieser neuen Richtung der Pädagogik.

Die vorliegende Biographie über Vinzenz Milde ist eine Einleitung zu seinem systematischen Werke, dem „Lehrbuche der allgemeinen Erziehungskunde Wien 1811 und 1813.“ Die Biographie ist mit besonderer Gründlichkeit und warmer Anteilnahme geschrieben, wir wünschen dem Verfasser,

daß es ihm vergönnt sei, bald eine den heutigen Bedürfnissen entsprechende erneuerte Ausgabe von M i l d e ' s „Erziehungskunde“ nachfolgen zu lassen.

Prag. Dr. Anton Frank.

* Weigmann D. A. Eine Bamberger Baumeisterfamilie um die Wende des 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der Dienzenhofer. Mit 28 Abbildungen im Text und 32 Lichtdrucktafeln. (Studien zur Deutschen Kunstgeschichte, Heft 34.) Straßburg J. H. Ed. Heitz. (Heitz und Mündel.) 1902.

Seit die Barocke entdeckt und hoffähig ist, bringt jedes Jahr eine mehr oder minder umfängliche Publikation über die Architekten aus der 2. Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Je mehr sich solche Monographien der Profanarchitektur zuwenden und hier besonders auch die unbedeutenden Gebilde der Baukunst, wie Herrensitze in Stadt und Land und Bürgerhäuser einer näheren Untersuchung würdig halten, mit desto größerer Freude sind sie zu begrüßen. Ueber die religiöse Architektur sind wir verhältnismäßig schon gut orientiert und die Lebensgeschichten der schaffenden Künstler und Maurermeister, die ehrsam und stille ihrem Berufe nachgehen, bieten selten Züge, die uns Einblick in das geistige Leben der Zeit gewähren. Aber über die Wohnbauten dieser Zeit, welche so mannigfache Züge der kulturellen Entwicklung widerspiegeln, sind wir noch lange nicht genügend unterrichtet.

Von diesem Standpunkt aus erscheint die Arbeit von Weigmann in doppelter Beleuchtung. Er behandelt den Bamberger

Zweig der ausgedehnten Baumeister-Familie der Dienzenhofer (Johann Leonhard D., Johann D. und Justus Heinrich D.) und will also eine Ergänzung der Arbeit von Hugo Schmerber „Beiträge zur Geschichte der Dienzenhofer“ (Prag 1900) bieten; kann es aber nicht unterlassen, nochmals die ganze Lebensgeschichte seiner Helden weitläufig und sorgfältig abzuspinnen, obgleich dies schon von Schmerber besorgt wurde. Die Entdeckungen, die er dabei machte, wie z. B., daß die Gattin des Johann Leonhard D. nicht Malerin war, sondern „Mahlerin“, was als ein Beinamen der Familie aufzufassen ist, sind gewiß interessant, aber kaum von allgemeiner Bedeutung. Von kirchlichen Bauten werden die Jesuitenkirche in Bamberg, die Klöster Ebrach, Schönthal, Kloster und Kirche in Banz, Kloster Michelsberg in Bamberg und der Dom in Fulda mehr oder minder ausführlich behandelt. Ob da nicht die kurzen Andeutungen bei Schmerber genügt hätten? Viel Interessantes aber bringt der Verfasser über die Profanbauten. Die Geschichte über die Bamberger Residenz ist mehr für das Lokalinteresse berechnet; Bamberger Forscher haben darüber schon viel geschrieben. Sehr wertvoll aber sind die genauen Angaben über die Innendisposition des Schlosses von Pommersfelden, dessen Autor in der Person von Johann Dienzenhofer endgiltig nachgewiesen ist, ferner die Grundrisse des Schlosses in Fulda und des Prellhauses in Bamberg. — Die Zusammenfassung über die Baumeister im Schlußwort bringt nicht viel besonders Charakteristisches; die Bemerkung, daß Johann Dien-

genhofer die italienischen und französischen Baubestrebungen verschmolzen hat, trifft bei jedem größeren Architekten des beginnenden 18. Jahrhunderts zu; und ebenso charakterisiert Weigmann nur die allgemeine Tendenz der Baukunst des ausgehenden 17. Jahrhunderts, wenn er meint, daß Johann Leonhard Dienzenhofer versuchte, der Baukunst einen ernstern Charakter zu verleihen und von der in Prag herrschenden italienischen Bauweise ausging. Wobei noch zu bemerken ist, daß diese italienische Bauweise keine spezifische Erscheinung von Prag war, sondern sich in ganz Süddeutschland vorfindet. — Besondern Wert bietet die Veröffentlichung durch die reiche Ausstattung mit schönen Tafeln und zahlreichen Textillustrationen. Hg.

Vorträge.

* **Prag.** Deutscher naturwissenschaftlich-med. Verein „Cotos.“ 6. Juni. W. Fortner: Derivate der β -Kresotinsäure. — H. Meyer: Ueber Nitrile in der Pyridinreihe. — 27. Juni. A. Kirpal: Beitrag zur Kenntnis der Pyridincarbonsäuren. — R. v. Sacklinger: Ueber eine neue Methode zur Herstellung künstlicher Diamanten.

* Verein deutscher Ärzte in Prag. 4. Juli. Demonstrationen von: R. Raudnig, F. Kleinhans, F. Schent, A. Hod.

* Deutsche mathematische Gesellschaft. 14. Juni. E. Janisch: Ueber Dodekaëderkonstruktionen. — 28. Juni. S. Oppenheim: Kritik des Newton'schen Gravitationsgesetzes.

* Deutsche Gesellschaft für Altertumskunde. 17. Juni. G. Rietsch: Begriff der Melodie. — Ch. v. Ehrenfels: Ueber Tongestalten. — 1. Juli. E. Berneder: Aus dem Sprichwörterchat des russischen Volkes.

* Wissenschaftlicher Verein für Volkskunde und Linguistik in Prag. 7. Juni. Diskussionsabend. M. Grünert: Die ältesten orienta-

lischen Heilmittel. — O. Keller: Referate.

* **Hussig.** Verein österreichischer Turnlehrer. 15. Hauptversammlung. 19. Juli. Dr. Gustav Dergel: Der Turnlehrer an der österr. Mittelschule.

* **Elbogen.** Fortbildungs- und Geselligkeitsverein. 12. Februar. Dr. Rud. Richter: Deklamationsabend. 19. Februar. 5., 12. März. Notar Dr. Leo Theumer: Das hercynische Massiv. 26. Febr., 12., 26. März. Dr. Rud. Richter: Der Montmartre und das Quartier latin. — Die Geschichte des Ueberbrettl's. — Theodor Körner in Böhmen.

Vereine.

* **Prag.** Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Aus dem in der Hauptversammlung vom 20. Juni erstatteten Tätigkeitsberichte ist folgendes zu entnehmen: Der Verein zählt 18 Ehrenmitglieder, 89 stiftende, 1049 ordentliche und 1 außerordentliches Mitglied. Der Stand der Bücherei ist mit 24000 Bänden eingeschätzt, wobei die vorhandenen Handschriften, Flugblätter und Karten nicht mit eingerechnet sind. Die Zahl der ausliegenden Zeitschriften wurde um 5 vermehrt und beträgt gegenwärtig 204. Außer der Münzsammlung ist ein Zuwachs in den andern Sammlungen nicht zu verzeichnen. Von Vereinspublikationen erschien der 40. Band der Mitteilungen, 40 $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Der 2. Teil des Urkundenbuches von Budweis wird zum Druck vorbereitet. In den einzelnen Sektionen wurden in diesem Vereinsjahre 6 Vorträge abgehalten und mehrere Referate erstattet. Bei der Enthüllung des Stifterdenkmales in Linz war der Verein vertreten.

* **Hussig.** Der Verband der Volksbildungs-Vereine im pol. Bezirke Hussig. In dem am 25. Mai zu Hussig abgehaltenen 4. Verbandstag wurden die Berichte genehmigt, die Anschaffung eines Skioptikons, sowie der Beitritt des Verbandes zum Zentralverbande der österr. Volksbildungsvereine beschlossen. Der Verband zählt 21 Verbandsvereine und 36 Einzelmitglieder. Im abgelaufenen Jahre wurden 13 Einzelsprechungen, 8 Skioptikonvorträge und zwei Vortragsreihen über Elektrizität und bildende Kunst abgehalten. An letztere Vorträge

schlossen sich Experimente und eine 11 tägige Ausstellung von Reproduktionen nach Werken der Malerei und Bildhauerei des 19. Jahrhunderts an. Die Pflege des Volksliedes wurde durch das im Auftrage des Verbandes von E. Wagner herausgegebene Liederbuch und die veranstalteten Volksunterhaltungen gefördert. Die Bücherei wurde im Jahre 1901 gegründet und enthält 126 Werke.

* **Liebenau.** Der Lehrerverein des Landbezirkes Reichenberg mit dem Sitz in Liebenau hielt am 10. Mai in Alt-habendorf anlässlich seines 25 jährigen Bestandes eine Festversammlung, zugleich die 125. Wanderversammlung ab. Volksschullehrer Wilh. Groiszl-Paulsdorf hielt die Festrede. B.-L. Ferd. Honzeß-Liebenau erstattete den Tätigkeitsbericht. Besondere Anerkennung wurde gezollt den Ehrenmitgliedern Bezirksschulinspektor Peter Schwertner, Bürgergenschuldirektor Josef Fischer-Liebenau, welcher den Verein gegründet und durch 13 Jahre geleitet hat, B. L. Josef Michler-Barringen. Gegenwärtig zählt der Verein 159 Mitglieder.

* **Bericht des Privat-Waisenhauses** zu St. Johann dem Täufer in Prag, für das Jahr 1901. Prag. Verlag der Anstalt. 50 S.

Ein eingehender, reich illustrierter Bericht dieser 1773 gegründeten mit einer 8 klässigen deutschen Schule verbundenen segensreichen Anstalt.

Museen.

* **Ein Kongreß der österreichischen Museen** fand Anfang Juni d. J. in Brünn und Wien statt. Aus Deutsch-Böhmen waren Budweis und Reichenberg vertreten. Dr. Gustav Pazourek hielt zwei Vorträge, in Brünn: „Einheitliche Nomenclaturen,“ in Wien: „Meistergiltigkeit der Museumsobjekte.“

* **Reichenberg.** Preisausschreiben des Nordböhmischen Gewerbemuseums für das Jahr 1902.

I. Entwurf für ein Bücherzeichen „Ex libris“, reduzierbar auf die Höhe, bezw. Breite von 8 × 12 cm. Die Wahl der Idee ist dem Künstler überlassen. Vorgeschrieben ist lediglich die Anbringung der Worte „Nordböhmisches Gewerbemuseum in Reichenberg.“ Die Zeichnung muß in schwarz, rezeptive einer einzigen Farbe reprodu-

zierbar sein. 1. Preis: 300 K. — 2. Preis: 200 K. — 3. Preis: 100 K. II. Geätzte Spiegelglastafel für eine Thüre oder ein Fenster. Größe nicht unter 50 × 100 cm. (Ausgeführte Arbeit.) 1. Preis: 200 K. — 2. Preis: 100 K. — 3. Preis: 50 K. III. Gürtelschnalle in edlem oder unedlem Metall in beliebiger Technil. (Ausgeführte Arbeit.) 1. Preis: 200 K. — 2. Preis: 100 K. — 3. Preis: 50 K. IV. Stoffdekoration eines Fensters, komplett; diese soll (ohne Rouleaux) um den Betrag von höchstens 120 Kronen ausführbar sein. (Ausgeführte Arbeit.) Das dazu gehörige Tapetenmuster ist beizufügen, jedoch nicht Gegenstand des Werbes. 1. Preis: 150 K. — 2. Preis: 75 K. — 3. Preis: 40 K. — Die erste Aufgabe steht allen in Oesterreich lebenden Künstlern oder für Oesterreicher, die sich im Auslande aufhalten, offen; für die Aufgaben II—IV ist die Beteiligung auf alle im Reichenberger Handelskammerbezirke wohnenden oder aus demselben stammenden kunstgewerblichen Kräfte beschränkt. Die Preisarbeiten sind bis längstens 1. Dezember 1902 an das Nordböhmische Gewerbemuseum abzuliefern oder frankiert einzufenden. Der Name des Werbers — oder bei gemeinschaftlichen Beteiligungen der Name des Entwerfenden und des Ausführenden — dürfen nirgends ersichtlich sein, sondern sind nur in einem versiegelten Umschlage, der das gleiche Kennwort oder Zeichen, wie die Arbeit, tragen muß, beizufügen. In diesem Umschlag ist auch der Preis des ausgeführten Gegenstandes bekannt zu geben, sowie die ehrenwörtliche Erklärung, daß die eingereichte Arbeit von dem genannten Werber oder bei II—IV auch von dessen Angestellten selbst ausgeführt worden ist. — Alle für den Wettbewerb bestimmten Gegenstände müssen selbständig künstlerisch entworfen und technisch tadellos durchgeführt sein. Kopien oder Entlehnungen bereits bekannter Motive, ebenso ältere, schon früher hergestellte Arbeiten sind ausgeschlossen. — Die preisgekrönten Arbeiten bleiben Eigentum der Werber, doch erhält das Museums-kuratorium schon durch die Beteiligung das Recht zur illustrativen Wiedergabe in der Museumszeitschrift, bei der ersten Aufgabe auch das Reproduktionsrecht für die praktische Verwendung.

* **Ceplitz.** Tätigkeits-Bericht der Museums-Gesellschaft im Verwaltungsjahre 1901. Teplitz. Verlag der Gesellschaft. 26 S.

Enthält neben dem Berichte für 1901 die Aufsätze: H. von Weinzierl, Urnengräber der Hallstattperiode und fränkische Bestattungen im nordwestlichen Böhmen. Mit 1 Textfigur und 1 Tafel. — Keramische Neuerwerbungen mit 1 Tafel.

* **Nürnberg.** Bei der 50jährigen Jubelfeier des Germanischen Museums war die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen durch ihr ordentliches Mitglied Prof. Dr. Alwin Schulz vertreten. — Die Pflegegesellschaft für Deutsch-Böhmen vertritt Herr Gustos Dr. G. E. Pazourek in Nürnberg, der auch Anmeldungen zum Beitritt entgegennimmt und erledigt.

Bildende Kunst.

* **München.** Der in München lebende Deutsch-Böhme Walthar Ziegler, der Verfasser des von unsrer Gesellschaft subventionierten Werkes: Die Techniken des Tiefdrucks, Halle 1901, hat im Mehrfarben-Druck ein neues Verfahren, nämlich durch Verstellung von Farbenteilplatten erfunden. Bunt-drucke werden bekanntlich erzeugt, indem auf einem Blatt Papier nacheinander und übereinander die einzelnen Farben gedruckt werden. Die zu diesem Zwecke dienenden Farben-Druckplatten müssen jede für sich gearbeitet werden. Auf diesen Farbenteilplatten werden vom Graphiker nur jene Stellen druckfähig gemacht, welche für die betreffende eine Farbe bestimmt sind. Natürlich ist es schwierig, aus einem gegebenen Original die einzelnen Farben herauszufondern, sie auf den einzelnen Platten örtlich und in ihren Valeurs so zum Ausdruck zu bringen, daß der Kombinationsdruck dem Original entspricht. Die Lithographie bietet noch verhältnismäßig die günstigsten Hilfs- und Erleichterungsmittel. Es wird eine Konturplatte geschaffen und von dieser werden mit trockener Farbe so viele Klatschdrücke auf Steinen hergestellt, als Druckfarben in Verwendung kommen sollen. Diese Klatschdrücke geben die nötigen Anhaltspunkte, um mittels lithographischer Kreide oder Tusche die Teilplatten zu arbeiten. Da nur

schwarze Tusche oder Kreide in Verwendung kommt, so muß mit dieser jede beliebige Farbe zum Ausdruck gebracht werden. Der Arbeitende muß von wirklicher Farbe absehen, er muß Gelb, Rot, Blau u. s. w. schwarz zeichnen, und wer nicht die nötige Übung hat, wird fortwährenden Irrungen ausgesetzt sein. Da Klatschdrücke mit gefuchtem Papier hergestellt werden, so tritt auch oft ein unregelmäßiges Verziehen ein, so daß die einzelnen Platten nicht genau aufeinander drucken und viele Korrekturen nötig werden. Andere Drucktechniken besitzen ähnliche, oft noch größere Mängel, so daß die Herstellung von Mehrfarben-Drucken, z. B. in Tiefdruck (Stich, Schabkunst u. a.), eine äußerst zeitraubende Arbeit ist. Ziegler hat nun ein Verfahren erfunden, in welchem alle Mißstände und Unbequemlichkeiten der geübten Farben-Drucktechniken beseitigt sind. Die Brauchbarkeit des Verfahrens ist dadurch erwiesen, daß die Erfindung vom deutschen Reichspatentamt geprüft und einspruchslos begutachtet und durch Patent Nr. 127,254 geschützt wurde. Geschützt ist das Verfahren ferner in England und Frankreich, angemeldet in Oesterreich und Nordamerika. Das Verfahren, das für Tief-, Flach- und Hochdruck gleich gut geeignet ist, besteht darin, daß der Künstler nur auf einer dünnen Zeichnungsfläche, Papier u. a., mit Farbstiften sein gemolltes Bild zeichnet. Der Zeichnungsfläche wird während der Arbeit eine mit weichem Neggrund versehene Druckplatte unterlegt und diese Platte bei Anwendung je eines anderen Farbstiftes gewechselt. Durch das Zeichnen wird dort, wo der Stift geführt wird, auf der unterlegten Druckplatte eine genaue Pause geschaffen, welche druckbar gemacht wird. Auf diese Weise hat der Künstler stets die volle Farben- und Bildwirkung des Gezeichneten vor sich, er ist jetzt jederzeit klar über den Ort und über die Kraft des zu schaffenden Tones, sowie über die gewollte bestimmte Farbenmischung. Die Aussonderung der Farben wird durch den Wechsel der unterlegten Platten bemerkt, die Farbenteilplatten werden daher automatisch erzeugt. Die Druckfähigmachung der erzielten Pausen beschränkt sich nur auf das Negativ derselben. Das Negativhalten ist unbeschränkt genau, da bei der Arbeit nur trockenes Papier in Verwendung kommt,

daher kein Verziehen eintreten kann. Die zum Drucken verwendeten Farben müssen so gewählt werden, daß sie den verwendeten Farbstiften entsprechen; man erhält dann den Faksimiledruck der farbigen Zeichnung. — Die Einfachheit und Sicherheit des Verfahrens erlaubt die größte Freiheit der künstlerischen Konzeption, und so darf man sich von der neuen Erfindung für die Farbengraphik im allgemeinen, insbesondere aber für die Originalfarbengraphik die besten Erfolge versprechen. Ziegler hat in München in verschiedenen fachlichen Vereinen Vorträge über dieses Verfahren gehalten und Ende Juni im Kunstverein eine Gesamtausstellung seiner Arbeiten veranstaltet. Zahlreiche Fachblätter haben das Verfahren anerkennend besprochen. Die kgl. bayerische Kupferstich- und Handzeichnungen-Sammlung in München, sowie das k. k. Kupferstichkabinett in Wien haben Arbeiten von Ziegler angekauft. In der heurigen Jahresausstellung der Künstlergenossenschaft München werden Ziegler-Typen vertreten sein und die deutsch-böhmische Künstlermappe (siehe deutsche Arbeit S. 764) wird auch einige Reproduktionen nach Zieglers Verfahren bringen.

Theater und Musik.

* Friedrich Adlers neues Lustspiel *Don Gil* ist vom Dresdener und vom Münchener Hoftheater zur Aufführung angenommen worden.

* Ein Bruchstück des Chordramas *Die Sängervereinigung* von Christian Freiherrn von Ehrenfels (komponiert von C. Taubmann) ist am 10. Juni d. J. am Musikfest der Tonkünstlerversammlung des allgemeinen deutschen Musikvereins zu Krefeld mit Beifall aufgeführt worden.

* In Dresden fand kürzlich die Uraufführung einer dreiaktigen Märchenoper von A. Stelzner statt, die unseren alten Berggeist „Rübezahl“ zum Titelhelden hat.

* Schulhof Erwin, Melodie für Violine mit Klavierbegleitung. Prag, Weiner.

* Der in Wien künstlerisch wirkende Musiker Dr. Franz Marschner wurde zu Leitmeritz am 26. März 1855 geboren. Unterricht im Klavierspiel erhielt er durch Prof. Lugert in Prag, Unterweisung im Kontrapunkt durch Meister Brudner in Wien. 1882 be-

dachte ihn das Unterrichtsministerium mit einem Stipendium, 1886 wurde er zum Professor an einer Lehrerinnenbildungsanstalt ernannt. Während seine früheren Kompositionen, bestehend in Liedern, Chören, Klavier-, Kammermusik- und Orchesterwerken mehr auf S. Bach und der Neuromantik fußen, bestrebt sich Dr. Marschner in letzter Zeit, das „reine Volk“ als dem nur gleichwertig zur Geltung zu bringen und den sprachlichen Rhythmus musikalisch zu verwerten. Theoretische Schriften: „Entwurf einer Neugestaltung der Theorie und Praxis des kunstgemäßen Anschlages“, „Die Klangschrist“, — Philosophische Abhandlungen: „Die Grundfragen der Ästhetik im Lichte der immanenten Philosophie“, „Kants Bedeutung für die Musikästhetik der Gegenwart.“ Dr. Marschner ist auch Wiener Musikreferent der „Kölnischen Zeitung“. In Wien hat sich Dr. Marschner namentlich als gewandter Improvisator auf dem Klavier in Konzerten bekannt gemacht. K. H.

* Eine größere Zahl von Gedichten, welche durch unsern Landsmann Kamillo Horn vertont wurden, hat deutschböhmische Dichter zu Verfasserinnen, so „Wiegenlied“, Fr. Richter, „Des deutschen Bauern Macht“, Ohme, „So früh schon der Herbstwind“, K. Kastner, „Unter dem Blütenbaum“, G. Monter (Pontini), „Zwei Herzen voll Treue“, „Frühlingsbotschaft“ und „Deutsches Festlied“, Naass.

* **Prag.** Die akademische Kammermusikvereinigung, die ihre Musikabende in den schönen Räumen des archäologischen Institutes der deutschen Universität abhält, vollendete soeben ihr fünftes Jahr und veröffentlichte einen kurzen Bericht ihrer fünfjährigen Tätigkeit. In dem überaus reichen und erlesenen Programm finden wir folgende Kompositionen von Deutsch-Böhmen: W. G. Veit: Streich-Quintett. Op. 29. Fismoll; G. Rietzsch, 2. Streichquartett D-dur; A. Rückauf, Klavierquintett. Op. 13 F-dur.

Auscha. Der deutsche Männergesangsverein, der älteste Verein der Stadt hat am 6. Juli das Jubelfest seines 40 jährigen Bestandes gefeiert. Die Festhymne ist eine Vertonung des Ehrenmitgliedes Alfred Dehlschlegel aus Auscha. E. P.

* **Petschau.** Am 9. Juni fand ein großes Symphoniekonzert der Zöglinge der Musikschule unter der Leitung des Direktors H. Steidl statt. „Der deutsche Volksbote“ schreibt darüber u. A.: „In memoriam“ für großes Orchester vom Inspektor der Musikschule, Herrn Konservatoriums-Professor Josef Zugert, ist ein Werk ersten Ranges voll Geist und Würde. Diese in F-moll gehaltene Komposition bringt uns die herrlichsten Motive in prächtigem orchestralen Kolorit. Gleich zu Beginn setzt das Streichorchester abwechselungsweise mit dem Harmoniesägekanonmäßig ein und wird bis zum Schlusse kontrapunktisch durchgeführt. Der als Seitensatz in der Mitte spielende Desdur-Choral wird von den Blechbläsern piano eingesetzt und von dem Orchester pizzicato kontrapunktiert. Ein Werk, das man immer und immer wieder hören möchte.“

Vermischte Nachrichten.

* **Pilsen.** Im September l. J. wird der erste Jahrgang einer dreiklassigen höheren deutschen Mädchenschule (Lyceum) eröffnet. Der genehmigte Lehrplan entspricht den drei Oberklassen eines Mädchenlyceums. — Die mehrere Jahre bestehende Handelschule für Frauen und Mädchen, welche mit der deutschen Handelsakademie in Pilsen verbunden ist, wird auch im nächsten Schuljahre Frauen und Mädchen Gelegenheit bieten, sich kaufmännische Fachkenntnisse anzueignen. An dieser einklassigen Schule ist Halbtagsunterricht eingeführt. — Durch beide Anstalten wird für West- und Südböhmen die Möglichkeit einer erweiterten Frauenbildung gegeben. B. L.

* Prof. A. R. Wein, Wien 5. Bezirk, Bacherplatz 13, der mit der Vollendung einer umfassenden, auf bisher noch nicht benützten Quellen fußenden Biographie Stiflers beschäftigt ist, ersucht um gefällige Zusendung von Abschriften ungedruckter Briefe des Dichters, sowie um sonstige Mitteilungen, die seinem Werke nützen können.

* Herr D. Stollowsky, gebürtig in Reichenberg, derzeit Bezirksrichter im deutschen Konsulat Kiloſſa in Ostafrika, hat kürzlich in seiner Vaterstadt eine ostafrikanische Ausstellung zu Gunsten des Reichenberger Vereines

der Naturfreunde veranstaltet, die allseitig Anklang fand.

* Der in Wien lebende deutsch-böhmische Schriftsteller Herr. Cl. Rosel gibt im Verlage der Gesellschaft für graphische Industrie in Wien ein Deutsches Künstler- und Schriftstellerlexikon der österreichisch-ungarischen Monarchie heraus, das in zwei Bänden (Wien und Oesterreich-Ungarn) die deutschen Schriftsteller, bildenden Künstler, Liedichter, Schauspieler, die in Oesterreich wohnen oder hier geboren sind, in kurzen biographischen Artikeln behandeln soll. Die in Betracht kommenden Künstler und Schriftsteller werden ersucht, ihre Adressen ehebaldest an den Herausgeber Herr. Cl. Rosel, Wien, IV. 1, Feugasse 18a, bekanntzugeben, damit ihnen die Fragebogen zur Ausfüllung zugesendet werden können, da für dieses großangelegte Werk nur authentische Biographien der Aufgenommenen selbst berücksichtigt werden. Ferner werden alle Kunst- und Literaturfreunde in Oesterreich ersucht, dem Herausgeber Adressen aus obenerwähnten Künstlerkreisen mitzuteilen.

Bücherschau.

* Bayer Karl, Gedichte. Berlin. C. Duncker. 171 S. Mk. 3.

Gedichte des Chirurgen Prof. Dr. Karl Bayer an der deutschen Universität in Prag. Besprechung folgt in unserm Naturforscherverst (Nr. 12).

* Walther Hans, Christus. Drama. Den Bühnen gegenüber Manuskript. Wien. Adolf Rükaſt. 80 S. K. 2.—

* Adler Friedrich, Don Gil. Komödie in drei Akten nach den Motiven des Tirſo de Molina. Stuttgart. J. G. Cotta, Nachfolger. 160 S. Mk. 2.—

Eine Probe daraus ist vor der Drucklegung erschienen in Heft 7 der Deutschen Arbeit. Besprechung folgt.

* Ossip Schubin. Chre. 10. Auflage. Leipzig. Heinrich Minden.

* Chorn A., Altheutscher Humor. Beiträge zu Kenntnis der älteren deutschen Literatur. Berlin. A. Hofmann und Comp. 1902. 192 S. Mk. 3.—

Der bekannte deutsch-böhmische Dichter und Kulturhistoriker Chorn, der in Chemnitz als Professor wirkt, liefert uns in der vorliegenden Sammlung eine reiche und gute Auswahl

von humoristischen deutschen Dichtungen des ausgehenden Mittelalters und hauptsächlich des 16. Jahrhunderts, zum Teil in der ursprünglichen Fassung der Sprache, soweit sie heutigen Lesern noch ohne weiteres verständlich ist, zum Teil in leichter Neubearbeitung, die den alten Wortlaut noch durchschimmern läßt.

Die einzelnen Stücke sind in fünf Gruppen angeordnet. Zunächst Novellen (gereimte Erzählungen und Volksbücher aus älterer Zeit, Proben aus dem Pfaffen Amis, Peter Neu, der Wiener Meerfahrt u. a.), Schwänke (in Versen und Prosa von Hans Sachs und aus den bekannten Schwanksammlungen des 16. Jahrhunderts, dem Kollwagenbüchlein, der Gartengesellschaft, Wendunmut u. f. w.), Volksbücher (Eulenspiegel, Schilbbürger, Finkenritter, Haus Clauert), drei Fastnachtspiele (der fahrend Schüler und der Krämerskorb von Hans Sachs, der Kaiser und der Abt) und mehrere scherzhafte Volkslieder. — Jeder Gruppe geht eine besondere literargeschichtliche Einleitung und dem Ganzen eine Abhandlung über den Humor in der alten deutschen Dichtung voraus. — Freunden urmühsigen Humors sei die Sammlung bestens empfohlen. S.

* Hunnius Karl, Rudolf von Proháza. Ein deutscher Lieddichter Böhmens. Literarische Skizze. Leipzig. Wöpkle. 102 S. Mf. 1.50

Mit einem Verzeichnis der bisher im Druck erschienenen Sonnette und Schriften, sowie mit dem Bilde und Facsimile des Freiherrn R. von Proháza.

* Schuster Heinrich, Julius Epstein. Ein tonkünstlerisches Charakterbild zu seinem 70. Geburtstag. Wien. J. Karolus. K. 1.—

Ausführlich besprochen in der „Neuen musikalischen Presse“ XI. 26. Prof. Schuster entwirft ein mit warmer Liebe geschriebenes Bild des zwar nicht an Wechselfällen oder an glänzenden äußeren Erfolgen reichen, aber ruhig-künstlerischen und verdienstvollen Lebens und Wirkens von Epstein.

* Sauter Benediktus Dr. O. S. B. Abt von Emaus in Prag. Die Sonntagsteile des Herrn oder die Sonntag und Feiertagsevangelien des Kirchenjahres. Dem Druck übergeben von seinen Mönchen. 2. Band. Die Feiertagsevangelien mit kirchlicher Appro-

bation. Freiburg, Herder. 388 S. Mf. 2.80.

* Ehrensfels Christian Freiherr von. Ueber Glauben und Wissen. Vortrag gehalten in der Germania, Leseverein der deutschen Hochschüler in Prag am 19. Dornung 1902. Stenographisch aufgenommen von dem stud. phil. E. Hausenwein und F. Jäger. Prag. Germania 16 S.

* Eisler R. Wundts Philosophie und Psychologie in ihren Grundsätzen dargestellt. Leipzig. J. A. Barth. VI, 210 S. Mf. 3.20.

* Singer Heinrich. Die Summa Decretorum des Magister Rufinus. Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft u. f. w. in Böhmen. Paderborn, F. Schöningh. CLXXXIV u. 570 S. Mf. 26.—

* Götstein, Adv. Dr. Jos., Erkenntnisse des Schiedsgerichtes der Prager Produzentenbörse. Prag 1902, G. Neugebauer. K. 0.80.

* Herfner Heinr., Die Arbeiterfrage. Eine Einführung. Dritte, gänzlich umgearbeitete Auflage. Berlin, J. Guttenberg, Verlagsbuchhandlung. 501 S. Mf. 8.—

* Goller, Rat, Centraldir. Fr. B., Vorschlag zur Sanierung der Zuckertrift. Prag. F. Rinác. K. 1.20.

* Fribram Alfred, Hofrat, Prof. Chronischer Gelenksrheumatismus und Osteo-arthritis deformans (Spezielle Pathologie und Therapie VII. Band 5. Teil). Mit 22 Abbildungen im Texte. Wien, Hölzer. S. 218. K. 6.60.

* Knapp L. Dr., Grundzüge der gynäkologischen Massagebehandlung. Ein Leitfaden für Studierende und Ärzte. Mit 6 Abbildungen. Berlin, Fischer. 74 S. Mf. 1.80.

* Vernecker Erich, Slavische Chrestomathie. Mit Glossaren. Straßburg, Teubner. 484 S. Mf. 12.—

* Ziegler J. Dr. (Rabbiner in Karlsbad), Die Königsgelehrnisse des Midrasch beleuchtet durch die römische Kaiserzeit. Breslau, Schottländer. 10 Mf.

* Mayer Jakob, Prof., Fachlicher Sach-Kommentar zu Vergils Preisgedicht auf die Vienen und ihre Zucht. Vom Standpunkt der rationalen Vienenzucht zur Förderung einer erspriesslichen Lektüre verfaßt. Rudweis. Kommissionsverlag Hansen. 103 S. K. 2.—

* Scubiz Friedr., Methodische Anleitung zum Selbstunterricht in der

doppelten Buchführung. (Sammlung kaufmännischer Unterrichtswerte X.) Stuttgart, Strecker & Schröder. XVI u. 256 S. mit einer Tabelle. Geb. 3 M.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, Regierungsrat und Direktor der Handelsakademie in Aussig leitet nach einer entsprechend klar und anschaulich gehaltenen Darstellung über Wesen und Entwicklung der Doppelten Buchführung den Lernenden in streng methodischer Weise vom Einfachen zum Zusammengesetzten, er führt die einzelnen Buchungsfälle auf ihre natürliche Entstehung — auf den Tausch, auf das Geben und Empfangen — zurück und macht so den Lernenden mühelos mit dem sonst so schwierig scheinenden Problem der Doppelbuchführung vertraut. Ein ausführliches Sachregister fördert die Uebersicht.

* Handbuch für die Handels- und Gewerbetammer in Prag. Zusammenge stellt anlässlich der Neukonstituierung der Kammer im Jahre 1902 im Auftrage des abtretenden Kammerpräsidenten. Prag, F. Rivnac. 2 M.

* Krieglstein von Sternfeld, Karl Ritter von Dr., Die Gemeindeverwaltung für das Königreich Böhmen. Gemeinverständlich erläutert. Wien, Manz. 99 S. R. 1.40.

* Gierschid Julius, Führer durch den Leitmeritzer Gau. Elbefahrt. Bahnfahrten und Fußwanderungen in Böhmens Paradies. Mit Stadtplan und 1 Karte. 2. Auflage. Leitmeritz, Pöckert. 265 S. R. 1.80.

Dieser im April 1901 erschienene Führer war bis zum Herbst desselben Jahres vergriffen und erscheint nun in zweiter verbesserter Auflage. Gierschid, der verdienstvolle Schriftleiter der Leitmeritzer Zeitung, führt uns hier in Böhmens Paradies, in das Mittelgebirge und das deutsche Elbethal. Nicht nur die weitere Umgebung von Leitmeritz, auch die Nachbargebiete bis Bilin, Tetschen und Reichenberg werden uns genau geschildert. Neben den touristischen Angaben erfahren wir aber auch die jeweilige Ortsgeschichte, die wirtschaftlichen und (namentlich an der Sprachgrenze) die politischen und nationalen Verhältnisse der Bewohner. Wir haben durchwegs den Eindruck einer gründlichen Arbeit. Der sehr handliche und schmucke Führer wird jedem Wanderer in den schönen Gauen des mittleren Nord-

böhmen ein willkommener Begleiter und Berater sein. A. H.

* Führer durch Pilsen und Umgebung. Pilsen. Mit 12 Ansichtspostkarten in Lichtdruck und einem Stadtplan, Verlag von Carl Maasch's Buchhandlung W. G. Bayer. 46 S. R. 1.20.

Das gefällig ausgestattete Büchlein wird seiner Aufgabe vollständig gerecht und kann bestens empfohlen werden. Es orientiert in verlässlichster Weise über alles Interessante, gibt auch einen guten Abriss der Geschichte der Stadt. B. L.

* Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 283.4. Strecker, Der Wasserhaushalt und seine Bedeutung für die Landwirtschaft. Vortrag. Veröffentlicht auf Anregung der deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen. — Nr. 285. Degler H., Ueber den Umgang mit Tieren. (Ueber das Empfindungsvermögen der Tiere, über Tierchutzvereine und Vivisektion neue und belehrende Ausführungen.) — Nr. 286. Kahler F., Der Arbeitsnachweis. — Nr. 287. Reitler A., Die Verfälschung der Nahrungs- und Genußmittel aus dem Pflanzenreiche. Mit 7 Textfiguren.

Zeitschriftenschau.

* Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XL, 4. Jung J., Max Büdinger. — Schmidt B., Zur Geschichte der Gegenreformation in Südböhmen. — Marian M., Die Grabdenkmale, Gräber und die Gruft in der Aufiger Dekanatskirche. — Hein A., Adalbert Stifter. Sein Leben und seine Werke IV. — Siegl R., Die Gründung der Kirche in Liebenstein im Egerlande. — Loewe B., Zur Wallenstein-Literatur.

* Deutsch-Böhmeland. I, 5.—8.: Dirnböck-Schulz J., Favianis. (Fortf.) — Bohrmann Marianne, Schwarze Nächte. — Raaff A., Der Lotteriekönig (Erz.). — Staudigel O., Osteraloden. — Heyßler M., Der Tepfliger Schloßberg. — Kofel D., Anton Aug. Raaff. — Machalek G., Ostern im Dorfe. — Guth A., Die Muscheln. Ein Märchen. — Teuber O., Sankt Raphael. — Mayreder-Obermayer Rosa, Die Umsel.

— Saliz G., Frühlingslied. — Preindelsberger M., Brasthal. — Neubauer R., Ferdinand von Saar. — Riedel Malvine, Sagen aus dem Braunauer Ländchen. — Oskar Teuber. (Ein Erinnerungsbild.) — Paudler A., Schnigel Franz. (Lebensbild.) — König Dalles. — Rosegger P., Was der Schwalbe auf der Reise passiert ist. — Brastka Irma, Die Inspizierung. — Schacherl A., Ruine Wittinghausen. — Neubauer R., Anton Ohorn. (Biographisches). — Fuchs R., Adalbert Stifter. — Wurginger F., Hans im Glück. — Gedichte von: S. Rosel, A. Raaff, W. Rüdiger, J. Jäger, R. Gaube, M. Loew, F. Lemmermeyer, R. Leschinger, J. Altburg, Irma Brastka, D. Reich, E. Puffnagel, A. Hoffmann, W. Joh, F. Hahlwander, Maria Stona, D. Niederfuhr, A. Palme, F. Helm, D. Teuber, D. Leitges, R. Sandsteiner, E. Wallner-Ballazza, E. Buschhorn, P. Riedl, W. Hammer, F. Ginzley, A. Ohorn, J. Zettl, D. Wehinger u. A. — Theater und Literatur.

* **Aus deutschen Bergen.** XVII, 4. Braun W., Das Braunauer Ländchen. — Kirnich F., Entstehung und Entwicklung der Holzbildhauerei in Nord-Böhmen. — Strohschneider R., Tausendguldenkraut. (Sage). — Gedichte von: J. Danisch, Grete Waldauf, R. v. Hansgirtg, J. Schneider. — Vereinsnachrichten. — Schrifttum und Kunst.

* **Der Böhmerwald.** IV, 4—6. Urban M., Pastor und Fräulein. (Schluß). — Oberparleiter J., Die Moormühle. — Stratil D., Illustrationen zu Volksliedern. (Schluß). — Reitmeier R., Die Sage von der Gründung der Burg Hirschstein (Herstein) bei Ronsperg. — Peter J., Zu Beethovens 75 jähr. Todestage. — Gedichte von: J. Peter, F. Maurer, D. Zimmermann, R. Reitmeier. — Schramel J., Ueber das Glas im Allgemeinen, und die Glasmacherleute zc. des Böhmerwaldes im besonderen. — Wolf A., Ein Genie. (Erz.). — Mosil L., Vernichtetes Leben. (Erz.). — Reiter R., Der Wurzelsucher. (Erz.). — Böhm W., Ein Schicksal. (Erz.). — Schacherl A., Der Langenbruder Teich. — Gedichte: E. Freihold, D. Geras, G. Paulmayr, R. Reitmeier, D. Neumann. — Peter J., Der Hundschred. — Urban M., Ueber Volksheilmittel als Beitrag zur Volksheil-

tunde in Deutsch-Böhmen. — Maurer F., Die Geige. (Erz.). — Schacherl A., Volkslieder der Böhmerwälder. — Misko J., D' Schwammer Raml. — Derselbe, Gheglück (Humoreske). — Theimer R., Unsere Wälder. — Paulmayr G., Der Herr Steuerinspektor. — Gedichte: J. Peter, D. Morawek, E. Schranke, J. Brunner. Mundart: J. Zettl, J. Brunner, J. Schramel.

* **Erzgebirgs-Zeitung.** XXIII, 4, 5. Theimer R., Bilit und seine Umgebung. — Czermak R., Böhmen in einer Erdbeschreibung des Jahres 1544. — Die bisherigen Schriftleiter der Erzgebirgs-Zeitung (2. August Weymann, 3. Eduard Wenisch). — Landa F., Orientierungstafel und Weltuhr. (Schluß). — Urban M., Uffo Horn in der Teplitzer Versammlung des Jahres 1848. (Schluß). — Wie man einst im Egerlande Hochzeit hielt. — Frdy J., Böhmisches Gebirgsneubord und Einsiedel im Erzgebirge. (Fortf.). — Frühlingssturm. (Erz.). — Gedichte von: M. Urban, A. Ohorn, F. Adler, A. Günther. — 6. 7. Jentscher R., Von Komotau auf den Fichtel- und Reilberg. — Die bisherigen Schriftleiter der Erzgebirgs-Zeitung. (4. Michael Urban). — Wachsmann W., Charakteristische Merkmale der alten Dorfbauten. — Aus einem Walenbüchlein. — Herabny F., Bei drei Kreuzen. (Historische Erzählung aus Görlitz v. J. 1635). — Paudler A., Das Erzgebirge — A. v. S., Die Schlacht bei Kulm. — Urban M., Wie man einst im Egerlande Hochzeit hielt. (Schluß). — Gedicht in Mundart: D. Grimm. — D. W., Zum Baue einer meteorologischen Höhenstation auf dem Donnerberge.

* **XII. Jahrbuch des deutschen Gebirgsvereines für das Jeschen- und Isergebirge.** Geleitet von Franz Hübler. Reichenberg 1902. — Müller R., Ueber Gabel nach Hammer. — Sturm L., Eine alte Reisebeschreibung ins Isergebirge. — Derselbe, Plaudereien aus dem Isergebirge. — Kessel A., Die Burgruine Hammerstein. — Moschka A., Die Ruffenschlacht bei Kragau-Machendorf am 16. November 1428. — Leutelt G., Die Glasarbeiter im Isergebirge. — Die neue Bahnstrecke Tannwald-Landsgrenze mit der Anschlußbahn Grünthal-Petersdorf. — Fischer R., Volkstümliche Sprüchwörter. — Hübler

J., August Josef Corda, ein Reichenberger Naturforscher. — Derselbe, Unsere Vögel. — Derselbe, Die Sommerfrischen und Kurorte im Jeschlen- und Isergebirge. — Derselbe, Wilhelm Gärtner, ein Reichenberger Dichter. — C. W. P., Offener Brief an die Gastwirte im Gebirg. — Die neue Touristenkarte und der neue Führer durch das Jeschlen- und Isergebirge, Teile des Lausiger- und Mittelgebirges. — Bücherchau. — Heiteres und Ernstes aus dem Jeschlen- und Isergebirge. — Bericht über die XVIII. Jahreshauptversammlung. — Unsere Ferienkolonien 1901. — Anzeigen

* **Rübezahl.** IV, 7—13. Der Frühling im Gebirge. — Römer A., Das Wagnerzimmer. (Schluß.) — Wundarten: Grundmann F., Aus dem alten Testamente. (Schluß.) — Wie Seß so sem Weine kumma is. — Stelzig F., De silberne Durt. — Baumgärtl C., Gehänfelt. — Wundartliche Gedichte von Robert Preußler, C. Adam u. A. — Sagen. — Sprichwörter.

* **Mitteilungen des nordböhmischen Gewerbemuseums.** XX, 1. Pazaurek G., Niederländisches Kunstgewerbe im nordböhmischen Gewerbemuseum. — Vollversammlung des Museumsvereins. — Thätigkeits- und Kassabericht. — Kleine Mitteilungen. — Chronik des nordböhmischen Gewerbemuseums. — Neuerwerbungen. — Bücherbesprechungen. — Unsere Abbildungen.

* **Unser Egerland.** VI, 3/4. John A., Selbstbiographie und Verzeichniß der Schriften. — John A., Saat und Ernte im Egerlande. — Aus Alt-Eger. — Die Glode im Volksglauben des Egerlandes. (Nachträge.)

* **Mitteilungen aus dem städtischen Museum in Eger.** II, 2. John A., Die älteste Karte des Egerlandes. — Beiträge zur Egerer Kunstgeschichte. — Aus dem städtischen Museum in Eger. (1. Abergläubisches aus Egers Häusern. 2. Patenzetteln. — Wo sind die Funde des Pastors Martius?)

* **Freie Bildungsblätter** XI, 4. Zur Organisation des österreichischen Volksbibliothekswesens. — 5. Böhm W., Die Macht der Presse. — 6. Grumbach F., Elternhaus und Schule. Vortrag. — 7. Pabisch D., Eduard Suek. —

* **Bohemia.** LXXV, 119. Brächta A., Der alte Lechharter. (Zum Preisausschreiben.) — 121. F. A(bler),

Lebendige Stunden. — Schwind F., Der Pasterfranzl. (Zum Preisausschreiben.) — Engels C., Deutschböhmische Künstler in München. IV. Voewith. — Rauerfall T., Aus der Sprudelstadt. — 133. 142. F. A(bler), Prager Kunstausstellung. — 136. Mahler A., Pariser Privatsammlungen. II. — 139. Klaar A., Millionenphantasie. — 142. Porcica A., Die Festschrift des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — T. Rauerfall, Auf Freierfüßen. (Eine Karlsbader Historie.) — Weber D., Prag im Jahre 1757. (Vortrag in der Festversammlung des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen.) — Wlaudereien eines alten Pragers. XLVI. — 149. F. A(bler), Prager Kunstausstellung. — 153. 156. 159. 167. Neuwirth J., Adalbert Stifter und die bildende Kunst. — 156. Spindler J., Ueber die gesellschaftlichen Gewalten. Bemerkungen zur Rektoratsrede des Freiherrn von Wieser. — Kollet J., Doras Hochzeit. (Erz.) — 162. Bingg C., Zum Entwurf eines neuen Preßgesetzes. — 163. Bohrn Thest, Das böse Gewissen. (Nov. Skizze.) — Engels C., Deutschböhmische Künstler in München. (6. Emil Uhl.) — 170. Sauer A., Volkstümliche Hochschulkurse der deutschen Karl-Ferdinands-Universität. — 184. Deute Imoser C., Franzensbad ein Verzeihbad. — 186. 189. Wintermich M., Die Geschichte und das System der „University Extension“ in England.

* **Prager Tagblatt.** XXVI, 122. T(eweles) D., Prager Salon. — 127. Neues aus Pompeji. — 128. 155. 176. R. Stark, Das biblisch-rabbinische Handelsgeß. — 129. Prof. Dr. Gustav Raube über vulkanische Eruptionen. — 131. Neues Krankheit und Leidensgeschichte. — 136. Peter J., Der Wasservogel. Ein Pfingstbild aus dem Böhmerwald. — Römer Edith, An einem trüben Tage. — 141. Holzner C., Adalbert Stifter. — 146 ff. Kapff-Essenther, Vergangenheit. (Roman.) — 150. Frendt Theresie, Die Grenze. (Novellistische Skizze.) — 154. Johann von Liebig. (Biographisches.) — 156. Goethe und Carl Alexander von Weimar. — 158. D. R., Eggenberg und das Sprachrecht. (Biographisches über Johann Ulrich Fürst zu Eggenberg, Direktor des kaiserlichen geheimen Rates unter Kaiser Ferdinand II.) —

Viktor Barvitiuss. (Mekrolog). — Kolben Alfred, Wallfahrtszeit. — 162. Chevalier Dr. B., E. Pazzaurel: Die Gläserammlung des Nordböhmer. Gewerbe-Museums in Reichenberg. — 170. Sauer Hedda, Der Herr Major. — Eichra Emma, Laßt die Kinder spielen! — 173. Frendt Therese, „Kinder“. — 176. Ried W., Jugend. — 177. Prof. Bachmann, Rector magnificus. — Polzner G., Prager Deutsch. — 181. Fleischner L., Zum Schluß. — Peter J., Eine Wanderung durch den Urwald. — 183. Dextler S., Ueber den Umgang mit Tieren.

* **Der Deutsche Volksbote.** XII, 26. Misch Kob., Wenn man eifersüchtig ist. (Humoreske). — 27. 28. Girschner W., Ein schönes Rätsel. (Erz.)

* **Abwehr.** XXXII, 53. Eva Klara, Weiße Rosen. (Erz.)

* **Brüder Volks-Zeitung.** XXV, 46. Brauner J., Aus alten Militärakten. (Vom „grünen Laudonischen Freikorps“ a. d. Jahren 1792–94.)

* **Elbe-Zeitung.** XXIX, 51. 68. 71. Marian A., Die Aerzte und das Gesundheitswesen in Aufrugs Vergangenheit. (Fortsetzung.)

* **Leitmeritzer Zeitung.** XXXII, 43. 44. Böhrl K., Die Lösung der Wohnungsfrage auf dem Wege der Selbsthilfe. — 46. Bröll K., Ein neues Blatt. — 47. Paudek J., Der Gradef bei Libochowan. — 48. Böhrl K., Ein Gespräch über unsere Ferienkolonie. — 49. Paudek A., Bei der faulen Bräute. (Floristisches und Topographisches aus der Umgebung von Habstein. — 51. Bröll K., Eine Landpartie. (Erz.)

* **Pilsener Tagblatt.** III, 170. Anebusch F. F., Eine dumme Geschichte. — 172. F. B., Die Sanitätsübung. (Militär-Humoreske). — 172. 173. Die Geschichte der Pilsner Märkte.

* **Tetschen-Bodenbacher Zeitung.** XLVII, 40. Girschner A., Die ersten ausgegrabenen Denkmäler aus Tetschens Vorzeit.

* **Deutsche Wacht** (Völkisches Blatt für die Tschecher Sprachinsel). Nr. 21. Stibitz J., Volkslied. (Erz.)

* **Geographische Zeitschrift.** 1902, 7. Bendensfeld A. von, Das große australische Wallriff.

* **Archiv für Augenheilkunde.** 45. Band. Heft 2. Weidlich Joh.

Dr., Die optische Bedeutung des akkommodativen Spieles der Pupille.

* **Arbeiten der Zoologischen Institute der Universität Wien.** XIV, 1. Kasper Ad. Ueber den Atlas und Epistrophus bei den pleurobieren Schildkröten.

* **Deutsche Thalia.** Jahrbuch für das gesamte Bühnenwesen. Herausgegeben von Dr. F. Arnold Mayer in Wien. 1. Band. Wien und Leipzig. W. Braumüller 1902.

Ein neues Unternehmen, ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhendes Jahrbuch für das Theater, seine Geschichte, Kritik und Praxis, das zweifellos einem lange vorhandenen Bedürfnisse entgegenkommt und sich bald als eine Notwendigkeit herausstellen dürfte. Es bringt eine Reihe von Aufsätzen und Untersuchungen zur Theatergeschichte, Beiträge zur Bühnenpraxis, Mekrologe, eine Litteraturübersicht und als Hauptteil unabhängige, sachliche kritische Berichte über das Bühnenjahr 1901 der hervorragendsten deutschen und fremden Theater.

Aus dem stattlichen Bande heben wir hervor: Fürst A., Drei Theaterprologe aus dem 18. Jahrhundert (Festgedichte des Prager deutschen Landestheaters abgedruckt nach Flugblättern der hiesigen Universitätsbibliothek.) 1. Bei Eröffnung des neuen Theaters 1783. 2. Neujahrsgruß 1795. 3. Lied des Tiroler Waisens und seiner Liesl 1797 (mit entsprechenden Erläuterungen). Unter den kritischen Jahresberichten: Prag. Schauspiel von Friedrich Adler (mit geschichtlicher Einleitung und zutreffender Gesamtkarakteristik.) Oper von A. Batka; unter den Mekrologen: J. Zeidler, Oskar Teuber.

* **Zeitschrift für österreichische Volkskunde.** VIII, 3.—4. Dachler A., Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayrischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern. — Blau J., der Gemeindefriede. (Vertrag mit der Gemeinde.) — Lutsch K., Kirchweih-tänze im Orte Kohlheim (Pfarre Neuern im Böhmerwalde).

* **Mitteilungen der k. k. Central-Kommission für Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.** XXVIII, 1. Helfert J. Freiherr von, Die Wiederherstellung der Burg Karls-Fein in Böhmen. — Mach K., Aufdeckungen in der St. Georgskirche am Grabstein. —

Richly S., Neuentdeckte Funde auf den prähistorischen Verkehrswegen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau.

* **Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien** LIII, 5. Winn M., Zum Unterrichte in der Vaterlands-Kunde.

* **Oesterreichisch-Ungarische Revue** XXIX, 8. S., Die Handels- und Gewerbetkammer in Prag 1850 bis 1890.

* **Die Lyra.** (Herausgeber M. M. Raaff) XXV 17, 19. Batka H., Erinnerungen an Martin Blüddemann. I. Erste Bekanntschaft. II. —

* **Neue Musikzeitung.** (12. Juni. Brudner-Nummer.) Kietzsch S. Ein Afford in Brudners 9. Symphonie.

* **Deutsche Gesangkunst.** III (Aprilheft) Batka H., Max Reger als Lieberkomponist.

* **Neue musikalische Presse.** XI, 25 m. r. Lehrerbildungskurse am Prager Konservatorium.

* **Der Kunstwart** XV, 13. Batka H., Vom deutschen Balladengefang. — 18. Batka H., Richard Wagners Schriften. — Batka H., Neue Bücher über Wagner.

* **Janus.** Blätter für Litteraturfreunde. Monatschrift für Litteratur und Kritik. I, 1. (Grillparzerheft). Sauer M., Ueber das Zaubertische bei Grillparzer. (Drahomira, Medea, Bibula.)

* **Deutsche Dichtung.** XXXII, 6. Klaar A., Der Scheit (Gedicht). — 7. Salus S., Sonett, Prolog meines neuen Gedichtbuches. — Birsch G., Der Getreue. (Ballade). — 8. 9. Birsch G., Das Lied. — Erwartung. (Gedicht.)

* **Stimmen der Gegenwart.** III, 6. Dorschied J. J., Das Grauen am Wege. (Gedicht.)

* **Der Spielmann.** 1902, 6. Dorschied J. J., Vision. (Gedicht.)

* **Deutsche Revue.** XXVII, Juni. Birsch G., Ein gemütsroher Mensch. (Novelle.)

* **Die Wage.** V. 24. Fleischer L., Pädagogische Rundschau XXV. — 26. Desteren F. W. v., 1848. Erzählung. — 30. Birk A., Technische Rundschau.

* **Die Zeit.** XXXI, 401. Fürst H., Stifter und die bildende Kunst. — Gnab G., Karl Hauptmann. — 402. Batka H., Prager Maifestspiele.

* **Die Kultur.** III, 6. 7. Innerkofler A. P. (Grulich). Dr. Joh. Em.

Beith. Studie. — Kralik H. von, Gedichte.

* **Neue Bahnen.** II, 13. Desteren F. W. v., Ein Heiliger. (Skizze).

* **Wiener Abendpost.** 11. Juli. Fleischer L., Socialpädagogik.

* **Neue freie Presse.** 21. Juni. Morgenblatt. Hanslik G., Jos. Labisky.

* **Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.** Wirkliches Mitglied Prof. G. Goldschmidt übersandte eine im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit von Dr. Alfred Kirpal, „Ueber Einhomeron-säureester und Apophyllensäure.“

* **Nachtrag.** Zum 4. Abschnitte des Aufjages „Die deutsche mundartliche Dichtung in Böhmen.“ Den Dichtern des „Klub-Gebietes“ S. 699 ff. müssen noch beigezählt werden die Oberlehrer Franz Richter in Oberlichtenwalde und Raimund Maras in Neuland, die bei einem Preisausschreiben für mundartliche Dichtung von der Zeitung „Die Abwehr“ die ersten Preise erhielten, ferner J. M. Taubmann (geboren 1859 in Gabel, derzeit Bürgerschullehrer in Aufsig), der unter dem Pseudonym Alfred von Schützenau die Sammlung „Heimatsklänge aus Nordböhmen“ Reichenberg 1890 veröffentlicht hat. Sie enthält Spässe, Schwänke, komische Geschichten, die zumeist in der böhmischen Schweiz, im Polzenthale und im Mittelgebirge spielen. — S. 703 Z. 4 soll es heißen „Duxer deutsche Zeitung“. Die „Duxer Zeitung“ ist ein anderes Unternehmen. S. 693 Z. 2 für noch huch soll es heißen: noch hude, Z. 15 für gehe: gehör.

Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.

* **Beschlüsse der Vollversammlung** vom 11. Juli 1902. Gewählt wurden zum ordentlichen Mitgliede Prof. Dr. Alois Pogatscher (Prag), zum korrespondierenden Mitgliede Karl Adolf Bachofen von Echt (Wien). Neue Kredite wurden bewilligt für Vorarbeiten zu einer Nationalitäten-Statistik in Böhmen und für den

zweiten Jahrgang der Monatschrift „Deutsche Arbeit“. Subventionen wurden bewilligt den Komponisten Arthur Willner und Bürgerschullehrer Josef Bierl (Kladrau), sowie dem Schriftsteller Johann Peter in Prachatitz und dem Bildhauer Ludwig Gujer (aus Wilhelmshöhe) in Wien. Stipendien wurden verliehen den Kunstgewerbeschülerinnen Sidonie Springer und Anna Schrug und den Kunstakademikern Karl Kostial (Hohenelbe) und Rudolf Wächter (Lepliz) in Prag. Auf Antrag der Abteilung für Wissenschaft wurden ferner Beiträge bewilligt dem Supplenten D. Trautmann zur Fortsetzung seiner Studien am historischen Institute in Wien, Priv.-Doz. Dr. Waelisch zur Beschaffung des Tiermaterials für seine Untersuchungen über die Erreger der Lues, E. Rychnowsky zur Vervollendung einer Biographie J. F. Kittls, Prof. L. Fleischer für seine schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete des Schulwesens und der Volksbildung, Dr. R. Rahn zu den Untersuchungen über das Bienengift, Dr. W. Wieschowsky zur Beschaffung von Tiermaterial für die Untersuchungen der Wirkung analgetischer Mittel auf die Gehirnzirkulation, Prof. Spitaler zum Besuch des neuen geophysikalischen Institutes in Göttingen und stud. phil. A. Lutsch zur Materialbeschaffung für eine chemische Untersuchung.

* **Stifter-Archiv.** Dem von der Gesellschaft begründeten Stifter-Archiv sind folgende Spenden zugekommen. 1. Von Herrn Karl Adolf Bachofen von Echt in Wien: Handschriften und Bilder, im ganzen 32 Stücke. Darunter Briefe Stifters an Kupferstecher Armann, an die Schriftsteller Sacher-Masoch und R. Herloßsohn. Eigenhändige Niederschriften Stifters von kürzeren gedruckten Erzählungen. Sieben Briefe Stifters an Fanni Greipl in Friedberg aus den Jahren 1828—1835. Eine Skizze Stifters zu einem Bilde. Ein Bild von A. Schrödl, das in des Dichters Arbeitszimmer hing. Acht Original-Aquarelle von Armann, Entwürfe zu Illustrationen für Stifters Erzählungen. 2. Durch Vermittlung des Herrn von Bachofen von Herrn Peter Rossegger fünf Stücke: Das von Stifter angelegte

Ausgabebuch, das mit Unterbrechungen von 1842 bis 1863 geht. Briefe von Stifter an seinen Bruder Anton 22. September 1844 und an Gustav Dedekind 21. Mai 1847. Handschriftbruchstücke vom Nekrologe Stifters auf seinen Freund Alois Raimdl in Vinz und von seiner Erzählung „Der Kuß von Senfe.“ 3. Die deutsche Universität in Prag hat die ihr von Frau Franziska von Fritsch gespendeten 18 Briefe Stifters, die von 1854—1867 an Statthaltereirat von Fritsch und dessen Gattin Franziska geschrieben wurden, unter Wahrung ihres Eigentumsrechtes dem Stifter-Archiv zur dauernden Aufbewahrung übergeben.

* Das nächste Heft der Deutschen Arbeit (September, Nr. 12), das den Abschluß des ersten Jahrganges bildet, wird über den gewöhnlichen Umfang hinausgehen, mit vorwiegend naturwissenschaftlichem Inhalt gefüllt sein und außer den Abnehmern, auch den Mitgliedern des Karlsbader Naturforschertages als Gabe der Gesellschaft überreicht werden.

* Am 19. Juli d. J. ist ein Mitarbeiter dieses Festes unvermutet in jungen Jahren gestorben: Dr. Oskar Wanka-Elder von Rodlow. Er wurde am 3. Juni 1874 in Prag geboren, hat hier seine Studien vollendet und durch seine Arbeiten: „Der Verkehr über Pontecchia und den Predil im Altertum und Mittelalter“ 1898 und „Die Brennerstraße im Altertum und Mittelalter“ 1900 (erschieden in den „Prager Studien“ Heft 3 und 7) sich den Doktorhut und die Zulassung als Privatdocent für österreichische Geschichte an der deutschen Universität in Prag erworben. Kürzlich wurde er auch zum wirklichen Lehrer am deutschen Gymnasium (Prag-Weinberge) ernannt, dessen letzter Jahresbericht seinen seine Abhandlung „Ueber die Zollpolitik des deutschen Kaisers Albrecht“ veröffentlicht hat. In der oben von uns abgedruckten Studie gibt Wanka eine zusammenfassende Würdigung der jüngsten Arbeiten seines Lehrers Adolf Bachmann. — Wir werden dem außerordentlich begabten und eifrigen, so früh dahingegangenen Gelehrten ein treues Andenken bewahren.

Verantw. : Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Puggasse 20, für Deutschland: der Verlag. — Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.



Primula obconica Harms.

Sept. 1, 12 Det. 113. 1000 ft. 2000 ft.

1000 ft. 2000 ft. 2000 ft. 2000 ft.



Primula obconica Hance.



Beilage zu Heft 1, 12 der Monatschrift: „Deutsche Arbeit“.

Lithdruck von Carl Hellmann in Prag.

Der
74. Versammlung
Deutscher Naturforscher und Ärzte
in
Karlsbad

21. bis 27. September 1902

widmet

dieses Heft ihrer Monatschrift

die

**Gesellschaft zur Förderung deutscher
Wissenschaft, Kunst und Litteratur
in Böhmen.**



Zum Abschluß

der 37. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte
in Karlsbad im Jahre 1862.

Die schöne Zeit in Karlsbad geht zu Ende;
Gebiet'risch drängt die Pflicht und der Beruf,
Schon reichen Freunde scheidend sich die Hände:
Der Augenblick zerreißt, was er erschuf.
Die Sektionen werden leer und leerer;
Des Präsidenten Glocke tönt nicht mehr;
An Beutel leicht, an Herz und Wissen schwerer
Sieht Mancher hin auf Nimmerwiederkehr. —

Doch ehe traumgleich in den Strom der Zeiten,
Was uns umgiebt, auf immerdar versinkt;
Eh' von des festes bunten Herrlichkeiten
Der letzte Laut im fernen Ohr verklingt!
Eh' ziemt's, daß jauchzend unser Dank ertöne
Den Männern dieser Stadt und dieses Lands,
Für alles freudenvolle, alles Schöne,
Das uns hier ward im reichsten Blütenkranz.

Die Männer hoch! die in bewegter Mühe
Dem großen Werke Lust und Kraft geweiht,
Hoch Karlsbad! daß es segensvoll erblühe,
Des Leidens Hort, in fernster Ewigkeit!
Und Ost'reich hoch, das in erneutem Glanze,
Gleich einem Phönix, kühn die Flügel regt,
Und statt des Ruhmes blut'gem Lorbeerkranze
Der Forschung stillerworbene Früchte pfllegt!

M. U. Dr. Albert Eulenburg, Berlin.

Abgedruckt aus dem Tageblatt der 37. Versammlung 1862. S. 88.



„Die kalte polarische Teilung ist verschwunden, Nord und Süd,
Ost und West sind ineinander verschmolzen, es gibt nur ein Deutsch-
land, wie nur eine Naturforschung, wenngleich sie den ganzen Erd-
ball umfängt.“ Graf Kaspar Sternberg bei der deutschen Naturforscher-

Versammlung in Prag 1837.

Deutsche Arbeit

Monatschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft,
Kunst und Literatur in Böhmen.

Der Nachdruck der Eigenbeiträge ist nur im Ein-
vernehmen mit der Redaktion und mit Angabe
der Quelle gestattet.

Der Bezugspreis beträgt jährlich Mfl. 10.—, für
Oesterreich 12 Kr. Das einzelne Heft kostet Mfl. 1.—
in Oesterreich 1 Kr. 20 H.

1. Jahrgang

September 1902 Heft 12 (Naturforscher-Heft.)

Das pathologisch-anatomische Museum der medizinischen Fakultät der k. k. deutschen Universität in Prag.

Von Prof. Dr. J. Chiari.

Pathologisch-anatomische Museen medizinischer Fakultäten haben den Zweck, Präparate aufzusammeln, an welchen der anatomische Bau des abnormen, des pathologischen menschlichen Körpers demonstriert werden kann. Sie bilden eine wichtige Ergänzung des durch die fortlaufenden Sektionen menschlicher Leichen alltäglich gewonnenen frischen Materiales, insoferne in ihnen besondere Befunde dauernd bewahrt werden und mit ihrer Hilfe die einzelnen Entwicklungsstadien pathologischer Prozesse und deren Ausgänge jederzeit vor Augen geführt werden können. Aus ihnen zieht sowohl der Unterricht der Studierenden, als auch die wissenschaftliche Forschung die größten Vorteile. Natürlich ist das nur dann der Fall, wenn das bei der Einrichtung eines solchen Museums beobachtete Prinzip ein richtiges ist, die Technik der Präparation in jeglicher Hinsicht den Anforderungen entspricht und das Museum sich einer fortwährenden, allerdings viel Arbeit erheischenden Fürsorge erfreut, da es stets zu bessern gibt und schon ein Jahr der Vernachlässigung unerseßliche Verluste bringen kann. Ein reichhaltiges und gut gehaltenes pathologisch-anatomisches Museum ist aber dann ein kostbares Besitztum einer Universität.

Ueber die Einrichtung des pathologisch-anatomischen Museums an der hiesigen deutschen Universität auch weitere Kreise an der Hand einer kurzen Schilderung einigermaßen zu orientieren, ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen.

Die ersten Anfänge dieses Museums datieren aus dem vierten Dezennium des verfloffenen Jahrhunderts, und zwar von der Bestellung des Dr. Vincenz Bochdalek zum pathologischen Professor des k. k. allgemeinen Krankenhauses in Prag im Jahre 1837. Bochdalek, der dann im Jahre 1841 zugleich außerordentlicher Professor der pathologischen Anatomie wurde und in dieser Stellung bis 1845 verblieb, begann sofort nach Antritt der Professur mit der Sammlung pathologisch-anatomischer

Musealpräparate; so ist er der Gründer des Museums zu nennen. Schon im ersten Jahre seiner Thätigkeit waren 1000 Präparate in der damals im k. k. allgemeinen Krankenhause untergebrachten Projektur zur Aufstellung gelangt. Seine Nachfolger, und zwar 1845—1848 der pathologische Professor und außerordentliche Professor der pathologischen Anatomie Dr. Johann Mlahy, 1849—1854 der ordentliche Professor Dr. Josef Engel, 1855—1872 der ordentliche Professor Dr. Wenzel Treitz und 1873—1882 der ordentliche Professor Dr. Edwin Klebs arbeiteten in dem gleichen Sinne weiter und trugen zusammen mit ihren Assistenten, von denen in dieser Hinsicht besonders zu nennen sind die späteren Professoren der pathologischen Anatomie Dr. Arthur Willigk, Dr. Wilhelm Lambl und Dr. Hans Eppinger, sehr viel zur Entwicklung des Museums bei. Ganz hervorragende Verdienste um das Museum erwarb sich aber Professor Treitz, unter dem zu Beginn des Wintersemesters 1858/9 das in der Krankenhaushausgasse neben dem allgemeinen Krankenhause neu gebaute pathologisch-anatomische Institutsgebäude bezogen wurde, womit auch für das pathologisch-anatomische Museum ein entsprechender Raum gewonnen war, in welchem nun die aus dem k. k. allgemeinen Krankenhause hieher übertragenen Präparate neu geordnet und sorgfältig katalogisiert zur Aufstellung gelangten. Treitz widmete sich der Musealarbeit mit der größten Liebe, noch stammen zahlreiche wertvollste Präparate des heutigen Museums von seiner Hand. Eine weitere Vergrößerung erfolgte dann der Raum für das Museum durch den im Jahre 1876 erfolgten Ausbau des pathologisch-anatomischen Institutsgebäudes, in welchem jetzt ein großer Saal im westlichen Teile des ersten Stockwerkes für Museumszwecke bestimmt wurde. Zu Beginn des Wintersemesters 1882/3 übernahm dann der Verfasser dieser Zeilen die Leitung des nunmehr zur deutschen Universität gehörenden pathologisch-anatomischen Institutes mit dem Museum. Das Museum zählte damals 3695 Nummern. Seit dieser Zeit ist es stetig gewachsen. Zahlreiche neue Präparate wurden aufgestellt, und zwar einerseits an Stelle von unbrauchbar gewordenen oder zu wenig demonstrierbaren alten Präparaten, andererseits unter neuen Nummern. Ende 1901 wurde in dem Berichte an die k. k. Statthalterei ein Stand von 5341 Musealpräparaten ausgewiesen.

Grundsatz bei der Wahl der Präparate für das Museum ist es, nur solche Präparate dem Museum einzuverleiben, welche entweder besonders selten vorkommende pathologische Veränderungen darstellen oder prägnante Typen pathologischer Prozesse auf der Akme ihrer Ausbildung sind oder die Stadien der Entwicklung abnormer Vorgänge im menschlichen Körper, deren Stabilisierung und deren Heilung illustrieren. Nebenbei müssen auch noch Präparate bisher noch nicht bekannter oder noch nicht verstandener Abweichungen von der Norm im Museum ihren Platz finden, um so als Grundlage für spätere Untersuchungen bestimmtes Material aufzusammeln.

Die Quelle für die Musealpräparate bilden in erster Linie naturgemäß die pathologischen Sektionen, welche alltäglich im pathologisch-anatomischen Institute stattfinden; weiter sind hiefür von der größten Wichtigkeit die von den Klinikern, zumal denen der operativen Fächer, und von den praktischen Ärzten eingesandten pathologisch-anatomischen

Untersuchungsobjekte und kann ich an dieser Stelle mit Dankbarkeit konstatieren, daß zahlreiche wertvollste Präparate des Museums, zumal Mißbildungen, durch Kollegen von auswärts, aus den verschiedensten Teilen dieses Landes, dem Museum zugewandt worden sind. Es entspricht das übrigens den gesetzlichen Bestimmungen in der Studien-Hofkommissions-Verordnung vom 18. Oktober 1811, Z. 1818, und in der Verordnung des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 5. Jänner 1854, Z. 12813 ex 1853, wodurch von der Regierung in richtiger Erkenntnis die Einsendung von pathologisch-anatomischen Präparaten an die Landes-Universitäten im ganzen Reiche angeordnet resp. reguliert wurde.

Für die Technik der Präparation der Musealpräparate sind folgende Gesichtspunkte maßgebend:

1. sollen die Präparate so naturgetreu als möglich sein;
2. sollen die Präparate dauerhaft sein und auch nach längerer Zeit die Vornahme feinerer, speziell mikroskopischer Untersuchungen gestatten;
3. sollen die Präparate so hergerichtet sein, daß die pathologischen Veränderungen, um die es sich an ihnen handelt, sofort zu sehen sind.

Das erste Desiderat war bis vor kurzem eigentlich nur bei den skeletierten Knochenpräparaten und den verschiedenen Steinbildungen im menschlichen Körper zu erreichen, die Präparate der Weichteile aber veränderten entweder durch die Trocknungsmethode in hohem Grade ihre Größe, Form, Konsistenz und Farbe, oder sie verloren bei der sehr allgemein angewandten Härtung in Alkohol, wenn auch Größe und Form erhalten blieben, doch die im wesentlichen durch den Blutfarbstoff bedingte Eigenfarbe fast vollständig, so daß alle solche Präparate ziemlich gleichmäßig weiß aussehn und bei ihrer Demonstration die ursprünglichen Farbenverhältnisse stets beschrieben werden müssen, nicht aber gesehen werden können. In der neuesten Zeit ist nun darin ein großer Fortschritt zu verzeichnen, und zwar durch die Verwendung des Formalins, dessen Benützung durch Dr. Blum, einen praktischen Arzt in Frankfurt am Main, inaugurirt wurde, der im Jahre 1893 die Entdeckung machte, daß an in Formalin gehärteten Objekten durch die Einwirkung von Alkohol die Blutfarbe wieder zurückkehrt. Es wurden dann verschiedene Versuche gemacht, dieses Konservierungsverfahren weiter auszubilden, so namentlich von Doc. Dr. Melnikow-Raswedenkow, Rustos am pathologisch-anatomischen Institute in Moskau, von Prof. Dr. Jores, Assistent am pathologischen Institute in Bonn, und Doc. Dr. Kaiserling, Assistent am pathologischen Institute in Berlin, die im Jahre 1896 über ihre Erfahrungen berichteten. Sie alle hatten sehr schöne Ergebnisse und es gelingt mit Hilfe ihrer Methoden in der That, Dauerpräparate in den natürlichen Farben zu erhalten. Für das hiesige Museum wird die Methode von Kaiserling verwendet, die darin besteht, daß die Objekte in einer Mischung von

Wasser	1000 cm ³
Formalin	200 cm ³
Kalium aceticum	30 gr
Kalium nitricum	15 gr

figiert werden, hierauf behufs Wiederherstellung der Farbe mit 80 °.o Alkohol behandelt werden und schließlich in einem Gemische von

Wasser 2000 cm³
Glycerin 400 gr
Kalium aceticum 200 gr

konserbiert werden. Diese Präparate, von denen eine große Zahl schon aus dem Jahre 1897 stammt, zeigen die natürliche Farbe der pathologischen Veränderungen so gut wie frische Objekte und sie sind vom größten Werte für den Unterricht, so daß man ganz und gar dem Ausspruche zustimmen kann, den Virchow gelegentlich der Demonstration solcher Präparate durch Kaiserling in der Berliner medizinischen Gesellschaft im Juli 1896 gethan hat, daß „daraus eine neue Aera für den demonstrativen Unterricht hervorgehe.“ Von besonderer Bedeutung ist aber das Formalin noch für die pathologisch-anatomische Präparation des Nervensystems, bei welchem ob seiner besonderen Vulnerabilität die bei der Sektion gesetzten Schnittflächen sehr rasch sich verändern und die Herstellung guter Musealpräparate bisher auf große Schwierigkeiten gestoßen ist. Durch die Verwendung des Formalins (10% wässrige Lösung) ist es jetzt möglich, das Gehirn oder das Rückenmark sehr rasch innerhalb etlicher Tage in toto so zu härten, daß die dann angefertigten Schnittflächen vollkommen glatt sind und auch späterhin sich gleich bleiben, daher für Musealzwecke viel besser und ausgebehnter als früher benutzt werden können.

Die Dauerhaftigkeit der Musealpräparate ist bei allen den genannten Methoden, mag es sich um skeletierte Knochenpräparate oder Steinbildungen, getrocknete oder in Alkohol aufbewahrte oder mit Hilfe des Formalins fixierte Präparate handeln, eigentlich eine unbegrenzte, vorausgesetzt, daß die Präparate fortwährend überwacht und etwaige Schäden sofort beseitigt werden. Anders aber steht es mit der Verwendbarkeit derselben für spätere, feinere, speziell mikroskopische Untersuchungen. Da hat sich gezeigt, daß, natürlich ganz abgesehen von den Trockenpräparaten, die für die makroskopische Besichtigung so überaus instruktiven Präparate nach Kaiserling denn doch im Etische lassen und nur die in Alkohol oder Formalin allein konservierten Objekte brauchbare Resultate liefern. Darauf muß daher bei der Wahl der Präparationsmethode entsprechende Rücksicht genommen werden und es hat sich infolge dessen am hiesigen Museum des öfteren als zweckmäßig erwiesen, von einem und demselben Objekte Präparate nach verschiedenen Methoden herzustellen, einerseits solche, welche die natürlichen Farben zeigen, andererseits solche, welche auch nach längerer Zeit noch eine mikroskopische Bearbeitung gestatten.

Die dritte technische Aufgabe, die Präparate so herzurichten, daß die pathologischen Veränderungen, um die es sich an ihnen handelt, sofort zu sehen sind, läßt sich stets erfüllen. Bei Trockenpräparaten ist das eigentlich selbstverständlich, da eben nur für sehr sinnfällige Objekte diese Methode in Verwendung kommen kann. Bei Präparaten in Flüssigkeiten muß das Objekt in seinem Glasgefäße (am besten haben sich mir stets bewährt die freilich ziemlich kostspieligen Cylindergläser mit eingeriebenem Glaspfropf, da dieselben sehr dicht schließen und auch stets leicht geöffnet werden können) mit Hilfe von Glasgalgen oder Glasplatten so aufgestellt werden, daß auf der dem Beschauer zugewandten, durch eine Etikette markierten

Erklärung des Grundrisses:

N. Nordfront gegen die Krankenhausgasse mit 8 Fenstern.

W. Westfront gegen die Windberggasse mit 3 Fenstern. In den Fenster-nischen Arbeits-tische und Heiz-schlangen der Zen-tralheizung.

S. u. O. Süd- und Ostwand, ansto-ßend an die Ab-rigen Instituts-räume.

a. Haupteingang in das Museum von dem Stiegenhause in der Windberg-gasse.

b. Nebeneingang in das Museum von den Institutsräu-men aus.

c. u. d. Schränke für die Sektionsproto-kolle (seit dem Jahre 1837).

e. Platz für die Mu-sealsataloge.

f. Sammlung von zu den Museal-präparaten gehö-renden Abbild.

1—22. Glaschränke für Präparate an den Wänden.

23. Glasschrank für Präparate zwischen den Mittelpfeilern des Musealsaales.

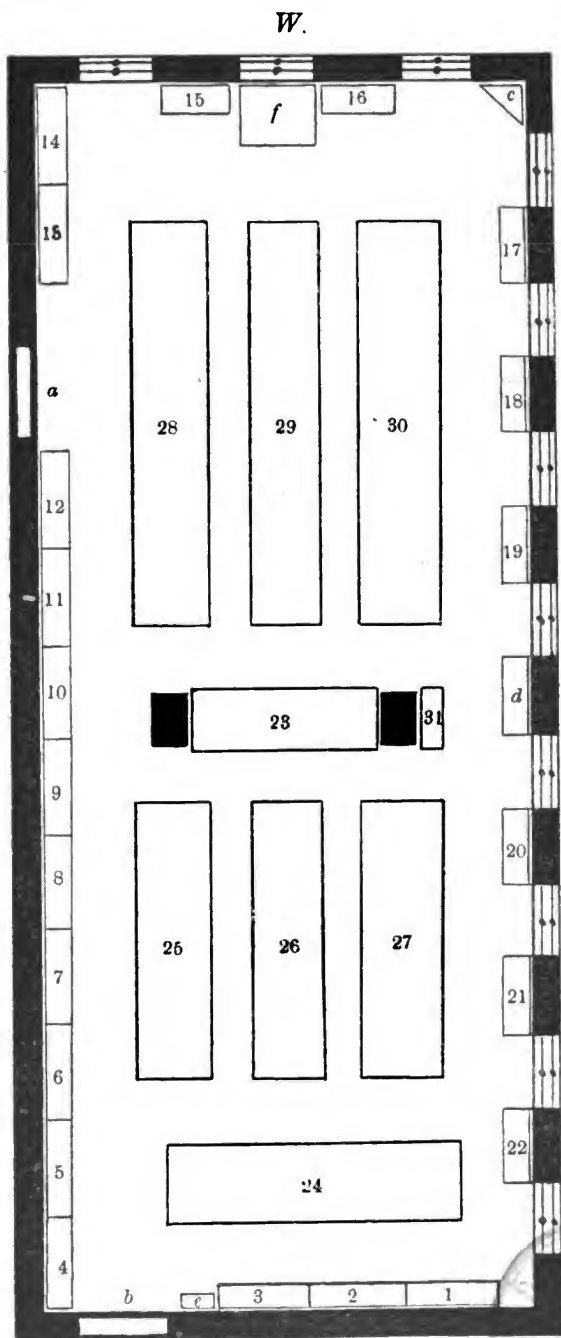
24. Glasschrank für ganze Skelette.

25—30. Freistehende Glaschränke für Präparate.

31. Kleiner Schrank für einen Gefrier-schnitt.

S.

N.



O.

Seite das Wesentliche an dem Präparate gleich ins Auge springt und alles Unwesentliche zurücktritt. Das zu erzielen ist eben die, ich möchte sagen, künstlerische Aufgabe des Präparators bei der Aufstellung eines solchen Objektes. Jede Etikette trägt in wenigen Worten die lateinische Bezeichnung des Objektes und die Musealnummer, welch' letzterer in dem Musealkataloge eine kurze Beschreibung des Präparates und der Hinweis auf dessen Herkunft entspricht.

Die Gruppierung der Präparate im Musealsaale, dessen Plan die umstehende Skizze gibt, ist im wesentlichen nach den einzelnen Organen durchgeführt. Eine Ausnahme bilden nur die Mißbildungen, welche, abgesehen von einigen Präparaten, die Bildungsanomalien einzelner Organe betreffen, der besseren Uebersicht halber und weil sie häufig auf verschiedene Organe gleichzeitig sich beziehen, zusammengestellt sind. Sie füllen dormalen 5 Wandschränke (18—22 der Skizze) und außerdem noch den oberen Teil eines freistehenden Glasschranks (27) und bilden einen der wichtigsten Teile der Sammlung. Sie sind in drei Gruppen gegliedert, je nachdem das Wesen der Bildungsanomalie in einem Hinausgehen über das gewöhnliche Bildungsmaß oder in einem Zurückbleiben unter demselben gelegen ist oder es sich um eine Mißbildung in einer anderen Richtung handelt. Vielfach präsentieren sich an ihnen verschiedene Grade einer und derselben Art von Mißbildung, so daß dadurch wichtige Aufschlüsse über die Entstehung der betreffenden Mißbildung gewonnen werden können.

Sonst sind die Präparate, wie schon gesagt, nach den Organen resp. Organsystemen des menschlichen Körpers angeordnet, und zwar so, daß immer nach etwaigen Entwicklungsanomalien die Zirkulationsstörungen und die Ernährungsstörungen folgen. Durch dieses System und weiter durch die Anbringung von sofort bemerkbaren Gruppenaufschriften an den einzelnen Abteilungen der Schränke gelingt es leicht, jedes Präparat sofort zu finden.

Die Wandschränke 1—3 enthalten die Präparate vom Zirkulationssystem und sind hier besonders vertreten die Bildungsfehler des Herzens, die erworbenen Herzfehler und die Aneurysmen der Arterien; in den Wandschränken 4—6 befinden sich die Präparate der Erkrankungen des Atemungsapparates, unter denen als sehr zahlreich hervorzuheben sind die des Kehlkopfes und der Luftröhre; in den Wandschränken 7—13 die Präparate der Harn- und Geschlechtsorgane mit einer großen Sammlung von Harnsteinen; in den Wandschränken 14—17 die Präparate des Zentralnervensystems, der peripheren Nerven und der Muskeln, welche Abteilung des Museums durch die Verwendung des Formalins in der letzten Zeit sehr viele instructive Objekte, namentlich hinsichtlich der abnormen Bildungen des Gehirns und der Herberkrankungen im Gehirne gewonnen hat; in dem Schranke 23 zwischen den zwei Mittelpfeilern des Saales die Präparate des Verdauungskanales mit besonderer Berücksichtigung der Hernien, der Neubildungen, der Parasiten und der Fremdkörper; in dem Schranke 24 eine ganze Reihe von kompletten pathologischen Skeleten; im Schranke 25 skeletierte Präparate von den Erkrankungen des Brustbeins, der Rippen und der Wirbelsäule, zumal der pathologischen Verkrümmungen der letzteren; im Schranke 26 die Präparate von der Leber, der Milz, den Speicheldrüsen, der Schil- und Thymusdrüse, sowie den

Lymphdrüsen; im Schranke 27, dessen obere Hälfte, wie früher bemerkt, für Mißbildungen verwendet ist, die Präparate von der Haut und den anderen Sinnesorganen; im Schranke 28 die skeletierten Schädel mit verschiedenen Anomalien der Größe, Form und Struktur und zahlreichen Fällen von Neubildungen und Verletzungen; im Schranke 29 im oberen Teile eine Kollektion von für Demonstrationen bei den Vorlesungen bestimmten, nach der Methode von Kaiserling in den natürlichen Farben konservierten Weichpräparaten, im unteren Teile Alkoholpräparate von Erkrankungen des Knochenystems und im Schranke 30 skeletierte Präparate von pathologischen Veränderungen an den Extremitätenknochen und ihren Gelenken mit besonderer Berücksichtigung der Knochenbrüche und der Entzündungen der Knochen und Gelenke. Die sehr große und etliche Unita enthaltende Sammlung pathologischer Becken des Museums ist seit kurzem in dem an den Musealsaal angrenzenden großen MikroskopierSaale des Institutes untergebracht. Es wurde dadurch einerseits im Musealsaale sehr viel Raum gewonnen, andererseits die Benützung dieses Teiles des Museums für Demonstrationszwecke vor einem größeren Auditorium wesentlich erleichtert.

So sind denn in diesem Museum die verschiedenartigsten pathologischen Veränderungen der verschiedensten Teile des menschlichen Körpers in reichlicher Zahl vertreten und dieses ist darum ein höchstwichtiger Behelf für das Studium und die Forschung auf dem Gebiete der Pathologie.

Dem entspricht auch die intensive Benützung des Museums, indem aus ihm fort und fort zahlreiche Präparate für den Unterricht in der pathologischen Anatomie, der ja doch gewiß in erster Linie ein Anschauungsunterricht zu sein hat, verwendet werden, und auch die Kliniker für ihre Vorlesungen öfters ganze Reihen von Präparaten bestimmter pathologischer Prozesse aus dem Museum entlehnen, indem weiter die Studierenden der Medizin das Museum frequentieren, um die Typen der einzelnen pathologischen Prozesse sich durch eigene Anschauung einzuprägen und sich selbst ein Urteil darüber zu bilden, und indem auch nach Bedarf die Präparate des Museums für die wissenschaftlichen Arbeiten aus dem Gebiete der pathologischen Anatomie herangezogen werden.

Aber auch für den Nichtmediziner, der das Museum besucht, ist dieses ein nicht zu unterschätzendes Bildungsmittel. Er bekommt dadurch sofort einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der pathologischen Veränderungen, denen der menschliche Körper unterworfen ist, er bekommt Achtung vor der medizinischen Wissenschaft und ihren Bemühungen, durch gründliche Erkenntnis der Leiden der Mitmenschen diesen zu helfen.

Diese Anschauung von der Wichtigkeit des Besuches solcher Sammlungen für die allgemeine Bildung ist in neuerer Zeit erfreulicherweise auch in die breiteren Schichten der Bevölkerung gedrungen und ich führe in dieser Hinsicht die interessante Thatsache an, daß seit etlichen Jahren alljährlich mehrere (in den letzten 4 Jahren 23) Fach- und Bildungsvereine von Handwerkern und Arbeitern in corpore das Museum besuchten und daselbst mit regstem Interesse den Ausführungen des sie geleitenden Aufsichtsrates folgten.

Es ist also dieses Museum toter Objekte nichts weniger als tot. Im Gegenteile, frisches Leben pulsiert darin und es erfüllt dadurch seinen Zweck, zu dienen dem Fortschritte des Wissens und dem Fortschritte der Bildung.

Lebensdauer, Alterschwäche und Tod.

Von H. von Zendenfeld.

Die höheren Tiere und Pflanzen sind der Hauptsache nach in ähnlicher Weise aus einzelnen, kleinen Teilen zusammengesetzt wie ein Haus aus Ziegeln. Und wie beim Baue eines Hauses außer den Ziegeln noch Mörtel, Balken und andere Dinge verwendet werden, finden wir auch in den Körpern der Organismen außer den, den Ziegeln zu vergleichenden Elementarteilen, noch mancherlei andre, nicht aus solchen bestehende Bildungen vor. Da jedoch die letzteren nur einen kleinen Teil des Körpers bilden und von jenen erzeugt werden, sind diese Elementarteile allein als die eigentlich wesentlichen Bestandteile der Organismen anzusehen. Diese Elementarteile werden Zellen genannt.

Die zum Hausbaue verwendeten Ziegel sind nicht alle gleich: es gibt Dachziegel, Mauerziegel, Pflasterziegel und andre verschiedenen Zwecken angepaßte. Auch die Zellen, aus denen die Körper der höheren Pflanzen und Tiere bestehen, sind ungleich, den verschiedenen Funktionen, die sie zu verrichten haben, angepaßt. Es gibt bei den höheren Tieren Keimzellen, je nach dem Geschlechte männliche oder weibliche oder (bei Zwittern) beide, in den Genitalorganen; massige Zellen mit einer dicken, verkalften Wand, in den Knochen; langgestreckte Zellen, die sich auf Reize hin zusammenziehen, in den Muskeln; Zellen von cylindrischer oder runder Gestalt, welche verschiedene Sekrete (Schleim, Speichel, Galle etc.) abcheiden, in den Drüsen; scheibenförmige Zellen, welche abwechselnd als Sauerstoff- und als Kohlensäureträger fungieren, und unregelmäßige, auf eigene Faust herumkriechende, welche Bakterien und andre schädliche Dinge zu vertilgen, beziehungsweise ungefährlich zu machen haben, im Blute; Zellen, welche eintrocknen, dabei Plattenform annehmen und abgestoßen werden, in der Haut; Zellen, welche von außen einwirkende Bewegungen (Schallwellen, Lichtätherschwingungen, atomistisch-chemische und mechanische Bewegungen) in Nervenreize umwandeln, in den Sinnesorganen; Zellen, welche diese Reize weiterleiten, modifizieren und umschalten, in den Nerven, Ganglien, dem Rückenmark und dem Gehirn; Bindegewebszellen in den Häuten, welche die Organe einhüllen und festhalten; Flimmerzellen mit fortwährend sich bewegenden Härchen, in den Wänden der in die Lungenbläschen führenden Luftwege; Zellen, welche Licht produzieren, in den Leuchtorganen; Zellen, welche Elektrizität erzeugen, in den elektrischen Organen; und noch manche andre Arten von Zellen. Dem Mörtel zwischen den Ziegeln der Hausmauer gleich verbindet Kittsubstanz diese Zellen mit einander, und dem äußeren Wandverputz gleich bedeckt bei vielen niederen Tieren ein nicht celluläres Häutchen, die Cuticula, die Außenseite des ganzen Zellenbaues, aus dem der Körper besteht.

Beim Menschen und bei den höheren Tieren überhaupt sind die Zahl der am Aufbau des Körpers teilnehmenden Zellen und ihre Verschiedenheit von einander, ihre Differenzierung, sehr groß. Je weiter wir im Tierreiche hinabsteigen, umso geringer werden im allgemeinen ihre Anzahl und der Grad ihrer Differenzierung. Schließlich kommen wir dabei zu Wesen, die, wie die Glockentierchen- (Vorticella-Infusorien-)

Kolonien aus verhältnismäßig wenigen und unter einander gleichartigen Zellenelementen zusammengesetzt sind.

Solche einfache Infusorienkolonien bilden den Uebergang zwischen den aus zahllosen, stark differenzierten und von einander abhängigen Zellen aufgebauten, höheren Lebewesen und jenen allereinfachsten Organismen, welche, wie die Amöbe und die gewöhnlichen, nicht koloniebildenden Infusorien zeitlebens aus einer einzigen Zelle bestehen.

Ein einfaches Infusor dieser Art ist *Paramecium*. Der ovale Körper desselben besteht aus einer weichen, wasserreichen Substanz, dem Protoplasma. Außen sind diesem zahlreiche, haarförmige Bewegungsorgane angeheftet und in seinem Inneren finden sich, neben flüssigkeiterfüllten Vakuolen, verschiedenerlei kleinen Körnchen und aufgenommenen Nahrungsteilen zwei größere, hochorganisierte Gebilde, die Zellkerne. Der eine von diesen ist bedeutend größer als der andre; den ersteren nennt man den Haupt-, den letzteren den Neben- oder Ersatzkern.

Wenn man ein solches Infusor ins Aquarium einsetzt und darauf sieht, daß seine Existenzbedingungen erfüllt werden und reichlich Nahrung (diese Infusorien leben zumeist von Bakterien und dergleichen) vorhanden ist, so wird sich dasselbe bald in zwei gleiche Stücke teilen, welche je eine Hälfte eines jeden der beiden Kerne, die sich gleichzeitig teilen, enthalten. Die beiden aus der Teilung hervorgehenden Tochterinfusorien gleichen dem Mutterinfusor, sind aber natürlich nur halb so groß. Sobald die Teilung vollzogen ist, trennen sich die beiden Tochterinfusorien von einander und sie führen von nun an ein vollständig unabhängiges Dasein. Sofort beginnen sie zu fressen und zu wachsen. und sie nehmen so lange an Größe zu, bis sie ungefähr die Dimensionen der Mutter erreicht haben, worauf sie sich dann ihrerseits in zwei Entelinfusorien teilen. Solcherart abwechselnd wachsend und sich teilend, vermehren sich die Infusorien in geometrischer Progression: nach nicht langer Zeit ist das Aquarium von Tausenden bevölkert.

Schreitet diese Vermehrung durch Teilung längere Zeit ununterbrochen fort, so beginnen — nach einer gewissen Zahl von Generationen — die Infusorien kleiner und schwächer zu werden; sie erreichen keine so bedeutende Größe mehr wie ihr gemeinsamer Ahne, Mißbildungen werden immer häufiger und die Widerstandskraft gegen schädliche, äußere Einflüsse erlahmt mehr und mehr: lauter Zeichen einer eintretenden Altersschwäche oder senilen Degeneration. Haben diese Erscheinungen sich einmal eingestellt, so währt es, wenn die Infusorien keine Maßregel ergreifen, um ihnen zu begegnen, nicht lange, bis die ganze Nachkommenschaft jenes Infusorienahnen ausgestorben ist. Unter normalen Umständen ergreifen die Infusorien jedoch eine solche Maßregel: die Konjugation.

Wenn infolge lange fortgesetzter Vermehrung durch Teilung ein gewisser Grad von Altersschwäche eingetreten ist, pflegen sich die Infusorien paarweise aneinander zu legen und auf kurze Zeit miteinander zu verschmelzen, worauf sie sich wieder trennen, unabhängig von einander weiterleben und wieder durch Teilung sich vermehren. Das eigentlich Wesentliche bei der Konjugation sind die Veränderungen, welche die Kerne durchmachen. Der größere (Haupt-) Kern eines jeden der beiden sich konjugierenden Infusorien stirbt ab und wird — einem aufgenommenen

Nahrungskörper gleich — vom Plasma assimiliert. Der kleinere (Neben-) Kern zerfällt durch zweimalige Teilung in vier gleiche Stücke. Drei von diesen sterben, ebenso wie der Hauptkern ab und werden vom Plasma aufgenommen, das vierte teilt sich weiter in zwei Teile. Einer von diesen, der weibliche Kern, bleibt im Infusor; der andre, der männliche Kern, wandert aus und bringt in das andre Infusor ein. Solcherart werden die zwei, von den beiden in Konjugation befindlichen Infusorien gebildeten männlichen Kerne (Nebenkernachtel) ausgetauscht. Hierauf verschmilzt der männliche, in das andre Individuum eingedrungene Kern mit dem dort zurückgebliebenen weiblichen Kern (wie aus obigem hervorgeht, auch einem Nebenkernachtel) zu einem einzigen Kern, der sich dann in einen neuen (kleineren) Neben- und einen neuen (größeren) Hauptkern teilt. Damit ist der Konjugationsakt vollendet und die beiden Infusorien trennen sich wieder.

Die physiologische Wirkung dieser Konjugation ist eine Neukräftigung der beiden Infusorien, die sie durchgemacht haben. Alles, was infolge der vorhergehenden, lange fortgesetzten Vermehrung durch Teilung an Widerstandsfähigkeit und Lebensenergie verloren gegangen ist, wird durch sie ersetzt: mit neuer Jugendkraft ausgestattet beginnen sich die konjugiert gewesenen Infusorien nun wieder durch Teilung zu vermehren. Regelmäßig wechseln im Laufe der Zeit schwächende Perioden der Vermehrung durch Teilung mit neukräftigenden Konjugationen ab.

Da diese Infusorien und wohl alle einzelligen Wesen überhaupt, in der Konjugation ein Mittel besitzen, der im Gefolge der Vermehrung durch Teilung auftretenden, sonst unabänderlich zum Tode führenden, senilen Degeneration erfolgreich zu begegnen, und durch die Anwendung desselben, immer, wenn es not thut, neue Lebensenergie gewinnen können, erfreuen sie sich, den olympischen Göttern gleich, ewigen Lebens und einer immer sich erneuernden Jugendkraft: jedes Infusor, das wir sehen, lebt sicherlich schon viele Jahrtausende! Bezüglich der Unsterblichkeit verhalten sich die einzelnen, wie oben erwähnt, einander vollkommen gleichen Einzeltiere (Zellen) der Vorticella-Infusorienstöcke gerade so wie die nicht stoffbildenden, Paramecium-ähnlichen Einzelinfusorien, denn es sind alle ihre Teile befähigt, sich, wenn nötig, durch Konjugation neu zu kräftigen.

Anders aber ist es bei den höheren Tieren und Pflanzen. Bei diesen sind die den Körper zusammensetzenden Zellen in so hohem Maße differenziert und einseitig entwickelt, so fest mit einander verbunden und so abhängig von einander, daß sie die Konjugationsfähigkeit verloren haben: die Keimzellen allein haben sich diese Fähigkeit bewahrt. Die Keimzellen der höheren Tiere und Pflanzen entstehen, gerade so wie alle andren Zellen, durch wiederholte Zellteilung. Sie sind aus Protoplasma, Zellkern, Centrosoma und andren, weniger wichtigen Teilen zusammengesetzt. Diese Keimzellen treten, wenn sie reif geworden sind, aus dem den Körper bildenden Zellverbande aus, um für sich weiter zu leben. Der Prozeß der Reifung dieser Zellen besteht darin, daß sich der Kern teilt und daß die Hälfte oder drei Viertel seiner Substanz ausgestoßen werden und zu Grunde gehen, so daß nur eine Hälfte oder ein Viertel des Kerns in der Keimzelle zurück- und am Leben bleibt. Normaler Weise sind diese die Ausreifung der Keimzellen

begleitenden Kernteilungen, die Reifeteilungen, wie man sie schlechtweg nennt, Vorbereitungen zur Konjugation zweier Keimzellen und in diesem Falle finden zwei Kernteilungen statt und bleibt nur ein Kernviertel in der Keimzelle zurück. Ausnahmsweise bereiten diese Teilungen aber nicht eine Konjugation vor und in diesem Falle findet nur eine einzige Kernteilung statt und es bleibt eine Kernhälfte in der Keimzelle zurück. Ueber den letzteren, für uns hier zunächst nicht in Betracht kommenden Fall soll unten gesprochen werden. Der erstere, normale und bei den meisten Organismen, darunter allen Wirbeltieren allein vorkommende Fall dagegen ist von größter Wichtigkeit.

Die Keimzellen der höheren Organismen sind zweierlei Art. Jede Tier- und Pflanzenspezies erzeugt beide Arten von Keimzellen, beide enthalten Plasma, Kern und Centrosom. Jene der einen Art sind groß und enthalten außer diesen Bestandteilen noch Nahrungsmaterial, zumeilen (Reptilien und Vögel) in sehr großer Menge; diese Keimzellen nennt man weibliche, es sind die Eizellen, welche den wesentlichen Bestandteil der Eier der Tiere und der Samen der Pflanzen bilden. Die Keimzellen der andren Art sind viel kleiner, enthalten kein Nahrungsmaterial, bestehen der Hauptsache nach nur aus Kern, Centrosoma und wenig Hüllplasma und sind bei den allermeisten Tieren mit einem schwanzartigen Bewegungsorgane ausgestattet; diese Keimzellen nennt man männliche, es sind die Spermatozoen der Tiere und die Pollenkörner der Pflanzen.

Wenn diese Keimzellen durch die Abstoßung von drei Vierteln des Kernes und durch die Bildung der accessorischen Teile (Nahrungsmaterial der weiblichen, Bewegungsorgane der männlichen) volle Reife erlangt haben, werden sie von dem Körper des Organismus, in dem sie ausreifen, mehr oder weniger unabhängig und scheiden sich zur Vereinigung, Konjugation mit einer andersgeschlechtlichen Keimzelle derselben Spezies an, wobei die kleinere, männliche Zelle den Körper des Organismus, in dem sie reifte, zu verlassen und, sei es aktiv, sei es passiv, eine weibliche Zelle aufzusuchen pflegt. Findet sie eine solche, noch nicht mit einer männlichen vereinigte, so dringt sie in dieselbe ein. Der Bewegungsapparat (Schwanz des Spermatozoons) wird dabei abgestoßen und draußen gelassen, während Kern und Centrosoma in das Plasma der weiblichen Zelle hinein- und auf deren Kern zuwandern. An diesen herangekommen, verschmilzt der männliche Kern (er ist, wie aus obigem hervorgeht, ein Kernviertel) mit dem weiblichen Kern (auch einem Kernviertel) zu einem neuen Kern. Das Centrosoma, ein kleines Körnchen, welches die Rolle eines dynamischen Centrums spielt, und zwar das eingewanderte, männliche Centrosoma, teilt sich in zwei gleiche Stücke. Diese weichen auseinander und üben auf den neuen, aus der Verschmelzung des weiblichen mit dem männlichen hervorgegangenen Kern eine derartige Anziehung aus, daß dieser zerrissen wird und in zwei gleiche Hälften zerfällt. Jede von diesen besteht zur Hälfte aus männlicher, zur Hälfte aus weiblicher Kernsubstanz. Hat sich der Kern geteilt, so teilt sich auch die Eizelle, entweder, wenn sie weniger Nahrungsmaterial enthält und kleiner ist, vollständig, oder, wenn sie mehr Nahrungsmaterial enthält und größer ist, teilweise. Die so entstandenen Tochterzellen und -Kerne teilen

sich dann wieder und dieser Vorgang schreitet fort, bis aus der mit der männlichen Keimzelle vereinigten Eizelle alle jene zahllosen Zellen hervorgegangen sind, die den Körper des ausgebildeten Organismus zusammensetzen. Hierbei ist noch besonders zu bemerken, daß an der Bildung eines jeden neuen Kerns (bei der Teilung) immer männliche sowohl als weibliche Kernsubstanz Anteil nimmt.

Man nennt die Vereinigung einer männlichen mit einer weiblichen Keimzelle höherer Organismen wenig passend „Befruchtung“. Die dabei stattfindenden Vorgänge stimmen im wesentlichen mit jenen überein, welche sich bei der Konjugation der Infusorien abspielen. Bei beiden wird der größere Teil des Kernes abgestoßen und bei beiden vereinigt sich der Rest mit einem ähnlichen, aber fremden Kernreste. Daß bei den Keimzellen der höheren Organismen zwei Kerne zu einem verschmelzen, bei den Infusorien aber ein Austausch und eine wechselseitige Verschmelzung von Hälften (Nüchtern) stattfindet, beeinträchtigt die Vollkommenheit der Analogie dieser Vorgänge nicht. Bei beiden veranlaßt die Vereinigung eine Neukräftigung und bei beiden folgt darauf eine Periode üppiger Zellvermehrung durch Teilung. Bei den Infusorien bleiben alle durch Teilung aus den vereinten Zellen hervorgehenden Elemente getrennt, gleich und konjugationsfähig, bei den höheren Organismen tritt eine bedeutende Differenzierung dieser Elemente, die hier größtenteils miteinander verbunden bleiben, ein, und nur wenige von ihnen — die Keimzellen — behalten die Konjugationsfähigkeit bei.

Während der embryonalen Entwicklung und der ganzen Wachstumsperiode vermehren sich die Zellen fortwährend durch Teilung und bei vielen, wie den Epithelzellen, zu denen auch die haarbildenden Zellen gehören, den Talg- und Milchdrüsenzellen, den Blutkörperchen zc., dauert — um Ersatz für die fortwährend verloren gehenden Elemente dieser Art zu schaffen — die Neubildung durch Teilungsvermehrung bis an das Lebensende an. Dies gilt für die Tiere; bei den Pflanzen hört das Wachstum überhaupt nur mit dem Leben auf.

Wie mehrfach erwähnt, haben alle diese Zellen, infolge ihrer hohen Differenzierung, ihrer festen Verbindung mit und ihrer Abhängigkeit von einander die Konjugationsfähigkeit verloren. Bei ihnen wird — gerade so, wie bei den Infusorien — in Folge lange andauernder Vermehrung durch Teilung, ohne dazwischen tretende Konjugationen, über kurz oder lang eine senile Degeneration eintreten, welche eine Schwächung und schließlich den Tod dieser Zellen herbeiführen muß. Wenn aber in den, ein einziges Organsystem zusammensetzenden Zellen eine solche Schwächung eintritt, so wird das, wenn dieses ein wichtiges Organsystem ist, in Betracht des innigen Zusammenhanges und der vollkommenen Abhängigkeit der Organe von einander, erst eine Krankheit und schließlich den Tod des ganzen Körpers herbeiführen: der betreffende Organismus stirbt an Altersschwäche. Wird ein unwichtiges Organsystem zuerst von dieser senilen Degeneration betroffen, so kann der Körper unter Umständen ohne wesentliche Beeinträchtigung seiner Lebensthätigkeit noch lange weiter existieren. Einer der bekanntesten Fälle dieser Art ist das Bleichen der Haare im Alter, auf welches wir unten noch zurückkommen werden.

Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß bei einigen niederen

Tieren zuweilen auch „unbefruchtete“, das heißt solche Keimzellen sich zu Körpern auszubilden vermögen, welche keine Konjugation eingegangen sind und bei denen die Reifeteilung des Kernes nur eine einmalige, einfache ist. Solches wird bei Pflanzenläusen (*Phylloxera*), gewissen Krebsartigen Tieren (*Branchipus*), Bienen (die Drohnen gehen aus unbefruchteten Eiern hervor) und andren beobachtet. Manche niedere Tiere und eine große Zahl von Pflanzen vermögen sich auch durch Knospen, Stecklinge, Zwiebeln, Knollen und dergleichen zu vermehren und eine Anzahl niederer Organismen besitzt die Fähigkeit, den ganzen Körper aus kleinen Teilstücken zu regenerieren. In allen diesen Fällen haben wir es mit einer Vermehrung zu thun, bei welcher keine Neukräftigung durch Kernmischung stattfindet.

Wenn sich diese Organismen aber auch eine kürzere oder längere Zeit hindurch solcherart ohne Kernmischung — ungeschlechtlich, wie man das nennt — fortpflanzen können, so tritt doch immer nach einer größeren oder geringeren Zahl von solchen, ohne Kernmischung entstandenen Generationen, geschlechtliche Fortpflanzung ein, durch welche wieder eine Kernmischung und damit eine Neukräftigung erzielt wird. Bleibt eine solche allzulange aus, so treten die bekannten Erscheinungen der senilen Degeneration ein, wie dies an den durch Stecklingen fortgepflanzten Pyramidenpappeln und europäischen Weinstöcken (Abnahme der Widerstandskraft gegen *Phylloxera*!) und in vielen andren Fällen zu beobachten ist. Es sind also diese, sich teilweise auf ungeschlechtlichem Wege fortpflanzenden Organismen ebenso wenig der Notwendigkeit enthoben, sich ab und zu durch Kernmischung neu zu kräftigen, wie alle anderen.

Der Neukräftigungserfolg der Kernmischung ist durchaus nicht unter allen Umständen der gleiche; der Grad desselben hängt in erster Linie von dem Grade der Verschiedenheit der Konstitution der beiden sich mischenden Kerne ab. Sind diese Kerne sehr verschieden gebaut, stammen die Keimzellen, denen sie angehören, von ganz verschiedenen Tieren, so findet entweder überhaupt keine Kernmischung statt oder es vermag die, aus der Vereinigung der beiden Keimzellen hervorgegangene Zelle sich nicht durch Teilung zu vermehren. In diesem Falle ist der Erfolg des Zusammentretens der Keimzellen ein rein negativer: ein Hahn kann mit einer Ente kein Junges erzeugen. Gehören die zusammenkommenden Keimzellen zwei verschiedenen, aber doch einander ähnlichen Tierarten, etwa einem Pferd und einem Esel an, so findet Kernmischung statt und es entsteht aus den vereinigten Keimzellen ein Bastard (Maulesel, Maultier), welcher aber häufig nicht fortpflanzungsfähig ist. Gehören sie ganz ähnlichen, wie man sich ausdrückt, zu einer und derselben Spezies zu zählenden, aber doch nicht ganz gleichen, nicht näher mit einander verwandten Individuen an, so wird der beste Erfolg erzielt. Dies ist der normale und am weitaus häufigsten vorkommende Fall. Gehören sie ganz ähnlichen, nahe miteinander verwandten Organismen an, so ist die Wirkung dieser Kernmischung eine weniger kräftigende und zwar umso weniger, je näher verwandt die sich mischenden Keimzellen, die beiden Eltern, mit einander sind. Vermehren sich, eine Anzahl von Generationen hindurch, nahe verwandte Organismen unter einander — was man Inzucht nennt — so treten dieselben Erscheinungen der senilen Degeneration

auf, welche durch die fortgesetzte „ungeschlechtliche“ Vermehrung durch Teilung herbeigeführt werden: die Lebensenergie nimmt in den aufeinanderfolgenden Generationen ab, Mißbildungen werden immer häufiger und die Widerstandskraft gegen schädliche äußere Einflüsse erlahmt mehr und mehr, bis die betreffenden Organismen so geschwächt sind, daß sie zu Grunde gehen, ehe sie zur Fortpflanzung schreiten können und die ganze Familie ausstirbt.

Unter den, durch fortgesetzte Inzucht herbeigeführten Erscheinungen der senilen Degeneration ist die, immer mangelhaftere Ausbildung der Pigmente, der Stoffe, welche den betreffenden Organismen ihre charakteristischen Farben verleihen, eine der zuerst eintretenden und eine der äußerlich am meisten auffallenden. Auf kleinen, ozeanischen Inseln werden weit häufiger, wie auf dem Festlande mehr oder weniger weiße Individuen, Scheden oder gar Albinos beobachtet, eine Erscheinung, welche auf die durch die geographischen Verhältnisse bedingte Inzucht der Bewohner solcher Inseln zurückzuführen ist. Künstlich können durch fortgesetzte Inzucht bei manchen in der Gefangenschaft sich vermehrenden Tieren leicht Scheden und ganz weiße Exemplare erzeugt werden. Als Beispiele mögen die weißen Kaninchen, Azolotl, Reiskügel und die hellfarbigen Schimmel angeführt werden.

Ganz ebenso wie hier in aufeinanderfolgenden Generationen von Tieren, die sich vermehren, ohne daß Mischungen von hinreichend verschiedenen Keimzellen intervenieren, tritt auch bei den, die Körper der Säugetiere und namentlich des Menschen zusammensetzenden Zellen infolge ihrer fortgesetzten Vermehrung durch Teilung als eine der ersten Erscheinungen seniler Degeneration das Aufhören der Bildung von Pigment ein: die Haare, welche bei jüngeren Individuen mit lichter oder dunkler braunem oder schwarzem Pigment ausgestattet sind, werden im späteren Alter zunächst mit weniger Pigment und dann ganz ohne Pigment erzeugt, sie werden grau und dann weiß. Man bemerkt hierbei, daß dort, wo das Haar rascher wächst — die Zellteilung eine lebhaftere ist — dieses Weißwerden früher als anderwärts eintritt.

Aus allen Erscheinungen der Fortpflanzung und Vermehrung der höheren Tiere und Pflanzen ergibt sich, daß die Reichen der durch Teilung auseinander hervorgehenden, zur Konjugation, zur Neukraftigung und zum ewigen Leben befähigten Keimzellen, die Keimzellenserien, das eigentlich wesentliche, die einzelnen Individuen (Körper) der Pflanzen und Tiere, mit Einschluß des Menschen, aber nur Bildungen von untergeordneter Bedeutung sind, welche von den Keimzellen erzeugt und von ihnen im Konkurrenzkampfe als Waffen benützt werden. Trotzdem und obwohl die Vergänglichkeit (Sterblichkeit) dieser Waffen, der Körper, der Erhaltung der Keimzellenserien, denen sie zu dienen haben und für die sie da sind, keinen allzugroßen Eintrag thut, ja die Kurzlebigkeit, die Variabilität innerhalb einer gegebenen Zeit und damit auch die Anpassungsfähigkeit erhöht, in dieser Hinsicht also sogar von Vorteil ist, muß es dennoch beim ersten Blicke erstaunlich erscheinen, daß die natürliche Zuchtwahl, den Körpern der allermeisten höheren Organismen nicht die Fähigkeit länger zu leben, als wir es in der That beobachten, angezuchtet hat. Denn es ist doch klar, daß im allgemeinen ein Orga-

nismus umsomehr für die Keimzellenserie, der er angehört, wird thun können, je länger er lebt.

Die Seltenheit der Anzüchtung der Fähigkeit, bei der fortgesetzten Vermehrung durch Teilung einer juvenilen Degeneration länger Widerstand zu leisten, findet jedoch in den thatsächlichen Verhältnissen eine vollkommen befriedigende Erklärung. In der freien Natur werden die Insekten von Vögeln, Fledermäusen und andren Wirbeltieren, die kleineren Fische von größeren Raubfischen, die Frösche von Hechten, Schlangen und Störchen, die Hasen und Rehe von Adlern, Füchsen und Wölfen, mit einem Worte die kleineren und schwächeren Tiere von größeren und stärkeren aufgefressen. Die Pflanzen dienen unzähligen Tieren zur Nahrung. Alle Organismen werden von Parasiten heimgesucht, welche sehr häufig Krankheiten und den Tod ihrer Wirte verursachen. Und alle werden von ungünstigen physikalischen Verhältnissen, vulkanischen Ausbrüchen, Ueberschwemmungen, plötzlich einfallender Kälte und dergleichen bedroht.

Dies hat zur Folge, daß die allermeisten Organismen nach kurzer Lebensdauer und lange bevor die juvenile Degeneration der Zellen, aus denen ihre Körper bestehen, einen merklichen Grad erreicht hat, getötet werden. Es hängt daher die thatsächliche, durchschnittliche Lebensdauer fast ganz von dem Verhältnisse zwischen den äußeren Gefahren, denen die Organismen ausgesetzt sind und den Mitteln, die sie besitzen, um diesen entgegenzutreten, und fast gar nicht von dem Zeitpunkte ab, in welchem die juvenile Degeneration ihrer Zellen einen merklichen Grad erreicht. Im allgemeinen wird die thatsächliche, durchschnittliche Lebensdauer um so mehr von den erstgenannten Faktoren und um so weniger von dem letztgenannten Faktor abhängen, je schwächer und verfolgter ein Organismus ist, und umgekehrt um so weniger von den ersteren und um so mehr von dem letztgenannten, je stärker und widerstandsfähiger ein Organismus ist. Da bei den schwachen und viel verfolgten Organismen der Zeitpunkt des Eintrittes der juvenilen Degeneration keinen merklichen Einfluß auf die thatsächliche, durchschnittliche Lebensdauer ausübt, kann auch die Zuchtwahl nicht merklich darauf einwirken. Sie konnte bei diesen Organismen die Zellen- und Kernstruktur nicht derart abändern, daß diese die Fähigkeit erlangten, sich längere Zeit durch Teilung vermehren zu können, ohne der juvenilen Degeneration anheimzufallen. Bei manchen wenig verfolgten und gut geschützten Organismen, wie dem Walsisch, der Riesenschildkröte und gewissen Bäumen war aber die Widerstandskraft gegen äußere Gefahren so groß, daß die innere Lebensmöglichkeit, die Zeit, welche hindurch die Zellen des Körpers sich fortgesetzt durch Teilung vermehren konnten, ohne erheblich juvenil zu degenerieren, einen beträchtlicheren Einfluß auf die thatsächliche, durchschnittliche Lebensdauer auszuüben vermochte. Und da es bei diesen Organismen von merklichem Vorteil war, möglichst spät alterschwach zu werden, züchtete die natürliche Zuchtwahl den Zellen, aus denen die Körper derselben bestehen, thatsächlich die Fähigkeit an, sich sehr lange Zeit hindurch mittelst bloßer Teilung vermehren zu können, ohne der juvenilen Degeneration anheimzufallen.

Die Zahl der Jahresringe großer Sequoiastämme zeigt, daß manche von diesen Riesenbäumen des nordamerikanischen Felsengebirges über 3000 Jahre alt geworden sind. Auch andre Bäume, Coniferen, Eichen,

Eucalypten zc. werden mehrere Jahrhunderte, ja über 1000 Jahre alt. In betreff einiger Riesenschildkröten liegt der historische Nachweis eines sehr hohen, mehrere Jahrhunderte erreichenden Alters vor. Die Harpunenpfeilen alter Konstruktion, die man zuweilen in die Haut großer Walfische eingewachsen findet, legen Zeugnis dafür ab, daß auch diese Tiere ein sehr hohes Alter zu erreichen vermögen. Adler, Papageien, Elefanten zc. können ebenfalls sehr alt werden.

Die Vorfahren des Menschengeschlechtes erfreuten sich keines solchen Schutzes vor äußeren Gefahren wie die Riesenschildkröten und Sequoien, so daß die Zuchtwahl nicht vermochte, diesen eine längere, innere Lebensmöglichkeit anzuzüchten: der Mensch fällt nach 40—80 Jahre dauern- dem Leben der unabänderlich zum Tode führenden, senilen Degeneration anheim.

Jener Schutz vor äußeren Gefahren, dessen unsre früheren Vorfahren entbehrten, wird aber jetzt den Menschen durch die immer fortschreitende Zivilisation und die Entwicklung der medizinischen Wissenschaft in großem und in immer zunehmendem Maße zu Teil. Die Folge davon ist, daß jetzt ein viel größerer Prozentsatz aller Menschen an Altersschwäche stirbt als früher und daß dieser Prozentsatz in stetiger und gegenwärtig recht rascher Zunahme begriffen ist. Hierdurch wird der natürlichen Zuchtwahl die Gelegenheit geboten, in den aufeinander folgenden Generationen Menschen zu züchten, deren Körperzellen immer länger im stande sein werden, sich durch Teilung zu vermehren, ohne der senilen Degeneration anheimzufallen und sie dürfte es aller Wahrscheinlichkeit dahin bringen, daß der Zeitpunkt des Eintretens der Altersschwäche immer weiter hinausgeschoben und so die an Altersschwäche — zu der natürlich jede senile Entartung eines Organes zu rechnen ist — sterbenden Menschen in den aufeinander folgenden Generationen durchschnittlich immer älter sein werden. Hand in Hand mit dieser Verlängerung der inneren Lebensmöglichkeit, oder genauer gesagt, ihr voraus, wird die durch den allgemeinen Fortschritt bedingte Abnahme der durch äußere Ursachen, namentlich niedere pflanzliche Parasiten (Bakterien) herbeigeführten Todesfälle gehen: zusammenwirkend werden beide Faktoren eine erhebliche Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer des Menschen herbeiführen.

Wir wissen, daß die Sequoien ein Alter von 3000 Jahren erreichen können. Soweit bis jetzt bekannt, ist dies die äußerste Grenze, bis zu welcher die Zellen sich durch Teilung vermehren können, ohne an Altersschwäche zu Grunde zu gehen. Theoretisch muß es als möglich bezeichnet werden, daß auch dem Menschen — eine weitgehende Einschränkung der äußeren, ihn bedrohenden Gefahren vorausgesetzt — von der Zuchtwahl eine so lange innere Lebensmöglichkeit angezüchtet werden kann, oder gar noch eine längere, und so haben wir die Hoffnung, daß, wenn auch uns selbst kein langes Leben beschieden ist, doch vielleicht unsre spätem Nachkommen eines solchen sich erfreuen werden.

Wir wissen aus Erfahrung, daß senile Degeneration immer eintritt, wenn die Vermehrung durch Teilung nicht ab und zu durch die Mischung hinreichend verschiedener Keimzellen unterbrochen wird und wir haben im obigen aus diesem Erfahrungssatze einige Schlüsse gezogen. Wenn wir nun aber fragen, warum und wie denn eigentlich fortgesetzt

Teilungsvermehrung Schwächung und entsprechende Kernmischung Neukräftigung herbeiführt, so betreten wir ein, von den dunklen Schatten der Unkenntnis erfülltes und nur von zweifelhaften Hypothesen, wie von Irrlichtern spärlich und unbefriedigend erleuchtetes Gebiet. In dieses Gebiet würde ich mich selber nur ungern und mit der größten Vorsicht wagen, und ich möchte keinesfalls den geneigten Leser dahin mitnehmen. Begnügen wir uns einstweilen mit den Erfahrungen und den aus ihnen zu ziehenden Schlüssen und betreten wir jenes Gebiet erst dann, wenn es durch sichere Beobachtungen wenigstens einigermaßen befriedigend erhellt sein wird.



Neuere Auffassungen und Methoden bezüglich der Reizbewegungen der Pflanzen.

Von Friedrich Czapek.

Die Schranken, welche Philosophen und Naturforscher seit Aristoteles' Tagen zwischen den Reizbewegungen der Tiere und den Reizbewegungen der Pflanzen aufgerichtet hatten, dürfen heute für die Wissenschaft als völlig beseitigt gelten. Die moderne Physiologie führt uns die tierischen und pflanzlichen Reizbewegungen vor als „Antwortvorgänge“, als „ausgelöste Prozesse“, mittelst welcher pflanzliche und tierische Organismen auf Eingriffe und Einflüsse der Außenwelt in gezehmäßiger Weise reagieren. Gleichviel ob ein hungerndes Tier, welches in der Nähe die gesuchte Nahrung mittelt, auf diese in rascher Bewegung zueilt, oder ob ein mikroskopisch feiner Pilzfaden sich nach einem Insektenbein hinrückt, welches man in seiner Nähe in denselben Wassertropfen gelegt hat: in beiden Fällen ist es eine Reizbewegung, ausgeführt von lebenden Organismen, welche durch äußere Einflüsse hiezu veranlaßt werden.

Es ist wahr: die Fähigkeiten, die wir im Tierreiche hinsichtlich der Reizbewegungen finden, sind ungleich vielseitiger als bei der Pflanze. Die Bewegungen spielen sich beim Tiere in der Regel blitzschnell ab, während die Pflanze viel Zeit braucht, um ihre Krümmungen in der bestimmten Weise auszuführen. Es ist aber die bekannte Schreckbewegung der Mimosa ein treffendes Beispiel dafür, daß rasche Prozesse sich auch in Pflanzen finden können. Charakteristischer Weise wurden bis in die neueste Zeit auch von jenen Seiten, wo man das allgemeine Vorhandensein von pflanzlichen Reizbewegungen in Abrede stellte, der Mimosa und ähnlichen Fällen bereitwillig echte Reizbewegungen zugesprochen. Doch ist nicht der rasche Ablauf der Bewegung das Wesentliche an einem Reizvorgang, sondern vielmehr dessen Gliederung in die Reizwahrnehmung (Aufnahme, Perzeption des Reizes) und in die Reizreaktion. Die Reizwahrnehmung kennen wir bekanntlich unmittelbar nur von unserer eigenen Person. Die Reizreaktion ist aber derjenige Teil des Reizvorganges, welchen wir an den anderen Lebewesen als „Reizbewegung“ beobachten, und welcher, allgemein genommen, so gut wie das einzige Merkmal darstellt, aus

welchem wir die Thatsache der Reizwahrnehmung an anderen Wesen erschließen können. Die Selbstbeobachtung und die Physiologie der Tiere haben uns aber noch ein drittes Glied des Reizvorganges erkennen gelehrt: die Reizfortpflanzung, als deren Organ beim Tiere die Nerven dienen.

Daß sich auch bei der Pflanze alle diese Teile der echten Reizbewegungen nachweisen lassen, erfuhr man erst vor weniger als einem Vierteljahrhundert; als Charles und Francis Darwin in ihrem berühmt gewordenen Werke „über das Bewegungsvermögen der Pflanzen“ (1880) nachwiesen, daß im Pflanzenreiche sehr verbreitet Fälle vorkommen, in welchen der Reizwahrnehmung und der Ausführung der Reizreaktion ganz getrennte Organe dienen, vergleichbar dem Sinnesorgan und dem reagierenden Muskel von Tieren. Darwin Vater und Sohn erbrachten in geistvoller Weise den Aufsehen erregenden Nachweis, daß Feuchtigkeitsdifferenzen im Boden, sowie die normale Orientierung des Organs bei den Pflanzenwurzeln ausschließlich in der äußersten Spitze wahrgenommen werden, während die erfolgende zweckentsprechende Krümmung in anderen mehrere Millimeter darüber liegenden Teilen der Wurzel ausgeführt wird. Es ist deshalb eine Fortleitung des Reizes aus der Wurzelspitze in die Region der Krümmung notwendig, und wir müssen aus den Entdeckungen der beiden Darwin mit Notwendigkeit auf die Thatsache der Reizfortpflanzung bei pflanzlichen Reizbewegungen schließen. Ebenso schön gelingt es bei Keimlingen von Gräsern darzuthun, daß nur die Spitze für einseitig einfallendes Licht reizbar ist, während die darunter liegenden Teile des Keimlings die sodann erfolgende Lichtwärtskrümmung ausführen. Sehen wir, wie später Rothert im Laboratorium von W. Pfeiffer gezeigt hat, dem Keimpflänzchen ein lichtdichtes Stannioltäppchen auf, welches nur die empfindliche Spitze verbirgt, nicht aber die Krümmungszone, so ist der Keimling wie geblendet, vermag das Licht nicht wahrzunehmen und unterläßt seine Krümmung. Daß die verschiedenen gegen Darwin erhobenen Einwände gegen die Rolle der Wurzelspitze als Wahrnehmungsorgan im Wesen nicht berechtigt waren, konnte ich im Jahre 1894 mittelst einer neuartigen Methode überzeugend darthun.

Die fundamentale Bedeutung der Untersuchungen der beiden Darwin beruht nun gerade darauf, daß auch für Pflanzen allgemein und unwiderleglich nachgewiesen war, daß, wie beim Tier, Reizwahrnehmung, Reizfortpflanzung und Reizreaktion die wesentlichen Teile der Reizbewegungen darstellen. Das alte Dogma, welches Linné in dem lapidaren Satze formuliert hatte: „Steine wachsen, — Pflanzen wachsen und leben, — Tiere wachsen, leben und empfinden“, war endgültig umgestoßen: denn das, was wir beim Tiere „Empfindung“ nennen, die Wahrnehmung äußerer Reize, kommt der Pflanze im gleichen Maße zu.

Der moderne Physiologe trägt dem Rechnung, indem er von „Sensibilität“ der Pflanze gegen äußere Reize spricht, das „sensible Organ“ für die Reizbewegungen aufsucht, und die Ausdrucksweise der Nervenphysiologie auch in der Botanik in entsprechende Verwendung zieht.

Nur graduell, in Bezug auf Vielseitigkeit und Vollkommenheit in den vorhandenen Einrichtungen, sind also die pflanzlichen und tierischen Reizvorgänge verschieden, ihrem Wesen nach aber gleich. Auch darf man

nicht glauben, daß alle Tiere gleich vollkommene Einrichtungen zur Ausführung ihrer Reizbewegungen haben: es gibt zahllose Uebergangsstufen im Tierreiche bis zu jenen Formen herab, welche, wie die Spongiarier des Meeres, in ihren den Reizvorgängen dienenden Apparaten nicht wesentlich von den pflanzlichen Einrichtungen abweichen. Eine weite trennende Kluft ist hier ebenfowenig vorhanden, wie sonst in den formen-erfüllten weiten Reichen der Natur. Wer, sich mit den exakten Ergebnissen der reinen Naturforschung nicht begnügend, in das Reich der Phantasie hinübereilen will, mag also immerhin, so wie er eine Tierseele annimmt, auch von einer Pflanzenseele sprechen, und einem alten poetischen Traume der Menschheit, welcher in den mythologischen Vorstellungen so oft zu Tage trat, auch heute eine gewisse Grundlage einräumen.

Den Forscher, welcher sich weitere Erkenntnis schaffen will, reizt es nun, einen eindringenden Vergleich zwischen tierischen und pflanzlichen Reizbewegungen zu ziehen und durch seine ordnende Hand die Vorbedingung zum erfolgreichen Vordringen der Wissenschaft zu schaffen. An unserer Person selbst, und unter Benützung dieser Analogie an höheren Tieren, lassen sich leicht zwei Gruppen von Reizbewegungen unterscheiden: willkürliche und unwillkürliche. Die letzteren kommen in physiologischen Versuchen häufig ohne Beteiligung des Gehirnes des Tieres zum Vorschein, ja können selbst am enthaupteten Froische in großer Zahl hervorgerufen werden. Wir nennen sie Reflexbewegungen im Gegensatz zu den gewollten Bewegungen.

Die Bedeutung der reflektorischen Bewegungen ist nun aber bei den niederen Tieren ungleich größer, als die der psychischen Vorgänge. Bei den niedersten Tieren sind wir schließlich in die Lage versetzt erklären zu müssen, daß wir psychische Prozesse mit Sicherheit gar nicht feststellen können. In der Regel äußert man sich dahin, daß bei solchen Tieren nur Reflexbewegungen vorkommen. Man gibt ja damit den wesentlichen Eindruck der Erscheinungen wieder, doch möchte ich einwenden, daß der Begriff „Reflex“ bei Tieren, denen psychische Vorgänge als zweite Kategorie von Reizprozessen fehlen, seine Bestimmtheit in hohem Grade einbüßt, weil gerade das „Unwillkürliche“ im Gegensatz zum „Gewollten“ das Charakteristikum für den „Reflex“ ist. In Konsequenz der gewonnenen Ansichten hat man denn vielfach die Reizbewegungen der Pflanzen als „Reflexbewegungen“ kategorisiert. Doch fehlt auch hier der Gegensatz des Psychischen, und so ist es streng genommen nicht gerechtfertigt, diesen den höchsten Tierklassen und dem Menschen angepaßten Begriff ohne Aenderung auf die Pflanze zu übertragen. Am neutralsten und am meisten zutreffend ist es nach meiner Meinung, überall dort, wo psychische und reflektorische Erscheinungen nicht klar gesondert neben einander auftreten, einfach von Reizbewegungen zu sprechen, und anzunehmen, daß auf solchen niedrigen Stufen eine Zweiteilung und Sonderung der Reizprozesse nicht eingetreten ist.

Kommen der Pflanze Sinnesorgane zu? Die meisten Tiere haben zur Wahrnehmung von Licht- und Wärmereizen, von Geschmack- und Geruchsreizen, von Schallreizen oder Tasteindrücken, gesonderte hochkomplizierte Apparate, die Sinnesorgane, von denen in der Regel jedes nur zur Wahrnehmung einer bestimmten Reizkategorie be-

stimmt ist, und seinen ganzen anatomischen Bau in dieser Richtung ausgebildet hat. Reize ich den Augennerv durch chemische, thermische oder elektrische Mittel, so ist das Ergebnis immer nur, daß eine Lichtempfindung zu stande kommt. Joh. Müller hat für diese Eigentümlichkeit die Bezeichnung „spezifische Energien der Sinnesnerven“ eingeführt.

Ein sensibles Pflanzenorgan, wie eine Wurzelspitze, ist nun gleichzeitig zur Aufnahme einer ganzen Reihe von Reizen fähig: Licht, Wärme, Schwerkraft, Feuchtigkeit, mechanische und chemische Reizung werden sämtlich wahrgenommen, und als Zeichen dessen von der Wurzel mit einer Krümmung beantwortet. Die Wurzelspitze entspricht also nicht einem einzelnen Sinnesorgan, sondern einer Mehrzahl von solchen. Ähnlich ist es auch sonst mit den sensiblen Organen der Pflanzen. Nur die Ranken sind mit besonderen Fühlapparaten ausgestattete Tastorgane, welche auf diese einzige Sinneswahrnehmung hin konstruiert sind. Von großer vergleichend-physiologischer Bedeutung ist es nun, daß es große Gruppen niederer Tiere gibt, denen gleichfalls die Ausbildung gesonderter Sinnesorgane fast gänzlich mangelt; sie haben statt deren ein „Sinnesepithel“, eine Haut, die aus Zellen besteht, welche für eine Anzahl differenter äußerer Reize gleichzeitig empfindlich sind. Eine Wurzelspitze z. B. entspricht daher in ihrer physiologischen Rolle am ehesten einem derartigen „Sinnesepithel“, und nicht einem Komplex von Sinnesorganen. Sie ist aber noch mehr als „Sinnesepithel“. In ihr müssen sich auch alle Prozesse vollziehen, welche bei einem tierischen Reflexvorgang die Ganglienzellen oder das Rückenmark leisten, so daß von der Wurzelspitze nach aufwärts nur der Impuls zur Krümmung weiter geleitet wird. Die kleine, anscheinend einfach gebaute Spitze der Wurzel hat daher bei den Reizbewegungen der Wurzel eine große Zahl von Funktionen zu vollziehen, und Darwin lieferte hievon ein anschauliches Bild, indem er sagte, die Wurzelspitze wirke wie das Gehirn eines niedrigen Tieres. Auf alle diese vielen verschiedenen Reize hin antwortet die Wurzel immer mit einer Krümmung in äußerlich ganz gleicher Weise, und niemand, dem man eine solche Wurzel nach Vollzug ihrer Reizreaktion zeigt, würde sagen können, welcher Art der Krümmungsreiz gewesen ist. Julius Sachs hat diese Erscheinung mit der „spezifischen Energie“ bei tierischen Sinnesnerven verglichen.

Es gibt aber im Pflanzenreiche außer Reizkrümmungen noch genug andere Formen von Reizreaktionen: Drehungen, Verdickungen, Verlängerungen, Verkürzungen der Organe, die man durch eine weitläufige Namensgebung zu charakterisieren gesucht hat. Unter den mikroskopisch kleinen Wasserpflanzen gibt es auch genug Formen, welche auf Reize mit Hinzuschwimmen oder Hinwegschwimmen reagieren. An derselben Pflanze antworten die einzelnen Organe auf denselben Reiz in verschiedener Weise, eine Erscheinung, welche Jul. Sachs Anisotropie genannt hat. Ja, ein und dasselbe Organ verhält sich unter verschiedenen Lebensbedingungen und in verschiedenem Lebensalter gegen dieselbe Reizursache verschieden, und reagiert häufig verschieden je nach der Stärke des äußeren Reizes. So wenden sich Keimlinge in der Regel von sehr grellem Lichte ab, während sie einem mäßig hellen Lichte eifrig zustreben. Dies alles bedingt ein Gesamtbild der pflanzlichen Reizvorgänge, welches

hier unerschöpflich ist in seinen Details, und das die „Reizphysiologie“ zu einem der alleranziehendsten Abschnitte der botanischen Wissenschaft gemacht hat: insbesondere seit man erkannte, daß die Entstehung der wunderbaren Formen der Pflanzen in letzter Linie auf die vielgestaltige Wirkung äußerer Reize zurückzuführen ist.

Wenn ich bei einem Tiere oder bei einer Pflanze einen Reizvorgang hervorrufen will, so muß, vorausgesetzt, daß die Lebensbedingungen sonst günstig sind, der Reiz eine gewisse Stärke haben und muß eine bestimmte Zeit mindestens andauern. Oft werden außerordentlich schwache Reize wahrgenommen. Die zarten Fruchträger von Schimmelpilzen oder manche Keimlinge krümmen sich im Dunkelzimmer nach Reizen, die man erst nach einigem Suchen als Stellen äußerst schwachen Lichteintrittes auffinden kann. Wurzeln empfinden noch den Reiz einer Fliehkraft, welche tausendmal kleiner ist als der Schwerkraftreiz. In dieser Hinsicht geben die Pflanzen an Feinheit ihrer Wahrnehmung den bewundernswürdigen Fähigkeiten bei Tieren nichts nach. Die Zeitdauer, welche der Reiz haben muß, damit er wahrgenommen wird, scheint beim Menschen und bei Tieren äußerst kurz, sie ist aber immerhin ein ansehnlicher Bruchteil einer Sekunde. Für Pflanzen ergaben meine Messungen, daß Lichtreize oder andere Reize, falls ein Krümmungserfolg überhaupt erzielt werden soll, mindestens 7 Minuten, meist jedoch 15, manchmal auch mehr Minuten andauern müssen. Die Pflanzen „empfinden“ somit viel langsamer, als die Tiere.

Diese Eigentümlichkeit läßt sich zu manchem hübschen pflanzenphysiologischen Versuche benützen. So krümmt sich eine Keimpflanze, die einseitig beleuchtet wird, sich aber dauernd in langsamer Drehung um ihre Längsachse befindet, nicht nach dem Lichte hin. Eine Wurzel, die man dauernd parallel ihrer Längsachse um eine horizontale Achse dreht, wendet sich nicht wie sonst erdwärts, sondern wächst horizontal weiter. Der zu solchen Versuchen dienende Apparat, Klinostat genannt, ist eines der allerwichtigsten Utensilien im physiologischen Laboratorium. Fragen wir uns, was etwa die ersterwähnte Keimpflanze hindert, sich dem Lichte entgegenzukrümmen, so kann man als Antwort einen Vergleich wählen: die Keimpflanze ist in derselben Lage, wie ein Mensch, um welchen herum eine Lichtquelle so rasch rotiert, daß er nur einen feurigen Kreis wahrnimmt; einer Aufforderung, auf die Lichtquelle loszumarschieren, kann selbstverständlich nicht entsprochen werden, weil der Mensch nicht Zeit hat, eine bestimmte Lage des Lichtes wahrzunehmen. So hat die auf dem Klinostat rotierende Pflanze ebenfalls „keine Zeit“ die Lage der Lichtquelle wahrzunehmen, weil ihre Drehung gesonderte Wahrnehmungen nicht zu stande kommen läßt. Wenigstens während der ersten 3—4 Umdrehungen ist dieser Vergleich berechtigt; später kommen allerdings noch andre Momente hinzu, welche hier nicht weiter berührt werden sollen.

Das Vermögen, äußere Reize wahrzunehmen, scheint bei Pflanzen eine zählebige, schwer zu schädigende Eigenschaft zu sein. Ich habe gefunden, daß die Sinneswahrnehmungen bei Wurzeln noch vor sich gehen, wenn man die Organe auf Null Grad abkühlt oder sie leicht mit Äther oder Chloroform betäubt: also unter solchen Bedingungen, unter welchen

Wachstum und andere Lebensregungen bei den Pflanzen vollständig zu schlummern scheinen.

Die Auseinandersetzungen über Reizwahrnehmung bringen uns dazu, uns nochmals zu fragen, woran wir erkennen, ob eine Pflanze einen auf sie einwirkenden Reiz wahrgenommen hat, oder nicht. Die Anschauung, welche heute hierüber allgemein besteht, geht dahin, daß nur eine nachher sichtbar werdende Reizbewegung uns davon überzeugen kann, daß der Reiz „perzipiert“ worden ist. Führt die Pflanze jedoch keine Reizbewegung aus, so wissen wir gar nichts: der Reiz kann perzipiert worden sein, er kann aber auch nicht perzipiert worden sein. Das Ergebnis ist dann vollkommen unentschieden.

Erst in jüngster Zeit ist es mir gelungen, in Wurzelspitzen bestimmte chemische Veränderungen nachzuweisen, welche lange vor Beginn der Reizkrümmung auftreten, und uns an der noch gar nicht gekrümmten Wurzel beweisen, daß der Reiz wahrgenommen worden ist. Die auffallendste dieser Veränderungen ist eine ziemlich bedeutende Vermehrung einer stets in jungen fortwachsenden Pflanzenteilen vorkommenden Substanz, welche indirekt aus der Spaltung von Eiweißstoffen entsteht, der Homogentisinäure. Diese ist ein Oxydationsderivat des Tyrosins, des bekannten Eiweißspaltungsproduktes. Man kann, wie Baumann gezeigt hat, diese Säure leicht und sicher quantitativ bestimmen, und man kann hiedurch auch, wie meine Untersuchungen ergaben, Reizvorgänge bei Wurzeln, Keimlingen und anderen Pflanzenteilen mit überraschender Leichtigkeit messend verfolgen. Dies ist umso wertvoller, als wir bislang kein Mittel in der Hand hatten, um die Messung, das Ideal der exakten Naturforschung, auf den Fortgang der pflanzlichen Reizbewegungen anzuwenden. Auf diese Weise konnte in meinem Laboratorium festgestellt werden, daß die ersten Veränderungen in gereizten pflanzlichen Organen viel früher auftreten, als man erwartet hätte: schon nach wenigen Minuten bei lichtempfindlichen Keimlingen, nach weniger als einer Viertelstunde bei horizontal gelegten Wurzeln. Diese chemischen Veränderungen erreichen ihren Höhepunkt, wenn eben die Reizbewegung eintritt, und verklingen allmählich, wenn die Reizbewegung das angestrebte Ziel zu erreichen im Begriffe ist. Wir haben heute nicht die mindeste Kenntnis davon, in welcher Beziehung diese beobachteten chemischen Vorgänge mit dem Prozesse der Reizaufnahme stehen. Sie scheinen so viel ich bis jetzt in Erfahrung bringen konnte, bei sehr verschiedenen Pflanzenorganen vorzukommen, und sind gewiß kein vereinzelt stehender Befund. Das größte Interesse, welches diese Thatsachen bisher hervorgerufen konnten, bezieht sich auf verschiedene Anwendungsarten der neuartigen chemischen Untersuchung von Reizbewegungen. Es kommt nicht so selten vor, daß Pflanzenorgane sich unter Bedingungen befinden, unter welchen keine Reizbewegung zu stande kommen kann, wo es aber von höchstem Werte wäre, zu wissen, ob Reizperzeption stattgefunden hat oder nicht. Finden wir nun bei solcher Sachlage die erwähnten chemischen Veränderungen, so ist die Kontroverse mit einem Schläge entschieden, und ein Ziel erreicht, welches vor kurzem noch als unnahebbar erschienen war.

Ein derartiger Fall sei im nachfolgenden dargelegt. Im Bestreben, die eigentümliche Reizwirkung der Schwerkraft auf Pflanzen verstehen zu

lernen, welche die Wurzeln zwingt, sich erdwärts zu wenden, die Stengel aber dazu antreibt, zum Himmel empor zu wachsen, hatten vor wenigen Jahren gleichzeitig Haberlandt für Sprosse und Nemec für Wurzeln den Gedanken ausgesprochen, daß beim „Geotropismus“ gewisse Lageveränderungen spezifisch schwerer Körperchen in den Zellen der reizbaren Organe eine Rolle spielen dürften. Speziell hatte Nemec für die Wurzelspitze die Idee geäußert, daß es die Stärkekörnchen in bestimmten Wurzelhaubenzellen seien, welche durch ihr Herumrollen in den Zellen die Wahrnehmung der jeweiligen Orientierung im Raume dem Organe vermitteln. Dieser hübsche Gedanke erklärte einerseits die Erfahrung Darwin's, daß die geotropische Krümmung an Wurzeln, denen man die Spitze abgeschnitten hatte, nicht zu erzielen war; andererseits erschloß er eine Parallele mit der Orientierungswahrnehmung im Tierreiche, weil bei den Tieren hiezu allgemein bläschenartige Organe („Otocysten“) mit darin enthaltenen freibeweglichen Körperchen (Otolithen, Statolithen) dienen. Diese Vorstellung wurde auch allgemein günstig aufgenommen und schien in der That recht plausibel. Allerdings fehlte es nicht an Thatfachen, welche mit ihr nicht gut übereinstimmten, und insbesondere mich selbst hatten mancherlei experimentelle Erfahrungen zur Ansicht gebracht, daß viel mehr vom Wurzelgewebe, als Nemec angenommen hatte, der Reizaufnahme dienen müsse. Da sich aber thatsächlich Wurzeln, welchen man die „Nemec'schen Zellen“ durch Wegschneiden der äußersten Wurzelspitze genommen hat, nicht mehr geotropisch krümmen, so war die Frage absolut nicht zu entscheiden gewesen. Erst die Anwendung unserer chemischen Untersuchungsmethode brachte eine Entscheidung. Ich konnte un schwer feststellen, daß horizontal gelegte Wurzeln, welchen die Nemec'schen Zellen durch Amputation der äußersten Spitze geraubt worden waren, die beschriebenen chemischen Veränderungen ebenso schön zeigten, wie unbeschädigte Wurzeln, während sie diese Veränderungen in normaler Vertikalstellung nicht zeigten. Sie haben also trotz der Operation den Schwerkraftreiz sicher wahrgenommen, und es können daher unmöglich die Stärkekörner haltigen Zellen das einzige Reizperceptionsorgan sein. Die Nemec'sche Hypothese ist somit endgültig widerlegt. Man kann den Wurzeln sogar noch etwas mehr von der Spitze abschneiden, ohne daß die chemischen Veränderungen nach Horizontallegen ausbleiben. Die Krümmung fehlt trotz erfolgter Reizwahrnehmung in allen diesen Fällen wohl deshalb, weil die Verwundung schädliche Einflüsse hervorruft. Erst wenn man der Wurzel ihre vordersten ein und einen halben Millimeter langen Teileraubt, hat man ihr das ganze reizaufnehmende Organ genommen.

Man kann ferner mit Hilfe unserer Methode zeigen, daß bei der Drehung von Pflanzen auf dem Klinostat in der ersten Zeit keine Wahrnehmung von Schwerkraftwirkung oder einseitig einfallenden Lichtstrahlen erfolgt. Erst später läßt sich eine Reizperzeption bei solchen Pflanzen feststellen. Da eine Krümmung unter solchen Verhältnissen nie zu stande kommt, wäre es auf anderem Wege niemals möglich gewesen, die Wahrnehmungen nachzuweisen.

So war es der chemischen Untersuchungsmethode in unerwarteter Weise vergönnt gewesen, auf dem so schwierig zu bearbeitenden Gebiete der Reizphysiologie einige Triumphe davon zu tragen: ein kleines Zeichen,

welche ungeahnte Bedeutung in Zukunft die physiologische Chemie auf allen Gebieten der Physiologie noch erlangen dürfte.

Neben der außerordentlich raschen Reizwahrnehmung ist es vor allem das überaus hochausgebildete Vermögen, sich die Reize im Körper auf weite Strecken hin fortzupflanzen, was die Reizbewegungen der Tiere vor den Reizvorgängen bei Pflanzen auszeichnet. Die meisten Tiere haben spezielle spezifisch funktionierende Leitungsapparate, die peripheren Nerven, hiezu ausgebildet, welche wie das Netz der Telephondrähte in einer Stadt die verschiedensten Punkte miteinander verbinden und so jene komplizierten Bewegungserscheinungen vermitteln, mit welchen die hochorganisierten Tiere auf äußere Reize zweckentsprechend reagieren. Die Reizleitung erfolgt in den Nerven relativ sehr rasch, so daß die Bewegung oft mit Blitzesschnelle auf die Sinneswahrnehmung folgt.

Daß weitgehende Reizleitungsvorgänge mit ganz ansehnlicher Schnelligkeit auch bei Pflanzen möglich sind, zeigt uns die bekannte Sinnenpflanze. Wird das Endblättchen einer ihrer Blattfiedern durch Annähern eines brennenden Streichhölchens gereizt, so können wir deutlich verfolgen, wie von der Stelle der Reizung aus die Blättchen der Reihe nach rasch zusammenklappen, indem sich die Bewegung nach der Blattbasis hin fortpflanzt; wie die Bewegung auf nicht gereizte Blattfiedern übergreift und dort wieder von der Basis nach der Spitze zu fortschreitet, bis schließlich alle Blättchen zusammengeklappt sind; wie zuletzt mit starkem Schlage der Hauptblattstiel plötzlich sich herablenkt. Bei *Mimosa* hat Haberlandt sogar eine Art „Nerven“ nachgewiesen, langgestreckte Zellen, welche den Reiz (wahrscheinlich durch eine Flüssigkeitsdruckwelle) fortpflanzen bestimmt sind. Es wurde schon erwähnt, daß Darwin's berühmte Versuche an Wurzeln erwiesen haben, daß bei diesen Organen eine Leitung des von der Spitze aufgenommenen Reizes nach der Bewegungszone angenommen werden muß. Später ist es mir durch spezielle Versuche gelungen, nachzuweisen, daß der vom Reize zurückzulegende Weg, welcher etwa 1 mm oder etwas mehr beträgt, in höchstens 5 Minuten zurückgelegt wird. Die Geschwindigkeit der Reizleitung ist hier jedenfalls eine relativ sehr geringe. Für die Fortleitung des Lichtreizes im Stengel einer lauchartigen Liliacee (*Brodiaea congesta*) fand Rothert einen Wert, nicht ganz doppelt so groß wie die Leitungsgeschwindigkeit des Schwerkraftreizes in Wurzeln. Hier legt der Reiz in 3 Stunden die Strecke von 5—6½ cm zurück. Mit den Werten der Reizfortpflanzungsgeschwindigkeit in Wurzelspitzen verglichen, ist die Leitung in den Blättern von *Mimosa* 600 mal bis 4500 mal so schnell. Das ist allerdings scheinbar der Gipfel des Erreichten im Pflanzenreiche. Mikroskopisch leicht nachzuweisen ist die Reizfortpflanzung in den Fanghaaren oder Tentakeln der Blätter des Insekten fangenden Sonnenthaus, welche durch die Berührung mit einer Beute zu einer lebhaften Einkrümmungsbewegung gereizt werden.

Besondere reizleitende Organe, welche den tierischen Nerven analog funktionieren würden, sind (mit Ausnahme der Haberlandt'schen Zellen im *Mimosa*blättchlein) nirgends im Pflanzenreiche nachgewiesen. Nemec hat zwar versucht, dicke Protoplasmastränge, welche er in den Zellen mancher Wurzelspitzen gefunden hat, und gewisse säuerliche Strukturen im

Protoplasma der Zellen zu der Reizleitung in Beziehung zu setzen. Es sind jedoch bestimmtere Anhaltspunkte für diese Ansicht bis jetzt noch nicht erbracht worden.

Bzüglich der Schnelligkeit der Reizreaktion sind die Verhältnisse im Pflanzenreiche außerordentlich verschieden. Es gibt freibewegliche mikroskopisch kleine Lebewesen unter den Pflanzen, deren Reaktionsgeschwindigkeit derjenigen von Tieren kaum nachsteht. Bakterien schwimmen bei Annäherung eines mit verdünnter Fleischextraktlösung gefüllten Kapillarröhrchens momentan in den von ihnen geschätzten Nährstoff hinein. Ebenso schwimmen in schwachem Lichte gehaltene Algen sofort nach der ihnen dargebotenen stärker beleuchteten Seite hin. Andererseits braucht jede Wurzel mindestens $\frac{1}{2}$ —1 Stunde um ihre Reizkrümmung zu vollenden, ja oft mehrere Stunden, bis sie in der gesuchten Orientierung angelangt ist. Die an ihre Scholle festgebannten Pflanzen antworten also in der Regel langsamer auf äußere Reize, als freibewegliche Organismen. Dies tritt aber auch im Tierreiche hervor, wo festigend lebende Organismen gleichfalls nicht die vollkommenen Apparate besitzen, welche sehr rasch erfolgende Reizbewegungen voraussetzen. Es liegt nahe, anzunehmen, daß die Schnelligkeit der Reizbewegungen sich herausgebildet hat als Folge des Suchens nach Nahrung, welche ja freibewegliche Lebewesen sich an verschiedenen Orten verschaffen müssen, während die festliegenden Organismen ihre Nahrung an Ort und Stelle im notwendigen Ausmaße vorfinden.

Einheit in den vorhandenen Anlagen, tausendfältige Variation in den Details, tritt uns als waltendes Gesetz auch bei den vielgestaltigen Reizbewegungen der Tiere und Pflanzen entgegen, wie überall beim Studium des Lebens: hier Verknüpfung, dort Zergliederung.

Die Naturforschung aber, welche „das geheime Gesetz in der Erscheinungen Flucht“ aufzuspüren bestrebt ist, thut es ihrer Lehrmeisterin Natur nach, und müht sich, die verknüpfenden Bande der Ähnlichkeit herauszufinden und zu vergleichen, so wie sie andererseits Erscheinungen, welche dem flüchtigen Blicke des vorbei Wandernden gleichartig erscheinen, durch tieferes Eindringen in verschiedene Gruppen sondert.



Die Lehre vom Gleichgewichtssinn und der Anteil deutscher Arbeit in Böhmen an ihrer Entwicklung.

Von Johannes Gad.

Es gibt Lehren in jeder Wissenschaft, welche sich trotz mangelhafter thatfächlicher Begründung die Anerkennung sachlicher und weiterer Kreise schnell erobern und lange bewahren, während andere, theoretisch und empirisch gut durchgearbeitete Einsichten nur sehr allmählich in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen werden. Zu letzteren gehört die Lehre von dem statischen Sinne — Gleichgewichtssinn, in volkstümlichen Schriften auch als sechster Sinn bezeichnet — wie sie zuerst in Prag von dem

Physiker Mach und von dem Mediziner Breuer theoretisch und empirisch fest begründet wurde.

Faßt man die Sinne allgemein als die Mittel auf, mit Hilfe deren sich der Organismus in der Außenwelt orientiert, so handelt es sich bei dem statischen Sinne um die räumliche Orientierung für jede Lage, Haltung und Bewegung der Körpers, namentlich mit Rücksicht auf die Bewahrung des Körpergleichgewichtes. Während wir aber bei den Funktionen der allgemein bekannten fünf Sinne an eine Beteiligung des Bewußtseins gewöhnt sind, ist diese bei dem normalen Ablaufe der statischen Sinnesfunktion nur schwer zu erkennen — erst der Funktionsstörungen auf diesem Gebiete werden wir uns ohne weiteres durch die Erscheinungen des Schwindels bewußt. Schon deshalb also und zunächst noch ganz abgesehen von dem fernerer Umstände, daß der Mechanismus dieser Funktion in der That verwickelt ist und nicht leicht zu durchschauen war, kann es nicht wundernehmen, daß ihre Anerkennung als Sinnesfunktion immer noch auf Widerspruch stößt.

Die Schwindelercheinungen sind seit lange bekannt und zwar nicht nur den Ärzten aus den Leiden und Klagen von Patienten mit gewissen Erkrankungen, sondern auch den gesunden Laien aus den eigenen Wahrnehmungen bei ungewohntem Blick in große Tiefen oder auf erregte Wassermassen, bei der schaukelnden Bewegung des Schiffes oder der drehenden des Karoussells. Der wissenschaftlichen Bergliederung zugänglich haben sich namentlich der Drehschwindel und der „elektrische Schwindel“ erwiesen. Schon Purkinje hatte einige optische Sinnesstörungen räumlicher Art und unwillkürliche Augenbewegungen kennen gelehrt, welche sich in regelmäßiger Weise mit bestimmten schnellen Drehungen des Körpers verbinden, aber erst Mach hat dann in sehr eingehenden, durchdachten und mit ausgezeichneten Vorrichtungen ausgeführten Versuchen die Brücke geschlagen von den außerhalb der gewöhnlichen Breite des Geschehens liegenden Erscheinungen des Drehschwindels zu den normalen Leistungen des statischen Sinnes. Namentlich hat er gezeigt, daß wir bei Ausschluß der Gesichtswahrnehmungen von der Geschwindigkeit einer passiven Bewegung, in welcher sich unser Körper befindet, zwar nichts wissen, solange diese Geschwindigkeit in Bezug auf Größe und Richtung konstant bleibt, daß wir aber bei translatorischen sowohl als bei rotierenden Bewegungen jede Beschleunigung, Verzögerung oder Richtungsänderung wahrnehmen. Unser in dieser Beziehung ziemlich scharfes Urteil wird freilich durch Angaben des Drucksinnes der Haut und durch Gelenkempfindungen mitbestimmt, doch wenn ebenso diese wie die Angaben des Gesichtsinnes ausgeschlossen sind, werden wir uns doch der Veränderungen von passiven Bewegungen unseres Körpers bei genügender Aufmerksamkeit bewußt, woraus auf besondere Sinnesleistungen geschlossen werden muß. Später hat James mit Recht Gewicht gelegt auf unsere Fähigkeit, uns beim Schwimmen mit geschlossenen Augen unter Wasser räumlich zu orientieren, und er hat sie auf den statischen Sinn bezogen, da unter den genannten Bedingungen sonstige orientierende Sinnesindrücke, namentlich Druckunterschiede auf der Haut ziemlich ausgeschlossen sind. Bei ausreichender Seelenruhe müßte freilich der untergetauchte Mensch auch ohne irgendwelche sinnliche Eindrücke die Oberfläche wieder finden, er brauchte nur

solange abzuwarten, bis sich sein Körper wegen des geringeren spezifischen Gewichtes des Thorax aufgerichtet hätte und dann gewöhnliche Schwimmstöße zur Vormwärtsbewegung auszuführen. So spielt sich der Vorgang aber für gewöhnlich nicht ab, sondern mag nun der des Schwimmens kundige normale Mensch mit den Beinen oder mit dem Kopfe voran in das Wasser gesprungen oder geworfen sein, meistens macht er sofort die richtigen Schwimbewegungen, um in kürzester Zeit wieder an die Oberfläche zu gelangen. James hat aber Menschen aufgefunden, welchen bei sonstiger vollkommener Uebung im Schwimmen diese Fähigkeit abging. Es waren dies Taubstumme, welche die räumliche Orientierung unter Wasser vollkommen verloren und erst nach vielen unzweckmäßigen Bewegungen die Oberfläche wieder erreichten. Diese ließ also der statische Sinn im Stiche und ihr Leiden, welches Abnormitäten im inneren Ohre erwarten läßt, enthält den Hinweis auf den Sitz des betreffenden Sinnesorganes. Es ist dies auch in voller Uebereinstimmung mit gewissen Erfahrungen der Kliniker, mit Hitzig's Beobachtungen über den elektrischen Schwindel und mit den Tierexperimenten.

Bei entzündlichen Erkrankungen des inneren Ohres wird häufig ein, nach Menière benannter Symptomenkomplex beobachtet, zu welchem nicht nur subjektives Schwindelgefühl sondern auch zwangsmäßige abnorme Kopf-, Augen- und Körperhaltung, sowie Unfähigkeit zur Erhaltung des Körpergleichgewichtes, zum Stehen und zum Gehen gehört. Ähnliche Erscheinungen können mit Kleinhirnerkrankungen verbunden sein und als Hitzig genügend starke galvanische Ströme durch den Hinterkopf von einer Seite zur anderen sandte, wobei Stromschleifen durch das innere Ohr und durch das Kleinhirn gehen mußten, wurde Schwindel gefühlt und es traten zwangsmäßig und unbewußt schiefe Körperhaltungen und abnorme Augenstellungen auf, welche sich in regelmäßiger Weise mit der Richtung des Stromes änderten. Weit früher waren die großen französischen Wiederbeleber des Tierexperimentes auf die Bedeutung des Kleinhirns und des Ohrabzrinthes für die Erhaltung des Körpergleichgewichtes aufmerksam geworden. Magendie hatte die abnormen Zwangshaltungen und die stürmischen Zwangsbewegungen kennen gelehrt, welche nach asymmetrischen Verletzungen des Kleinhirns oder seiner Schenkel auftreten und Flourens hatte bei Tauben gezeigt, daß von dem Ohrabzrinthe die Schnecke dem Hören dient und zwar ausschließlich diesem, daß aber die Tiere nach Zerstörung der Vogengangs- und der Vestibularapparate zum Stehen, Gehen, Fliegen unfähig werden wegen der abenteuerlichsten Zwangshaltungen und Zwangsbewegungen, denen sie verfallen. Die Flourens'schen Tierexperimente waren fast der Vergessenheit verfallen, als Golz sie wieder aufnahm, indem er ihre prinzipielle Bedeutung erkannte und im allgemeinen auch richtig formulierte. Es gelang ihm aber nicht, Ordnung in das Gewirr der Einzelercheinungen zu bringen und den Mechanismus der Vorgänge zu erklären. Dies blieb Nach und Breuer vorbehalten, welche sich, angeregt durch die Mitteilungen und Demonstrationen von Golz auf der Naturforscherversammlung von 1869 zu Innsbruck dieser Aufgabe unterzogen, um sie dann, ersterer von physikalischer Seite, letzterer durch geschickte und wohlgeplante Tierexperimente vollkommen zu lösen. Nach ging bei seinen Betrachtungen von der auf-

fallenden Anordnung der Bogengänge des Ohrlabrynth in drei aufeinander senkrechten Ebenen aus. Bei einer wie immer gerichteten Drehung des Kopfes muß jeder dieser Kreisbögen eine Bewegung ausführen, in welcher als Komponente eine Drehung um die senkrecht zu seiner Ebene im Kreismittelpunkt errichtete Linie enthalten ist und zu jeder bestimmten Drehung des Kopfes gehört ein für allemal ein bestimmtes Verhältnis, in welchem die einzelnen Bögen an der Bewegung durch Drehung um ihre Achsen dem Umfange und der Geschwindigkeit nach teilnehmen. An seinem Anfange und seinem Ende mündet jeder Bogengang in das Vestibulum, welches ebenso wie die Gänge selbst mit tropfbarer Flüssigkeit gefüllt ist. Am Anfange jedes Bogenganges befindet sich eine Erweiterung, die Ampulle, welche einen eigenen Apparat enthält, zu welchem sich Nervenfasern der dem VIII. Hirnnerven (Hörnerven) angehörigen rami ampullares begeben, um dort an Zellen zu endigen, welche in den Hohlraum vorspringen und den Charakter von „Sinneszellen“ sonstiger Sinnesapparate, namentlich auch „Sinneshaare“ besitzen. Wird ein Bogengang um seine Achse gedreht, so muß der in ihm enthaltene Flüssigkeitsring wegen seiner Trägheit zunächst zurückbleiben; erst durch Reibung an der Wand wird ihm dann dieselbe Geschwindigkeit übermittelt, wie sie diese schon besitzt. Der gegen die Wand zurückbleibende Flüssigkeitsring kann so betrachtet werden und wirkt auf die Wandbestandteile ganz so, als wenn er bei ruhender Wand in umgekehrter Richtung bewegt wäre. Es kommt hier nicht die absolute sondern nur die relative Bewegung in Betracht. Am größten ist die Reibung dort, wo sich Vorsprünge an der Wand befinden, also an den Sinneshaaren, welche solange verbogen werden — der Drehrichtung entgegen — als die Geschwindigkeit von Wand und Inhalt noch verschieden ist. Somit handelt es sich um zuverlässige mechanische Folgerungen aus anatomisch sicher erkannten Verhältnissen und macht man dazu die an sich sehr wahrscheinlichen Annahmen, daß Verbiegung der Sinneshaare erregend auf die zugehörige Sinneszelle und durch deren Vermittlung auf die an ihr endigende Nervenfasern wirkt, daß ferner die an den Sinneszellen einer jeden Ampulle endigenden Nervenfasern den centripetalen Teil eines Reflexbogens darstellen, dessen centrifugaler Teil die Innervation von Muskeln vermittelt, deren mechanische Wirkung mit Drehung in der der primären Richtung entgegengesetzten verbunden ist, so erscheint der Bogengangsapparat mit seinen nervösen Verknüpfungen als eine Vorrichtung zur automatischen Regulierung von Körperbewegungen und als solche unter anderem vorzüglich geeignet, um dem Umfallen des Körpers nach irgend einer Richtung entgegenzuwirken. Daß solche Apparate nach dem Gehenlernen dem Menschen zur Verfügung stehen, ergibt sich daraus, daß den Gefährdungen der Gleichgewichtserhaltung, mögen diese aus eigenen oder mitgeteilten Körperbewegungen oder aus Mangelhaftwerden der Unterstützung resultieren, meistens schneller entgegengewirkt wird als mit der für Ueberlegungen erforderlichen Zeit vereinbar wäre und sicherer, als wenn wir auf die Einsicht in die jeweilige Lage, in die Bedenkslichkeiten ihrer Konsequenzen und in die Mittel zu deren Verhütung angewiesen wären. Buchstäblich würden wir schon bei dem gewöhnlichen Gehen, geschweige denn bei dem Schlittschuhlaufen oder Radfahren beständig auf

der Nase liegen, wenn wir auf unsere Intelligenz angewiesen wären, und wenn wir uns nicht der Wirkung von Apparaten erfreuten, welche mit maschinenmäßiger Regelmäßigkeit in Thätigkeit treten, wie wir es vom Bogengangapparate anzunehmen gelernt haben. Freilich teilen sich die Ampullareregungen nicht nur Reflexcentren mit, sondern sie geben auch zu Aenderungen des Bewußtseinszustandes Veranlassung, welche, wenn ihnen die erforderliche Aufmerksamkeit zugelenkt wird, als mitbestimmend für die Bildung unseres Urteils über Aenderungen von Drehbewegungen erkannt werden können, wie Mach richtig gezeigt hat. Diese Aenderungen des Bewußtseins waren sogar die ersten regelmäßigen, der Theorie entsprechenden Erscheinungen, welche als Thatsachen erkannt waren, während die Regelmäßigkeit der Ampullarreflexe für Mach zunächst nur hypothetischen Wert haben konnte. Hier setzten Breuer's Versuche in wesentlich ergänzender Weise ein.

Die verhältnismäßig leichte operative Zugänglichkeit der Bogengänge bei Tauben war schon von Flourens, Golz und anderen experimentell verwertet worden, doch war es ihnen nicht gelungen, die Nebenverletzungen, namentlich Blutungen aus den die Bogengänge begleitenden Venen in ausreichender Weise zu vermeiden. Die stürmischen und unregelmäßigen Erscheinungen, welche sie nach Zerstörungen im Bereiche der Bogengänge vortrafen, waren wohl geeignet, um im allgemeinen auf Zusammenhänge des Orylabyrinthes mit der Erhaltung des Körpergleichgewichtes hinzudeuten, nicht aber um den Einzelheiten der gut durchdachten Theorie Mach's zur Stütze zu dienen. Als Breuer in sauberer Weise einen knöchernen Bogengang bei der Taube eröffnet hatte, traten zunächst gar keine Erscheinungen auf, auch nicht als er den in einiger Entfernung von der Ampulle freigelegten häutigen Bogengang elektrisch zu reizen versuchte. Als er aber nach Eröffnung des häutigen Kanales die in demselben enthaltene Lymphe durch Ansaugen oder Anblasen mittelst eines fein zugespitzten Glasrohres in Bewegung versetzte, machte jedesmal der Kopf der sonst festgehaltenen Taube eine zuckende Drehung um eine zur Ebene des betreffenden Ganges senkrechte Achse. Wenn es sich zum Beispiel um den am leichtesten zugänglichen horizontalen Bogengang handelte, bewegte sich der Schnabel horizontal nach rechts oder nach links und bei den übrigen Bogengängen trat die Erscheinung in ganz analoger, mit der Theorie übereinstimmender Weise auf. Es war also erwiesen, nicht nur daß Mach's Annahme entsprechend der Ampullarapparat durch Flüssigkeitsbewegung erregt werden kann, sondern auch daß durch diese solche Muskelinnervationen ausgelöst werden, welche geeignet sind, derjenigen Drehung entgegenzuwirken, durch welche die (relative) Flüssigkeitsbewegung hervorgerufen wird.

Ebensoviel Interesse wie diese sauberen Reizversuche bieten diejenigen Ausfallerscheinungen, welche eintreten, wenn an einem oder an den beiderseitigen Bogengangapparaten Verödung auf solche Weise herbeigeführt wird, daß länger dauernde Reizzustände vermieden werden. Eine Taube, bei welcher dies einseitig geschehen ist, zeigt abgesehen von leichtem Taumeln und Einknicken auf der operierten Seite bei den ersten Schritten nach der Wiederfreigabe gar keine Störungen. Anders ist dies nach beiderseitiger Verödung, namentlich wenn die Operation auf der zweiten

Seite bald oder sofort nach der ersten Operation erfolgte. Die anfänglichen Taumelerscheinungen sind heftiger und länger dauernd und wenn auch das Tier, in Ruhe gelassen, früher oder später in ziemlich normaler Haltung zum Stehen kommt, so ist es doch in den ersten Tagen nach der Operation weder im Stande zu fliegen, noch mit dem Schnabel die vorgeworfenen Erbsen zu picken, und bei jedem, die Ruhe störenden Anlasse verfällt es wieder in Taumeln, welches aber dann schneller und schneller überwunden wird. Nach weiteren Tagen oder nach Wochen sind alle Störungen geschwunden, ja eine bogenganglose Taube kann sich dann frei mit ihren Genossen in der Luft tummeln. Es sieht darnach aus und es ist auch daraus geschlossen worden, daß die Ampullen nichts mit der Erhaltung des Gleichgewichtes zu thun hätten. Ein solcher Schluß ist jedoch ebenso falsch wie der, daß die Milz nichts mit der Blutbereitung zu thun habe, weil Hunde nach Milzextirpation schwere Blutverluste überleben und das verloren gegangene Blut mit allen seinen Bestandteilen wiederersetzen können oder wie der Schluß, daß der Magen nichts mit der Verdauung zu thun habe, weil Hunde, denen nach Extirpation des Magens die Schlundröhre mit dem Darne verheilt ist, sich ausreichend ernähren können. Für lebenswichtige Leistungen ist der Organismus eben nie auf einen einzelnen Apparat oder auf ein einzelnes Organ angewiesen. Daß bogenganglose und in ihrem Verhalten scheinbar normale Tauben sich doch in einer die Orientierungsbewegungen betreffenden Weise von unverletzten Tieren unterscheiden, ist auch von Breuer gezeigt worden.

Faßt man eine normale Taube fest in beide Hände, so daß allseitig ein mäßiger und konstanter Druck auf sie ausgeübt wird, und dreht man sie dann, nachdem sie sich vollkommen beruhigt hat, in irgendwelcher Richtung, so bleibt der Kopf in auffallender Weise gegen die Bewegungen des Rumpfes zurück. Dreht man um eine horizontale Querachse, so bohrt sich bei Rückwärtsdrehung der Schnabel in die Brustfedern, bei Vorwärtsdrehung der Nacken gegen den Rücken; erfolgt die Drehung um eine horizontale Längsachse, so sieht es aus, als ob man der Taube auf diese Weise den Hals abdrehen könnte, denn wenn schon die Brust nach oben sieht oder auch darüber hinaus gedreht ist, bleibt der Scheitel doch noch nach oben gerichtet; findet die Drehung um eine vertikale Achse statt, so bleibt der Schnabel lange in der anfänglichen Richtung und er wird erst, nachdem die Drehung hohe Winkelgrade erreicht hat, mit ruckweiser Bewegung in die jetzige Richtung der Körperachse nachgeführt. Annähernd dasselbe Verhalten zeigt eine normale Taube auch noch, wenn man sie am Sehen verhindert, oder eine bogenganglose, solange sie sieht. Hat man aber letzterer die Augenlider vernäht, so folgt ihr Kopf den Drehungen des Rumpfes einfach so wie es nach dem mechanischen Zusammenhange zu erwarten ist; hält man sie längere Zeit mit dem Rücken nach unten, so sinkt der Kopf schlaff herab, man hat den Eindruck, als wenn das Tier nicht mehr wüßte, wie ihm der Kopf steht und schüttelt man es jetzt, so wird der Kopf herumgeschleudert, wie es bei einer normalen Taube nie vorkommt.

Wenn Tauben, deren Bogengänge verodet sind, noch fliegen können, so mögen zur Raumorientierung das Gesicht und das Gefühl vollkommen

kompensierend eingetreten sein, es kann aber auch mit daran liegen, daß wenigstens ein Teil des ebenfalls dem statischen Sinne dienenden Otolithenapparates (der an der Vagina gelegene nämlich) sich genügend außerhalb des Operationsfeldes befindet, um nicht von der Verödung mit betroffen zu werden. Otolithenapparate sind in der Tierreihe viel weiter verbreitet als Bogengangsapparate und es handelt sich bei ihnen stets um feste träge Massen — meistens Kalkkondimente —, welche zu Sinneszellen in solcher räumlichen Beziehung stehen, daß mit Änderungen der Körperhaltung oder translatorischer Körperbewegung Änderungen des Druckes oder des Zuges an den reizaufnehmenden Zellen eintreten müssen. Die Bedeutung der Otolithenapparate für die räumliche Orientierung läßt sich an niedriger stehenden Tieren leichter beweisen und studieren als bei höheren, weil bei letzteren das Vorhandensein der Bogengangsapparate als Komplikation hinzutritt. Für Cephalopoden und Crustaceen verdanken wir Yves Delage eine Reihe von grundlegenden Experimenten über die physiologische Bedeutung der die Otolithen beherbergenden „Otocysten“, aus denen hervorgeht, daß bei diesen Tieren die von den Zoologen bis dahin als Gehörorgane betrachteten Otocysten Organe sind, die in Gemeinschaft mit anderen (den Augen und gewissen Antennen) dazu dienen, Abweichungen von der Gleichgewichtslage durch Uebertragung von Erregungen auf das lokomotorische System zu kompensieren. Das Gleiche vermutete Engelmann für die Etenophoren, bei denen dann auch Vermorn den experimentellen Beweis für die Richtigkeit dieser Vermutung erbrachte. Dafür daß den Otolithenorganen bei den Warmblütern dieselbe Bedeutung zukommt, spricht nicht nur die Analogie mit den niederen Tieren und der größere Umfang irreparabler Gleichgewichtsstörungen bei Tauben, denen außer den Bogengängen auch die Otolithenapparate zerstört sind, sondern auch daß die hier beiderseits in der Dreizahl vorhandenen scheibenförmigen Otolithen in drei auf einander senkrechten Ebenen angeordnet sind. Es springt dies nicht so ohne weiteres in die Augen wie bei den Bogengängen, ist aber von Breuer für Vögel und Säugetiere in exakter Weise nachgewiesen worden.

Nachdem Breuer, Delage und Vermorn ihre Schlüsse aus den Beobachtungen von operierten Tieren gezogen hatten, hat Kreidl, ein Deutschböhme, Mittel gesucht und gefunden, um an nicht verstümmelten Tieren und, wie Mach, am Menschen beweisende Erfahrungen zu sammeln. Er folgte hierbei den Ratschlägen S. Exner's. Für das Tierexperiment wurde der Umstand benutzt, daß es — wie Hansen gezeigt hatte — Krebse gibt, welche, wenn sie sich gehäutet und sich hierbei ihres Otocysteninhaltes entledigt haben, keine Otolithen in Gestalt von Kalkkondimenten aus sich heraus erzeugen, sondern dieselben dadurch ersetzen, daß sie mittelst ihrer Scheren irgend welche zur Verfügung stehende schwere Partikelchen in die Otocysten bringen. Kreidl belauerte die Häutung von solchen Krebsen (*Palaemon xiphios* und *squilla*), die er in passenden Aquariumbassins hielt, sorgte dafür, daß ihnen vom Momente der Häutung an nur ein fein verteiltes Eisen (*Ferrum hydrogenio reductum*) zur Verschickung ihrer Otocysten zur Verfügung stand, und überzeugte sich davon, daß sie es auch dazu benutzten. Bei dem Stromschluß in den Wicklungen passend gelagerter kräftiger Elektromagneten traten nun in Richtungen,

599
welche regelmäßig mit der Stellung des Tieres zum Magnetpole wechselten, Körperbewegungen auf, welche, da sie nicht der physikalischen Anziehung entsprachen und von regelmäßigen Augenbewegungen begleitet waren, als Reaktionen gegen die Bewegungen der Otolithen und der Sinneshaare aufgefaßt werden mußten.

Bei dem Menschen, an welchem Versuche nach Art der Tierexperimente nicht angestellt werden können, müssen pathologische Vorkommnisse geschickt benutzt werden. Einzelne Fälle haben hier wenig Wert, weil so reine Bedingungen wie in sauberen Tierversuchen nie vorliegen und die Komplikationen weder im Leben noch nach dem Tode genau erkannt werden können. Hier kann nur die systematische Verwertung so zahlreicher Fälle zum Ziele führen, daß die Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung Anwendung finden können. Das ist auf dem vorliegenden Gebiete denn auch in scharfsinniger und zuverlässiger Weise geschehen. Die Beobachtungen wurden an einer großen Zahl taubstummer Kinder ausgeführt, im Vergleiche mit einer ebenfalls großen Zahl normaler Menschen, welche unter denselben Bedingungen beobachtet wurden. Von Taubstummen lag schon ein genügend großes, von Mjgind zusammengestelltes pathologisch-anatomisches Untersuchungsmaterial vor, so daß man mit großer Wahrscheinlichkeit abschätzen konnte, in wieviel Prozent der Fälle ein Fehlen des Otolithen- und Vogengangsapparates vorausgesetzt werden kann.

Die Bedingungen, unter denen die Beobachtungen angestellt wurden, gehörten dem Gebiete des experimentellen Drehschwindels (Burrjnjc, Mach) an. Wird ein Mensch in aufrechter Haltung um seine Längsachse gedreht, so zeigen die Augäpfel, auch bei geschlossenen Lidern, ein ähnliches Verhalten, wie es oben beim Kopfe der Taube in Betracht gezogen wurde. Während der Kopf des Menschen bei der Drehung seine Haltung zum Rumpfe allerdings nicht ändert, bleiben doch die Augäpfel zunächst in Bezug auf den absoluten Raum gleichgerichtet, schnellen aber, wenn die Drehung des Körpers eine gewisse Gradzahl überschreitet, in die Anfangsstellung in Bezug auf den Kopf zurück. Diese zuckenden Bewegungen, welche sich bei fortgesetzter Drehung in regelmäßigen Intervallen wiederholen, lassen sich durch die geschlossenen Augenlider hindurch leicht fühlen, sie bieten also ein ganz objektives Symptom für einen Beobachter, welcher sich auf einem passenden Drehstuhl zugleich mit der Versuchsperson befindet. Das Zurückbleiben der Bulbi gegen den gedrehten Kopf, welches die Voraussetzung für die fühlbaren zuckenden Bewegungen ist, wird nach der zu prüfenden Theorie auf reflektorische Augenmuskelspannungen bezogen, welche durch Biegungen der Ampullenhaare in den horizontalen Vogengängen ausgelöst werden. Von 50 wiederholt darauf geprüften gesunden Personen ließ nur ein junger Mann, welcher auch später, obgleich ein guter Turner, als nicht normal erkannt wurde, — er konnte mit geschlossenen Augen nicht auf einem Beine stehen — die zuckenden Augenbewegung vermissen, bei allen anderen waren sie stets deutlich und in derselben Weise zu beobachten. Von 109 in derselben Weise untersuchten Taubstummen fanden sich die Augenbewegungen bei 34 normal, bei 10 subnormal, bei 10 gering, bei 55 keine. Da nach der auf 118 Fällen beruhenden pathologisch-anatomischen Statistik 56 Prozent

der Taubstummen keine normalen Bogengänge besitzen, so ist man berechtigt, die bei einer etwa gleich großen Anzahl in Wegfall gekommenen Augenbewegungen als von den Bogengängen ausgehend zu betrachten.

Auf den Otolithenapparat wird eine Sinnestäuschung bezogen, welcher man unterliegt, wenn man auf einem Karoussel fährt oder auf der Eisenbahn eine Kurve mit starker Krümmung in genügender Geschwindigkeit passiert; man sieht dann vertikale Gegenstände geneigt und zwar mit ihrem oberen Ende von dem Kurvenmittelpunkte weggeneigt. Auf die Otolithen wirkt jetzt außer der Schwere auch die Zentrifugalkraft, und der Otolithenapparat steht jetzt unter denselben Bedingungen von Zug und Druck, als wenn man bei Ruhe nach außen geneigt säße; man bekommt in der That den täuschenden Eindruck dieser Neigung. Nicht mehr die Richtung der Schwerkraft hält man jetzt für vertikal, sondern die Richtung der Resultante aus Schwere und Zentrifugalkraft, welche oben nach innen geneigt ist. Ein Gegenstand, dessen Achse diese Richtung hat, erscheint jetzt als vertikal, und jeder vertikale dementsprechend nach außen geneigt. Sieht man auf einem Karoussel in einem Zelte, welches Vichteinfall gestattet, aber keinen Ausblick gewährt, mit dem Körper so gerichtet, daß seine Transversalebene mit der Radialebene des Karousells zusammenfällt und hat man vor sich eine markenlose Scheibe mit einem verstellbaren Zeiger, so begehrt man, während das Karoussel gedreht wird, auf die Aufforderung, den Zeiger vertikal zu stellen, den Fehler, daß man den Zeiger nach innen neigt. Als in systematischer Weise 71 Gesunde hierauf unterjucht wurden, zeigte es sich, daß sie alle mit einer Ausnahme (dieselbe Versuchsperson wie oben) der Täuschung in dem angegebenen Sinne unterlagen. Dem Umfange nach bestanden Verschiedenheiten, obgleich für Konstanz der Drehungsgeschwindigkeit gesorgt war, doch ging die Abweichung des Zeigers nicht unter 5 Winkelgrade herunter; im Mittel betrug sie $8\frac{1}{2}$ Winkelgrade bei 11 Umdrehungen des Karousells in der Minute. Von den Taubstummen konnten dieser zweiten Prüfung nur die Intelligenteren unterzogen werden. Unter den geeigneten und geprüften 62 Taubstummen stellten 13 (also 21%) den Zeiger auch während der Drehung annähernd vertikal. Die geringere Prozentzahl der hierbei abnorm Befundenen steht damit im Einklange, daß nach der pathologisch-anatomischen Erfahrung der Vorhof seltener den Sitz von Erkrankungen bildet, als die Bogengänge. Sämtliche 13, welche sich bei der zweiten Prüfungsart abnorm verhielten, hatten übrigens auch die reflektorischen Augenbewegungen vermissen lassen.

Unter den Taubstummen, bei denen die Resultate beider Prüfungsarten auf die Funktionslosigkeit des Otolithenapparates sowohl als des Bogengangapparates schließen lassen, befand sich einer, welcher hohen Ansprüchen an den Gleichgewichtssinn genügte, welcher zum Beispiel mit geschlossenen Augen auf einem runden Holzstamme entlang gehen konnte. Dieser ist einer Taube vergleichbar, welche mit doppelseitig stark geschädigtem Labyrinth fliegt. Er leistet sogar mehr, da er sich ohne Hilfe der Augen unter schwierigen Verhältnissen richtig bewegt und man darf annehmen, daß bei ihm Drucksinne, Gelenk- und Muskelgefühl so stark entwickelt sind, daß sie den Verlust decken. Er stellte übrigens eine Ausnahme unter den Taubstummen mit gleichen Resultaten der Drehprüfungen

bar. Die übrigen zeigten mehr oder weniger schwere Gleichgewichts- und Orientierungsstörungen, welche sich entweder schon ohne weiteres in schlurfendem, breitbeinigem Gange oder nach Verschuß der Augen in Unfähigkeit auf einem Beine zu stehen und bei Vorwärtsbewegungen die gradlinige Richtung innezuhalten, äußerten.

Nimmt man zu allen diesen Erfahrungen, welche übrigens durch die Anführung vieler dazugehöriger ergänzt werden könnten, die anatomisch klar erkannte gesonderte nervöse Verbindung der sicher dem Hören dienenden Schnecke einerseits durch den ramus cochlearis des Nervus acusticus und die hinteren Vierhügel mit dem Großhirn und der Otolithen- und Bogengangapparate durch die rami vestibulares und ampullares desselben Nerven und den Deitersschen Kern mit dem Kleinhirn, welches letztere ebenso wie seine Schenkel nach umfangreichen pathologischen und experimentellen Erfahrungen zu der Erhaltung des Körpergleichgewichtes in inniger Beziehung steht, so erscheint die durch Mach und Breuer begründete, durch Kreidl gestützte Lehre von dem statischen Sinne und von der Bedeutung, welche das Ohrlabrynth für die Leistungen dieses Sinnes hat, so gut gesichert wie irgend eine andere Lehre der Physiologie. Es erschien angezeigt, den Anteil, welchen deutsche Arbeit in Böhmen an der ebenso wichtigen wie zögernd anerkannten wissenschaftlichen Errungenschaft gehabt hat und welcher sich an die Namen Mach, Breuer und Kreidl knüpft, an dieser Stelle und bei dieser Gelegenheit besonders zu beleuchten.



Hautreizende Primeln.

Von **J. Neßler.**

Mit 2 Tafeln.

„Eine zarte, 25 Jahre alte Dame“ — so schrieb mir ein Arzt im September 1900 — „erkrankte im Frühjahr mit einer Schwellung der Haut der Finger an beiden Händen; später traten auf diesen ödematösen Partien hirse- bis erbsengroße, schlaffe Blasen auf, die nach Entleerung ihres wasserklaren Inhaltes nach kurzer Zeit unter Salbenbehandlungen abheilten. Ernster und unangenehmer für die Patientin wurde die Sache im April desselben Jahres ungefähr drei Wochen nach der ersten Erkrankung. Die Frau bekam eine ödematöse Schwellung der Lider des linken Auges, so daß dasselbe nicht geöffnet werden konnte. In 1—2 Tagen war die Schwellung verschwunden. Dann trat dieselbe Affektion an der Ober- und Unterlippe auf, im weiteren Verlaufe am linken Handrücken, so daß einmal die erwähnten Augenlider und der betreffende Handrücken gleichzeitig geschwellt waren. Erst später nach erneuten Attaquen bildete sich zerstreut auf diesen Partien der erwähnte Blasenausschlag. Diese Affektionen ließen sich in keines der gewöhnlichen Haut-Krankheitsbilder einreihen. Da brachte mich die Patientin eines Tages auf den Ge-

anken, daß es sich um eine Affektion, durch Primeln erzeugt, handeln könnte, indem sie mir erzählte, daß sie gewöhnlich einen, oft einen halben Tag, nachdem sie im Gewächshause Primeln gepflegt habe, ihr Leiden bekomme.“ Auch der Gärtner dieser Dame hatte, wie aus den weiteren Mittheilungen hervorgeht, häufig an derartigen Entzündungen an den Händen und im Gesichte zu leiden. Nun wurde die ganze Primelkultur vernichtet, und die Hautaffektionen hatten ein Ende.

Derartige durch *Primula obconica* Hance (Taf. I) — um diese Pflanze handelt es sich hier — hervorgerufene, bisweilen sehr akute Hauterkrankungen wurden in den letzten 10 Jahren von Ärzten und Gärtnern öfters beobachtet. Daß man über deren giftige Wirkung lange Zeit vollständig im Unklaren war und die Ursache der durch sie bewirkten Dermatitis öfters nur durch Zufall, bisweilen nach wiederholten Infektionen erst nach vielen Wochen richtig erkannte und durch Beseitigung der Pflanze endlich die Krankheit behob, hat seinen Grund darin, daß eine durch Berührung der oberirdischen Organe jener Pflanze erfolgte Infektion nicht sofort, wie etwa nach Berührung einer Brennessel, sondern erst nach Stunden oder sogar Tagen fühlbar wird. Ueber den Sitz dieses Hautgiftes und seine näheren Eigenschaften, die notwendigen Bedingungen einer entsprechenden Behandlung dieser Dermatitis, war man vollständig im Unklaren, wie aus einer Anzahl von Berichten deutlich hervorgeht.

Durch viele Versuche habe ich zunächst die giftige Wirkung der oberirdischen Organe jener Primel direkt nachgewiesen, dann dieses Hautgift sowohl auf mechanischem Wege, als auch durch Sublimation isoliert, seine Eigenschaften untersucht und seine Wirkung erprobt. — Auch die Varietäten der genannten Primel — *Primula obconica* Hance v. *grandiflora* und *Pr. ob. v. grandiflora rosea* — zeigen, wie vorauszusehen war, dieselbe giftige Wirkung. *Pr. sinensis* Lindl., eine sehr bekannte Zierpflanze, wirkt nach meinen Erfahrungen nur schwach hautreizend; daß auch *Pr. Sieboldii* Morren und *Pr. cortusoides* L., beide nahe verwandt der *Pr. obconica*, ein Hautgift besitzen, war bisher überhaupt nicht bekannt, was wohl seinen Grund darin hat, daß diese beiden Formen nicht jene Verbreitung haben, wie die mitunter sehr heftig wirkende *Pr. obconica*, welche erst seit 1883 Handelspflanze ist und heutzutage wegen ihrer herrlichen, das ganze Jahr sich entwickelnden Blüten eine sehr beliebte Zimmerpflanze geworden ist.

Um über die Eigenschaften dieses Primelgiftes, den Anfang der Wirkung nach erfolgter Infektion, die dabei auftretenden Empfindungen, die Stärke und Dauer der Einwirkung, das Allgemeinbefinden u. a. vollen Aufschluß zu erhalten, habe ich die entsprechenden Versuche an mir selbst und nicht an Tieren vorgenommen.

Es tritt nun zunächst die Frage an uns heran, wie es möglich sei, daß schon eine leise Berührung mit einem oberirdischen Theile der genannten Primeln, namentlich der besonders wirksamen *Primula obconica*, etwa das Abpflücken einer Blüte oder eines trockenen Blattes mit der unbedeckten Hand genügt, um eine Hautkrankheit hervorzurufen. Das hat seine Ursache in dem Sitz dieses Giftes und seiner

näheren Beschaffenheit. Die Bildung dieser hautreizenden Substanz wird bei allen jenen genannten Primelformen, welche ich bisher als giftig erkannt habe, von Drüsenhaaren besorgt, welche namentlich die Laubblätter und die Blütenstiele bedecken.

Auf der kopfartigen Endzelle dieser Trichome sieht man mit Hilfe des Mikroskopes eine gelblich-grüne oder braune Substanz, welche von dieser Zelle zwischen ihrer Epidermis und einem zarten Häutchen (Cuticula) ausgeschieden wird. Dieses Sekret, das anfangs nur einen dünnen, fappenartigen Ueberzug der Köpchenzelle darstellt, wird allmählich größer, das Häutchen platzt und die dickflüssige Masse ergießt sich über das Haar herab auf das Blatt.

Bringt man ein stark behaartes Blatt einer *Primula obconica* mit einer reinen Glasplatte in Berührung, so bleibt jenes Sekret leicht in großen Mengen an ihr haften; nach kurzer Zeit bilden sich in dieser Substanz, wie man mikroskopisch beobachten kann, zahlreiche größere und kleinere Krystalle. Daß diese Krystalle das eigentliche Primelgift sind, geht aus folgendem Versuche hervor. Ein Laubblatt der *Pr. obconica* wird an seinem Stiele über ein Uhrglas gehalten und so mit Aether begossen, daß diese Flüssigkeit nur flüchtig die Oberfläche des Blattes berührt. Diese flüchtige Benetzung ist jedoch hinreichend, um die Sekretmassen der Haare vollständig zur Lösung zu bringen. Nach dem Verdunsten des Aethers sieht man in dem Uhrglase überaus zahlreiche gelbe Krystalle, rhombische Prismen, prismatische Stäbe und verschiedene Aggregate, außerdem aber Staub- und Rußteilchen, Trichomfragmente und andere Verunreinigungen, welche durch den vom Blatte abfließenden Aether mitgerissen worden sind. Um das Hautgift rein zu erhalten, erhitzt man dieses Uhrglas, das mit einer Glasplatte bedeckt wurde, vorsichtig über einer kleinen Flamme (Sublimationsverfahren). Nach kurzer Zeit bildet sich auf der Glasplatte ein deutlicher Beschlag, welcher aus den früher erwähnten Krystallen besteht. Ueberträgt man nun einige davon auf eine empfindliche Stelle der Haut, etwa auf die Innenseite des Unterarmes, so entsteht eine Dermatitis, deren charakteristische Eigenschaften ich im Folgenden auf Grund der an mir selbst gemachten, vielfachen Erfahrungen schildern werde.

Die Zeit von der erfolgten Infektion mit dem Primelgift bis zur ersten bemerkbaren Wirkung desselben ist verschieden, beträgt jedoch stets mehrere Stunden. Jene Frau, deren Erkrankung durch Primeln ich anfangs erwähnte, bemerkte erst $\frac{1}{2}$ —1 Tag, nachdem sie ihren „reizenden“ Pflanzen einen Besuch gemacht hatte, den Beginn einer Erkrankung; bei meinen direkten Versuchen dauerte es 7 bis 36 Stunden. Die Ursache dieser verschiedenen Wirkung ist nicht mit Sicherheit anzugeben; man kann jedoch annehmen, daß, je empfindlicher die durch das Primelgift injizierte Hautstelle und je größer die Menge des übertragenen Giftstoffes ist, desto rascher auch eine deutliche Empfindung eintreten wird. War eine Hautstelle bereits einmal erkrankt, dann ist sie begreiflicher Weise sehr empfindlich, so daß sich eine erneuerte Infektion bereits in wenigen Stunden bemerkbar machen kann.

Auf die erste Wirkung dieses Giftes wurde ich in der Regel durch ein mehr oder weniger starkes Jucken aufmerksam, womit gewöhnlich, jedoch nicht immer, eine Rötung der infizierten Stelle verbunden war. Am Unterarme habe ich stets Rötung beobachtet, welche allmählich an Ausdehnung zunahm und bis zum Beginne der Heilung sichtbar war; seltener war diese an infizierten Fingern zu beobachten, welche in Folge der Berührung mit Primelstücken bei den notwendigen Untersuchungen sehr oft erkrankten. Das sehr lästige Jucken kann (wenn kein Gegenmittel angewendet wird, wovon ich später sprechen werde), mehrere Tage anhalten. Die folgenden Angaben beziehen sich auf eine besonders akute, absichtlich erzeugte Vergiftung auf der Innenseite des linken Unterarmes. (Taf. II.) Am 6. Tage nach erfolgter Infektion wurde auf der stark geröteten Stelle, welche eine polsterartige Schwellung zeigte, eine Anzahl kleinerer und größerer Blasen unterschieden; die Hand und ein Teil des Unterarmes waren gleichfalls geschwollen. Die Rötung selbst nahm am 8. Tage eine Fläche von ungefähr 20 cm² ein. Aus den zahlreichen kleinen Blasen wurde am folgenden Tage scheinbar eine einzige Blase von der Größe eines halben Hühnereies, welche am 10. Tage sich an einer Stelle öffnete und eine gelbliche, klare Flüssigkeit (Blutserum) entleerte. Diese Blase wurde nun an verschiedenen Stellen durchbohrt, um das Ausfließen des Serums zu befördern. — Die Rötung nahm noch an den folgenden Tagen an Ausdehnung zu, und es zeigten sich an deren Peripherie einige neue, kleine Blasen. Erst am 17. Tage begann der Heilungsprozeß, welcher nach einer Woche durch Abstoßung der alten Haut beendet war. — Der ganze Krankheitsverlauf hatte somit 24 Tage gedauert. — Die Blasen an den Fingern, die mitunter die Größe einer Haselnuß erreichten, waren in der Regel von gelblicher Farbe und zeigten als charakteristische Eigenschaft zahlreiche, sehr kleine, wie Nadelftiche aussehende rote Pünktchen.

Eine besondere Eigenschaft des Primelgiftes, durch welche manche Erscheinungen ihre einfache Erklärung finden, ist die, daß es außerordentlich leicht haften bleibt, so z. B. an den Fingern beim Abpflücken einer Blüte oder eines Blattes. Es ist nun leicht einzusehen, daß dasselbe durch die Hand auf das Gesicht oder an andere Körperstellen gelangen und oft recht empfindliche Erkrankungen an solchen Orten hervorrufen kann, welche sicher nicht direkt mit den Primeln in Berührung gekommen sind. — Die Stelle des Tisches, auf welcher oberirdische Teile der *Pr. obconica* lagen, ist, wie ich mich durch nähere Untersuchungen überzeugt habe, bedeckt mit zahlreichen Sekretmassen, welche stets Infektionen hervorrufen können, so lange nicht eine gründliche Reinigung vorgenommen wurde. So erklären sich die öfters beobachteten Rezidiven auch in solchen Fällen, wo die Primeln selbst beseitigt worden waren und der Patient zu seiner alten Beschäftigung am gewohnten Orte zurückkehrte. —

Es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß bei beträchtlicher Ausdehnung dieser Hautkrankheit auch das Allgemeinbefinden des Patienten in Mitleidenschaft gezogen werden kann. Ich habe an mir selbst niemals eine Fiebererscheinung beobachtet; daß man nach einigen, durch

das erwähnte, unangenehme Jucken bewirkten, schlaflosen Nächten sich nicht besonders frisch fühlt, ist begreiflich. Das ist aber nur eine sekundäre Erscheinung. — Von besonderem Interesse ist die Frage, ob das Primelgift auf alle Menschen in gleicher Weise wirke, oder ob manche gegen dessen Einwirkung nur wenig empfindlich, vielleicht sogar vollkommen immun sind. Die Erfahrungen, die man damit bisher gemacht hat, sprechen scheinbar für die Ansicht, daß eine besondere Disposition für die Wirkung jenes Sekretes notwendig sei: während in einigen Gärtnereien die Kulturen der *Pr. obconica* vollkommen aufgegeben werden mußten, da die Gärtner öfters sehr empfindlich unter ihrer Einwirkung zu leiden hatten, ist an anderen Orten bisher niemals eine Erkrankung durch Primelgift bekannt geworden, obwohl auch hier jene schöne Pflanze jährlich in vielen Exemplaren kultiviert wird. — Meiner Ansicht nach ist diese Frage nur durch direkte Versuche richtig zu beantworten; denn man kann annehmen, daß die Hand des Gärtners sehr oft während seiner Beschäftigung so mit Erde bedeckt ist, daß jenes Hautgift natürlich nicht wirken kann; auch wird eine durch Arbeit hart gewordene Hand begreiflicher Weise wenig empfindlich sein.

Auf Grund der von mir angestellten Versuche bin ich zu dem Ergebnis gekommen, daß einige Personen für jenes Sekret thatsächlich weit weniger empfindlich sind, als andere, indem bisweilen nach wiederholten, mißlungenen Versuchen erst nach Anwendung einer größeren Giftdosis eine zwar deutliche, aber doch sehr geringe Einwirkung bemerkbar war.

Ob manche Menschen vollständig immun sind, muß ich unentschieden lassen; daß eine einmalige Infektion immun macht, ist vollkommen ausgeschlossen, wie ich an mir selbst erfahren habe.

Um die verschiedene Wirkungsweise des Primelsekretes zu erklären, könnte man auch annehmen, daß die *Pr. obconica* in zwei Varietäten auftritt, welche sich nur dadurch unterscheiden, daß die Trichome der einen Varietät ein giftiges Sekret absondern, während das Sekret der anderen wirkungslos ist. Auch diese Ansicht ist, soweit meine Erfahrungen ein Urteil gestatten, als unrichtig zu bezeichnen. Bezüglich der Behandlung einer durch Primelgift infizierten Hautstelle ist hervorzuheben, daß deren Reinigung mit Wasser und Seife die Wirkung jenes Sekretes nicht zu hindern vermag. Der Grund für diese Thatsache scheint darin zu liegen, daß die hautreizenden Krystalle durch diese Prozedur nicht von der Haut entfernt werden können. Dagegen habe ich ein Mittel durch mehrere direkte Versuche erprobt, welches, rechtzeitig angewendet, das Entstehen jener oft sehr lästigen Dermatitis entweder vollständig verhindert oder wenigstens die Folgen einer solchen Infektion ganz bedeutend mildert. Jenes Primelgift ist nämlich nach meinen Untersuchungen in verschiedenen Substanzen sehr leicht löslich, so in Alkohol (96 %ig), Chloroform, Terpentinöl, Aether u. v. a. Diese Eigenschaft veranlaßte mich, wenigstens eines jener Lösungsmittel, den Alkohol, zur Bekämpfung einer erfolgten und bereits durch Rötung und Jucken deutlich wahrnehmbaren Infektion experimentell zu erproben. Wenn man die in-



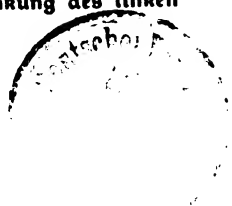
Eine durch das Hautgift der *Primula obconica* erzeugte Entzündung des linken Unterarmes und der Finger.

Abbildung in Part I, 12 der Monatschrift „Deutsche Medizin“

Koloriert von Carl Seemann in Prag



Eine durch das Hautgift der *Primula obconica* erzeugte Erkrankung des linken Unterarmes und der Finger.



Beilage zu Heft I, 12 der Monatschrift: „Deutsche Arbeit“.

Lithdruck von Carl Seemann in Prag.

fizierte Stelle sofort nach dem ersten Fühlbarwerden der Wirkung des Hautgiftes mit Alkohol (96 %ig) gründlich abwäscht und hierauf unter Anwendung von Seife und Wasser abbürstet, um jede Spur des Alkohols samt dem darin gelösten Sekret zu entfernen, so hört das lästige Jucken sofort für immer auf. Die betreffende Hautstelle wird wohl noch Tage lang gerötet sein, es kommt jedoch niemals zur Bildung großer Blasen. Wenn man eine Hautstelle einer für das Primelgift sehr empfindlichen Person mit einem gut behaarten Blatte der *Pr. obconica* einreibt, also gewiß viele Sekretmassen auf diese Weise auf die Haut überträgt und dann sofort den Alkohol anwendet, so kommt es überhaupt nicht zu irgend welcher fühlbaren Wirkung jener Substanz. *)

Sollte man nun die *Primula obconica* Hance, diese schöne Pflanze, welche jährlich in Tausenden von Exemplaren kultiviert wird und auf einer Ausstellung in Amerika den ersten Preis errang, nach all den gemachten Erfahrungen und Untersuchungen vom Handel vollständig ausschließen, um den Menschen vor Schaden an seinem Körper zu bewahren? Die übrigen, hautreizenden Primeln kommen hier weniger in Betracht, da ihre Wirkung entweder nur gering — *Pr. sinensis*, *Pr. cortusoides* — oder ihre Kultur wenigstens gegenwärtig noch sehr beschränkt ist — *Pr. Sieboldii*. —

Da ich diese hautreizende Substanz näher untersucht und ihre Eigenschaften genau kennen gelernt habe, so kann ich mir wohl auf jene Frage eine bestimmte Antwort gestatten. Sie lautet entschieden: „Nein! Kein Verbot des Verkaufes, sondern möglichste Verbreitung unserer Kenntnisse über die Eigenschaften jener Pflanze! Wer einmal die Folge einer Infektion erfahren hat, der wird sich in Zukunft natürlich vor jeder Berührung mit ihr streng zu hüten haben.“ Wollte man die Kultur der *Pr. obconica* und *Pr. Sieboldii* etwa nur auf die botanischen Gärten beschränken, dann müßten nach demselben Gesetze der Oleander, der Goldregen und manche andere schöne Pflanze aus unserer Nähe entfernt werden.



Erhaltung der Naturdenkmäler.

(Mit besonderer Rücksicht auf Böhmen.)

Von Prof. Dr. Gustav C. Jaubert.

Als durch die westwärts fortschreitenden Aufnahmearbeiten der Geological Society of North America das wunderbare Geysergebiet von Yellowstone entdeckt worden war, faßte das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten einen ebenso zeitgemäßen als einsichtsvollen

*) Eine bereits entwickelte Dermatitis bedarf keiner besonderen Behandlung etwa mit Salben, kalten Umschlägen etc.; die erkrankte Hautstelle wird einfach trocken gehalten; sobald die Blasen nach dem Ausfließen des Serums zusammengefallen sind, tritt die Heilung in der Regel rasch ein.

Entschluß, dieses bis dahin von keinem Reisenden betretene Gebiet in seiner vollen Ursprünglichkeit zu erhalten; es erklärte die betreffenden Landstrecken zum Nationalpark und nahm sie damit gegen jedes Herandrängen der Industrie und von Unternehmungen, die auf die Ausbeutung von Reisenden gerichtet sind, für alle Zeit in Schutz.

Wir im alten Europa besitzen allerdings kein Yellowstone-Genfergebiet, aber das wird man zugeben können, mancherlei, was die Hand der Natur geschaffen, das man ebenso seiner ungefährdeten Erhaltung wegen unter staatlichen Schutz gestellt wissen möchte, damit es für späte Zeiten noch den Nachkommen zur Belehrung oder Bewunderung erhalten bleibe.

Mit dem, was die Natur aufgebaut, geht es nicht anders, als wie mit menschlichen Bauwerken. Unsere heutigen Lebensverhältnisse, unsere Ansprüche, der moderne Verkehr lassen sich nicht mehr in die engen Häuser und schmalen Straßen früherer Zeiten einzwängen; Raum muß dafür geschafft werden; und so fällt ein Bauwerk nach dem anderen, das von Alters her bestanden, nicht immer mit aller Notwendigkeit den Anforderungen unserer Tage zum Opfer. Vielleicht hätten noch weniger bisher den Ansturm überdauert, wenn wir nicht schon vor geraumer Zeit einsehen gelernt hätten, daß wir doch nicht alles und jedes vernichten lassen dürfen, und daß sich Mittel und Wege finden, welche nach beiden Seiten hin, der Erhaltung des Alten und den Ansprüchen der Neuzeit gerecht zu werden gestatten.

Und so ist es wohl auch mit manchem Denkmal der Fall, das die Natur als Zeichen ihrer Thätigkeit, ihrer Bauweise zurückgelassen hat, und dem nun der Mensch mit seiner Willkür unbarmherzig an den Bestand greift. Es ist in vielen Fällen richtig: „Not kennt kein Gebot!“ Aber ebenso oft läßt sich damit die Zerstörung eines Naturdenkmals nicht entschuldigen, und in vielen Fällen wird man wohl zugeben, daß Unkenntnis der Sachlage die Schuld daran trägt, daß ein solches meist nicht zu ersetzendes Denkmal aus dem Wege geräumt worden ist, ohne daß hiezu wirklicher Zwang vorlag.

Zur Verhütung derartiger Fälle scheint es wohl möglich und wünschenswert, daß sich die einzelnen Staaten zu geeigneten Schritten aufraffen, welche dahin abzielen, so wie sie Kunst- und Geschichtsdenkmale in ihre schützende und erhaltende Obhut übernommen haben, auch nunmehr der willkürlichen, unverständigen und ungerechtfertigten Zerstörung von Naturdenkmälern wirksam entgegenzutreten.

Diese Einsicht regt sich allenthalben. Auch in Norddeutschland, das doch in seinem größten Teile wenig davon aufweist, hat man sich dem nicht verschlossen. Erst in einem der letzten Hefte, welche der naturforschende Verein in Bremen herausgibt, war davon zu lesen, daß man eine Moorstrecke, um sie in ihrem unveränderten Bestande für alle Zeit zu erhalten, unter staatlichen Schutz gestellt wissen wollte. Ebenso hat man bei uns Schritte gethan, die auf Erhaltung von Naturdenkmälern abzielen. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat dem Landtage eine Petition überreichen lassen, es möge zum Schutze

von Naturdenkmälern ein Gesetz erlassen werden, und auch im Reichsrate wurde ein darauf abzielender Antrag eingebracht. Hoffen wir, daß diese Schritte Erfolg haben.

Ein Land, das so reich an Naturschönheiten ist, wie unser Böhmen, ist auch mit Naturdenkmälern aller Art versehen; zum Teile beruhen ja erstere gerade auf letzteren. Aber ein Land, das vermöge der Fülle von Naturschätzen, die sein Schoß birgt, hochentwickelte Industrie und weitgediehenen Handel zur Blüte gebracht hat, muß für diese immer weiteren Spielraum, immer neue Nahrung schaffen. Achselzuckend wird der Großfabrikant und Kaufmann bemerken, und das wohl mit Recht, für ihn könne es keine Rücksicht auf Naturdenkmäler geben, er müsse sie, wenn sich ihm solche entgegenstellen, im Bedarfsfalle unnachsichtlich aus dem Wege räumen. Da hilft kein Klagen über deren Vernichtung, er, nein die Menschen, für deren Bedürfnisse er sorgt, benötigen dies.

Aber solchen Anforderungen wird man immerhin Rechnung tragen und doch dabei billige Einsicht walten lassen können. Eine Bahnlinie, die die Beseitigung eines merkwürdigen Felsgebildes bei ihrer Anlage erfordern würde, wird sich zu dessen Erhaltung um einige Meter verrücken, ein Steinbruch, dessen Betrieb daselbe zur Folge hätte, an einer minder ungünstigen Stelle anlegen lassen. Was in einzelnen Fällen durch rechtzeitigen Einspruch erzielt werden kann, wird leichter zu erlangen sein, wenn das Gesetz hierüber wacht.

Nun könnte freilich gesagt werden: Die großen und schönen Denkmäler, man denke an den Biliner Borchen, an das Prebischthor bei Herrenskretschken und an andere, wird ja niemand antasteten; andere sind soweit entrückt, daß sie kaum jemals angegriffen werden könnten. Man kann dies aber keineswegs im allgemeinen zugeben. Denken wir uns, daß man den herrlichen Biliner Felsen mit Steinbruch zusetzen und dergleichen auch am Prebischthor anlegen wollte; so würden sie gewiß ihre erhabene Schönheit bald darüber einbüßen. Und dem zweiten kann man wohl die Frage entgegenhalten: Wohin findet die Zerstörungssucht der Menschen nicht ihren Weg? Wer hält sie auf, wenn sie, sei es wo immer, etwas gewinnen kann?

Ein Beispiel für viele. Noch vor einigen dreißig Jahren war das Protopithal bei Prag ein lieblicher, idyllischer Erdenwinkel. Auf dem rechten Gehänge der freundliche Hain, auf dem linken malerisch wie eine komponierte Landschaft auf steiler Felsenhöhe der gähnende Eingang der Protopithöhle, daneben die alte Einsiedelei und darüber das prunklose Kirchel unter grünen Bäumen. Da ward die Prag-Duxer Bahn hindurchgelegt und dadurch die Kalkfelsen des Thalgehänges verwertbar — nun ist die Idylle vorbei! Die Protopithöhle und der Gang bis an die Kirche ist spurlos verschwunden, ein öder, tiefer Steinbruch ist an ihre Stelle getreten. Das war eine Stätte, an welche sogar die Legende anknüpfte!

Und noch ein anderes will ich anführen: Wer von Grassitz nach Schönbad wandert, sieht, wenn er den Rücken des „Ursprungs“ erstiegen hat, vor sich ein wunderbares Gebilde aufsteigen. Ueber Wiesenfluren und Waldstreden erheben sich, wie die Ruinen einer ge-

waltigen Burg, die hohen Steinpfeiler und Gewände des „Hohen Steines“. Die ganze Gegend wird von diesem wundersamen Felswerk, das der Blick von den Höhen bei Eger zu erreichen vermag, beherrscht, es liegt einsam und weltfremd an der Landesgrenze und doch — ist es dem Untergange geweiht, wenn es nicht bei Zeiten in Schutz genommen wird; denn in der an festem Gestein armen Gegend bildet der Hohe Stein den nächsten und leichtest erreichbaren Punkt zur Bruch- und Schottersteingewinnung. Also entfernte Lage selbst vermag auch keine Sicherheit gegen Zerstörung zu bieten!

Böhmen, das in seiner nördlichen Hälfte einen so vielgliedrigen Aufbau aufweist, besitzt in diesem Teile des Landes eine große Anzahl von Punkten, die man geradezu als geologische Modelle bezeichnen kann. Ich gedenke nur der in regelmäßige Säulen gegliederten Gänge, Kuppen und Ströme jüngerer Eruptivgesteine, ich nenne den Wokotjch bei Aussig, den Herrnhauserstein bei Steinschönau, den Koppenstein bei Petschau, die Ausläufer des Duppauer Gebirges, um einige wenige Beispiele anzuführen. Der unscheinbare Kammerbühl bei Eger ist ein vollkommenes Abbild im Kleinen der großen Vulkane Italiens. Hiezu mögen nun noch die Phonolithlakkolithen des Elbthales erwähnt werden, die Prof. Dr. Hibsch aufgefunden hat; ich könnte eine erhebliche Reihe noch anderer aufzählen. Auch die geschichteten Gesteine lassen in ihrer Lagerung so manches Besondere sehen. Wir brauchen von Prag aus nur auf dem linken Ufer der Moldau südwärts zu gehen, um bei Zlichow eine prächtige Doppelsalte zu sehen und ein Stück weiter hin fällt an der Felswand, die den weithin sichtbaren Namen J. Barrande's trägt, die tausendfache Anordnung in die Augen, in die die devonischen Kalksteinschichten hier zusammengestaucht sind. Wie viele Fachmänner habe ich allein schon an diese Stelle geleitet und wohl Keiner war darunter, der nicht in Worte der Bewunderung beim Anblick dieser Felswand ausgebrochen wäre! Auch das ist nur ein Beispiel statt vieler.

Und nun werfen wir noch einen Blick auf die wunderbaren Felsformen, in die eine durch ungezählte Jahrtausende unablässige Thätigkeit der Atmosphäre die Wände unseres Elbesandsteingebirges und der Gegend von Aldersbach und Weckelsdorf zernagt hat, sowie auf die wunderlichen Felsengruppen, die in den Granitgebieten unserer Grenzgebirge als Reste einstmal's ausgebreiteter Massen übrig geblieben sind. Wie vieles könnte hier noch zugefügt werden, was den Fachmann vor allem im hohen Grade interessieren müßte!

Goethe durfte sagen, er habe, nachdem er im Thüringer Wald in die Schule gegangen, in Böhmen als Geologe das Meisterrecht erworben. Wie er, mancher vor ihm und nach ihm, seit es eine Geologie gibt. Wohl kein Jahr geht vorüber, das nicht Meister und Schüler dieser Wissenschaft ins Land brächte, die an dem, was hier leicht zugänglich aufgeschlossen ist, zu lernen beabsichtigen, was anderweit nicht zu gewinnen ist. Können wir auf alle diese Punkte die Söhne unseres Vaterlandes, die sich an den Hochschulen dem Studium der Geologie zuwenden, als leicht erreichbare und belehrende Beispiele verweisen, so sind sie auch wichtige Behelfe, um wissensdurstigen Laien

zur Belehrung zu dienen. Eine volkstümliche, gemeinverständlich gehaltene Schrift vermag auf sie, auf ihre Bauart, auf ihre Besonderheit hinzuweisen und mit ganz anderen Augen als vorher sieht der so Belehrte darnach das Denkmal der Natur an.

Das sind gewiß alles Umstände, die dafür sprechen, daß die genannten und Hunderte anderer Punkte von geologischem Interesse erhalten bleiben mögen. Einzelne von ihnen haben ja auch schon wohlwollenden Schutz gefunden, andere erfreuen sich dessen nicht. Ob Barrandes Name auf der Felswand bei Ruchelbad diese für alle Zeiten vor Abbruch schützen wird? Die Steinbrüche vor und hinter ihr lassen dies kaum erwarten, und so wäre ich im Stande, eine lange Reihe von Stätten hier aufzuzählen, deren Bestand gefährdet erscheint, obwohl deren Erhaltung von Wert und Wichtigkeit wäre, und ebenso solche, die wie die Protokpschöhle und die größere Hälfte des Herrenhausersteines¹⁾ schon für immer verloren gegangen sind.

Erhalten wir, was noch zu erhalten ist!

Nachdem der Verfasser zunächst sein Herz in Angelegenheit seines eigenen Faches ausgeschüttet hat, glaubt er aber auch noch für seine nächsten wissenschaftlichen Kollegen, für den Zoologen und Botaniker, hier eintreten zu sollen. Sie beide werden, wenn man sie befragt, gewiß auch ihrerseits auf mancherlei Naturdenkmale hinweisen, deren Erhaltung ihnen am Herzen liegen muß.

Es ist zunächst zweifellos, daß unsere einheimische Fauna in ihrem Bestande gerade so wie der geologische Aufbau des Landes als ein Naturdenkmal zu bezeichnen ist. Die Verbreitung der Kultur und Industrie bedrängt und beeinträchtigt sie nicht minder wie jenen, und wenn nicht seit geraumer Zeit schon Gesetze beständen, welche zum mindesten die höheren Tiere in ihren Schutz nehmen, Gesetze über Wildschonung, Vogelschutz und Fischerei, so würden wir so manches Tier mehr dem Verzeichnisse hinzuzufügen haben, welches jene Arten aufzählt, die vor Zeiten einheimisch und dermalen verschwunden sind.

Allerdings wird der Zoologe in Bezug auf die Zweckmäßigkeit dieser Gesetze manches auszusetzen haben. So etwa, daß Vögel, wie der Mäusebussard und die kleinen Eulen, deren Nützlichkeit den von ihnen angerichteten Schaden weit übertreffen, mit anderen Raubvögeln erbarmungslos der Ausrottung geweiht sind. Ebenso wird er anführen, daß alle Fischereigesetze die Verarmung der fließenden Gewässer in Folge der ihnen zuströmenden Abläufe schädlicher Stoffe aus den verschiedenen Fabriken, sowie durch die Regulierung der Flußläufe und andere Ereignisse nicht hintan zu halten vermögen. Aber damit müssen wir uns abfinden. Auch wollen wir den Klagen von Entomologen über die Abnahme der von ihnen gepflegten Zweige der einheimischen Fauna, wenn sie auch ganz gerechtfertigt erscheinen, nicht so viel Gewicht beilegen, daß wir zu ihrer Beseitigung den Schutz des Gesetzes für diese Tiergruppen anrufen möchten. Aber es werden gewiß wie geologische auch Punkte vom faunistischen und zoobiolo-

¹⁾ Ueber den Herrenhausstein bei Steinschönau hat schon Prof. Sibsch in der „Deutschen Arbeit“ 1 S. 193 ff. ausführlich berichtet.

gischen Standpunkte aus genannt werden können, die der Erhaltung und der Obhut des Gesetzes wert zu erachten sind. Ich will hiefür folgendes anführen:

Ich erinnere mich aus meinen Jugendjahren noch der vielen und großen Teiche, die ehemals in der Gegend von Brüx vorhanden waren. Auf diesen schilfumbuschten, von mächtigen alten Eichen umstandenen Gewässern fanden sich alljährlich Wasservögel der verschiedensten Art ein, die hier dauernde oder vorübergehende Sommerwohnungen nahmen. Da waren Störche, Fischreiher, Rohrdommmeln, Enten, Taucher, Wasserhühner, Möven, Schnepfen und anderes Geflügel, die ehemals den Rummerner See bevölkert hatten, ehe dieser entwässert worden war, und sich hier in der ungestörten Einsamkeit wohl sein ließen. Das alles ist dem Braunkohlenbergbau jener Gegend gewichen. Die Vögel haben ihre seit Jahrhunderten in dieser Gegend bezogenen Wohnplätze für immer verlassen. Sie alle wären aus der Fauna wohl zu streichen, wenn ihnen nicht in anderen Gebieten, so in den großen Teichen der Planer Senke, in jenen um Hirschberg und im südlichen Böhmen, um Wittingau, Brut- und Heimstätten offen stünden.

Vor einiger Zeit erschien im Archiv der Kommission für die naturwissenschaftliche Durchforschung Böhmens eine bemerkenswerte Arbeit von Prof. Dr. Anton Fritsch über die Fauna eines alten Elbarmes bei Podiebrad-Nimburg. Man staunt über die Fülle von Tierleben aus allen Klassen, die sich da zusammenfindet und im engsten Verhältnis untereinander und wohl auch zur ansässigen Flora hier entwickelt ist. Wenn ein ähnliches Geschick wie die Brüxer Teiche die anderen genannten und den Elbarm und seinesgleichen erreicht, wenn jene aus irgendwelchen Gründen trocken gelegt, diese verschüttet werden; dann wird unsere heimatliche Fauna um so viele Arten ärmer. Das bedeutet vielleicht für das Leben des Menschen nicht viel, aber für die Wissenschaft scheint es mir ein empfindlicher Verlust zu sein.

Und wenn das letztere der Fall ist, dann verdient es auch Fürsorge, daß Derartiges nicht eintreten kann. Es wird sich ja wohl wenigstens eines der genannten Gewässer ausfindig machen lassen, das in seinem ruhigen Bestande unangetastet belassen werden könnte und das so für alle Zeit die Heim- und Brutstätte von allerhand Gattungen verbliebe. Was ich anführte, reiht sich ja auch unter die Naturdenkmäler und darf als solches Anspruch erheben auf einen ausgiebigen Schutz zu seiner Erhaltung.

So mögen die zwei gegebenen Beispiele für viele, die der Sachmann zu erbringen vermöchte, darthun, daß es auch zoologisch, oder doch faunistisch interessante Stätten gibt, die es wert sind, daß sie nicht ohne weiteres ausgeüßelt werden, wenn es gerade nur der Zufall verlangt.

Und nun soll noch der Botaniker zum Worte kommen. Wie der Zoologe die Landesfauna, so betrachtet er die Flora mit Recht als ein Denkmal der Natur, das in seiner ungestörten Gesamtheit zu erhalten ist. Das Verschwinden und Seltenerwerden einzelner bezeich-

nender Pflanzenarten wird er ganz wie jener beurteilen und vermeiden wissen wollen; aber er ist ungünstiger daran, denn für seine Lieblinge besteht noch kein Schutz.

Unabwendbare und abwendbare Eingriffe haben auch in der heimischen Flora manches verändert. Als ein Beispiel für erstere können wir wieder auf die Wandlungen hinweisen, die im Braunkohlengebiet der Brüxer Gegend in den letzten fünfzig Jahren eingetreten sind. Als abwendbar aber ist das unverständige und ungenügsame Sammeln seltener Pflanzen zu bezeichnen. Dieses kann man, um nur einen Fall anzuführen, dafür verantwortlich machen, daß zahlreiche Arten der Kalkflora aus der Umgebung von Prag verschwunden sind oder sich sozusagen in die Gegend von Karlsstein und St. Jvan auf minder zugängliche Standorte zurückgezogen haben. Ähnliches läßt sich von der einst vielgenannten Flora des Borschen bei Bilin sagen.

Ich glaube der Zustimmung der heimischen Botaniker sicher zu sein, wenn ich sage, daß sich eine ansehnliche Liste von solchen Arten zusammenstellen läßt, die ganz und gar oder bis auf versteckte, vereinzelte Vorkommen durch allzu rücksichtsloses Auffammeln verschwunden sind. Verdienen diese nicht mit vollem Rechte in Schutz genommen zu werden?

Man wird mir vielleicht einwenden, es dürfte ein solcher in unserem Falle recht schwierig zu bewerkstelligen sein. Auf einer Wanderung im Böhmerwald ist mir die Art, wie dies zu erzielen wäre, klar geworden. Daß dort sonst vereinzelt wachsende *Doronicum austriacum* ung. fand ich zwischen Außergefeld und Buchwald in einer umhegten Wald-Baumschule in hunderten Exemplaren beisammen; man hätte denken mögen, es sei hier kultiviert worden. Es bedürfte also, muß ich mir sagen, nur kleiner, wohlumzäunter Schutzgebiete, in denen die betreffenden Arten den Händen des unersättlichen Sammlers entrückt bleiben, von denen aus die Besamung höherer und entfernterer Strecken auf natürlichem Wege erfolgen würde, und damit wäre für den Bestand der Pflanze gesorgt. So ließen sich die fast verschwundene *Ligularia sibirica* L. in den Mooren um Hirschberg, verschiedene, immer seltener werdende Pflanzen des mittel- und innerböhmischen Kaltgebirges vor der völligen Ausrottung bewahren.

Nun könnte man auch die prächtigen uralten Laubbäume aufführen, welche bisher hie und da der Habgier des Menschen entgangen sind und weiterhin vor der Vernichtung zu bewahren wären. Hier darf auch der Eibe Erwähnung gethan werden, die bis auf einzelne alte Bäume im Norden und kleine versteckte Bestände im Süden des Landes verschwunden oder nur noch kultiviert anzutreffen ist. Sie wären eines kräftigen Schutzes gewiß würdig.¹⁾

Es wird aber der Botaniker nicht nur einzelne Pflanzenarten und Bäume zu erwähnen haben, sondern auch Landschaften, in denen

¹⁾ Auch hier kann auf das von den Vereinigten Staaten gegebene Beispiel verwiesen werden, welche die uralten Riesen-Wellingtonien im Josefite-Thal unter gesetzlichen Schutz nahmen, und so vor ihrer Vernichtung bewahrten

die Flora ganz und gar anders geworden ist, wie in dem trocknen gelegten Gebiete zwischen Brüg und dem Erzgebirge.

Ich fasse hier vor allem die Grenzgebirge des Landes ins Auge. Die Geschichte weiß uns zu berichten, daß sie voreinst mit undurchbringlichen Wäldern und Sümpfen bedeckt eine sichere Landeswehr bildeten. Der im sechzehnten Jahrhundert im Erzgebirge rege werdende Bergbau hatte sie hier schon sehr gelichtet. Was jetzt aber nicht nur da, sondern überall anderwärts Wald genannt wird, wohlgepflegter, auf das schlagbare Alter berechneter Bestand; das hat mit den Wäldern der alten Zeit wahrlich nur noch den Namen gemein!

Fürst Schwarzenberg hat auf einer seiner weitgedehnten Besitzungen im Böhmerwald an den Abhängen des Kubann ein Stück wahren, unberührten Urwald liegen lassen. Er hat damit für jene Gegend eine wirkliche Sehenswürdigkeit geschaffen und sich den aufrichtigen Dank der Besucher verdient. Wer sich nicht begnügt, von der wohlgepflegten Waldstraße einen Blick unter die uralten Bäume zu werfen, sondern die Mühe nicht scheut, auf ziemlich beschwerlichem Pfade in die Urwaldstrecke einzudringen, der wird verstehen lernen, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Walde der Urbäterzeit und unserer Tage vorhanden ist. Und der Forscher, der sich auf diesem Wege die Zeit nimmt, rechts und links zu blicken, wird um manche interessante Erfahrung bereichert von seiner Urwaldswandlung zurückkehren. Etwas ähnliches vermag uns aber heute keines unserer Grenzgebirge mehr zu bieten.

Ebenso verdienstlich, wie die Erhaltung eines Urwaldes, wäre aber gewiß auch folgendes. Auf dem Böhmerwaldkamme im Rachelgebiet liegen die weiten, unwegsamen, fast traurig anmutenden Filze mit ihrem verkrüppelten, kümmerlichen Baumbestand. Sie sind für das Gebiet ebenso charakteristisch, wie der Urwald und haben sich bis heute unverändert erhalten. Aber der Förstmann denkt daran, sie besser zu verwerten, für die Waldkultur heranzuziehen, und das Gelingen seiner hierauf abzielenden Versuche ermutigen ihn hierzu. Nun sind schon durch weite Moorstrecken auf der Mader und anderwärts Wasserabzugsgräben gezogen, und so scheint wohl die Zeit nicht mehr allzu fern, wo die berühmten Filze des Böhmerwaldes verschwunden und an ihrer Stelle mehr weniger schöne Nadelholzbestände zu sehen sein dürften. Da läßt sich wohl berechtigter Weise die Ansicht aussprechen, es wäre ebenso wichtig wie dankenswert, einen charakteristisch ausgestalteten Filz zu Ruß und Frommen späterer Geschlechter in seinem ungestörten Bestande zu erhalten.

Auch auf den anderen Randgebirgen liegen weite Moorstrecken, im Erzgebirge Heiden benannt, kahl oder mit Sumpfstiefeln (*Pinus uncinata*) und -birken bewachsen, im Riesengebirge die Hochwiesen und Kieholzstrecken. Die Heranziehung der Sumpfstiefelstrecken für die Waldkultur lassen sich die Großgrundbesitzer im Erzgebirge seit langem angelegen sein. Die bessere Verwertung der Torfheiden ist den armen Bewohnern gewiß zu gönnen; wenn aber die in Sebastiansberg mit Glück und Erfolg betriebene Moorkultur weiteren

Boden faßt, die auch auf dem Erzgebirgsrücken ausgedehnten Grabenneße ihre Wirkung thun, dann werden die fahlen und bewachsenen Heiden einen anderen Charakter erhalten, und das ihnen eigenthümliche Pflanzenkleid für immer verschwinden. Man wird dann einmal vergebens nach den blau-grünen Dickichten der Sumpfkiefer aus-
sehen; sie wird wie anderwärts die Eibe aussterben. — Frage: Wäre es nicht auch hier an der Zeit, den weiteren Bestand einiger charakteristischer Heidestrecken ins Auge zu fassen, um in späteren Zeiten noch eine Vorstellung davon zu erhalten, wie es einst hier ausgesehen hat? Im Riesengebirge hat man auf der schlesischen Seite schon vor geraumer Zeit darauf Bedacht genommen, den Krummholzbestand gegen Angriffe von Unberufenen zu schützen. Man muß wohl wünschen, daß dies Vorgehen auf der böhmischen Seite Nachahmung fände, es wäre nicht ohne Vorteil für den Besitzer. Uns handelt es sich auch hier wie in allen vorher erwähnten Fällen um die Erhaltung eines Naturdenkmales, wofür, wenn die Gegenwart es nicht würdigen sollte, die Nachwelt gewiß großen Dank wüßte!

Daß von dem, was von zoologischer und botanischer Seite angeführt wurde, genau dasselbe gilt, was von geologischer in Bezug auf den wissenschaftlichen und lehrhaften Wert der Naturdenkmäler gesagt worden ist, braucht kaum erwähnt zu werden.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, ausführlich alles das aufzuführen, was man als Naturdenkmal bezeichnen und dem Untergange ganz oder doch in Theilen entrückt wünschen kann. Ich wollte mich in Vorstehendem darauf beschränken, Andeutungen zu geben, bei denen ich es auch weiter bewenden lasse. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß sie ausreichen werden, klarzustellen, wie notwendig, wie zeitgemäß es wäre, alles das, was die wunderbare Hand der Natur in unabsehbaren Jahrtausenden gebaut, gepflegt und gepflanzt hat, dem wir zum größten Theil die vielbewunderte Schönheit unseres Heimatlandes verdanken, in gebührenden ausreichenden Schutz gegen mutwillige, ungerechtfertigte Zerstörung zu nehmen.

Es ist, man muß dies anerkennen, von einsichtigen Besitzern manches dafür geschehen. Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen hat sich schon vor einigen Jahren mit Erfolg an die Besitzer des Kammerbühles, des Wokotisch und einiger anderer Punkte, deren Bestand gefährdet erscheinen mußte, wegen ihrer weiteren Erhaltung gewendet. Weitere solche Schritte in anderer Richtung dürften wohl auch auf Gehör rechnen.

Das ist aber immer noch keine Gewähr für immerwährende Zeiten! Was der heutige Besitzer zugesteht, kann sein Erbe verweigern. Und daher darf man wohl unbedingt der Meinung sein: Der einzig richtige, zum Ziele führende Weg sei der, daß der Staat, bezw. das Land veranlaßt wird, die Denkmäler, die sich die Natur selbst errichtet hat, gerade so in schirmende und erhaltende Obhut zu nehmen, wie jene der Kunst und der Geschichte.

Ich halte mich weder für berechtigt noch befähigt, in dieser Beziehung Vorschläge zu machen; das möge von berufenerer Seite geschehen. Daß mir vorschwebt, eine Einrichtung, wie sie eben zum

Schutze und zur Erhaltung der Bau- und geschichtlichen Denkmale besteht, die mit den nötigen Gerechtsamen und Befugnissen ausgestattet ist, müßte hier erspriesslich wirken, will ich nicht leugnen.

Mit den Verhältnissen vertraute Fachmänner, auf deren Urtheile und Vorschläge man Gewicht legen dürfte, werden sich im gegebenen Falle gewiß gerne zur Verfügung stellen, nicht minder wissenschaftliche Körperschaften bereitwilligst vermittelnd eingreifen und die Naturdenkmäler im Lande unter ihre Obhut nehmen, wie dies zur Zeit schon mit den prähistorischen der Fall ist.

Aber dazu ist vor allem, es sei nochmals betont, die Schaffung eines Gesetzes als sichere und feste Grundlage nötig, bei dessen Zustandekommen wohl auch in erster Reihe der Rat erfahrener Fachmänner einzuholen wäre. Die weiteren Mittel und Wege, welche zu einem gedeihlichen Ziele führen, finden sich dann von selbst.

Dazu möge das Vorgehen der Vereinigten Staaten anregen, darin sollten wir auch mit den benachbarten Staaten Schritt halten und bei Zeiten, nicht erst, wenn die Notwendigkeit drängt, unser schönes und reich ausgestattetes Land vor Schäden bewahren, die nicht mehr blickigen werden können, wenn sie zum Ereignis geworden sind.



In wie fern ist es möglich, die Physiologie von der Psychologie sprachlich zu trennen?

Von Prof. H. E. Hering (Prag).

In einer im Jahre 1893 erschienenen Mitteilung im Archiv für die gesamte Physiologie sprach ich folgende Meinung aus:

„Es wird sehr zweckmäßig sein, die anatomisch-physiologischen Vorgänge nicht mit Namen zu bezeichnen, die der Psychologie entlehnt sind, auch wenn man glaubt, daß die psychischen Vorgänge den materiellen Vorgängen parallel gehen, oder daß beide Vorgänge im Grunde identisch sind; denn die Uebertragung der Ausdrücke für psychische Vorgänge auf materielle hat viel Unklarheit, Verwechslung und Streit gezeitigt, üble Folgen, welche die nachwachsende Generation schwerer empfindet, als jene, zu deren Zeit solche Nomenclatur geschaffen wurde. Der Physiologe bedarf einer Fachsprache wie der Psychologe, und diese sollte überall dort, wo sie noch fehlt, geschaffen werden.“

Wie zu ersehen ist, wurde ich zur Aufstellung der Forderung, überall dort physiologische Fachausdrücke zu schaffen, wo sich der Physiologe noch der psychologischen zu bedienen pflegt, durch die Ueberzeugung veranlaßt, daß durch die Benützung der psychologischen Fachausdrücke von Seiten des Physiologen der Fortschritt auf jenen Gebieten der Physiologie, welche in einer nahen Beziehung zur Psychologie stehen, insofern gehemmt wird, als die Verwendung psychologischer Fachausdrücke eine anscheinend glatte Darstellung der physiolo-

logischen Verhältnisse dort ermöglicht, wo der physiologische Vorgang in Wirklichkeit noch unbekannt oder ungenügend bekannt ist.

Wenn ich in Folgendem auf die schon so viel erörterte Beziehung der Physiologie zur Psychologie zurückkomme, so geschieht es nur, um auszuführen, inwiefern es meiner Meinung nach möglich ist, die von mir aufgestellte Forderung auch wirklich durchzuführen. Da diese das Verlangen nach einer bezüglichen physiologischen Fachsprache enthält, ist die Frage zu beantworten: inwiefern ist es möglich, die Physiologie von der Psychologie sprachlich zu trennen?

Seit ich jene Forderung aufstellte, um zu ihrer Durchführung anzuregen, habe ich mich selbst bemüht, ihr nach Möglichkeit gerecht zu werden, und diese Bemühungen ziehen sich durch alle jene meiner Mitteilungen, deren Inhalt mir Anlaß gab, jener Forderung zu gedenken. Das Ergebnis dieser Bemühungen ist auch vielfach in die Literatur übergegangen, wenn auch größtenteils in so zu sagen stillschweigender Form.

In letzter Zeit ist jene Forderung mit Bezug auf die vergleichende Physiologie von Th. Beer, M. Bethe und F. v. Uexküll (1899), mit Bezug auf die allgemeine Physiologie von M. Verworn (1902) neuerdings aufgestellt worden.

Um nicht mißverstanden zu werden, sei bemerkt, daß der zu meiner Forderung führende Gedankengang kein neuer zu nennen ist; man kann nur sagen, daß die Folgerungen jenes Gedankenganges durch Aufstellung der Forderung eine festere Form angenommen haben. —

Je mehr ich mich bemühte, meiner Forderung Geltung zu verschaffen, und je öfter ich sie in Gedanken erwog, desto klarer wurde mir, worin die Schwierigkeit ihrer ausnahmslosen Durchführung liegt. Wir können wohl Worte, welche etwas Psychisches bedeuten, durch andere Worte, welche etwas Materielles bedeuten, ersetzen, aber diese sogenannten Ersatzworte sind keine wirklichen Ersatzworte, weil sie eben etwas anderes bedeuten, so wenig der Ausdruck Materie den Ausdruck Psyche ersetzt. Der Physiologe darf, um der Forderung zu entsprechen, eine Bewegung z. B. nicht eine willkürliche nennen. Wie soll er sie aber bezeichnen? Gesezt, der Physiologe wüßte (was er nicht weiß), es wäre lediglich ein bestimmter von bestimmten Stellen der Großhirnrinde vermittelt bestimmter Nerven sich auf bestimmte Muskeln erstreckender materieller Vorgang die Bedingung für eine willkürliche Bewegung, und er würde entsprechend dieser ihm bekannten Bedingung die Bewegung z. B. eine corticofugale nennen, wäre dann etwa der Ausdruck corticofugal gleichbedeutend mit willkürlich? Gewiß nicht, so wenig etwa die Ausdrucksweise „ein corticopetaler Vorgang“ gleichbedeutend wäre mit „eine Empfindung“.

Diese Schwierigkeit, welche unsere Forderung anscheinend undurchführbar macht, ist unüberwindlich, aber sie läßt sich umgehen, und zwar in der Weise, daß der Physiologe erklärt, er gebrauche von seinem Standpunkte an Stelle bestimmter Termini, welche Psychisches bedeuten, andere Termini, welche Materielles bedeuten, nur unter der Voraussetzung, daß jedes bestimmte psychische Phänomen in einer bestimmten notwendig gedachten Beziehung zu

einem bestimmten materiellen Vorgang steht. Unter dieser Voraussetzung ist der an Stelle eines Ausdruckes, welcher etwas Psychisches bedeutet, gebrauchte Ausdruck für etwas Materielles natürlich ebenso wenig gleichbedeutend mit dem anderen als ohne diese Voraussetzung, aber unter letzterer steht für den Physiologen der eine Begriff mit dem anderen in einer ganz bestimmten notwendig gedachten Beziehung.

„Begriffe, die so auf einander bezogen werden, daß sie nicht ohne einander gedacht werden können“, hat man Relationsbegriffe, Wechselbegriffe oder Correlata genannt, wie z. B. Ursache und Wirkung, Stoff und Kraft, und Ähnliches. Insofern, als für den Physiologen ein bestimmtes psychisches Phänomen in einer notwendig gedachten Beziehung zu einem bestimmten materiellen Vorgang und umgekehrt letzterer auch in einer notwendig gedachten Beziehung zu ersterem steht, sind „bestimmtes psychisches Phänomen“ und „bestimmter materieller Vorgang“ für ihn Correlata.

Obwohl nun für den Physiologen zwischen dem materiellen und dem psychischen Vorgange eine notwendig gedachte Beziehung besteht, so kann er doch auch das Eine oder das Andere des notwendig auf einander Bezogenen jedes für sich in Betracht ziehen, wie man z. B. die Ursache für sich oder die Wirkung für sich betrachten kann, was der Notwendigkeit der Beziehung nur scheinbar widerspricht; denn die notwendige Beziehung charakterisiert sich dadurch, daß wir gezwungen sind, sie zeitweilig herzustellen; wir müssen sie aber nicht immer herstellen, wir können zeitweilig auch von ihr absehen.

Unsere Fähigkeit auch von einer notwendigen Beziehung zeitweilig abzusehen, nur das Eine oder nur das Andere, welche Beide auf einander bezogen von uns Correlata genannt werden, zeitweilig für sich in Betracht zu ziehen, ermöglicht es dem Physiologen, vorübergehend von dem psychischen Correlat des materiellen Vorganges abzusehen und sich nur mit dem materiellen Correlat des psychischen Vorganges zu beschäftigen.

Solange er Physiolog im strengen Sinne des Wortes sein will, sollte er seine Aufmerksamkeit stets nur dem materiellen Vorgange zuwenden, und nur physiologische Fachausdrücke benützen; aber dies ist in Wirklichkeit nicht ausnahmslos durchführbar, weil er unter gewissen Umständen gezwungen wird, sich auch mit den psychischen Vorgängen zu beschäftigen und psychologische Fachausdrücke zu gebrauchen. Dazu ist der Physiologe insofern gezwungen, als der Mensch (also auch er selbst) Objekt der physiologischen Forschung ist. Versucht der Physiolog seinen Standpunkt, sich nur mit dem materiellen Correlat der psychischen Erscheinungen zu beschäftigen, zu wahren, dann macht er die Erfahrung, daß er ihn nicht konsequent einhalten kann; er muß ihn zeitweilig wechseln, sobald er den Menschen (und damit auch sich selbst) in den Bereich seiner Forschung zieht.

Er muß den Standpunkt zeitweilig wechseln, weil ihm sonst zum Verständnis sowohl der Beziehung zwischen ihm selbst und seinen Mitmenschen, als auch der Beziehung zwischen ihm selbst und der übrigen Außenwelt, sowie der Beziehung zwischen der übrigen Außenwelt und seinen Mitmenschen immer etwas fehlt, und weil er be-

merkt, daß er sich mit seinen Mitmenschen nicht verständigen kann, sobald er dies vom rein physiologischen Standpunkte aus versucht.

Unserer Forderung vermag der Physiologe also nur insofern gerecht zu werden, daß er seinen Standpunkt, so lange er ihn nicht unbedingt wechseln muß, auch wirklich mit voller Klarheit und äußerster möglicher Konsequenz festhält. Muß er jedoch das Gebiet der Psychologie betreten, dann soll er aber auch klar zum Ausdruck bringen, wann und warum er seinen Standpunkt wechseln mußte, damit er nicht den Fortschritt der physiologischen Forschung auf dem betreffenden Gebiete hemmt.

Soweit der Physiologe seinen Standpunkt wahren kann, sollte er sich bemühen, dort, wo die entsprechenden Fachausdrücke, die Ausdrücke für das jeweilige materielle Correlat des psychischen Vorganges noch fehlen, sie zu schaffen, und sie konsequent einsinnig zu benützen, nicht aber ein Wort, wie z. B. den in Wirklichkeit etwas Psychisches bedeutenden Ausdruck *senjibel*, doppelsinnig, d. h. einmal für den psychischen, das andere Mal für den materiellen Vorgang gebrauchen, oder etwa einen solchen Ausdruck verwenden, ohne überhaupt zu sagen und sich darüber klar zu sein, in welchem Sinne er ihn gebraucht.

Nicht nur als Forscher, sondern auch als Lehrer soll der Physiologe unserer, gewiß berechtigten, Forderung nach Möglichkeit gerecht werden. Denn, wenn dem Schüler jene Forderung und ihre Bedeutung nicht gelehrt wird, wird der angebahnte Fortschritt ein sehr langsamer sein, da nur der kleinste Teil der Schüler, wie ja die Erfahrung gelehrt hat, im Stande ist, über diese Beziehungen lediglich durch eigenes Nachdenken klar zu werden, worin sie noch außerdem durch die bestehenden Uebersetzungen gehemmt werden.

Soweit der Physiologe nur Tierphysiologe ist, fällt es ihm am leichtesten, unsere Forderung durchzuführen, und aus diesem Grunde sollte gerade auf diesem Gebiete vom Forscher wie vom Lehrer ihre Durchführung im größtmöglichen Umfange bewerkstelligt und gelehrt werden. Daß auch auf diesem Gebiete, soweit überhaupt dazu Anlaß gegeben ist, die Durchführung nicht leicht, sondern nur relativ am leichtesten ist, darf nicht vergessen werden, wie auch nicht, warum es sich so verhält. Sie ist hier leichter, weil der Physiologe sich mit den Tieren nicht verständigen muß, und weil dem Physiologen zum Verständnis des Zusammenhanges der Erscheinungen auf diesem Gebiete, wenn auch noch sehr viel, so doch nicht so viel fehlt, als auf dem Gebiete der menschlichen Physiologie, und ferner, weil dem Physiologen, wenn er auch als Mensch sozusagen nicht aus seiner Haut heraus kann, das Absehen vom psychischen Vorgang in der Tierphysiologie leichter gemacht wird, indem er viel seltener an dieses erinnert wird. Und wird er daran erinnert, so findet er bei genauerer Untersuchung und Uebersetzung, daß die Analogie zwischen dem materiellen Tier und dem materiellen Menschen doch nicht immer eine so große ist, daß er gezwungen wäre, sich zu dem materiellen Tier ein, ihm nur an sich selbst wahrnehmbares, analoges psychisches Correlat hinzuzudenken. Erscheint ihm aber dieser Zwang sehr groß, dann darf er nicht vergessen, daß das zum materiellen Tier hinzugedachte psychische Correlat eben nur etwas

Hinzugedachtes ist, zu dem er mittelst einer viel entfernteren Analogie gelangt ist, als zu dem zu seinem materiellen Mitmenschen hinzugeachteten psychischen Correlat. —

Kehren wir zu der in die Form eines Fragesatzes gekleideten Ueberschrift unserer Erörterung zurück, so lautet die Antwort darauf folgendermaßen: Es ist nicht nur möglich, die Physiologie von der Psychologie sprachlich zu trennen, sondern im Grunde sind beide Wissenschaften, soweit sie bestehen, thatsächlich schon getrennt, weil das Psychische und das Materielle nicht identisch sind. Wir mengen jedoch die Ausdrucksweise beider sehr häufig durcheinander. Das Problem ist in der Ueberschrift nicht richtig gestellt. Die Frage sollte lauten: inwiefern ist es möglich, in der Physiologie die psychologischen Sachausdrücke zu vermeiden, mit anderen Worten, die getrennt bestehenden physiologischen und psychologischen Ausdrücke nicht mit einander zu vermengen?

Darauf lautet die Antwort: Dies ist in dem Maße möglich, als das betreffende Objekt des Physiologen, der materielle Vorgang, es ihm gestattet, von dessen psychischem Correlate abzusehen. Da ihm dies aber, wie oben angeführt, insofern das Objekt seiner Forschung auch der Mensch ist, nur zeitweilig möglich ist, läßt sich unsere Forderung auch nicht ausnahmslos durchführen.

Insofern der Physiologe von dem psychischen Correlate des materiellen Vorganges absehen kann, kann er überall dort, wo sich die Physiologie noch des Sachausdruckes für den psychischen Vorgang bedient, einen physiologischen Sachausdruck für den materiellen Vorgang schaffen. Da ihm aber das materielle Correlat der psychischen Erscheinung so vielfach noch gar nicht oder ungenügend bekannt ist, muß er sich auch aus diesem Grunde zur Bezeichnung desselben oft noch des psychologischen Sachausdruckes als Ergänzung notgedrungen bedienen. Dadurch erfährt die Durchführung der Forderung eine weitere Beschränkung. Letztere zu vermindern ist aber gerade eine der Aufgaben der Physiologen. Mit dem Fortschritt in der Kenntnis der materiellen Vorgänge wächst auch das Gebiet, auf dem unsere Forderung durchgeführt werden kann, und wird die Beschränkung eine kleinere werden; umgekehrt wird auch mit dem Fortschritt in der Erkenntnis der Berechtigung unserer Forderung das Gebiet unserer Kenntnisse von den materiellen Correlaten der psychischen Vorgänge wachsen.

Zu meiner Behauptung, daß die Physiologie und die Psychologie, soweit sie bestehen, sprachlich schon getrennt sind, stimmt anscheinend nicht, daß Manche, wie oben erwähnt, ein und dieselbe Bezeichnung, wie z. B. sensibel, einmal für den psychischen, das andere Mal für den materiellen Vorgang gebrauchen. Dies ist aber nur ein scheinbarer Widerspruch. Die Doppelsinnigkeit eines Wortes wird von uns entweder unabsichtlich oder absichtlich herbeigeführt. Im ersten Falle ist es ein Versehen, beruht es auf ungenügender Klarheit, im zweiten Falle wissen wir aber sehr wohl, daß wir eigentlich zwei verschiedene Ausdrücke benützen müßten, nur thun wir es zu einem bestimmten Zwecke nicht, z. B. um etwas absichtlich zu verbunkeln. In der Wissenschaft hat aber die sprachliche Doppelsinnigkeit keine

Berechtigung. Man kann wohl ein Wort in mehrfacher Bedeutung gebrauchen, wenn aus dem Zusammenhange unmittelbar hervorgeht oder ausdrücklich hinzugefügt wird, in welchem Sinne es gebraucht wird, aber die oft wiederholte Definition des gebrauchten Wortes ist unökonomisch. Wer Wissenschaft treibt, Klarheit und Wahrheit sucht, erkennt auch, daß eindeutige Verwendung der gebrauchten Wörter dazu erforderlich ist. —

Wer sich ferner an die Behauptung, daß das Materielle und das Psychische nicht identisch sind, aus dem Grunde stoßen sollte, weil das Materielle sich auf eine bestimmte Beziehung bestimmter psychischer Elemente zu einander zurückführen läßt, der vergißt, was häufig genug übersehen wird, daß das Materielle mit dem Psychischen doch nicht deswegen als identisch genommen werden darf, weil das Materielle sich aus psychischen Elementen zusammensetzt, so wenig die chemischen Elemente identisch sind mit dem Menschen, welcher aus ihnen besteht. Psychisches und Materielles sind vielmehr nicht identisch, weil nur das Ergebnis einer bestimmten Beziehung bestimmter psychischer Elemente zu einander dem entspricht, was wir Materielles nennen, wie auch nur das Ergebnis einer bestimmten Beziehung bestimmter chemischer Elemente zu einander dem entspricht, was wir Mensch nennen.



Die wissenschaftliche Erforschung des Luftkreises der Erde auf Bergstationen und durch Luftballonfahrten.

(Ein Beitrag zur Wertbeurteilung der geplanten meteorologischen Station auf dem Donnerberg in Böhmen.)

Von **Rudolf Spitaler.**

Das wechselvolle Spiel der Vorgänge im Luftkreise der Erde hat wohl ebenso früh als das geheimnisvolle Wogen und Walten des Meeres, sowie das unheimliche Wirken der inneren Erdkräfte in den Erdbeben und den feuerspeienden Bergen die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gelenkt und den Wunsch rege gemacht, die Naturkräfte zu erforschen, welche diese Erscheinungen bedingen. Allerdings war zuerst das Bestreben darauf gerichtet, das kommende Wetter vorauszubestimmen, ohne aber hiefür erst die wissenschaftlichen Grundlagen zu schaffen. Unausrottbarer Aberglaube und altehrwürdige Ueberlieferungen verbunden mit Voreingenommenheiten gegen jedwede Neuerung standen jeglicher Forschung wie eine uneinnehmbare Schutzwehr entgegen. Selbst hervorragende Gelehrte konnten sich von dem Glauben an übernatürliche Naturkräfte, an den Einfluß höherer Wesen oder der Gestirne auf die scheinbar regellosen Witterungserscheinungen nicht losmachen und Astrologie, Hexenglaube und Zauberei erklärten ganz ungezwungen Hagelschlag, Donnerwetter und Sturm. So wurde (um nur ein Beispiel unter vielen Tausenden an-

zuführen) im Jahre 1583 in Wien eine 73jährige Greisin hingerichtet, welche nach der Folter gestand, 50 Jahre lang das Wetter gemacht zu haben und noch im Jahre 1766 schrieb der Augustinermonch und Professor der Theologie in München, Agnellus Merz, „mit Erlaubnis der Obern“, daß die Vorteile der Hexen und Unholde, die mit dem Teufel ein Bündnis geschlossen hätten, unter anderem darin beständen, daß sie nach Belieben zum Schaden eines anderen schädliche Stürme und Ungewitter, Hagel und Regengüsse in der Luft erregen dürften.

So waren bis in das verfloßene Jahrhundert herein die Vorgänge in der Atmosphäre, die Witterungserscheinungen der wissenschaftlichen Forschung verschlossen; die Astronomie schenkte der Meteorologie, einer für sie sehr einflußreichen, aber mit ihr nicht zusammengehörigen Wissenschaft, nur nebenher einige Aufmerksamkeit; die Physik hatte ihre eigenen Aufgaben zu lösen und beachtete die atmosphärischen Vorgänge nur insoweit, als sie für ihre Zwecke von Interesse waren, ebenso die Geographie, und so blieb die Meteorologie stiefmütterlich im Hintergrunde, mit den althergebrachten Lehren sich zufriedengehend und ohnmächtig sich zu einem selbständigen Wissenschaftszweige emporzuraffen. Man hatte zwar schon frühzeitig eingesehen, daß zu einer Wetterlehre vorerst ein größeres Beobachtungsmaterial gesammelt werden müsse, und es hatte auch in der That der Nürnberger Astronom J. Werner bereits ein Beobachtungs-Tagebuch angelegt, dem dann Tycho de Brahe mit seinem auf der Uranienburg von 1582 bis 1597 geführten meteorologischen Tagebuche folgte. Diese und einige andere spätere Wetteraufzeichnungen konnten aber keinen wissenschaftlichen Wert beanspruchen, weil die Beobachtungen zumeist ohne Instrumente gemacht wurden. Waren auch schon zu Beginn des vorigen Jahrhunderts außer Thermometern und Barometern, mit denen schon bald nach ihrer Erfindung vereinzelte Beobachtungen von Temperatur und Luftdruck angestellt wurden, noch andere wichtige meteorologische Instrumente vorhanden und hatte schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts die vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz begründete (1780) und vom Abte Hemmer vorzüglich geleitete Societas Palatina Meteorologica die richtigen Wege zu planmäßigen Beobachtungen gezeigt, so fanden diese ersten Vorstöße zu wissenschaftlicher Behandlung der Meteorologie leider wieder ein jähes Ende, als die kriegerischen Ereignisse alle Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen begannen.

Deutsche Männer waren es, welche das ins Wanken gebrachte Schiff der wissenschaftlichen meteorologischen Forschung wieder in ruhiges Fahrwasser brachten, die Wege, welche Alexander von Humboldt, der auf seinen weiten Weltreisen die großen Unterschiede zwischen unseren Witterungsverhältnissen und jenen in den Tropen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wies und welche später Dove wandelte, wurden zur Richtschnur, die Meteorologie auf wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Es wurden, wie dies in gründlicher Weise wohl zuerst vom Breslauer Professor Brandes gesehen ist, die Lehren der Physik auf die Atmosphäre angewendet und so die Meteorolo-

logie allmählich in die Bahnen geleitet, welche sie zu den Erkenntnissen führten, auf denen das Lehrgebäude dieser jungen Wissenschaft heute aufgebaut ist.

Diesen bedeutungsvollen Wendepunkt in der Meteorologie kennzeichnete Prof. v. Bezold bei der Tagung der Deutschen Meteorologischen Gesellschaft in Stuttgart im April vorigen Jahres mit trefflichen Worten. Die Meteorologie als Physik der Atmosphäre mußte sich in zwei Hauptgebiete gliedern, in die Thermodynamik und in die allgemeine Bewegungslehre oder Dynamik der Atmosphäre im engeren Sinne des Wortes. Dort sind es die Lehren der mechanischen Wärmetheorie, welche uns den Schlüssel liefert für das Verständnis des grundverschiedenen Verhaltens der auf- und absteigenden Luftströme und damit der Gebiete hohen und niedrigen Luftdrucks, der sogenannten barometrischen Maxima und Minima, hier haben wir es mit den allgemeinen Bewegungsgesetzen zu thun, welche aber bei den Bewegungen im Luftmeere so verwickelt sind, daß deren Enträtselung zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Es ist hier noch ein großes Forschungsgebiet, trotz vieler bereits vorhandener ausgezeichnete Untersuchungen, ungebaut.

Die Meteorologie ist heute strenge in zwei Hauptgebiete geteilt, in die Klimatologie und in die Meteorologie im engeren Sinne oder die theoretische Meteorologie. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die eine von der anderen unabhängig wäre. Im Gegenteil, sie haben sich heute mehr denn je gegenseitig in die Hände zu arbeiten. Die Klimatologie sammelt Daten, welche uns den mittleren durchschnittlichen Witterungszustand eines Ortes oder ganzer Gegenden darstellen. Sachgemäß geordnet geben uns diese Daten manchen tiefen Einblick in die täglichen und jährlichen, sowie in die örtlichen Veränderungen und Verschiedenheiten der atmosphärischen Vorgänge, aus denen die theoretische Meteorologie vielfach Nutzen ziehen kann. Andererseits wiederum können durch die theoretischen Ergebnisse die auftretenden Abnormitäten im Witterungsverlaufe erklärt werden und sie setzen uns in den Stand, bei gegebenen Witterungsverhältnissen im vorhinein auf den zu erwartenden Verlauf derselben zu schließen.

Eine sichere Wetterprognose, wenn wir den praktischen Teil der Meteorologie ins Auge fassen, wird sich daher nur aus gründlichen theoretischen Untersuchungen der atmosphärischen Einzelvorgänge herleiten lassen. Sind die Ursachen der letzteren einmal erkannt und durch physikalische Gesetze erklärt, dann werden über ein größeres Gebiet sorgfältig angestellte Beobachtungen über Temperatur, Feuchtigkeit, Luftdruck, Windrichtung und Windstärke, Niederschläge, Wolkenzug u. s. w., welche Daten telegraphisch an eine Centralstelle übermittelt werden, diese in den Stand setzen, ein klares Bild von der momentanen Wetterlage zu entwerfen und auf Grund der erkannten Gesetze über die atmosphärischen Veränderungen wird es leichter als bisher möglich sein, die wahrscheinlich in nächster Zeit eintretende Wetterlage, also das kommende Wetter, anzugeben. Es gibt heute bereits in allen Kulturstaaten derartige meteorologische Centralstellen, welche tägliche Wetterberichte und Wetterprognosen veröffentlichen, lei-

der finden diese aber viel zu geringe Beachtung und es ist auch nicht immer entsprechend vorgesorgt, daß sie rechtzeitig den Interessenten bekannt werden. Vor allem ist es aber notwendig, daß das Publikum über die Grundsätze der wissenschaftlichen Wettervorhersagen aufgeklärt werde und die Wertlosigkeit der Wetterprophezeiungen in Kalendern, aus Bauernregeln und Loostagen einsehe. Solange von jenen Berufsclassen, welche bei ihren Unternehmungen vielfach mit dem Wetter zu rechnen haben, vom Seemann, vom Landwirt, vom Baumeister, vom Kaufmann der Kalender zur Hand genommen wird, um zu sehen, welches Wetter er prophezeit, werden die meteorologischen Centralstellen vergebens mit ihren Wetterberichten und Wetterprognosen Nutzen zu bringen sich bestreben.

Der Kalender, das einzige Buch, welches täglich in die Hand genommen wird und unser Berater das ganze Jahr hindurch ist, vielleicht das einzige Buch, welches fast in allen Volksschichten zu finden ist — es gibt ja bekanntlich sogar Kalender für Analphabeten —, steht in Bezug auf die Wettervorhersage so tief, daß er in dieser Hinsicht als ein Schandfleck unserer aufgeklärten Zeit bezeichnet werden kann. Es ist nach dem heutigen Wissen über den Witterungsverlauf unmöglich, das Wetter auf mehr als ein bis zwei Tage mit größerer Wahrscheinlichkeit vorauszusagen. Wetterprognosen auf Wochen, Monate und Jahre hinaus sind unmöglich und daher, wenn trotzdem aufgestellt, ganz wertlos und decken sich vollständig mit einfachem Erraten. Nun wird der Kalender, wenigstens sein eigentliches Kalendarium, zumeist schon ein ganzes oder wenigstens ein halbes Jahr vor Beginn des betreffenden Jahresanfangs in Druck gelegt. Viele Leute, zumal die Landbevölkerung, kaufen einen Kalender aber nur dann, wenn er auch das Wetter prophezeit, also den hundertjährigen Anauer'schen Witterungskalender enthält, nach welchem das Wetter von der Sonne, dem Mond und den zur Zeit der Entstehung dieses Machwerkes bekannten fünf Planeten Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn geregelt wird und in einem siebenjährigen Cyclus wiederkehrt. Der Verleger muß damit rechnen, wenn er nicht einen großen Geschäftsentgang haben will, und räumt „Anauers hundertjährigem Kalender“ sein erbgejessenes Plätzchen ein, ja er leistet sogar ein Mehr und gibt auch Falb's kritische Tage oder sonst eines „Wettermachers“ „untrügliche Prophezeiungen“ dazu und der Fächmann, welcher den astronomischen und chronologischen Teil des Kalenders zusammenstellt, muß noch obendrein zu den Mondvierteln ein „Veränderlich“, „Schöne Tage“, „Sehr kalt“, „Stürmisch“, „Desters Gewitter“ u. i. w. dazu setzen. Macht er dies mit zweideutigen Phrasen, wie beispielsweise „Angenehm“, was im Sommer bei kühlem Wetter einen sonnigen Tag, bei schwüler Luft aber auch einen erfrischenden Regen bedeuten kann, so kann er 75 % und mehr Treffer bei „seinen Prognosen“ erzielen. „Veränderlich“ gibt wohl gegen 100 % Treffer, indem es nur für den schönsten und für den schlechtesten Tag nicht zutrifft. Damit ist das Wetter für das betreffende Jahr gemacht!

Doch wieder zur Sache. Während es für die praktische Witterungskunde immer notwendig bleiben wird, den gleichzeitigen Witterungs-

zustand über einer größeren Fläche der Erde, also in horizontaler Erstreckung, in kurzen aufeinanderfolgenden Zeitintervallen zu kennen, bleibt es immerhin von Wichtigkeit, um die auftretenden Veränderungen zu verstehen und vorherzusehen, die atmosphärischen Vorgänge auch nach oben zu, also in vertikaler Richtung, zu studieren. Es ist leicht einzusehen, daß die atmosphärischen Vorgänge in der Nähe der Erdoberfläche vielfach durch Terrainverhältnisse modifiziert werden müssen. Winde werden durch Gebirgszüge von ihrer durch die Luftdruckverteilung bedingten Richtung abgelenkt oder werden gezwungen, einen Gebirgskamm zu überschreiten, die von ihnen bewegte Luft kühlt sich dabei ab und scheidet einen Teil ihres Wasserdampfgehaltes in Form von Wolken, Regen und Schnee aus, es tritt deshalb des Gebirges trübes und regnerisches Wetter ein, hingegen senkt sich der Wind auf der anderen Seite des Gebirges wieder zum Boden herab, die Luft erwärmt sich hierbei, die Wolken lösen sich auf und es tritt trockenes, heiteres Wetter ein. Sowie in diesem Beispiele durch das Gebirge, so wird die Luft auch durch Erwärmung und Abkühlung gezwungen, emporzusteigen oder sich zu senken. Es trat nun, sobald man die Bedeutung dieser auf- und absteigenden Luftströmungen für das Wetter erkannt hatte, an die Meteorologie die Aufgabe heran, diese Strömungen und die damit verbundenen Erscheinungen genauer auf ihrem Wege zu verfolgen und zu studieren.

Dazu gibt es zwei Wege: erstens die Beobachtung der meteorologischen Verhältnisse auf Berggipfeln, welche möglichst frei in die Atmosphäre hineinragen, und zweitens Aufstiege mittelst Luftballons. Der letztere Weg wurde schon bei den ersten Ballonfahrten betreten, indem neben anderen Beobachtungen auch meteorologische angestellt wurden. Es war bis zur denkwürdigen Hochfahrt Barral's und Bixio's am 27. Juli 1850, wo sie in 7000 Meter Höhe eine Temperatur von -40° antrafen, unbekannt, daß selbst an den heißesten Sommertagen über uns Temperaturen von -30° bis -60° und darunter herrschen. Warum stürzen nun diese eisigkalten Luftmassen, welche wie Wasser über Eis über der erwärmten Sommerluft lagern, nicht plötzlich herunter und verändern mit einem Schlage die schönste Vegetation in eine Winterlandschaft? Woher kommt diese grimmige Kälte in den oberen Luftschichten? Sind diese niedrigen Temperaturen beständig über uns oder treten sie nur unter gewissen Bedingungen auf? Diese und ähnliche Fragen riefen in hohem Grade das Interesse wach, die Atmosphäre der Erde nicht allein in horizontaler Richtung zunächst der Erdoberfläche, sondern auch in vertikaler Richtung näher zu erforschen. Zu diesem Zwecke unternahmen in den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts englische und französische Gelehrte wiederholt Hochfahrten und brachten sehr wertvolle und wichtige Daten über die meteorologischen Verhältnisse der oberen Luftschichten mit. So sammelte der englische Physiker Glaisher von 1862 bis 1865 durch eine große Reihe von Fahrten in freien und gefesselten Ballons Daten, um daraus die Abnahme der Temperatur mit der Höhe zu ermitteln. Bei diesen Fahrten erstieg er am 5. September 1862 die bis dahin und lange nachher unerreichte Höhe von 29 000 engl.

Fuß (8840 Meter). Der Luftdruck in dieser Höhe betrug 248 mm, also $\frac{1}{3}$ von demjenigen auf der Erdoberfläche, und die Temperatur — 21°. Glaisier wurde in dieser Höhe ohnmächtig und es dürfte der Ballon wahrscheinlich noch höher gestiegen sein, weil das Minimum-Thermometer — 25° aufwies. Lieferte auf diese Weise Glaisier zwar die ersten Anhaltspunkte über die Temperaturabnahme mit der Höhe, welche bis in unsere Tage herein unangefochten dastanden, so waren dies doch nur Einzelergebnisse bei einer bestimmten Wetterlage, an einem bestimmten Orte oder auf einem kleinen Umkreis; wie die Verhältnisse gleichzeitig über einem größeren Gebiete der Erde aussehen, darüber konnten diese Beobachtungen keinen Aufschluß geben. In der raschen Weiterentwicklung der meteorologischen Forschungen traten zu den früheren Fragen neue dazu, wie beispielsweise über die Temperaturverhältnisse in einem barometrischen Hochdruckgebiete, in einer sogenannten Anticyklone, oder in einer barometrischen Depression, in einer Cyclone, für deren Lösung aber gelegentliche Aufstiege mittelst Luftballons, zumal da die hierzu erforderlichen Instrumente noch sehr mangelhaft waren, nicht genügende und einwurfsfreie Resultate zu erbringen im Stande waren. Können allerdings nur Beobachtungen in der freien Atmosphäre, also in einem Luftballon oder auf einem hohen Turme, die meteorologischen Zustände in den höheren Regionen in voller Reinheit wiedergeben, so ist es doch unmöglich, längere Beobachtungsreihen auf diesem Wege anzustellen, um die mittleren Zustände der meteorologischen Elemente zu erlangen.

Es lag daher sehr nahe, ständige Beobachtungsstationen auf hoch gelegenen Berggipfeln zu errichten. Die älteste meteorologische Bergstation ist der Hohenpeißenberg in Bayern (973 Meter Seeshöhe), wo schon seit dem Jahre 1781 meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Seit der Neuorganisation des amtlichen Beobachtungsnetzes (1879) ist der Hohenpeißenberg eine wichtige Station von mittlerer Höhenlage. Mit der Errichtung von eigentlichen meteorologischen Hochstationen hat Amerika den Anfang gemacht, indem bereits im Jahre 1873 auf dem Pike's Peak im Felsengebirge Colorado in einer Seeshöhe von 4312 Meter, also über 400 Meter höher als die Ortler Spitze, eine Beobachtungsstation errichtet wurde, bis wohin auch eine Bahn führt. Es ist dies der höchste ständig bewohnte Berggipfel der Erde. In Amerika und Asien finden sich zwar noch höher gelegene bewohnte Orte mit meteorologischen Stationen, wie das Dorf St. Vincente bei Portugalette in Bolivien in 4580 Meter Höhe, das Buddhisten-Kloster Ganle in Tibet in 4610 Meter Höhe, es sind dies aber Hochebenen mit einem eigentümlichen Plateauklima, während für die Beantwortung der oben gestellten Fragen frei in die Atmosphäre hineinragende Gipfel verlangt werden.

In Europa trat zuerst Prof. Tacchini in Palermo für die Errichtung von Hochstationen ein. Seinem Einflusse ist es zu verdanken, daß schon seit längerer Zeit auf dem Aetna, in der Nähe des englischen Unterkunftshauses in der Seeshöhe von 2900 Meter eine Beobachtungsstation besteht. Außerdem besitzt Italien mehrere Hochstationen auf dem Ramm der Apenninen.

In Oesterreich wurden mehrere Jahre hindurch beim Goldbergbaue Fleiß (2740 Meter Seehöhe) in den hohen Tauern von den Bergleuten regelmäßige meteorologische Beobachtungen angestellt, doch wurde schließlich der Bergbau wegen zu hoher Betriebskosten aufgegeben und es fanden die Beobachtungen ihr Ende. Auch auf dem Hoch-Obir in Kärnten werden beim Knappenhause (2047 Meter Seehöhe) des dortigen Bergwerks schon seit dem Jahre 1846 meteorologische Beobachtungen angestellt. Im Jahre 1883 wurde die Station zu einer solchen I. Ordnung ausgestaltet und am Gipfel (2148 Meter Seehöhe) ein Anemometer-Turm, die Hann-Warte, erbaut und mit selbstregistrierenden Instrumenten versehen. Die höchste meteorologische Station von Oesterreich und gleichzeitig von Europa, wo das ganze Jahr hindurch regelmäßige Aufzeichnungen gemacht und die registrierenden Instrumente von einem ständigen Beobachter überwacht werden, ist der Sonnblick in den hohen Tauern in 3106 Meter Seehöhe. Die Errichtung dieser ergebnisreichen und äußerst wertvollen Hochstation verdankt man dem opferwilligen Zusammenwirken der Meteorologischen Gesellschaft und des deutsch-österreichischen Alpenvereins, sowie der zähen Ausdauer, Intelligenz und Findigkeit des leider zu früh verstorbenen Bergwerksbesizers Mojacher, welcher sich ohne bessere Schulbildung durch unermüdeliches Selbststudium vom gewöhnlichen Bergknappen zu angesehener Stellung emporgeschwungen hatte und sofort, als er von der Idee der Errichtung eines Observatoriums am Sonnblick hörte, mit unermüdelichem Eifer seine reichen Erfahrungen in der Bezwingung der Gefahren des Hochgebirges dem Unternehmen zur Verfügung stellte und selbst mit seinen wetterfestesten Bergknappen thatkräftig bei der Erbauung dieses stolz in die Lüfte hineinragenden Observatoriums eingriff. Außer mehreren Stationen mittlerer Höhe besitzt Oesterreich noch eine wichtige meteorologische Hochstation in Bosnien auf der Bjelasnica in 2067 Meter Seehöhe, bestehend aus einem massiven Steinbau mit Anemometer-Turm und ausgerüstet mit vorzüglichen registrierenden Instrumenten.

In Frankreich wurden auf dem Pic du Midi in den Pyrenäen und auf dem Puy de Dôme in der Auvergne die ersten meteorologischen Hochstationen errichtet. Später entstanden Bergobservatorien auf dem Pic de l'Algal in den Gebirgen und auf dem Mont Ventoux im Departement Vaucluse in Seehöhen von 1436 bis 2877 Meter. Vor kurzem wurde in Verbindung mit der Sternwarte in Nizza auf dem Mont Mounier in den Seealpen in 2740 Meter Höhe ein Observatorium erbaut, wo ebenfalls meteorologische Beobachtungen regelmäßig angestellt werden.

Die englische Regierung erbaute im Jahre 1883 ein meteorologisches Observatorium auf dem Ben Nevis, dem Gipfel des Grampiangebirges in Schottland in 1343 Meter Seehöhe, welches insofern von besonderer wissenschaftlicher Bedeutung ist, weil der Berg steil zum Meere abfällt und so äußerst wertvolle korrespondierende Beobachtungen mit der am Fuße gelegenen Station erlangt werden können.

In der Schweiz war die erste Hochstation, abgesehen von den Stationen auf den hohen Gebirgspässen, jene auf dem Säntis in

2500 Meter Seehöhe, für welche im Jahre 1885 auf Staatskosten ein eigenes Gebäude errichtet wurde und welche nun auf Staatskosten erhalten wird.

Das Deutsche Reich hat seine isolirten Berggipfel reichlich mit meteorologischen Observatorien ausgestattet. Schon seit längerer Zeit werden mit Benützung vorhandener Unterkunftshäuser auf dem Broden im Harz (1140 Meter Seehöhe), am Glazer Schneeberg (1215 Meter), am Großen Belchen in den Vogesen (1394 Meter), am Wendelstein (1724 Meter) und am Hirschberg (1671 Meter) in Bayern meteorologische Beobachtungen angestellt. In jüngster Zeit kamen noch die Hochstation auf der Zugspitze in 2965 Meter Seehöhe, welche einen wertvollen Anschluß des Alpenvorlandes an die übrigen Hochstationen der Alpen bildet, sowie das für den Nordosten Mitteleuropas hochwichtige Observatorium auf der Schneefoppe (1603 Meter) im Riesengebirge dazu.

In neuerer Zeit ist man, um der Lösung wichtiger Probleme der Physik der Atmosphäre durch Beobachtungen auf den höchsten Bergspitzen der Erde, welche aber nicht das ganze Jahr hindurch bewohnt werden können, näher zu treten, auf den Gedanken verfallen, die höchsten erreichbaren Gipfel mit selbstthätigen meteorologischen Instrumenten zu versehen, d. h. mit Apparaten, welche längere Zeit hindurch ohne menschliche Ueberwachung und Nachhilfe die Angaben der meteorologischen Instrumente registrieren. Selbstverständlich ist der Beobachtungskreis dieser Instrumente ein beschränkter; auch sind so hohe Bergesriesen in manchen Jahren völlig unnahbar und vereiteln jeden Versuch, den abgelaufenen Mechanismus, falls er überhaupt noch gebrauchsfähig geblieben ist, wieder in Gang zu bringen. Ein solches Observatorium wurde im Jahre 1893 von Vallot auf dem Mont Blanc in 4365 Meter Seehöhe (Voies du Dromadaire) errichtet; es besteht aus einem Wohnzimmer, einer Küche, einem Laboratorium, einer Werkstätte und aus einem Instrumentenraum. Dasselbe ist aber nur in den Sommermonaten benüßbar. Für korrespondierende Beobachtungen sind auf dem Grand Mulets (3000 Meter) und in Chamounix (1000 Meter) Stationen errichtet. Die höchsten derartigen Beobachtungsstationen wurden im Jahre 1897 von der unter Prof. Pickering's Leitung stehenden Sternwarte des Harvard College in Cambridge U. S. in der Nähe ihrer Filialsternwarte in Arequipa (Peru) einerseits 30 Meter unter dem Gipfel des unthätigen Vulkans Misti in 5852 Meter Höhe, andererseits in 5080 Meter Höhe auf dem mit ewigem Schnee bedeckten Charchani (6100 Meter Seehöhe) ins Leben gerufen. Beide Stationen wurden mit längere Zeit laufenden registrierenden meteorologischen Instrumenten versehen und werden so oft als möglich von einem Mitgliede der Sternwarte in Arequipa (2454 Meter Seehöhe), woselbst ebenfalls regelmäßige Beobachtungen angestellt werden, besucht. Die Temperaturen auf dem Charchani-Observatorium sind von der Jahreszeit schon sehr wenig beeinflusst. Weitere Beobachtungsergebnisse scheinen bisher noch nicht veröffentlicht worden zu sein. Die Stationen für korrespondierende Beobachtungen wurden so gewählt, daß sie von der Meeresküste bis zum Gipfel

des Misti ansteigen und sich von dort wieder in das Quellengebiet des Amazonenstroms hinabsenken.

Dies sind die höchsten Stationen der Erde, wo regelmäßige meteorologische Beobachtungen angestellt werden. Gelegentliche Beobachtungen über verschiedene meteorologische Erscheinungen wurden wiederholt auf Bergen ausgeführt; es sei nur an die epochemachenden Untersuchungen Prof. Langley's über die Intensität der Sonnenstrahlung und deren Absorption in der Atmosphäre am Mount Whitney in Californien erinnert. Die größte Höhe, welche von Menschen auf Bergen erklimmen wurde, ist 6780 Meter über dem Meere, welche die kühnen Naturforscher Brüder Schlagintweit im Himalaya am Jib-Gamin-Gipfel erreicht haben.

Die Erkenntnis des hohen Wertes der Ergebnisse, welche man auf Bergstationen gesammelt hatte, rief in jüngster Zeit neuerdings den Wunsch wach, die Fragen, welche durch jene Beobachtungen noch unaufgeklärt geblieben oder neu hinzugekommen sind, durch zweckentsprechend organisierte Ballonfahrten zu lösen. Rühmend darf hervorgehoben werden, daß es wieder deutscher Fleiß, Ausdauer und Scharfsinn waren, welche dieses großartige wissenschaftliche Werk in Angriff nahmen, die ersten wohlgeplanten Luftfahrten ausführten und es zu stande brachten, daß zu denselben Terminen mit bedeutend verbesserten Instrumenten in ganz Europa von Paris bis Petersburg bemannte und unbemannte Ballons, sowie Drachen, ausgestattet mit den verschiedenartigsten meteorologischen Instrumenten, in die Höhe stiegen und uns auf diese Weise in Verbindung mit den gleichzeitigen Beobachtungen auf der Erdoberfläche Bilder des atmosphärischen Zustandes von ganz Europa in allen Höhenlagen und bei den verschiedenartigsten Wettertypen lieferten, welche uns einen tiefen Einblick in die atmosphärischen Vorgänge gewähren. Die Ergebnisse dieser großen wissenschaftlichen Arbeit, welche nur dank des seinesgleichen suchenden internationalen Zusammenwirkens zustande kam, wurden vor kurzem der Öffentlichkeit übergeben und haben ganz unerwartete Thatsachen über die Verhältnisse in den oberen atmosphärischen Schichten zu Tage gefördert.

Es darf bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt bleiben, daß bei diesen Ballonfahrten der kühne Luftschiffer Person in Berlin am 4. Dezember 1894 die bisher von keinem lebenden Wesen erreichte Höhe von 9150 Meter, also eine Höhe, welche weit über die höchsten Berge der Erde hinausragt, mit einem mit Wasserstoffgas gefüllten Ballon erstiegen hat. Haben auch die bisherigen Beobachtungen auf Bergobservatorien und die genannten wissenschaftlichen Luftfahrten viele wichtige Fragen der Physik der Atmosphäre gelöst, so stehen wir bei vielen anderen Fragen noch völlig am Anfange des Forschungsweges. Außer allem Zweifel aber steht es, daß das zukünftige Forschungsgebiet der Meteorologie hoch in den Lüften liegt.

Für die Erkenntnis des Zusammenwirkens und Einflusses der Vorgänge in den oberen Regionen der Atmosphäre auf jene an der Erdoberfläche wird es aber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit bleiben, gleichzeitig auch die größte Aufmerksamkeit den Vor-

gängen in einem mittleren Niveau, etwa dort, wo die durch die Erdoberfläche gestörten Verhältnisse aufhören und die reinen atmosphärischen Zustände und Bewegungen ihren Anfang nehmen, zuzuwenden. Eine solche Beobachtungsstation würde durch das geplante Observatorium am Donnersberge in Böhmen geschaffen werden. Dieses würde gleichzeitig ein wertvolles Bindeglied zwischen den Hochstationen in den Alpen, insbesondere in deren östlichen Ausläufern, den Stationen am Schneeberg und Sonnwendstein, und dem Observatorium auf der Schneekoppe im Riesengebirge bilden. Als isolierter Fegel von 835 Meter Seehöhe frei in die Atmosphäre hineinragend eignet sich der Donnersberg ganz besonders für ein Bergobservatorium. Der Bau desselben stößt auf keine Schwierigkeiten, wie es bei den in die Hochregionen hineinragenden Stationen der Fall war. Die Vorarbeiten für die Erbauung sind abgeschlossen, es liegt ein in jeder Beziehung allen Anforderungen entsprechender Bauplan vor, nur die Hauptsache fehlt noch zum größten Teile, nämlich die dafür erforderlichen Geldmittel.

Es ist aber zu hoffen, daß Staat und Land im Vereine mit hochherzigen Männern und Korporationen die Spenden nicht versagen werden, so daß in nächster Zeit die erste meteorologische Bergstation Böhmens auf dem Donnersberge entstehen und seine Thätigkeit beginnen kann zum Nutzen und zur Förderung der Wissenschaft, zum Segen und Heile für das Land und seine Bewohner, sowie zur Ehre und zum Ruhme derjenigen, welche das Werk geistig und materiell gefördert haben.



Ueber das Leuchten des fleisches.*)

Von Hans Molisch.

Als ich vor einigen Jahren auf Java weilte, schenkte ich unter anderem dem Leuchten von Pflanzen und Tieren meine besondere Aufmerksamkeit. Auf meinen nächtlichen Spaziergängen forschte ich nach leuchtenden Objekten und gar oft gelang es mir, leuchtendes vermoderndes Laub, leuchtendes faules Holz oder leuchtende Insekten zu finden.

In der Nähe meines Wohnhauses im botanischen Garten zu Buitenzorg stand eine Rotangpalme, auf deren alten abgestorbenen Blättern in zahlreichen Exemplaren ein kleiner 2—3 cm hoher Hutpilz wuchs, der nachts in bläulich grünem Lichte so stark erglänzte, daß man ihn auf 40 Schritte wahrnehmen konnte.

Wenn ich bei einbrechender Dunkelheit auf meiner Veranda saß, kamen malayische Knaben und Mädchen herbei und boten mir, da sie wußten, daß ich mich für leuchtende Objekte interessiere, schüchtern und auf den Fersen hochend ihre Gaben an: phosphoreszierende Bambusa-

*) Eine ausführliche, für den Fachmann berechnete Abhandlung darüber erscheint demnächst in der „Botan. Zeitung“.

blätter, leuchtende Gutpilze, faules, in mattem Lichte erglänzendes Holz und verschiedene Licht entwickelnde Insekten. So häuften sich in meinem Zimmer zahlreiche leuchtende Objekte an, die nachts die Stube mit einem magischen Dämmerlichte erfüllten. Es sah aus wie in einer Geisterstube.

In den Tropen auf verschiedene interessante Thatsachen aufmerksam gemacht, verfolgte ich nach meiner Rückkehr nach Europa meine Beobachtungen über das Leuchten von Pflanzen und Tieren weiter und im verflossenen Jahre studierte ich insbesondere das Leuchten des Fleisches toter Schlachtthiere.

Daß das Fleisch unserer Schlachtthiere unter eigentümlichen aber bisher nicht näher bekannten Umständen zu leuchten vermöge, ist eine seit langem bekannte Thatsache.

Die erste Nachricht darüber verdanken wir dem berühmten Anatomen zu Padua H. Fabricius al Aquapendente. Er beobachtete zur Osterzeit 1592 leuchtende Stücke eines aus der Fleischbank von Padua gekauften Lammes und gibt darüber folgenden Bericht: „Das Licht muß sich ungefähr anderthalb Tage nach dem Schlachten eingestellt und wenigstens 4 Tage angehalten haben: ein damit in Berührung stehendes Stück Bockfleisch leuchtete gleichfalls: das Licht zeigte sich auf dem muskulösen Fleisch und auf dem Fette: der Glanz war silberweiß, man konnte damit die Finger und jeden andern Körper leuchtend machen, indem sich eine klebrige Feuchtigkeit ausschied“.

Im April 1641 ereignete sich zu Montpellier ein ähnlicher Vorfall. Am Markte gekauftes, frisches Hammelfleisch wurde nach Hause gebracht und am nächsten Tage leuchtend gefunden. Man bemerkte das Licht besonders am Kopf, an dem Fette der Nieren und an den Häuten. Es war weißlich, gleich Sternen verteilt, hielt bis zur Fäulnis an und konnte vom Fleische getrennt werden. Der Vorfall machte in der Stadt großes Aufsehen, man verteilte an Neugierige Stücke leuchtenden Fleisches und als man weitere Nachforschungen anstellte, zeigte es sich, daß die Fleischer das Leuchten auch am Ochsenfleisch, wenn auch nicht so schön wie am Schafffleisch, beobachten konnten.

Das Leuchten des Fleisches wurde bisher im großen und ganzen selten beobachtet, stets wird es als eine Aufsehen erregende Rarität hingestellt, die nur unter bestimmten, vorläufig aber ganz unbekannten Umständen auftreten soll. Da nun das Leuchten nur wenige Tage andauert, so waren auch längere Untersuchungen wegen Mangels an Material nicht gut möglich und so kommt es, daß wir über das Leuchten des Fleisches noch recht mangelhaft unterrichtet sind, ja daß wir heute nicht einmal eine genaue, modernen Ansprüchen der Bakteriologie entsprechende Beschreibung der Leuchtbakterie des Fleisches besitzen. Denn nicht das Fleisch an und für sich leuchtet, dies sei für den Laien bemerkt, sondern eine auf dem Fleische sich ansiedelnde Bakterie ruft die Lichtentwicklung hervor.

Um nun die in der angedeuteten Richtung vorhandenen Lücken auszufüllen, habe ich mich in den letzten Jahren mit verschiedenen Personen in Verbindung gesetzt und sie gebeten, falls ihnen leuchtendes Fleisch unterkommen sollte, mir solches zur Untersuchung einzusenden, ich habe ferner öfters versucht, in verschiedenen Fleischhauereien Umschau zu halten, aber alle diese Bemühungen blieben erfolglos, da die Metzger hinter

solchen Nachforschungen immer gleich eine sie schädigende Kontrolle vermuten. Migula erzählt eine kleine Episode, die das Gesagte nur bestätigen kann: „So ist mir noch in diesem Jahre (1896) passiert, daß, als ich zufällig an einem frisch vom Metzger gehaltenen Stück Kalbfleisch Leuchten bemerkte und in meiner Freude über diesen Fund mich persönlich in den Laden begab, um einige Nachforschungen zu halten, mich der Mann himmelhoch beschwor, über den Vorfall zu schweigen, weil sonst sein ganzes Geschäft ruiniert sei“.

Durch die Erfolglosigkeit meiner Bemühungen fast dazu gebrängt, meinen Plan aufzugeben, kam ich endlich auf den Gedanken, Stücke von dem Fleisch, das mir der Fleischhauer täglich für den Küchengebrauch lieferte, zu untersuchen und ich war auf das höchste überrascht und zu weiteren Versuchen angespornt, als gleich die erste Rindfleischprobe, nach zweitägigem Liegen in einem kühlen Zimmer, deutlich leuchtete. Nun begann ich vom Oktober 1901 an meine Versuche systematisch. Fast täglich wurde von dem überbrachten Rindfleisch und anderen Fleischarten ein flaches kinderhandgroßes Stück abgeschnitten und ins Institut genommen. Dasselbst legte ich das Fleisch in eine (sterilisierte) Doppel-Petrischale und stellte diese in einem ungeheizten Zimmer bei einer etwa zwischen 9—12° C. schwankenden Temperatur, überdies noch mit einer großen Glasglocke bedeckt, auf. Bei einer großen Anzahl von Versuchen schnitt ich mit einem sterilisierten Messer das Fleischstück in zwei Hälften, von denen die eine mit etwas Kochsalz bestreut wurde, um den Einfluß dieses Körpers auf das Zustandekommen des Leuchtens kennen zu lernen.

Es wurden im ganzen in der angegebenen Weise während der Monate Oktober bis Jänner 76 Proben von geschlachtetem Rind auf spontanes Leuchten geprüft. Dabei ergab sich, daß von den gesamten Objekten 48% leuchteten!

Es hat sich ferner gezeigt, daß für das Auftreten des Leuchtens beim Fleische ein Zusatz von Kochsalz zwar nicht notwendig ist, daß aber ein Bestreuen mit etwas Salz das Aufkommen der Leuchtbakterien in hohem Grade fördert.

Obwohl die nach der angegebenen Methode erhaltenen Ergebnisse überraschend waren und ganz gegen alle Erwartung befriedigend ausfielen, kam ich im Verlauf weiterer Untersuchungen auf eine Methode, mittelst welcher ich einen noch bei weitem höheren Prozentsatz von leuchtendem Fleisch beobachten konnte. Anstatt nämlich, wie das in den bisherigen Versuchen geschah, das Fleisch gesalzen oder ungesalzen in Luft hinzulegen, gab ich die Fleischstücke direkt in 3% Kochsalzlösung. Das zu prüfende vom Fleischhauer eben gebrachte Fleischstück wurde in eine kleine Glasschale gebracht und mit Kochsalzlösung so weit übergossen, daß es zum Teile über die Flüssigkeit noch herausragte. Das letztere ist von Bedeutung, weil die untergetauchten Fleischteile häufig nicht leuchten, während die über dem Flüssigkeitspiegel befindlichen Teile in sternartigem Lichte erglänzen.

Die Ergebnisse, die ich mittelst des Kochsalzwassers erhielt, stellen sich viel günstiger als die vordem erhaltenen, denn von den gesamten untersuchten Fleischstücken leuchteten nicht weniger als ungefähr 87% und zwar

von den Rindfleischproben 89%,
Pferdefleischproben 65%.

Wenn das "Fleisch" zu leuchten beginnt, so weist es gewöhnlich noch keinen oder nur einen ganz schwachen übeln Geruch auf, das Auftauchen von Licht stellt nur die erste Stufe der Fäulnis dar. Und wenn die stinkende Fäulnis weiter um sich greift, so erlischt allmählich das Leuchten, da die Leuchtbakterien nunmehr von anderen nicht leuchtenden Spaltpilzen überwuchert werden. Indes habe ich manchmal noch Fleisch leuchten gesehen, das schon in starker Fäulnis und auch von Schimmelpilzen (*Mucor*) bedeckt war.

Das weißlich erscheinende Licht verteilt sich selten gleichmäßig auf die ganze oder größere Teile der Fleischoberfläche, sondern tritt inselartig auf, so daß das Fleisch wie mit glänzenden Sternen übersät erscheint.

Ich habe zu wiederholten Malen nach den üblichen Methoden von leuchtendem Fleisch eine Bakterie herausgezüchtet, die das Leuchten bedingt. Tabellos hergestellte Reinkulturen führten sowohl bei Rind- als auch bei Pferdefleisch und, wie ich hinzufügen kann, auch bei Schwein- und Gänsefleisch immer auf denselben *Micrococcus* als Lichterregner — auf den *Micrococcus phosphoreus* Cohn.

Aus den vorhergehenden Untersuchungen erhellt, daß der genannte Pilz viel häufiger vorkommt als man bisher angenommen hat.

Während man bisher bezüglich seines Auffindens ganz auf den Zufall angewiesen war, da das Leuchten von Fleisch nur selten und dann nur kurze Zeit beobachtet werden konnte; während man bisher das Auftreten von leuchtendem Fleisch als etwas ganz besonderes, als eine Aufsehen erregende Erscheinung hingestellt hat, über deren Bedingungen man nicht genügend orientiert war, vermögen wir uns auf Grund meiner Erfahrungen leuchtendes Fleisch — ich möchte fast sagen — mit der Sicherheit eines physikalischen Experimentes zu verschaffen.

Der *Micrococcus phosphoreus* muß zu den verbreitetsten Bakterien gehören. Er befindet sich auf dem Fleisch der Eiskeller, der Schlachthäuser, der Markthallen, er findet sich in jeder Küche, wo Fleisch von Schlachtieren und Geflügel regelmäßig Eingang findet, denn nur so ist es zu erklären, daß sich auf der großen Mehrzahl ganz kleiner Fleischstückproben das Leuchten mit dem *Micrococcus* einstellt.

Das Gesagte gilt für die Verhältnisse in unserem Klima, ob dies auch für tropische Gegenden gilt, bleibt in Anbetracht der Thatfache, daß der *Micrococcus phosphoreus* schon bei etwa 30° abstirbt, fraglich. Da unsere Leuchtbakterie auf so niedere Temperaturen gestimmt ist, dürfte sie, in unseren Körper mit leuchtendem Fleisch eingeführt, infolge der hier beträchtlich höheren Temperatur (37°) absterben und keinerlei Schaden anrichten.

Es wurde von verschiedener Seite behauptet, daß die Leuchtbatterie des Schlachtviehfleisches für gewöhnlich gar nicht auf diesem vorkomme, sondern hier nur zufällig auftrete, wenn das Fleisch mit Seefischen, welche bekanntlich nach dem Absterben häufig leuchten, in Berührung gekommen sei. Diese Ansicht halte ich für unrichtig, sie hatte nur so lange eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich, so lange man das Leuchten des Fleisches nur sehr selten beobachtet hat. Da aber aus meinen Beobachtungen hervorgeht, daß man den *Micr. phosphoreus* so zu sagen überall findet, wo Schlachtviehfleisch aufbewahrt wird und zwar nachweislich an Orten, wo niemals Seefische oder andere Seetiere Eingang gefunden haben, so wird der vorhin erwähnten Ansicht dadurch der Boden völlig entzogen. Ich will die Möglichkeit nicht bestreiten, daß der *Micrococcus phosphoreus* ursprünglich aus dem Meere stammt, gegenwärtig muß jedoch derselbe als eine auf dem Festlande völlig eingebürgerte Bakterie bezeichnet werden.

Damit soll jedoch nicht geläugnet werden, daß die Leuchtbatterie des Schlachtviehfleisches namentlich im Haushalte durch Berührung und Uebertragung auch auf Seefische und umgekehrt die verschiedenen Leuchtbakterien der Seefische wieder auf demselben Wege auf Fleisch gelangen und hier Leuchten hervorrufen können.

Der *Micrococcus phosphoreus* gehört nach meinen Erfahrungen zu den am intensivsten leuchtenden Bakterien. Dieser Pilz leuchtet in jungen Strichkulturen so brillant in bläulichgrünem Lichte, daß man dasselbe schon am Tage im Schatten eines Zimmers oder durch den Rock gedeckt wahrnimmt. Mit wohlausgeruhtem und an die Finsternis gewöhntem Auge sieht man bei einer Strichkultur die Zeiger einer Taschenuhr oder groben Druck. Es ist daher begreiflich, daß dieser Pilz sich für Demonstrationen über Lichtentwicklung sowie für photographische und heliotropische Versuche im Bakterienlichte in hohem Grade eignet und daß er eben deshalb für jeden Botaniker und Physiologen ein sehr erwünschtes Objekt darstellen wird.

Prag im Juli 1902.



✻ Dichter-Ecke. ✻

September.

Nun ist des Sommers Feuerbrand	Das Szepter und den Wanderstab
Erloschen und verglommen.	Vertauschen leis' die beiden.
Der Sommer reicht dem Herbst die Hand	Der Sommer sieht das Rosengrab
Und heißt ihn still willkommen.	Und rüstet sich zum Scheiden.

Wie trägt der Herbst doch milden Sinn!
Mit seiner ganzen Wärme
Streut er noch neue Blüten hin,
Daß sich der Freund nicht kärke.

franz floth.



Gedichte von Karl Bayer.*)

1.

Das kranke Kind.

Da liegt das Kindlein, einer Blume gleich,
Die vom Orkan geknickt, das Köpfchen hängt,
Das Aug' umflort, die frische Wange bleich,
Das Lächeln um den Mund von Schmerz verdrängt.

Wie ausgestorben ist das ganze Haus,
Das du gefüllt mit frohem Uebermut!
Auf lange Zeit ist's nun mit allem aus,
— Das Bilderbuch, der Ball, die Puppe ruht.

O lächle nur ein wenig, Mutter! sag',
Nicht alles nimm uns, laß uns einen Trost;
Und wieder lachen wird der trübe Tag,
Es legt der Sturm sich, der die Nacht getost.

Aurora strahlt, du gibst mir einen Kuß,
Ich richte dir den guten Morgentranz,
Die Puppen bringen ihren Morgengruß . .
— „Halt ein, Mama! sieh, ich bin ja — noch krank!“ —



2.

Willkommen!

Willkommen Krankheit, die mit Zwang,	Ich rückte näher meinem Herd
Wenn auch nicht gern, gewährt,	Und fühl' erst, wie er warm,
Wonach ich immer strebend rang,	Und schätzte erst des Lebens Wert:
Und was ich stets entbehrt.	Wie war ich früher arm!
Was mit der Tage wilder Hast	Ich sah die Liebe engelgleich
Mir raubte das Geschick,	Dem Krankenbett sich nah'n:
Jetzt hatt' ich Muße, Zeit und Rast:	Willkommen Krankheit, elend, bleich,
Ich kam zu mir zurück.	Willkommen Dornenbahn! —

*) Aus der unten besprochenen Gedichtsammlung des Prager Chirurgen Prof. Bayer.

3.

Apriltag.

frei von Druck mit leichten Gliedern	Wie es flimmert licht im Aether
Schweb' ich hin im Morgenlicht;	Von der Erde himmelwärts;
Von den Augen, von den Lidern	Und zum eigenen Verräther —
fiel des Schlafes Bleigewicht.	Höher schlagend — wird das Herz!
Nebel flieh'n wie dumpfe Träume	Schwing' dich höher, freie Seele,
Ueber Berg und Thal hinweg,	Wie das Morgenlüstchen weht;
Und durch die geklärten Räume,	Mit der Lerche freier Kehle
Durch die Lüfte führt mein Weg.	Sprich auch du dein Frühgebet!

Halte fest die gold'ne Weile, —
Nicht kehrt wieder, was entfloh'n;
Denn der Mittag bringt in Eile
Wolken für den Abend schon. —



Der erste Patient.

Eine Skizze aus dem Dorfleben von Jos. Jahn.

Geht da an einem heißen Juli-Nachmittage ein ganz absonderlich aussehender Mann durch das Dorf. Er ist höchstens 25 Jahre alt, hochgewachsen und breitschulterig, trägt einen verwilderten blonden Vollbart im Gesichte und Kleider — na, es ist zum Lachen, wenn ich daran denke — jedes Stück gehört einer anderen Mode an, und jedes ist früher offenbar auf einem anderen Leibe gegessen. Die Hosen sind viel zu eng und zu kurz, der Rock wieder ist weitbauschig, und der Hut sieht eher einem Filtriertrichter, als einer Kopfbedeckung ähnlich. Am allerlächerlichsten aber nehmen sich die Stiefel aus. Die Röhre des einen ist seitlich aufgetrennt bis zu den Knöcheln und neigt sich bei jedem Schritte ehrfürchtig nieder gegen den Boden, und bei dem andern ist eine solche überhaupt gar nicht mehr vorhanden. Man begreift nicht, wie die Gendarmen einen solchen Menschen nur frei herumgehen lassen können. Nun, zu der Zeit, es sind nämlich so an 30 Jahre seither verflossen, nahm man es nicht so strenge.

Also dieser Mann geht langsam dahin. In der Dorfgasse herrscht die größte Ruhe; denn alles ist draußen auf den Wiesen bei der Heuernte beschäftigt. Ueberall sind Thüren und Thore verschlossen, nur bei dem Hause nicht, zu dem unser Wanderer eben jetzt kommt. Die Hofthüre ist hier nur angelehnt, so daß man zwischen ihr und dem Thürfutter ein wenig in den Hof lugen kann. Und das thut auch unser Mann. Hernach stößt er sie vollends auf, tritt in den Hof und von da in das offenstehende Haus und bittet die allein im Zimmer hantierende Bäuerin, die bei seinem Anblicke ganz entsezt zurückfährt, um einen Napf Milch, weil es, wie er sagt, gar zu heiß ist.

Milch hat die Bäuerin aber gerade nicht zur Hand, sie müßte solche erst aus dem Keller heraufholen und will den verdächtigen Bettler also mit einem Stück Brot abpeisen.

Der aber läßt sich nicht verschrecken, und so steigt sie denn, nachdem sie zuvor sorgfältig die Zimmerthür verriegelt, hinunter.

Während sie unten weilt, läßt unser Wanderer seine Blicke aufmerksam im Vorhause umhersehnen. Unter der hölzernen Bodentreppe fallen ein Paar sehr hübsche Halbstiefel in seine Augen. Sie ergreifen und unter dem weiten Rocke verschwinden lassen, ist das Werk eines Augenblickes. Dann nimmt er der eben wieder erscheinenden Bäuerin den Napf aus der Hand, leert ihn in durstigen Zügen und trollt schließlich mit kurzem Danke von dannen.

Die Bäuerin aber vollendet ahnungslos ihre Hausarbeit, sichert dann die Thüren und begibt sich zunächst mit einem Rechen in der Hand in den hinter dem Hause gelegenen Obstgarten. Dort geht sie auf einen städtisch gekleideten jungen Mann zu, der im Grase ruht, und anscheinend liest.

„Daß Du aber fortwährend in den Büchern stecken mußt“, ruft sie ihm freundlich scheltend zu, „auch jetzt noch, wo Du es doch gar nicht mehr nötig hast. Ein Doktor wie Du, sollt' man meinen, müßt doch schon eh' genug gescheit sein.“

Er lacht über ihr Eifern.

„Wenn alle Menschen ein so erfreuliches Vertrauen zu meiner Weisheit haben, wie Du“, sagt er dann, „so wird's mir an Patienten kaum je fehlen. Vorläufig aber hat noch keiner seinen theuern Leib meinen Händen anvertraut, und ich bin wahrhaftig neugierig, wann der erste endlich kommen wird.“

„Bei uns könntest Du allerdings lang darauf warten“, gibt sie darauf zurück, „aber hier willst Du Dich ja gar nicht niederlassen als Arzt. — Doch zum Plaudern bin ich nicht herausgekommen zu Dir, ich muß auf die Wiese hinunter zu den anderen Arbeitern. Hier hast Du den Schlüssel vom Hause, falls Du etwa vor unserer Heimkehr in Dein Zimmer gehen wolltest. Laß Dir indes die Zeit nicht lang werden.“

Sie geht, und er blickt ihr sinnend nach, bis sie hinter der Scheuerdecke verschwunden ist. Dann greift er wieder nach seinem Buche — aber es will mit dem Lesen nicht mehr gehen. Seine Gedanken haben anderen Lauf genommen; sie beschäftigen sich mit der Zukunft, und hierauf wenden sie sich zurück zur Vergangenheit.

Er muß daran denken, wie er als der zweitälteste Sohn des Hauses, in dessen Garten er jetzt ruht, von seinem Vater in die Studien gethan wurde, und wie der Vater, erfreut über seine großen Fortschritte, keine Kosten scheute, ihm das Leben in der Stadt so angenehm als möglich zu machen. Dem Sohne fiel es damals natürlich keinen Augenblick ein, sich darüber Gedanken zu machen, woher der Vater die Mittel nahm; Hauptsache war, daß die Gelder regelmäßig einliefen. Endlich aber kam doch der Tag, an dem es offenbar wurde. Der Vater war beim Holzfällen durch einen niederstauenden Ast zu Tode getroffen worden. Es kam die Verlassenschaftsverhandlung, und dabei zeigte sich's denn, daß der Vater dem Studenten zuliebe das kleine Besitztum mit Hypotheken überlastet hatte. Angesichts dessen folgten nun die ärgerlichsten Auseinandersetzungen. Selbst der sonst

so liebeiche Bruder konnte sich nicht enthalten, ihm, dem Studenten, die bösesten Blicke zuzuwerfen und die härtesten Vorwürfe zu machen. Ja sogar der Verstorbene blieb nicht verschont. „Er war ein schlechter Vater“, hieß es; „nur an den einen hat er gedacht und darüber das Erbe des anderen verschleudert. O, hätte man das früher ahnen können, um der Verschwendung Einhalt zu thun!“ Und der Vormund sagte: „Franz, mit dem Studium, das siehst Du wohl selbst ein, ist's nun vorbei. Von uns hast Du keinen Heller mehr zu erwarten. Du mußt trachten, irgendwo eine Stellung zu erhalten!“

Ja, das war leicht gesagt, aber was für eine Stellung? Wenn man einmal das zweite Jahr auf der Universität sitzt und sich eingelebt hat in den Gedanken an eine große Zukunft, dann widert es einen förmlich an, freiwillig irgendwo ein Unterkommen als Tagelöhner oder Apothekergehilfe zu suchen. Und wenn ein solcher Posten nur immer auch zu bekommen wäre, wo die Welt ohnehin voll ist von brotsuchenden studierten Leuten! Wahrhaftig, ein halbfertiger Student ist übler dran, als der geringste Tagelöhner. Der hat harte, kräftige, arbeitsgeübte Hände und findet, wenn er nur will, immer Beschäftigung, die ihn vor Hunger schützt; der Student aber kann seine Hände nicht brauchen und die Welt seinen halbfertigen Kopf nicht. O, es ist ein Jammer um einen solchen Menschen!

Freilich, Franz war, wie gesagt, immer ein braver Student gewesen und hatte sich so gute Freunde erworben unter den Professoren und anderen angesehenen Leuten. Und diese ließen ihn nicht sinken. Sie verschafften ihm, nachdem er sich monatelang mit Stundengeben durchgehungert, eine Hofmeisterstelle, und nun war sein Weiterstudium gesichert. Ja, er erwarb sogar mehr, als er selbst benötigte, so daß er bald in der Lage war, von seinem Ueberflusse ab und zu einen Geldbetrag dem Bruder schicken zu können. Hiemit gewann er auch allgemach dessen Liebe wieder. Als der Bruder später ein braves Mädchen mit etwas Vermögen heimgeführt hatte und sich seine Verhältnisse wieder zu bessern begannen, vergaß er es in seiner Gutmütigkeit wieder ganz, daß einst die Erhaltung des Studenten das Gütchen so tief heruntergebracht hatte. Er fühlte nur Freude, da er erfuhr, daß dieser endlich an seinem Ziele angelangt sei, und gab nicht nach, bis der junge Doktor zusagte, vor Antritt einer festen Stellung einige Wochen im Heimathause auszuruhen. Und da saß dieser jetzt im Schatten der altvertrauten Bäume und nahm sich von neuem ernstlich vor, dem Bruder einst vollständig zurückzuerstatten, was dieser durch ihn verloren hatte.

Es war Abend. Heusuhre um Heusuhre war glücklich heimgebracht worden, und nun saßen die abgehefteten Menschen, der Doktor mitten unter ihnen, beim Lampenschein um den großen Tisch herum und ließen sich die wohlverdiente Mahlzeit aufs beste schmecken. Sie nahmen sich kaum Zeit, hie und da einmal ein Wort zu sprechen, der Doktor mußte die ganzen Kosten der Unterhaltung tragen. Eben erzählte er eine lustige Studentengeschichte, da wurde urplötzlich die Thüre aufgerissen, und herein fiel mehr, als er ging, ein halberwachsender Junge. „Der Doktor“, so stieß er heraus, „soll eilends mitkom-

men; im Wald bei der Steinwand ist ein Mann abgestürzt und hat sich Hände und Füße gebrochen."

Ein alter Landarzt läßt sich Zeit, wenn jemand mit einer solchen Botschaft daherkommt. Gemächlich sucht er Verbandzeug und was er sonst noch an allenfalls Notwendigem mitzunehmen gedenkt, zusammen, und ebenso gemächlich folgt er seinem voranschreitenden Führer. Nicht so unser neugeborener Doktor Franz. Der wußte vor Hast und Eile nicht, was erst anzufangen, und wäre schließlich in den leichten Hausschuhen und ohne Verbandzeug davon gelaufen, wenn seine Schwägerin nicht den Kopf oben behalten hätte. Sie suchte aus ihrer Truhe ein Stück passende Leinwand hervor, und während ihr Mann ein paar Schienen aus Holz schnitzte, ging sie die Stiefel des Doktors holen.

Minute um Minute verrann, aber sie kam nicht; der Doktor stand wie auf Nadeln. Endlich erschien sie mit enttäuschem Gesichte: „Du, Schwager, ich kann Deine Halbstiefel nicht finden. Hast Du sie etwa während des Nachmittags benützt und sie dann an einem ungewohnten Orte abgelegt? — Nicht? — Dann kann sie nur der Strolch mitgenommen haben, der mich um Milch anbettelte. O, was für schlechte Leute es heutzutage nicht gibt! Doch, jetzt hilft kein Lamentieren, Du mußt die Stiefel des Bauers nehmen!"

Ja, es war der einzige Ausweg; der Doktor mußte in die schweren, ihm viel zu großen Stiefel des Bruders hinein und darin forthumpeln, so gut es eben ging. Er erklärte später oft, daß dies der schwerste Gang gewesen sei, den er je zu einem Kranken gemacht habe.

Er fand den Abgestürzten in der Hütte eines Holzhauers bewußtlos daliegen. Seine Glieder waren übrigens bis auf einen verrenteten Arm ziemlich heil, dagegen war der Kopf schauerlich zer Schlagene, und es zeigte sich bald, daß eigentlich eine schwere Gehirnerschütterung vorliege.

Nachdem der junge Arzt alles Erforderliche veranlaßt hatte, sah er sich seinen ersten Patienten noch einmal von weitem genauer an und ließ sich erzählen, wie man ihn gefunden und was sonst über ihn bekannt war. Da wurde es denn offenbar, daß es derselbe Strolch war, der sich Nachmittags im Dorfe gezeigt, und richtig waren auch die Stiefel, die man ihm abgezogen, jene des Doktors. Letzterem kam bei dieser Entdeckung unwillkürlich ein Lächeln auf die Lippen. „Ein schönes Wiedersehen das“, dachte er bei sich, „und ein ganz eigenes Honorar, dieses erste, das ich mir verdienen könnte, d. h. wenn's mich nicht ekeln würde, die Stiefel nach solch einem Vagabunden noch einmal anzulegen.“

Währenddem den Bewußtlosen neuerdings scharf ins Auge fassend, schien es ihm mit einemmale, als ob er das durch die vielen Schrammen und Pflaster allerdings ganz verunstaltete Gesicht schon einmal irgendwo gesehen haben müsse. Nach längerem Sinnen kam er auch darauf, wie und wo. Er hatte, wie sehr er sich anfangs auch gegen diese sich mit immer größerer Gewißheit ausdrängende Annahme gewehrt hatte, einen ehemaligen Kommilitonen, den einst so eleganten Mediziner Reimer vor sich. Als dieser nach einiger Zeit

soweit hergestellt war, daß er wieder klar denken und sprechen konnte, gestand er es ohne jede Ziererei selbst.

Keiner entstammte gleichfalls einer Bauernfamilie. Er war von seinem sehr wohlhabenden Vater reichlich gehalten worden durch alle Studien, leider aber nur allzureichlich. Das reichliche Leben verdarb den Studenten, machte ihn üppig, genußsüchtig, so daß er, auf die Universität gekommen, mehr in der Kneipe saß als im Colleg und über den Büchern. Vom Vater zur Prüfung gebrängt, fiel er durch und fiel immer wieder durch, auch auf der fremden Universität, wohin er sich endlich gewendet hatte. Jetzt war die Geduld des Vaters zu Ende und wohl auch der größte Teil seines Vermögens. Zu spät entschloß er sich, den verbummelten Studenten kürzer zu halten; der Student war nicht mehr zu ändern. Was der Vater nicht mehr schickte, das verschaffte er sich durch Pump, und als der Kredit zu Ende war, durch Betrug im Spiele. Er wurde relegiert, und nun wendete sich auch sein Vater ganz von ihm ab. Überall ausgestoßen, versiel er in ein unstätes Wanderleben, auf dem er sich durch Kurpfuscherei, durch Bettel und wie wir gesehen haben, durch noch viel Argeres forthalf. Sein Nachtlager schlug er im Sommer gewöhnlich in Wäldern auf, und so war er auf der Suche nach einem halbwegs geschützten Orte bei Franzens Heimatsdorfe abgestürzt.

„Ob er denn gar nicht in sich gehen und ein neues Leben anfangen wolle“, fragte ihn nach seiner völligen Wiederherstellung der Doktor Franz.

„Es geht nicht mehr“, sagte er darauf leichtthin; „ich bin schon zu schwach dazu, ich verfall' immer wieder in das alte Leben.“

Und damit wanderte er wieder weiter. Man hat von ihm fernherhin nichts mehr gehört, und das ist gut; es wäre ohnehin nichts Erfreuliches gewesen.

Doktor Franz aber lebt heute als einer der begehrtesten Ärzte in einem Kurorte. Er hat seinen Vorsatz treu gehalten. Sein Bruder, der nicht nur ganz schuldenfrei geworden ist, sondern auch zwei seiner Töchter gut ausgeheiratet und überdies sein Besitztum durch Zukäufe bedeutend vergrößert hat, wüßte zu erzählen davon.



Naturgeschichtliche Volkemärchen aus Deutschböhmen.

1. Wie da Bär am Stoud gsejssn is.

Amol is a Bär of an Stoud¹⁾ gsejssn. Do is a Kapel bür-gonga.²⁾ Hot da Bär gsoat: „Wou gehst hi?“ — „Zs Louwatstroafen.“³⁾ — „Wej reidst so stad?“⁴⁾ — „Wal i di fürcht.“ — „Z friß di!“ — „Na, na, friß mi nit, dout kimmt a Jgl noch, friß den!“ — Hiazt is da Jgl fema. Da Bär hot gfroat: „Wou gehst hi?“ — „Zs Louwatstroafen.“ — „Wej reidst denn jou stad?“ — „Wal i di fürcht.“ — „Z friß di!“ — „Na, friß mi nit, dout kimmt

a Hund noch, friß den!“ — Hiazt is da Hund kema. „Wou gehst hi?“ — „Is Louwatstroafen.“ — „Wej reidst denn sou stad?“ — „Wal i mi fürcht.“ — „I friß di!“ — „Na, friß mi nit, dout kimmt a Hos noch, friß den.“ — Hiazt is da Hos kema. — (Das gleiche Gespräch, ebenso noch mit einem Fuchs und einem Reh, das Reh sagt zum Schluß): „Na, friß mi nit, dout kimmt a Hirsch noch, friß den.“ Hiazt is da Hirsch kema. Da Bär soat: „Wou gehst hi?“ Da Hirsch soat groub: „Is Louwatstroafen!“ — „Wej reidst denn sou groub?“ — „Wal i mi nit fürcht.“ — „I friß di!“ — „Geh her und friß mi!“ — Hiazt is da Bär van Stoud oha gsprunga und hot wülln in ⁵⁾ Hirschn freißn. Der is mit sein Hörnan hi und hot eam ⁶⁾ in Bau(ch) afgrißn. Ust hen ⁷⁾ zwei kema, bei houn eam in Bau(ch) vull Stoa(n) ouklaubt und ast zuagnaht. Da Bär is umadum gouna und hot unal ⁸⁾ gschrien: „Au weh, au weh ma Bau(ch)!“ Ust is a zu eam a Wei(b) kema, bei hot gsoat, er sull si dreimol owefugeln, ast wird dea Bauchweh guat. Da Bär hot si dreimol owafugelt. 's drittemol is a is Wossa gfoln, da Bau(ch) is eam afgsprunga und da Bär is hi(n) gwen. — s' Marl is aus, dout rennt a bluaroidi ⁹⁾ Maus.

¹⁾ Baumstrunk. — ²⁾ vorübergegangen. — ³⁾ Das Laub von den Bäumen streifen, um sich ein Lager zu bereiten. — ⁴⁾ Warum sprichst du so stille. — ⁵⁾ den. — ⁶⁾ ihm. — ⁷⁾ hernach find. — ⁸⁾ immerfort. — ⁹⁾ blutrot.

Das Märchen stammt aus dem süblichen Böhmerwalde (Glödelberg bei Krummau), erzählt von Oberlehrer Joh. Mido in Dasselberg.

2. Wo der Ruckuck her stammt!

Als Jesus durch die Länder zog und lehrte, da kam er einmal in einen kleinen Ort, und weil er hungrig war, so trat er in ein Bauernhaus, um sich ein kleines Brot zu erbitten. Die Bäuerin hatte gerade den Backübel in der Stube und schickte sich an, Brot zu kneten. Als Jesus seine Bitte vorgebracht, da sagte die Bäuerin, wohl nur, um ihn los zu werden, er solle am anderen Tage wieder kommen; dann werde sie ihm vom neugebackenen Brote einen kleinen Laib schenken. Christus aber, der ihren geizigen, hinterlistigen Sinn durchschaute, kam richtig andern Tags wieder, um sich das versprochene Brot abzuholen. Die Bäuerin, welche ihn kommen sah, sperrte die Thür von innen zu und stieg auf den Boden hinauf und sah vom Bodensensterchen auf Christus in der Meinung herab, dieser sehe sie nicht und werde glauben, es sei niemand zuhause. Jesus aber schaute erzürnt zum Dachsensterchen in die Höhe und rief der Bäuerin zu: „Guck nur, guck, Du Geizige, Du Hinterlistige! Weil Du mich, Deinen Meister betrügen wolltest, so sollst Du für immer als ein Ruckuck in der Luft herum fliegen und kein Nest Dein eigen nennen.“

Raum hatte Jesus diese Worte gesprochen, als die Bäuerin sich in einen grauen Vogel verwandelte und zum Bodensenster herausflog.

3. Die Entstehung des Windes.

Als Adam und Eva noch im Paradiese waren, da war noch kein Wind. Alles ruhte in der Natur in tiefem Frieden, kein Blatt am Baum regte sich, nur wenn zufällig ein Lebewesen daran streifte, so ertlang

leise himmlische Musik. Himmlisches Licht erfüllte immerfort das Paradies und die Luft atmete sich wie Balsam. Als dann Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben wurden, da schwand das himmlische Licht und Tag und Nacht folgten wie heute aufeinander. Alles Herrliche und Schöne war mit dem Paradiese verschwunden und eine öde, schweigsame Flur dehnte sich vor den Augen der Ausgestoßenen. Adam und Eva empfanden zuerst bitter die Strafe, welche Gott über sie verhängt, doch als sie arbeiten gelernt und sich eine wohnliche Hütte gebaut, da vergaßen sie allmählich das verlorene Glück. Sie hatten Freude an den zahlreichen Söhnen und Töchtern, welche ihnen bescheert wurden. Die ältesten Söhne Kain und Abel versorgten später die Feld- und Weidearbeiten, sodaß Vater Adam mit seiner Ehehälfte ruhen konnte. Da ereignete es sich, daß der gute sanftmütige Schäfer Abel ein Dankopfer Gott darbrachte, welches Beispiel der jähzornige, wilde Kain aus Eifersucht nachahmte. Als Abels Feueropfer geradeaus zum Himmel stieg, hingegen dasjenige Kains sich auf dem Erdboden hinwürgte, da erschlug Kain in seinem Reid und Haß seinen Bruder Abel. Als diese Missethat vollbracht war, da flüchtete der zum Bewußtsein seiner bösen That gekommene Kain in die Wüste. Gott ließ aber hinter ihm her das von ihm angebrannte Opfer zur Feuersäule anwachsen, welche gierig in dem dürrn Weidengras weitergriff und so Kain immer weiter verfolgte. Ein schrecklicher, meilenweiter Brand zog durch das Land und drohte zuletzt auch Adam und Eva mitsamt der übrigen Familie zu vernichten. Gott in seinem Grimm über die böse That Kains wollte das ganze Menschengeschlecht mit Feuer und Brand vernichten. Als aber die Not aufs Höchste stieg, da erbarmte sich der Allmächtige doch der Erbkinder und um den Brand zu tilgen, blies er mit solcher Macht in die Flamme, daß sich ein gewaltiger Sturmwind erhob, welcher das Feuer in das Meer trieb, so daß es verlöschen mußte. Seit dieser Zeit bläht der von Gott angefachte Wind bis an den heutigen Tag über die ganze Erde.

2. und 3. aus Deslawen bei Jechitz in Westböhmen erzählt von Alois Fieß.

4. Der Kater, der Hund und der Hahn.

Ein Kater („Kotara“) ging ins Krautfeld und wollte auf eine gebratene Maus lauern. Da fiel ihm ein Krautblatt auf den Rücken. Der Kater erschrak, lief fort und schrie: „Der Himmel fällt ein, der Himmel fällt ein, ist mir schon ein Stück auf den Buckel gefallen.“ Ein Hund sah den Kater laufen und fragte: „Kater, Kater, warum laufft du?“ Der Kater schrie: „Der Himmel fällt ein, der Himmel fällt ein, ist mir schon ein Stück auf den Buckel gefallen.“ „Wart“, rief der Hund, „dann lauf ich auch mit.“ Und er lief hinterdrein. Auf einem Misthaufen saß ein Hahn. Der sah den Kater laufen und rief: „Kater, Kater, warum lauft ihr so?“ Der Kater schrie: „Der Himmel fällt ein, der Himmel fällt ein, ist mir schon ein Stück auf den Buckel gefallen.“ „Wartet“, rief der Hahn, „dann lauf ich auch mit.“ Und er lief hinterdrein. So liefen sie, bis die Nacht kam. Da sahen sie ein Licht. Sie liefen darauf zu. Es war ein kleines Haus im Walde. Sie sahen beim

Fenster hinein. Da saßen Diebe um den Tisch herum und ließen sich Essen und Trinken gut schmecken. (Hier werden Speisen und Getränke aufgezählt.) Als die Diebe fort waren und das Licht erlosch, gingen die drei Wanderer ins Haus und machten sich über den Rest der Mahlzeit. Dann beratschlagten sie über das Nachtlager. Der Kater sprach: „Ich lege mich auf den Herd, und wenn morgen früh die Hausfrau kommt um Feuer zu machen, zerkratz ich ihr die Hand.“ Der Hund sagte: „Ich lege mich unter die Türe, und wenn der Mann kommt, so schlag' ich ihn mit dem Hausthürriegel.“ Der Hahn sagte: „Ich setze mich aufs Dach, und kommen die Diebe, so krähe ich.“ — Am Morgen wollte die Hausfrau Feuer machen. Als sie vom Herde Bündhölzchen nehmen wollte, zerkratzte ihr der Kater die Hand. Da rief das Weib: „Mann, Mann, steh' auf und komm' herunter, auf dem Ofen sitzt ein Mann, der hat mir mit einer Feghel die ganze Hand zerhehelt.“ Dabei lief sie hinaus. Als der Mann, auch ein Dieb, vom Boden kam, nahm der Hund den Hausthürriegel und schlug auf ihn los. Da entlief auch der Mann. Als die Diebe aus dem Wald kamen und ins Haus wollten, krähte der Hahn. Die Diebe liefen erschreckt davon. Nun waren Kater, Hund und Hahn die Herren des Hauses.

Diese sehr selbständige Variante der Bremer Stadtmusikanten stammt aus Schönfeld bei Falkenau. Erzählt von Oberlehrer Franz Flöth in Heselbach.

5. Die schöne Fichte.

In Friedrichswald, Bez. Reichenberg, 1½ Wegstunden von Gablonz entfernt, steht eine sehr hohe schön gewachsene Fichte, deren Äste knapp am Boden beginnen, die schiene Fichte (schöne Fichte) genannt. Von dieser Fichte wird folgende Geschichte erzählt.

Dos Haus nab'n dr schin'n Fichte, dort hout amoul a Färschtr gewohnt, dar hout ane sehr schiene Tocht'r gehot. Die hotte an Färschtrschuhn zun Freier. An Lutzdorfe war amoul a gruß'r Busch,¹ un ai dan Posche wor a klej Hoisl, un ai dan Hoisl, dou wohnte a ales Weibl. Dos Weibl hiß'n sö ömm'r dö Bende, un dos (dieser Platz) heißt heute noch an Bende-Grindl. Ai dan Posche, dou wor ane Rejßrbande, die hotte wollt de Färschtrschtocht'r stahl'n, un die ale Bend'n die worsch gewohre wurn. Die hot's dan Färschtrschuhne gesoh't un hott'n a Tonnreisl ga(b)n, un dou hott se gesoh't: „Spring of sehr, un wenn de zu langst'n²) kömmst, dou dorst sö of mit dan Reisl otunt'n,³) un dou könn'jr nisch't ne obehonn.⁴) Dou wor a sehr gelouf'n, un wie a hie quom, dou hott'n sö se schunn rausbrocht un s Haus agezunt'n. Dou hott a sö geschwinde ogetunt, un dou wor ane Fichte drauß mur'n. „Ja,“ hott'n do Rejßr gesoh't, „dos hout uns die ale Bende ogetoun.“ Dou wor'n sö wieder of's Lutzdorf gegang), un hott'n die ale Bende zun Fäns't'r nai drschop'n. Dar Färschtrschuhn hotte drweise mit half'n 's Foier läsch'n, un wie a wollte wied'r de Färschtrschtocht'r verwand'l'n, dou hott a 's Reisl wa(i)g. 'S Reisl hott a wa(i)g, do Bende wor tud, — un ai dr Nacht, ai dr zwölft'n Stunde rauscht die Fichte moich-

moul; dou slennt de Färschtrischtochter, un ai darfelbn Stunde, könnt sö a freilebischer⁵⁾ Porsche drlies'n, obr mr weijß ne wie. —

¹⁾ Wald. — ²⁾ zu spät. — ³⁾ berühren. — ⁴⁾ anthun — ⁵⁾ lediger.

Nach der Erzählung von Frau Mathilde Schwarz in Grenzendorf mitgeteilt von Bürgerlehrer Karl R. Fischer in Gablonz.

6. Das Märchen von der Kage.

Es hot emol e Mon un e Waib gehot. Un de hottn e Koge gehot, un die hot holt imme usn Tische müssen sitzen üwern Afse narwa der Schüssel. Zß hotn se wuln emol e Gosterei wolln mocha. Do hot des Waib über den Mon geseet: „Wos wern mer denn mit der Koge mochen, daß se doch ne use Tisch kimmt.“ Der Mon hot geseet: „Wie er doch ollesot da vorne zu frasse, do werd se wul ne a hinter kumme.“ Wie de Gäste omer worn kumme un hottn sich zum Tische gesot un hottn gasse, wor holt de Koge afn Tisch kumme. Der Mon spricht: „Kag vom Tische.“ Die Kog gieht afür un sezt sich af de Ufebänk un sieht sehr eiche af den Mon ehinter. Umbs lehn se sich doch bernoch schlosa. Früh wie des Waib ufsteht, mocht se Faier un spricht üwer den Mon: „Ich gieht iz ei a Stöl un sich mer amol zum Ufa.“ Wie se rei kimmt ei a longa Weila und do is der Mon noch ne use un do spricht se: „Ha, steh of uf, hostern ne ausgeschlosa?“ Der Mon gitt se Antwort. Zß gieht des Waib zum Bette un rippelt o un. Un is der Mon tud. Zß gieht se noch Laita und do sprechn de Laita: „Wer wern dem Mone a Bendla o de Hond binda un wern dorchs Fenster ziehn un wern de Koge ei der Stuwe gahn.“ Und wie se on den Bendla zuhn, daß de Hond wackelt, springt de Koge af den Mon wider lus un heißtn wider ei a Hols. Zß wußte de Laita, daß die Koge hot dan Mon tutgebissa.

Aus Neudorf bei Rokitniß, Ostböhmen. Mitgeteilt von Lehrer Joh. W i l d t.

7. Die Hausnatter.

Die Grula¹⁾ lett sichs ne nahma, doß ei jedem Hause on Häusla n Hausotter²⁾ hot, die ma o moncha Loche schon vuweitem riecha kon. Die Otter thut a Hausleute nisch, gehört halt schon amol zum Hause on brenzt m Hause 's Glöcke on a Frieda. A Mutter hott amol a klain Mäbä on die wullde zu assa hon. Die Mutter goh dam Kende ei am Noppe Melch on brockt m Brut nei. Das Maidla sezt sich of die Urde, nohm's Löffala on of recht schön. Die Mutter horte grobe für m Hause hassa zu thun, gien(g) raus on ließ die Stuwathür offe stiehe. Do kom n Otter ganz sachte rei, macht ofs Kende zu on lopperte fleißich mit vu dr Melch. S Mäbä wehrts r a ne, s muht denka, wenn dr Hund on die Koge Melch friecha, on do konns dos a hon. Ei dam kömmt die Mutter zur Thüre on sieht dos. O wie drischrof se, dr Schlog hätt' se mücha traffa. Sie kunn se Wort reda. Sie ließ die Zwee ruhich macha. Die Otter lopperte of omer bloß die Melch on ließ die Broda. Do säte s Mäbä zur

Otter: „Du Böchala, nimm a Bröcklan!“ Die Otter wor ower sott on gieng wieder ihrer Wejche on die Mutter macht r Ploß on wor fruh, doß m Kende nischť geschahn wor, denn doß oß wetter on lachte. Wie der Votter haimkom, erzählt 'm die Mutter doß Geschahnis on dar mente, die Otter wär die Hausotter on thät niemandan m Hause woß, überhaupt a Kendern ne. —

¹⁾ Großmutter. — ²⁾ Mit „Otter“ bezeichnet das Volk auch die Ringelnatter.

Die Erzählung stammt aus Schwarzwasser im Adlergebirge (Ostböhmen). Mitgeteilt von Clemens Friemel.

8. Tierstimmen.

Der Hahn, der Ochse, die Ziege und der Esel die haben eine Versammlung abgehalten. Der Hahn frähte: „Christus ist geboren.“ Da fragte der Ochse: „Wu, wu?“ Da gab die Ziege zur Antwort: „3 Bethlehem, 3 Bethlehem.“ (Nun schweigt der Erzähler plötzlich. Fragt nun der Hörer, was der Esel sagte, so erwidert der Erzähler mit deutlicher Beziehung auf den Frager.): „Der Esel schreit ipat“ (jeßt).

* * *

Ein verschuldeter Bauer schaut eines Morgens zum Fenster heraus. Da fliegt der Haushahn auf den Gartenzaun und fräht: „Der Bauer ist viel schuldig.“ Die Gans im Hofe schnattert: „No net bezohn, so net bezohn.“ Die Ziege im Gemüsegarten meckert: „Mir gehts gut, mir gehts gut.“ Da läuft der Bauer mit einem Knüppel, schlägt den Hahn und die Gans tot, die Ziege aber läßt er die Gemüse im Garten abfressen.

Nach der Erzählung der Greisin Cäcilie Kanner in Chmeleschen (Westböhmen) mitgeteilt von Alois Fieg.

Zum Schluß noch ein Lügenmärchen, das nur zum Teil in unsere Gruppe gehört.

9. Woß funderbores.

Ich ging amol bei der Miele vorbei, do soß a alt Weib ei am Käsenappla. Sie sponn Buchtan,¹⁾ hechelte Gefa on hott Grappe feel. Do frecht ich, wie teuer doß Mäßla wär. Do sät se: „Em drei Loche.“ Do ging ich bei dar popiernu Wand 'nem über die laderne Brecke, do hotß zwee Säc voll tott Wosser stiehn, do soll ich mich dro verbrien. Do kom die longschwänzige Roze u stieß mech drei Loge hender Künichgras. Dat brannt St. Michael. Do kom ich zu an fellu schien Obstgarta. Do kom a Mon raus, dam dar Mohn gehiert. Dar set: „Zengla zerlotsch mr ne die Schuta.“²⁾ Do ho ich olle mei latiche³⁾ noch te su gute Quatscha⁴⁾ gassn, wie die Pflauma schmodtn. Do ging ich zu an schiefriга Wosser. Do hotß zwee Kahnla stiehn. Doß ene hot gor kann Boden, doß ondre hott Lächer 'nei. Wuß gor kenn Boden hotte, seßt ich mich nei u scheffte

nüber. Do kom a Mon gefohrn, da hot zwee Sädde eigesponnt u zwee Pfarde of'n Wechn liega. Do set ich: „Better, ihr seid a Norr.“ Dar set: „Ihr seid a grüßerer Norr, ihr hot jo kenn Kop.“ Do gref ich nuff on hott a Kop werflich vergassa. Do ben ech zreddegefohrn, on do hott a Rutschschnanzla Eier neigeleht on Hochstälza ausgebritt.

¹⁾ Eine Mehlspeise. — ²⁾ Schotten. — ³⁾ Mein Lebtag.

Aus Sichtenau im Erzgebirge. Mitgeteilt von Lehrer F. Slabel. Ueber „leberne Brücken“ vergleiche jetzt Paubler in seinen Mitteilungen 25, 174—176.

* * *

Es ist hier nicht der Ort, die Verzweigung und Geschichte der in den obigen Märchen behandelten Stoffe darzulegen, das müßte ja (namentlich bei Nr. 7, das allgemein verbreitet ist und hier nur der mundartlichen Fassung wegen gedruckt wurde) ganze Abhandlungen ergeben. Wir wollten nur bei der sich darbietenden Gelegenheit eine kleine Probe aus den handschriftlichen Sammlungen der deutschen Volksüberlieferungen aus Böhmen, die von der „Gesellschaft“ aufbewahrt werden, mitteilen.

A. S.



Ein Gedicht des Professors Dr. Johann Christian Mikan auf die deutsche Naturforscherversammlung in Prag 1837.

Von Dr. M. Urban, Plan.

Dr. Johann Christian Mikan, der sich ebenso wie sein Vater Dr. Joseph Gottfried Mikan, als Professor der Botanik an der Prager Universität, bleibende Lorbeeren errang, ist ein Teplitzer Kind; er ist daselbst im Dezember 1769 geboren. Sein Vater war damals in Teplitz vom Fürsten Clary bestellter „Vorsteher der Bäder“ und zugleich Brunnenarzt. Im Jahre 1775 übersiedelte Dr. Joseph Gottfried Mikan mit seiner Familie nach Prag, weil er zum Professor der Botanik und Chemie an der Universität ernannt worden war. Mikan der Vater erwarb sich große Verdienste um die Prager Universität; er war der Gründer des botanischen Gartens; auf seine Veranlassung wurde im Jahr 1785 das chemische Laboratorium und die Lehrkanzeln der Altertumskunde, sowie des theoretischen und praktischen Studiums der Chirurgie eingerichtet. Die Universität ehrte ihn, indem sie ihn im Jahre 1799 zu ihrem Rektor und Vizerektor erwählte. Seine vornehmsten Werke sind: Pflanzen-Katalog, nach dem Pflanzensystem von Karl von Linné (1776); Dispensatorium pauperum (1783); Positiones inaugurales (1784); Ueber das Saidschiger Bitterwasser (1784) und Arzneiverzeichnis für Arme (1786). Er starb am 7. August

1814. Sein Sohn, unser Dr. Johann Christian Mitka, der im Jahre 1800 die Lehrkanzel der allgemeinen Naturgeschichte in Prag erhalten hatte, wurde, als sein Vater in den Ruhestand trat, an derselben Universität zum Professor der Botanik bestellt. Im Jahre 1817 unternahm er mit Dr. Joh. Bapt. Emanuel Pohl¹⁾ eine Forschungsreise nach Brasilien, von der er im Jahre 1818 zurückkehrte.²⁾ Die mitgebrachten Sammlungen wurden zum Grundstock des sogenannten „Brasilianischen Museums“ in Wien verwendet, seine Erfahrungen aber, die er in Brasilien gesammelt, legte er in einem in den Jahren 1820—1825 in Wien erschienenen Werke: „Auswahl aus der Pflanzen- und Tierwelt Brasiliens“ nieder, das er dem Staatskanzler Wenzel Lothar Metternich widmete. Vorher waren von ihm erschienen: *Monographia Bombyliorum Bohemiae* (1796); Ueber Zuckererzeugung aus Ahornsaft (1811) und Ueber die Notwendigkeit der Vertilgung der Obstbaumraupen (1812). Mitkas Forschungen bereicherten die Pflanzenkunde Böhmens mit mehreren Arten, worunter *Valeriana sambucifolia* und *Myosotis sparsiflora* sich befinden.³⁾ Auch mit belletristischer Literatur befaßte sich Mitka, ja er griff, wenn die Gelegenheit es verlangte, sogar in die Saiten, und seine Gedichte haben durchwegs Schwung und Inhalt. In meiner Mappe fand ich folgendes Gedicht, das seiner Feder anlässlich des im Jahre 1837 in Prag stattgehabten deutschen Naturforscher- und Aerzte-Kongresses entfloßen ist und dessen interessanter, ja gediegener Inhalt es verdient, hier festgehalten zu werden; das Gedicht⁴⁾ lautet:

Willkommen hier zum schönsten aller Feste,
Cybele's und Hygiea's Priester-Schaar!
Prag feiert beim Erscheinen solcher Gäste
Ein lang ersehntes, freudenvolles Jahr.

Es breitet Böhmen freudig seine Gaben
Vor Euern tiefen Kennerblicken aus;
Beschaut, beurteilt Alles, was wir haben,
Und nehmt davon ein freundlich Bild nach Haus.

Den Freund der Flora wird die Flur entzücken,
Wie sie sich zeigt in felt'ner Farbenpracht
Auf der Sudeten wolkennahem Rücken,
Der rings die Berge riesig überwacht;

Und wo in tiefen, wildverwachsenen Gründen,
Durch Felsentrümmer aus der Erde Schoß,
Die Elb' und Iser flutenreich sich winden,
Da wuchern Pilze, Farrentraut und Moos.

¹⁾ J. B. E. Pohl ist am 22. Februar 1782 zu Böhm. Kamnig geboren und am 22. Mai 1834 in Wien gestorben. Er stand mit Goethe, Graf Sternberg und Jakob Berzelius in wissenschaftlichem Verkehr.

²⁾ Dr. Pohl lehrte erst im Jahre 1821 heim.

³⁾ Prof. Dr. J. Ch. Mitka war auch Ehrenmitglied der „Gesellschaft des Vaterländischen Museums in Böhmen zu Prag.“ Vgl. über ihn Mitt. d. Nordböh. Excursions-Klubs. (24 S. 139—143, 396 f.)

⁴⁾ Die nachfolgenden Anmerkungen hat Mitka selbst unter'm Strich seinem Gedichte beigefügt.

Und messen Geist durch Wein sich läßt besflügeln,
Wem Frohsinn er für trübe Stunden schafft,
Dem reist auf Czernoseks, auf Melniks Hügeln
Der edlen Rebe labungsreicher Saft.

Doch Form und Farbenschmud herrscht auch im Dunkeln,
Wo niemals hin die liebe Sonne blickt,
Wo das Metallreich durch sein lodend Funkelein
Den zu Verweg'nen in Gefahr verstrickt.

Von oben, wo die Blütenwelt ihm lachte,
Führt zu den Gnomen ihn sein mut'ger Sinn;
Hier holt er aus dem tiefgetrieb'nen Schachte
Sich Silber,⁵⁾ Blei,⁶⁾ dort Eisen,⁷⁾ und da Zinn.⁸⁾

Und seine Königskrone schmückt Böhmen:
Mit Edelsteinen aus dem eignen Schoß;
Dem Fels entrissen von den wilden Strömen,
Bedarf es oft des ems'gen Suchens bloß.

Auch Gold⁹⁾ errang sich Böhmen einst als Beute,
Vom Berggeist, der — vergönnend den Gewinn —
Mit neu erwachten Hoffnungen noch heute
Belebt des fleiß'gen Bergmanns kühnen Sinn.

Die Moldau, die vom Böhmerwald sich senket,
Wo noch der Bär aus ihren Quellen trinkt,
Die led're Gaumen mit dem Lachs beschenkt,
Virgt Muscheln auch, woraus die Perle winkt.

Doch Schätze von weit höherm Werte quellen
Aus nie erforschten Tiefen hier empor,
Genesung bringend sprudeln ihre Wellen
Da heiß,¹⁰⁾ dort kalt,¹¹⁾ ans Tageslicht hervor.

Wie fühlt sich, ach, so arm! der reichste Kranke,
Zeigt sich als Schmerzensziel ihm nur das Grab,
Ein Hoffnungsfunken schon entflammt zum Dante —
Zum mut'gen Greifen nach dem Wanderstab.

Aus weiter Ferne kommt er hergezogen,
Vertrauend naht er sich dem Segensort,
Und sieh, sein Hoffen hat ihn nicht betrogen,
Mit Dantgebet und Jubel zieht er fort.

Nicht kümmern ihn die Kräfte, deren Walten
Geheimnisvoll die Wunderquellen schuf,
Wenn ihre Heilungsmacht sie nur entsalten,
Genügt es ihm, zu künden ihren Ruf.

Den Forscher aber drängt es, abzurufen
Der rätselhaften Sphing der Deutung Wort,
Und kann er auch nicht in das Innere bringen,
So baut er doch auf kühnen Schlüssen fort.

Wo hier Neptun sich und Vulkan bekämpften,
Bald zeugend, bald verderbend eine Welt,
Wo Wasserfluten Feuermeere dämpften,
Da sind noch Kampfeszeugen aufgestellt.

Die Häupter heben sie, als Siegesmale,
Vom Rammerbühl¹²⁾ bis zum Biliner Stein,¹³⁾
Als Thermen laden sie, im Egerthale
Und dem der Biela, Euch zur Forschung ein.

Und Reste von längst ausgestorbenen Tieren,
Wie nur die Vorwelt lebend sie gekannt, —
Von Pflanzen, die noch Blatt und Blüte zieren,
(Nicht von Linné und Buffon noch benannt),

Sie, die Jahrtausende verborgen lagen,
Hat hier, zum Theil enträtselt schon als Art,
Aus grauer Vorzeit bis zu unsern Tagen
Dem Forscher die Natur selbst aufbewahrt.¹⁴⁾

Was alle Welten schuf, die ringsum prangen,
Und durch dieselbe Schöpfungskraft erhält,
Was zu erkennen, sehnlichst wir verlangen,
Ist ew'ge Liebe, sie befeelt die Welt.

Auch unsern Kreis soll Liebe fest umschlingen,
Durch sie gewinnt erst Leben die Natur.
Zur Freude leih' uns Liebe jezt die Schwingen,
Und scheiden möget Ihr in Liebe nur!

⁹⁾ und ⁸⁾ Silber und Blei, in Ruthenberg, Joachimsthal, Przibram zc. ⁷⁾ Zbirow, Horschowitz zc. ⁶⁾ Zinnwald, Schlackenwald, Schlackenwert, Graupen zc. ⁵⁾ Bei Eule, ehemals sehr ergiebig, jezt (1837) neuerdings betrieben. ¹⁰⁾ Karlsbad. ¹¹⁾ Marienbad, Franzensbrunn, Liebwerda, das laue Johannesbad, die weithin verführten Bitterwässer von Püllner, Saidtzhitz, der Biliner Sauerbrunn und vieler Anderer nicht zu gedenken. ¹²⁾ Vorzüglich bekannt geworden durch Männer, wie Leopold von Buch, v. Goethe, Alex. v. Humboldt, Graf Kasp. v. Sternberg, durch dessen Eifer jezt auch das Innere dieses Bügels der Forschung zugänglich wird. ¹³⁾ Diesen in geognostischer Hinsicht höchst merkwürdigen Felskoloß, der auch Dorschen heißt, hat schon der gelehrte Keuz zum Gegenstand gründlicher Untersuchung gemacht. ¹⁴⁾ Hier darf die „Flora der Vorwelt“ v. Grafen Kasp. v. Sternberg und betreffende Sammlung im vaterländischen Museum nicht ungenannt bleiben.

Dieses treffliche Gedicht ist gezeichnet: „Dr. F. C. Mikán, emeritierter Professor an der Prager Universität“. Mikán war im Jahre 1831 krankheits halber in den Ruhestand versetzt worden. Im Jahre 1843 feierte er sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum; am 24. Dezember 1844 rief ihn der Schöpfer zu sich. Mikán besuchte gerne und oft die Wiege seiner Kindheit. Ihm gebührt als Mann der Wissenschaft und als Heimatsgenossen ein ehrendes Gedenken an diesem Tage und in jeziger Zeit.



Album älterer deutscher Dichter aus Böhmen.

I.

Friedrich Bach

(Geboren 13. März 1817 in Königgrätz. Zum Doktor der Medizin promoviert in Prag 27. Juli 1842.
Gestorben als Eisenbahnarzt zu Veretz in Südböhmen 5. September 1865).

Wenn ich nur wüßte!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Blätter schallen,
Wenn sie weh vom Baume
Herunterfallen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Mauern sprechen,
Wenn sie morsch vor Alter
Zusammenbrechen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Wellen sagen,
Wenn sie um die Häupter
Versinkender schlagen!

Wenn ich nur wüßte,
Was die Sterbenden lallen,
Wenn schlaff schon die Arme
Herunterfallen!

Sind es Klagelaute?
Ist dann nichtig alles Streben? —
Sind es Jubellieder?
Sagt, was ist dann unser Leben?

Ex ponto.

Gestörte Jubeltänze —
Vernüchtertes Gemüt —
Ausaufgeblühte Lenze —
Ausaufgefunenes Lied —

Erzwungenes Entsagen,
Und mißverständnes Sein —
Dies alles kann ich tragen;
Nur Ein's möcht ich allein:

Weit über die grünen Höhen,
Weit über die lachenden Au'n,
Weit über die blauen Seen
Möcht ich hinüberschau'n;

Auf rollenden Wetterern reiten
Ins schöne Vaterland,
Auf schaukelnder Woge gleiten
Um steile Bergeswand,

Wenn Schwalben selig ziehen
Hoch über der Moldaustadt
Und Frühlingsrosen blühen
Am Fels von Wißegrad!

Täufchung.

Hinter roten Strecken Haidekrautes
Lauscht der verwüstende Herbst —
Hinter grüner, schilfsumkränzter Decke
Der verräterische See —
Hinter gleißenden Gold- und Purpurfarben
Das verderbliche Gift —
Hinter roten, flammenden Panieren
Blickt der Sonne müdes Auge
Sterbend auf im Abendrot;
Hinter flammenden Bäumen, roten Blättern
Hinter Blumen lauscht — der Tod.

Schluß.

Die Hagebutte flammet
Im purpurroten Kleid,
Längst hat die Rosenblüten
Ein kühler Wind verstreut!
„Wohl würd ich nicht so flammen
Spät in des Herbstes Tagen,
Hätt ich im frühen Lenze
Die Rose nicht getragen!“
Längst ist der Fluß versiebert
Im weichen Sand und Moos:
Das Strombett treibt noch üppig
Blumen aus seinem Schooß;
„Wohl würd ich nicht so prächtig
Wogen in Grün und Gold:
Hätt nicht in meinen Armen
Dereinst ein Strom gerollt!“

*) Aus der Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. 3, Gedichte von Friedrich Bach. Herausgeg. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen von Julius Reinwarth. Mit dem Bildnisse des Dichters. (Prag, J. G. Calve.)



Die 37. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad 1862.

Vor genau 40 Jahren, vom 18. bis zum 24. September 1862, hat bereits eine und zwar die 37. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad stattgefunden. Und das war bereits die zweite deutsche Naturforscherversammlung in Böhmen, denn die erste war im Jahre 1837 auf Betreiben des Grafen Raspar von Sternberg in Prag abgehalten worden.

Auf Grund des Tageblattes vom Jahre 1862 sei die erste Karlsbader Versammlung nur in den wesentlichsten Zügen kurz geschildert. An der Spitze der Versammlung standen k. k. Statthaltereis- und Landesmedizinalrat Prof. Dr. Jos. Löschner (Prag) und der landesfürstliche Brunnenarzt Dr. G. Ritter von Hochberger (Karlsbad). Vorsitzender des Hauptausschusses war der Bürgermeister J. P. Knoll. Die Zahl der Teilnehmer betrug ungefähr 500. Sehr wenig im Vergleich zu den heutigen Verhältnissen, aber dazumal wurden die Naturforscherversammlungen überhaupt noch nicht so stark besucht und Karlsbad lag noch gar nicht an der Bahn, sondern konnte nur von den Endstationen Hof, Schwarzenberg, Tepliz oder Pilsen durch längliche und teure Postfahrten erreicht werden. Unter den Teilnehmern befanden sich die damaligen berühmten Kliniker Prags, Josef von Hasner, Josef Haller, Jaksch, der Zoologe Friedrich von Stein, der tschechische Gelehrte Johann Purkyně, von auswärtigen Berühmtheiten Ferdinand Arlt, Karl Braun und Berg-rat J. von Hauer aus Wien, der Zoologe Karl Claus aus Würzburg und der Mineraloge A. Röggerath aus Bonn. Erwähnt seien noch Graf Boos-Waldeck aus Woffelec, der spätere Prager Mineraloge Zepharovich (noch als Grazer Professor), Ferdinand Lippich (damals noch Assistent) und Philipp Knoll, der als Prager Student der Medizin in der Liste erscheint.

Das Vergnügungs-Programm weist neben mehreren Konzerten eine festliche Theateraufführung, Beleuchtung der Stadt und Umgebung, einen Festball, ein Festschießen im Schützenparke, einen Vortragabend der Karlsbader Liedertafel und mehrere Ausflüge auf. Zahlreiche Schriften wurden unter die Mitglieder der Versammlung verteilt. Davon seien angeführt Dr. P. Cartellieri, die Franzensquelle in Eger-Franzensbad und der atmosphärische Luftdruck. Prag 1860. — Dr. E. Kraßmann, Geschichte der Teplitzer Thermen. Tepliz 1862. — Dr. R. Mannl, Karlsbad, seine Quellen und deren Verwendung. Karlsbad 1862. — Dr. J. Wautsch, Die neu gegründete Bade- und Trinkheilanstalt in Königswart bei Marienbad. Eger 1857. — Dr. L. von Koeßler, Eger-Franzensbad vor 30 Jahren

und heute. Berlin 1862. — Dr. A. M. Glückselig, Das Vorkommen der Mineralien im Egerer Kreise Böhmens. Karlsbad 1862.

Am 18. September fand die feierliche Eröffnung der Versammlung statt. Hofrat und Kreishauptmann in Eger, Baron von Mucherer, begrüßte sie Namens der Regierung, der Bürgermeister J. P. Knoll Namens der Stadt Karlsbad. Vorträge hielten Prof. Schulz-Schulkenstein aus Berlin über die Bedeutung von Leben und Tod in der Wissenschaft und Dr. J. Seegen (Karlsbad) über die Bedeutung der Mineralquellen für die Geologie. Hierauf wurden die 11 Sektionen begründet. Daß heute die Zahl der Abtheilungen auf 28 gestiegen ist, gibt uns ein Bild der reichhaltigen Entwicklung der Medizin und der Naturwissenschaften in den letzten Jahrzehnten.

Aus den in den folgenden Tagen gehaltenen Vorträgen sei noch einiges hervorgehoben: Allgemeine Sektionen: Möggerath, Ueber die Bildung der Sprudelschale. — Prof. Baron Leonhardi (Prag), Ueber die von Schimper künstlich erzeugten Dendriden. — Am Sprudel sprach Dr. Volger: Ueber die Sprudeldecke. — Sektion für Mineralogie. Reuß (Prag): Systematik der Foraminiferen. — Zoologie. Stein (Prag): Neue Formen von Meeresinfusorien. Ueber Balantidien. — Botanik. Cohn: Die Flora des Karlsbader Sprudels. — Anatomie und Physiologie. Czermak (Prag): Hilfsmittel zur Demonstration der Pulswelle. — Purkinje: Ueber die Richtung der Wahrnehmung des Schalls. — Medizin. Subsektion Pädiatrik. Löschner: Ueber die Impfung. Das Verhältniß der Erkrankung der Kinder zum Puerperalfieber. Das Findelwesen in Europa. — Gynäkologie: K. Braun: Die Statistik der Puerperalkrankheiten im Wiener Gebärhause. — Chirurgie und Ophthalmiatrik. Niemetzsch (Prag): Jottenbildung auf der Cornea und der Conjunctiva sclerae. — Psychiatrie. Jaksch: Ueber periphere Nervenkrankheiten. — Subsektion Balneologie. Löschner: Die Heilquellen von Königswarth.

Das Gedicht, das Sanitätsrat Eulenburg auf die Karlsbader Versammlung im Tageblatte veröffentlichte, haben wir bereits oben auf unserem Widmungsblatte mitgeteilt. Den vorliegenden anspruchlosen Bericht aber wollen wir mit den schönen Worten schließen, die Prof. A. Schrötter aus Wien (brieflich, weil er verhindert war, selbst zu erscheinen) an die Versammlung gerichtet hat:

„Mich erhebt der Gedanke, daß die deutschen Naturforscher sich auch in Böhmen auf deutschem Boden fühlen werden, und daß dieselbe mächtige Strömung, welche die Schützen in Frankfurt, die Künstler in Salzburg, sowie die Sängler und Turner an allen Orten, wo sie sich versammelten, zu hoher Begeisterung für freie Entwicklung im deutschen Sinn fortriß, auch in Karlsbad ihren würdigen Ausdruck finden wird. Mögen jene, die in der Trennung das Heil suchen, ob nationale oder merkantile Interessen ihnen hiezu den Vorwand leihen, diese Zeichen der Zeit erkennen und mögen die Männer der Wissenschaft, die sich jetzt in Oesterreich zum freundlichen Austausch von Gedanken versammeln, die Ueberzeugung mit nach Hause bringen, daß Oesterreich viel einiger ist, als es aus

der Ferne scheinen mag, indem bei uns alle, die den wahren Fortschritt in Kultur und Gesittung redlich wollen, mit ganzer Seele für und mit Deutschland sind.“

Man beachte das Datum dieser Zeilen: 15. September 1862.

A. S.

Die 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad 1902.

1. Vorsitzender der Versammlung: Geh. Medizinalrat Prof. Dr. D. Heubner (Berlin). Stellvertretende Vorsitzende: Geh. Hofrat Prof. Dr. J. H. van't Hoff (Charlottenburg) und Hofrat Prof. Dr. S. Chiari (Prag). — Obmann des Festausschusses: Bürgermeister L. Schäffler. Geschäftsführer: Spitaldirektor Dr. A. Herrmann und Stadtgeologe Ing. J. Knett in Karlsbad. Redakteur des Tageblattes: Kais. Rat Dr. J. Mladý in Karlsbad. — Allgemeine Tagesordnung: Sonntag 21. September: Vormittags 10 Uhr: Sitzung des Vorstandes. 11 Uhr: Sitzung des wissenschaftlichen Ausschusses. 12 Uhr: Sitzungen a) des Vorstandes, der Einführenden und Schriftführer der naturwissenschaftlichen, b) der medizinischen Abteilungen. (Alles im Kurhaus.) Nachmittags $1\frac{1}{3}$ Uhr: Gemeinsames Mittagessen der Mitglieder des Vorstandes und aller Ausschüsse im Stadtpark. Abends $8\frac{1}{2}$ Uhr: Promenadenkonzert im Schützenhause. — 22. September. 10 Uhr: Erste Allgemeine Versammlung im großen Saale des Schützenhauses. 1) Begrüßungsansprachen; 2) Vorträge: F. Hofmeister (Straßburg): Ueber den Bau des Eiweißmoleküls. M. Weber (Amsterdam): Der malayische Archipel und seine Vorwelt. A. Voller (Hamburg): Grundlagen und Methoden der elektrischen Wellentelegraphie. — Nachmittags: Abteilungs-Sitzungen. Abends 7 Uhr: Festvorstellung im Theater und Orpheum (Schützenhaus). — 23. September. 8 Uhr: Frühstück auf der alten Wiese, gegeben von den dortigen Hausbesitzern. Vor- und Nachmittags: Abteilungs-Sitzungen. Abends 6 Uhr: Festessen im Stadtpark. — 24. September. Morgens $8\frac{1}{2}$ Uhr: Geschäftssitzung der Gesellschaftsmitglieder im großen Saal des Schützenhauses. 10 Uhr: Gesamtsitzung beider Hauptgruppen im großen Saale des Schützenhauses. Vorträge: E. Sueß (Wien): Ueber das Wesen der heißen Quellen. W. Meyerhoffer (Berlin): Die chemische physikalische Beschaffenheit der Heilquellen. J. Ruff (Karlsbad): D. Becher, der „Karlsbader Hippokrates“. 1725—1792. — Nachmittags: Abteilungs-Sitzungen. 5 Uhr: Festessen, gegeben von der Stadt Karlsbad. Abends 7 Uhr: Festliche Beleuchtung der Stadt. — 25. September. Morgens 9 Uhr: Gemeinschaftliche Sitzung der medizinischen Hauptgruppe im großen Saale des Schützenhauses. Verhandlungsthema: Physiologische Albuminurie. Referenten: v. Leube (Würzburg), Dreser (Elsfeld). Morgens $1\frac{1}{2}$ 10 Uhr: Gemeinschaftliche Sitzung der naturwissenschaftlichen Hauptgruppe im Kurhaus. Verhandlungsthema: Kreislauf des Stickstoffs. Referenten: Koch (Göttingen), Remy (Berlin). Nachmittags: Abteilungs-Sitzungen. Abends $7\frac{1}{2}$ Uhr: Festreunion im Kurhaus. — 26. September. Morgens 10 Uhr: Zweite Allgemeine

Versammlung im großen Saale des Schützenhauses. 1) Vorträge der Herren M. Frhr. v. Eiseleberg (Wien): Die Bedeutung der Schilddrüse für den Haushalt der Natur. R. v. Wettstein (Wien): Der Neo-Lamarckismus. D. v. Miller (München): Die Naturkräfte im Dienste der Elektrotechnik. 2) Schluß-Ansprachen. Nachmittags: Erforderlichen Falls noch Abteilungs-Sitzungen. Ausflüge. (Sießhübl-Zauerbrunn.) Abends 9 Uhr: Abschiedskommers im Stadtpark. — Sonnabend, den 27. September: Fahrt nach Tepliz, Auffig (Naturforscher), Franzensbad, Marienbad (Arzte).

Von den überaus zahlreichen Vorträgen der einzelnen Abteilungen, zu deren vollständiger Anführung es uns an Raum gebricht, nennen wir den Grundsätzen unserer Monatschrift gemäß nur diejenigen, die von Forschern aus Prag und Deutschböhmen abgehalten werden oder die sich auf Böhmen beziehen.

A. Naturwissenschaftliche Hauptgruppe. 1. Abteilung: **Mathematik, Astronomie und Geodäsie.** Adler (Prag): Ueber einige Aufgaben der darstellenden Geometrie. Grünwald (Prag): Ueber die begrenzten Derivationen mit variablem Index als analytische Funktionen des letzteren und die damit zusammenhängende bemerkenswerte Funktionaloperation. — 2. Abteilung: **Physik.** Becker (Prag): Schirmwirkung der Gase gegen elektrische Schwingungen. Spitaler (Prag): Ueber die Realität der „Entdeckungen“ auf dem Monde nach photographischen Aufnahmen. — 3. Abteilung: **Angewandte Mathematik und Physik, Elektrotechnik und Ingenieur-Wissenschaften.** Puluj (Prag): Ueber den Schutz der Telephonstationen gegen die Gefahren der hochgespannten Starkströme und über Mitbenützung von Starkstromleitungen für telephonische Zwecke. — 4. Abteilung: **Chemie einschl. Elektrochemie.** Fuldá (Prag): Ueberführung von Hydrazonen in Oxime. v. Pazlinger (Prag): Ueber die Herstellung künstlicher Diamanten aus Silicatschmelzen. Kirpal (Prag): Ueber Apophyllensäure. Meyer (Prag): Ueber Nitrile der Pyridinreihe. — 5. Abteilung: **Angewandte Chemie.** Langer (Prag): Welche Eigenschaften charakterisieren den reinen Bienenhonig? — 6. Abteilung: **Geophysik, Meteorologie und Erdmagnetismus.** Weber (Prag): Ueber die Entwicklung und den gegenwärtigen Stand der hydrologischen Forschung in Böhmen. — 7. Abteilung: **Geographie.** Barth (Windhardt-Leipzig): Vorlage seiner Keltierarten Karlsbads und der weiteren Umgebung. — 8. Abteilung: **Mineralogie und Geologie.** Bede (Wien): Das böhmische und das ungarisch- siebenbürgische Eruptivgebiet. Ein chemisch-petrographischer Vergleich. Graber (Böhm.-Leipa): Geotektonik des südlichen Böhmerwaldes. Knett (Karlsbad): a) Zur Fauna des saromatischen Miocäns (mit Demonstration von Funden aus dem Wiener Becken). b) Ueber die Erdbeben bei Karlsbad. (Mit Demonstration.) Pelikan (Prag): Zeolith aus Böhmen. Rottky (Falkenau): Geologisch-bergmännische Schilderung des Falkenauer Braunkohlenbeckens. Wähner (Prag): Vorlage einer geologischen Monographie des Sonnwendgebirges. — Ueber eine Fehlerquelle bei stammesgeschichtlichen Untersuchungen. — 9. Abteilung: **Botanik.** v. Bede (Prag): Ueber die Umgrenzung der Pflanzenformationen. Hertel (Prag): Tyrosinabbau in Keimpflanzen. Czapek (Prag): a) Chemische Veränderungen in geotropisch gereizten Wurzelspitzen. b) Chlorophyllfunktion und Kohlenstoffassimilation (Referat.) Wolisch (Prag): Ueber das Leuchten des Fleisches (mit Demonstration). — 10. Abteilung: **Zoologie.** Cori (Triest; aus Brüg): a) Ueber das Schutzgefäßsystem der Ammonoites. b) Anregung und Vorschlag für einen Zusammenschluß der zoologischen und biologischen Meeresstationen, insbesondere zum Zwecke gemeinsamer Erforschung des Meeres. Freund (Prag): Bemerkungen über den Bau der Mittelhand. v. Lendenfeld (Prag): Demonstration von Plankton aus dem Grobteiche bei Hirschberg in Böhmen. Mascha (Prag): Ueber den Bau der Vogelflügelfeder. Urban (Prag): Ueber die Histologie der Kalkschwämme. — 11. Abteilung: **Anthropologie, Ethnologie und Prähistorie.** Breitenstein

(Karlsbad): Zur Frage der Schwanzmenschen. John (Eger): Ueber einen menschlichen Hund im Egerlande. v. Weingierl (Teplic): Ueber den Stand der Urgeschichtsforschung im nordwestlichen Böhmen.

B. Medizinische Hauptgruppe. Gemeinschaftliche Sitzungen einzelner Abteilungen. a) Auf Aufforderung der Gesellschaft für Kinderheilkunde: Ganghofner (Prag): Plötzliche Todesfälle im Kindesalter. b) Auf Aufforderung der deutschen pathologischen Gesellschaft: Fischel (Prag): Ueber den gegenwärtigen Stand der experimentellen Teratologie. — 12. Abteilung: Anatomie und Physiologie. Hofmann (Leipzig; aus Braunau): a) Zur Anatomie und Physiologie des intracardialen Nervensystems. Mit Demonstration histologischer Präparate. b) Demonstration wissenschaftlicher Apparate. Rohn (Prag): Die Paraganglien mit Demonstration. Kraus (Karlsbad): Zur Anatomie der Prostata. Reach (Karlsbad): Ueber rückläufige Fortbewegung vom Darminhalt. — 13. Abteilung: Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie. Chiari (Prag): a) Ueber die Beziehungen zwischen der Autodigestion des Pankreas und der Fettgewebsektrose. b) Zur Kenntnis der Nodulipome. Fischer (Prag): a) Idiopathische Pachymeningitis spinalis externa. b) Ueber Gliafärbung. Hammerschlag (Schlan): Ueber die Vermehrung erkrankter Lymphdrüsen. Luffsch (Prag): a) Myelofibrosis mit Darmausmündung. b) Eigenartiger Magenpolyp. Jörkendorfer (Saaz): Ueber Immunisierung gegen das Gift der *Vipera berus*. — 14. Abteilung: Innere Medizin, Pharmakologie, Bakteriologie und Syrotherapie. Adler (Prag): Zur Diagnose des Typhus abdominalis. Fint (Karlsbad): Die Erfolge der Karlsbader Kur bei Gallensteinkranken. Funke (Prag): Thema vorbehalten. Gans (Karlsbad): Zur Diagnostik der Krankheiten der Gallenwege. Gintl (Karlsbad): Ueberführt über die Ergebnisse der im Jahre 1900—1901 vorgenommenen physikalisch-chemischen Untersuchungen des Karlsbader Sprudels. Gajashikowa (Japan-Prag): Ueber die Bazillen der Prager typhösen Erkrankungen. Döck (Prag): Beitrag zur Kenntnis des Diabetes insipidus. v. Jaksch (Prag): a) Ein Beitrag zur Kenntnis des pathologischen Stoffwechsels. b) Ueber Morbus Basedowii mit Demonstration. c) Ueber die im Manganbetriebe vorkommenden nervösen Affektionen (mit Demonstration). Lorand (Karlsbad): Ueber die Wirkung der Karlsbader Kur auf den Diabetes. J. Mayer (Karlsbad): Zur Pathologie und Therapie des Diabetes mellitus. O. Neubauer (Basel-Karlsbad): Thema vorbehalten. J. Pic (Prag): Ueber das glykogenlösende Ferment der Leber. Bohl (Prag): Ueber Allantoinausscheidung bei Intoxikationen. Simon (Karlsbad): Ueber Nachweis und Vorkommen von Glykogen im Harn. Singer (Prag): a) Ueber Venenentzündung als Frühsymptom der Lungentuberkulose (Phlebitis praetuberculosa). b) Zur Kenntnis der Anfälle von akutem Herzjagen (Tachycardia paroxystica). Walko (Prag): Ueber die Behandlung der Hyperacidität. Wiechowski (Prag): Die vasomotorischen Wirkungen der Analgetica. — 16. Abteilung: Chirurgie. Fint (Karlsbad): Operationen am Gallensystem und an der Leber. Hilgenreiner (Prag): Bericht über 800 operierte Hernien. Lieblein (Prag): Ueber die chemische Zusammensetzung des Wundsekretes. Schloffer (Prag): a) Ueber embolische Verschleppung von Projektilen. b) Ueber Dickdarmresektionen. Springer (Prag): Ueber Operationsresultate bei Nasenscharie und Wolfsrachen (mit Demonstration). Wölfler (Prag): Thema vorbehalten. Wohrlzel (Prag): Demonstration eines Redressionsapparates für Skoliosen und Kyphosen. — 17. Abteilung: Geburtshilfe und Gynäkologie. Fischer (Karlsbad): Thema vorbehalten. Kleinhans (Prag): Thema vorbehalten. Knapp (Prag): Thema vorbehalten. Renadovich (Franzensbad): Thema vorbehalten. Schenk (Prag): Zur Therapie der Extrauterinschwangerschaft. Schenk und Austerlitz (Prag): Weitere Untersuchungen über elastisches Gewebe im weiblichen Genitaltrakt (mit Demonstration mikroskop. Präparate). — 18. Abteilung: Kinderheilkunde. Epstein (Prag): a) Ueber einen Kinderfessel zur Behandlung rhachitischer Rückgratsverkrümmungen. b) Ueber pathologischen Kurzhaars. c) Ueber angeborene Lähmungen der Unterlippe. Fischl (Prag): Ueber das Elastingewebe des Säuglingsdarmes. Langer (Prag): Zur Frage der Koagulabilität im Kindesalter. Liebscher (Prag): Ueber Influenzabazillen-

befunde bei Masern- und Scharlacherkrankungen. Raubnitz (Prag): Demonstration von experimentellem Nystagmus. Ritter von Rittershain (Prag): Zur Kenntnis der spinalen progressiven Muskelatrophie im frühen Kindesalter. Springer (Prag): Ueber die Prognose des Wolskrachens. Swohoda (Budweis): Zur Lösung der Variola-Varizellenfrage. — 19. Abteilung: **Neurologie und Psychiatrie**. Kalmus (Prag): Skizze des derzeitigen Standes der Irrenpflege in Böhmen. Münzer (Prag): Zur Lehre vom Neuron. A. Pid (Prag): Zur pathologischen Histologie des Gehirns. Friedel Pid (Prag): Ueber klinische Temperatursinnprüfung. Sträuhler (Prag): Ueber Folgezustände fötaler Hydrocephalie. Wiener (Prag) zugleich für Münzer (Prag): Das Zwischen- und Mittelhirn des Kaninchens. — 20. Abteilung: **Augenheilkunde**. Czermak (Prag): Thema vorbehalten. Herrnhoffer (Prag): Ueber experimentelle Embolien in den innern Augenhäuten. Girsch (Prag): Ueber die Entwicklung der Hornhautgefäße. Högl (Prag): Ueber endoculare Desinfektion. Rickerl (Prag): Thema vorbehalten. Pichler (Prag): a) Versuche über die Ableitung der Thränen unter physiologischen und pathologischen Verhältnissen. b) Thema vorbehalten. Poduscha (Gablitz): Ueber subkonjunktivale Starextaktionen. Ulbrich (Prag): Ueber primäre Bindegewebstumoren (mit Demonstrationen). — Abteilung 21a: **Hals- und Nasenkrankheiten**. Müller (Karlsbad): Thema vorbehalten. — Abteilung 21b: **Ohren- und Nasenkrankheiten**. W. Anton (Prag): Demonstration über die Tuben-Paukenhöhlenentzündung und kongenitale Deformitäten der Nasensecheidewand. Fabermann (Graz, Aus Oberlohma): Thema vorbehalten. Löwy (Karlsbad): Thema vorbehalten. Müller (Karlsbad): Thema vorbehalten. Piffel (Prag): Demonstration. E. Zausal (Prag): Ueber Entstehungs- und Heilungsvorgänge bei traumatischen Rupturen. — 22. Abteilung: **Dermatologie und Syphilidologie**. Böhm (Karlsbad): Krankendemonstration. Breitenstein (Karlsbad): Die Circumcision in der Prophylaxe der Syphilis. Guth (Karlsbad): Demonstration von Patienten. Ph. J. Pid (Prag): Vorstellung von Kranken. Rosenfeld (Karlsbad): Vergleichende histologische Untersuchungen über den Verhornungsprozeß. Waelisch (Prag): Ueber chronische Prostatitis. Winteritz (Prag): a) Ueber die Wirkung der Balsamica. b) Eine Trichomykose des Kopfschaars. c) Bemerkungen über die Fettsäureabscheidung durch die Schweißdrüsen. — 23. Abteilung: **Zahnheilkunde**. Boennedien (Prag): Zur Behandlung der Pulpagangrän. Hermann (Karlsbad): a) Ueber Aetiologie und Bekämpfung schwer stillbarer Blutungen post extractionem. b) Varia aus der Praxis. (Mit Demonstrationen.) Scheuer (Leipzig): a) Das Färben von Glasflüssen für zahnärztliche und zahntechnische Zwecke. b) Vereinfachte Darstellung von Jenkins Porzellan-Emailfüllungen. c) Blut- und Schmerzstillung nach Zahnextractionen. (Mit Demonstrationen.) Schild (Karlsbad): a) Thema vorbehalten. b) Demonstration einiger Neuerungen auf technischem Gebiete. — 24. Abteilung: **Militär-Sanitätswesen**. Trnka (Prag): Ueber Hernien und Hydrocelen. — 25. Abteilung: **Gerichtliche Medizin**. Dittich (Prag): Ueber Verletzungen und Tod durch Ueberfahrenwerden vom forensischen Standpunkte. — 26. Abteilung: **Hygiene**. Langer (Prag): Uebertragung pathogener Bakterien durch niedere Tiere, bedingt durch deren Entwicklungsgeschichte. — 27. Abteilung: **Tierheilkunde**. Dexler (Prag): Die Encephalitis haemorrhagica des Pferdes (mit Demonstrationen).

Deutscher naturwissenschaftlich-medizinischer Verein für Böhmen „Lotos“.

Ein Rückblick auf seinen 53jährigen Bestand.

Einer der ersten wissenschaftlichen Vereine in Oesterreich, die der Freiheitsmorgen des Jahres 1848 ins Leben rief, ist der deutsche naturw.-mediz. Verein „Lotos“ in Prag. Am 23. Mai d. J. von Dr. Friedrich Kolenati, damaligem Lehrer der Naturgeschichte am Prager Gymnasium auf der Kleinseite, als bescheidene Studentenverbindung gegründet und nicht lange darauf, am 2. März 1850, durch

den Eintritt von Fachmännern als naturhistorischer Verein konstituiert, hat sich der „Votos“ zu einem hervorragenden Kulturträger in Prag und in Böhmen emporgerungen. Seine Versammlungen vereinigen Meister und Jünger der naturwissenschaftlich-medizinischen Wissenschaften und in seiner Vereinschrift, welche die bedeutendsten Gelehrten Böhmens und auch anderer Länder zu ihren Mitarbeitern zählt, spiegelt sich die Entwicklung der naturwissenschaftlich-medizinischen Wissenschaft eines halben Jahrhunderts. War der Zweck des Vereins im Anfange seines Bestandes vornehmlich darauf gerichtet, das engere Heimatland in zoologischer, botanischer und mineralogisch-geologischer Richtung zu erforschen, so breitete sich der Kranz der im „Votos“ gepflegten Disziplinen allmählich über alle Zweige der Naturwissenschaft und Medizin aus und heute gibt es kaum einen hiesher gehörigen oder verwandten Bezirk, auf den der Verein in Wort und Schrift, in streng wissenschaftlicher Diskussion oder in gemeinverständlichen Vorträgen seine Thätigkeit nicht erstreckte.

An der Spitze des Vereines, der am Schlusse des letzten Vereinsjahres 376 Mitglieder zählte, standen, als erster Obmann, sein Begründer Kolenati, sodann Ministerialrat L. v. Sacher-Masoch, der Vater des bekannten Schriftstellers, hierauf die Professoren A. E. Reuß, B. v. Zepharovich, A. Weiß, E. Hering, M. Wilkomm, K. Toldt, G. Laube, E. Mayer, B. Hatzsche, F. Becke, W. Uhlig; gegenwärtig hat Herr Prof. J. Molisch das Präsidium inne.

Bis zum Jahre 1854 wurden, die akademischen Ferien ausgenommen, und zwar anfangs in einem gemieteten Lokale, später im Prager Rathause und seit 1858 in den Räumen der Universität, die Vereinsversammlungen allwöchentlich, dann alle 2—3 Wochen abgehalten. Erst seit 1895 finden neben Sektionsitzungen mit speziellem, auch Monatsversammlungen mit allgemeinerem Programme statt.

Während in den Fachsektionen eine eingehende Pflege einzelner Gebiete der Naturwissenschaft und Medizin möglich, durch Erläuterung der neuesten Forschungen, durch Vorführung und kritische Besprechung der von den Mitgliedern selbst gemachten Entdeckungen, endlich durch die aus dem persönlichen Verkehre mit engeren Fachgenossen gewonnene Anregung den Teilnehmern reichlich Gelegenheit geboten ist, in die Fortschritte des in der Sektion gepflegten Wissensgebietes Einblick zu gewinnen, fällt den Monatsversammlungen die nicht minder wichtige Aufgabe zu, durch einen allgemeiner verständlichen Inhalt ihrer Vorträge die Angehörigen der verschiedensten Spezialfächer mit einander in Berührung zu bringen und gewissermaßen aus dem Gebiete des Einzelwissens wieder zum großen Ganzen zurückzuführen. Bis heute haben sich eine botanische, eine mineralogisch-geologische, eine biologische und eine chemische Sektion gebildet.

In den ersten zwei Vereinsjahren brachten die „Prager Zeitung“ und die „Bohemia“ ausführliche Berichte über die in den Versammlungen gehaltenen Vorträge. Erst im Jahre 1851 wurde dank den Bemühungen des damaligen Staatsisenbahn-Inspektors Josef

Bayer die Zeitschrift „*Lotos*“ ins Leben gerufen. Die Zeitschrift erschien einmal im Monate und trug, indem sie zwischen den Forschern und Sammlern einen regen Verkehr schuf, wesentlich zur Kenntniß der heimathlichen Flora und Fauna, sowie der Bodenbeschaffenheit Böhmens bei. Sie setzte anderseits auch den Verein in die Lage, im Tauschverkehre gegen die Veröffentlichungen wissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien eine wertvolle Bücherei zu gewinnen.

Entwicklungsgemäß sind die ersten Jahrgänge der Zeitschrift, sowie die Vorträge der ersten Vereinsjahre vornehmlich den beschreibenden Wissenschaften gewidmet; aber nach und nach kommen alle Zweige der Naturkunde und der Medizin zu Worte, und es sind mitunter Gelehrte von europäischem Rufe, die im Rahmen des „*Lotos*“ wirkten. So E. Sueß mit einem Vortrage: „*Ueber die Bildung des Thales von Karlsbad*“, weiters J. Sachs, der lange vor Gründung eines pflanzenphysiologischen Institutes in Prag die ersten Früchte seiner Untersuchungen in mehreren Vorträgen und Aufsätzen im Vereine „*Lotos*“ der Öffentlichkeit übergab, ferner die Heroen der Wissenschaft E. Mach und E. Hering, deren vieljährige hervorragende Thätigkeit im Vereine dessen erste Glanzepoche schuf, und so noch andere hochbedeutende Männer der Wissenschaft, die als Mitglieder oder, wie der Afrikaforscher und Geograph H. Petermann, der Botaniker J. Wiesner, der Chemiker E. Ludwig und der norwegische Physiker C. A. Bjerknes, außerhalb des Vereines stehend, für diesen wirkten.

Nach waren es nicht immer Fragen rein wissenschaftlichen Inhaltes, die im „*Lotos*“ gründliche Pflege und Förderung fanden; mitunter waren es, wie etwa die Wasserversorgung Prags, Gegenstände von allgemeinem Interesse und praktisch weittragender Bedeutung. —

Begreiflicherweise trat in der Redaktion der Zeitschrift im Verlaufe ihres 51jährigen Bestandes wiederholt ein Wechsel ein, sowie sie auch selbst mancherlei Umwandlung erfuhr. Auf Bayer, ihren Gründer und ersten Redakteur, folgte, noch im Gründungsjahre, Graf J. Berchtold, diesem Professor J. Nickerl für 1852, sodann M. Dormitzer für 1853 und bis 1869 Dr. W. R. Weitenweber. Im Jahre 1870 übernahm R. Falb die Leitung des Blattes, die indes alsbald auf den damaligen Obmann Prof. v. Zepharovich interimistisch überging. 1872 stellte sich Prof. M. E. Vogl in den Dienst des Vereines und führte die Redaktion später auch von Wien aus, wohin er inzwischen berufen worden war, bis 1875 weiter. Nunmehr trat an Stelle der bisher monatlich ausgegebenen Blätter ein „*Jahrbuch*“, dessen Redaktion zunächst Prof. Ph. Knoll und im Jahre 1883 die Professoren J. Lippich und E. Mayer gemeinsam übernahmen. In ihrer heutigen Gestalt nun erscheinen die Publikationen des „*Lotos*“ seit dem Jahre 1896. Danach werden zum Zwecke einer raschen Veröffentlichung der Beiträge die Berichte über das Vereinsleben, sowie kleinere Originalmittheilungen wissenschaftlichen Inhaltes in den „*Sitzungsberichten*“ vereinigt und in achtmal jährlich erscheinenden Heften kostenfrei an die Vereinsmitglieder abgegeben, während

größere Originalarbeiten in den fälschlichen „Abhandlungen“ zur Veröffentlichung gelangen. In dieser Fassung wurden die Jahrgänge 1896 und 1897 von Prof. K. J. Cori und die drei folgenden von Prof. J. Gab redigiert; seit dem vorigen Jahre endlich besorgt Herr Professor G. Bed v. Mannagetta die Redaktionsgeschäfte. —

Mit der hier skizzierten Erweiterung der Publikationen und der durch Schaffung von Fachsektionen und Monatsversammlungen vollzogenen Ausgestaltung des Vortragswesens sind aber die Leistungen des Vereines keineswegs erschöpft. Hand in Hand mit jenen Neuerungen wurden, gemeinschaftlich mit der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde und dank den Subventionen des Staates und der Böhmisches Sparkasse auch Vortragsschulen und Hochschul-Unterrichtskurse in Prag und in den deutschen Städten unseres Kronlandes ins Leben gerufen, eine Veranstaltung, die sich nachgerade zu einem Bildungsbedürfnisse der deutschen Bevölkerung dafelbst entwickelt und in diesem Jahre in eine vom Staate subventionierte und von der Universität geleitete *University extension* umgewandelt hat.

So hat denn der Verein „Votos“ in den 53 Jahren seines Bestandes ein ansehnliches Stück deutscher Arbeit in Böhmen vollbracht, möge die kommende Zeit für ihn ebenso ergiebig sein!

Prof. Dr. Maximilian Singer.

Die volkstümlichen Hochschulkurse der deutschen Universität in Prag.

Die Einrichtung der volkstümlichen Hochschulvorträge und Kurse, die sogenannte *University extension*, die bekanntlich aus England stammt und seit dem Beginn der neunziger Jahre im Deutschen Reiche und in Oesterreich mit entsprechenden Aenderungen Nachahmung gefunden hat, wurde in Prag seit dem Jahre 1895 von zwei deutschen wissenschaftlichen Vereinen besorgt. Der naturw.-mediz. Verein *Votos* und die deutsche Gesellschaft für Altertumskunde haben bis Ostern 1902 in Prag und in 22 deutschen Städten Böhmens im Ganzen über 200 volkstümliche Vorträge und 34 mehrstündige Kurse veranstaltet, wie dies bereits in der „Deutschen Arbeit“ 1 S. 549 ff. ausführlicher dargelegt worden ist.

Mit dem laufenden Jahre nun hat dieses Unternehmen eine neue Gestalt angenommen. Auch in Prag hat die deutsche Universität selbst — viel später allerdings, als dies in Wien, Innsbruck u. s. w. der Fall war — die volkstümliche Erweiterung des Hochschulunterrichts in die Hand genommen. Nach ausführlichen Beratungen hat der akademische Senat ein Statut für volkstümliche Hochschulkurse ausgearbeitet, das am 21. Dezember 1901 und 22. März 1902 vom Ministerium für Kultus und Unterricht genehmigt wurde. Gleichzeitig hat das Ministerium einen höheren Jahresbeitrag zur Förderung des Unternehmens zugesichert. Der Senat wählte hierauf zur Durchführung und Leitung der Kurse aus Mitgliedern des Lehrkörpers aller vier Fakultäten einen neungliedrigen Ausschuss, der sich selbst wieder durch

Mitglieder des Lehrkörpers der deutschen technischen Hochschule erweiterte. Zum Vorsitzenden des Ausschusses wurde Prof. Dr. August Sauer gewählt, zum Sekretär Prof. Dr. Rud. Spitaler bestellt, die Kanzlei I Liliengasse 7 eröffnet.

Die wesentlichsten Grundzüge der Vortragsordnung sind folgende: Einzelvorträge werden nicht abgehalten, sondern nur Kurse, die mehrere, gewöhnlich sechs Vortragsstunden umfassen und ein möglichst abgeschlossenes (zur volkstümlichen Darstellung sich eignendes) Gebiet einer Wissenschaft behandeln. Ausgeschlossen sind Vorträge über soziale, politische und religiöse Kämpfe der Gegenwart, deren Behandlung zu Agitationen Anlaß geben könnte. Ferner dürfen mehrere Kurse von einem und demselben Vortragenden über denselben Gegenstand aneinander gereiht werden. Es kann aber auch ein Kurs von mehreren Vortragenden abgehalten werden, oder es können verschiedene Vortragende mit mehreren Kursen aneinander anschließen, so daß die Möglichkeit gegeben ist, größere Abschnitte einer Disziplin im Zusammenhang zur Darstellung zu bringen. Von den Vortragenden wird erwartet, daß sie ihren Stoff in allgemeinverständlicher Weise, in wohlvorbereiteter, aber freier Rede behandeln; denn nur in diesem Fall ist eine Wirkung auf eine größere Zuhörermasse vollkommen gesichert. Für Experimente und Demonstrationen, wo es die Sache erheischt, auch für Exkursionen und Museumsbesuche wird gesorgt werden. An die Vorträge sollen sich Vortragsreden anschließen, wobei sich der Vortragende zu Aufklärungen bereit erklärt. Für jeden Kurs wird eine knapp gehaltene Inhaltsangabe gedruckt und den Zuhörern unentgeltlich verabfolgt. Die Kurse sind allgemein zugänglich und unentgeltlich. Es wird nur eine geringe Eintrittsgebühr — in der Regel eine Krone für einen sechsständigen Kurs eingehoben, doch ist Vorseege getroffen, daß einzelnen Vereinen, namentlich Arbeitergenossenschaften auch ganz freier Eintritt gewährt werden könne. Wo der Gegenstand es erfordert, sollen die Zuhörer nach Geschlechtern getrennt werden. Kurse für bestimmte Berufsclassen sind für später in Aussicht genommen. In erster Reihe aber soll schon gleich auf die besonderen Bedürfnisse der Lehrer und Lehrerinnen an den deutschen Volks- und Bürgerschulen des Landes Rücksicht genommen werden. Die Lehrer streben schon seit Jahren eine höhere Ausbildung an und viele von ihnen haben sich als außerordentliche Hörer an der Universität durch ihre Begeisterung für die Wissenschaft und ihren ernststen Fleiß ausgezeichnet. Durch die Lehrer kann die Hochschule auf die weitesten Kreise der Landbevölkerung weiter wirken, darum sollen in Zukunft im Herbst und zu Ostern besondere Spezialkurse für Lehrer abgehalten werden, teils in Prag, wo die großen wissenschaftlichen Hilfsmittel und Sammlungen der Universität, sowie die herrlichen Kunstdenkmäler der Stadt wirksam zum Unterrichte herangezogen werden können, teils in verschiedenen deutschen Städten des Landes, damit alle Gebiete berücksichtigt werden.

Auch die übrigen Vortragskurse werden nicht nur in Prag abgehalten werden, weil hier die deutsche Bevölkerung zumeist nur in den höheren Schichten vertreten ist, sondern auch in den größeren

Landstädten, wo die breitesten Kreise herangezogen werden können. Der Ausschuß rechnet hiebei auf das Entgegenkommen der Gemeinden, der örtlichen Verbände, gemeinnütziger, Fortbildungs- und Arbeitervereine.

Die Hochschul-Ausdehnungsbewegung in ihrer neuen Gestalt hat ihre Thätigkeit im laufenden Monat begonnen. Vom 1. bis 13. September währte der hauptsächlich, aber nicht ausschließlich für Lehrerkreise berechnete Ferienkurs in Prachatitz mit folgendem Programm: Prof. Dr. V. Grimnich: Die psychologischen Grundlagen der Erziehung. (12 Stunden.) — Prof. Dr. D. Weber: Geschichte Oesterreichs im 19. Jahrhundert (6). — Prof. Dr. H. Lambel: Deutsche Mundarten und deutsche Schriftsprache (6). — Prof. Dr. F. Hueppe: Hygiene (6). — Prof. Dr. E. Oppenheim: Physik (12). — Prof. Dr. R. Spitaler: Astronomisch-physikalische Erdkunde (12). — Dr. B. Folgner: Grundzüge der Biologie der Gewächse. Mit Demonstrationen und Exkursionen. (12 Stunden.)

Für die Zeit vor Weihnachten sind für Prag in Aussicht genommen u. A. Kurse von den Professoren H. Molisch: Die Ernährung der Pflanze. L. Spiegel: Grundzüge des österreichischen Staatsrechtes. D. Bail: Gesundheitslehre. D. Weber: 1848. Fr. Pick: Gewerbetrunkheiten. H. Chiari: Einführung zu Vorträgen über das pathologisch-anatomische Institut in Prag. Auch für Aussig, Teplitz, Reichenberg, sowie für Prag nach Weihnachten sind viele Vortragsreihen, darunter ein von mehreren Vortragenden zu haltender Cyklus über die Meister der Weltliteratur vorbereitet.

Zahlreiche Lehrkräfte der Universität, wie der technischen Hochschule haben sich dem Ausschuß für volkstümliche Hochschulkurse für die nächste Zeit zur Verfügung gestellt. Von dieser Seite sind also alle Bedingungen für ein dauerndes Gedeihen des Unternehmens erfüllt worden. Von dem Bildungsstreben, dem Eifer und Anteil, der Ausdauer der Zuhörerschaft, der deutschen Bevölkerung in Böhmen, wird ihr endgiltiger Erfolg abhängen. Wir sind nach den Erfahrungen des Votos und der Gesellschaft für Altertumskunde berechtigt, den gewünschten Erfolg bestimmt zu erwarten.

Eine andere Frage darf aber noch gestellt werden. Ob die Hochschulausdehnungsbewegung nicht auf die Hochschulen selbst zurückwirken und vielleicht einen schädlichen Einfluß auf diese ausüben werde? Wir können diese Frage nicht besser beantworten, als mit den Worten, die der Vorsitzende des Prager Ausschusses in der Bohemia des 22. Juni 1902 darüber geäußert hat:

„Zweifellos werden dadurch an die Vertreter der Wissenschaften an den Universitäten neben den bestehenden Verpflichtungen neue und hohe Anforderungen gestellt. Der Betrieb der Wissenschaften um ihrer selbst willen, die stille Forschung darf nicht gemindert oder gehemmt werden, der Charakter unserer Hochschulen als gelehrter Schulen darf in keiner Weise angetastet werden. Der eigentliche Universitätsunterricht für Anfänger und Vorgesessene, für Studenten, Kandidaten und jüngere Gelehrte verlangt nach wie vor die ganze Kraft der Einzelnen im Hörsaal und Laboratorium. Die bewunderns-

werte Organisation der deutschen Universitäten aber, welche nicht bloß Unterrichtsanstalten in ihnen sieht, sondern sie auch für den Nachwuchs auf den verschiedenartigsten gelehrten Gebieten sorgen heißt, bringt es mit sich, daß in den jüngeren Angehörigen der Lehrkörper, den Extraordinarien und Dozenten, den Adjunkten und Assistenten viele unverbrauchte, überschüssige Kräfte vorhanden sind, die neben ihrer geräuschlosen Forscherarbeit nach praktischer Bethätigung streben, eine Wirkung über die Enge des Hörsaales hinaus freudig begrüßen, eine Schulung in geschickter Erforschung eines umfangreicheren Stoffes, in klarer Disposition und knapper Zusammenfassung, in rednerischer Gewandtheit notwendig brauchen und so zu Anfang ihrer Berufsthätigkeit im vollstümlichen Unterricht spielend lernen, was sie im Verlauf ihres akademischen Lehrganges in späteren Jahren sich oft erst in harter Arbeit abringen müßten. Aber auch manchem älteren Dozenten führt die Berührung mit einem größeren Kreis zu strafferer Anspannung früher unversuchter Kräfte, zu überraschenden Leistungen vollstümlich schlichter und einfacher Rede, und vermittelt ihm fruchtbare neue Anregungen, wie sie eine weltabgewandte Lebensführung ihm nimmermehr hätte darbieten können.

So scheint uns eine vollstümliche Erweiterung unseres Universitätsunterrichtes, in der richtigen Weise geleitet und behütet, einen doppelten Segen auszustrahlen, nach oben und nach unten. Dieses Segens soll nun auch unsere deutsche Universität und unser deutsches Volk in Böhmen theilhaftig werden.“

Zum Schlusse sei noch auf eine wichtige Thatsache hingewiesen. Die Universitäts-Ausdehnungsbewegung in der heutigen Art ihres Betriebes ist allerdings von England zu uns gekommen. Darum muß sie aber noch nicht als Nachahmung eines fremden und uns fremdartigen Brauches aufgefaßt werden. Der Gedanke, der ihr zu Grunde liegt, ist in Deutschland schon vor vielen Jahrzehnten ausgesprochen und in kleinerem Ausmaß auch verwirklicht worden. Ich möchte nur auf zwei Beispiele aus verschiedenen deutschen Geisteszentren und verschiedenen Wissensgebieten hinweisen. Friedrich von Raumer, der Historiker der Hohenstaufen, ist schon im Jahre 1842 für die Popularisierung der wissenschaftlichen Forschungsergebnisse der Universität durch öffentliche Vorträge eingetreten und hat zu diesem Zwecke den „wissenschaftlichen Verein“ gegründet. Und der berühmte Wiener Anatom Karl Bernhard Brühl hat durch seine seit 1866 gehaltenen vollstümlichen Sonntagsvorlesungen und sein Buch „Universität und Volksbildung“ 1868 derselben Sache gedient. England ist uns also vor allem ein Vorbild geworden für die thatkräftige Durchführung und nachdrückliche Verbreitung dieser Bewegung, nicht für die ihr zugrundeliegende Idee selbst. A. H.

Kurzer Bericht über die deutschböhmische archäologische Expedition nach Kleinasien.

Im März-Heft dieser Zeitschrift (Jahrg. I S. 505 ff.) wurde der Plan einer archäologischen Expedition nach Kleinasien entwickelt,

deren Aussendung die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen beschlossen hatte. Ihr Zweck war die archäologische und epigraphische Durchforschung der antiken Landschaften Isaurien und Ost-Pamphylie, als Teilnehmer wurden bestimmt: Dr. Julius Fühner, Professor an der Universität Freiburg in der Schweiz, Architekt Fritz Knoll, Bau-Adjunkt der niederösterreichischen Statthalterei in Wien, Professor Dr. Karl Patzsch, Custos des bosnisch-herzegowinischen Landesmuseums in Sarajewo, Dr. Heinrich Swoboda, Professor an der deutschen Universität in Prag. Nun, da diese Expedition abgeschlossen ist, soll im folgenden kurz das Notwendigste über deren Verlauf und Ergebnisse berichtet werden.

Die Mitglieder der Expedition trafen in der zweiten Hälfte des Monats März auf getrennten Wegen in Konstantinopel zusammen, von wo die Weiterreise mit der anatolischen Bahn nach Konia angetreten wurde; diese Stadt bildete als der Hauptort der Provinz, zu welcher die zu erforschenden Gebiete gehörten, den naturgemäßen Ausgangspunkt für das weitere Vorgehen. Nachdem die notwendigen Vorbereitungen beendet waren, erfolgte der Aufbruch am 4. April in der Absicht, zunächst das im Westen und Südwesten von Konia gelegene Bergland zu durchforschen, welche Aufgabe am 22. April mit dem Einlangen in Seidischehir vollendet war. Die Grundsätze, welche für das Vorgehen der Expedition maßgebend waren und s. Z. schon berührt wurden, fanden natürlich schon während dieses ersten Abschnitts der Unternehmung volle Anwendung. Ohne daß eigentliche Ausgrabungen ins Auge gefaßt waren, für welche beträchtliche Mittel notwendig gewesen wären und die Erlaubnis nicht leicht zu erlangen ist, wurden sämtliche oberhalb der Erde befindlichen Reste des Altertums, von Gebäuden, Skulpturen, Inschriften aufgenommen und auf Grund derselben und anderer Indicien versucht, ein Bild der antiken Besiedlung des Landes zu gewinnen. Bei dem Umstande, daß Kleinasien einer systematischen geographischen Aufnahme, wie sie in den europäischen Staaten durch die Triangulation durchgeführt ist, vollständig entbehrt und dessen Karte nur auf Reisebeschreibungen und Routiers beruht, wurden auch der zurückgelegte Weg und dessen Umgebung sorgfältig verzeichnet, sowie der Feststellung der Lagen, Namen und Größe der Orte besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Es darf mit Befriedigung hervorgehoben werden, daß es in diesen schon früher bereisten Gegenden der Expedition gelang, mehr aufzufinden als ihre Vorgänger, wozu das längere Verweilen an einzelnen Orten viel beitrug. Der wichtigste Punkt für die damalige Arbeit war die bekannte Ortschaft Jassiller, wo die hettitische Kolossalstatue und die Felsgräber zum erstenmal in wissenschaftlichen Ansprüchen genügender Weise beschrieben und gezeichnet wurden und die ganze ausgedehnte Nekropole festgestellt ward. Für die antike Geographie von Bedeutung war der inschriftliche Nachweis, daß die alte Stadt, auf deren Trümmern sich jetzt Deréköi (nö. von Seidischehir) erhebt, mit Basada identisch ist, das bisher viel weiter nördlich vermutet worden war.

Den zweiten, kürzeren Abschnitt bildete die Vereisung der im Südwesten von Konia gelegenen Ebene zwischen den Seen von Seidi-Schehir und Bei-Schehir; wohl als wichtigstes Ergebnis derselben darf die in Kysylidja und Umgebung erfolgte Auffindung von inschriftlich erhaltenen Briefen eines Pergamenischen Königs an die Stadt Amblada angesehen werden, in epigraphischer Hinsicht der wichtigste von der Expedition gemachte Fund. Daß die Stadt Amblada mit den ausgedehnten Ruinen des Usar-Dagh identifiziert werden konnte, bedeutet eine weitere Bereicherung unserer Kenntnis der alten Geographie Isauriens. — Mit der Erreichung von Bei-Schehir trat die Expedition in eine neue Phase. Von dort aus sollte der Weg quer über das Gebirge nach Süden, parallel zu dem Thale des Flusses Melas bis an die Küste des mittelländischen Meeres genommen werden, um in Ergänzung der Aufnahme Pamphyliens durch die s. B. auf Kosten des Grafen Lanckoronski ausgesandte österreichische Expedition den östlichen Teil dieser Landschaft, der bisher nur durch den verstorbenen Königsberger Archäologen Gustav Hirschfeld bereist war, zu durchforschen. Der Aufbruch nach Süden erfolgte am 9. Mai, die Ankunft an dem am meisten nach Süden gelegenen Punkte am 20. Mai; als die wichtigsten Orte der Route sind Uestezes, Ormana (das alte Erhymna), Göböndö und der Endpunkt Kara-Objscha zu nennen. Die Vorwärtsbewegung erfolgte auf Wegen, die Menschen und Pferde die größten Schwierigkeiten bereiteten, landschaftlich aber durch den Wechsel von Wald, Bergen und Thalschluchten die großartigsten Eindrücke boten. Bei dem Umstand, daß in dieser Landschaft ihrer Beschaffenheit entsprechend schon im Altertum die Niederlassungen viel spärlicher waren als auf der Hochebene von Konia und daher auch die antiken Reste geringer sind (am interessantesten ist ein bei Tschufur-Deren erhaltener Bau), mußte die bei der Unbekanntschaft des Gebiets doppelt wichtige geographische Aufgabe hier noch mehr in den Vordergrund treten als anderswo. Bei der Ortschaft Kara-Objscha, am linken Ufer des Melas (Manavgat), 4 Stunden von dem mittelländischen Meere, hatte die Expedition das Glück, die gut erhaltenen Ruinen einer bis jetzt ganz unbekannten antiken Stadt aufzufinden, deren Namen mangels einer direkten Nachricht vorläufig unbestimmt bleiben muß. Einige Bauten, sowie eine Wasserleitung sind noch aufrecht stehend; die Anlage der Stadt scheint in mancher Beziehung von dem üblichen Plan der griechischen Städte abzuweichen. Von Kara-Objscha aus trat die Expedition den Rückweg nach der Hochebene von Isaurien an. Auch da stand der geographische Gesichtspunkt im Vordergrund, indem eine neue, von Europäern bisher nicht begangene Route und ein bisher unbekannter Uebergang über den Taurus gewählt wurden. Trotz der schwierigen Wegverhältnisse ging dieser Teil der Reise rasch von statten, sie begann am 25. Mai von Kara-Objscha aus, am 29. Mai wurde der Taurus auf dem damals noch verschneiten Pässe Zusan-Bellü überschritten. Außer den geographischen Ergebnissen war die Auffindung der Reste einiger isaurischer Burgen von Wichtigkeit.

Nach der Ueberschreitung des Taurus stand die Expedition vor dem letzten Teil ihrer Aufgabe. Da eine vollständige Aufnahme des

noch restlichen Teiles von Phaurien mit Rücksicht auf die Ausdehnung dieses Gebiets und auf die begrenzte Zeit nicht möglich und auch von Anfang an nicht in Aussicht genommen war, so lag die Beschränkung auf die alte Hauptstadt, Palano-Phaura, und deren Umgebung nahe. Auf dem Wege nach Phaura erzielte die Expedition gleich jenseits des Taurus und in der Stadt Siristat, sowie in deren Umgebung eine reiche Ausbeute an neuen Inschriften und Skulpturen. Phaura selbst, oberhalb des kleinen Ortes Ulu-Punar auf der Spitze eines dominierenden Berges gelegen, ist durch die Ausdehnung, gute Erhaltung und Mannigfaltigkeit der Baureste — Mauern, Türme, Thore, öffentliche Gebäude, Kirchen — die bedeutendste Ruinenstätte in ganz Phaurien; die Stadt war bis jetzt nur durch die knappe Beschreibung von zwei Reisenden, die jeder sich nur kurze Zeit aufhielten (Hamilton, Sterret), bekannt. Die vollständige Aufnahme und wissenschaftliche Beschreibung der Gesamtanlage und der architektonischen Teile wurde jetzt innerhalb eines Zeitraumes von 17 Tagen durchgeführt; dazu ergab die Durchforschung der an den Abhängen des Stadtbergs befindlichen Metropolen eine überraschend große Anzahl an neuen Inschriften und interessanten Grabmälertypen. Mit der Aufnahme von Phaura war die der Expedition gestellte Aufgabe im Wesentlichen erledigt; für die Rückkehr nach Konia, wo sie am 28. Juni eintraf, wählte sie ebenfalls einen neuen Weg, auf dem sie noch einige inschriftliche Funde machte.

Um die wichtigsten Ergebnisse, welche der deutsch-böhmischen archäologischen Expedition verdankt werden, zusammenzufassen, so ist die geographische Fixierung des Weges und die daraus entspringende Berichtigung der Karte von Kleinasien von allgemeinem Interesse; im Zusammenhang damit wurden stete Beobachtungen über die Natur und die gegenwärtigen Siedlungs- und Bevölkerungsverhältnisse gesammelt, die an sich und für den Vergleich mit dem Altertum wertvoll sind. Dann bildet die systematische archäologische Aufnahme der bereisten Landstriche ein weiteres Glied in der Kette jener Bestrebungen, welche auf die Durchforschung Kleasiens gerichtet sind und gerade von Oesterreich aus in Angriff genommen wurden (vergl. oben S. 506); allein an neuen Inschriften wurden über 300 gefunden, von welchen auf Phaura ein Drittel entfällt. Die gemachten Funde werden die Grundlage für weitere Forschungen bilden, die sich auf die Geographie und Geschichte der Landschaft Phaurien im Altertum beziehen. Zur Ergänzung der erzielten Beobachtungen dienen die Zeichnungen, architektonischen Aufnahmen und Photographien, von welchen letzteren über 500 aufgenommen wurden.

Heinrich S w o b o d a.

Nachruf auf V. H. Barvítius.

Der 9. Juni d. J. bereitete der deutschen Kunst in Böhmen einen herben Verlust. Viktor Anton Barvítius, eines der ältesten Mitglieder der hiesigen deutschen Künstlergemeinde, mußte nach längerem Krankenlager von uns scheiden.

Als Sohn eines gräfl. Buquoy'schen Beamten am 28. März 1834 geboren, widmete er sich schon in früher Jugend der Malerei, während sein älterer Bruder das Studium der Architektur zu seiner Lebensaufgabe wählte. Dem Studiengang der damaligen Zeit entsprechend, mußte Barvitiuß an der Akademie in Prag unter Leitung der Direktoren Ruben und Engerth fleißig nach Gypsabgüssen zeichnen und sich in Kompositionen versuchen, um sich schließlich in religiösen oder historischen Bildern als selbständiger Meister bethätigen zu können. Bald jedoch konnte unserem Künstler diese heimatlische Art, Kunst zu üben, nicht genügen und der Ruf von Paris, als Heimstätte moderner, realistischer Malerei, der sich über den ganzen Kontinent verbreitete und demzufolge die Künstler aller Nationen scharenweise zu den Meistern nach der Centrale der Kunst pilgerten, mußte seine Anziehungskraft auch auf Barvitiuß ausüben und im Jahre 1865 wanderte er begeistert, voller Erwartungen und Hoffnungen nach der Weltstadt. Hier zog ihn vor allem die Tiermalerei an und das Pferd in seinen mannigfachen Beziehungen zum Menschen, seine malerisch-farbige Erscheinung in Landschaften der Bretagne oder der Normandie wurden ausschließlich Aufgaben seiner künstlerischen Bethätigung. Zahlreich sind derartige Werke seiner Hand und Kennern und Künstlern boten sie reichlich Freude und Genuß.

In die Heimat zurückgekehrt, bot sich dem Künstler bald Gelegenheit, auf einem anderen Gebiete seine Kenntnisse zu bewähren. Die Ernennung zum Galerie-Inspektor der Gesellschaft patriotischer Kunstfreunde in Böhmen ließ ihn ein Feld reicher Arbeit gewinnen und die stille, beschauliche Thätigkeit des Konservators entsprach so recht seiner Natur. Mit ungemeiner Aufopferung, Geduld und mit großem Verständnisse machte er sich im Verein mit Dr. W. Bode an die Zusammenstellung eines, modernen Anforderungen entsprechenden, Galeriekataloges. Die Umsiedlung der Gemäldesammlung in die Räumlichkeiten des Rudolfinums, nützte Barvitiuß zu einer dem Kunststudium, sowie dem reichen Kunstgenuß entgegenkommenden Anordnung der Kunstwerke verschiedenster Epochen aus.

Bald bot sich ihm auch Gelegenheit zu schriftstellerischer Thätigkeit und die von ihm verfaßten Gelegenheitswerke, wie die künstlerische Geschichte Prags in der Festschrift „Die ersten 25 Jahre des St. Lukas-Vereins und ein Rückblick auf die früheren Vereinigungen bildender Künstler in Prag von 1348 bis 1895“, die Malerei und Plastik in Böhmen in der Neuzeit, welche Aufgabe ihm gelegentlich der Herausgabe des Kronprinzenwerkes „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ erwuchs, und viele andere gehören zu den interessantesten heimischen Veröffentlichungen auf künstlerischem Gebiete.

Zugleich mit seiner Stellung als Galerie-Inspektor übernahm er die Lehrstelle für Perspektive an der damals von der patriotischen Gesellschaft geleiteten Malerakademie. Seine vielseitige Thätigkeit gab der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur Anlaß, ihn durch Ernennung zum ordentlichen Mitgliede zu ehren und bald entfaltete Barvitiuß als Obmann der Kunstsektion

eine Kunst und Künstler fördernde Thätigkeit. Seine Offenheit und Liebenswürdigkeit zeigte sich auch hier in liebevollster Sorge um die junge, deutsche Künstlergeneration. Dem Verein deutscher bildender Künstler in Böhmen gehörte er seit der Gründung an und ging als erster Obmann aus der Wahl hervor, dem Künstlerunterstützungsvereine St. Lukas widmete er durch mehr als 30 Jahre Zeit und Mühe als Kassier und Obmann. So wirkte Barbitius nach allen Seiten anregend und befruchtend auf Künstler und Laien und innerhalb der deutschen Gemeinde Prags wird es wohl Niemand geben, der Barbitius kannte und ihm nicht die wärmsten Sympathien entgegengebracht hätte. Der Schmerz über seinen Verlust war allgemein und wenn der Künstler auch schon lange Jahre künstlerisch selbst nicht mehr thätig gewesen ist, so war sein Leben doch mit Kunst und Künstlern so innig verflochten, daß sein Hingang eine fühlbare Lücke in der deutschen Künstlergemeinde Prags hinterläßt.

Barbitius war einer der letzten, die in deutscher Kunsttradition in Prag aufgewachsen waren. — Ein echter, fein empfindender Künstler, ein gerader, vornehmer, liebenswerter Mensch — ein treuer Sohn des deutschen Volkes ist uns in ihm entrisen worden.

Ehre sei seinem Andenken!

Im Juli 1902.

R. Krattner.

Deutsch-böhmische Kunst in den diesjährigen Münchner Ausstellungen.

In Bezug auf Anzahl und Güte der exponierten Arbeiten merkt man in der heurigen Jahresausstellung kaum einen Unterschied im Vergleich zu irgend einer internationalen Ausstellung der Künstlergenossenschaft. 2755 Kunstwerke weist der Katalog auf und wenn man bedenkt, daß nur ein Drittel aller eingesandten Arbeiten aufgenommen werden konnten, so kann man sich eine beiläufige Vorstellung machen von der numerischen Leistung im Gebiete der deutschen Kunst, für welche München immer noch der Mittelpunkt ist. Mit diesem Berichte sollen jene Werke in kurzer Besprechung zusammengefaßt werden, welche von den in München lebenden deutsch-böhmischen Künstlern herrühren.

Vor Allem nenne ich Gabriel Max. Die malerischen Qualitäten dieses feinsinnigen Meisters sind zu bekannt, um darüber ein Wort zu verlieren. Die beiden Bildnisse „Susanne“ und „Rosenmond“, weibliche Halbfiguren darstellend, sind tief empfunden und wirken in gleichem Maße auf den Beschauer zurück.

Gedankenfülle gepaart mit Schönheitsgefühl ersehen wir auch bei Otto Tragh. Wenn man eines seiner Werke sieht, so muß man bedauern, daß uns dieser liebenswürdige Landsmann nicht viel mehr seiner Schöpfungen vor Augen führt. Was ist nicht alles in dem einen Bilde „Einsame Seele“ hineingebacht und selbst das zweite, ein reizendes „Kinderköpfchen“, erzählt uns von Jugendlust und Zukunftsträumen. W. Winkler bringt uns geheimnisvolles Waldweben bei Abendstimmung in seiner „Legende“. Ein Mönch kniet

vor einem am Boden liegenden Holzkreuz, auf welchem Leuchtfächerchen sich dort niedergelassen haben, wo die Wundmale des Erlösers bluteten. Trotz der tiefen satten Farben erkennt man den geschilderten Vorgang mit aller Klarheit. Inniges deutsches Gemüt kennzeichnen Wirkner als Künstler und Menschen, was auch bei seiner „Walbmühle“ (angekauft vom bayerischen Staat) zum deutlichen Ausdruck kommt.

Anmutender Liebreiz tritt uns bei den Bildern von Leopold Schmußler entgegen. Wir sehen in ihm einen Mann, der mit Energie und Ausdauer seine Ziele erkämpft hat und dem die Erfolge der letzten Jahre vollauf zu gönnen sind. „Lieb“ betitelt er das eine Bild. Mädchen in farbensprühender Biedermeiertracht sitzen fröhlich beisammen. Das Stoffliche ist mit Virtuosität behandelt. In einem zweiten Werk, dem lebensgroßen Bildnis einer Dame, lernen wir Schmußler auf einem neuen Gebiete kennen. Ganz der Wirklichkeit nachempfunden, aber das Anmutige mit Geschick hervorhebend, wie es in der Art dieses Künstlers liegt, dokumentiert er sich mit diesem Bilde zum Porträtisten der Frauenschönheit par excellence.

Gleichfalls ein Bild, das gefallen muß, ist ein Genre von August Frind. Ein Briefträger wird in dem Flur des Hauses von drei Mädchen umdrängt. Es mögen wohl recht angenehme Nachrichten sein, welche hier erwartet werden, darauf deutet auch die Benennung „Ein Vielbegehrter“ hin. Der dämmernde Raum und die von einer Laterne beleuchteten Gestalten, war eine schwierige Aufgabe, welche aber äußerst geschickt gelöst ist.

Emil Uhl, der mit treuer Aufopferung seiner Zeit die deutsch-böhmischen Künstler in München zusammengeschart hat, der es verstanden hat, das Gemeingefühl zu wecken und unermüdlich an der Spitze unserer Bestrebungen steht, hat die weite Welt durchstreift und bringt aus dem fernen Orient deutsch angeschaute Bilder: „Damaskus“ — „Boharen Thee trinkend“ und „Arabischer Brautzug“. Naturanschauung, kräftige Malweise und Eigenart, stempeln seine Schöpfungen zu hervorragenden Kunstwerken.

Fritz Hegenbart, welcher im Rahmen der Vereinigung für graphische Kunst ausgestellt hat, führt uns 12 Arbeiten vor: „Der Morgen“ (Original-Lithographi.), Drei Landschaften (Bleistiftzeichnungen), Ein Schatten, Flora, Die Quelle des Unheils, Flugbereit, Ein Lieb, Kunst und Mammon, Die Quelle und ein Exlibris; die letztgenannten Werke sind Originalradierungen. Nicht nur die mannigfaltigen Sujets, sondern auch die verschiedene Wahl der Techniken beweisen die Vielseitigkeit seines Könnens. Hegenbart ist in erster Linie Zeichner, ein Vorzug, den bekanntlich viele der modernen Künstler nicht besitzen, dabei erfüllen die Darstellungen reiche und geklärte Fantasie. Man kann bei diesem reichbegabten und schaffenslustigen Künstler noch viel Schönes erwarten. Drei seiner Radierungen sind bereits angekauft.

Walter Ziegler stellt eine größere Originalradierung „Eine bayerische Herzogsburg“ und eine Federzeichnung aus seinem Cytlus „Die Naturgeschichte der Krvieler“ aus. Als Schreiber dieser Zeilen

darf ich bescheidenlich keine Autorkritik üben. Erwähnt sei, daß in der Ausstellung von verschiedenen Münchener Künstlern fünf Arbeiten vorhanden sind, welche in dem von W. Ziegler erfundenen neuen graphischen Farbenverfahren hergestellt sind. Das Wesen dieser Erfindung wurde im letzten Heft der „Deutschen Arbeit“ kurz geschildert.

In der Ausstellung, welche die Sezession in München veranstaltet, finden wir auch drei Arbeiten von dem in den letzten Jahren so vielfach ausgezeichneten Emanuel Hegenbart. „Riesfuhrwert“, „Schimmel in Halbsonne“ und „Jäger“. Wuchtig breit in der Behandlung, Figuren, Tiere und Landschaft aus einem Guß. Wir sind stolz auf unseren Hegenbart. Die beste Kritik bilden wohl die beiden Zettel, welche unter den zwei letztgenannten Bildern hängen. „Angekauft vor Sr. Igl. Hoheit dem Prinzregenten“ und „Angekauft von der Pinakothek“.

Schade, daß die Werke unserer Landsleute deutscher Nation nicht in einer Gruppe vereinigt sind, das Gesamtbild wäre gewiß in jeder Weise erfreulich.

Walter Ziegler.

Außer den in dem vorliegenden Aufsatze erwähnten, in München lebenden deutsch-böhmischen Künstlern sind von unseren Landsleuten in der Münchener Jahresausstellung noch vertreten: Heinrich Jakesch (Prag) mit Radierungen, Heinrich Kautsch (Paris) mit 25 Medaillen und Plaketten (Bronze verfilbert). H.

Zu der Auseinandersetzung über das Urheberrecht zwischen Prof. Dr. Heinrich Schuster und Dr. Richard von Kralitz (oben S. 840—848) sendet uns Herr Professor Heinrich Schuster folgendes

Schlußwort.

Kampf gegen Windmühlen ist nicht der Kampf gegen übermächtige, sondern der gegen eingebildete Gegner; nur in diesem Sinne habe ich Kralitz' Angriff auf das Urheberrecht wegen seiner Grundlosigkeit so bezeichnet. Bezüglich des thüringischen Volksliedes bleibe ich dabei, daß die ursprüngliche Fassung die bessere und vollstümlichere, weil schlichtere und tiefer empfundene ist, und habe hierin einen Volksliedkennner, wie Pommer auf meiner Seite. Schönstes Kind kann für ein liebendes Weib sehr wohl auch ein Mann sein. Nennen sich doch Liebende gegenseitig sehr oft mein Kind, und daß sie ihn schön findet, entspricht gerade der alten vollstümlichen Auffassung, siehe Weinhold „Deutsche Frauen“ und Goethe's „Egmont“. Wäre „Schönstes Kind“ aber wirklich als Femininum gemeint, so könnte es nur eine spätere verschlechternde, weil zum Maskulinum des übrigen Textes nicht passende Abänderung, aber nicht eine verbessernde sein, was abermals für meine Auffassung spräche. Uebrigens ist der ursprüngliche Text im Vergleich mit dem späten nicht subjektiv beschränkter, sondern objektiver und kraftvoller. — Die Aenderungen an Goethe'schen Gedichten sind nicht in unbenußt vollstümlicher, sondern in reflektiert kunstmäßiger Weise erfolgt.

Endlich den bei uns nicht recipierten urheberrechtlichen Uebertreibungen, deren Unvereinbarkeit mit Shakespeares Schaffen ja bekannt ist, haben gerade und mit Berufung darauf wir Juristen uns widersetzt gegen Dichter und Raten.



Besprechungen.

* Gedichte von Karl Bayer, Berlin, C. Dunder 1902, 171 S.

Ein kleines Bändchen anmutiger, fein empfundener Gedichte von der Hand unseres rühmlichst bekannten Chirurgen Prof. Dr. Karl Bayer hat die Persönlichkeit des beliebten Lehrers in den Vordergrund des Interesses gerückt und Schüler und Patienten hörten mit unglaublichem Erstaunen, daß der in stiller Anspruchslosigkeit seines edlen Amtes waltende Meister in seinen Mußestunden für irdisches Behagen und poetisches Traumleben nach künstlerischem Ausdruck ringt. Und in Wirklichkeit ist es in keiner Weise nötig, etwa mit überlegenem Augenzwinkern Nachsicht zu üben und dem hervorragenden Ärzte eine dilettantenhafte Schrulle zu verzeihen. Nein, hier spricht eine Persönlichkeit von ausgeprägter Eigenart und namhafter Begabung zu uns, ein Gemüth, das Innigkeit und Weichheit des Gefühls zu rührendem Ausdruck bringt, das offenen Blick für landschaftliche Schönheiten bekundet und aus einfachen Naturszenen ergreifende Klänge schöpft. Der Zauber dieser Gedichte beruht aber besonders auch auf der eigentümlichen Art, in welcher der Verfasser Motive aus seinem Berufe in künstlerische Formen kleidet: man erlebt den seltenen Fall, daß ein Arzt in dem Kranken nicht nur den Gegenstand, das gleichgültige Material für seine Heilkunst sieht, sondern daß das Reimensche in dem Leidenden vor ihm lebendig wird, und ihm Anlaß gibt, zu einer ganzen Reihe von Daseinsproblemen Stellung zu nehmen. Und so läßt er uns zuweilen in die Krankenstube einen

Blick thun, aber nicht, um uns irgend etwas Abstoßendes aus den Leiden, den Nachtseiten des Lebens, zu vermitteln, sondern um aus stimmungs- und weisevollen Situationen eine Reihe lyrischer, oft elegischer Momente zu entwickeln. Aber auch sonst kommen noch andere Klänge zum Wort: zu einer Anzahl brennender Tagesfragen nimmt der Verfasser temperamentsvolle Stellung, und in einzelnen Gedichten herrscht ein fröhlicher Humor, der auch die faltenreiche Stirn entrunzeln muß. Mag draußen, auf dem großen Weltmarke, im alltäglich sich erneuernden Bücherstrome das Bändchen unter der Masse der Schöpfungen nicht die verdiente Würdigung finden: in unserem Kreise, wo man den Verfasser kennt und verehrt, tönt uns aus jedem seiner Gedichte ein Unmittelbar-Persönliches entgegen und weckt in uns besonders warmen und innigen Anteil. Als Proben veröffentlichen wir oben das kleine Gedicht *Apriltag*, das mit wenigen Strichen volle Anschaulichkeit erreicht und Stimmung erweckt, und außerdem zwei Gedichte, die nähere Beziehung zum Berufe des Dichters zeigen.

E. Hr.

* Vanger Eduard Dr., Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen. II. Band, 2. Heft.

Das neue Heft zeichnet sich ebenso wie die früheren neben der geschmackvollen Ausstattung durch seinen gebiegenen und vielseitigen Inhalt aus. Eine Reihe von Aufsätzen, die schon in den früheren Heften begonnen haben, werden fortgeführt. So über „Bauten im Adlergebirge“ mit der Wieder-

gabe einer hübschen Sepiazeichnung von Dr. G. Jell. Ferner „Zu den schlesischen Kriegen 1742“, „Sagen aus dem deutschen Osten“ (13 bis 20; alle aus Braunau). Stedener Luschlieder (nach Mitteilungen von Josef Rhun in Zrching). Außerdem: „Hochzeitsgespräche und Gebräuche im Braunauer Ländchen (Schönan)“, eine schöne „Hymne 1794 in das Koppenbuch des Riesengebirges geschrieben“ von dem Prager Botaniker Miksa, von dem auch unser Heft ein Gedicht mitteilt, endlich Bild, biographische Skizze und zwei Gedichte von dem Naturdichter des Ablergebirges Hieronymus Brinke. Im Anhang wird die sehr verdienstliche Neuauflage der Werke Uffo Horns fortgesetzt, indem diesmal Gedichte mit Bildnis und literargeschichtlicher Einführung gegeben werden. Als Beiblatt erscheinen von nun an auch in Langers Volkskunde die „Mitteilungen des Bundes der Deutschen Ostböhmens“. (Nr. 6. Neue Folge 1.) Die erste Nummer bringt reichhaltige Berichte über die Thätigkeit des Vereins und seiner Bundesgruppen, sowie über die Kurorte und Sommerfrischen des östlichen Böhmen. — Der Büchertisch bringt eine im Ganzen sehr anerkennende Besprechung der „Deutschen Arbeit“. Zu Fleischners Aufsatz „Das deutsche Volksbildungsweisen in Böhmen“ Seite 482 und 547 werden einige Berichtigungen gegeben, die wir mit Dank wiederholen: Es soll heißen „Bund der Deutschen Ostböhmens“ (nicht „in Ostböhmen“). Ueber die Thätigkeit dieses Bundes hätte nach der Meinung des Rezensenten mehr berichtet werden sollen. Zu den von Fabrikfirmen begründeten Volks-

büchereien ist noch hinzuzufügen die Bücherei von Benedikt Schroll's Sohn in Braunau-Deiberg, deren vor 3 Jahren erschienener Katalog schon gegen 5000 Bände aufweist. Für Czachau soll es heißen Czachrau. — Auf die in unserer Zeitschrift Heft 4 veröffentlichte Besprechung von Dr. Langers Volkskunde erfolgt bei dieser Gelegenheit eine sehr umfangreiche Entgegnung. Wir haben leider nicht den Raum, auf die daselbst vorgebrachten Einzelheiten einzugehen, wir können nur erwidern, daß es dem Referenten gänzlich fern lag, der Zeitschrift Langers irgendwie mißwollend entgegenzutreten. Er hat nur kurz und in aller Ruhe den Standpunkt vertreten, daß man in Langers Einführung eine Berücksichtigung der von der „Deutschen Gesellschaft“ herausgegebenen „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“ billig hätte erwarten sollen. *) Weiter nichts! Da nun Dr. Langer erklärt, daß es ihm zunächst nur um die Volkskunde des östlichen Böhmen zu thun war und da inzwischen von ihm einige Hefte der „Beiträge“ erwähnt oder (so John, Grüner) besprochen worden sind, so müssen wir von unserem Standpunkte aus die ganze

*) Zur Steuer der Wahrheit sei übrigens betont, daß Herr Dr. Langer in Bd. I S. 9 das volkstündliche Unternehmen der Gesellschaft flüchtig erwähnt hat. „Erst in neuerer Zeit . . . nahm die deutsche Volkskunde in Böhmen einen größeren Aufschwung und ist nun erst auf dem Wege, zu einer systematischen Ausgestaltung zu gelangen. Dazu sind allerdings jene vorbereitenden Forschungs- und Sammlerarbeiten notwendig, welche nunmehr auch von der deutschen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft aufgenommen werden.“

Angelegenheit als erledigt betrachten. Wir wiederholen hiebei, daß wir dem Unternehmen Langers aufrichtig das beste Gedeihen wünschen. Wenn ihm seine Zeitschrift die Möglichkeit gewährt, die von ihm gesammelten Schätze allmählich zu veröffentlichen, so muß sich jeder Freund der deutschen Volkskunde in Böhmen darüber freuen und wir werden hier gerne über jedes neue Heft sachlich Bericht erstatten.

Adolf Hauffen.

Die geologische Neuauflage und Kartierung des böhmischen Mittelgebirges durch Prof. Dr. F. E. Hibsch und Prof. Dr. Anton Pelikan.

Das Mittelgebirge in Böhmen ist, man darf wohl sagen, seit eine wissenschaftliche Geologie besteht, als eines der interessantesten Gebirgszüge Mitteleuropas erkannt worden. Aufgebaut aus Decken und Strömen von basaltischen Gesteinen, die sich über einander weithin ergossen, denen sich Phonolithe und andere Ergußgesteine zugesellten, ruht es auf geschichteten, der Kreide- und Braunkohlenformation, z. T. selbst der archaischen angehörenden Unterlagen auf. Der Lauf der Elbe geht mitten hindurch. In ihrem Thale sowie in den Gerinnen ihrer Nebengewässer ist das Gebirge bis auf seine Sohle aufgeschlossen, seine Oberfläche durch die rastlose Thätigkeit der Atmosphäre in unzählige Ruppen und Rüppchen zernagt. Anmut und Schönheit der Landschaften im Bereiche des Gebirges — man denke an das böhmische Paradies, das Elbthal zwischen Lobositz und Tetschen — laden zum Verweilen ein; für den Geologen bildeten die Erforschung

seiner Bauelemente und die Wiederherstellung des Zusammenhanges seiner Teile, die durch die Erosion im Laufe ungezählter Jahre bis zur völligen Unkenntlichkeit zerstückt worden waren, einen von Alters her beliebten Anziehungspunkt.

So haben denn auch schon frühzeitig Vertreter der Wissenschaft ihre Thätigkeit der Erforschung dieses Gebirges gewidmet. Der Begründer der geologischen Kenntnis Böhmens, Dr. Franz Ambros Reuss, ließ seiner 1790 erschienenen Orographie des nordwestlichen Mittelgebirges 1793 bis 1797 die ersten beiden Bände seiner mineralogischen Geographie von Böhmen folgen, deren erster sich ausschließlich mit dem böhmischen Mittelgebirge beschäftigte. In dem als Einleitung vorausgeschickten Verzeichnis der einschlägigen Literatur finden wir auch Alex. v. Humboldt und Freiesleben mit „geognostischen Beobachtungen auf einer Reise durch einen Teil des böhmischen Mittelgebirges“ angeführt.

Reuss hat seinem Werke eine „petrographische Karte vom Leitmeritzer Kreise in Böhmen“ beigegeben; sie ist als die erste und älteste, einen Teil von Böhmen darstellende geologische zu bezeichnen. In dem sorgfältig in Kupferstich ausgeführten Blatt wird versucht, die verschiedenen Gesteine in ihrem Auftreten mittelst Zeichen und Buchstaben ersichtlich zu machen. Der sehr ausführliche Text soll das Verständnis vermitteln.

Für spätere Arbeiten war damit der Ausgangspunkt gegeben. Die von F. A. Reuß begonnene, aber nicht zu Ende geführte geologische Durchforschung Böhmens wurde von unserem hochverdienten

Franz Kav. Zippe wieder aufgenommen. Schon vor ihm hatte Dr. Joh. Anton Stolz, Stadtarzt in Aussig, dann Badearzt in Tepliz, sich eingehend mit der Erforschung des böhmischen Mittelgebirges beschäftigt; seine nie im Druck veröffentlichten Schriften kamen in das Archiv der geologischen Reichsanstalt in Wien, und wurden als wertvolle Grundlage für deren Arbeiten in Böhmen gewürdigt. Zippe veröffentlichte 1831 eine allgemeine Uebersicht der vaterländischen Gebirgsformationen in den Abhandlungen der kgl. böhmischen Gesellschaft d. W. Die von Kanonikus Krehbig entworfenen Kreisarten kolorierte er nach seinen geologischen Aufnahmen und entwarf damit die erste geologische Karte von Böhmen; aber diese blieb unveröffentlicht und diente als Manuskript den späteren Aufnahmen der geologischen Reichsanstalt als willkommene Stütze.

August Emanuel Reuss hat 1840 dem I. Bande seiner geognostischen Skizzen aus Böhmen eine geognostische illuminierte Karte der Umgebung von Bilin und Tepliz beigegeben, auf welcher der südwestliche Teil des böhmischen Mittelgebirges von der Linie Leitmeritz—Bünaburg (Bodenbach) bis in die Gegend von Laun dargestellt ist. Denselben Teil des Mittelgebirges bringt auch das Blatt XI der von C. F. Raumann und B. v. Cotta aufgenommenen geogn. Karte von Sachsen. Die Sektion VII dieser Karte erstreckt sich bis Böhm. Leipa, Wernstadt und Tetschen enthält sohin den weiteren (nördlichen) Teil des böhmischen Mittelgebirges.

Dies waren die Grundlagen für

die in den Jahren 1857/58 durchgeführten Aufnahmsarbeiten Joh. Josef Lys im Dienste der geolog. Reichsanstalt, welche auf den Blättern II, Tepliz und Tetschen III, Reichenberg und VII, Leitmeritz und Theresienstadt der geol. Karte von Böhmen wiedergegeben sind. Sie lassen deutlich den Fortschritt gegen früher erkennen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß Josef Lys Arbeiten ganz auf der Höhe seiner Zeit standen. Neben den dazugehörenden Erläuterungen in den Jahrbüchern der Anstalt werden sie ein ehrendes Denkmal von wissenschaftlichem Fleiß und strenger Gewissenhaftigkeit bleiben. Gegenwärtig erreichen sie aber die an eine geologische Karte zu stellenden Anforderungen nicht mehr.

In die Jahre 1860—1863 fällt der von Ferdinand Zirkel und Clifton Sorby geschaffene Wendepunkt in der Petrographie. Nun wurden die altvulkanischen Gebirge die mit allem Eifer in Angriff genommenen Arbeitsgebiete der modernen Gesteinsuntersuchung, und so wandte sich auch den Gesteinen des böhmischen Mittelgebirges sehr bald die Forschung zu.

Von der im Jahre 1864 ins Leben gerufenen Kommission zur naturwissenschaftlichen Durchforschung Böhmens, welche auch die Herausgabe einer geologischen Karte des Königreiches in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hatte, war Prof. Dr. Em. Borický mit der petrographischen Untersuchung und geologischen Kartierung des Mittelgebirges betraut worden. Leider von einem frühen Tod ereilt, kam Borický nicht über die Vorarbeiten hierzu hinaus. Um die

Herausgabe des Blattes II der gedachten Karte nicht noch weiter hinausschieben zu müssen, entschloß man sich, das hier hineinsfallende Mittelgebirge unter Berücksichtigung des mittlerweile von Borrich und anderen Geologen Erhobenen nach den Aufnahmen der geolog. Reichsanstalt einzutragen. Es konnte dies geschehen, da es sich nur um eine Uebersichtskarte handelte. Das genannte Blatt erschien 1895.

Im richtigem Erfassen ihrer Aufgaben hat die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen auch sofort nach ihrem Inslebentreten ihre Aufmerksamkeit der Lösung geologischer und verwandter Fragen zugewandt. Eine Neuaufnahme des geologischen Aufbaues des böhmischen Mittelgebirges wurde von ihr sogleich ins Auge gefaßt und hiefür auch eine bewährte Kraft gefunden. Dr. J. E. Hibsch, ein Schüler Ferdinand Zirkels, Professor an der deutschen landwirtschaftlichen Akademie in Liebenwerda bei Tetschen, der schon vorher mit mikroskopischen Untersuchungen von Mittelgebirgssteinen hervorgetreten war, übernahm bereitwilligst die Durchführung der Arbeit, die sachgemäß auf eine Reihe von Jahren verteilt wurde. Seinem unermüdlischen Fleiß und seiner unbefiegbaren Ausdauer gelang es, die namentlich im Anfange sich entgegenstellenden Schwierigkeiten — waren doch für ein einziges Blatt mehr als 1000 mikroskopische Präparate herzustellen — zu überwinden, die sich, allerdings im weiteren Laufe der Arbeit erheblich minderten. Nach den Ergebnissen seiner Untersuchungen treten die vulkani-

schen, das Mittelgebirge aufbauenden Eruptionenprodukte auf ihrer sedimentären Unterlage in nachstehender Reihenfolge auf: Der ältesten Eruptionsperiode gehören Feldspat- und Nephelinkasalte, sowie deren Tuffe an, sie sind die am weitesten im Gebiete verbreiteten Gesteine. Ihnen folgen tephritische Gesteine, weiter campitonitische und trachytandehitische Ganggesteine, worauf Phonolithen und Tinguaiten auftreten. Im Zentrum des Gebirges auftretende Trachyte und Trachyttuffe und phonolithähnliche Ganggesteine bilden den Schluß der Gesteinsausbrüche und -ergüsse.

Die Untersuchung der Lagerungsverhältnisse hat viel Interessantes zu Tage gefördert, unter anderem auch das Vorhandensein sehr charakteristisch gestalteter Phonolithakolithen.

Von der auf 12 Blätter abgetheilten, im Maßstabe 1:25,000 gehaltenen Karte sind dermalen bei Mr. Hölder in Wien 3, Tetschen, Benzen und Rongstod erschienen, ein 4., Großpriesen ist im Druck und dürfte demnächst ausgegeben werden. Drei Blätter Aussig, Millechau, Hertine-Teplitz sind in Arbeit. Jedem Blatte ist ein Heft Erläuterungen beigegeben.

Prof. Dr. Ant. Pelikan an der deutschen Universität in Prag beteiligt sich neuerer Zeit an Pf. Hibsch's Aufnahmsarbeiten, und hat die Blätter Salezel und Lobositz übernommen, so daß in Bälde die gesamte Karte vorliegen dürfte. Hieran soll sich sodann die Aufnahme und Durchführung des anderen größeren vulkanischen Gebirges in Böhmen, des Duppauer Gebirges, anreihen.

Um das umfangreiche, bei der

geologischen Durchforschung des Mittelgebirges gewonnene Material einheitlich zusammenfassen und Fachmännern in geeigneter Weise zugänglich machen zu können, hat die Gesellschaft die gesamten Belegstücke dem Auffiger Museum zur entsprechenden Aufstellung überlassen. Ein geeigneterer Platz hiezu als diese im Mittelpunkt des Gebirges gelegene Stadt dürfte kaum aufzufinden sein.

Laube.

* Zehn Jahre landeskultureller Arbeit: 1892—1902. Eine Uebersicht über die Thätigkeit der deutschen Sektion des Landeskulturrates für das Königreich Böhmen in den letzten 10 Jahren. Mit Tabellen, graphischen Darstellungen und 20 Abbildg. — Prag 1902. XLI S.

Ungeachtet aller technischen Erregenschaften auf industriellem Gebiete, ungeachtet des Wachstums der Städte und ihrer glänzenden materiellen Kulturbüthe, bleibt dennoch das Wort Settegast's, das dieser Festschrift als Motto gesetzt ist, zu Recht bestehen: „Der Standpunkt, welchen die Landwirtschaft in einem Staate einnimmt, ist ein Maßstab für die Kultur seines Volkes.“ Settegast denkt hiebei sicherlich nicht nur an die materielle Seite der Kultur. Arbeit und Sitte, Erwerb und Gedankenwelt stehen in untrennbarer Wechselwirkung. Das Wohl und Wehe der Landwirtschaft ist daher nicht nur von ständisch begrenzter volkswirtschaftlicher, sondern als Kulturfrage auch von nationalpolitischer Bedeutung. Insbesondere für die Deutschen Böhmens ist die Grund- und Bodenfrage zugleich die entscheidende Frage für die nationale Widerstandskraft. Jede Kräftigung des

Bauernstandes kommt der nationalen Widerstandskraft zu gute. Die Agrarfrage ist jedoch in jüngster Zeit auch in das wechselfolle Licht der Tagespolitik eingetreten; die kraftvolle Vertretung der agrarischen Interessen setzt die immer stärker werdende aktive Teilnahme der bäuerlichen Massen im öffentlichen Leben voraus.

Dieser volkswirtschaftlichen, nationalen, politischen und geistigen Bedeutung der Agrarfrage ist die deutsche Sektion des Landeskulturrates seit dem 18. Novbr. 1891, dem Tage, an dem sie losgelöst von dem hemmenden Schwerkewichte der starren Zentralisation, selbständig, aber freundschaftlich neben die tschechische trat, allzeit gerecht geworden. Die Sektion hat sich über „das bloße Subventionierungssystem“ hinaus zur Sammelstelle der gesamten bäuerlichen Interessen entwickelt. Sie hat in musterhafter Weise alle einschlägigen Fragen durchdacht und die gewonnenen Ergebnisse in zahlreichen Gutachten, wissenschaftlichen Arbeiten und Flugschriften niedergelegt. Sie hat an allen großen Fragen der Wirtschaftspolitik ihre nachhaltig wirkende Kritik geübt und ist darüber hinaus auch zur agrarpolitischen Organisation der Massen geschritten. Sie gab in dem abgelassenen Dezenntum 218 größere Gutachten ab, legte 38 Berichte aus den Verhandlungen der Sektion in Druck und gibt seit dem Jahre 1899 besondere amtliche Verlautbarungen unter dem Titel „Land- und forstwirtschaftliche Mitteilungen“ heraus (Redaktion: R. M. Hergel). Die von ihr veranstaltete allgemeine „Erhebung der landwirtschaftlichen Verhältnisse“ in Deutsch-

böhmen ist zweifellos die wissenschaftlich und national bedeutendste That der Sektion. Die Ergebnisse dieser Umfrage dürften noch in diesem Jahre veröffentlicht werden. Der landwirtschaftliche Wanderunterricht, dessen beide Vertreter im abgelaufenen Dezzennium 1799 Vorträge in 1242 Orten abhielten, wurde bedeutend ausgestaltet, indem der Grundsatz der University Extension mit ihren Kursen in das landwirtschaftliche Bildungswesen eingeführt wurde. Zwar war die Verallgemeinerung der landwirtschaftlichen Bildung ursprünglich den landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen und den Winterschulen zugebacht, allein die ersteren fanden wenig Anklang bei der Bevölkerung (derzeit bestehen 30 landwirtschaftliche Fortbildungsschulen), der Besuch der letzteren setzt immerhin schon einen kleinen Kostenaufwand seitens der Eltern des Schülers voraus. Dadurch bleibt die Zahl der Schüler eine beschränkte. (Winterschulen wurden neu gegründet in Saaz, Staab, Großdorf bei Braunau, Forstschulen in Budweis und Eger.) Die Kurse hingegen haben sich glänzend bewährt. Sie erstrecken sich auf folgende Gebiete: Obstbau, Obstverwertung, Wiesenbau, Molkerei, Moorkultur, Futterbau und landwirtschaftliche Buchführung. Die Sektion hat ferner an zwei Schulen (Eger und Staab) die Anstellung von Wiesenbaumeistern durchgeführt, zwei anderen (Friedland und Budweis) Molkereischulen angegliedert und die Errichtung höherer Molkereischulen und Wiesenbauschulen, sowie einer landwirtschaftlich-chemischen Versuchsanstalt in Prag angestrebt. Das landwirtschaftliche Maschinenwesen hat sich dank der Sub-

ventionierung durch die Sektion „auch bei den kleinen Landwirten immer mehr eingebürgert“. Den größten Erfolg hat die Sektion jedoch auf dem Gebiete der Rindviehzucht zu verzeichnen. Durch die Anstellung des hochverdienten Tierzuchtinspektors H. F. Laßmann war es ermöglicht, ein bestimmtes Zuchtsystem in Deutschböhmen durchzuführen. Eine sehr dankenswerte Aktion war die „zur Aufforstung kahler Lehnen, die noch nicht Wälder waren.“ Es wurden dadurch bisher 771 Joch 662 □⁰ Oedland nutzbringend gemacht. Einer durchgreifenden Neuorganisation bedarf das landwirtschaftliche Ausstellungswesen mit Ausnahme der bereits bestehenden „Gebiets-Rindviehschauen“.

Das landwirtschaftliche Erwerbs- und Wirtschafts-genossenschaftswesen, sowie das Vereinswesen blüht immer mehr auf. Es ist dies eines der allererfreulichsten Zeichen der beginnenden Erstarfung des bäuerlichen Kraftbewußtseins. Eines Mangels der Zeitschrift sei hier gedacht: es fehlt an einer Uebersicht des „Genossenschaftswesens“. Es sind nur jene Genossenschaften angeführt, die seitens des Landes-kulturrates errichtet und subventioniert wurden, d. h. die 8 landwirtschaftlichen Lagerhäuser in Bilin, Eger, Leitmeritz, Pötscherad, Ruditz, Aufsig, Teplitz, Brüx, zu denen noch das Zwittauer Lagerhaus der Bauern in den Grenzbezirken Böhmens und Mährens zu rechnen wäre, ferner die Molkereigenossenschaften in Hennersdorf, Grünau, Abtsdorf, Zinnbachthal, Lauterbach, Oberbaumgarten, Wartenberg, Teplitz, Unterbrand, sowie endlich das Flachsbrechhaus

in Oberplan und die Flachsbereitungsanstalten in Prima, Steden und Laubendorf.

Es folge nun die tabellarische Uebersicht der Gelbtauswendungen der Sektion: Die Subventionen seitens des Landes und des Staates an die Sektion stiegen von 15,532 K. im Jahre 1892 auf 289,314 K. im Jahre 1901.

Von diesen 289,314 K. wurden im Jahre 1901 Subventionen gegeben:

- 104,169 für Rindviehzucht,
- 11,874 für Schweine- und Kleintierzucht,
- 13,874 für Mollereiwiesen,
- 33,800 für Aufforstungswiesen,
- 10,363 für Pflanzenbau,
- 18,683 für Flachsbau,
- 6,470 für landw. Fortbildungsschulen, Büchereien und Spezialvorträge,
- 9,680 für landw. Maschinen.

Die Verzeichnisse der Ausschussmitglieder der Sektion, sowie des Beamtenpersonals, der Publikationen der Sektion und der erhaltenen, sowie ausgegebenen Subventionen, praktische Darstellungen, die Rindvieh-Zucht betreffend, und eine Anzahl Abbildungen der Lagerhäuser und Mollereien schließen diese Festschrift, als deren Verfasser wir wohl mit Recht den seit dem Bestande der Sektion verdienstvoll wirkenden Sekretär derselben, R. M. Hergel, bezeichnen dürfen.

Franz Jesser.

* Ausgewählte Werke des Grafen Kaspar von Sternberg. 1. Band: Briefwechsel zwischen J. W. von Goethe und Kaspar Graf v. Sternberg, herausgegeben von August Sauer. Mit drei Bildnissen Sternbergs (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böh-

men, herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen, Band 13). Prag, J. G. Calve 1902.

Unter den literarischen Gaben, welche der Naturforscherversammlung in Karlsbad dargebracht werden, befindet sich auch die vorliegende Neuauflage des Briefwechsels zwischen Goethe und dem Grafen Kaspar von Sternberg als Widmung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen“.

Sternberg ist der bedeutendste Name, den Böhmen auf dem Gebiet der Naturforschung aufzuweisen hat. Die wissenschaftliche Stellung, die er zu seiner Zeit eingenommen, würde es allein schon rechtfertigen, daß sein Andenken bei den Naturforschern der Gegenwart erneuert wurde. Dazu kommt, daß er in höherem Alter durch die Freundschaft Goethes beglückt wurde und Goethe viele naturwissenschaftliche Fragen mit ihm in seinen Briefen besprach. Sternberg ist aber auch mit der Begründung und Ausgestaltung der Naturforscher-Versammlungen aufs engste verbunden. Er zuerst hat in Deutschland die Forderung wissenschaftlicher Kongresse — zunächst für den engeren Kreis der Botaniker — aufgestellt; zwar verhallte seine Stimme im Kriegslärm; als aber Oken und seine Freunde einen ähnlichen Plan zur Durchführung brachten, war es wieder Graf Sternberg, der nicht bloß zu den eifrigsten Besuchern der Naturforschertage in den Zwanziger und Dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts gehörte, sondern sich aufs energischste dafür einsetzte, daß die anfangs mehr von Süddeutschen besuchte Ver-

sammlung thatsächlich der Vereinigungspunkt für alle deutschen Naturforscher wurde und der es durch seinen großen Einfluß bei den maßgebenden Persönlichkeiten Oesterreichs erreichte, daß mit Beiseitesetzung aller politischen Bedenken das damals geistig abgeschlossene Kaiserreich sich der Versammlung öffnete, die 1832 in Wien und 1837 in Prag mit bedeutendem wissenschaftlichem Erfolg und äußerem Glanz abgehalten werden konnte. Da auch Goethe diesen Plänen Sternbergs die wärmste Teilnahme entgegenbrachte, so bildeten die Naturforscherversammlungen einen wichtigen Verhandlungsgegenstand in dem vorliegenden Briefwechsel und sichern diesem auch dadurch das Interesse der Teilnehmer an der diesjährigen Karlsbader Versammlung.

Zum erstenmale im Jahre 1866 von dem Kratauer Professor Bratranek herausgegeben, fanden die vorliegenden Briefe ihres vorwiegend naturwissenschaftlichen Inhaltes wegen nicht diejenige Beachtung, die sie verdient hätten. Teilweise trug daran aber auch die Art der Herausgabe, namentlich der Mangel jeglicher Erläuterungen Schuld, die gerade hier um so notwendiger sind, da es sich um eine vielfach abgelegene und veraltete wissenschaftliche Literatur handelt, die Laien wie Fachmännern heute unbekannt ist. Hier sucht die Neuauflage Abhilfe zu schaffen und in den beigegebenen Anmerkungen liegt ihr Schwerpunkt. Aber auch der Bestand des Briefwechsels konnte durch mehrere wichtige Nummern vermehrt werden und nach den heute maßgebenden wissenschaftlichen Anschauungen sind die Ori-

ginale auch viel getreuer wiedergegeben als in Bratraneks modernisierender Ausgabe.

Das vorliegende Werk bildet den ersten Teil einer auf 4 Bände angelegten Auswahl aus Sternbergs Werken, wovon der zweite Band seine wertvolle Selbstbiographie und andere biographische Dokumente, der dritte seine gedruckten und ungedruckten Reisetagebücher und Reisebeschreibungen, der letzte seine Reden und allgemein verständlichen Aufsätze enthalten soll. Aber auch in anderer Hinsicht wird die „Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen“ noch Ergänzungen dazu bieten können, indem sie Goethes Briefwechsel mit seinen andern deutsch-böhmischen Freunden, mit S. Grünert und P. St. Jauper in neuen reich vermehrten Ausgaben veröffentlichen wird.

Das Material zu dem vorliegenden Bande haben das Museum des Königreiches Böhmen in Prag und das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar zu gleichen Teilen dargeboten; zwei darin reproduzierte, bisher unveröffentlichte Bildnisse Sternbergs entstammen dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Bei der Korrektur und bei der Erklärung zahlreicher naturwissenschaftlicher Einzelheiten wurde der Herausgeber durch die Sorgfalt und Sachkunde Professor Gustav Laubes in dankenswerter Weise unterstützt. A. S.

* **Vorlesungen an der k. k. deutschen Karl-Ferdinands-Universität zu Prag im Wintersemester 1902/03.**

I. Theologische Fakultät.

Zus: Propädeutica philosophico-theologica. Quaestiones cosmologicae 3; Seminarium philosophicum 1; Theologia fundamentalis. Theoria revelationis et demonstratio religionis christianae 5.

— **Kieher:** Hebräische Altertümer 5; Grammatik der biblisch=hebräischen Sprache 3; Grammatik der altgriechischen Sprache 2; Grammatik der biblisch=targumisch=aramäischen Dialekte 1; Arabische Vokale mit Uebersetzungsübungen ins Arabische 1; Alt-testamentliche Seminarübungen 1. — **Endler:** Theologia dogmatica. Pars prior 5. — **Schneeborfer:** Historia librorum s. s. N. F. 4; Hermeneutica biblica (pro I. et II. anno stud. theol.) 2; Exegesis s. evangelii secundum Matthæum (e textu originali, resp. Vulg.) 2; Exegesis sublimior in I. epistolam s. Pauli ad Timotheum (e textu originali, resp. Vulg.) 2; Exegetische Seminarübungen 1. — **Grimmich:** De bono morali eiusque causis 5; Die moraltheologischen Prinzipien über das Sagen- und Personenrecht mit besonderer Berücksichtigung des a. ö. bürgerl. Gesetzbuches 2; Die ethische Bedeutung des Gefühlslebens 1; Psychologie der Tugend und des Lasters 1. — **Schindler:** Historia ecclesiastica. (Præmissa propædæutica ævum antiquum et medium.) 5; Patrologie 1. — **Dilgenreiner:** Kirchenrecht 1. Quellen des Kirchenrechtes, Verfassungsrecht 2; Eherecht 1; Thomistische Theologie. Die Incarnationslehre nach Thomas v. Aquin. (Sum. theol. III. qu. 1 squ.) 1; Gesellschaftslehre. Die modernen volkswirtschaftlichen Systeme 2. — **Glöb:** Pastoraltheologie; Dogmatik und Liturgik 3; Praktische Anleitung zur Verwaltung des hl. Sakramentes 2; Ueber besondere Pastoralvorschriften nach der Prager Provinzialsynode vom Jahre 1860 in Verbindung mit den Diöcesansynoden vom Jahre 1863 und 1873, 1. — **Dauer:** Katechetik 2; Schulpädagogik 1; Praktische katechetische Übungen 2.

II. Rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät.

Pfersche: Institutionen des römischen Rechtes 6. — **Pfaff:** Römische Rechtsgeschichte 2. — **Schuster:** Deutsche Rechtsgeschichte 5. — **Pfaff:** Pandekten Erbrecht 3; Pandekten Obligationsrecht. Spezieller Teil 2. — **Schuster:** System des deutschen Privatrechtes 5. — **Singer:** Kirchenrecht 7. — **Ulbrich:** Völkerrecht 3. — **Krasnopolski:** Oesterreichisches Privatrecht. I. Teil 10; Ausgewählte Lehren aus dem österreichischen Privat-

recht 2. — **Pfersche:** Oesterreichisches Erbrecht 3. — **Franzl:** Oesterreichisches Familienrecht 2; Vergerecht 2. — **Groß:** Materielles Strafrecht 5. — **Ulbrich:** Allgemeines und österreichisches Staatsrecht 5; Ausgewählte Partien aus dem österreichischen Verwaltungsrecht 2. — **Rauchberg:** Allgemeine Staatslehre 2. — **Spiegel:** Oesterreichisches Gewerberecht 2. — **Kulisch:** Oesterreichisches Parlamentrecht 1. — **Freiherr v. Wieser:** Volkswirtschaftspolitik 5. — **Zudertandl:** Volkswirtschaftslehre 5; Oesterreichisches Agrarrecht mit besonderer Berücksichtigung der historischen Entwicklung 1 1/2. — **Rauchberg:** Oesterreichisches Finanzrecht; Die Personalsteuern 2. — **Rintelen:** Oesterreichisches zivilgerichtliches Verfahren. I. Teil 6. — **Petschel:** Oesterreichisches zivilgerichtliches Verfahren. I. Teil 6; Anfängerübungen aus dem Zivilprozeßrechte ohne schriftliche Arbeiten im Anschlusse an die Vorlesung 1. — **Franzl:** Handels- und Wechselrecht 5. — **Dittlich:** Gerichtliche Medizin für Juristen 3. — **Franz:** Allgemeine Verrechnungskunde 7 1/2. — **Pfaff:** Romanistische Uebungen im Seminar 2. — **Franzl:** Ausgewählte Lehren aus dem Vergerecht 1. — **Groß:** Strafrechtliches Seminar 2. — **Spiegel:** Staats- und Verwaltungsrechtliche Uebungen 2. — **Freiherr von Wieser:** Volkswirtschaftliche Uebungen im staatswissenschaftlichen Institute 2. — **Rauchberg:** Statistisches Seminar. Die Volkszählung der Jahre 1900 und 1901.

III. Medizinische Fakultät.

Kabl: Systematische Anatomie des Menschen. I. Teil 5; Anatomische Sezierübungen. Täglich. — **Rez:** Osteologie 2. — **Alfred Fischel:** Topographische Anatomie des Menschen. I. Teil 2; Grundzüge der deskriptiven Embryologie 1. — **Mayer:** Allgemeine und spezielle Histologie. I. Teil 5; Uebungen in der histologischen Technik und Anleitung zur Durchführung histologischer Untersuchungen. (Nur für Geübtere). — **Kohn:** Die Blutgefäßdrüsen 1; Mikroskopische Technik 4. — **Gad:** Physiologie. I. Teil 5; Physiologische Uebungen. Spezieller Teil 4; Anleitung zu physiologischen Untersuchungen für Geübtere. — **Steinach:** Physiologische Uebungen. Allgemeiner Teil 2; Ausgewählte Kapitel der allgemeinen und

vergleichenden Physiologie für Vorgesessene 1; Elektro-physiologische Technik für Vorgesessene 1. — Supper: Vorlesungen über physiologische Chemie 4; Anleitung zu physiologisch-chemischen Untersuchungen für Vorgesessene. Täglich. — Chiari: Pathologische Anatomie des Menschen mit Einschluß der pathologischen Histologie. I (allgemeiner) Teil 5; Pathologisch-anatomische Sezierungsbücher 3; Pathologisch-histologische Übungen 3; Spezielle pathologisch-anatomische Untersuchungen für Geübtere. Täglich. (Unentgeltlich). — Dering: Allgemeine und experimentelle Pathologie 5; Demonstration pathologischer Symptome am Krankenbette 1; Anleitung zu experimental-pathologischen Untersuchungen für Geübtere. Täglich. — Wiener: Allgemeine Pathologie der Stoffwechselkrankheiten 1. — Wohl: Pharmakologie und Rezeptierkunde; Pharmakologische Untersuchungen. Täglich; Pharmakognosie 5. — Dersler: Tierseuchenlehre und Veterinärpolizei 5; Theoretische Vorlesungen 2 im pathologisch-anatomischen Institute; Vorlesungen mit Demonstrationen 3 im tierärztlichen Institute. — Dittich: Gerichtlich-medizinisches Praktikum mit Sezierungsbüchern 3. — Queppe: Hygiene 4; Hygienisches Praktikum 2; Bakteriologisches Praktikum für Anfänger 2; Queppe in Verbindung mit Bail: Bakteriologische Übungen für Vorgesessene 4. — Bail: Hygiene der Wohnung 1. — Waleminsky: Epidemiologie 1. — Pribram: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten und medizinische Klinik 10; Spezielle klinische Übungen. Täglich, während des ganzen Tages; Krankenpflege und Krankenbehandlung. Samstag. — Jaksch Ritter von Wartenhorst: Spezielle Pathologie und Therapie der inneren Krankheiten und medizinische Klinik 10; Arbeiten in der Klinik für Vorgerückte. Täglich; Übungen in der Auskultation und Perkussion 3; Hydrotherapie mit praktischen Übungen 2. — Singer: Medizinische Poliklinik 5; Herzkrankheiten. (Mit Krankenvorstellung) 1. — Petrina: Praktische Übungen in der Diagnostik der inneren Krankheiten 2. — Münzer: Klinische Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation etc.) 3; Pathologie und Therapie der Nervenkrankheiten 1. — Gottfried

Pick: Klinische Untersuchungsmethoden (Perkussion, Auskultation) und ärztliche Technik 3; Diagnostik der Nervenkrankheiten nebst Einführung in den Bau der nervösen Zentralorgane mit besonderer Berücksichtigung der Lokalisationslehre und des Faserverlaufes 2; Die Krankheiten des Kehlkopfes und ihre Behandlung. Mit laryngologischen Übungen 2. — GERMAT: Spezielle Pathologie, Therapie und Klinik der Augenkrankheiten 10; Vorlesungen über Operationslehre 1. — Schenk: Diagnostik und Therapie der Augenkrankheiten 2. — Bernheiser: Einführung in die Augenheilkunde 2; Theoretischer und praktischer Unterricht in der Anwendung des Augenspiegels 3; Ueber Begutachtung und Bewertung von Augenverletzungen und deren Folgen mit Berücksichtigung der Unfallpraxis 1. — Pickler: Semiotik und Diagnostik der äußeren Augenkrankheiten 2; Diagnostik und Therapie der äußeren und inneren Augenkrankheiten. In 5wöchigen Kursen; Augenoperationskurs 2. — Knapp: Geburtshilflich-gynäkologische Propädeutik zur Einführung in die Klinik 4; Gynäkologisch-diagnostische Demonstrationen und Übungen 2. — Kleinhans: Gynäkologische Diagnostik mit besonderer Berücksichtigung der Mikroskopie 2; Ausgewählte Kapitel aus der Gynäkologie mit praktischen Übungen 1. — Wilhelm Fischel: Gynäkologische Diagnostik 1; Gynäkologische Poliklinik 2. — Ganghofner: Klinik der Kinderkrankheiten 3. — Epstein: Klinik der Kinderkrankheiten mit besonderer Berücksichtigung des ersten Kindesalters 2. — Raudnik: Übungen in der Diagnostik der Kinderkrankheiten 1. — H. Fischel: Praktische Übungen in der Diagnostik und Therapie der Säuglingskrankheiten 1. — Philipp Josef Pick: Spezielle Pathologie, Therapie und Klinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 5. — Winternitz: Poliklinik der Haut- und Geschlechtskrankheiten 3. Therapie der Haut- und Geschlechtskrankheiten 1. — Wälsch: Klinische Untersuchungsmethoden bei Haut- und Geschlechtskrankheiten 2. — Zaufal: Klinik der Ohrenkrankheiten nebst Anleitung zur Untersuchung des Ohrs, der Nase und des Nasenrachenraumes 5. — Wiffel: Ausgewählte Kapitel aus der Rhinologie 1. — Arnold Pick: Psychiatrische und Nervenkl. 5; Mikroskopische

Uebungen in der normalen und pathologischen Anatomie des Nervensystems für Vorgeschriftene. Täglich. — Margulies: Propädeutik zur Pathologie des Zentralnervensystems 2. — Wölfler: Spezielle chirurgische Pathologie und Therapie und Klinik. Täglich außer Samstag. — Weil: Chirurgische Operationslehre mit Uebungen an der Leiche 4; Chirurgisches Ambulatorium mit Uebungen im Verbinden und den chirurgischen Elementaroperationen 3. — Bayer: Chirurgie des Kindesalters 2; Chirurgische Diagnostik 1. — Schloffer: Einführung in die praktische Chirurgie 2. — Pietrzkowski: Verband- und Instrumentenlehre nebst Einführung in die Chirurgie 2; Die orthopaedische Uebungstherapie mit besonderer Berücksichtigung der Skoliosenbehandlung 1. — Boenneken: Theoretische und praktische Zahnheilkunde mit Demonstrationen und Uebungen an Zahnkranken 3; Zahnärztlicher Operationskurs mit besonderer Berücksichtigung der Erhaltung erkrankter Zähne durch die Füllung. Täglich. — Risch: Allgemeine und spezielle Balneotherapie (einschließlich der Hydrotherapie und Klimatotherapie) 1; Die böhmischen Kurorte 1.

IV. Philosophische Fakultät.

Willmann: Gymnasialpädagogik 3; Geschichte der alten Philosophie 3. — Marty: Praktische Philosophie (Ethik) 4; Metaphysische Fragen 1. — Freiherr von Ehrenfels: Psychologie 4; Die biologische Methode in der Philosophie 1. — Arleth: Geschichte der Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts 3. — Kastil: Grundzüge der genetischen Psychologie 3. — Kraus: Prinzipienfragen der Staats- und Rechtsphilosophie 2. — Vid: Differential- und Integralrechnung 5. — Gmeiner: Analytische Geometrie 3; Doppelintegrale 2; Analytisch-geometrische Uebungen 1. — Weiß: Elemente der darstellenden Geometrie 2. — Weinek: Sphärische Astronomie (II. Teil) 3. — Oppenheim: Elemente der höheren Geodäsie 2; Geschichte der Astronomie von Newton bis in die neueste Zeit. — Lecher: Experimentalphysik I. Mit besonderer Berücksichtigung der Mediziner 5; Anleitung zu selbstständigen Untersuchungen. An allen Wochentagen. — Ritter von Geitler: Physikalisch-praktikum I. Für Physiker 6, für Chemiker 3; Physi-

kalische Meßmethoden 2; Theorie der verdünnten Lösungen 2. — Spitaler: Allgemeine Meteorologie I. Teil. (Die Atmosphäre, Temperatur und Strahlung) 3; Oceanographie 1. — Lippich: Theoretische Mechanik 3; Potenzialtheorie 2. — Goldschmidt: Anorganische Chemie für Philosophen, Mediziner und Pharmazeuten 5; Chemische Experimentierübungen im Anschlusse an vorstehende Vorlesung 2; Chemische Uebungen 15; Chemische Uebungen für Mediziner 4; Uebungen in sanitätspolizeilich-chemischen Untersuchungen und in der Prüfung der officinellen chemischen Präparate für Physikaturskandidaten 10; Anleitung zu wissenschaftlichen Untersuchungen für Vorgeschriftene. Täglich. — Gintl: Anleitung zur Ausführung gerichtlicher chemischer Untersuchungen mit praktischen Uebungen (für Lebensmittel-Chemiker) 4. — Brunner: Pharmazeutische Chemie 4. — Edler von Garzaroli: Analytische Chemie mit Demonstrationen 3. — Meyer: Uebungen in chemischen Berechnungen 1. — Kirpal: Pyridinderivate 1. — Pelikan: Mineralogie I. Teil: Morphologie und Mineralphysik 5; Arbeiten im mineralogisch-petrographischen Institute: a) für Anfänger 3; b) für Vorgeschriftene 10; Mineralogisch-petrographisches Conversatorium. (Besprechung der neuen Literatur, Vortragsübungen) 1. — Raabe: Allgemeine Stratigraphie 5; Arbeiten im geologischen Institute für Vorgeschriftene und Anfänger. — Ritter Bed von Mannagetta: Botanik, I (Morphologie, Biologie und Entwicklungsgeschichte), in Verbindung mit Demonstrationen 5; Pflanzengeographie Österreich = Ungarns 1; Mikroskopische Uebungen für Anfänger 5; Wissenschaftliche Arbeiten für Vorgeschriftene 10. — Wolf: Allgemeine Botanik (Anatomie und Physiologie) 5; Arbeiten im pflanzenphysiologischen Institute für Anfänger und Vorgeschriftene 8. — Neßler: Anleitung zum Nachweise von Verfälschungen vegetabilischer Nahrungs- und Genußmittel 2. — Czapek: Morphologie und Physiologie der Sporophylle, verbunden mit praktischen Uebungen in der Diagnostik der Gährungsorganismen 2; Anleitung zu Arbeiten auf dem Gebiete der Biochemie der Pflanzen. Täglich. — Ritter von Lendenfeld: Spezielle Zoologie 5; Allgemeine Biologie 2;

Arbeiten im zoologischen Institute für Vorgeschriftene. Täglich. — Jung: Einleitung in das Studium der alten Geschichte 1; Die Welt Herrschaft der römischen Republik 4. — Swoboda: Ältere griechische Geschichte 4; Grundzüge der Topographie von Athen 1. — Bachmann: Geschichte Oesterreichs II. Teil: Bis zum Ausgang der territorialen Zeit 3. — Werunsky: Allgemeine Geschichte des Mittelalters seit Begründung des Karolingerreiches 3; Verwaltungsgeschichte der österreichischen Länder bis zum 16. Jahrhundert 2. — Weber: Geschichte des 19. Jahrhunderts II. 1848—1870 4; Geschichte Italiens 1. — Steiner: Die Urkunden des späteren Mittelalters 3; Die Register der päpstlichen Kanzlei 1; Uebungen an lateinischen Handchriften des Mittelalters 1. — Schulz: Geschichte der Malerei (mit Ausschluß der deutschen) im 19. Jahrhundert 3; Geschichte der italienischen Malerei im 15. und 16. Jahrhundert 2; Kunstgeschichtliche Uebungen 1. — Lenz: Physikalische Geographie 4; Geographie der britischen Inseln 1; Geographische Uebungen 2. — Rietzsch: Geschichte der Instrumentalmusik 2; Musikästhetik 1; Musikwissenschaftliche Uebungen 1. — Keller: Römische Altertümer 3; Lateinische Stilübungen 2. — Ritter von Holzinger: Geschichte der griechischen Beredsamkeit 3; Euripides' Alkestis 2. — Hach: Historische Grammatik der griechischen Sprache (Formenlehre) mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten nebst Uebungen an Dialektinschriften 3; Catullus' Gedichte 2. — Reiter: Geschichte der klassischen Philologie vom 18. Jahrhundert ab 2. — Klein: Geschichte der griechischen Kunst III. Teil 3. Geschichte der griechischen Vasenmalerei 2. — Sauer: Geschichte der deutschen Literatur in der klassischen Periode. I. Teil 4; Friedrich Hebbels Leben und Werke 1. — Dettler: Historische Grammatik der deutschen Sprache 4; Geschichte der älteren deutschen Literatur (Schluß) 1. — Hauffen: Geschichte der deutschen Literatur von der althochdeutschen Zeit bis zum Beginn der klassischen Periode. (Abt.) 3; Lektüre Shakespearescher Dramen 1. — Sammel: Der deutsche Minnefang des 12. Jahrhunderts. Mit Erklärung ausgewählter Proben 2. — Freymond: Historische Grammatik der französischen Sprache 4; Das französische Volkslied 1. — Rolin:

Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen mit praktischen Uebungen (für Anfänger) 3; Lesung und Erklärung ausgewählter Partien aus italienischen Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts (mit italienischem Vortrag) 1. — Pogatscher: Mittelenglische Grammatik (nicht für Anfänger) 4; Shakespeare. Montag 1. — Grünert: Grammatik der arabischen Sprache für Anfänger) 2; Koran 2; Semitisch-philologische Uebungen: a) Das Buch Genes im äthiopischen Text; b) Besprechung der eingereichten Arbeiten 2. — Winteritz: Geschichte der indischen Literatur 2; Lektüre des Malapalmyana 2; Erklärung vedischer insbesondere philosophischer Prosatexte 2; Die Religionen der Naturvölker 1. — Herzog: Syrische Grammatik 2. — Berner: Methode und Probleme der Sprachwissenschaft; Vergleichende Grammatik der indogermanischen Hauptsprachen 2; Russische Grammatik für Anfänger 2.

Seminare. — 1. Pädagogisches Seminar. Willmann: Theoretische und praktische Uebungen 2. — 2. Philosophisches Seminar. Marty: Lektüre eines philosophischen Schriftstellers 1. — Freiherr von Ehrenfels: Selbständige Arbeiten der Mitglieder 1. — 3. Mathematisches Seminar. Lippich: Uebungen der mathematisch-physikalischen Abteilung 2. — Bidl: Uebungen der mathematischen Abteilung 2. — 4. Historisches Seminar. Jung: Uebungen im Anschluß an Livius B. XXIV. 2. — Bachmann: Kritische Lektüre von H. Rabenstein's „Dialogus“. Rezension der schriftlichen Arbeiten aus der österreichischen Geschichte 2. — Werunsky: Erklärung von Quellen der Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Mittelalters 2. — Weber: Uebungen in neuerer Geschichte 2. — 5. Philologisches Seminar. Keller: Kritik und Interpretation von Horaz' Oden 2; Rezension der lateinischen Aufsätze 1. — Ritter von Holzinger: Interpretation von Platon's Phaidros und Zensur der griechischen Seminararbeiten 3. — 6. Philologisches Proseminar. Hach: Lektüre ausgewählter Partien aus Caesars bellum civile 2. — Schubert: Grammatisch-stilistische Uebungen. Lektüre ausgewählter Abschnitte aus griechischen Prosaschriftstellern 2. — 7. Archäologisch-epigraphisches Seminar. Klein: Archäologische Uebungen 2. — Swoboda: Uebungen über ältere griechische

(besonders attische) Inschriften 2. — 8. Seminar für deutsche Philologie. Sauer: Uebungen für Anfänger 2; Uebungen für Vorgeschr. (Oesterreichische Dichter des 19. Jahrhunderts) 1. — Dettler: Gotische Uebungen 2. — 9. Seminar für französische und englische Sprache. A. Abteilung für das historische Studium dieser Sprachen. Freymond: Französische Uebungen. (Boileau Art poétique) 2. — Pogatscher: Shakespeare's King Lear 2. — B. Abteilung für das praktische Studium dieser Sprachen. Rolin: Histoire de la littérature française au XIX^e siècle (Lecture et interprétation de morceaux choisis) 3; Einführung in die Pariser Umgangssprache 2. — Gatty: English Syntax 1; Elements of English History 2; English Conversation 2. — **Vorträge der Lektoren.** — Bielmetti: Italienische Grammatik mit praktischen Uebungen. Grammatik von Mussafia: L' Eco italiana di E. Camerini 2; I promessi Sposi di Alessandro Manzoni. Nerone di Pietro Cossa 2. — Schneider: Einführung in das Studium der Theorie der Musik (mit praktischen Arbeiten verbunden) für Anfänger 2; Musikalische Theorie für Vorgeschr. (mit praktischen Arbeiten) 1; Stimmbildungs- und Singübungen 2. — Goldberg: Stenographische Vortragschrift (Wortbildung und Wortkürzung des Gabelsbergerschen Systems) 2; Die Systemabänderungsbefehle des Berliner allgemeinen deutschen Stenographentages vom 3. August 1902 1. **Vorträge am deutschen Turnlehrerbildungskurs.** (Unentgeltlich.) Pietrzikowski: Anatomie, Physiologie und Diätetik. Spezielle Anatomie der Muskeln (Fortsetzung), Anatomie und Physiologie der Ernährungsapparate des menschlichen Körpers Verdauungs-, Kreislauf-, Atmungs- und Ausscheidungs-System) 2. — Hausmann: Geschichte: Die Zeit der Turnsperrung und das Wirken einzelner Persönlichkeiten während derselben für die Weiterentwicklung des Turnwesens. Spiel, Ring, Jäger und ihre Turnsysteme. — Theorie: Die Bedeutung und Einrichtung turnerischer Reigen, Spiele und Turnfahrten. Systematik der Geräteübungen. Dienstag 2. — Schant: Praktisches Turnen: Methodische Durcharbeitung der Uebungen der 3.—5. Gymnasialklasse. Anleitung zu gegenseitiger Hilfeleistung. Weitere Uebungen zur Erlangung einer höheren Turnfertigkeit 6.

Vorlesungen an der k. k. deutschen technischen Hochschule in Prag. Studienjahr 1902/03. (Die Buchstaben W. und S. bedeuten Winter- und Sommer-Semester.)

A. Mathematische, naturwissenschaftliche, landwirtschaftliche, technologische, Bau- und Ingenieurfächer.

Beiß: Mathematik I. Kurs W. und S. 6; Elemente der höheren Mathematik W. 6, S. 2. — Grünwald: Mathematik II. Kurs W. 5, S. 3; Differentialgleichungen und deren Anwendung auf Geometrie und Mechanik. W. und S. 2. — Weiss: Uebungen aus der Integralrechnung S. 1; Analytische Mechanik. W. und S. 2. — Janisch: Darstellende Geometrie. W. und S. 4; Geometrie der Lage. W. 3; Ausgewählte Kapitel aus der darstellenden und projektiven Geometrie. S. 2. — Adler: Darstellende Geometrie. W. 2; Graphisches und mechanisches Rechnen. S. 2. — Start: Encyclopädie der Mechanik I. Kurs. W. 2; II. Kurs. S. 2; Mechanik I. Kurs. W. 6; Graphische Statistik. W. und S. 2; Mechanik II. Kurs. S. 4; III. Kurs. S. 3. — Ruth: Elemente der niederen Geodäsie. W. 3; Niedere Geodäsie. I. und II. Kurs. W. und S. 4½; Höhere Geodäsie. W. 3; Grundzüge der sphärischen Astronomie. S. 3; Anwendungen der Geodäsie auf Kulturtechnik. S. 2; Technisches Zeichnen A. W. 13; Geodätisches Rechnen W. 2. — (Unbesetzt.) Physik. Statik und Dynamik fester, flüssiger und gasförmiger Körper. Kinetische Gastheorie. Wärmelehre. Magnetismus und Elektrizität. W. 5. Wellentheorie. Akustik. Optik. S. 5; Ausgewählte Kapitel für Chemiker. W. und S. 2. — Pulj: Allgemeine Elektrotechnik. W. 4, S. 2; Spezielle Elektrotechnik. S. 2; Ausgewählte Kapitel der Wechselstrom-Elektrotechnik. W. und S. 1. — Gintl (Water): Allgemeine Experimental-Chemie. (Mineralstoffe.) W. 5; Praktische Uebungen. W. und S. 6; Allgemeine Experimental-Chemie (Kohlenstoffverbindungen). W. 4; Analytische Chemie (qualitative). W. und S. 2; (quantitative) W. und S. 2; Spezielle Kapitel der organischen Chemie. S. 1; Praktische Photographie und Uebungen. S. 6wochentl.; Anleitung zur Ausführung wissenschaftlicher Untersuchungen. a) Gintl: W. und

§. 15; b) Storch: W. und §. 15; Chemie der Nahrungs- und Genußmittel 8. — Storch: Physikalische Methoden der Untersuchung von Nahrungsmitteln 3. — Zulkowski: Uebungen über praktische Unterweisung in der chemischen Untersuchung von Rohstoffen und Gebrauchsartikeln 4. — Storch: Chemie der Metalle und technische Metallgewinnung. W. und §. 2; Mahanalyse und chemische Arithmetik. W. und §. 1; Physikalische Chemie. Elektrochemie. W. und §. 3; Theorie der cyclischen Verbindungen. W. und §. 2. — Czapek: Agrarkulturchemie. §. 3. — Kex: Zoologie. W. 3. — Czapek: Botanik. §. 3; Uebungen 2; Mikroskopierübungen. W. 3. — Wähner: Mineralogie. W. 3; Uebungen W. 2; Geologie. I. Kurs. W. 2; II. Kurs. §. 5. (Mit Exkursionen.) — Pichl: Landwirtschaftlicher Pflanzenbau. W. 5; Landwirtschaftliche Tierzucht. W. 2; Landwirtschaftliche Viehzucht. W. 4; Meteorologie und Klimatologie. W. 3, §. 1; Pedologie (Bodenlehre) §. 3. — Bohutinsky: Encyclopädie der Forstwirtschaft. W. 2. — Mikolasek: Mechanische Technologie. I. Kurs. W. 5; II. Kurs. §. 5; III. Kurs. W. 5. Mechanische Schutzmittel gegen Unfälle. §. 2. — Schiebel: Allgemeine Maschinentechnik. W. und §. 3. — Zulkowski: Chemische Technologie organischer Stoffe. W. und §. 61. — Garpf: Technologie des Sulfiteffektes. §. 2. — Czapek: Technische Mykologie. W. 2. — Kral: Technische Mykologie. §. 4. — Gintl (Sohn): Encyclopädie der technischen Chemie. W. und §. 2; Praktische Uebungen in der Ausführung von Heißgasuntersuchungen 1; Elementar-Analyse organischer Verbindungen. W. 2; Methode der quantitativen Mineralanalyse. §. 2; Untersuchung der Milch und Butter und Analyse der Fette. §. 1. — Czapek: Warenkunde und technische Mikroskopie. W. und §. 3. — Doerfel: Maschinenlehre. W. und §. 5; (Für Hörer des 6. Semesters.) §. 2. — Stark: Materialienlehre. W. und §. 1. — Schiebel: Technisches Zeichnen. W. 4; Maschinenbau I. Kurs. 1. Teil. W. 2, §. 4; Maschinenbau. I. Kurs. 2. Teil. W. 4, §. 2. — Doerfel: Maschinenbau II. Kurs a). W. und §. 2. — Baudisch: Maschinenbau II. Kurs b). W. und §. 4, Uebungen W. und §. 6; Maschinenbau, ausgewählte Kapitel. W. und §. 2. —

Nikodem: Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte. W. und §. 3. — von Ott: Baumechanik (Baustatik). W. und §. 3; Baumechanik I. und II. Kurs. W. und §. 2. — Melan: Brückenbau I. W. 2, §. 1; Brückenbau für Kulturtechniker. W. 2, §. 1; Brückenbau II. W. 4, §. 5; Brückenbau III. W. 2. — Rippl: Wasserbau I. Kurs. §. 2; II. Kurs. W. 6; III. Kurs. §. 2. — Birf: Straßen-, Eisenbahn- und Tunnelbau I. Kurs. W. und §. 2; II. Kurs. W. 2, §. 3; III. Kurs. W. 2. — Eiß: Vorausschlüsse, Baubedingnisse, Bauvergebung und Ausführung. W. und §. 1. — Birf: Erd-, Wege- und Straßenbau. W. 2. — Sablik: Technisches Zeichnen B. §. 4; Hochbau I. Kurs. W. und §. 2; II. Kurs. W. und §. 3. — Schubert von Solbern: Utilitätsbaukunde. W. 4, §. 2; Disposition und Skizzieren von Fabriksanlagen. §. 2; Architektonische Formenlehre. W. 2, §. 1; Architektonisches Zeichnen. W. 4, §. 8; Geschichte der Architektur. W. 2; Landwirtschaftliche Baukunde. §. 2. — Zitel: Baukunst I. Kurs. W. 3, §. 5; II. Kurs. W. und §. 20; III. Kurs. W. 20. — Rippl: Meliorationslehre I. Kurs. §. 2; II. Kurs. W. und §. 2. — Sablik: Encyclopädie des Hochbaues. W. und §. 2. — Melan: Encyclopädie der Ingenieurwissenschaften a) W. 3; b) Rippl: W. 3. — Sablik: Steinschnitt. W. und §. 1. — Lauffer: Freihandzeichnen I. Kurs. W. 6, §. 8; II. Kurs. W. und §. 8; Ornamentzeichnen. W. 7, §. 4; Modellieren. W. 5, §. 2; Aquarellmalerei. W. und §. 4. — Jarolimek: Encyclopädie der Bergbaukunde W. und §. 3.

B. Gesetzkunde, Rechts- und staatswissenschaftliche Fächer.

Schuh: Vermessungsgesetzkunde, incl. Grundbuchrecht. W. 4. — Herge: Commassations- und Meliorations-Gesetze. W. 3. — Sablik: Bau-Gesetzkunde. W. 2. — Melan: Eisenbahn-Gesetzkunde. W. 1. — Werunsky: Verwaltungs- und Rechtslehre. W. und §. 5; Elemente des Verfassungs- und Verwaltungsrechtes. W. und §. 3. — Ubrich: Nationalökonomie. W. 5; Staatswissenschaft. §. 3; Handels- und Industrie-Statistik. §. 2. — Werunsky: Handels- und Wechselrecht. W. 3. — Scherber: Buchhaltung. §. 3.

C. Geschichtliche Fächer, Sprachen und Fertigkeiten.

Koffel: Französische Sprache. W. und S. 3. — Steinig: Englische Sprache. W. und S. 3. — Rolin: Italienische Sprache I. Kurs. W. und S. 3; II. Kurs. W. und S. 2. — Guder: Stenographie. W. und S. bis Ostern. — Hauffen: Goethe. W. 2; Deutsche Stilübungen. S. 2. — Schmerber: Italienische Frührenaissance. W. 2; Italienische Hochrenaissance. S. 2.

Bücherschau.

* Rilke Rainer Maria, Das Buch der Bilder. Berlin, A. Zunder. M. 3.50. Sammlung neuer Gedichte. Mit einer Federzeichnung von Heinrich Vogeler.

* Vogel Georg, Heimatsklänge. Vieserung 7/8. Enthält: Waldemar. Dramatische Dichtung in 4 Akten. Eisenstein. Selbstverlag. 1902. 52 S.

* Winický Ottomar, Cantilenen der Einsamkeit. Ein Gedichtbuch. Titelblatt von Kalojda. Minden, Bruns. 46 S. M. 0.75.

* Procházka Rudolf Freiherr von, Christus. Das Mysterium seines Leidens. Geistliches Melodram nach den Worten der Bibel. Den Bühnen gegenüber Manuskript. Prag. Rohlfel & Sievers. 1901. 64 S. 1 K.

* Reistner Karl Rich., Herdfeuer oder Wut und Frauenehre. Dramatisches Volksgebieth in vier Akten. Waltersdorf bei Oberpolitz. Selbstverlag. 20 S. Kr. 1.20.

* Straß Richard von, Das deutsche Götter- und Heldebuch. II. Wilzen- und Welfungen Sage. Erneuert. (Allgemeine Bücherei. Neue Folge 13—18.) Stuttgart und Wien. J. Roth'sche Verlagshandlung. 388 S. M. 2.50.

* Lederer Julius, Verfehlte Liebe — Verfehltes Leben. Originalroman. Leipzig, E. Raumann. 146 S. M. 1.—.

* Pfeifer Eduard, Frau Eugenie. Weitere Geschichten. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 127 Seiten. M. 2.—.

Eine Reihe überaus launiger Geschichten, die zum Teil schon in der Bohemia erschienen sind. Die meisten erzählen die tragikomischen Erlebnisse eines nachgiebigen Gatten an der Seite seiner überaus thatkräftigen Gehälfte. Dazu kommen einige Stücke, die sich außerhalb des Machtbereiches von Frau Eugenie befinden. Nicht nur die Mo-

tive sind meist sehr komisch, auch die Ausführung der Einzelheiten, die Sprache und Betrachtungen sind gewürzt von launigen Einfällen und hübschen Bemerkungen. Einige der Geschichten entbehren neben dem scherzhaften Ton nicht des tieferen ernstlichen Sinnes, so die Erzählung „Seine Villa“ oder „Johannes Moorvogel und seine ungeschriebenen Werke“. Hier kann man von echtem Humor sprechen. H.

* Watka R., Das war ich! Dorf-idylle in einem Aufzuge nach Joh. Gott. Musik von Leo Blech. Berlin. Vöte und Bod. 34 S.

* Kaiser Jak., Ratgeber in Schulangelegenheiten. Rudweis, Moldavia. 31 S. K. 0.25.

* Kaiser ist Lehrer in Gutwasser in Südböhmen.

* Pelikan A., Petrographische Untersuchungen von Gesteinen der Inseln Solotra, Abdelkuri und Semha. Mit 2 Tafeln. Wien, Gerold. 29. S. K. 3.10.

* Morrison Arthur, Ein Kind des Jago. Roman. Mit einer Umschlagzeichnung von Emil Orlik. Wiener Verlag.

* Schindler Josef, Das soziale Wirken der katholischen Kirche in der Prager Erzdiözese (Königreich Böhmen). Wien. Kommissionsverlag Wagner & Co. XI S. und 544 S.

* Hesiodi Carmina accedit Homeri et Hesiodi Certamen recensuit Aloisius Rzach. Leipzig. Teubner. XII S. und 460 S. M. 18.—

* Mach F., Freie katholische Universität und moderne Wissenschaft. Eine Mahn- und Denkschrift. Verlag der österreichischen Verlagsanstalt. Linz, Wien, Leipzig. 128 S. K. 1.80.

* Groß Hans, Prof. Dr., Die Erforschung des Sachverhalts strafbarer Handlungen. München. S. Schweitzer. 192 S. M. 2.50.

* Manzer J. W., Orgelschule für Lehrerbildungsanstalten. 5. Auflage besorgt von L. F. Musiklehrer Franz Moisl. Prag. G. Wehler.

* Schubert Ottomar, Die deutsche Mark am Südmeer. Schilderung der nationalen Verhältnisse im österreichischen Küstenlande und im italienischen Friaul mit besonderer Rücksichtnahme auf die historische Stellung des Deutschthums. Biskopsteinig. Selbstverlag. 44 S.

Berichtet nach guten Quellen knapp die Geschichte und gegenwärtigen Ver-

hältnisse des Deutschtums in Görz, Triest, Istrien und Italienisch-Friaul.

* Festschrift zum 500 jährigen Jubiläum der Töpferkunst in Lewin. Lewin. Verlag der Töpfergenossenschaft. 50 S.

Diese kleine Schrift bringt mehr, als man nach dem Titel erwarten sollte: Einiges aus der Geschichte des Kunstwesens, die Kunstartikel der Lewiner Töpfer, Geschichtliches und Technisches über die Töpferei überhaupt, und über die Lewiner Töpferei im besondern, endlich geschichtliche Angaben über diesen bei Auscha gelegenen Pfarrort.

* Von dem Schlussbände der Deutsch-österreichischen Literaturgeschichte von J. W. Nagl und J. Zeidler sind bisher drei Lieferungen erschienen. Sie behandeln die Grundlagen, die literarischen Schulen und die Volksdichtung Altösterreichs von 1750 bis 1848. In diesem Rahmen wird auch die deutsche Literatur und Volksdichtung Böhmens berücksichtigt. Das 3. Heft bringt als farbige Beilage einen Egerländer Hochzeitszug aus dem von unserer Gesellschaft herausgegebenen Heft IV 1 der Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde (Grüne r, Egerländer Sitten, herausgegeben von A. John).

Theater und Musik.

* Die dramatische Dichtung Don Gil von Dr. Friedrich Adler kam den 6. September am Mährner Hoftheater zum ersten Male zur Aufführung und wurde sehr beifällig aufgenommen.

* Am 6. deutschen Sängerbundesfest in Graz (26.—30. Juli d. J.) war der deutsche Sängerbund in Böhmen mit 70 Vereinen und rund 700 Sängern beteiligt. Und zwar waren vertreten: Arnau, Asch (3 Vereine), Auscha, Auffig (3 Vereine), Bodenbach, Braunau (2 Vereine), Brüx, Budweis, Dauba, Deutsch-Gabel, Dux, Eger (3 Vereine), Eibitz, Falkenau a. d. Elbe, Franzensbad, Friedland, Gablonz, Georgswalde, Graslitz, Grottau, Grulich, Hainspach, Hohenelbe, Holeschowitz, Raaden, Klostergrab, Kromau, Krummnu, Leipa, Leitmeritz, Lobositz (2 Vereine), Neubistritz, Neusattl, Nieder-Einsiedel, Niemes, Nixdorf, Oberleutensdorf, Pilsen, Pödersam, Postelberg, dann aus Prag: Deutscher Männergesangsverein, Deutscher Volksgesangsverein, Liedertafel des Deutschen

Handwerkervereines, Launitz, Universitäts-Gesangsverein; weiteres Rohrbach, Rumburg, Saaz, Sangerberg, Scheles, Schludernau, Smichow, Tachau, Teplitz, Teplitz-Schönnau, Tettschen, Warnsdorf, Weipert, Zuckmantel und Zwida u.

Der Sängerbund aus Böhmen brachte unter Leitung Walbert Schafers die Ballade „Gotentreue“ von Hans Wagner zur Aufführung. — Der Otto Julius-Bund aus Dresden sang den Chor „Gruß der Sachsen an Steiermark“, Text von Max Deyhler in Bens, Komposition von Prof. O. Jüngst. Von den eben Genannten stammt auch der Chor „Deutschböhmen Heil“, der dem deutschen Sängerbunde in Böhmen gewidmet ist und demnächst im Druck erscheinen soll.

* Dem 1800 in Prag geborenen Komponisten des „Deutschen Liedes“ Joh. W. Kalliwoda wurde am 3. August d. Js. im Schlosspark zu Donaueschingen ein vom Fürsten Max Egon Fürstenberg errichtetes Denkmal enthüllt. Kalliwoda hatte zu Donaueschingen von 1823—1853 als fürstlicher Kapellmeister gewirkt.

Bildende Kunst.

* **Moderne Galerie in Prag.** Zum Präsidenten und Vizepräsidenten der vom Kaiser gestifteten modernen Galerie in Prag wurden ernannt die Geheimen Räte Johann Graf Harrach und Dr. Josef Maria Bärnreither, zum Präsidenten der deutschen Sektion Dr. Friedrich Freiherr von Wieser. Zu Mitgliedern der deutschen Sektion ernannte der Unterrichtsminister: die Herren Fürst Max Egon von Fürstenberg, Max R. von Spau, Architekt Josef Jasche und die Professoren Anton Helmesen und Alwin Schulz, der Landesauschuß die Herren Wilhelm Ginzley, Kammerer Erwein Graf Kottitz, Dr. Karl Urban und die Maler R. Krattner und Emil Orlik. — Unsere „Gesellschaft“ ist in dem Vorstände der deutschen Sektion durch 5 ordentliche Mitglieder vertreten.

* Die Stipendistin unserer „Gesellschaft“ Anna Morstadt ist an der Ecole Nationale et Spéciale des Beaux-Arts in Paris mit einem Preise ausgezeichnet worden.

* In Innsbruck fand vom 9.—12. September der 7. Kunsthistoriker-Kongress statt. Unter andern hielt Rostos Dr. O. Pazzaurel (Reichenberg) den

Vortrag „Errichtung von Kunstarchiven“. Der Vortrag wird im nächsten Hefte der „Deutschen Arbeit“ erscheinen.

Zeitschriftenschau.

* **Prager medizinische Wochenschrift.** XXVII, 18. 19. Altshul Z., Drei unklare Fälle. — 18. Ryska G., Ein Fall von Icterus catarrhalis mit letalem Ausgange. — 19. 20. Spering D., Ueber den pulsus pseudoalternans. — 19—21. 23. 25. 27. 28. XI. Pietrziowski G., Die Begutachtung der Unfallverletzungen. — 19. Tschuschner J., Ueber Gelatina animalis per os als Hämostaticum. — Edstein, Nochmals die Errichtung verschiedener Primariate in unseren Bezirkskrankenhäusern. — 20—25. Dittrich P., Ueber die Beurteilung angeblicher und tatsächlicher „Mißhandlungen“ vom gerichtsarztlichen Standpunkte nebst Bemerkungen über die Wichtigkeit sanitätspolizeilicher Observationen. — 20. Tauber, Geburtshilfe und Gynäkologie. — Soffer G., Ein Fall von chron. Kleinhirnhautabszess mit Erlöschen der Respiration lange vor dem Aufhören der Circulation. — 22. Scheib A., Zur Kenntnis der typhösen Nephritis. — 23. 24. Cohn R., Zur Frage des Glykogenvorrats im tierischen Organismus. — 23. 25. Fischl L., Ueber Seefrankheit. — 24. Chiari D., Ueber morbus Baulii. — Wiener D., Zur Frage des Glykogenvorrats im tierischen Organismus. (Zweite Entgegnung an Prof. C. Cohn.) — 25. Reimann G., Melanotisches Carcinom der Nebennieren bei einem 3 Monate alten Säugling. — 26. Reumann F., Ueber Paraffininjektionen. — 26—30. Breitenstein, Hygiene in den Tropen. — 26. 28. ff. Quirfeld G., Ergebnisse einer Schulkinder-Untersuchung. — 27. Rohm A., Chromaffuse Zellen; chromaffuse Organe; Paraganglien. — 28. Tieber W., Ueber einen Fall von *Dicophalus tribrachius*. — 29. Arnstein R., Ein Fall von „sponstaner“ akuter Gangrän des Scrotum. — Lindemann G., Ueber neue Heilmethoden der Wärmeeinwirkung, Fiasz etc. (Schluß). — 30. Zupnik L., Die Aetiologie der Diphtherie. — Bauer, Die Manifestationsversammlung der Gemeinde- und Distriktsärzte Böhmens.

* **Freie Schul-Zeitung.** XXVIII, 30. Zur Reform des Zeichenunter-

richtes. — Zur Errichtung der Schulgärten und deren Bedeutung. — 34. Günther A., Neue Lehrerdramen. II. Bretschko: die Verwalterstöchter. Hartl D., Die Demonstrations-Zeigerwage. — 39. Ueber neue Zeichenliteratur. — 41. Marschner R., Die Mitwirkung der Lehrer am sozialen Friedenswerke. (Vortrag.) — 42. Die Frage der Reform des Zeichenunterrichtes auf der IV. Landeslehrerkonferenz in Prag. — 43. Grünauer W., Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung.

* **Mitteilungen des Nordböhmisches Exkursions-Klubs.** XXV, 2. Cartellieri Wilhelmine, Erinnerungen an Wenzel Heinrich Veith. — Paudler A., Das Lutherthum in Leipa um 1550. — Lederne Brücken. (Sagen.) — Wasserleitungen. (Neue in Deutschböhmen.) — Bücheranzeigen. — Benisch Johanna, Schun! (Mundartliche Erz.) — Das heilige Christspiel. (Text zu einem Weihnachtsspiel.) — Knothe J., Zur Presbyterologie der Stadt Rumburg. — v. Daxlinger Julie, Eine botanische Wanderung auf den weißen Berg bei Prag. — Feder G., Sadergrund. (Geschichtl.) — Haudek J., Aus meiner Musikmappe. (Deutschböh. Musiker und Komponisten.) — Frind A., Bildhauer Paul Stolz. (Biogr.) — v. Weinzierl R., Archäologisches aus dem Klubgebiete. — Elger A., Aus Reichstadt. (Geschichtl.) — Maler Franz Liebich. (Biogr. Nach dem Manuskript v. Schors von A. Kürschner.) — Simm J. und Kögler A., Feuersegen und Soldatenaberglaube. — Wimmer G., Das Johannsbett. (Volksbrauch.) — Gertner G., Friedhofspoetik aus Nordböhmen. — Jahnke G., Zur Baugeschichte der Aufiger Stadtkirche. — Zur Familienkunde derer von Salhausen. — Anfert D., Aus Leitmeritz. (Geschichtl.) — Gedichte: Frida Gumpinger, F. Arlt, J. Segalla-Mahsa, A. Palme, M. Urban, Fanny Zetel, F. Schwind, F. Thomask. — 3. Brehm G., Vorgehen — Entstehen (Ueber Gründungen und Verschwinden von Ortschaften in Böhmen.) — Paudler A., Aus dem Volksmunde. (Gebete und Lieder der volkstümlichen Ueberlieferung.) — Slauko und Borscho. (Erklärung dieser Namen.) — Die Natur und ihre Denkmäler. (Getroffene Maßnahmen zu deren Erhaltung.) — Bücher-

anzeigen. — Nleder G., Die Herren von Krauach auf Nieder-Ebersdorf bei Benfen. — Aus dem Volzenthale. (Instrumentenbauer und Musiker aus Großwöhlen. Wirthshausinschriften vor 200 Jahren.) — Verzeichnis der veröffentlichten Schriften von Professor Rudolf Müller. — Krahel F., Die Gersdorfer Kapelle. (Ihre Erbauung durch Dießlich.) — Knott H., Ein Kriegsausruß aus dem Jahre 1796. (Von Prokop Graf Lazanzky an die Bewohner des Leitmeriger Kreises.) — Kögler A., Aus Freudenberg. (Sagen.) — Schmidt B., Hofensfurter Professoren aus Leipa und Nachbarschaft. — Emil Uhl. (Selbstbiographie.) — Zinke A., Wasserleitungen. (Aus Deutschböhmen.) — Anfert D., Die Gräber und Grüste der Leitmeriger Stadtkirche. — Dantschel F., Ortsrepertorium. (Gerichtsbezirk Haida.) — Korb H., Vogelschutz in Böhmen. — Gedichte: Frida Gumpinger, F. Arlt, F. Thomas, H. Kreibich, D. Mauder.

* **Bohemia.** LXXV, 190. Teischen und seine Bewohner. — 191. Bondy J., Ein Prager Studentenroman. (Strobl R. D., Die Wacławbude.) — Strobl R. D., Die tödende Kunst. (Erz.) — 195. Neuwirth J., Das soziale Wirken der katholischen Kirche in der Prager Erzdiözese. (Schindler's J. gleichnamiges Werk.) — Dorcica A., Materialien zur Geschichte der Egerer Lateinschule. (Siegl's R. gleichnamige Veröffentlichung.) — 196. 201. Watzka H., Deutschböhmisches Musik im 16. Jahrhundert. — 205. 219. Engels G., Deutschböhmisches Künstler in München. 7. Leopold Schmutzler. 8. Walter Ziegler. — 212. Fiegl A., Der Widerständigen Zähmung. (Erz.) — 214. 217. Weiß G., Der Alkoholismus und seine Folgen. — 215. Paas H., Die Nachbarsinder. (Erz.) — 226. Dantschel F., Naturspiele.

* **Prager Tagblatt.** 191. Prager Familiennamen. — 197. Woosch A. J., Erlösung. (Novellen-Skizze.) — 198. Voensgen-Alberty W., Düsseldorf. — Rant W., Ungebrachte Briefe Chopins an Fontana. — Fleischer B., Grethel. (Nov.-Skizze.) — 204. Aus der Wappe eines alten Pragers. — Sprachgrenze und Deutschthum in Böhmen. (Ueber Ziemmrichs Buch.) — Zehlau G. v., Von Constantine nach Tunis. — 212. Urbanický H., Die Wasserstraßen von Budweis zur

Donau. — Prohazka H. Freiherr von, Lebensbogen. — Regenbogen. (Gedichte von Karl Esmarck.) — 215. Daplinger J. v., Eine botanische Wanderung im Rinsky-Garten. — 216. Emil L., Redekunst. — 218. Der Dichter der VII. Rangklasse. (Ueber das Feuilleton der „Wiener Zeitung“ von A. R. Hein, Adalbert Stifter's Beamtenlaufbahn.) — 121. Gensichen D., Nicolaus Venau.

* **Der deutsche Volksbote.** XII, 29. Garkirsch A., Aufschneider und Wichtigthuer. — 30. 31. Pröll Karl, Der Bildungsmissionär.

* **Deutsche Leipziger Zeitung.** LII, 60. Peter J., Der Waldmusikant.

* **Duxer Zeitung.** XXX, 31. Röhrer A., Duxer Gerichtspflege vor 200 Jahren.

* **Gablonzer Zeitung.** XX, 91. Fischer Karl H., Die älteste Glocke der Gablonzer Stefanikirche.

* **Bote aus dem Egerthal.** XXIX, 54. Wehinger D., Franz Floth. Eine literarische Studie. — 59. Wolf A., Ein Sonntag in Hartenberg.

* **Pilsener Tagblatt.** Nr. 191. Zunt B., Journalistenschwänke — 202. 203. Die biostatistischen Verhältnisse Pilsens. — 210. Westböhmen in Geseß. — 212. Friedl A. D., Wie sie die Zeitung lesen.

* **Tetschen-Bodenbacher Zeitung.** XLVII. Grunert J., Tetschner Ausstellungsbriefe.

* **Monatsberichte über Kunstwissenschaft und Kunsthandel.** II, 2. Schermer D., Einige Nachrichten über Guarino Guarini.

* **Zeitschrift für Schulgesundheitspflege.** Altschul Theod., Einige ärztliche Bemerkungen zu Tollingers Artikel „Der Fußball“.

* **Das Wissen für Alle.** II, 22. Schiller F., Ein österreichischer Dichter und Politiker. (Moriz Hartmann.)

* **Der praktische Landwirt.** XXXIX, 28. Fiegl A., Klag' und Leid des Bauernauszücklers. (Mundartliches Gedicht aus Westböhmen.)

* **Das deutsche Volkslied.** IV 1, 3. Rietsch D., Entlaubt ist der Walde. Wilhelmus von Nassau. (Tonsätze.) — 2. Ramiß F. J., Die Pflege des Volksliedes in Schulen und Kindergärten. — 3. Stibitz J., Bulerliedla aus der Jglauer Sprachinsel.

* **Deutsche Rundschau.** XXVIII, 11. Eisler H., Wilhelm Wundt.

* **Nord und Süd.** CII, 305. Salus Hugo, Prager Elegien.

* **Weltermanns Monatshefte.** XLVI, 11. Salus Hugo, Hofige Wölflchen. (Gedicht.)

* **Die Gesellschaft.** XVIII, 15/16. Desteren F. W. von, Das Gastmahl des Aretius. Ein Gespräch über Kunst.

* **Die Zeit.** 412. Holzner E., Der deutsche Sagbau.

* **Deutsche Dichtung.** XXXII, 10. Lirsch E., Das Mantelkind. Erzählende Dichtung.

* **Die Zukunft.** X, 41. Salus Hugo, Vom hohen Rabbi Löw. (Gedicht.)

* **Wiener Abendpost.** 1. August. Fleischner L., Das neue Schulgesetz in England.

* **Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.** Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. Bezirkshauptmann i. R. Adalbert Krzmar in Prag übersendet eine Arbeit, betitelt: „Ueber das Alter der Alluvion und der sumerischen Städte und Ansiedlungen in Mesopotamien“. Das wirkliche Mitglied Professor G. Goldschmidt übersendet zwei im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeiten von Dr. Otto Dönigsmidt: 1. „Ueber Hydrierung des Biphenylenoxides und der isomeren Binaphthylenglyde“, 2. „Zur Kenntnis der α - und β -Naphthylphenyläther und der α - und β -Naphthylphenole“ und eine im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit von Dr. Alfred Kirpal „Ueber Cinchomeronsäure und deren Ester“, deren Inhalt sich unmittelbar an frühere Arbeiten des Verfassers anschließt. Derselbe übersendet ferner drei im chemischen Laboratorium der k. k. deutschen Universität ausgeführte Arbeiten, und zwar: 1. „Ueber Nitrile der Pyridinreihe“ von Dr. Hans Meyer. 2. „Ueber Aminopyridincarbonsäuren“ von Dr. Hans Meyer. 3. „Zur Kenntnis der Kondensationsprodukte von Naphthaldehydsäure mit Ketonen“ von Dr. Josef Zintl. Das korrespondierende Mitglied Hans Moleschott übersendet eine im pflanzenphysiologischen Institute der k. k. deutschen Universität in Prag von Viktor Kindermann ausgeführte Arbeit: „Ueber die auffallende Widerstands-

kraft der Schließzellen gegen schädliche Einflüsse.“

* **Komitee für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen.** In der unter dem Vorsitze des Prinzen Ferdinand Lobkowitz abgehaltenen gemeinschaftlichen Jahres Sitzung des Direktionskomitees und der Durchforschungs-Kommission wurde über die im Jahre 1901 ausgeführten Arbeiten Bericht erstattet, woraus nachstehendes mitgeteilt wird. Zuerst berichtete der Geschäftsleiter Professor Dr. A. Koristka über den Fortgang der Landesdurchforschung im allgemeinen und legte die im Laufe des verfloßenen Jahres im Archiv erschienenen Publikationen vor. Hierauf gab er einen kurzen Bericht über die von ihm selbst unternommenen topographischen Arbeiten, welche sich auf das zwischen Lubitz, Jechütz, Manetin und Kralowitz liegende Terrain beziehen. Was die geologischen und paläontologischen Arbeiten betrifft, so befaßte sich Prof. Dr. A. Frič mit einer neuen Bearbeitung der Archiven der produktiven Steinkohlenformation Böhmens und verfertigte Zeichnungen für eine Reihe von Tafeln. Dr. Edw. Bayer arbeitete an „neuen Pflanzen der böhm. Kreideformation“. Prof. Dr. G. Laube setzte im August 1901 die Begehung des Zepher Hochlandes fort. Prof. Dr. K. Urbá be richtete über die Arbeiten des Prof. Dr. F. Slavík, welcher Material zur Bearbeitung der Eruptivgesteine aus der Gegend von Neu-Straschitz und Ratonitz, dann aus der Gegend von Kralowitz, aus dem Střela-Thale bei Plas und weiters entlang dem Miesflusse und dem Radnißer Bache bis Plan bei Pilsen einerseits, Wejmanow und Radniß andererseits verschaffte. Prof. Dr. P. Woldrich beendigte die geologischen Studien im Thale der Wolinka, welches sich vom Fuße des Kubany bis nach Strakonitz hinzieht, und arbeitet gegenwärtig an der Karte dieses Gebietes. In der botanischen Durchforschung, über welche Prof. Dr. L. Celakovsky referierte, beteiligten sich die Herren Wilhelm, Folgner, Bauer und Hubal. Dr. J. Wilhelm widmete seine Aufmerksamkeit auf seinen zahlreichen Ausflügen in das mittlere und nördliche Böhmen den Kryptogamen. Dr. Viktor Folgner setzte seine Durchforschung der böhmischen Flora im Sinne der ökologischen

Pflanzengeographie fort, indem er die Association der Pflanzen, ihre Abhängigkeit vom Standort, vom Boden und vom Klima verfolgte. Zu diesem Zwecke besuchte er mehrmals das böhmische Mittelgebirge. E. Wauer beschäftigte sich mit weiteren bryologischen Forschungen im nördlichen Böhmen. Dr. F. Kubal setzte seine Studien über die Schwämme fort und unternahm zu diesem Behufe zahlreiche Ausflüge in die Elbegegenden. Ueber die Arbeiten der zoologischen Station in Podjebrad an der Elbe berichtete Prof. Dr. A. Frič wie folgt: Der größte Teil der verfügbaren Zeit wurde dem Studium des früher eingesammelten Materiales gewidmet und das Manuscript über die Elbe von Dr. Frič und Dr. Wavra mit Beiträgen vom Museumsassistenten Sramek und R. Thon dem Drucke übergeben. Zum Schluß legte Dr. J. Panaman, Direktor der agril. chem. Station in Lobositz eine für das Archiv bestimmte Arbeit „Ueber die Bodenbeschaffenheit und das Nährstoffkapital böhmischer Ackererden“ vor. — Nach Beendigung dieser Vorträge wurde eine Sitzung des Direktionskomitees abgehalten. Hierbei wurde für die Drucklegung des von den Herren Prof. Dr. V. Schiffner und F. Matoušek verfaßten Werkes „Die Raubmoosflora von Böhmen“ eine Subvention bewilligt.

*** Berichte der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen.** Von älteren Beschlüssen der Gesellschaft muß hier einer erwähnt werden, der in der nächsten Zeit zur Ausführung kommt. Nach dem Tode ihres Stifters und langjährigen Vorsitzenden Hofrat Prof. Dr. Philipp Knoll hat die Gesellschaft den Beschluß gefaßt, zur bleibenden Erinnerung an ihren Gründer alle drei Jahre für die beste als preiswürdig anerkannte Arbeit eines deutsch-böhmischen oder in Böhmen wohnenden deutschen Forschers aus der theoretischen Medizin einen Preis von 2000 K zu verleihen, welcher die Bezeichnung Dr. Philipp Knoll-Preis führen soll. Der Preis kann auch geteilt werden. Die erste Zuerkennung dieses Preises erfolgt im Jänner 1903.

Mit dem vorliegenden Hefte schließt der erste Jahrgang unserer Monatschrift. Das Oktoberheft, das den zweiten Jahrgang eröffnet, wird unter anderem folgende Beiträge bringen: Prof. D. Rauchberg „Das Zahlenverhältnis der Deutschen und der Tschechen in Böhmen.“ Mit einer neuen Sprachentarte auf Grund der letzten Volkszählung. Prof. Weber, Die Schwarzenberge. Prof. Laube, Der Dienstag. (Aus dem Vereinsleben des alten Prag.) Bruchstücke einer neuen Dichtung von F. W. von Dostören. Dr. Pazourek, Ueber Kunstarchitektur. D. Pudor, Zur Kunst-erziehung. Eine längere auf heimatlichem Boden spielende Erzählung von Rudolf Haas, „Die rote Ries“. Gedichte, Vesperehungen (Zemtrich, Schindler u. a.), Berichte und als Beilage ein Aquarell von Emil Orlik. — Das November- und Dezemberheft sollen zum Teil der Ausstellung deutsch-böhmischer Künstler in Wien gewidmet sein. Das Plakat und einige Bilder dieser Ausstellung werden in Reproduktionen beigelegt und mit entsprechenden Aufsätzen von Maler R. Krattner begleitet werden. Diese und die nächsten Hefte bringen außerdem Abhandlungen von Prof. Raindl über die deutschböhmisches Kolonien in der Bukowina, Prof. Neuwirth über den Anteil Böhmens an der Wiener Miniaturausstellung, von Dr. Wiener über Prager Exlibris (mit Wibern), Prof. Richter, Th. Körner in Deutschböhmen, Frau W. Wiechowksi, Das Glück, Dr. Hönenig, Wallenstein in Dichtung und Mythe, Haudek, Ueber W. D. Weit, Jesser, Ueber Volksbibliotheken (mit einem insbesondere für Deutschböhmen berechneten Musterverzeichnis), Prof. Haendke, Bildende Kunst des 18. Jahrhunderts in Nordböhmen, Dr. W. Federer, Zur Landwirtschaft in Böhmen, Direktor J. Haase, Angengruber-Briefe, Heimatkundliche Aufsätze von Dr. M. Urban, J. Schramek, J. Peter u. a., Erzählungen von S. Rollet, J. Peter, Irma Brasla und Maria Sibian, ein Scherzspiel von dem Bauerndichter A. Fiek, nachgelassene Sinnsprüche von Justus Frey, Balladen, Gedichte usw. Vieles Andere ist zugesagt und in Vorbereitung, so daß wir mit frischem Mute den neuen Jahrgang beginnen können.

Verantwortl.: Prof. Dr. Adolf Hauffen, Prag I, Sukgasse 20. Für dieses Heft unter freundlicher Mithilfe von Prof. Dr. Hans Molisch. Für Deutschland der Verlag. — Druck und Verlag von Georg D. W. Callwey in München.

**This book should be returned to
the Library on or before the last date
stamped below.**

**A fine of five cents a day is incurred
by retaining it beyond the specified
time.**

Please return promptly.



2044 103 231 817